Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft

Digitized by Google

FOUNDED
Hackley Public Library.
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Franz Hirsch.

Band II. 1883.

Neudnitz bei Leipzig.

Verlag von A. H. Payne.

1883.

Digitized by Google

AP
30
.S17
1883
v.2

N. Y. Public Library

15413 A

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Ein Hafen. Novelle von J. Boy-Ed 713
Rafael. Ein Erinnerungsblatt zu des Künstlers 400jährigem Geburtstag 748. 856
Magnetismus. Beobachtungen eines Unbefangenen 760
Belauscht. Von F. H. 768
Das Feuer auf dem Berge. Ein loses Blatt aus den Erinnerungen meiner russischen Freundin. Von N. von Eschstruth 770
Blind für's Vaterland 780
Ehrliche Briefe über Erziehung. Von Ida Barber 781
Literarische Spitzen. Von Bruno Sch. 789
Der Nürnberger Kassendiebstahl. Auch ein Beitrag zur Frage der Entschädigung unschuldig Verurtheilter. Von Rudolf Müldener 790
Eine Theaterbekanntschaft. Nach dem Leben erzählt von Franz Hirsch . . 808
Auf der Giselapromenade. Eine Studie aus dem Meraner Kurleben. Von W. H. Vormann 817
Die kleine Jeanne. Novelle von C. Schröder 831
Atavismus. Von Dr. A. Berghaus 852
Duftende Blume. Gedicht von Edmund Grün 855
Eine freudige Ueberraschung. Gedicht von Hartwig Köhler 866
Ein Jahr später. Aus der Erinnerungsmappe eines alten Diplomaten. Von Hans von Spielberg 867
Bakterien. Von Dr. H. R. 882
Die Venus von Milo. Capriccio von Mathilde Gräfin Luckner . . . 885
Skizzen und Sagen aus Teplitz 890
Buch und Zeitung. Von Paul Dehn 902
Drei Ritter. Novelle von Karl Herold 915
Die weiblichen Ungeheuer. Eine harmlose Geschichte von Julian Weiß . . 926
Der Kulturfeind. Humoreske von Eduard Müller-Gauger 931
Neue Bücher 938. 1057. 1175
Lisbeth. Von H. Billinger 949
Die Kunst für Alle. Eine Kulturstudie. Von O. Seiffert 972
Die letzten Tage des „Giambattista Vico". Von G. L. Piccardi. Deutsch von J. Boy-Ed 986
Der Mensch und das Federvieh 991
Die Kunst sich vortheilhaft zu kleiden. Von Rosa Barach 996
Beim Abschied. Gedicht von Edmund Grün 999
Beinahe in Italien. Novelle von E. Müller-Gauger 1000
Fieberphantasien. Aus der letzten Lebensstunde. Von W. H. Vormann . 1011
An der Table d'hôte. Plauderei von Th. v. Re 1015
Die Lauscherinnen. Gedicht von Hartwig Köhler 1019
Zwischen alter und neuer Welt. Novelette von M. Vogler 1020
Die Entdeckung Amerikas vor Columbus. Ein Stück Culturgeschichte. Von Rudolf Müldener 1036
Erzherzog Karl! Einen kühnen Sprung! Gedicht von Alfred Friedmann 1050
Etymologische Kuriositäten. Gesammelt von Eduard Schranka 1052
Textrahmen zu unseren Bildern 1055. 1174

Digitized by Google

Seite
Die Schiffbrüchigen des Lebens. Novelle von Hugo Klein 1067
In der Sommernacht. Gedicht von Th. Nöthig 1093
Die Verbreitung der Organismen. Von A. Berghaus 1094
Der Stein der Weisen. Kulturgeschichtliche Novelette von F. von Zobeltitz 1103
Interessante Frauen. I. Luise, Raugräfin zu Pfalz 1119
Erwartung. Gedicht von H. 1124
Bibliothekzimmer-Gespräche. Von F. v. S. 1125
Ueber alles die Pflicht. Novelle von Hans von Spielberg 1130
Langbärte und Perrücken. Ein Kulturbild aus dem alten Reich. Von E. Müller-Gauger 1149
Cupido. Von H. Billinger 1153
Schwarze Augen. Bekenntnisse einer Frau 1157
Der Buchhändler Palm. Ein Bild aus trüber Zeit. Von P. Osmin . . 1161
Der historische Clavigo. Historische Wahrheit und klassische Dichtung. Von M. R. 1170
Aktäon. Novelle von Konrad Telmann 1185. 1303
Gouvernanten und Hofmeister. Ein Schattenbild der Zeit 1222
Immergrün. Plauderei in einem Akt von Otto Felsing 1227
Extravaganzen im Ordenswesen. Von G. Wißmann 1245
Die russische Prinzessin. Nach dem Spanischen von K. von Wissel 1257. 1364
Joseph Ignaz Kraszewski. Von Heinrich Nitschmann 1287
Frühlingsboden. (Philippine Welser. 1558.) 1293
Die glückliche Frau. Nach J. P. Hebel 1352
Die Hieroglyphen. Von Friedrich Preisigke 1353
Verlassen. Nach einem alten Volksliede 1358
Indifferente Thermen. Von J. Freytag 1359
Sultan Mahmud. Gedicht von A. Forstenheim 1405
Konversation auf dem Lande bei Alten und Neuern. Von F. v. S. . . . 1407
Die Kreuzesabnahme 1411
Salonpost 822. 939. 1058. 1176. 1294. 1412
Neueste Moden 823. 941. 1059. 1177. 1295. 1413

Kunstblätter.

Belauscht.
Ein geduldiger Gespiele.
Führe uns nicht in Versuchung.
Blind für's Vaterland.
Eine freudige Ueberraschung.
Ein Rencontre.
Auf dem Wege zum Ruin.
Auf der Flucht gefangen.
Die Lauscherinnen.
An der Leiche des Feindes.
Freuden auf dem Lande.
Eine Hochzeitsgesellschaft unter dem Niagarafall.
Ein malerisches Sommervergnügen.
Erwartung.
Die Königsschlucht an der Arkansasbahn.
In der Kirche.
Die Söhne Rubens.
Ein hoffnungsvoller Kegelklub.
Frühlingsbooten.
Großmamas Geburtstag.
Der kleine Hülfsprediger.
Nach der Arbeit.
Die Kreuzesabnahme.
Verlassen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Belauscht.

Nach dem Gemälde von E. Nicolet.

Digitized by Google

Der Salon.

Ein Hafen.

Novelle von J. Boy=Ed.

(Schluß.)

Herr von Rodenwaldt wandte seine Stirn wieder dem jungen Weibe zu, seine Lider hoben sich, er sah sie an. Es war ein gramvoller Blick. Thereſe erbebte — sie las in seiner Seele — er hatte seine Maske fallen lassen. Sie litt, da sie ihn ohne den kühlen Hochmuth sah, den sie immer an ihm gekannt, denn sie begriff, was sie ihm kostete, diese Stunde.

„Dahin ist es noch nicht gekommen", sprach er leise, „daß ich mich von eines Weibes Mitleidslügen blenden lasse. Sie — gewinnsüchtig? Nein, das ist nicht wahr. Ich verzeihe Ihnen, was Sie mir gethan, denn Sie haben es in jener Güte gethan, welche die Frauen manchmal so herzlos scheinen läßt. Sie glaubten groß zu handeln und wurden nicht inne, daß Ihre Hand, die mich zu streicheln dachte, mich schlägt. Das ist die Enge eines Frauenblicks, der wohl unendliches Leid sieht und begreift, aber nicht versteht, was Mannesehre ist."

Thereſe erblich. O, ob sie wußte, was Mannesehre ist! Sie, die der gebeugte Mann da mit hohem Lob ihrer großen Motive entschuldigte, sie rang ja hier nur in heißem Kampf, um eines andern Mannes Ehre heimlich und tief zu kränken.

„Herr von Rodenwaldt", rief sie glühend, „hören Sie mich an: ja, es ist Lüge! Ich frage nicht nach Gewinn. Nehmen Sie mein Geld — Sie hätten es ja mit dieser meiner Hand auch genommen. Nehmen Sie es, damit Ihre Tochter ungehindert glücklich sei."

„Ich konnte es mit Ihrer Hand nehmen, aber nicht ohne diese! Denn meinem Weibe durfte ich zumuthen, jedes Los mit mir zu theilen, meinem Weibe gegenüber hatte ich stündlich die Macht, durch unbegrenzte Fürsorge ihr meinen Dank zu zeigen, ihr wohlzuthun. Einer Fremden aber, die mir ihr Geld aufdrängt und dafür eine Hypothek verlangt, muß ich sagen: Dein Geld könnte verloren gehen, denn ich bin nicht sicher, daß ich den Ruin abwenden werde", sagte Herr von Rodenwaldt.

Draußen rollte der Donner näher, die Luft verfinsterte sich und in der fahlen Beleuchtung schlugen jetzt auch schon die ersten schweren Tropfen auf die Fensterbretter. Die dunklen Vorhänge hinter den ge=

Digitized by Google

öffneten Fenſterflügel blähten ſich, der hereinſtoßende Windhauch ſtrich um die Stirnen der bleichgewordenen beiden; ſie achteten deſſen nicht.

„So gehe es verloren!“ rief Thereſe. „Mein Freund, Sie boten mir geſtern das Höchſte, was Sie zu geben haben: Ihr ganzes Selbſt! Ich ſchlug es aus, weil ich nicht ja ſagen durfte! Heute biete ich Ihnen ſo unendlich Kleines, Gemeines; ich bringe Ihnen ein bißchen von dem elenden Mammon, den ich verachte, weil er aus Menſchen Rechenmaſchinen macht! Sie werden nicht ſo klein ſein wollen, mein Freund, Sie werden dieſe geringfügige Gabe nicht zurückweiſen. Ihre Zurückweiſung zeigte mir ja, daß dieſe Summe ein Gegenſtand von Werth iſt in Ihren Augen, während ich hoffte, Sie würden ſie bloß als Ziffer anſehen, die eine zufällige Differenz in Ihren Rechnungen bequem ausgleicht.“

Herr von Rodenwaldt trat in die Fenſterniſche und ſchaute hinaus über den jetzt ſchwärzlich wogenden, unruhig bewegten Strom. Droben am Horizont hing nun ein grauer Regenſchleier vor dem bewaldeten Höhenzug und dem alten Wartthurm. Der Regen ſprühte um ihn, ſchlug ihm an die Stirn, er merkte es nicht. Thereſe ſchritt ihm nach.

„Ich wende mich an den Vater“, ſprach ſie beflügelt weiter, „will er, daß ſein Kind weine? Ich wende mich an den klangvollen Namen des jüngſt erſt vom Kaiſer geehrten Mannes, will er, daß man an der Börſe flüſtere „er vermeidet es, ſeine Tochter zu vermälen; ſollte ihm die Mitgift ſchwer werden? Muß ich, ich Ihnen ſagen, was ſolches Börſengeflüſter bedeutet?“

„Meine liebe, junge Frau“, ſagte Herr von Rodenwaldt, immer auf den regengepeitſchen Fluß ſehend, „was Sie mir geben wollen, kann nur genügen, die Erbgutfrage meines Kindes zu ordnen, mir gründlich die Sicherheit wiederzugeben, die ich verlor — dazu bedürfte ich einer Million.“

„Aber weiter will ich ja nichts, Du ſollſt ja nur mein Geld Deinem Kinde geben, was geht mich Dein Glanz oder Fall an“, wollte Thereſe wie in einem wahnſinnigen Taumel ausrufen. Aber ſie faßte ſich und ſprach leiſe:

„So dürfte, was auch immer geſchehen mag, nie der Vorwurf Sie treffen, Sie hätten Ihr Kind um das ſeinige gebracht. Seien Sie großmüthig und gut gegen mich, Herr von Rodenwaldt, nehmen Sie meiner Seele den Stachel, den das „Nein“ zurückließ, welches ich Ihnen ſprach. Geben Sie meinem ſchwachen Frauenherzen den Troſt, daß ich trotz meines „Nein“ Ihnen noch ſo werth bin, daß Sie wünſchen mir wohlzuthun.“

Sie legte beſchwörend ihre Hand auf ſeine Schulter. Und in dieſem Kampf, den eines Mannes Stolz mit eines beleidigten Weibes heimlichem Rachedurſt kämpfte, blieb das Weib die Siegerin.

Thereſe las es mit innerlichem Jauchzen in ſeinen Augen, die ſich tief in die ihren ſenkten. „Von meiner Gnade!“ jubelte es wieder in ihr. Herr von Rodenwaldt fragte nicht mehr um ihre Gründe, er glaubte ihre Ekſtaſe zu verſtehen, ihre letzten Worte ſagten ihm ja alles. Nach einer Pauſe, in der krachender Donnerſchlag das ſchwere Seufzen der Erleichterung, welches aus beider Bruſt emporſtieg, verſchlang, ſprach der blaſſe, hagere Mann wieder ruhig:

Digitized by Google

„Meine Energie wird sich verdoppeln, nun es gilt, für Ihr Vermögen mitzukämpfen."

Er schritt, gemessen und vornehm wie immer, an seinen Schreibtisch, setzte sich, nahm Papier hervor, tauchte die Feder ein, und über das vor ihm stehende Geräth hinweg zum Fenster blickend, sagte er:

„Darf ich bitten?"

Therese näherte sich und blieb neben dem Schreibtisch stehen.

„Sobald Ihr Bankier oder Sie selbst mir jene Summe einhändigen wird —"

„Morgen", schaltete Therese ein.

„Werde ich Ihnen, unter Beobachtung aller üblichen Formen, ein Hypothekeninstrument ausfertigen lassen und wir könnten, wenn es Ihnen genehm ist, den notariellen Akt in meinem Hause hier, vollziehen", fuhr Herr von Rodenwaldt eintönig trocken fort. „Indessen wünschte ich Ihnen eine Sicherheit zu geben, welche noch über diese Hypothek geht. Ich werde heute noch meine Einwilligung an Doktor Willibald schreiben. Und heute noch, jetzt in Ihrer Gegenwart, will ich ein Dokument ausfertigen, welches zwar keinen Werth vor Gericht, aber desto höheren Werth für einen Ehrenmann hat." Er schrieb und sprach dabei seiner Feder nach: „An meine Tochter Carla. Nur zu öffnen in dem einzigen Fall, daß das Haus Rodenwaldt seine Zahlung eingestellt haben sollte, oder daß nach meinem Tod sich die Nothwendigkeit solcher Einstellung ergäbe." Ich erkläre Dir hier an Eidesstatt, daß, als Du Dich verlobtest, Dein mütterliches Erbtheil bereits verloren war, daß, um Deine Verbindung mit Doktor Willibald zu ermöglichen, Frau Therese Wedekind mir ihr Vermögen, im Betrag von dreimalhunderttausend Mark gegen eine Hypothek übertrug. Sollte die Masse Frau Therese Wedekind nicht das ihrige zurückerstatten, befehle ich Dir, so Dir Deines Vaters Ehre theuer ist, ihr jene Summe zurückzugeben.

E. von Rodenwaldt."

„Nein", stammelte Therese, „nein, das will ich nicht. Sie werden Ihren Reichthum zurückerlangen, Ihre Kinder sollen nie erfahren —"

Er stand ruhig auf.

„Ich will es so", sagte er fest. Ein irrer Gedankenrausch packte Therese, wenn er es erfährt? Ich wollte ja nur für mich, zum heimlich tröstenden Bewußtsein diese Rache! Kann ich mein Wort zurücknehmen? Wird Herr von Rodenwaldt, muß er dann nicht bemerken, daß alle meine Worte Lügen waren, daß ich nur dies eine Motiv „Willibald" hatte? Gefangen, gefangen, in ihren selbst verknüpften Stricken. Aber Willibald würde es dennoch nie erfahren, Rodenwaldt würde gewißlich bald zu dem alten Reichthum gelangen.

Wie im Traum sagte sie Adieu, halb bewußtlos ließ sie sich von Herrn von Rodenwaldt an ihren Wagen bringen. Sie athmete durstig die feuchte Luft ein, aber schwül und unerquickt drang sie in ihre Lungen. Das Gewitter hatte die Atmosphäre noch nicht gereinigt.

Die ersten Schatten des nahenden Abends sanken auf die Straßen hernieder, als Therese, das der Kranken gegebene Versprechen erfüllend, die Schwelle der Paulskirche überschritt. Wie Schauer des Grabes wehte die Kirchenluft sie an. In dem weiten Halbrund des mächtigen Domes, kämpften die rothgelben Flammen der schon entzündeten Lichter, mit der gespenstischen Nächtigkeit, die von der hohen Kuppelwölbung herabdräute. Aber nur in ihrem nächsten Kreis, an der hellen Rundung der riesenhaften Strebepfeiler, welche rings den Kirchenraum einfaßten, vermochten die schwanken Flämmchen siegreich zu leuchten. Im ganzen übrigen Raum herrschte geheimnißvolles Halbdunkel, welches gerade genug jedem Kommenden die Möglichkeit ließ, einen Platz in den sich fächerartig von der Kanzel aus verbreitenden Kirchenstühlen zu finden. Stumm glitten dunkle Gestalten durch die Gänge, Thüren klappten, Schritte hallten, jedes Geräusch tönte lauter in der sonst stillen Kirche, wie vor einem dunklen Hintergrund jeder Lichtstrahl greller scheint. Obgleich regster Eifer um des wohlthätigen Zweckes halber, genug Billetabnehmer gepreßt hatte, war die Schar der Erscheinenden nur gering, denn der fliehende Sommer verführte zum Genuß der letzten warmen Abende im Freien.

Therese empfand jedesmal ein fremdartiges Mißbehagen, welches fast wie ängstliche Beschämung war, wenn ihr Fuß auf die kalten Fliesen, den in der Kirche wiederhallenden Tritt setzte. Wie lange Jahre schritt ihr Fuß nicht mehr durch diese Gänge? Sie kam sich vor, wie eine unberufene Eindringlingin an dieser Stätte. Scheu kauerte sie sich in die Ecke eines Gestühls und versuchte im Schein, der unfern über ihr flimmernden Flamme, das Programm zu lesen. „Präludium und Fuge von Bach", dann eine Arie aus Paulus, wieder Orgelmusik, wieder Gesang: eine Tenorarie aus der Johannispassion und dann abermals Orgelvorträge. Gleichgiltig knitterte sie das weiße Blatt zusammen. Sie erwartete keinerlei Genuß.

Und doch hatte sie nicht ungern ihr Versprechen erfüllt; sie sehnte sich aus tiefstem Herzen nach einer Stätte, wo sie ungestört nachzudenken vermochte. An diesem ganzen langen Tag, hatte die kranke Freundin fortwährend ihrer begehrt und Therese nicht den Muth besessen, sich ihr zu entziehen. Hier war Ruhe, hier durfte niemand von ihr verlangen, daß sie freundlich lächelnd spreche, während in ihrem Herzen Sturm tobte. Wie erlöst lehnte sie ihr Haupt an die Rückenwand des Kirchengestühls; auch die Kühle in der durchschatteten Kirche that ihr unsäglich wohl. Die fieberheiße Glut, die sie den ganzen Tag in der Brust gefühlt, mußte hier von ihn weichen, und befreit . . .

Sie schreckte zusammen. Ein geisterhafter Ton schwebte, leise erst, dann anschwellend und immer gewaltiger erbrausend, durch die Kirchenhallen. Andere Töne fügten sich ein, tiefer, dröhnender, zart hauchte es dazwischen wie englischer Gruß, wie das Singen überirdischer Kinderstimmen. Und immer fortschreitend verschlangen sich die Töne zu einer ehernen, erhabenen und verständlichen Melodie: „Ich bin Dein Gott und Herr!" brausten die Orgelweisen den zitternden Menschen zu. Aber an die klarschreitende Melodie rüttelten die Erschütterungen des Zweifels. Ein Kampf entspann sich, ein gigantischer. Die machtvolle Priesterstimme beschwor das chaotische Wogen und Wallen, oft unterlag sie, oft

herrschte sie. Und über dem verzweifelten Sturm des Glaubenskampfes, jubelte zuletzt leuchtende Gottesfreudigkeit empor in anbetender Hymne.

Therese saß, mit gefalteten Händen und starrte angstvoll empor in das Dunkel. Es regte sich in ihrem Herzen wie Trotz.

„Es soll mich nicht fassen", murmelte sie. „Es soll nicht!" Aber als der letzte Orgelklang verhallte, hätte sie die Hände emporstrecken mögen und flehen: „weiter, mehr!" Es war ihr, als ob die brausenden Melodien eine Leiter gewesen seien, an denen ihre bangen Gedanken emporklommen zu reiner Höhe; als sei der Orgelton eine Wiege, darein sie ihre heimatlose Seele betten konnte.

Abermals begann die Orgel; es war das Vorspiel zu der Arie des Paulus. Eine unbeschreiblich milde, wohlthätige Männerstimme von dunklem Baritonklang erhob sich. Therese vermochte jedes Wort zu verstehen. Die schmerzvolle Bitte, die das Adagio hinhaucht, verstand sie und obschon sie thränenlos die Augen schloß, weinte ihre Seele.

„Gott sei mir gnädig und tilge meine Sünden, nach Deiner großen Barmherzigkeit! Verwirf mich nicht von Deinem Angesicht und nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir! Ein geängstetes und zerschlagenes Herz, Herr, wirst Du nicht verachten. Gott sei mir gnädig, nach Deiner Güte, nach Deiner großen Barmherzigkeit."

Die peinlich-bange Steigerung des „verwirf mich nicht, verwirf mich nicht", machte das junge Weib erbeben. Willenlos hob sie die Hände wie betend. Sie sank, unbewußt ihres Thuns, in die Kniee, als es von droben eindringlich, verzweifelt und doch demüthig erklang: „ein geängstetes und zerschlagenes Herz, Herr, wirst Du nicht verachten." „Ein zerschlagenes Herz", murmelte sie nach. Dann begann das Allegro maestoso. „Denn ich will die Uebertreter Deiner Wege lehren, daß sich die Sünder zu Dir bekehren. Herr, thue meine Lippen auf, daß mein Mund Deinen Ruhm verkündige." Und abermals fügte sich das Adagio an: Und tilge meine Sünden, nach Deiner großen Barmherzigkeit."

Lange schon war der Gesang verhallt, lange schon wogte neuer Orgelklang durch die heiligen Hallen; Therese lag noch immer knieend, das Antlitz verborgen auf den gefalteten Händen. In ihrem Innern rangen die jammervollen Empfindungen ihres Gemüthes einen verzweifelten Kampf mit den schneidenden, bitteren vernichtenden Gedanken ihrer Vernunft. „Mein Herz ist auch ein zerschlagenes Herz, thut sich ihm hier der Hafen auf? Finde ich hier Frieden und Barmherzigkeit?" Und wie höhnend dachte sie: „Er bettelt um Gnade, aber die Bitte ist ärmlicher Schein, er will die Barmherzigkeit erkaufen, er bietet dafür seine Dienste an. Soll auch mir nur Frieden werden, wenn ich etwas dafür hingebe? Ich will nichts geben, ich habe nichts zu geben."

Sie hob das Haupt, sie richtete die brennenden, thränenlosen Augen himmelwärts. Aber von droben schwebte nicht aus goldenen Lichtfluten eine Taube hernieder, dräuend, hoch und schweigend wölbte sich der Kuppelbau zusammen über der geheimnißvollen Dämmerung.

Eine Stimme, grell und von einem seltsamen Timbre störte Therese auf. Wirr blickte sie um sich — da waren Menschen, und diese waren gekommen ein Konzert zu hören, Therese besann sich darauf. Sie setzte

sich wieder hin, aber sie dachte nicht daran, ob jemanden auch ihr wunderliches Thun aufgefallen sei. Die Stimme, die sie so aufgeschreckt hatte, sang immer weiter, so wehe, so peinvoll. Und endlich zwang sie Theresen wieder dürstend zu horchen. „Bei der Welt ist gar kein Rath und im Herzen ruhen die Schmerzen meiner Missethat", tönte es herab. Es war die Offenbarung der Reue, jenes ewig unvergleichliche Bachische: „O mein Sinn", welches also bis an Theresens Seele drang.

Ihr wunderliches Thun aber war dennoch den wenigen aufgefallen, welche unbeachtet von ihr, mit in demselben Gestühl saßen. Und sie, welche die nach ihrer Meinung inbrünstig betende junge Frau, mit Neugier verstohlen weiter beobachteten, sahen jetzt mit Erstaunen, daß diese sich schwankend erhob, rings um sich blickte, als suche sie den Ausgang und dann langsam wie eine Nachtwandelnde hinausschritt. Hätten diese Neugierigen ihr weiter folgen können, so würden sie wahrscheinlich mit Mißbilligung bemerkt haben, daß die fromme junge Frau mit der Unschicklichkeit eines Weltkindes, allein zu dieser späten Abendstunde durch die Straßen schritt und daß sie, wenn übermüthige oder rohe junge Männer ihr eine verletzende Begrüßung zuriefen, weder erschreckt noch erröthend weiter eilte, sondern wie erstaunt, halb geistesabwesend die Menschen anstarrte.

Die Füße sind so streng gewöhnt, dem Willen zu gehorchen, daß sie, wenn der Wille einmal verirrt ist und den Körper nicht regiert, schon mechanisch allein ihren Weg finden. Therese kam nach Hause, ohne sich bewußt zu sein, daß sie ihr Haus gesucht hatte. Sie wehrte mit stummer Handbewegung ihre alte Pflegerin ab und ging in ihr Schlafgemach. Dort war es ganz finster. Aber Therese brauchte kein Licht. Auch die Hände verrichten, ohne den Befehl des Willens erhalten zu haben, zuweilen ihre Dienste allein. Therese warf Hut und Mantel fort und setzte sich auf den Rand ihres Bettes. Sie faltete lässig ihre Hände im Schoß und saß unbeweglich. Aus den Kissen hinter ihr kam es wie das regelmäßige Auf- und Abhauchen eines leisen Athems, sie hörte es nicht.

„Bei der Welt ist gar kein Rath
Und im Herzen
Ruhen die Schmerzen
Meiner Missethat",

sprach sie halblaut vor sich hin.

Ein Zucken ging durch ihre Glieder, ein Schrei der tiefsten Reuenoth drängte sich von ihren Lippen, sie warf sich seitwärts nieder, um ihr Haupt in den Kissen zu bergen. Da streifte ihre kalte Wange eine andere, warme blütenzarte Wange und ihre Stirn tauchte in eine wirre, reiche Haarflut. Das Kind, das schöne, böse, verwahrloste Kind der kranken Frau, ruhte auf Theresens Lager. Es war von ihrem Schrei erwacht, es schlang seine Aermchen um den Hals Theresens und klagte weinerlich:

„Frau Wedekind, Du sollst mir gut sein und mich nie mehr böse anschauen. Ich will dafür auch brav werden und der Mama Freude machen. Und schilt nicht, daß ich mich hier eingeschlichen habe, ich konnte in meinem Bett nicht bleiben. Nicht wahr, Du machst keine bösen Augen mehr."

Mit Leidenschaft preßte Thereſe das weinende Kind an ihre Bruſt und rief:

„O, wäreſt Du mein!“

Doktor Hans Wendel beeilte ſich, von dem neuen Recht, Thereſen zu beſuchen, bald Gebrauch zu machen. Einige Tage, nachdem ſein Freund Willibald ihn vorgeſtellt hatte, lenkte er ſeine Schritte wieder dem hübſchen Hauſe zu. „Sie wird ſich ſehr freuen“, dachte er, „und ich werde heute ein klares Urtheil über ſie gewinnen. Denn Willibalds Gegenwart machte ſie entſchieden unfrei. Ich will einmal die Sonde anlegen, um zu ſehen, was dieſe beiden miteinander hatten.“

Während er im Flur ſeine Karte abgab, hörte er mit Erſtaunen die Klänge des Flügels, den er, nach ſeinem neulichen Geſpräch mit Thereſe, hier zu ſtetem Schweigen verdammt glaubte. Und ſein Erſtaunen wuchs, als er die hehrſchreitende Melodie einer Händelſchen Oratorienarie erkannte. Er, der Sangeskundige, ſummte unwillkürlich mit „und die da wandeln im Schatten des Todes — ein großes Licht geht auf über ſie . . .“

„Die gnädige Frau laſſen bitten“, meldete das Mädchen. Drinnen verſtummten die Klänge. Wendel trat in das rothe Zimmer ein. Er verneigte ſich mit der ihm eigenen Ungrazie. Sein Blick, der alles beobachtete und das Geſehene ihm zur vollkommenen Erkenntniß brachte, erſah eine große Veränderung in ihrem edlen Geſicht. Es war ernſter und ruhiger geworden.

„Ich ertappe die gnädigſte Frau auf einer jener hübſchen, geiſtreichen Unwahrheiten, die man ausſpricht, um ſich apart auszuputzen“, begann er nach der Begrüßung lächelnd. „Nachdem was Sie mir jüngſt von Ihrem Standpunkt gegenüber der Muſik geſagt, erwartete ich hier permanente Muſikloſigkeit. Am wenigſten aber dachte ich Händel zu hören, einen Meiſter, der für mich der Meiſter aller iſt und der vollſtändige Verſenkung in ihn verlangt.“

„Ja“, antwortete Thereſe, „er iſt ein Prediger, er predigt vom Frieden durch den Glauben.“

Wendel ſtutzte. Nach einer kurzen Pauſe ſprach er, ſie tief anſehend:

„Auf dem myſtiſchem Umweg der Muſik kann nur ein krankes Herz den Glauben ſuchen und was wird es finden am Ende, daß es eine Unklarheit gegen die andere tauſchte.“

„Bei der Welt iſt gar kein Rath“, ſagte Thereſe unwillkürlich.

Wendel lächelte. Er hatte eine eigene, kluge, überlegene und erquickende Art zu lächeln.

„Nein“, antwortete er froh, bei ihr iſt kein Rath. Aber es braucht uns nicht weh zu thun, daß dem ſo iſt, denn für jede Seele, die eine Heimat ſucht, ſteht ein Hafen geöffnet. Es handelt ſich nur darum, daß jede Seele gerade ihren einzig rechten Hafen findet.“

„Welches iſt der Ihre?“ fragte Thereſe, ihn gleichſam gierig nach Antwort anſchauend.

„Das iſt eine ſehr intime Frage, ſo intim, wie nur echte Freundſchaft ſie an Freundſchaft richten darf“, ſprach er gedankenvoll, „ich

hoffe Ihnen diese Frage später zu beantworten. Sie aber, ich spreche es fest aus, finden Ihren Hafen nicht allein durch jenes Buch." Er deutete auf die Bibel, welche er schon bei seinem Eintritt auf dem Tisch bemerkt hatte.

Therese erröthete und stammelte verlegen: „Ich, ich suchte nur nach dem Wort „liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst". Und ich schämte mich die Stelle und den Zusammenhang vergessen zu haben."

„Es ist wunderbar", rief er, im Interesse der Beobachtung naiv verloren, „wie wir uns scheuen, von jemanden bei unserm seligen Ringen in Unklarheit, belauscht zu werden. Sie erröthen, weil ich Ihre Bibel sah. Ein anderes Weib sah ich einmal erröthen, über einen bei ihr entdeckten Schopenhauer. Freunde sah ich verlegen, wenn ich bei ihnen Entwürfe zu selbstständigen schriftlichen Werken fand. Dies ist eine sehr bemerkenswerthe psychische Scham, verwandt mit der physischen, welche alle Phasen des körperlich-Menschwerdens verbirgt. Sie aber dürfen nicht ängstlich nach der Verszeile, nach dem Zusammenhang jener Worte suchen: genug, daß Sie jenes erhabene Wort kennen, welches keiner Einleitung, keiner Nacherklärung bedarf. „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst." Das zu thun ist eine ewige Sittlichkeit."

Therese hörte mit wunderbaren Erleichterungsgefühlen zu. Wie er alles beobachtend durchschaute und schonungslos und doch so wohlthätig aussprach! Sie dachte nach, was er wohl sagen würde, wenn er die Geschichte ihres Herzens kenne und jene kleine That, mit der sie sich heimlich gerächt. Sie bemerkte in ihrem Nachsinnen nicht, daß sie ungebührlich lange schwieg. Er aber schonte ihre Gedanken und störte sie nicht.

Dann fiel ihm wieder ein, daß er ja mit ihr von Willibald sprechen wollte. Nach einer Weile fragte er:

„Ich denke, Sie und ich, meine verehrte Frau, haben rasch die Vorstufe der Freundschaft, das leere konventionelle Bekanntsein, welches ja schließlich selbst dem intimsten Verhältniß, einer Ehe, vorangehen mußte, übersprungen. Täuscht mich mein Gefühl nicht, strecken Ihre Hände sich schon zögernd den meinen entgegen und auf unsere Lippen drängt sich gleichzeitig der Ruf: versuchen wir, ob wir uns verstehen, ob wir Freunde sein können. So nehme ich mir das Recht zu fragen: wie konnte es geschehen, daß eines Willibalds reichbeanlagte, aber gemüthlich, vollständig zerstörte Natur, Macht über Sie gewann. Denn Macht hatte er einmal. Das können Sie vor mir nicht leugnen."

Er sah sie neugierig an.

„Fern durch dunkle Laubwege", sprach Therese mit gesenkten Lidern, „sehen Sie ein weißes Marmorbild leuchten, schön, voll Hoheit. Sie schreiten näher; daß der gewundene Weg sie äfft, Schwierigkeiten birgt, reizt Sie nur noch. Endlich sinken Sie, ermüdet von dem Kampf, geblendet von dem Marmorglanz in der sonst so düsteren Umgebung, zu Füßen des Bildes nieder. Wenn Sie dann Ihr klares Auge erheben, bemerken Sie allmählich mit steigender Trauer, daß der Bildner kein vollkommenes Bild schuf, daß hier und dort häßliche Fehler den nahen Anblick verleiden."

„Ich verstehe", antwortete Wendel halblaut und mit dem Kopf nickend. Im Grunde ist es aber nur ein Fehler der unsern Freund ent-

ſtellt: die Genußſucht! Und er glaubt, daß ein fürſtlicher Reichthum der Weg zu aller Befriedigung ſei."

Thereſe ſchwieg, ſie konnte dem Mann da nicht ſagen, daß vor ihren Träumen jetzt oft ein furchtbares Bild erſtehe: Willibald auf einem falben Roß, hinjagend an Abgründen, über Weiberleichen, den Tod zur Seite, dem Glücke nach! Ein Bild, welches ſie einſt geſehen, erſtand alſo vor ihrem Gedächtniß und ihre Phantaſie malte dem ſchrecklichen Reiter Willibalds Antlitz.

„Wir dürfen wenigſtens hoffen", fuhr Wendel fort, „daß er in der Verbindung, die er eben eingeht, alles findet. Fräulein von Rodenwaldt iſt ein ſehr reiches Mädchen, ſie bekommt ſogleich dreimalhunderttauſend Mark."

„Von meiner Gnade!" flüſterte es wieder triumphirend in Thereſe.

„Und es iſt gewiß, daß Herr von Rodenwaldt ſeiner Tochter mindeſtens eine Million hinterlaſſen wird. Ich kenne das Fräulein zwar nicht, aber ich bin überzeugt, daß Willibald ſich nicht in die Dame verliebt hätte, wenn die Gnade des Kaiſers, welche Herrn von Rodenwaldt auszeichnete, nicht die allgemeine neidiſche Aufmerkſamkeit, auf die Familie und ihren Reichthum hingelenkt hätte."

„Das Fräulein", ſagte Thereſe, unmuthig, daß man ihr ein abfälliges Urtheil entlocken wollte, „das Fräulein iſt ſehr hübſch, ſehr elegant und von einer allerliebſten Munterkeit. Sie verdient gewiß jede Liebe. Das junge Paar macht ſeit geſtern ſeine Beſuche, bei mir ſind ſie indeſſen noch nicht geweſen."

„In dieſem Augenblick trat die alte Walram ein und ſagte mit einem finſtern Geſicht.

„Herr Doktor Willibald fragt an, ob er ſeine Braut vorſtellen dürfe. Ich antwortete dem Diener, daß Sie wohl nicht zu ſprechen ſeien. Soll es ſo bleiben?"

„Nein", ſprach Thereſe erglühend, „ich laſſe bitten."

Wendel und ſie ſchwiegen beide und es währte doch minutenlang, bis der Diener zurückeilte, an die vor der Gitterpforte haltende Equipage, bis Doktor Willibald dann ein zierliches, ſeide- und ſpitzenumrauſchtes Weſen heraushob und an ſeinem Arm durch den Vorgarten führte. Wendel verwandte keinen Blick von Thereſe, die nach dem jähen Farbenwechſel ganz ruhig ausſah. Sie trug das Haupt ſtolz erhoben. Sie ſagte dem eintretenden Willibald, der überaus fröhlich lächelte, daß ſie ihm viel Glück wünſche und verſicherte der lachenden, reizenden jungen Braut ihre lebhafte Antheilnahme. Sie ſtellte Herrn Doktor Hans Wendel vor und da Fräulein Carla von Rodenwaldt ſogleich vergnügt ausrief: „ach Sie ſind der, welcher das furchtbar komiſche Buch geſchrieben hat? Sie haben aber unſere armen „großen Männer" arg mitgenommen, vor Ihnen muß man auf der Hut ſein", da Fräulein Carla alſo bekundete, daß ihr Hans Wendels Ruhm nicht dunkel war, fand er ſie ſehr niedlich, wirklich ganz reizend. Und Doktor Willibald erlaubte ſich einen kleinen Scherz, eine Neckerei wie ein guter alter Freund es ſchon darf, eine Neckerei, die darauf hindeutete, daß man gar eines Tags einer andern Verlobung gewärtig ſein könne, zwiſchen einem berühmten Mann und einer ſchönen Wittwe. Frau Thereſe lachte dazu und ſagte: „er iſt mir ein zu großer Philoſoph; er iſt ſo zu ſagen ein

Mikroskopiker und Anatomiker zu gleicher Zeit." Worauf Willibald heiter antwortete: „Das Ergründen und Ergründetwerden ist ja Ihre Liebhaberei." Dann klagte Fräulein Carla noch über die Last der vielen Besuche, die sie machen müßten und deren nur wenige ihr ein so liebes Vergnügen seien, wie der bei Frau Therese und Therese gab dem, darin, als unverlobt unerfahrenen Wendel, eine sehr humorvolle Schilderung solcher Visitentour. Willibald klatschte Beifall und dann verabschiedeten sie sich. Es war ein sehr angenehmer, sehr freundlicher Besuch gewesen, Carla sagte noch draußen im Garten:

„Frau Wedekind ist sehr comme il faut." Es war, als habe Willibald gar niemals in einer jüngst erst vergangenen mondscheindurchfluteten Nacht eine schmerzbebende Stimme in eben diesem selben Hause sagen gehört: „Feinsliebchen gute Nacht."

Therese ging aus dem rothen Gemach in das Verandazimmer und sah ihnen nach. Am Spiegel vorbeigehend, blickte sie hinein. „Bin ich häßlicher als Carla", fragte sie sich, „weshalb gefalle ich ihm nicht mehr? Bin ich blind meinem Spiegelbilde gegenüber? Kann ich nicht mehr gefallen?" Sie kehrte zu ihrem Besuch zurück, der diskret ihr nicht gefolgt war. „Ob ich diesem auch nicht gefiele?" fragte sie weiter.

Und Therese handelte unter dem Einfluß der gekränkten Eitelkeit, die sich zu beruhigen wünscht. Es dürstete sie nach der kleinlichen Genugthuung, sich sagen zu dürfen, „ich bin noch schön."

Mit einem Lächeln voll Güte antwortete sie jetzt zu Hans Wendel: „Leben Sie wohl, und darf ich bald wiederkommen?" „Ja, bald." Ein Blick traf ihn aus ihren, plötzlich wie in aufflammender Lebenslust leuchtenden Augen, daß er sich nachher auf seinem Heimweg freudig gestand, „was nicht ausbleiben konnte, geschah: sie hat bemerkt, daß ich über ihr stehe und sie vor allen ist eine von den Frauen, die, um glücklich zu sein, einen geistigen Herrn über sich haben müssen." Er vertiefte sich in die berauschende Vorstellung, wie es sein müsse, von dieser Frau bewundert zu werden.

Rita Marholm hatte wieder eine böse Nacht gehabt. Mit Angst fragte sie von Zeit zu Zeit ihre Wärterin, ob es schon bald neun Uhr sei. Die Stunden vom Sonnenaufgang bis zu jenem Zeitpunkt, wo sie es wagen konnte, ihre Freundin Therese zu rufen, wurden ihr peinvoll lang. Aber endlich hallten neun silberne Töne schnell nacheinander durch das Gemach und Frau Rita flüsterte befriedigt:

„Nun ist sie aufgestanden, nun darf man sie rufen."

Wenige Minuten später saß dann auch Therese an dem Bett der Leidenden und hielt die feuchten, knochigen Händchen zwischen ihren kühlen, weißen Fingern.

„Es war schlimm, so schlimm in dieser Nacht", ächzte Rita.

„Ich habe Sie gehört Liebe, Arme", sprach Therese traurig.

„Daß das Sterben auch so schwer sein muß!" flüsterte das kranke Weib, mit großen Augen vor sich hinstarrend.

„Es ist nur Krankheitsnoth, nicht Sterbensnoth, die Sie quält", sagte Therese.

„Nein, ich weiß es besser. Ich bin auch bereit, nur Alberto muß

ich zuvor sehen, sprechen. Er hält sich zu lange auf. Rufen Sie ihn mir, Therese. Ach Sie sind der Arm, durch den ich handeln kann, Sie helfen mir in allem. Auch für mein Kind sind Sie gut, es sieht in Ihnen eine Gottheit, Sie allein haben Macht über es. Ich muß Alberto sagen, welche reichen Gaben in dieser Kinderseele neben bösen Instinkten liegen. Ich muß ihn bitten, Susanne in die Erziehung religiöser Nonnen zu geben. Telegraphiren Sie ihm, er weilt noch in München, sein letzter, schon aus Mailand datirter Brief sagt es."

Therese versprach alles und schrieb eine Depesche, wie Rita Marholm es wünschte.

„Und bin ich todt, wenn er kommt, so reden Sie zu ihm, Therese, mit meinen Worten."

„Liebe Rita, Sie werden leben."

Ein schrecklicher Hustenanfall beantwortete Theresens Mitleidslüge klar genug. Als Rita sich erholt, flüsterte sie:

„Ich fürchte nur die Qual des Sterbens — nicht den Tod. Therese, gäbe doch mein Gott meinen Lippen Wunderkraft, daß ich zu Ihrer erwachenden Seele reden könnte mit den rechten Worten. Ahnen Sie schon die Seligkeiten des Glaubens? Scheu zögern Sie noch in den Tempel einzutreten, auf dessen Schwelle Sie schon stehen. Therese, Gott ist ein barmherziger Herr, er giebt denen die ihn lieben, was ihnen wohlthut. Er löst gnädig meinen irdischen Leib auf, damit meine Seele dem Geliebten nachfliegen kann, in das Jenseits, wo es im ewigen Leben keine Trennung giebt."

Aus ihren dunklen Augen brach eine überirdische Verzückung. Sie hob wie betend die gefalteten Hände empor.

„Tod wo ist Dein Stachel? Hölle wo ist Dein Sieg?" rief sie mit unnatürlich lauter Stimme. „Freudig darf ich eingehen durch die dunkle Pforte zum himmlischen Glanz, zum ewigen Frieden, denn ich glaube!"

Therese, zwischen Erschütterung und Grauen kämpfend, sank neben dem Bett in die Kniee.

„Verdammt alle", fuhr die Fiebernde fort, „die nicht an Jesum Christum glauben, denn allein wer ihn glaubet, ißt das wahre Brot des Lebens."

„Halten Sie ein, Rita", rief Therese mit erhobenen Händen.

„Wir sind allzumal Sünder", sagte die Kranke immer heiserer werdend, „und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen. Aber wer in Demuth gläubig vor Christum knieet, dem soll verziehen sein. Er liebt — wir aber sind lieblos."

Ihre Stimme erlosch.

„Lieblos", wiederholte Therese, „wie ich — wie ich! Gott wolle gnädig sein und nie meine kleinliche Rache aufdecken."

Sie legte ihre Stirn auf die Hand Ritas, die nun schlaff herabhing und weinte in tiefster Herzensnoth. Sie fragte sich zweifelvoll: „ist dies die Erlösung von aller Schwachheit? Fände ich so den Inhalt für mein Leben? Soll ich betend, nichts als betend meine Tage ausfüllen und darin den Frieden finden?"

Frau Rita kam aus der Ohnmacht, darin sie nach ihrem Paroxismus verfallen war, lange nicht wieder zu sich. Sie lag stundenlang in einem Schlummer, der nur durch kurze Anfälle von Athmungsnoth

unterbrochen war. Thereſe erhielt auf ihre Depeſche an den ihr unbekannten Alberto Marcendo die Antwort, er werde morgen eintreffen und ſie freute ſich ſchon des Augenblickes, wo Rita dieſe frohe Kunde vernehmen ſollte. Der Arzt gab die Beruhigung, daß ſie heute und aus dieſem Zuſtande noch nicht in den Tod hinübergehen würde. Die kleine Suſanne niſtete ſich ganz bei Frau Thereſe ein und fand, wenn dieſe allein zu ſein wünſchte, in der alten Walram einen geduldigen Zuhörer für ihr unermüdliches Plappermäulchen. Am ſpäten Nachmittag kauerte ſie zu der Alten Füßen und legte ihre runden Aermchen auf deren Kniee. Mit ihren großen Augen — es waren ſo tiefſinnige Wunderaugen wie nur Kinder ſie haben — guckte ſie Walram an und fragte:

„Iſt es wahr, was der Paſtor heute ſagte, als er Mama beſuchen wollte und nicht zu ihr konnte, weil ſie bewußtlos war?“

„Was ſagte er denn?“

„Sie müſſe ſterben und es ſei ſchön, wenn ſie todt wäre.“

„Sterben müſſen wir alle“, ſagte die Alte ausweichend.

„Iſt es wirklich ſchön, wenn Mama todt iſt?“ fragte die Kleine ernſthaft weiter.

„Die arme Mama wäre dann erlöſt von ihren Schmerzen, für Dich Suſanne wäre es aber ſehr traurig.“

„Sterben nicht ſonſt bloß alte Leute? Walram, weshalb ſtirbſt Du nicht? Deine Haare ſind ſchon weiß?“ fuhr das unermüdliche Kind fort.

„Der liebe Herrgott denkt wohl, ich könne hier noch nützen“, antwortete die Alte, dem Kinde die wilden Locken von der Stirn ſtreichend.

„Ach, ſterben nur die Unnützen? Warum bin ich denn noch nicht todt? Mama ſagt täglich, ich ſei unnütz. Haſt Du ſchon einmal Todte geſehen, Walram?“

Die Alte nickte traurig.

„Ich noch nicht, aber Begraben habe ich ſchon geſehen. Ach, das iſt aber ſchrecklich ernſthaft! Da giebt es Blumen und Muſik und der Paſtor ſchilt am Grab.“

„Suſanne, er ſchilt doch nicht.“

„Ganz gewiß“, verſicherte das Kind wichtig, „ich habe es ſelbſt gehört, wie mein Papa begraben wurde. Er ſchrie ſo der Paſtor und ſchlug an ſeine Bruſt und ſchalt, daß wir alle Sünder wären und uns nicht einbilden ſollten, daß wir beſſer ſeien als der arme Papa. War mein Papa ſchlecht?“

Die kindlichen Wunderaugen blickten harmlos fragend zu der hilflos nach Antwort Suchenden auf. Wie eine Erlöſung ſcholl da gerade der Ruf: „Suſanne, Suſanne“, durch das Haus. Eins der weiblichen Dienſtboten, welche das wilde Kind trotz ſeiner Streiche liebten, ſteckte den Kopf zur Thür herein und rief:

„Suſanne, in der Küche ſind zwei Mäuſe gefangen, willſt Du ſie ſehen?“

Jauchzend tanzte das Kind davon.

Um dieſe gleiche Stunde ſaß Hans Wendel Thereſen gegenüber. Das „Ja, bald“, welches Thereſe vor ungefähr vierzehn Tagen zu ihm geſprochen, hatte er ſo gedeutet, daß er täglich kommen dürfe. Und ſein

Kommen war ihr schon eine Nothwendigkeit geworden, sie sah Nachmittags nach ihm aus und hatte schon jeden Tag eine neue ernste Frage für ihn. Sie ließ ihn hineinblicken in den Zustand ihres Herzens und theilnehmen an seinen Kämpfen. Und er war jeden Nachmittag bemüht, das wieder zu zerstören, was Rita Marholm, was die klassische Kirchenmusik, deren Studium Therese eifrig oblag, morgens aufgebaut hatten. Ihre Vertraulichkeit, die äußerlich so rasch zu wachsen vermag, wenn geistige Mittheilsamkeit zwischen zwei Menschen erblüht ist, ging sogar schon so weit, daß sie weite Spaziergänge zusammen unternahmen. Frau Therese hatte die beruhigende Antwort auf ihre schwere Frage empfangen. Auf ihr innerliches „gefalle ich denn niemanden mehr?“ antwortete ihr Doktor Wendels ganzes Wesen „Du bist schön, ich bewundere Dich, ich fange an Dich zu lieben.“ Aber der kurze Eitelkeitsrausch, der einige Minuten lang Theresens Seele gefangen genommen, war längst verflogen. Sie achtete nicht darauf, ob sie ihm etwa gefalle. Sie dachte nicht mehr daran gefallen zu wollen, denn ihre Seele war auf dem dornigen, labyrinthischen Weg, einen „Hafen“ zu finden. Alles Kleinliche fiel gleichsam von ihr ab. In ihr wohnte, wenn auch kein Friede, doch kein Zorn mehr und kein Gram.

Die Welt aber, die sich immer um uns bekümmert, wenn wir uns nicht um sie bekümmern, beschäftigte sich eingehend mit Therese und Doktor Wendel. Man war bald einig, daß diese beiden sich vermälen würden und daß Therese, schon um jedermann zu zeigen, Doktor Willibalds Verlobung sei ihr gleichgiltig, den neuen Bewerber annehmen werde, der noch dazu, was Therese ebenfalls angenehm sein müsse, sein eigentliches Domizil in Berlin und nicht hier hatte. Willibald hörte dieses Gerücht mit befriedigtem Lächeln und sagte sich, daß er seinen Zweck also erreicht habe. Er und seine Braut schwammen in einem Meer von Zerstreuungen, man sagte, die Hochzeit werde schon binnen vier Wochen stattfinden und Willibald treffe wahrhaft fürstliche Vorbereitungen für die Einrichtung. Das Brautpaar hatte Therese nicht wieder gesehen, bis gestern, wo Therese mit Wendel hinauswanderte auf den Friedhof vor dem Friedbergerthor. Da brauste ein stolzes Gespann vorüber, die Dame, die darinnen saß, winkte grüßend mit dem Fächer, den sie gegen die Septembersonne über ihrer Stirn gehalten, der Herr grüßte und lüftete den Hut, weniger freundschaftlich schien sein Gruß als derjenige der Dame. Es waren Willibald und Carla.

Die beiden Spaziergänger hatten kein Wort über diese Begegnung miteinander gewechselt. Stumm gingen sie dahin, Wendel immer einen halben Schritt voraus, wie gewöhnlich seinen schlecht sitzenden Havelock lässig umgeworfen, seinen alten Filzhut aus der Stirn geschoben. Er führte Therese auf den Kirchhof, der im Sonnengold schwamm, und dessen prächtige Denkmäler von immer gleichen Grün edler Tannen umbuscht waren. Durch die warme, von leisem Wind bewegte Luft, schwebten aber, goldig gefärbt, im gelben Sonnenschein welke Blätter von den Bäumen und der Blumen farbenreiche Pracht auf Gräbern und Beeten konnte nicht verbergen, daß darunter die feinen Stengel, das zarte Blattwerk schon schwarzbraun zusammenschrumpfte.

Endlich standen sie vor einem schwarzen Marmormal. Und Therese las auf diesem Todtenmal keinen Spruch, keine Jahreszahl,

keine Verkündigung der Werke, die der vollbracht, der dort ruhte. Nichts als den einen Namen „Arthur Schopenhauer". Er war wie stille Majestät. Sie blieben in Schweigen. Der junge Schriftsteller nahm seinen Hut ab.

„Ich möchte ihn kennen", sprach Therese endlich leise.

„Sie sollen es", antwortete Hans Wendel milde.

„Aber wird er mir nicht die letzte Hoffnung auf die Möglichkeit eines friedvollen Glückes rauben?" fragte sie zagend.

Er blickte mit seinen leuchtenden Augen hinaus in den goldenen Herbsttag.

„Ja", sagte er ruhig. „Sie werden begreifen, daß das Individuum ein Nichts ist, nur dienstbar den Zwecken der Natur. Wir sind nicht das Spielzeug, wohl aber das Werkzeug der Erhabenen. Und in dieses nichts durchbohrendem Gefühl, werden Sie lernen, zu lächeln über die Vergänglichkeit, über die Bedeutungslosigkeit der Schmerzen Ihres kleinen Ichs."

Und heute saß er ihr gegenüber, bereit und eifrig sie den Meister kennen zu lehren, dessen Werke seine Bibel waren. Die Nachmittagssonne flammte purpurn durch das Glasfenster über dem türkischen Gemach. Therese saß müssig auf einem Divan, den Rücken angelehnt, die Hände im Schoß gefaltet. Seit jener einer nächtigen Stunde hatte sie diesen Raum nicht mehr betreten, nun schien es ihr fast symbolisch, daß dieselben Wände, welche Zeugen gewesen, wie sie das Wörtlein „Ende" unter einen Lebensabschnitt setzen mußte, nun auch Zeugen sein sollten von dem Aufgang neuer Erkenntniß. Ihr gegenüber saß Wendel, er hatte die ungeschickten Beine übereinander geschlagen und hielt ein Buch auf seinen Knieen. Er vermied jedes schulmeisterlich einleitende Wort, er fragte nicht, ob und wie viel Therese etwa schon von Schopenhauer erfahren habe. Er liebte keinen Widerspruch, keine Erwägung und wie er in der Unterhaltung seine Zuhörer schlug, durch plötzliche, blendende, im felsenfesten Ton gesprochene Sätze, die zu untersuchen Zeit und Geistesgegenwart im Moment dann fehlte, so verfolgte er auch hier, die ihm selbst als solche übrigens unbewußte Methode, seine Zuhörerin gleich mit einem gewaltigen Griff zu packen.

Er schlug das Buch auf, sah Therese an und ehe er begann citirte er, seine langfingrige Hand priesterlich erhebend:

„Ich kannte nur, leichtsinniger Geselle,
Des Epikuros Lust und Seligkeit,
Daß Du hast mir gepredigt unsre Hölle
Und unsern Himmel, Buddha dieser Zeit."

Es war ein seltsam Schauspiel, die beiden in dem fremdartigen Gemach einander gegenüber zu sehen. Das bleiche, schöne Weib mit dem Leidenszeichen auf der Stirn, mit großen, durstigen Augen an den Lippen des Mannes hängend, der hagere, schwarzbärtige, eifrige Mann, mit metallisch-wohllautender Stimme lesend und sein Lesen mit eindringlichen Gestikulationen begleitend. Er hatte also begonnen:

„Von den Nichtigkeiten und den Leiden des Lebens. Aus der Nacht der Bewußtlosigkeit zum Leben erwacht, findet der Wille sich als Individuum, in einer end- und grenzenlosen Welt, unter zahllosen In-

dividuen, alle sterbend, leidend, irrend, und wie durch einen bangen Traum eilt er zurück zur alten Bewußtlosigkeit."

Der hehre Pathos dieser Sprache mußte auf ein krankes Gemüth unendlich wirken. Athemlos lauschte Therese, wie sich vor ihr immer unerbittlicher das Bild irdischen Elends entrollte. Die Verständlichkeit der Sprache, die wundersame Begriffgebung der bildlichen Ausdrücke gab ihr das Gefühl, als sei ihr erst jetzt die Fähigkeit zu Hören geworden. Wendel las sehr langsam und mit großer Klarheit; die Sätze kamen gleichsam plastisch aus seinem Mund. Er kam an jene Stelle:

„So sind denn Alter und Tod, zu denen jedes Leben nothwendig hineilt, das aus den Händen der Natur selbst erfolgende Verdammungsurtheil über den Willen zum Leben, welches aussagt, daß dieser Wille ein Streben ist, das sich selbst vereiteln muß. „Was Du gewollt hast", spricht es, „endigt so: wolle etwas Besseres."

„Halten Sie ein", rief Therese sich jäh erhebend. „Ja, wolle etwas Besseres! Dies Bessere ist es, das ich suche. Können Sie mir zusagen, daß ich es von ihm erlangen werde?"

Sie deutete auf das Buch. Auch Wendel erhob sich.

„Ich sagte Ihnen schon, es giebt für jede Seele einen Hafen, wir werden sehen, ob Sie hier den Ihrigen finden. Sie werden mich jeden Tag ein Stündchen tiefer hineinbegleiten in dieses Werk."

„Lassen Sie es mir", bat Therese erregt. „Ich will allein lesen und nur wo ich nicht verstehen kann, sollen Sie mir helfen."

„Es sei", sprach Wendel und legte das Buch „Die Welt als Wille und Vorstellung" auf den Tisch.

„Wolle etwas Besseres", wiederholte Therese noch einmal. Und dann rief sie, in immer steigender Erregung: „Es ist dasselbe, was Bach mir zugesungen hat: bei der Welt ist gar kein Rath."

„Meine Freundin", sprach Wendel sehr ernst, „da wo die Bibel und die Philosophie nur mit verschiedenen Worten ein gleiches, erkanntes Resultat aussprechen, haben wir jedesmal eine ewige, sittliche Wahrheit."

„Nur Leben, nichts als Leben, wie inhaltslos das ist", flüsterte Therese mit gerungenen Händen. „Wo finde ich den Hafen, den Rath, das Bessere."

„Sie werden es finden", sagte er tröstend ihre Hand ergreifend. „Und jetzt kommen Sie hinaus, um die letzten Strahlen der scheidenden Herbstsonne zu genießen. Die Wohlthat, welche Naturbewunderung giebt, beruht, den meisten natürlich unbewußt darin, daß wir uns in jener Bewunderung so klein, so unverantwortlich fühlen."

Therese folgte ihm in den Garten. „Ich möchte aber immer verantwortlich sein", dachte sie, „ist es nicht dies, welches mich über das Thier erhebt?"

Der Garten hinter dem Hause war nicht viel größer als jener vor demselben. Zwei mäßige Rasenflecke waren durch Kieswege getrennt von einander und von ringsumlaufendem Gebüsch. Kleine, bis an die Ränder der Rasen gerückte Bosketts sollten den Anschein traulichen Dickichts erwecken und thaten es wenigstens bis zu dem Grade, daß man von keinem Punkte des Gartens aus alle Wege überschauen konnte. Die Sonne stand schon tief und für die beiden schweigend Wandelnden

unsichtbar am Horizont. Trotz der blanken Strahlen, die sich noch in die Wipfel der höheren Bäume bohrten und die Schieferdächer, der hier und dort aus dem Grün ragenden Villen mit Messingschein überzoge schauerte ein feuchtes Frösteln durch die Luft. Auf dem Kies der Weg lagen reichlich gelbe Lindenblätter.

Wie sie sich der Tiefe des Gartens näherten, scheuchte dort etwas Weißes empor. Es flog an der anderen Seite den Weg entlang, dem Hause zu.

„Das wilde Kind meiner kranken Hausgenossin", sprach Therese, halb umgewendet der eiligen Kleinen nachschauend. „Gott mag wissen, welcher Unart wegen sie mich wieder flieht. Das ist auch eine Blüte, aus der sich nie eine Frucht entwickeln kann, denn die arme Mutter fand zwischen körperlichen Leiden, schwärmerischer Frömmigkeitsekstase und krankhafter Anbetung des verlorenen geliebten Gatten keine Muße, dieses Kind zu bewachen, welches eine ganze Aufmerksamkeit verlangt, wenn es noch einmal, seinen Anlagen gemäß, ein nützlicher Mensch werden soll. Nach dem Tod der Mutter, der leider nahe scheint, ist das Kind vollends verloren, bezahlte Liebe — bezahlte Erziehung! Was für Liebe und Erziehung ist das denn?"

Wendel interessirte sich nicht im mindesten für das Kind und setzte Therese daher Schweigen entgegen. Sie kamen an die Stelle, wo Susanne kauernd am Boden gesessen und bei ihrem Nahen davon gehuscht war. Sie thaten beide einen Schrei und sahen sich in vorerst sprachlosem Schreck an.

Vor ihnen, an eines Bosketts Rand, erhob sich aus dem feuchtschwärzlichen Erdboden ein winziger Grabhügel. Sorglich war er mit gelben Lindenblättern überdeckt und um seinen oberen Rand zog sich ein Kranz von kleinen lila und weißen Astern, deren Stengel in die Erde gesteckt waren und die nun ihre Blumengesichter aufwärtsgewandt in der Reihe aneinander drängten. Zu Häupten dieses Hügeleins erhob sich ein Kreuz. Es war sehr schief aus einem weißen Pappdeckel geschnitten und eine kindische Hand hatte mit einem Bleistift darauf geschrieben: „Hier ruhen in Gott zwei Mäuse."

„Dies ist", sagte Wendel schwer aufathmend, „entweder sehr lächerlich oder sehr erhaben."

„Es ist erhaben", rief Therese außer sich, „aber es ist Dämonie in dieser Erhabenheit der Kindeseinfalt, die mit dem Tod, mit Gott, mit der Ewigkeit und den unerwiesenen, eingebildeten Menschenvorrechten spielt. Erbarmungsloses Kind, liebevolles Kind, sind Dir Thier und Menschen gleich?"

Wendel aber legte die Hand über die Augen und flüsterte: „Buddha!"

„Nous sommes à Francfort?" fragte ein mittelgroßer, sonnverbrannter und noch junger Herr, als der von München kommende Zug brausend unter eine, aus Eisen und Glas hergestellte Dachwölbung einfuhr.

Die Mitreisenden nickten ein freundliches „Ja", und der, des Deutschen offenbar unkundige Herr sprang lebhaft von seinem Sitze auf

nahm aus dem Gepäcknetz seine Plaidrolle und ein Handtäschchen und stellte sich vor das Coupéfenster. Jetzt verlangsamte der Zug sein Rollen vollends, kreischend drückten die Räder auf die Schienen und gehorchten endlich, nach einem letzten Ruck, dem Druck der Bremse. Der Fremde lüftete noch, sich halb zurückwendend, den Hut gegen seine Coupégenossen, sprang dann leichtfüssig auf den Perron und sah sich um. Zunächst konnte er in dem schmalen, langgestreckten Raum, der an seiner Längsseite unmittelbar gegen das Freie offen war, nichts entdecken' was ihn herausleiten konnte aus dem Menschengewühl. Spärlicher Laternen rother Schein war noch dazu von herbstlichem Abendnebel fast verhüllt, der Qualm der Lokomotive stieg empor, fand keinen Ausweg droben und schlug sich nun nieder, um seitwärts zu entweichen.

„Oh", murmelte der Fremde, „hier ist es nicht schön." Man schob und drängte ihn, plötzlich sah er sich unter freiem Himmel und stand vor einigen gelben Gepäckdroschken. Er verrieth unschwer die Bestimmung der mit Laternen versehenen Gefährten, öffnete sich eine Wagenthür, warf sein Handgepäck hinein und gab ohne einen Laut zu äußern, seinen Gepäckschein einem sich herzudrängendem Mann.

„Bockenheimerchaussee, Nummero 36", sagte er dann mit auffallender Deutlichkeit. Er setzte sich in den Wagen und wartete auf seinen Koffer. Alle paar Sekunden gab er ein anderes Zeichen von Ungeduld von sich, bald seufzte er, bald veränderte er die Stellung seiner Füße, bald nahm er seine Plaidrolle auf und warf sie wieder hin. Endlich kam der Koffer; eine schwielige braune Hand streckte sich fordernd in den Wagen. Der Fremde öffnete sein Portemonnaie, es war bis zum Uebermaß mit kleiner Münze angefüllt. Eins bei eins legte er die Zehnpfennigstücke in die schwielige Handfläche. Aber die krümmte sich immer noch nicht zusammen, als der Fremde eine Pause machte. Der Besitzer dieser Hand hatte offenbar mit dem bekannten Droschkenkutscher- und Gepäckträgerblick entdeckt, daß der Reisende, obschon er so beharrlich vermied, seinen Mund einen fremden Laut entschlüpfen zu lassen, kein Deutscher sei. Indessen schien der Fremde sich durchaus bewußt, daß er seine Nationalität vor dem üblen Kredit, sie lasse sich übertölpeln, zu schützen habe. Ein lustiger Blitz zuckte in seinen braunen Augen auf, er nahm höchst ruhig einen Nickel wieder fort von der schmutzigen Arbeiterhand, steckte ihn in sein Portemonnaie und schloß es mit einer nicht mißzuverstehenden Entschiedenheit. Der Mann zog sich brummend und nur halb zufrieden zurück, er hatte nur eine Kleinigkeit über seine Taxe empfangen.

Der Reisende aber schaute bald rechts bald links zu den Fenstern seines davonrasselnden Wagens hinaus. Rechts bemerkte er parkartige Anlagen, deren Grenze gegen die Straße mit Gaslaternen in regelmäßigen Zwischenräumen bezeichnet war; links stattliche Häuser, mit Vorgärten, die eine, nur von Straßenmündungen unterbrochene Reihe bildeten. Dann bog sein Wagen um und gesellte sich einem Strom von Menschen, Fuhrwerken und dazwischen entlang gleitenden Pferdebahnen zu, der offenbar aus der, von dem im Wagen Sitzenden gar nicht berührten, eigentlichen Stadt kam. Rechts tauchte ein hohes, weißes, prachtvolles Gebäude aus der Nacht auf und blieb wieder zurück. Der Reisende schaute aus dem Fenster darnach. Dann schoben sich von beiden Seiten Villen an

die Straße und endlich hielt der Wagen. Der Insasse sprang heraus, sah sich ein wenig zweifelnd das Eisengitter an, entdeckte, beim Schein der nahen Straßenlaterne, an der Pforte die Nummero 36 und schritt durch den Garten auf das Haus zu. Er hatte eine rasche, energische Art auszuschreiten. Er erstieg die Stufen, welche zu der Veranda emporführten und faßte an die Thür, welche er dort in der Hausmauer fand. Sie war verschlossen. Er rüttelte sehr heftig. Von drinnen näherte sich ein heller Schein, er bemerkte, daß der Schein sich noch in einem andern Raum, als der es war in den diese Thür führte, bewege. Nun kam er aber näher, nun sah er drinnen, seitwärts auf einer Schwelle eine hohe, helle Gestalt erscheinen, die in erhobener Hand eine Lampe hielt. Mit Erstaunen sah er durch das große Spiegelglas der Thür, daß die Schreitende ihre kleine broncene Leuchte mit einer Bewegung voll reiner, ruhiger Anmuth trug, daß sie schön war und eine schlanke Gestalt hatte, wie die Marmorbilder in den weiten, kühlen Sälen seiner Heimatstadt. Langsam, vom Licht umflossen, kam sie so durch die Dunkelheit. Ein Schloß knackte, eine Thür bewegte sich — er stand gerade vor der ruhigen, hoheitsvollen Frauenerscheinung.

„Madame", stammelte er verwirrt; er zog seinen Hut ab und verharrte in demüthiger Stellung.

„Der Kapitän Alberto Marcendo?" sprach sie halb fragend. „Ich saß im Dunkel und sah den gepäckbelasteten Wagen vorfahren. Es war unschwer zu errathen, daß der in diesem Hause dringend Erwartete, der Ankommende sei. Bitte, Herr Kapitän, dies ist zwar kein Eingang, nicht einmal für meine Wohnung, geschweige denn für diejenige Rita Marholms, aber da Sie irrthümlich hier anpochten, treten Sie ein, ich heiße Sie an dieser Schwelle willkommen. Ich bin Ritas Freundin, Therese Wedekind."

Sie hatte mit gütigem Lächeln gesprochen und im geläufigstem Französisch. Nun faßte er sich und küßte die Hand, die sich ihm freundlich entgegenstreckte.

„Der gute Engel meiner Schwester trat auch mir als Lichtgestalt entgegen", rief er feurig.

„Aber kommen Sie doch herein", sagte Therese. Er deutete rückwärts auf den Wagen vor dem Gitter. Therese ging an die Wand und drückte auf den Telegraphenknopf. Alsbald erschien eines der Mägde. Therese befahl, man solle das Gepäck des Herrn Kapitäns in die Wohnung der Frau Marholm schaffen, den Kutscher abfertigen und vor allen Dingen leise sein, um die Kranke nicht aufzuschrecken. Dann schloß sie die Verandathür und bat den Kapitän ihr in das andere Zimmer zu folgen. Dort hatte die alte Walram, welche ohne vom Kapitän bemerkt zu werden, hinter Therese gestanden, da sie mit der Lampe erschien, schnell helle Beleuchtung geschaffen. Geblendet, noch immer verwirrt von dem unerwarteten Anblick der schönen Frau, stand der Kapitän jetzt unter der flammenspendenden Krone und schaute auf Therese, die nun ihrerseits erst den Mann genau ansah, von dem sie in den Gesprächen mit Rita schlankweg als „Alberto" gesprochen und der nun so wildfremd hier stand, wie ein Herkömmling von einem andern Stern.

Seine Gestalt war kräftig, er erschien etwas kleiner als Therese. Sein Antlitz trug kühne Züge, es war von der Sonne röthlich-bräun-

lich gefärbt. Seine Oberlippe deckte ein Schnurrbart, dunkel, stark und mit herabhängenden Spitzen, wie der Bart eines Tartaren. Sein Haupt deckte ein kurzgeschorener, dichter und aufstehender Haarwuchs, der einen unverkennbar blonden Schimmer hatte.

„Er sieht nicht aus wie ein Italiener", dachte Therese, aber das militärische und seemännische zugleich erkennt man sofort."

Jetzt trafen sich ihre Augen. Es war der erste Blick in dem sie sich begegneten. Und über Theresens bleiches Gesicht flog zugleich das Roth einer Blutwelle, die ihr heiß von dem Herzen zu den Augen emporstieg. Das waren die feurigen, raschen beredten Augen eines echten Sohnes Italiens, die ihr da entgegenblitzten. Und was sie darin las, war eine beinahe naive Bewunderung.

„Rita erwartet Sie", begann Therese nach dieser stummen, sekundenlangen Unterhaltung ihrer Augen das mündliche Gespräch. „Ihre Depesche von gestern Mittag konnte ihr erst heute Morgen mitgetheilt werden. Sie war sehr krank."

„Armes Weib", sagte der Kapitän mit bebender Stimme, „sie liebte mit italienischer Glut und verzehrte sich, wie eine Flamme ohne Nahrung."

„Sie ist sterbensfreudig", berichtete Therese, „ein unerschütterlicher Gottesglaube giebt ihr Kraft. Sie werden dies vielleicht bezweifeln, weil Rita diesen Gottesglauben in den Formen unserer und nicht in den Formen ihrer Kirche pflegt."

„Madame", sprach Marcendo stolz, „ich bin ein Italiener und ein Seemann. Das heißt so viel als: Jedem seine Geistesfreiheit lassen und dennoch kein Freigeist sein. Rita verließ aus Liebe zu einem Manne ihr Vaterland und ihre Kirche; sie hat also gehandelt wie ein echtes Weib."

Therese fühlte sich durch seine Worte seltsam berührt.

„Nur eins", sprach sie weiter, denn sie fühlte die Verpflichtung, ihn auf das Wiedersehen vorzubereiten, „nur eins quält Rita, die Frage: wo bleibt mein Kind?"

„Diese Frage soll ich lösen?" rief der Kapitän. „So gut ich es kann, soll es geschehen. Leider kann ich diesem Kinde wenig sein, mein Leben gehört dem Vaterland, ich bin nicht mein Herr, mein König und Italien gebieten über mich. Wenigstens kann ich alle materiellen Sorgen tragen."

„Susanne ist ein sehr schönes, sehr begabtes und unerzogenes Kind", sagte Therese.

„Sie lieben Susanne?" fragte er.

„Wie man Kinder eben liebt", antwortete Therese flüchtig. „Aber wollen wir Rita nicht Kunde geben, daß Sie da sind? Soll ich Sie anmelden?"

„Nein", rief er, „ein freudiger Schreck ist minder schädlich als die langsam steigende Wonne der Erwartung. Ich bitte Sie, mir den Weg zeigen zu lassen und bitte weiter um die Erlaubniß, Ihnen morgen früh meine Ehrfurcht bezeigen zu dürfen."

Er küßte Theresen abermals die Hand, verneigte sich und zog sich zurück.

Sie aber blieb stehen, sie fühlte den brennenden Fleck auf ihrer

Hand, wo die heißen Lippen geruht, sie hob lauschend das Haupt, um mit dem Ohr den festen, schnellen Schritt zu folgen, der dann droben im Hause verklang.

Der zähe Oktobernebel hatte die letzten gelbbraunen Blätter herabgezogen von den Bäumen und sie auf die, jetzt immer regennassen Steine des Fahrdamms der Bockenheimerchaussee gebettet. Das Taunusgebirge, dessen blaue Höhen sich sonst deutlich erkennbar am Horizont zeigten, war jetzt von undurchdringlichem Gewölk verschleiert. Auf Sturmesflügeln jagten Regengüsse über die Stadt, deren freundliche Schönheit sich ganz in herber Kälte und nassem Schmutz versteckt hielt. Auch in dem hübschen Garten vor Theresens Haus sah es unwirthlich aus; der Gärtner hatte die feinen Koniferen unter Matten versteckt, der sammtne Rasen war von welken Blättern und kleinen Wasserlachen durchfleckt, die halbrunden Plätze im Boskett waren nicht mehr durch einladende Gartenmöbel ausgefüllt. Selbst in der Veranda sah es unwirthlich aus, der sonst dort prangende Flor von Blumen und Blattgewächsen schmückte nicht mehr die Winkel und die Treppenstufen.

Vor dem Gitter hielt an einem besonders unfreundlichen Vormittag ein kleines, mit einem Pferd bespanntes Coupé. Der Kutscher droben auf dem Bock neigte sein Haupt schräg gegen den Wind, der Regen troff schon von seinem, mit gelber Wachsleinwand überzogenen Hut, das edle Pferd schlug ungeduldig mit der Hufe die Steine. Der Besitzer dieses einfach eleganten Fuhrwerks hielt sich auch gar zu lange drinnen auf.

Er saß neben Frau Therese auf dem Sopha und blickte mit ungemüthlichem Gesicht zu ihr empor; er hatte mit ihr schon eine halbe Stunde gesprochen über allerlei Dinge, welche weder ihn noch sie interessirten. Und endlich sagte er dann, die Hände über dem Bäuchlein faltend:

„Meine liebe, gnädige Frau, ich muß doch gehen, mit muthigen Füßen gerade auf mein Ziel. Ich bin ein zu gefühlvoller Mann, als daß ich einer jungen Dame möchte machen einen bösen Schreck. Ich habe gesucht nach einer zarten Einleitung — aber es ist umsonst."

„Nun mein bester Kommerzienrath", sagte Therese freundlich, „ich habe längst gemerkt, daß Sie nicht hier sitzen, um mich über unsern schlechten Primtenor an der Oper zu unterhalten und mich nach meiner Meinung über Parsifal zu fragen. Sie haben mir etwas Unangenehmes zu verkünden, ich müßte ja Ihr wohlwollendes Gesicht gar nicht kennen, wenn ich nicht längst gelesen hätte, daß etwas Peinliches darin steht."

Der Kommerzienrath Friedländer lächelte geschmeichelt. Aber dies Lächeln flog nur wie ein Sonnenstrahl über eine sogleich wieder verdüsterte Landschaft.

„Sie haben noch immer Ihr Vermögen im Depot bei Herrn von Rodenwaldt?"

„Sie wissen es ja", antwortete Therese unruhig aufblickend.

„Und Sie haben nichts gehört in letzter Zeit von dem Haus Rodenwaldt?"

„Nichts, als was alle Welt weiß", sprach Thereſe ängſtlich, „daß Herr von Rodenwaldt ſeine Tochter vor vierzehn Tagen mit großem Pomp vermält hat."

Sie war zu dieſem Feſt eingeladen geweſen, ſie hatte abgelehnt und als Hochzeitsgabe eine koſtbare Vaſe geſandt. Thereſe erinnerte ſich peinlich genau, wie in jener Stunde die alte Schwäche ſie wieder übermannte und ſie hohnvoll abermals dachte „von meiner Gnade."

Der Bankier ſchwieg. Thereſe legte erregt ihre Hand auf ſeinen Arm.

„Sie aber, Sie hörten . . . o Gott, verhehlen Sie mir nichts."

„Gehört, meine liebe, junge Frau, gehört habe ich nichts", ſprach er mit emporgezogenen Brauen. „Wenn man ſchon hörte, wäre es zu ſpät. Aber es liegt in der Luft, es iſt wie eine Witterung, welche die Jagdhunde haben. Der Herr von Rodenwaldt iſt geweſen geſtern und heute an der Börſe, er wird da ſein auch morgen. Man wird ihn grüßen mit Ehrfurcht, wie man hat gegrüßt immer den großen Herrn von Rodenwaldt. Aber man wird die Hand ein bißchen langſamer an den Hut führen. Und man wird ausſprechen ſeinen Namen, wenn er nicht dabei iſt, wie immer, mit dem Ruf „ein feines Haus". Aber man wird dabei mit den Augen zwickern und hinzuſetzen: „ich glaube, daß es iſt ſehr fein", was heißt ſo viel als: „ich weiß, daß er iſt nicht mehr fein."

„Unmöglich", ſchrie Thereſe auf. „Die glänzende Hochzeit, die erſt jüngſt begonnene Unternehmung der großen Fabrik in Rödelheim; ich ſchloß daraus, daß er ſich ganz ſicher fühle."

„Sand in die Augen das eine, griff nach einem Strohhalm das andere. Ich fürchte, ehe die Woche um iſt, wird man offen ſagen dürfen „der arme Rodenwaldt". Und deshalb bin ich hier. Eilen Sie, meine Beſte, fahren Sie ſelbſt zu ihm und ſehen Sie, was noch zu retten iſt", ſagte der Bankier.

Thereſe war leichenblaß geworden.

„Unmöglich", ſtammelte ſie, „was frag ich nach dem Geld, mag es verloren gehen. Könnte ich ihm nur helfen, ihn retten, daß der Sturz vermieden wird."

„Ihr Geld verloren", ſchrie nun ſeinerſeits entſetzt der kleine Bankier, „Ihr ganzes Vermögen, das iſt Ihnen einerlei?"

„Was iſt Geld? O wie nichtig das iſt. Aber nein, hätte ich mehr, ich könnte ihn retten und nie erführe —" ſie barg erſchaudernd ihr Antlitz in den Händen.

„Was iſt Geld?" wiederholte Friedländer. „Liebe, junge Frau, das Geld an ſich iſt nichts. Es iſt todt, werthlos wie Steine ſind und wenn Sie umſchauen, Sie werden finden wenige, die ſind ſo blöde und dumm am todten Beſitz des Goldes Freude zu haben. Für alle andern Menſchen aber iſt Geld nicht das Höchſte um ſeiner ſelbſt Willen, ſondern des Begriffes wegen, den es darſtellt. Verliere ich mein Geld, verliere ich meinen Namen, meinen Einfluß, meine Genüſſe, meine Nahrung, meine Freiheit, oder was ſonſt immer für ein Gut mir durch mein Geld eigen war, für jeden iſts eben ein anderes. Ich, der Kommerzienrath Friedländer würde mit dem Geld den Börſenruhm verlieren, der mein Stolz iſt; Sie, die Frau Wedekind, verlieren Ihre Freiheit. Jene drei-

malhunderttausend sind der gegenständlich gewordene Begriff Ihrer Unabhängigkeit. Sie werden eines Tages sich wieder vermälen, Gott soll mich behüten, ich zweifle nicht, daß Sie finden einen Mann, der Sie nimmt ohne Geld. Aber wenn Ihr Erwählter nun ebenfalls arm ist?"

„Ich heirate nie wieder", sprach Therese, „es handelt sich hier nicht um mich, sondern um den Herrn von Rodenwaldt. Ist es unabwendbar?"

„Unabwendbar, wenn er nicht findet einen Freund, der ihm mit einer Million unter die Arme greift", sagte Friedländer.

„Aber oft, so hörte ich, geschieht es, daß die Börsenfürsten helfend eingreifen, wenn einer der ihrigen wankt", rief Therese verzweifelt.

„Die Sachen liegen so, daß man hält ein Fallissement gesünder als ein Moratorium. Sie werden sogleich alle Schritte thun. Sie werden hinfahren zu Rodenwaldt. Aber Sie werden ihm um Gottes willen nicht sagen, daß Sie haben allerlei gehört. „Herr von Rodenwaldt", sagen Sie, „mein Bankier, Sie wissen wohl, der kleine Friedländer, hat mir gerathen mein Geld anzulegen in Preußischen Konsols, ich bitte Sie, mir mein Vermögen, wenns Ihnen nicht unbequem ist, auszuhändigen." Das versteht er schon, denn kein vernünftiger Mensch kauft in diesem Augenblick Konsols. Er merkt, daß ich Witterung habe."

„Aber ich habe ja eine Hypothek, ich —"

„Sie haben ihm Ihr Geld nicht bloß in Depot, Sie haben es ihm gegen ein Hypothekeninstrument gegeben?" jammerte der Kommerzienrath. „Das schöne Geld, ich habs Ihnen zusammengebracht und ohne mich zu fragen, gehen Sie so sinnlos damit um. Das wußte ich ja schon damals, daß er dafür nicht mehr fein genug sei. Aber reden Sie mit ihm, Leute, denen das Messer an der Kehle sitzt, sind manchmal mitleidig, vielleicht —"

In diesem Augenblicke wurde es nebenan laut, eine helle Kinderstimme rief:

„Bist Du zu Hause, Frau Wedekind?" und zugleich tanzte Susanne über die Schwelle. Hinter ihr erschien der Kapitän Alberto Marcendo.

„Pardon, wir stören", sagte der, betroffen in Theresens verstörtes Antlitz schauend. Sie erhob sich, sie stellte höflich vor „der Kapitän Marcendo von der italienischen Marine, der Kommerzienrath Friedländer", und fügte hinzu, daß ihre geschäftliche Unterredung gerade beendet, daß also von Störung keine Rede sei.

Der kleine Bankier bestätigte es, indem er alsbald Abschied nahm und noch in der Thür sich umwendend rief: „also Sie versuchen wenigstens —" „Ja, ja", rief Therese als Antwort. Gleich darauf stampfte er draußen durch den naßen Kies und dann rollte sein Coupé davon.

Therese nahm das Kind auf ihren Schoß und fragte, den Kapitän anblickend:

„Und Rita?"

„Rita ist so wohl, wie es überhaupt nur denkbar ist. Sie sendet mich mit einem erstaunlichen Auftrag zu Ihnen", antwortete der Kapitän.

„Es ist wie ein Wunder: in den sechs oder sieben Wochen Ihrer Gegenwart hier, ist Rita gleichsam zu neuem Leben erstanden. Wie

lautet der erstaunliche Auftrag?" fragte Therese. Ihre Wangen brannten, ihre Augen glühten und während ihr Mund eifrig sprach, dachte sie immer verzweifelt: „es soll nicht geschehen, es darf nicht sein, daß er erfährt —"

„Rita", begann der Kapitän, sich neben Therese setzend, „will sich die Treppe hinabwagen. Sie will heute Abend Ihr Gast sein und Sie sollen Doktor Wendel einladen, den Rita endlich kennen lernen will. Sie wünscht Musik zu hören, die Klänge Ihres Flügels schwirren zuweilen zu uns hinauf, sie haben in Rita Erinnerungen geweckt an ihre Heimat. Ich soll ihr italienische Volkslieder singen. Sie bemerken, unsere Kranke disponirt mit dem Eigensinn eines Kindes."

„Aber", wandte Therese aufrichtig erschreckt ein, „die Treppe, die Erregung, es kann nicht sein."

„Sie will es", sprach er achselzuckend, „und die Erfüllung eines selbst schädlichen Wunsches ist die einzige Wohlthat, die man ihr noch gönnen kann. Denn all dies Aufleben ist nur Flackerfeuer fürchte ich."

„Frau Wedekind, was fehlt Dir?" fragte die kleine Susanne, die Therese immerfort betrachtet hatte. „Du siehst so ängstlich aus. Hat Dir jemand etwas gethan?"

Therese wechselte die Farbe.

„Mir — nichts niemand", stotterte sie. Susanne schlang ihr linkes Aermchen um Theresens Hals.

„Sag es nur Onkel Alberto, wenn Dich jemand gekränkt hat. Der wird es mit seinem Säbel rächen. Hast Du schon eigentlich den hübschen blanken Säbel gesehen, den er hat? Onkel Alberto, weshalb trägst Du keine Uniform? Glaubst Du nicht, Frau Wedekind, daß er dann sehr schön aussehe?"

Sie küßte Therese jetzt zärtlich auf den Mund, zog mit der rechten Hand Onkel Alberto heran, und küßte sogleich auch diesem, mit denselben Lippen, auf denen noch der Hauch von Theresens Kuß schwebte.

„Ich habe Euch beide sehr lieb", sprach sie.

Die Augen des Mannes schauten so aus nächster Nähe in die Augen des jungen, verstörten Weibes, da Susanne sie beide zugleich umschlang. Ein seltsamer, verzehrender, leidenschaftlicher Blick brach aus seinen Augen. Sie aber schloß, vergehend die Lider. Und dann lachte sie jäh und sprach mit nervöser Hast:

„Also heute Abend, ich werde ein Billet an Wendel schreiben. Ich bin sehr glücklich über Ritas Wohlergehen. Wer weiß, vielleicht thut Gott ein Wunder und läßt sie genesen."

Ihre Augen wanderten dabei bald hier hin und dorthin, sie vermieden den Mann, der sich jetzt wie befremdet erhob und mit trauriger Stimme sagte:

„Susanne hat recht, irgend etwas bewegt Sie unruhig. Wir lassen Sie jetzt allein. Wenn Sie aber gar in einer Lage wären, wo Sie die Hilfe eines Ehrenmannes brauchen .... ich stehe vor Ihnen. Gebieten Sie."

„Ich danke Ihnen", sagte Therese, ihre schlanken kalten Finger in seine Hand legend, „ich denke nicht, daß irgend ein Mensch mir helfen kann."

Er ging und nahm das Kind mit sich, Therese war allein. Allein?

Nein, wie sie jetzt in Verzweiflung durch das Zimmer schritt, wie sie die Hände in stummer, tiefer Noth rang, schritten unsichtbar zwei böse Gesellen neben ihr: die Reue und die Furcht. Sie zermarterte ihren Kopf, keinen Ausweg fand sie, keinen! Herrn von Rodenwaldt schreiben, er solle ihr die Summe wiedergeben? Umsonst; wenn er sie auftreiben konnte, sie würde doch unnachsichtlich später aufgedeckt werden, daß er ihr ein solches Vermögen gab und es somit seinen andern Gläubigern entzog. Willibald würde es erfahren und die Sache dennoch durchschauen. Es blieb nur dies, Herr von Rodenwaldt zu beschwören, daß er jenen Brief vernichte, daß er die ganze Sache ungeschehen mache, indem er sie todtschwieg. Therese schrieb mit zitternden Fingern dies Billet: „Mein Freund! Ich flehe Sie an, meinen Namen, falls er in Ihren Büchern steht, auszulöschen. Schwören Sie mir, weder Ihre Kinder, noch sonst ein sterbliches Wesen erfahren zu lassen, daß Sie Geld von mir hatten. Ich bedarf dieses armseligen Geldes nicht. Gewinnen Sie es einmal wieder, geben Sie es den Armen, nur erinnern Sie mich nie daran. Dem einzigen Manne, der um die Sache weiß, meinem Bankier, werde ich sagen, ich habe es wieder erhalten."

Sie nahm einen Wagen und fuhr bei Herrn von Rodenwaldt vor, ließ das Billet hineintragen und harrte der Antwort. Man brachte sie ihr. Im Davonfahren las sie. Es war trostlos genug.

„Gnädige Frau! Ihre Worte sind die Worte einer Frau, die nichts von Geschäften versteht. Ich würde mich eines Verbrechens schuldig machen, wenn ich meine Bücher fälschte, sei es selbst zu Gunsten irgend jemands und nicht zu meinem Vortheil. Sie sind mein Hypothekengläubiger und bleiben es. Mein Stern, an den ich glaubte, ist nicht wieder aufwärtsgegangen. Ich falle. Aber ich hoffe, meine Kinder werden wenigstens Ihnen gegenüber die Ehre meines Namens retten. Was Sie begehren ist unmöglich. Sie thaten recht, theure Frau, Ihr Geschick nicht an das meine zu ketten; ich trage ruhig, was, wenn es ein holdes Weib mitgetroffen hätte, mich verzweifeln lassen würde. Und mein Stolz erlaubt mir weder zu sterben, noch hier in Armseligkeit zu vegetiren. Sie werden von mir hören. Was man Ihnen aber auch von mir sagen wird, glauben Sie, meine Schritte gehen alle auf das Ziel los, meinen Namen zu reinigen! Der Ihrige. Rodenwaldt."

Thränenlos starrte Therese vor sich hin. Ihre That von damals, die That des Hohnes und der Rache war also das Entzünden einer Lunte gewesen, langsam hatte der Funke weiter geglommen, nun schlich er schon nahe bis an das Pulverfaß. Und sie hatte gewähnt, nur ihrem heimlichen Bewußtsein eine stille Sättigung zu bereiten! Was konnte geschehen? Willibald mußte bald erfahren, daß das Geld seines Weibes eigentlich Theresen gehörte. Was konnte er dann thun? Es ihr verächtlich vor die Füße werfen? In Arbeit und bürgerlicher Bescheidenheit fortan um sein Brot ringen, er, der an Luxus gewöhnte? Er, der nur des Lebens schönste Formen suchte, sollte sich jetzt mit des Lebens Inhalt beschäftigen? Und war das nicht zu seinem Heil? Seine junge Frau würde auch erstarken und muthig das Schwere tragen. Therese athmete tief auf. „Mag er mich denn immerhin verachten, meine That war erbärmlich, ich verdiene Strafe. Und mag er zur Erkenntniß kommen, wie trügerisch seine Art ist, nach dem Glück zu jagen."

Sie war dennoch etwas beruhigter. Mit gefaßtem Herzen konnte sie am Abend dieses Tages die Freunde begrüßen. Rita, halb hereingetragen von den starken Armen ihres Bruders, saß mit dem Lächeln eines glücklichen Kindes in dem Lehnsessel, den Therese ihr noch mit weichen Kissen bequemer gemacht. Ein trügerisches Roth brannte auf den hageren Wangen der Kranken, in ihren Augen loderte das alte Feuer.

Wendel widmete sich ihr mit vieler Güte. Er begrüßte auch den ihm schon längst bekannt gewordenen Kapitän mit liebenswürdigster Herablassung. Er hatte es ihm verziehen, daß jener weder Wendels Ruhm, noch Wendels Buch kannte und seine Unwissenheit mit dem allgemeinen Mangel an universeller Bildung, welche den Italienern anhafte, entschuldigt. Therese ging mit glühenden Wangen, fieberhaft glänzenden Augen und einem nicht ganz wahrem Lächeln zwischen ihren Gästen umher. Die Zimmer waren alle hell erleuchtet, von draußen hörte man den Regen gegen die verhängten Fenster klatschen, es war sehr gemüthlich. Wendel, der auf Frau Rita den Eindruck des geistreichen Plauderers zu machen wünschte, sprach viel und mit Lebhaftigkeit. Er knüpfte an das Stimmungsbild dieses Abends, das stürmende Herbstunwetter draußen, die heimliche prächtige Wohnlichkeit drinnen, an, um alle Unterschiede deutschen und südlichen Lebens hervorzuheben. Von der Art des Lebens kam man auf die verschiedene Art der Charaktere. Wendel lobte die Ursprünglichkeit und Kraft der italienischen Frauenseelen. Darauf hielt der Kapitän eine Lobrede auf die deutschen Frauen. Er ward so feurig, so pathetisch und wandte sich so ausschließlich an Therese, daß Wendel einen Moment stutzte.

Aber nur einen Moment, dann lächelte er in sich hinein „eine Frau wie Therese wird sich nie in einen naiven Mann verlieben", dachte er. Dennoch schien es ihm gerathen, zu sondiren. Es lag so nahe, nun auch von deutscher und italienischer Liebe vergleichend zu sprechen. Wendel behauptete, daß das „philosophische Volk", auch ein weniges von seiner nachdenklichen Art auf die Liebe übertrage und selten fragelos liebe. „Und geschieht es einmal", schloß er, „daß ein deutsches Weib sich von einer Leidenschaft hinreißen ließ, so wird sie zumal, wenn diese Elementargewalt sie einem Unwürdigen in die Arme warf, später nur desto vernunftgemäßer ihr Herz verschenken. Ueberhaupt glaube ich, daß in keinem Herzen, und dies mag international sein, die Liebe so günstigen Boden findet, als in einem, das noch zittert unter dem Trennungsweh von einem Unwürdigen."

Therese erblaßte. Wendel bemerkte es mit Befriedigung. Doch Alberto Marcendo rief mit blitzenden Augen:

„Ich möchte nicht einziehen als Sieger in ein solches Herz. Denn welchen Werth kann eine Liebe haben, die so schnell ihre Objekte wechselt?"

Therese sah ihn mit verwirrten Sinnen an. Er bemerkte nicht ihren trostlosen Ausdruck, sondern horchte eifrig auf Wendels Gegenrede, die ihm beweisen wollte, daß nur aus einem leid- und liebeerfahrenem Herzen die rechte Flamme schlagen könne.

„Ja", sagte endlich harmlos lachend der Kapitän, „es ist wahr, Ihr seid auch in der Liebe philosophisch. Rita aber, nicht wahr, wir fragen und denken nicht. Wir lieben!"

Sie nickte ihm verklärt zu. Er stand auf, ging an den Flügel, griff einige weiche Mollakkorde und fing mit einer angenehmen Baritonstimme an zu singen. Er sang seiner Schwester zu:

„Rita su svegliati, scendi bel bello"

Es war eines jener wundersamen, naiven, schwermüthig-frohen neapolitanischen Volkslieder. Und während er sang wandte er Auge und Gedanken von der Schwester ab. Ein wonniges Entzücken verklärte sein männliches Antlitz. Sein Auge suchte voll und flammend Therese, als er den letzten Vers sang:

„Ma in questa eterea
Volta si bella
Non éuna stella
Come sei tu!"

„Droben am blauen
Aether so fern,
Nicht ist zu schauen
Wie Du mein Stern!"

Sie stand halb verborgen in einer Fensternische, die Hände auf das wildschlagende Herz gepreßt, sie lauschte und ihr Auge hing auch an ihm, mit durstigen sehnenden Blicken. Aber um ihre Lippen zuckte das bitterste Leidbewußtsein.

Innig heiter erhob der Italiener sich wieder, ging gradeswegs auf Therese zu und küßte ihr die Hand. Doch er schrak zurück, als er den schmerzdurchwühlten Ausdruck ihrer Züge sah.

Nun aber fühlte Wendel sich gereizt: vor mehr als zwei Monaten war er hier schon wie ein Freund aufgenommen, hatte ausdrücklich angekündigt, daß er sangeskundig sei und nie forderte Therese ihn auf, zu musiziren. Er nahm rasch Marcendos Platz ein und rief:

„So kann auch ich endlich die Gelegenheit benutzen, Ihnen zu beweisen, daß die Frömmigkeit, welche mit der Musik zum Ausdruck kommt, rein menschlich und nicht kirchlich ist, wie Sie neuerdings behaupten."

Therese lauschte den majestätischen Klängen. Sie waren ihr nicht fremd, nur halb vergessen hatten sie in ihrem Gedächtniß ungesucht gelegen. Wendel sang mit künstlerisch geschulter und eindrucksvoller Baßstimme die Arie des Saraſtro „O Isis, o Osiris." Als er geendet, schüttelte der Kapitän ihm enthusiasmirt die Hand.

„Superbo, superbo", rief er.

„Dies", sprach Wendel zufrieden lächelnd, zu der wie träumend dasitzenden Therese, „dies ist das hohe Lied der Menschenliebe für mich, und es wendet seine Worte an, für uns, heidnische Götzen. Worte, Frau Therese, sind nichts in der Musik. Ich verlange, daß Sie ein bloßes „la—la" unterlegen und dennoch in den Tönen alles finden sollen. Dann habe ich echte, ausdrucksvolle Musik. Glauben Sie wahrhaftig, daß Bach, Händel und die Modernen, wie z. B. Mendelssohn von kirchlicher Frömmigkeit durchglüht waren, weil ihre Texte kirchlich sind? Der Menschheit ganzer Jammer faßte sie an. Die Inbrunst bewegte sie, über dem Irdischen ein Hohes, Unberührtes zu suchen! Das: wolle etwas Besseres! Wenn Christus in der Matthäus-Passion jenes erhabenergebene „Es ist vollbracht", singt, so ist das nicht Christus, der Gründer einer neuen Kirche, der nun einen Theil seiner Menschenlösung vollbracht hat und sich anschickt, den andern Theil, die Höllenfahrt zu

beginnen, so ist es Christus, das Abbild eines Menschen in seiner ganzen Menschlichkeit, die leidend, duldend, mit Würde resignirt und etwas Besseres gewollt hat, als Leben!"

„Sie wollen der Kirche ihren Antheil und ihre Verdienste um die Musik bestreiten", rief Marcendo erstaunt.

„Das", versetzte Wendel, „könnte nur einem Narren oder einem Lügner einfallen. Die Kirche war für die Musik, was die Mutterbrust für den Säugling. Aber in dem Maße, als wie Musik und Kirche sich entwickelten, entfernten sie sich mehr von einander. Die Kirche wurde kirchlicher, der Ausdruck lauterer Frömmigkeit, das Sehnen nach überirdischer Reinheit kam immer frömmer in der Musik zum Ausdruck, der kirchliche Text ward leerer Schall. Bach und Händel sind nicht kirchlich, sie sind erhaben religiös. Studiren Sie Mozart und Beethoven um zu begreifen, daß das starre biblische Wort, wie Frau Therese neuerdings glaubt, nicht inspiratorisch auf jene Frömmigkeit wirkt, welche Frau Therese durch die Musik an ihre Seele rühren fühlte. Wollen Sie etwa, um bloß eins zu nennen, den beiden Arien des Sarastro gegenüber ohne tiefe Andacht bleiben? Kommt Ihnen der unkirchliche Text noch zum Bewußtsein? Nein, denn Sie beugen Ihr Knie vor der edlen Menschenliebe, die Sie zum Ausdruck gebracht hören."

„Es ist traurig", sagte Therese nach einer Pause des Nachdenkens, „daß unsere seelische Entwickelung in ihrer Unselbstständigkeit gleichsam aufgefordert wird, an diesem und jenem Ereigniß oder auch nur Wort, Halt zu machen um sich zu besinnen, ob sie auch auf Irrwegen geht. Ihre Worte, noch mehr Ihr Gesang, überzeugen mich."

„Traurig", rief Wendel, „nennen Sie das? Ich nenne es ein Glück daß uns zuweilen Punkte sichtbar werden, an die unsere irrenden Gedanken herankrystallisiren können."

„O", sprach Therese lebhaft, „solch einen Punkt habe ich jüngst gefunden. Ich will ihn Ihnen zeigen." Sie eilte an ihren Bücherschrank, nahm „Die Welt als Wille und Vorstellung" heraus, schlug das Kapitel „zur Ethik" auf und verfolgte mit ihrem spitzen Finger die Zeilen, sie dabei laut lesend:

„Aus der unmittelbaren und intuitiven Erkenntniß der metaphysischen Identität aller Wesen geht alle echte Tugend hervor." Und deshalb", setzte sie mit erhobener Stimme hinzu, „deshalb: liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst."

Wendel lachte hell auf, verstummte plötzlich, sah ihr ernst, fast gerührt in das Antlitz und sprach:

„Dieser Weiberkopf, nein dieses Weiberherz hat einen Kompromiß geschlossen! Buddha und Christus! Frau Therese, ich fürchte, Sie werden niemals Ihr Gemüthsleben nach einem philosophischen System reguliren lernen."

„Und deshalb", rief hier Marcendo, „sollten Sie unsere Freundin nicht beunruhigen. Mich dünkt, ein echtes Weib bedarf weder der Philosophie, noch des Pfarrers um seinen Weg zum Frieden zu finden. Das ist ihr klar vorgezeichnet von der Natur. Das Weib soll einen Mann beglücken und Menschen bilden!"

Therese schloß die Augen.

„Ja", flüsterte sie tonlos, „wenn sie selbst sich diesen Weg nicht verschloß."

Die Nacht, welche diesem Abend folgte, sollte für die Hausgenossen ruhelos verstreichen. Sie sollte ein Ereigniß bringen, welches lang erwartet, nun dennoch finster und schwer hereinbrach. Rita Marholm, welche, ohne viel zu sprechen, den Abend doch in sichtlicher Glückseligkeit verbracht hatte, ward noch in dieser Nacht von einem jähen Anfall ihres Leidens heimgesucht. Die erfahrene Wärterin, welche an ihrem Bette wachte, erkannte auf der Stirn der in schwerer Athemnoth Ringenden das Mal des Todes. Sie weckte den Bruder und der, eines früher gegebenen Versprechens eingedenkt, ließ Therese holen.

Noch immer brauste der Sturm um das Haus, noch immer peitschten die Regenschauer gegen die Fenster. Ein Frösteln schlich durch das dämmerig nur erhellte Gemach, wo eine Sterbende ächzend lag und wo Therese und Alberto mit ehrfurchtigem, schauerdurchzitterten Herzen knieten, um das Geheimniß des Todes zu belauschen, um das Entfliehen einer Seele zu bewachen.

Rita wachte und war bei vollem Bewußtsein. Ihre Lippen murmelten Unverständliches, zuweilen däuchte es den Lauschenden, als ob das Wort „Jesus Christus" dazwischen war, zuweilen als ob sie bang „Marholm, mein Gatte" stammelte.

Die Wärterin bemühte sich, ihr Kampher einzuflößen. Rita preßte die Lippen zusammen, sie weigerte sich. Sie winkte Theresen. Diese neigte sich angstvoll über sie. Rauh, doch verständlich stieß die Sterbende hervor:

„Ein Priester!"

„Willst Du Dein Kind nicht sehen", fragte Marcendo sanft.

„Ein Priester", wiederholte Rita wilder.

Trauervoll neigte er das Haupt. Therese schlich hinaus, um die Anordnung zu geben, daß man den Pastor holen möge.

Aus den Augen der Todtkranken brach eine immer steigende Angst, ihre Finger zerpflückten den Rand der Bettdecke.

„Bete", stieß sie hervor. „Madonna . . ." Alberto sah sie verständnißlos an.

„Der Pastor kommt", sprach Therese ruhig, „er wird mit uns beten und bis dahin will ich in der Bibel lesen."

Rita stieß einen dumpfen Laut aus. „Ein Priester", keuchte sie abermals.

In Albertos Seele fiel es wie ein fürchterlicher Strahl der Erkenntniß. Seine Schwester, die in blinder Liebesraserei ihre Kirche verlassen und nie eine Stunde des Zweifels gehabt über ihre That, seine Schwester war in ihrer Sterbestunde von Gewissensqual befallen. Ihre Seele wand sich in der Pein, verdammt zu werden. Ausgelöscht waren die langen Jahre protestantischer, tiefer kirchlicher Gewöhnung. Der Glaube, der das Kind und die Jungfrau beseelt hatte, war riesengroß, vernichtend wieder aufgestanden, um die Abtrünnige durch ein friedloses Sterben zu strafen.

„Rita", rief Alberto, „Gott ist barmherzig. Du hast ihn geliebt. Er wird Dir gnädig sein."

„Ewig muß ich brennen im Fegefeuer", stöhnte die Sterbende. „Madonna, vergieb."

Da neigte Thereſe ſich mit einem himmliſchen Lächeln über das Bett. Sie faltete die Hände und ſprach:

„Rita, Du lebteſt in dem Glauben, den Dein Geliebter hatte. Die Gemeinſchaft, in welcher er lebte, kann nicht von Gott verdammt ſein."

Sie hatte das rechte Wort gefunden, die irre Seele zu beruhigen.

„Ja", rief Rita ſich erhebend, „ſein Erlöſer lebt auch mir! Ich bin gottesfreudig geweſen in allen meinen Thaten, er wird ſich mein erbarmen."

Sie ſank wieder zurück. Eine plötzliche Ruhe ſchien über ſie zu kommen. Ihr Athem ging leiſer, ſie ſchloß die Augen. Alberto und Thereſe knieten nebeneinander. Sie wagten nicht mehr ſich zu rühren. Ihre Blicke hingen wie gekettet an dem hageren eingefallenen Antlitz, auf welchem die Schatten des Todes lagen. Im Drang der ſchauerlichen Stunde hatte der ſtarke Mann ſeinen Arm wie ſchützend um das ſchwächere Weib gelegt. Und ſie ſchmiegte ſich, ohne zu wiſſen, daß ſie es that, ſcheu an ihn.

Eine Stunde und mehr verrann. Der Morgen nahte. Der Paſtor erſchien immer noch nicht. Aber Rita ſchien ſich auch nicht mehr bewußt zu ſein, daß ſie ihn gerufen hatte. Die unheimliche Morgenkälte ſchlich ſchaurig durch das Zimmer, jene Stunde brach an, in welcher ſich der neue Tag in ſtummem Weh aus der Nacht aufringt. Der Sturm legte ſich in der bleigrau verbreitenden Dämmerung.

Die Athemzüge der Sterbenden ließen jetzt jenes Raſſeln hören, welches aus den Körpern tönt, deren Hals der Tod gepackt hat. Plötzlich richtete Rita ihr Haupt ein wenig empor, riß die Augen in wilder Todesnoth weit auf, ſtarrte wie wahnſinnig umher, und ſchrie mit einer Stimme, welche nichts Menſchenähnliches mehr hatte:

„Ich bin verdammt!"

Sie fiel zurück, zuckte, ſtöhnte, reckte ſich und verſchied.

Thereſe ſtieß einen Schrei aus. Zugleich erſchien der Paſtor auf der Schwelle.

„Sie kommen zu ſpät", ſprach Marcendo. Er erhob ſich, er hielt Thereſe mit dem Arm umſchlungen. Er war bleich bis in die Lippen hinein. „Sie kommen zu ſpät, um den qualvollen Sterbensſchrei einer frommen Seele zu hören, welche um der Kirche willen nicht den Friedenstod fand, den ihre Frömmigkeit erſehnt hatte."

Und er führte Thereſe an ſeinem Arm an dem Prieſter vorbei, durch das dämmerungsgraue Haus hinab in ihr Gemach. Dort faßte er ihre Hände, ſah ihr gramvoll lange in die Augen und ſprach endlich nichts weiter als ein leiſes, tiefes:

„Dank, Thereſe!"

Um die Stunde des Niedergangs dieſes ſelben Tages, den Thereſe und Alberto an dem Sterbebette herangewacht, ſchritt Doktor Willibald einſam in ſeinem Gemach auf und ab. Seine junge Gattin war im Theater, er hatte ſie ſelbſt beſchworen hinzugehen und ein beſonders reiches Gewand anzulegen. Sie ſollte ſich zeigen. Wozu? Warum?

Er hatte kaum den Muth, es sich zu gestehen. Mit finster gefalteter Stirn wandelte er in dem reichen, mild erleuchteten Gemach hin und her. Gerüchte waren an sein Ohr gedrungen, Gerüchte! Sie waren im Grunde so ungeheuerlich und so lächerlich, daß er sie nicht glauben konnte. Das Haus Rodenwaldt sollte wanken? Undenkbar. Gute intime Freunde hatten ihn theilnehmend darnach gefragt. Er lachte nur auf, als er diese Fragen vernahm. Und dennoch, dennoch . . .

Ihm wars plötzlich, als sähe er seines Schwiegervaters steifes, gemessenes Wesen einer Maske gleich vor einem sorgenverzerrten Antlitz. Wenn es doch wäre? Was dann?

Er erwog mit schneidender Kaltblütigkeit, gegen sich selbst erbarmungslos das Deficit, welches sich dann für ihn ergeben werde. Er hatte sich eingerichtet wie ein Millionär. Carlas Mitgift mußte diese Einrichtung mitbezahlen. All dieser künstlerisch angeordnete Glanz war sein und Carlas schuldenfreies Eigenthum, ihr mütterliches Vermögen war beinahe ganz dafür ausgegeben. Niemand konnte es ihnen rauben und daran rütteln. Aber dieses Hauswesen, wie es nun einmal eingerichtet war, konnte er mit dem Ertrag seiner Advokatenthätigkeit nicht erhalten. Viele Dienerschaft, Wagen und Pferde, dazu gehörte ein Geldbeutel wie Willibald ihn bei seinem Schwiegervater wähnte. Er hatte nie mit diesem über die Frage gesprochen, sondern es als selbstverständlich angenommen, daß jener die Rechnungsdifferenzen seiner Kinder allezeit gern ausgleichen würde.

Willibald entschloß sich, morgen mit seinem Schwiegervater offen zu reden. „Ich bin Advokat", sagte er sich, „ich werde die Angelegenheiten prüfen. Vielleicht, wenn wirklich eine Zahlungsstockung unvermeidlich ist, kann man ein Moratorium beantragen. Vielleicht ist noch viel, noch alles dann zu retten. Und Rodenwaldt wäre der Mann, dann auch das Verlorene hinzuzugewinnen."

Willibald erwog die Haltung, welcher er in solchem Fall, als am meisten comme il faut zu beobachten habe. Er begriff, daß seine Stellung sehr delikat sei, gerade weil er Carla so schnell und just in dem Augenblick geheiratet hatte, als Rodenwaldt geadelt worden. Er war nicht der Mann, sich einer Thatsache gegenüber in ohnmächtigem Zorn zu winden. Er suchte im Gegentheil mit verdoppeltem Scharfblick nach den Punkten, wo man die Handhaben anlegen konnte, die Sache zu verbessern.

Dreimal schon hatte es bescheidentlich an seine Thür geklopft. Endlich hörte er es und rief unwillig „Herein".

Der ihm wohlbekannte Diener des Rodenwaldtschen Hauses stand vor ihm. Er trug einen Brief.

„Die Unglücksbotschaft", dachte Willibald mit dem Scharfsinn des geweckten Mißtrauens.

„Von meinem Schwiegervater?" fragte er.

„Zu dienen, gnädiger Herr", versetzte der Diener. „Herr von Rodenwaldt sind vor einer Stunde abgereist, sie befahlen, diesen Brief abzugeben, dem gnädigen Herrn zu eigenen Händen."

„Abgereist?" sagte Willibald tief und wie befreit aufathmend.

„Ja, und hoffen übermorgen zurückzukehren", ergänzte der Diener. Willibald hielt den Brief zwischen seinen Fingern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein gefährlicher Gefährte.
Nach dem Originalgemälde von Karl Jutrisa.

Digitized by Google

„Es ist gut", sprach er freundlich, „Sie können gehen."

Der Mann zog sich zurück. „Abgereist!" wiederholte Willibald. „Gott sei Dank, man reist nicht ab, wenn der Zusammenbruch des Hauses vor der Thür steht."

Er trat mit seinem Brief unter die Hängelampe, die inmitten des Zimmers vom Plafond herabhing und ihre milden Strahlen rings von sich sandte. Es war todtenstill im Zimmer. Nicht einmal eine Uhr tickte. „Denn", sagte Willibald, „das Ticken einer Uhr hat einen Beigeschmack von Sentimentalität, ich liebe das nicht." Nun rauschte es kurz und knisternd auf, wie der Laut zerreißenden Papieres. Willibald hatte den Brief erbrochen. Ihm fielen zwei Blätter entgegen. Das eine davon war überschrieben „Mein lieber Sohn." Willibald, vor dessen Augen es von einer jäh zurückkehrenden Ahnung, dunkel geworden, las zuerst dies Blatt. Es dauerte einige Sekunden, bis seine Blicke seinem Willen gehorchten. Und er las:

„Mein lieber Sohn! Ich muß meinem Kinde und Dir einen schweren Kummer bereiten: meines Hauses Ende ist da. Aber ich kann seinen Sturz nicht mit erleben. Ich fliehe. Ich bin auf dem Weg in das Ausland. Lebe wohl. Aber nicht für ewig. Denn unter einen andern Himmel hoffe ich mein einstiges Glück wiederzufinden und von neuem Reichthum zu erlangen."

Meine Sachen sind schlecht, ich fürchte, die Gläubiger werden kaum funfzig Prozent bekommen. Es befindet sich unter meiner Nachlassenschaft ein Hypothekeninstrument, Du als Advokat wirst wissen, daß man die Giltigkeit desselben antasten wird, denn es ward ausgestellt, als ich schon ruinirt war. Nun möchte ich aber gerade diesen Gläubiger ungeschädigt sehen. Lies, mein Sohn, beifolgenden Brief, welchen ich schon an dem gleichen Tag aufsetzte, wo ich jenes Instrument ausfertigte.

Verzeiht mir, meine Kinder. Und besonders Du, Carla, vergieb, daß Deinem Vater der Muth fehlte, eine Mitleidsthräne für ihn in Deinem liebevollen Auge zu sehen. Ich bin unbesorgt wegen Deiner Zukunft. Willibald ist ein Mann der That. Immer Euer Vater."

Willibald stöhnte nicht, er fluchte nicht und war auch nicht sehr bewegt. Er starrte lange düster in die Lampe. Dann nahm er, gleichgiltig fast, das zweite Blatt. Was ging ihn ein sentimentaler Wunsch seines Schwiegervaters einem dunklen Ehrenmann gegenüber an, der sich hatte noch in letzter Stunde anführen lassen? Und er las das zweite Blatt. Es war jenes, das Rodenwaldt einst in Theresens Gegenwart geschrieben.

Als er zu Ende gelesen, sank die Hand, welche das Blatt gehalten, langsam am Körper nieder. Willibald trat von der Lampe fort und setzte sich in den Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch. Er sah stumm vor sich hin. Unbeweglich, wohl eine Stunde lang. Dann stand er wieder auf, trat abermals in den Lichtkreis der Lampe und nahm die Papiere auf, die dort am Boden lagen. Niemand sah, wie sehr sein Antlitz sich verändert hatte; im Zimmer herrschte Einsamkeit und Schweigen.

Er las noch einmal den Brief. Ein Lächeln zitterte um seine Lippen.

„Er nahm von seinem Schreibtisch ein Couvert und schrieb mit fester Hand darauf: „An Frau Therese Wedekind zu eigenen Händen."

Dann nahm er die beiden Blätter, faltete sie zusammen, schrieb auch mit bestimmten Schriftzügen darauf: „zu beliebigem Gebrauch", und schob sie in das Couvert, welches er mit einem Siegel schloß. Er that all das mit vieler Umständlichkeit. Dann läutete er. Sein Diener kam.

„Man soll dies sofort an seine Adresse befördern", sagte er.

Der Diener nahm schweigend den Brief und ging hinaus und wunderte sich im Hinausgehen, wie bleich sein Herr und wie hohl seine Stimme geklungen.

Dann nahm Willibald aus seiner Tasche einen Schlüssel. Er schloß, eins nach dem andern, die Schubfächer seines Schreibtisches auf. In dem einen fand er, was er gesucht haben mochte. Es war ein weibliches Bild. Er trug es an den Ofen. Noch glimmten Kohlen darin, langsam krümmte sich die dicke Pappe, welche der Photographie unterklebt war, wie eine feurige Hand gleichsam auf den Kohlen zusammen. Willibald beobachtete ganz aufmerksam das Schauspiel. Er kehrte an den Schreibtisch zurück und schloß das Schubfach.

Dem Schreibtisch gegenüber, an der andern Wand, stand ein Schrank, der hinter Glasthüren grüne Gardinen zeigte. Willibald ging dahin, öffnete ihn, nahm einen schön mit Perlmutter eingelegten Kasten heraus und aus diesem Kasten eine Pistole. Lange betrachtete er die wundervolle Ciselirung auf dem Schaft. Er lud die Pistole so langsam — es schien als sollte er mit dem kurzen Geschäft nie fertig werden.

Da schrillte durch die Stille der Ton einer Glocke, wie wenn ein Heimkehrender sich an der Thür meldet. Willibald ging an die Lampe, zog sie tiefer herab und sehr schnell. Er löschte sie aus. Jähe Dunkelheit brach in das Gemach herein.

Und zugleich dröhnte ein dumpfer, rollender Ton durch den Raum. Es war der Schuß, mit welchem Willibald den Rechnungsfehler in seinem Dasein ausglich.

Doktor Hans Wendel verließ geneigten Hauptes Theresens Haus und Garten, er hatte Abschied nehmen wollen und gehofft mit dem Abschiedswort noch ein anderes, bedeutsames Wort auszusprechen. Man sagte ihm, Therese sei in der Kirche. Gestern und vorgestern hatte man ihm auf seinen Wunsch, vorgelassen zu werden, geantwortet, sie sei nicht zu sprechen. Auf all sein eindringliches Bitten hatte die alte Walram nur stumm und traurig den Kopf geschüttelt.

Nun, Wendel begriff, daß Therese tief, tief erschüttert sein mußte vom Tode des einst Geliebten, den er heute Morgen mit zu Grabe geleitet. Vielleicht, so tröstete er sich, sei es gut, daß er sie in ihrer Zerschlagenheit nicht durch jene wichtige Frage störte. Er sagte sich, daß ein späterer Brief dieselbe Frage noch viel schöner und poetischer aussprechen könne, denn er äußerte sich im ganzen doch noch lieber durch die Feder als durch Worte. Worte verhallten, sie wurden nur von wenigen gehört und bewundert. Geschriebenes aber blieb aufbewahrt. Wendel zweifelte keinen Augenblick, daß Therese auf die betreffende Frage ein freudiges „ja" antworten werde. Sie mit ihrer bildungsbedürftigen und anempfindenden Seele konnte gar nichts Besseres erhoffen, als die Gattin eines bedeutenden Mannes zu werden. Sie war so ganz

geschaffen, die Gattin eines Unsterblichen zu sein. Sie war verarmt, Wendel hatte das von dem, auch ihm bekannten Friedländer erfahren und ihre jetzigen reichen Einkünfte verlor sie, dafern sie sich vermälte, aber es däuchte Wendel eines Poeten unwürdig, nach Geld und Gut zu fragen. Auch konnte die Nachwelt, an deren Beschäftigung mit ihm Wendel nie zweifelte, es ihm nur als edlen Charakterzug anrechnen, wenn er trotz ihrer Mittellosigkeit um Theresen warb.

Wendel liebte Theresen, denn er glaubte, daß sie ihn bewundere. Er war von großen Plänen voll, seine Brust brannte heiß, er dachte ein neues Buch zu schreiben, eine neue Aesthetik; aber er hatte auch den Entwurf zu einem Drama im Kopf und erwog, mit welcher Ausführung er zunächst die harrende Welt erfreuen solle. Dies neue Werk konnte er als Morgengabe Theresen darbringen, es ihr widmen. Welch ein Stolz für sie! Dies alles hatte er ihr noch sagen wollen und nun mußte er reisen, ohne sie zu sehen. Sie war in der Kirche. Wenn sie in der tiefen Niedergedrücktheit ihres Kummers, der durch Ritas, mehr noch durch Willibalds Tod erzeugt ward, nur nicht dem Pfarrer in die Arme lief. Diese Sorge drückte Wendel, doch tröstete er sich, daß seine Briefe mächtiger sein dürften als alles.

Und mit seinen langen Schritten stampfte er durch die nun regenfreien, windigen, kaltsonnigen Straßen; er kehrte in sein Hotel zurück und reiste noch selbigen Tages ab.

Ja, Therese war in der Kirche. Sie hatte einmal Rita versprochen, für sie zu beten. Ohne bestimmtes Ziel verließ Therese ihr Haus, sie wanderte durch die sonntagsstillen Gassen, sie trat in die erste beste Kirche ein. Ihrem betäubtem Geist war es ganz entschwunden, daß es in dieser Stadt katholische und protestantische Gotteshäuser gab. Sie war in eine katholische Kirche gerathen. Der erste Morgengottesdienst war vorüber, nur vereinzelt knieten stille Beter im Gestühl. Therese schritt durch den schattigen Raum instinktmäßig auf jene Stätte zu, wo durch ein hohes Bogenfenster eine volle Sonnenflut brach und die rothen Fliesen am Boden und dem Altar gegenüber warm beschien. Sie suchte das Licht.

Tausend Stäubchen tanzten im bläulichen Strahl; Therese kniete mitten im Lichtstrom hin, sie faltete die Hände und hob ihre Augen empor zu dem Altarbild. Es war das Bildniß einer Madonna mit dem Jesuskindlein auf dem Arm. Ihr Kopf war wüst, ihr Herz war todt.

„Gnadenreiche, erbarme Dich ihrer Seele", sprach sie halblaut. Es waren leere, phrasenhafte Worte. „Ich spiele Komödie", dachte Therese mühsam. Immer mit zusammengefalteten Händen, wie zu müde um sich wieder zu erheben, blieb Therese vor dem Altar liegen. Sie schaute starr in das Antlitz der Madonna auf dem Bilde. Die Sonne durchwärmte es mit Lebensglut. Und Theresens todtes Herz erwachte, ihre Sinne wurden klar, in ihre Augen trat ein heißes, schmerzliches Leben. Das Geheimniß der Erhabenheit Marias ward ihr offenbar. In ihre schmerzumnachtete Seele war das Wunder einer Erkenntniß gekommen.

„Das gesättigte Mutterglück, der unsägliche Mutterschmerz ist Deine Glorie. Weil Du einen Sohn hast, bist Du eine Heilige geworden. Und auf jedes Weib, das einen Menschen bildet, fällt ein Abglanz des Friedens, der auf Deiner Stirn thront!"

Thereſe erhob ſich, ſie hatte nicht um Ritas Seelenheil gebetet, aber ſie hatte für die Todte und für ſich ein Beſſeres gewonnen, als der vorübergehende Friede eines inbrünſtigen Gebetes geben kann.

Still gefaßt, mit einem Lächeln der Weihe auf den Lippen, mit einem Leuchten des Friedens in den ſchattenumrandeten Augen, kehrte ſie heim. Dort harrte ihrer ſchon jemand mit Ungeduld.

„Marcendo", ſtammelte Thereſe, auf der Schwelle wankend, da ſie ihn ſah. Sie ſchloß die Augen. Sie ahnte, daß die Stunde ihrer Strafe gekommen ſei.

„Thereſe", rief er, ſie an der Hand ergreifend, „weshalb zittern Sie ſeit einigen Tagen vor meinem Anblick? Warum fliehen Sie mich? Und wiſſen doch, daß wir eins ſind! Das ſüße Wort, das meine Augen Ihnen längſt geſagt, ſoll auch von meinen Lippen gehen. Thereſe, ich muß ſcheiden — ich will ſcheidend Ihnen geſtehen, daß ich Sie liebe!"

Thereſe floh vor ihm zurück und ſah ihn mit angſtverwirrten Augen an.

„Auch das noch", rief ſie. „O, Erbarmen! Gehen Sie, Alberto, gehen Sie ſchweigend."

Er folgte ihr und nahm abermals ihre Hand. „Nein", rief er, ihr flammend in die Augen blickend, „nein! Denn ich fühls, daß auch Du mich liebſt. Sei mein Weib. Sei dem verwaiſten Kinde eine Mutter. Thereſe, welche thörichten und grauſamen Bedenken können Dich bewegen, ein leidenſchaftliches und ſtarkes Herz zurückzuſtoßen?"

Wie irr ſah ſie ihn an, ein verzweifeltes Lächeln ſchlich um ihre blaſſen Lippen.

„Es muß ſein", flüſterte ſie.

Der Kapitän ſtarrte eine Weile düſter vor ſich hin. Er ſuchte nach einer Erklärung. Plötzlich kamen ihm Worte in das Gedächtniß, welche Wendel früher hingeworfen, von Armuth und Vermögensverluſt. Eine finſtere Wolke zog über ſeine Stirn.

„Ich hoffe", ſprach er mit Nachdruck, „daß keinerlei kleinliche Erwägungen der Grund einer mich dann tödtlich beleidigenden Abweiſung ſind. Ich bin zwar nicht reich, Thereſe, aber ich habe genug für uns beide. Ein Weib das liebt, denkt nicht an dieſe Dinge."

Thereſe beſann ſich was er meine. Ja, ſie wurde arm, wenn ſie ſich vermälte.

„Daran habe ich noch nicht gedacht", ſtotterte ſie. Er verſtand, daß es alſo dieſer kleinliche Grund nicht ſein könne und athmete froher auf. Aber vor Thereſe war die ganze Erinnerung jäh lebendig heraufbeſchworen. Scheu blickte ſie auf den Kamin. Dort waren vor wenig Tagen jene Blätter verlodert, die Willibald ihr zurückgeſandt. Da ſie dieſelben empfing, ſuchte ſie vergebens nach einem Verſtändniß. Wollte Willibald ihr hohnvolles Almoſen gar annehmen? Wollte er es ihr anheimſtellen, es zurückzufordern oder nicht? Dann aber kam die ſchaudervolle Kunde ſeiner That. Thereſe verſtand ihn. Er hatte jene Summe nicht mehr ganz beſeſſen, er konnte ſie nicht augenblicklich ihr ſtolz hinwerfen, er zog den Tod der Demüthigung vor und trachtete nur die Wahrheit vor ſeinem Weibe zu verbergen.

„Woran denken Sie?" fragte Marcendo bang. Er ſah den wilden,

verzweifelten Blick in ihren ſtarren Augen. Sie wandte dieſen ihren Blick voll auf ihn. Er bebte zurück vor dem Schmerzensabgrund.

„Alberto“, ſprach ſie mit einer ſeltſam feierlichen Stimme, „ich bin eine Sünderin. Eines ganzen Lebens Inhalt reicht nicht aus, mich zu entſühnen. Aber wenn etwas, außer guten Thaten, zur Entſühnung gereichen kann, iſt es die Wahrhaftigkeit. Alberto, ich liebte einen Unwürdigen; ich wandte meinem Gatten meine Gedanken ab, um ſie an einen andern zu hängen. Jener andere aber verrieth mich. Ich erkannte, daß er ein Schwächling war. Dennoch aber entweibte ich mich und ward unwürdiger noch als jener Mann. Ich rächte mich an ihm. Heimlich, kleinlich, furchtbar! Als er meine Rache entdeckte, fühlte er ſich zu erniedrigt, um weiter zu athmen. Er gab ſich den Tod. Ich aber, Alberto, betrachte mich als ſeine Mörderin. Und Sie haben ſelbſt mein Urtheil geſprochen, Sie wollen nicht einziehen in ein Herz als Sieger, wo ein Unwürdiger gewohnt hat.“

Thereſe ſchwieg. Alles Leben in ihrem Antlitz ſchien erloſchen, ihre Züge waren verſteinert in Gram. Aus Marcendos Geſicht war jeglicher Schein von Farbe erloſchen, aber aus ſeinen Augen brach die Flamme einer unſterblichen Liebe.

„Thereſe“, rief er, „die Liebe vergiebt und entſühnt. Sei dennoch mein! Ich war ein Thor, alſo zu ſprechen. Ich liebe Dich ewig.“

Da ſah ſie ihn vergehend an. Und eine Traumſekunde lang ruhte ſie an dem ſtarken, wilden Herzen, das ihr übermächtig entgegenſchlug. Dann riß ſie ſich los und trat von ihm zurück, mit einem Blick, wie man ihn ſcheidend auf einen Todten wirft.

Von ihnen unbemerkt war indeſſen das verwaiſte Kind eingetreten. Jetzt ſchlich es ſich weinend an Thereſe heran.

„Ich ſoll Dir Lebewohl ſagen“, klagte es, „denn heute reiſt Onkel Alberto fort mit mir; er geht auf ſein Schiff und ich komme unter fremde, böſe Menſchen. Lebe wohl . . .“

Ein Schrei, ein Erlöſungsſchrei kam von Thereſens Lippen. Sie fiel neben dem Kinde nieder, preßte es an ihre Bruſt und rief:

„Alberto, mein ſei dieſes Kind, laß es mir. Hier iſt der Hafen des Friedens, der Entſühnung! Laß mich einen guten Menſchen aus dieſem Kinde bilden! Ich will es Dir nicht rauben, Geliebter — Du darfſt mein Freund und Bruder ſein und Dich mit mir an meinem Kinde freuen, wenn Du nach Jahren wiederkehrſt. Sei barmherzig, ſchenke mir dies Kind. Suſanne, willſt Du immer bei mir bleiben, willſt Du meine Tochter ſein?“

Mit Jauchzen ſchlang das Kind ſeine Arme um ihren Hals. Sie wandte ihre Stirn empor; es war dem erſchüttertem Manne, als flamme darauf ein Zeichen der Weihe. Aus ihren Augen floß ein Glanz überirdiſcher Gefaßtheit. Sie lag vor ihm wie eine Büßende, welche von ihrem Erlöſer die Gnade erwartet.

Und er, die Hand auf ſein verwundetes Herz preſſend, in tiefſter Seele dennoch von einer ſchönen Hoffnung auf eine ſpätere Zeit bewegt, ſprach milde wie ein Prieſter:

„Dieſes Kind ſei Dein!“

Rafael.

Ein Erinnerungsblatt zu des Künstlers 400jährigem Geburtstag.

(Mit Porträt.)

Die Geschichte der Kunst kennt keine glänzendere Periode, als diejenige von 1490 bis gegen das Jahr 1520, während welcher die größten Maler der neuern Zeit, die Schöpfer von Werken, welche Vorbilder für die Kunst aller Zeiten bleiben werden, lebten und wirkten. Diese Künstler ersten Ranges, Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael und Tizian in Italien, sowie Albrecht Dürer in Deutschland, würden als hochbedeutende Männer unter ihren Zeitgenossen erscheinen, auch wenn sie niemals einen Pinsel angerührt hätten. Der erhabene universelle Geist dieser Männer gehört weniger einem einzelnen Volke, als der ganzen Menschheit an. Obgleich in derselben kurzen Periode von etwa dreißig Jahren glänzend, erscheint jeder dieser Heroen der Kunst in seiner Richtung und in den Mitteln, welche er anwandte, um sich zu der höchsten Stufe aufzuschwingen, die wir bis jetzt in der Kunst kennen, vollkommen von seinen Ruhmesgenossen unabhängig und selbstständig. Die Geschichte der Kunst des Jahrhunderts, welches der Zeit jener großen Meister vorherging, zeigt uns, in wie weit dieselben auf den Schultern ihrer Vorgänger standen; das fast gleichzeitige Erscheinen jener sechs außerordentlichen Sterne am Himmel der Kunst aber hängt mit den höchsten Kultur-Interessen, mit jenen großartigen Bewegungen in der geistigen Welt zusammen, welche in dem sturm- und drangvollen fünfzehnten Säculo ihren Anfang genommen hatten. Der Geist der prüfenden Forschung auf allen Gebieten des Wissens hatte sich mächtig erhoben und rüttelte an demjenigen, was bisher für unantastbare Wahrheit gegolten hatte. Eine unbändige Abenteuerlust, ein Drang nach großartigem, wunderbarem Neuen trieb Scharen von kühnen Männern über bisher unerforschte Meere, um neue Welten zu entdecken, während die Kunst die letzten Fesseln ihrer typischen Gebundenheit abstreifte, um die Pracht und Majestät der gedankengeborenen, freien Schönheit zu entfalten.

Die großen Meister Italiens, welche wir vorhin nannten, erscheinen vollständig ursprünglich, durchaus in sich abgeschlossen, und kein Strahl eines entlehnten Lichtes flammt in ihrer Aureole. Jeder erreichte seiner Eigenthümlichkeit gemäß das Höchste und erscheint unvergleichlich, nur mit seinem eignen Maßstabe, und mit keinem andern, richtig zu messen.

Der Familienname Rafael's lautete ursprünglich del Sante, oder Santi, und wurde als Sanctius latinisirt. Diese Form des Namens

ward wieder italianisirt und lautete in solcher Weise Sanzio. Dies war der Name, welchen Rafael (im Italienischen Raffaelle) gewöhnlich führte, während der Vater sich meist Santi nannte.

Rafael Sanzio ward in Urbino im Kirchenstaate am Charfreitage, den 28. März 1483 geboren. Sein Vater, Giovanni, war ein Maler von nicht gewöhnlichem Talent, welcher ohne einen namhaften Meister sich eine tüchtige Geschicklichkeit in der Kunst aneignete, in seinen spätern Jahren aber in der Weise des Andrea Mantegna, des berühmten Schülers von Francesco Squarzione zu Padua malte. Ein Zeugniß von dem Kunstverständniß und der patriotischen Gesinnung Giovanni Sanzio's bildet die von ihm verfaßte merkwürdige Reimchronik, in welcher das Leben des im Jahre 1482 verstorbenen Herzogs Federigo von Urbino und seiner Gemalin Battista Sforza verherrlicht und von den Künstlern seiner Zeit Nachricht gegeben wird. Diese Chronik befindet sich in der Bibliothek des Vatikan. Ungeachtet seiner begeisterten Anhänglichkeit für das herzogliche Haus hatte sich Meister Giovanni Sanzio weder vom Herzoge Federigo, noch von dem Nachfolger desselben, Guidobaldo, keiner Begünstigung zu erfreuen, während andere Maler aus Florenz, Forli, Padua, ja sogar der Meister Justus von Gent von der Herrscherfamilie in Urbino beschäftigt und mit Ehren überhäuft wurden. Giovanni blieb daher, da auch seine Gattin Magia Ciarla, die Tochter eines Krämers, nicht begütert war, in bescheidenen Verhältnissen. Er besaß ein kleines Grundstück mit einem Häuschen darauf, welches an der vom Markte auf den Berg führenden Straße, Contrado del Monte, lag. In diesem noch heute vorhandenen Hause, welches mit besonderer Pietät erhalten wird, wurde Rafael geboren. Bereits im Jahre 1491 verlor der Knabe seine Mutter, welcher ein nachgebornes Töchterchen folgte. Im folgenden Jahre verheiratete sich Giovanni Sanzio abermals und zwar mit der Tochter eines Goldschmieds, Bernardina di Parte, welche sich des reizenden Knaben mit größter Zärtlichkeit annahm. In der Dominikanerkirche zu Cagli, nach welcher Stadt sich Giovanni Sanzio mit seiner Frau und seinem Sohne begab, um für den Patrizier Pietro Tiranni mehrere Gemälde auszuführen, sieht man den etwa achtjährigen Rafael in einem der Engel porträtirt, welche neben dem Throne einer Madonna stehen, die von Sankt Franziskus, dem Apostelfürsten Sankt Petrus, Sankt Dominicus und Johannes dem Täufer adorirt wird, welcher auf den, auf dem Knie der Mutter stehenden Heiland zeigt. Selbst zur Zeit seines höchsten Ruhmes zeigt das Bildniß Rafael's noch jenen Ausdruck unendlicher Sanftmuth und geistvoller, ruhiger Unbefangenheit, den das wunderschöne Antlitz des Knaben besitzt.

Schon sehr früh soll Rafael Stift und Pinsel geführt haben. Sein Vater unterwies ihn in den Anfangsgründen der Kunst, und der Knabe entfaltete bald ein so wunderbares Talent, daß Giovanni Sanzio seine Unterweisungen, aus Furcht, seinem Sohne vielleicht nicht die bestmögliche Richtung zu geben, nicht fortzusetzen wagte. Der Vater machte sich mit dem Knaben auf und pilgerte nach Perugia, wo sich der berühmte Meister Pietro Vanucci, Perugino genannt, aufhielt, um denselben zu bewegen, den Knaben als seinen Schüler anzunehmen. Diese Aufnahme erfolgte, wahrscheinlich der großen Jugend des Knaben wegen,

Rafael Santi.

nicht sofort, und Vater und Sohn kehrten nach Urbino zurück, wo der erstere im August des Jahres 1494 starb. Seine Stiefmutter und deren Bruder, Simone di Battista Ciarla, sowie sein Verwandter väterlicher Seite, der Priester Bartolomeo Santi, brachten jedoch den Wunsch Giovanni's, sowie des Knaben selbst, der sich nach dem Hinscheiden seines Vaters in Urbino nicht mehr heimisch fühlte, in Erfüllung und Rafael ward im Jahre 1495 nach Perugia gebracht und der Obhut Perugino's übergeben. In kurzer Zeit übertraf Rafael alle seine Mitschüler und bemächtigte sich der Darstellungsweise seines Meisters so vollkommen, daß ihn derselbe sehr bald bei der Vollendung seiner

eigenen Werke benutzen konnte. Rafael konnte unter Leitung seines Lehrers schon zwischen dem siebzehnten und achtzehnten Jahre zu bedeutenden selbstständigen Arbeiten übergehen, unter denen die Krönung des Sankt Nicolaus von Tolentino für die Kirche der Augustiner daselbst hervorgehoben werden muß. Das Bild zeigte die beliebte kanonische Typik des Arrangements: der Heilige mit einem Kruzifix in der Hand tritt den Satan unter seine Füße und hat auf der einen Seite vier Engel, welche Pergamentstreifen in den Händen halten, auf denen sich Legenden zum Preise des Heiligen befinden, während der heilige Bischof Nikolaus von Barri sich auf der andern Seite befand. Hoch oben thronte Gott Vater von Engeln umgeben, neben demselben rechts die heilige Jungfrau, und links Sankt Augustin, welche das Haupt des Sankt Nikolaus mit der Siegerkrone schmücken. Das Gemälde, welches später nach einer erlittenen Beschädigung in Stücke zertheilt und dem Vatikan verkauft wurde, woselbst die Stücke jedoch bei der Bilderjagd der Franzosen unter dem ersten Napoleon verschwanden, deutete nur in den Engeln, sowie in dem Antlitze der Madonna und dem Kopfe des Sankt Augustin auf die spätere Eigenthümlichkeit des Meisters hin, war übrigens so genau in Perugino's Manier gemalt, um mit den Werken dieses Meisters verwechselt werden zu können. Eine Kreuzigung mit Maria und Johannes, Maria Magdalena und St. Hieronymus trägt die Inschrift „Raphael Urbinas P." und ist eines der ersten, wenn nicht das erste Bild, welches der Maler mit seinem Namen versah. Die Madonnen aus seiner frühesten Zeit weichen bereits merklich von der Lieblingsform des Antlitzes und dem stabilen Ausdrucke ab, den Pietro Perugino seinen Bildern der Jungfrau verlieh. Rafael's Madonnen aus seiner frühern Periode besitzen vielmehr schon jenen seelenvollen, hohen, fesselnden Ausdruck, den der Künstler später zu einem unerreichten Ideale ausbildete.

Nachdem Rafael, neben einer reichen Zahl anderer Arbeiten, für den Dom zu Siena die umfangreichen Zeichnungen zu zehn historischen Gemälden vollendet hatte, welche von seinem Freunde Pinturicchio ausgeführt wurden, trat er aus dem Atelier des Perugino aus und erscheint im Jahre 1504 in Citta di Castello in Umbrien als selbstständiger Meister.

In Citta di Castello malte Rafael sein berühmtes Gemälde Lo Spojalizio, oder die Verlobung Sankt Josephs mit der heiligen Jungfrau. Nur allmählich entfernte sich Rafael von der Art der Darstellung und der Manier der Färbung seines Meisters Perugino. Bei dem Spojalizio legte er das, im Jahre 1595 von dem Letztern für den Altar des heiligen Joseph in der Kathedrale von Perugia gemalte Bild seiner Komposition zu Grunde. Er traf jedoch die von Perugino's Bilde abweichende Anordnung, daß er die Männer und Frauen, welche der heiligen Handlung beiwohnen, an den entgegengesetzten Seiten des Bildes gruppirte; so wie die Köpfe der Personen durchaus eigenthümlich von Rafael behandelt erscheinen. Hier ist allenthalben bereits mehr, als Perugino zu geben vermag. Rafael zeigt sich nicht bloß als anmuthig und innig, sondern verleiht seinen Figuren eine freudige Erhabenheit, welche erkennen läßt, daß dieses Bündniß eine ungewöhnliche Bedeutung besitzt. Die Gewandung der Jungfrau ist ganz in Perugino's

Weise geordnet, jedoch anders gefärbt, als auf dem Gemälde des Letztern. Die Architektur des Tempels ist von Rafael völlig von Perugino abweichend behandelt. Das „Verlöbniß" Rafael's befindet sich gegenwärtig in der Sammlung des ehemaligen Jesuiten-Kollegii, la Brera zu Mailand; Pungileoni fertigte für das Oratorium des heiligen Joseph zu Urbino eine Kopie an, und eine ältere Nachbildung des Gemäldes besitzt das Museum in Berlin.

Von Citta di Castello kehrte Rafael auf kurze Zeit nach Urbino zurück, malte für den in seine Erblande nach längerer Irrfahrt zurückgekehrten Herzog Guidubaldo einen mit äußerstem Fleiß ausgeführten Christus am Oelberge, sowie einen St. Georg mit dem Drachen und der Prinzessin Clodelinde, und empfing von Giovanna della Rovere, Herzogin von Sora, der Schwester des Herzogs von Urbino, Empfehlungsbriefe an den Gonfaloniere Soderini, welcher statt der exilirten Medicäer in Florenz die Herrschaft führte. Die Herzogin nennt in diesem Briefe ihren Schützling einen „verständigen, bescheidenen und liebenswürdigen Jüngling", welchem sie wegen seines Vaters, sowie wegen seiner eigenen guten Eigenschaften besonders zugethan sei. Rafael machte während dieses ersten, kurzen Aufenthalts in Florenz die Bekanntschaft des Fra Bartolomeo (Baccio della Porta) und Ridolfo Ghirlandajo's, und sah die berühmten Kartons von Leonardo da Vinci und Michel Angelo, von denen der erstere die Niederlage der Mailänder durch den florentinischen General Niccoli Piccinino, und der Karton Buonaroti's, die vom Bade im Arno zum Sturm auf Pisa eilenden Florentiner Soldaten darstellt. Rafael malte hier einige Madonnenbilder und das Brustbild eines etwa zwanzigjährigen Jünglings, welches für sein Eigenbildniß anerkannt wurde.

Rafael begab sich früh auf den Weg, wo großartige Anstrengungen seiner warteten, und trat in den Kreis der florentinischen Künstler, welche, dem Leonardo da Vinci und dem Michel Angelo nacheifernd, die Traditionen der Typik der Darstellung bei Seite geworfen hatten und in freiem Streben den Ausdruck für ihre erhabenen Ideen und Anschauungen suchten. Den Mittelpunkt für die Versammlungen der meist jungen Künstler bildete das Haus des Architekten und Bildschnitzers Baccia Agnolo. Die vorzüglichsten Mitglieder dieses Kreises waren Andrea Sansovino, Francesco Granacci, Filippino Lippi, Benedetto Majano, Simone Cronaca, Giuliano und Antonio (der Aeltere) da Sangallo Giamberti. Unter den kunstverständigen Patriziern und Bürgern, welche an dem geselligen Austausch der Künstler Theil nahmen, sind Taddeo Taddei und Lorenzo Nasi besonders zu nennen. Der Erstere ward von Rafael's Genie sowohl, als von dessen persönlicher Liebenswürdigkeit so sehr bezaubert, daß er demselben eine ausgezeichnete Wohnung in seinem Palaste anbot und ihn zu seinem steten Tischgaste machte. Der Maler vollendete für Taddei zwei Bilder, wovon das eine höchst wahrscheinlich das unter dem Namen der Jungfrau im Grünen bekannte Bild ist, welches die Familie Taddei 1661 an den Erzherzog Ferdinand Karl von Tyrol verkaufte und das gegenwärtig der Ambraser Sammlung in Wien angehört. Lorenzo Nasi trug dem Rafael auf, ein Madonnenbild für ihn zu malen, und es entstand die Madonna del Cardellino, oder diejenige mit dem Stieglitz, welche Be-

zeichnung das Gemälde des Vogels wegen erhielt, den der kleine Johannes dem Jesuskinde darreicht.

Von Florenz aus machte Rafael einen Ausflug nach Bologna und seiner Vaterstadt Urbino. In der erstern Stadt machte er die Werke des Francesco Francia Raibolini, dessen Madonnen Rafael für die schönsten, andächtigsten und besten erklärte, die er gesehen habe, zu seinem besondern Augenmerk. Er malte für den Diktator der Stadt, den Giovanni Bentivoglio, der sich bisher gegen die Truppen des Papstes Julius II. behauptet hatte, eine Anbetung der Hirten, welche muthmaßlich dieselbe ist, welche sich im Besitz der königlichen Familie von Spanien befindet, und begab sich nach Urbino. Hier war seine erste Arbeit ein heiliger Georg, welcher den Drachen mit der Lanze durchbohrt. Dies Bild sandte der Herzog Guidubaldo dem Könige Heinrich VII. von England durch seinen Gesandten, den Grafen von Castiglione, welcher für seinen Gebieter den Ritterschlag für den Hosenbandorden empfangen sollte. Auf diesen Umstand deutet das Kniebund dieses Ordens hin, welcher der heilige Georg, der Patron desselben, auf Rafael's Bilde trägt. Dasselbe ward von Katharina II. von Rußland für die Eremitage erworben. Außer diesem Gemälde vollendete Rafael für den Herzog mehrere kleine Madonnenbilder, porträtirte auch den Herzog Guidubaldo und seine Gemalin, so wie den Pietro Bembo.

Von größerem Interesse erscheint uns Rafael's Eigenbildniß aus dieser Zeit, das heißt aus dem Jahre 1506. Dasselbe befand sich bis zum Jahre 1588 in Urbino und kam sodann in die Galerie der Akademie von San Luca in Rom. Das Bildniß zeigt die Büste des Malers mit rechts gewandtem Kopfe in Dreiviertel-Ansicht. Der Kopf ist mit dem Kinn etwas nach oben gehoben und trägt ein schwarzes Barett, unter welchem das halblange, unten zwanglos umgebogene, braune Haar herabfällt. Die Gesichtsfarbe ist blaß, ins Olivenähnliche hinüberdeutend; die Augen sind braun, die Lippen schwellend; das Kinn erscheint als lang, aber voll und fleischig, der Hals lang und in seiner Beugung fast mädchenhaft. Ein knapp anliegendes Wams umschließt den Oberkörper und zeigt am Halse den Ausputz von einer schmalen, weißen Krause. Diesem berühmten Bildnisse gemäß ist das Porträt Rafael's gezeichnet, welches diesem Artikel beigegeben wurde.

Von Rafael's Madonnen, welche er nach seiner Rückkehr nach Florenz malte, besitzen mehrere einen Weltruf. Die eine dieser Madonnen befindet sich unter dem Namen „la belle jardinière" im Louvre. Die in reizendster Jungfräulichkeit erscheinende Gestalt sitzt auf einem Steine in einer mit Blumen geschmückten Wiese und betrachtet demüthig und mit der anmuthigsten Innigkeit das vor ihr stehende Christkind, welches zu ihr vertrauensvoll aufblickt. Johannes der Täufer im Knabenalter kniet zur Seite und stützt sich auf ein kleines Kreuz. Der Hintergrund zeigt eine Stadt, einen Fluß und Bergzüge. Die wundervolle Schönheit der heiligen Jungfrau, der ideale Ausdruck der Köpfe macht dies Madonnenbild zu einem der schönsten des Meisters. Einzelne Theile der Draperie, welche schwerer und unsicherer, als die übrigen behandelt sind, sollen von Ghirlandajo ausgeführt sein. Eine andere berühmte Madonna ist diejenige aus der Casa Colonna, welche sich im Museum zu Berlin befindet. Dies Bild ward von Rafael nicht voll-

endet, sondern nur mit Farben skizzirt, übt aber nichtsdestoweniger einen tiefen Eindruck auf den Beschauer aus. Hier ist Anmuth, Geist und Innigkeit in jedem Zuge. Die Madonna hält ein kleines Buch und umschlingt den Jesusknaben, der sich an dem Saum ihres Kleides hält.

Eben unterhandelte Rafael mit dem Gonfaloniere von Florenz, Pietro Soderini, wegen Ausschmückung eines Saales im Palaste desselben, als ihn der Ruf ereilte, wodurch er an den Platz gestellt wurde, welcher ihm das unbeschränkteste Feld für seinen Genius eröffnete. Höchst wahrscheinlich von Bramante, dem päpstlichen Architekten bestimmt, welcher ein Anverwandter Rafael's war, hatte Papst Julius II. beschlossen, dem jungen Urbinenser die Ausschmückung einer Reihe von Gemälden im Vatikan zu übertragen. Dieser hochgesinnte, kraftvolle und geistig große Fürst, welcher bereits den Michel Angelo wie den Bramante an sich gefesselt hatte, sandte eine Einladung an Rafael, nach Rom zu kommen, welcher keine Weigerung entgegengesetzt werden konnte, da dieselbe den Befehl des Papstes deutlich genug durchblicken ließ. Rafael brach seine Unterhandlungen mit Soderini ab und begab sich im Sommer des Jahres 1508 schleunig nach Rom, um in die Mitte des Kreises der Künstler zu treten, welche miteinander wetteiferten, den Ruhm Julius II. durch ihre Werke zu verherrlichen. Der heilige Vater empfing den nunmehr fünfundzwanzigjährigen Künstler mit ungewöhnlichem Wohlwollen und sprach in seiner kräftigen, unumwundenen Weise laut sein großes Wohlgefallen an der einnehmenden Persönlichkeit des jugendlichen Meisters aus. Die Künstler begeisterten sich für ihren neuen, ruhmvollen Genossen, welcher bald zu dem strahlendsten Sterne in ihrem Kreise werden sollte.

Von seiner Ankunft in Rom an beginnt die Meisterperiode in Rafael's Leben. Seine erste Schöpfung waren die Gemälde in den Hallen des Vatikans, welche Papst Nikolaus V. und Sixtus VI. begonnen und unvollendet gelassen hatten. Es war im oberen Stockwerke des Vatikans, in der Camera della Segnatura, wo Rafael seine Arbeiten begann. Soderini hatte die Decke des Saales der Segnatura bereits mit Gemälden mythologischen Inhalts ausgestattet, und mehrere andere Zimmer waren von Bramantino von Mailand, Luca Signorelli, Bartolomeo della Gatta, Pietro della Francesca, und Pietro Perugino ausgemalt. Diese Gemälde wurden entfernt, als der Papst die erste der herrlichen Arbeiten Rafael's gesehen hatte, und nur die Pietät Rafael's rettete einige Figuren seines alten Meisters Pietro Perugino vor dem Schicksal, weggelöscht zu werden.

Rafael entwarf, nachdem er über mehrere historische Punkte dem Rath von gelehrten Freunden eingeholt hatte, einen Plan über die Benutzung der ihm zu Gebote gestellten Räume, welcher von dem Papste unverändert angenommen wurde. Er widmete das erste Zimmer der Erkenntniß und der Wissenschaft der Menschheit in ihren verschiedenen Richtungen als Theologie, Poesie, Philosophie und Jurisprudenz. Er stellte an der Decke in vier großen Rondellen diese vier Richtungen der menschlichen Geistesthätigkeit in vier allegorischen, weiblichen Figuren dar, welche mit ihren charakteristischen Symbolen ausgestattet, von Genien umgeben, auf Wolken thronen. Man könnte diese Figuren als Heroldin-

nen der unter denselben befindlichen größeren Gemälde bezeichnen. Von diesen Figuren ist besonders die Poesie von ungemeiner Erhabenheit: eine Begeisterte von blendender Schönheit, welche mit ausgebreiteten Flügeln auf einem, mit Masken verzierten Sessel sitzt und empor zum Himmel blickt, auf dessen glänzende Welten das sternenbesäete Band deutet, welches ihre Schulter ziert.

Unter diesen vier allegorischen Figuren malte Rafael vier große Gemälde, von denen jedes gegen funfzehn Fuß hoch und zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß breit war. Unter der allegorischen Figur der Theologie befindet sich die berühmte Komposition, welche unter dem Namen: „La Disputa" bekannt geworden ist. Im obern Theile des Gemäldes erscheint Gott Vater von himmlischen Heerscharen umgeben; unter ihm der Erlöser, den heiligen Geist herabsendend, an der Seite der heiligsten Jungfrau und Johannes des Täufers, welcher auf den Heiland, als auf denjenigen deutet, der den oben an der Decke dargestellten Sündenfall zu sühnen berufen war. Rechts und links sind in einem Halbzirkel Patriarchen, Apostel und Heilige gruppirt, alle in sitzender Stellung, mit mächtiger Charakteristik und erhabener, seliger Ruhe ausgestattet. In der tiefern Hälfte des Gemäldes sind die heiligen Doktoren und großen Lehrer des Evangeliums, Hieronymus, Ambrosius, Augustin und Gregor der Große sitzend neben einem Altar mit der Monstranz dargestellt. Alle übrigen Kirchenväter, Heiligen und Lehrer stehen, oder knieen. Herauszuheben ist die Figur des Petrus Lombardus, des Magister sententiarum, welcher die Lehre von den Sakramenten erklärte, da der Titel des Bildes, „die Disputation" sich eben auf diese Gnadenmittel bezieht. Noch tiefer erscheinen Gruppen von Zuhörern und Schülern; der Hintergrund zeigt eine Landschaft, in welcher die heilige Kirche im Bau begriffen ist. Jeder Kopf, jede Figur ist eigenthümlich in Charakter und Ausdruck, voll Leben, Wahrheit und Bedeutung und mustergiltig ein großgedachter Typus der dargestellten Person. Dies herrliche Werk besitzt nahezu fünfzig Figuren, alle in Lebensgröße.

Unter der Figur der Poesie befindet sich der Parnaß, auf welchen Apollo und Marsyas an der Decke hindeuten. Apollo und die Musen nehmen den Gipfel des Berges ein, und neben ihnen sieht man Homer, Virgilius und Dante. (Ariosto hatte damals sein berühmtes Gedicht noch nicht geschrieben, und Milton und Tasso waren noch nicht geboren.) Tiefer zeigen sich die Lyriker, Petrarca, Sappho, die thebanische Corinna, Pindar, Horatius, Anakreon u. s. w. Dies Gemälde ist nicht nach dem ursprünglichen Karton, welchen Mark Antonio gestochen hat, ausgeführt, sondern die ursprüngliche Komposition ist in mehren wesentlichen Theilen abgeändert und zwar zum Nachtheil des Freskobildes. Wahrscheinlich erfüllte Rafael bei dieser Abänderung den Lieblingswunsch eines seiner hochgestellten Gönner, wenn nicht gar des Papstes selbst. Das Arrangement dieses Gemäldes ist bei weitem weniger monumental, als dasjenige der Disputa, sondern zeigt vielmehr einen fast konversationellen Charakter. Apollo hält auf dem Original-Entwurfe eine Lyra in der Hand, streicht auf dem Gemälde aber die Viola mit einer so charakteristischen Bewegung, daß man auf die Idee gerathen kann, Rafael habe hier einen bestimmten Menschen, vielleicht einen der Virtuosen am

päpstlichen Hofe, verewigen wollen. Auch noch an anderen Figuren lassen sich an ein Porträt erinnernde Merkzeichen nachweisen.

Unter der Figur der Philosophie erblicken wir die Schule von Athen, zu welcher uns das Plafondbild, die vier Elemente, hinüberleiten. Wir sehen eine mächtige Halle, oder vielmehr einen Portikus, unter welchem eine Treppe den Vordergrund vom Hintergrunde trennt. Hier sind die Philosophen der alten Welt in ihre verschiedenen Schulen geordnet, dargestellt. Dies Bild hat sehr abweichende Erklärungen gefunden. Es ward sogar behauptet, daß dasselbe die Disputation des Apostels Paulus mit den Stoikern und Epikuräern vorstelle. Die zwangloseste Erklärung ist die am nächsten liegende: daß Rafael die chronologische Folge der Entwickelung der griechischen Philosophie bei seiner Darstellung im Auge hielt. Wir sehen also um den Pythagoras die Vorkämpfer der alten Schulen gruppirt zu unserer Linken; Sokrates mit seinen Jüngern machte den Uebergang zum Platon und Aristoteles, welche mit ihren Schülern die Mitte des Gemäldes einnehmen und diesen Spiritualisten (wenn man diese Bezeichnung des Gegensatzes wegen gebrauchen darf) folgen die materiellen Stoiker, Epikuräer und Cyniker, so wie die Mathematiker und Techniker.

Unter den ausgezeichneten Figuren bemerkt man diejenige des Diogenes von Sinope, welcher von allen andern abgeschieden auf den Stufen der Treppe liegt und über den Inhalt des auf seiner Tafel verzeichneten Satzes nachdenkt. Platon mit seinem „Timäus" in der Hand zeigt gen Himmel, während der realere Aristoteles auf den festen Boden unter sich deutet. Die um den Archimedes versammelte Gruppe ist eine der schönsten, welche Rafael entwarf. Archimedes, der seinen Schülern geometrische Figuren vorzeichnet, trägt die Züge Bramante's; überhaupt sind nachweislich mehrere Zeitgenossen des Meisters als Lehrer der Weltweisheit oder der Kunst porträtähnlich eingeführt, und außerdem hat man eine nicht geringe Anzahl anderweiter Köpfe ohne unzureichenden Grund für Porträts von Bekannten und Freunden Rafael's erklärt. Unter den unzweifelhaften Bildnissen von Zeitgenossen desselben ist, außer dem Archimedes, die gewöhnlich als Empedokles bezeichnete Figur zu nennen, die den Herzog Francesco Maria della Rovere von Urbino darstellt. Ferner besitzt der eine der Schüler des Archimedes die Gesichtszüge des Herzogs Federigo II. von Mantua. Perugino, der Lehrer Rafael's, ist ebenfalls abgebildet und in dem Schüler, welcher ihm demüthig folgt, hat man Rafael's Eigenbildniß erkennen wollen.

Im Jahre 1511 waren die Arbeiten Rafael's in der ersten Stanze vollendet. Während dieser Periode malte Rafael das bewundernswerthe Bildniß Julius II., von welchem das Museum in Berlin, die britische National-Galerie und ein Herr Miles in Leigh Court bei Bristol vortreffliche Doubletten besitzen. Das berühmte Original ist im Palaste Pitti zu Florenz. Aus dieser Zeit stammt Rafael's Eigenbildniß aus der Galerie der Maler zu Florenz. Dasselbe stellt einen ungewöhnlich schönen, jungen Mann mit reichem Haarschmuck, dunklen Augen und schwellenden Lippen vor, welcher sinnend und ruhig aus dem Bilde blickt. Man hat dies Bildniß für dasjenige des Bindo Altovitii erkennen wollen. Es sind ebenfalls mehrere berühmte Madonnen aus

dieſer Zeit anzumerken: diejenige aus der Caſa Aldobrandini, jetzt Eigenthum Lord Garvagh's; die Madonna in der Bridgewater-Galerie; die Madonna di Foligno im Vatikan u. ſ. w.

Das Bildniß der Geliebten Rafaels, welches gegen 1510 entſtanden zu ſein ſcheint, darf hier nicht vergeſſen werden. Es befindet ſich in der Galerie Barberini zu Rom und iſt ein Knieſtück. Das Mädchen erſcheint voll anſpruchsloſer Anmuth und jugendlicher Unbefangenheit, mit ſinnigem, ſanftem Blick. Ungeachtet eines eigenthümlichen Reizes ihres Geſichts iſt daſſelbe nicht von tadelloſer Schönheit, oder von einem bedeutenden geiſtigen Ausdrucke. Ihr mehr rundes als längliches Geſicht erſcheint von einem gelbgeſtreiften Tuch turbanähnlich umgeben; das dunkle Haar iſt mit Goldblättern, Blüten und Edelſteinen geſchmückt. Sie hält ein leichtes Gewand bis unter den Buſen und iſt von üppigem Ranken- und Blätterwerk umgeben. Von dieſem berühmten Bildniſſe giebt es eine ganze Reihe älterer Kopien.

Rafael's Geliebte iſt unter dem Namen der Fornarina unſterblich geworden. Fornarina war nicht ihr wahrer Name, ſondern ward ihr aus Anlaß des Geſchäfts ihres Vaters beigelegt. Fornajo heißt Bäcker, und Fornarina iſt ein Diminutiv von Fornaja, oder Bäckerin. Viele haben behauptet, daß der Vater der Geliebten Rafael's kein Bäcker, ſondern ein Kalk- oder Ziegelbrenner, im Italieniſchen Fornaciajo genannt, geweſen ſei. Andere wieder machen ihn zu einem Töpfer, für welchen Rafael aus Liebe zu deſſen Tochter Majolika-Gefäße bemalt haben ſoll. Jedenfalls war er ein Mann, der mit der Fornace, oder dem Brennofen zu thun hatte. Diejenigen, welche behaupten, daß der Vater der Fornarina ein Töpfer geweſen ſei, haben als Beweis ein kleines Haus in der Straße St. Dorothea in Rom für ihre Meinung anzuführen. Dies Häuschen, welches fortwährend als das Geburtshaus der Fornarina bezeichnet wurde, zeigt nämlich eine ſchöne, aus dem fünfzehnten oder ſechzehnten Jahrhunderte ſtammende Fenſtereinfaſſung von gebranntem Thon. Dieſes Argument dürfte jedoch nicht ſtichhaltig ſein, denn in jener Zeit war eine ähnliche Verzierung der Häuſer der niedern Volksklaſſen ſehr gewöhnlich. Hinter dem Häuschen ſoll ſich zur Zeit Rafael's ein kleiner Garten befunden haben, und hier ſoll es geweſen ſein, wo Rafael ſeine ſpätere Geliebte zum erſten Mal ſah, eben als ſie ſich die Füße wuſch, durch welchen Anblick Rafael in die heftigſte Liebe zu dem Mädchen verfiel.

So viel iſt indeß gewiß, daß die Fornarina kein Geſchöpf der Phantaſie ſeiner Biographen war. Sie exiſtirte und wurde bald, nachdem ſie Rafael kennen gelernt, bis zu ſeinem Tode ſeine unzertrennliche, ſtets mit derſelben Glut angebetete Lebensgefährtin. Er ſelbſt nannte ſie nicht anders, als bei ihrem Beinamen. Sie wich, ſelbſt wenn er arbeitete, nicht von ſeiner Seite. Als Rafael in der Stanza della Segnatura malte, kam der Papſt, um zu ſehen, wie weit die Arbeiten fortgeſchritten ſeien und fragte, mit finſterm Blicke auf die Fornarina zeigend: wer dieſes Mädchen ſei, die er hier alle Mal antreffen müſſe? Rafael antwortete bedeutſam: Sie iſt mein Augapfel; wenn ſie nicht bei mir iſt, bin ich hier überflüſſig, denn ich würde keine Ruhe finden, um zu malen. Der ſehr eigenwillige Julius unterdrückte ſeinen Mißmuth und berührte den Punkt nicht wieder.

Noch eines Bildes der Fornarina gedenken wir, welches mit der Jahreszahl 1512 bezeichnet ist, bevor wir die großen Fresken Rafael's weiter verfolgen. Sie trägt ein dunkelblaues Sammtmieder und ein pelzbesetztes Oberkleid, das sie anmuthig mit der einen Hand gefaßt hält. Auf dem Kopfe trägt sie einen goldenen mit grünen Schmelzblättern versehenen Kranz. Dies Bildniß ist von Passavant als dasjenige einer gewandten, geistvollen Improvisatrice, Beatrice aus Ferrara erklärt, und andere haben, da es eine außerordentlich ruhmvolle Arbeit ist, über die Werke großer Meister etwas Neues zu Tage zu fördern, willkürlich anderweite weibliche Zeitgenossen in dem sogenannten Porträt der Fornarina erblickt.

Rafael begann inzwischen seine Arbeiten für die zweite Stanze im Vatikan, welche nach dem großartigsten der in derselben ausgeführten Gemälde, diejenige des Heliodorus heißt. Er stellte hier in einer Folge von Kompositionen die Macht und die Glorie der Kirche und ihre wunderbare Beschützung gegen übermächtige Feinde dar. Man hat diese Reihe von Gemälden als einen indirekten Panegyrikus auf den Papst Julius II. betrachten wollen, welcher stolz darauf war, daß er den Boden des Kirchenstaats nicht allein von Feinden gesäubert, sondern die Grenzen des päpstlichen Gebietes durch seine siegreichen Waffen wesentlich erweitert hatte. Es scheint aber ganz unnöthig, bei Rafael's Schöpfungen in der Stanza d'Eliodoro eine nebensächliche Zufälligkeit als leitendes Prinzip des Malers für Werke aufstellen zu wollen, die ihre wesentliche Berechtigung in sich selbst tragen. Die zweite Stanze enthält am Plafond vier Gemälde: die Verheißungen Gottes an Noah, Abraham, Jakob und Moses. Die vier Seitenwände stellen die Vertreibung des Heliodorus aus dem Tempel zu Jerusalem; das Wunder von Bolsena; den von der Erscheinung des Sankt Petrus und Paulus geschreckten Attila und den heiligen Petrus dar, wie derselbe aus dem Gefängniß durch den Engel befreit wird.

Auf dem ersten Deckenbilde sieht man den Erzvater Noah mit einem seiner Kinder, den gesegneten Japhet im Arme, niederknieen, indeß seine Gattin mit den beiden älteren Söhnen, Sem und Ham, aus der Thür der Hütte hervortritt. Vom Himmel herab schwebt der von zwei Engeln begleitete Jehovah, um dem Patriarchen zu verkünden, daß derselbe Gnade vor seinen Augen gefunden habe. Das zweite Deckenbild, auf welchem das Opfer Abraham's dargestellt ist, steht dem erstern an Großartigkeit nach. Den Arm Abraham's erfaßt ein Engel, um das Opfer zu hindern, während ein anderer Himmelsbote statt des Sohnes einen Widder zur Vollziehung des an den Erzvater ergangenen Befehles herbeiführt. Der Traum Jakob's, wie er die Himmelsleiter sieht, dürfte noch schwächer, als das zweite Deckenbild sein. Das in der sechsten Arkade befindliche, denselben Stoff behandelnde Bild ist bei weitem kräftiger und poetischer aufgefaßt. Das vierte Plafondbild jedoch ist ungewöhnlich großartig gehalten. Gott erscheint dem Moses in der Lohe des Busches auf dem Sinai, während der Auserwählte des Herrn, eine erhabene Gestalt, niedergesunken ist und sich das Antlitz verhüllt.

Die großartigste Schöpfung in dieser Stanze ist jedoch die Vertreibung des Heliodorus aus dem Tempel. Heliodorus war nach der

in den Büchern der Makkabäer erzählten Geschichte der Feldherr des syrischen Königs Seleukus, welcher abgesandt war, um sich des reichen Tempelschatzes der Juden zu bemächtigen. Der Heide dringt, ohne auf das Flehen der Priester zu achten, in das Heilige des Tempels ein und streckt die Hand nach dem geweihten Gute aus, als ein von zwei Jünglingen in weißen Kleidern begleiteter, herrlicher Reiter in goldener Rüstung erscheint, dessen Roß den Räuber mit den Vorderhufen zu Boden wirft, worauf die Jünglinge den Syrer fast zu Tode peitschen. Die Scene ist von gewaltiger Bewegung: der niedergeworfene Heliodorus vergißt seinen Raub, um entsetzt zu dem hehren Rächer emporzublicken, indeß seine Begleiter gebückt von dannen eilen. Der Reiter sitzt ruhig und siegesgewiß auf dem mächtigen Rosse, während die beiden Racheengel pfeilschnell herbeizufliegen scheinen. Sie sind es ganz besonders, welche der Scene die höchste dramatische Wirkung verleihen. Auf der linken Seite des Gemäldes sieht man das versammelte Volk in vielen schönen Gruppen geordnet; im Heiligthum knieen die Priester, um von Gott den Schutz für seinen Tempel zu erflehen. Im nächsten Vordergrunde links naht sich Papst Julius II., hoch auf einem Tragsessel thronend, und blickt mit feierlichem Ernste auf die wunderbare Begebenheit. Man hat den Papst hier überflüssig, sogar nicht wenig störend gefunden; Rafael aber ist nicht der einzige Maler seiner Zeit, welcher Mitlebende, die zu seinen Bildern in irgend einer nahen Beziehung standen, auf denselben darstellte. In diesem Bilde zeigt Rafael, daß er nicht allein des Ausdrucks einer tiefen, mächtigen Innerlichkeit Meister war, sondern die gewaltigsten Aeußerungen des Affekts darzustellen wußte. Freier und kühner, als in seinem Bilde des Heliodorus war Rafael bisher in seinen Werken noch nicht erschienen.

Magnetismus.

Beobachtungen eines Unbefangenen.

Shakespeares berühmter Ausspruch von den „vielen Dingen zwischen Himmelreich und Erde", ist zwar schon so gründlich in den alltäglichen Sprachgebrauch übergegangen, daß er Gefahr läuft noch banaler zu werden wie die Troubadourarie eines Leierkastens, und doch bringt das geläufige Nachsprechen großer Gedanken uns ihrer Erkenntniß noch um keinen Finger breit näher. Im Gegentheil, „wo die Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein." Es ist ja so bequem, jeder tieferen Forschung mit dem so gewordenen Shakespeareschen Gemeinplatze aus dem Wege zu gehen und zu sagen: „Das wissen wir ja schon, es gehört eben auch zu den „anderen Dingen zwischen Himmelreich und Erde." Doch was mit jenen „anderen Dingen" möglicherweise gemeint sein könne, wer wollte sich damit wohl den Kopf zerbrechen! Es ist überhaupt eine auffällige Thatsache im Leben, daß gerade jene Leute, die der anerzogenen Meinung an blindesten huldigen, ohne jemals ihren natürlichen Verstand zu Rathe zu ziehen, sich doch mit hartnäckigsten Starrsinn gegen jede neue Idee aufzulehnen wissen. Statt hier wie dort gläubig nachzubeten, wollen sie auf einmal den Skeptiker par excellence herauskehren, welcher für anderer Leute vermeintliche Beschränktheit nur ein geringschätziges Achselzucken übrig hat. Ob es immer so in der Welt bleiben wird, wer kann es sagen! Ein Mensch, der sein Ohr jedem freigeborenen Gedanken eigensinnig verschließt, wird allerdings dem beständig wegelagernden Charlatanismus nicht zum Opfer fallen können, aber ebensowenig wird es ihm vergönnt sein, die hier und da zerstreuten echten Goldkörnchen aufzusammeln, welche dermaleinst und warum nicht? den Stein der Weisen bilden könnten.

Trotz dieses einigermaßen revolutionären Anfangs, ist es jedoch meine Absicht nicht, den Spott der Menschen durch irgend eine neue excentrische Idee auf mich herabzubeschwören. Im Gegentheil, ich hoffe mich so ziemlich der Mode, vielleicht sogar einer etwas veralteten, anzupassen, indem ich das Schlagwort: „Magnetismus" in den Vordergrund meiner Zeilen schiebe.

Magnetismus, das ist auch solch eine begriffsreiche Vorstellung, welche in den meisten Menschenköpfen wie Kraut und Rüben lustig durcheinander sprießt. „Opodeldok ist, wenn man Kreuzschmerzen hat." „Magnetismus ist, wenn man Tischrücken spielt." „Aber nein, Magnetismus ist ja die Kraft andere Leute einzuschläfern." „Bewahre, Magnetismus macht, daß das Eisen sich anzieht" ꝛc., man sieht schon, einer wie großen Vielseitigkeit sich der bewußte Magnetismus zu erfreuen hat.

Auch bedarf es wohl nur des gesunden Menschenverstandes, um auch dem Ungebildeten verständlich zu machen, daß es nothwendigerweise verschiedene Arten von Magnetismus geben muß. Nicht der ersten derselben, der allgemein bekannten Anziehungskraft, sollen diese Zeilen gelten, sondern ich möchte es wagen, meine Blicke auf ein noch wenig erforschtes und geheimnißvolles Gebiet, das, des sogenannten „thierischen Magnetismus" zu richten. Auch hier ist es mir, als Laie, nicht möglich, irgend welche wissenschaftliche Erklärung abzugeben, sondern, ähnlich der blinden Henne, welche auch zuweilen ein Korn findet. Kann ich mich einzig und allein auf einige selbst gemachte Erfahrungen berufen und es würde mich freuen, falls die Mittheilung derselben, irgend welches Interesse in dem oder jenem Leser erweckte.

Der magnetische Versuch, von welchem ich erzählen will, ist ein ganz einfacher und schon vor einem Vierteljahrhundert in ähnlicher Weise durch den sogenannten Psychographen oder Storchschnabel ausgeführt worden. Mit den Jahren mochte derselbe wohl in Vergessenheit gerathen sein, bis die wissensdurstigen Kinder der Neuzeit die Erinnerung daran wieder hervorgesucht und aufgefrischt haben. Die jetzige Art und Weise des magnetischen Fragens ist die einfachste von der Welt und sofort nachzuahmen. Man nehme nur einen größeren Bogen weißes Papier und male auf denselben einen Kreis von circa 20 Centimeter Durchmesser. Um den äußeren Rand dieses Kreises schreibe man nun in regelmäßiger Entfernung von einigen Centimetern die Buchstaben des Alphabets (das „j" mit inbegriffen). Alsdann setzen zwei Personen sich an einem kleinen Tisch einander gegenüber, stellen ein Likörglas umgestürzt (Fuß nach oben) in die Mitte des Kreises und legen ihre beiderseitigen Finger, so viel darauf gehen können, um den Fuß dieses Glases. Hauptsache ist dabei, ein festes Zusammenhalten der, durch die Finger gebildeten Kette.

Man kann nun irgend welche beliebige Frage stellen und ohne den geringsten Druck mit den Fingern auszuüben, wird man fühlen, wie sich das Glas, je nach der herrschenden magnetischen Disposition, rascher oder langsamer, nach einiger Zeit in Bewegung setzt und von einem Buchstaben zum andern hinübergleitet. Man hat hierbei unwillkürlich das Gefühl, als ob der andere schieben müsse und es ist Keinem zu verdenken, wenn er das Experiment zuerst mit sehr mißtrauischen Blicken betrachtet. Auch mir ging es nicht anders, als ich zuerst der Aufforderung einer Freundin Folge leistend, mich an dem magnetischen Versuch betheiligte. Mein Unglaube verwandelte sich jedoch in überraschtes Staunen, als sich das Glas unter meinen und meiner Freundin Händen in Bewegung setzte, und in großer Schnelligkeit von einem Buchstaben zum andern laufend, uns die korrektesten Antworten auf unsere Fragen ertheilte. Abgesehen davon, daß wir uns gegenseitig das Wort gegeben hatten, keinen Betrug oder willkürliches Schieben zu dulden, wäre uns dies auch beim besten Willen nicht möglich gewesen, da wir nach einigen deutschen Antworten, urplötzlich spanische, griechische und auch lateinische Sätze erzielten. Wir schrieben alles auf das Genaueste nieder und wußten zur Zeit gar nicht was für eine Sprache es möglicherweise sein konnte. Mein Interesse an der Sache wurde durch diese seltsamen Erfolge immer mehr erhöht und so schwer es auch sein mag, andere Leute

zu einer so absonderlichen Meinung zu bekehren, ebensowenig kann ich selbst mir verhehlen, daß wir in dieser Beziehung vor einem Räthsel stehen, welches der menschliche Verstand wohl wegzuleugnen, aber gewiß nicht zu erklären vermag. Ich lasse nun zur besseren Erläuterung einige magnetische Antworten hier folgen, welche sämmtlich, bis auf jeden einzelnen Buchstaben getreu niedergeschrieben wurden und wie man selbst sehen wird, zum mindesten das Recht der Originalität für sich in Anspruch nehmen:

1. Frage: Bist Du da?
Antwort des Glases: Ja.
2. Frage: Wie heißt Du?
Antwort: Magnetismus.
3. Frage: Was ist Magnetismus?
Antwort: Nervenschwäche.
4. Frage: Wodurch wird man magnetisch?
Antwort: Durch Umgang mit magnetischen Menschen.
5. Frage: Sind wir magnetisch?
Antwort: Ja.
6. Frage: Wer von uns beiden am meisten?
Antwort: Ich weiß es wohl, aber kein Mensch darf es wissen.
7. Frage: Antwortest Du uns gern?
Antwort: Evchen, ach Evchen, was willst Du Alles wissen!
8. Frage: Bist Du immer bei uns?
Antwort: Ach, was seid Ihr für große Kinder!
9. Frage: Bist Du uns böse?
Antwort: Nein, mit Damen muß man Geduld haben.
10. Frage: Da bist Du also ein Mann?
Antwort: Wißt Ihr, weisere Fassung geziemt dem Alter!
11. Frage: Warum antwortest Du auf ernste Fragen niemals direkt?
Antwort: Wehe, wehe, wie schrecklich ist es, da Einsicht zu bekommen, wo Einsicht niemals frommt.
12. Frage: Kannst Du viele Sprachen sprechen?
Antwort: quin calla otorga.
13. Frage: Was für eine Sprache ist das?
Antwort: Spanisch.
14. Frage: Wie viel Worte sind es?
Antwort: Drei.
15. Frage: Haben wir es richtig geschrieben?
Antwort: Nein.
16. Frage: Welches Wort ist falsch?
Antwort: Das erste.
17. Frage: Buchstabire es:
Antwort: quien.
18. Frage: Was heißt „quien calla otorga“?
Antwort: Keine Antwort ist auch eine Antwort.
19. Frage: Dürfen wir Deinen Ausspruch durch Gelehrte prüfen lassen?
Antwort: Nur immerzu.
20. Frage: Bist Du derselbe, der uns gestern antwortete?

Antwort: Mein Kind, Magnetismus ist immer da.
21. Frage: Können wir uns gegenseitig einschläfern?
Antwort: Es ist eine gefährliche Spielerei.
22. Frage: Ist es gut Dich zu fragen?
Antwort: gnothi santon.
23. Frage: Was heißt das?
Antwort: Erkenne Dich selbst.
24. Frage: Kannst Du alle Sprachen sprechen?
Antwort: ex me spricht vieler spiritus.
25. Frage: Was heißt das?
Antwort: Aus mir spricht vieler Geist.
26. Frage: Bist Du ein guter Geist?
Antwort: Ein Narr fragt mehr wie zehn Weise beantworten können.
27. Frage: Warum ist der Magnetismus so unbekannt?
Antwort: Die Menschen irren im Leben, weil sie unwissend sind.
28. Frage: Habe ich viele Freunde?
Antwort: Feinde kann ich nicht fühlen und Freunde nicht zählen.
29. Frage: Welches ist die größte Tugend?
Antwort: Jede Tugend wurzelt im Glauben, darum strebt nach dem Glauben.
30. Frage: Hat jeder Mensch einen Schutzgeist?
Antwort: Ihr seid im Schutze eines noch Höheren.
31. Frage: Haben alle Menschen Magnetismus?
Antwort: Gewiß.
32. Frage: Einer mehr als der andere?
Antwort: no.
33. Frage: Also alle gleich viel?
Antwort: si, si.
34. Frage: Wenn alle gleich magnetisch sind, woher kommt es dann, daß eine von uns es mehr sein soll als die andere?
Antwort: O, Ihr klugen Leute, bei einer ist der glühende Wunsch magnetisch zu sein, größer und darum die Ausbildung natürlich.
35. Frage: Können wir Jede einzeln mit Dir sprechen?
Antwort: O bewahre.
36. Frage: Sind wir es, die unbewußt antworten?
Antwort: Magnetismus kennt die Welt noch neu.
37. Frage: Willst Du uns nie Dein wahres Gesicht zeigen?
Antwort: Gesicht, wo liegt das Fragezeichen?
38. Frage: Bist Du allwissend?
Antwort: Nein, nein, behüte!
39. Frage: Du bist aber doch weiser als ich?
Antwort: Gedulde Dich fein.
40. Frage: Warst Du auch einmal ein Mensch?
Antwort: Ich bin nur Dein Abdruck.
41. Frage: Bist Du in uns?
Antwort: In und durch Euch.
42. Frage: Wie alt bist Du?
Antwort: Wie alt bist Du?
43. Frage: Bist Du unsterblich?

Antwort: Wer kann Unendlichkeit begreifen. (Nun stellte jede von uns heimlich eine andere Frage, um zu sehen, wem geantwortet werden würde.)

Die Antwort lautet: Zwei Seelen und nicht ein Gedanke.

44. Frage: Ist Magnetismus und Spiritismus dasselbe?

Antwort: Magnetismus hat man in sich und das andere wird künstlich erzeugt.

45. Frage: Wodurch?

Antwort: Durch Unglauben?

46. Frage: Durch Unglauben an wen?

Antwort: Ich wiederhole: gnothi santon.

47. Frage: Sprichst Du immer die Wahrheit?

Antwort: Hoho, Ihr fragt doch gar zu ernst.

48. Frage: Ist der heutige Abend nicht günstig zum Magnetismus?

Antwort: Sind denn die Früchte der Erkenntniß so süß?

49. Frage: Ueberlebst Du uns?

Antwort: Wer von Euch möchte es wissen?

50. Frage: Wir beide.

Antwort: Dann achte ich die Frage als gelöscht.

51. Frage: Können wir andere durch den Magnetismus zwingen an uns zu denken?

Antwort: Ja, ja, ja.

52. Frage: Ist Sympathie Magnetismus?

Antwort: So wenig wie Liebe.

53. Frage: Was ist Liebe?

Antwort: Zwei Seelen und ein Gedanke.

54. Frage: Warst Du schon einmal wo anders?

Antwort: Wo ist nicht Magnetismus?

55. Frage: Fühlst Du menschlich wie wir?

Antwort: Spräche ich ja, was frommte es den hohen Herrschaften?

56. Frage: Wozu sind wir gut im Leben?

Antwort: Je suis ravi à dire pour la chose de m'avouer.

57. Frage: Willst Du uns keine direkte Antwort geben?

Antwort: In Deiner Frage schlummert die Antwort.

58. Frage: Kannst, willst, oder darfst Du uns nicht antworten?

Antwort: Elster! Elster!

59. Frage: Sind die Sterne bevölkert wie die Gelehrten sagen?

Antwort: Gelehrte sind Einfaltspinsel.

60. Frage: Sage uns ein Abschiedswort:

Antwort: adio, Ihr Quälgeister, ich verabschiede Euch.

Es würde viel zu weit führen, wollte ich alle die seltsamen Antworten, welche uns nach und nach durch das magnetische Glas zu theil wurden, hier wiedergeben und ich habe daher nur einige derselben herausgewählt, um den mir selbst so unbegreiflichen Vorgang, einigermaßen erklärlich zu machen. Doch fehlt es auch jetzt noch nicht an täglich neuen Ueberraschungen auf diesem wunderbaren Gebiet und ich will versuchen in aller Kürze noch einiges darüber mitzutheilen.

Während bei unseren ersten Anfängen, das Glas nur verhältnißmäßig langsam seinen Weg von einem Buchstaben zum andern nahm, so beschleunigte es bei fortgesetzten Versuchen sein Tempo und hob sich schließ-

lich unter unseren Fingern hoch in die Luft, um auf diese Weise von einem Buchstaben zum andern auf- und nieder zu steigen. Je aufgeregter unsere Nerven zu sein schienen, desto beweglicher wurde das Glas und konnte dann in seinen Antworten eine geradezu erschreckende Allwissenheit zeigen. Nicht allein, daß es die Gedanken der außer uns im Zimmer befindlichen Personen, so wie von ihnen aufgeschriebene, versiegelte Fragen, richtig beantwortete, es bezeichnete auch mit unfehlbarer Genauigkeit bestimmte, bald in diesem, bald in jenem Zimmer befindliche Bücher, nebst Seiten und Abschnittszahl und an der angegebenen Stelle fand sich stets ein auf die fragende Person Bezug habendes Wort. So z. B. stellten wir die Frage auf: „Wird eine bestimmte Dame heiraten?“ Sofort buchstabirte das Glas: „Schaut: Cid von Herder.“ „Welche Zeile?“ fragten wir. Antwort: Bogen 28 die erste Zeile.

Das Buch mußte erst aus einem andern Hause herbeigeholt werden und an der bezeichneten Stelle fanden wir folgendes:

„Herrlich ging am Hochzeitsmorgen auf die Sonne.“

Auf ähnliche Weise wurden wir bei einer ganz gleichgiltigen Frage durch die Antwort überrascht: „Nun, woran denkt man nicht alles“, sagt Sand.

„Meinst Du George Sand, die Schriftstellerin?“ frage ich. „Si“, lautet die schnelle Antwort. Nun bezeichnet uns das Glas, unter einem Dutzend verschiedener Bände, das betreffende Buch (André. Aldini von Sand.) nebst Seitenzahl und Abschnitt. Wir öffneten dasselbe (eine deutsche Uebersetzung) völlig ungläubig und fanden an jener Stelle buchstäblich dieselben Worte: „Nun, woran denkt man nicht alles.“ Soll dies beides ein Zufall sein, so ist es doch zum mindesten ein sehr sonderbarer.

Wenn das Glas sich, oder vielmehr, wenn wir selbst uns in diesem außergewöhnlichen magnetischen Zustande befinden, so giebt es seine Antworten, falls dieselben „ja“ oder „nein“ bedeuten sollen, auch öfters durch Nicken und Schütteln kund; auch tanzt es zuweilen auf Kommando in jedem gewünschten Takte, wiegt sich hin und her und schlug einst auf Verlangen einen so energischen Purzelbaum, daß es klirrend auf den Tisch fiel und zerbrach.

So fragten wir unter anderm:

Frage: Giebt es Geister?

Glas: Ja, ich nicke (nickt immerzu).

Bist Du ein Geist?“ (Nein. Glas schüttelt).

Frage: Warum bist Du heute so sonderbar?

Antwort: Ich nehme keine Rücksicht.

Frage: Wer macht Dich so?

Antwort: Ellen.

Frage: Wie kommt es, daß Du gestern und heute immer schwebst?

Antwort: Die Hände sind so glühend.

Frage: Haben wir eine richtige Ahnung von Deinem Wesen?

Antwort: (Glas nickt.)

Frage: Bist Du ein durch uns erzeugter Geist?

Antwort: (Glas schüttelt.)

Frage: Eine Kraft?

Antwort: (Glas nickt.)
Frage: Was für eine?
Antwort: Eure.
Frage: Wie kannst Du sehen, was wir nicht sehen?
Antwort: O Wißbegierde!
Frage: Wo sind unsere Verstorbenen?
Antwort: Dort oder dort. (Das Glas hob sich zuerst hoch in die Höhe, und dann, unsere Arme über den Rand des Tisches mit sich fortziehend, bog es sich tief unter denselben herunter.)
Frage: Wo bist Du denn?
Antwort: Hier.

Was nun die Glaubwürdigkeit der magnetischen Antworten betrifft, so will es mir allerdings scheinen, als ob dieselben in den meisten Fällen durchaus zu bezweifeln wären, indem sich das Glas, je nach Tag und Stunde, in seinen Mittheilungen zu widersprechen pflegt. Auch scheint mir dies der beste Beweis gegen die, von ängstlichen Gemüthern ausgesprochene Furcht, es könnten böse Geister sein, welche sie über solcher Form in ihr dunkles Treiben hineinzulocken beabsichtigten. Magnetismus ist, wie das Glas ja selbst bezeugt, nichts anderes als eine Kraft, wenn auch eine noch völlig unverstandene. Man könnte in diesem Falle versucht sein, an eine Art von Somnambulismus zu glauben, wenn dies nicht durch die Art und Weise des ganzen Vorgangs widerlegt würde; denn sobald zwei Menschen ihre Hände auf das Glas gelegt und die Frage gestellt haben, können sie eine vollständig gleichgiltige Unterhaltung miteinander führen, bis die ersten Bewegungen des Glases, ihnen die kommende Antwort ankündigen. Freilich läßt es sich auch nicht leugnen, daß eine gewisse Vertiefung in den Geist der Sache, die magnetischen Erfolge außerordentlich beschleunigt.

Der Magnetismus ist bei den meisten Menschen nur in sehr geringem Grade ausgebildet, und dies wird sich vermuthlich herausstellen, sobald jemand, angeregt von dieser Mittheilung, die Sache mit einer dritten Person an sich selbst ausprobiren will. Was mich betrifft, so habe ich mit höchstens drei bis vier Menschen eine verständliche Antwort erzielen können, während meine Freundin, welche über eine viel bedeutenderen Grad von Magnetismus verfügt, faßt mit jedem Menschen passende Antworten erhält; doch glaube ich, wie gesagt, in ihrem Falle, an eine ganz spezielle Begabung.

Mit nicht magnetischen Menschen pflegt sich das Glas in den meisten Fällen auch zu bewegen, aber die Buchstaben, die es möglicherweise berühren würde, bilden keinen logischen Sinn und Zusammenhang. Ebenso ist es nach beendigter magnetischer Antwort. So lange die Finger noch auf dem Glase liegen, bewegt sich dasselbe fort und fort im Kreise herum oder fängt an, sinnlose Buchstaben aneinander zu fügen.

Um den kritischen und stets argwöhnischen Verstand noch eine Waffe mehr aus der Hand zu winden, theile ich ferner mit, daß ich zum öfteren den Versuch gemacht habe, allein ohne Wissen meiner Freundin, eine Frage zu denken, oder eventuell aufzuschreiben, damit dieselbe in keiner Weise bei der Beantwortung betheiligt sein könne und auch diese Antworten erfolgten mit bewunderungswürdiger Genauigkeit, ohne jemals

einen nicht harmonirenden Sinn zu enthalten. Höchst wunderbar und seltsam ist zuweilen die Orthographie und Ausdrucksweise des magnetischen Glases. So konnten wir dasselbe, mit aller Auflehnung unseres Willens, nicht dahin bringen, „Herz" und „Stolz" anders als mit „ß" zu schreiben. Auch veraltete Ausdrücke, wie z. B. „viel, was achtet Ihr viel?" (Die Frage war gewesen, wieviel auf einer bestimmten Jagd geschossen werden würde), benutzt es mit Vorliebe. Einige Mal hatten wir ganz unverständliche Antworten erhalten, bis wir plötzlich die Entdeckung machten, daß sämmtliche Worte von rückwärts buchstabirt waren, und wir sie nur umzukehren brauchten, um ihren Sinn zu verstehen. Auf unsere, nun gestellte Frage, warum das Glas so verkehrt antwo rte erwiederte es mehr lakonisch als höflich: „Ihr seid so!"

Um alle die Sonderbarkeiten dieses magnetischen Glases zu erzählen, müßte man eben Dutzende von Bogen verschreiben und ich möchte die Geduld meiner gütigen Leser nicht länger in Anspruch nehmen, besonders da dieselben, wenn das Glück ihnen hold ist, und sie eine, magnetisch zu ihnen passende, Person zu finden vermögen, eine selbstständige Probe ja ebenso gut machen können als ich. Aber, da ich die heikle Sache nun einmal begonnen habe, so muß ich auch darauf bedacht sein, meine Vertheidigungsrede gegenüber der ungläubigen Menschheit tapfer zu Ende zu führen, ehe ich die vielen barmherzigen Ausrufe, als da sind: verrückt, überspannt, unsinnig ꝛc. mit stoischem Gleichmuth über mich ergehen lassen kann. Und so möchte ich hier noch zwei der magnetischen Kunststückchen mittheilen, welche uns in Staunen und Verwunderung gesetzt haben. Das eine derselben wurde mir zufällig von einer bekannten Dame als selbsterlebte Merkwürdigkeit erzählt. Ein werthvoller Schmuck war ihr abhanden gekommen und da alles Suchen umsonst blieb; so griff sie als letztes Mittel zum magnetischen Glase und befragte dasselbe nach dem Verbleib ihres Kleinods. Die Antwort lautete zunächst: „laß mir Zeit." Nach einigen Tagen wiederholte sie ihre Frage und erhielt nun aufs deutlichste Auskunft, in welchem Hause, welchem Zimmer und welchem Schranke der Schmuck sich befinden würde. Man suchte nach und das erste was ihr in die Augen fiel, war der verlorene und so schmerzlich vermißte Schmuck!

Das zweite und letzte Erlebniß, welches ich heute noch mittheilen will, besteht eigentlich nur aus verschiedenen magnetischen Fragen mit wunderbar zutreffender Beantwortung. Wir hatten zunächst die Frage aufgestellt:

„Woher kommt es, daß Du oft so verschieden und nicht der Wahrheit gemäß antwortest?"

Antwort: Das liegt an Euch.

Frage: Sagst Du heute die Wahrheit?

Antwort: Ja, heute muß ich es. (Das Glas hob sich diesmal wieder hin und her durch die Luft!

Frage: Warum gerade heute?

Antwort: Ach, fragt mich, bitte, lieber nicht!

Frage: Antworte uns, ist etwas Wahres am Spiritismus?

Antwort: Ellen, viel, sehr viel, hängt von meiner Antwort ab und ich wage nichts zu sagen.

Frage: So gieb uns wenigstens einen Beweis, daß Du die Wahrheit sprichst, bezeichne die unterste Karte in der Kartenpresse dort.

Antwort: Wohl sagt der Ritter von alten Zeiten, daß süß es sei, wenn Herzdame ihn quält. (Die Kartenpresse wurde geöffnet und Herzdame war die unterste Karte.)

Immer noch nicht zufrieden mit diesem Erfolg, fragten wir nun: „Wer wird morgen in unser Haus kommen?"

Antwort: Damit Ihr seht, daß ich antworten kann, wenn ich will, „Burg" heißt er.

Frage: Wer ist das?

Antwort: Großer Weinhändler.

Frage: Wann kommt er?

Antwort: Um ein Uhr.

Frage: Ist das gewißlich wahr?

Antwort: So gewiß wie Ihr fragt.

Am andern Tage, zur bestimmten Stunde, meldete sich gänzlich unerwartet, der bewußte Weinhändler, von dessen Kommen kein Mensch eine Ahnung haben konnte.

Und nun sei es genug der Bekehrungsversuche zum magnetischen Glase! Möge es ja jetzt für sich selber sprechen und ich zweifle nicht daran, daß es so manchen gelingen würde, die magnetischen Kräfte in sich zu entdecken, falls er nur irgend welche Lust dazu verspürte. Und am Ende wäre es doch so gar schlimm nicht, wenn wir einmal in den Ruf kommen sollten: „ganz außerordentlich magnetisch zu sein!"

Magneta.

Belauscht.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

In der Statt Augspurg war ein gar feines Jungfrawlein gesessen, des reichen Kaufherrn Andreas Peutlinger Töchterlein, so allen Jungherren und Stolzirern fein wohl anstund und manch gottserbärmlichen Seufzers sothaner verliebter Thoren Ursach ward. Alsbald geschah es, daß dieselbigte schöne Jungfrau, Katharina geheißen, erhielt eine Base ins Haus, so in keinerlei Weg kunnt Frieden halten mit ihrer Anverwandten. Katharina aber war züchtig und ehrbar und war nit einer ihrer Hofirer, so sich hätt' können rühmen auch nur der kleinsten Gunst. Base Agnese aber war voller Tücke auf die Jüngere und Schönere, sprengt derhalben aus, Kathrin sei eine leichte Dirn, so mit ihren Hofirern Stelldichein abhielt und vollends nit thät, was einer ehrsamen Jungfrau zukömmlich. War alles gar tückisch erlogen, wasmaßen groß Leid entsprung, sintemalen sich der junge Christoph Amlunger, als welchem Katharina ihr Herzlein heimlich geschenket, voll Trauer über der Herzliebsten vermeintliche Untreu hat zu des Königs von Frankreich Guardia begeben und Augspurg verlassen.

Jetzund reckete der Teufel seine Tatzen ins Haus und verkehrte den

Sinn der Agneſe Peutlinger, als welche noch ſtattlich von Leib und nit übel geſalzen war, in heftige Liebe zu ihrem Nachbauren, dem Rathsherrn Eildenbuſch, bei Sankt Ulrichen Stiftsverwalter und alleweg ein gar anſehnliches Mannsbild. Hatt' aber keine Seele deß Kunde und war ſolch' Liebesverſtändnuß nur den beiden Verliebten offenbarlich, als welche ſich oftermals beieinander funden, im Gärtlein und anderswo. Da begab es ſich, daß Katharina ihrer Trauerbürde ledig ward. Hatte nämlich der Chriſtoph aus Wälſchland geſchrieben, er käme heim, mit einer güldenen Kette für treue Dienſte wider den Hispanier und wollt ſeine Jugend nit länger in der Fremde verlüdern, ſondern in Augspurg ein ehrſamer Kaufherr werden. Desgleichen wär ihm kund worden, wasmaßen ſeine herzliebſte Kathrin ſei fälſchlichen in übeln Leumund kommen und woll' er ſie zu ſeinem ehelichen Weibe machen und ſein Lebtag als ſeine liebe Hausehre pflegen und ehren. Darob hüpfte der Kathrin das Herz und da es ein ſchöner Sommerabend war, ſo erging ſich die tugendſam Jungfraw im Garten, ſo ihres Vaters Haus zierete und pflückete Roſen und gedachte gar holdſelig lächelnd des Herzallerliebſten und ſeiner gar treuſamlichen Kunde. Dieweil nun alles in Herrn Peutlingers Haus ruhete und Stille umher war, vernahm unſere Jungfrau ein Geflüſter und Koſewort, alſam zween junge Turteltäublein ſich ergötzen. Und wie denn der Eva Töchter Erbtheil Neubegier iſt, ſo ſchlich Jungfrau Kathrin leiſe hinzu und ſahe gar luſtig lachend das Gemälde, ſo ihre Baſe Agneſe und Herr Rathsherr Eildenbuſch über die Mauer hinüber ſich koſeten und umfaheten und war, wie gar fein zu ſehen, der Baſe eine Freude in die Achſel geſchoſſen.

Das kann kein ehrſam Thun wohl ſein,
Das vor der Welt hegt frommen Schein,
Derweil es brennt, kann's nit ſein kühl,
Das iſt der Brauch beim Minneſpiel.

Die minneſame Baſe Agneſe, ſo bisher gar fürſichtig in ihrer Liebe geweſen, ſchrak auf und erblickte die Katharina. Dieſelbige verneigte ſich tief vor dem Gevatter und rief der Baſe zu: „Ei, liebe Bas, wie ſchön blühen Euch die ſpäten Röslein!“ Die andere aber ſchämte ſich des begangenen Unrechts, fiel nieder vor der Kathrin und ſprach: „Ich habe Dir Böſes gefügt, aber ich will Dir gutmachen, ſo wahr mir Gott helfe.“ Und weinete von Herzen, daß es die Kathrin erbarmete und ſie verzieh und alle waren vollauf und guter Dinge auf der Hochzeit des Chriſtoph Amlunger mit Jungfrau Kathrin und der des Herrn Eildenbuſch mit Baſe Agneſe, ſo beide in fröhlicher Gemeinſchaft an einem Tag gehalten wurden und war eitel Freud' und Bankettiren und Becherlüpfen. Davon erzählet man in der guten Statt Augspurg noch heute.

F. H.

Das Feuer auf dem Berge.

Ein loses Blatt aus den Erinnerungen meiner russischen Freundin.

Von **N. von Eschstruth.**

Die Salons des Grafen S. in St. Petersburg waren zu glänzendem Jourfix geöffnet. Die elegante Welt und die Vertreter der Kunst, Uniform und Frack, Fürstenkrone und Bischofsmütze gaben sich hier ein Rendez-vous, und die strahlenden Kerzen blickten auf das interessanteste Mosaik hernieder, welches wohl jemals seine launigen Wechselbilder auf dem Petersburger Parkett zusammengeschoben. Heute konzentrirte sich jegliches Leben in dem Musikiaal. An dem gewaltigen Dreieck des Konzertflügels, zurückgelehnt gegen die purpurne Wanddraperie stand eine schlanke Männergestalt, die Geige lässig im Arm, das bleiche Antlitz tief zur Brust geneigt. Langes, glanzschwarzes Haar fiel auf Stirn und Schultern, wirr und zwanglos, bis es eine ungeduldige Kopfbewegung zurückwarf, und für Minuten die Stirne frei gab, eine hohe, ideale Künstlerstirn. Das war der Stern am Himmel der Kunst, der Mann, welchem Petersburg in nie gekanntem Enthusiasmus zujauchzte, welchem es Lorbeer und Rosen überhoch auf den Triumphwagen seines Ruhmes streute — Sarasne. Heute war der Gefeierte im Salon des Grafen S. erschienen, und, unerhörtes Wunder, er hatte ohne Aufforderung zur Geige gegriffen, er stand wie in tiefem Traume und spielte. Seine Wimpern waren gesenkt, es schien, als ruhte die Starrheit des Schlafes auf den scharfgezeichneten Zügen, in welchen kein Tropfen Blut kreiste, kalt wie Marmor war das Antlitz Sarasnes. Schneller und schneller fliegt der Bogen über die klingenden Saiten, nie gehört in gleicher Vollendung spielt der Künstler seine Meisterstücke, er leistet fast unmögliches, und wie die Klänge wilder und wilder unter der weißen Hand hervor sprühen, knisternd wie Feuerfunken, jubelnd, brausend, übermächtig in zügelloser Leidenschaft, da heben sich die langen Wimpern, ein einziger Blick bricht aus den dunklen Augen, flammend, durchzittert von unaussprechlicher Empfindung, ein dämonischer Blick.

Nur ein einziger in dem weiten Saale hatte das Auge des Künstlers beobachtet. Es war der Kammerherr der Kaiserin, Eugène Baron Melnick. Wie von giftigem Dolch getroffen zuckte er empor, fahle Bläße überzog sein ernstes Antlitz, und sein Blick folgte demjenigen Sarasnes, lang, regungslos haftete er.

Entfernt, an den Portieren der weitgeöffneten Saalthüre, halb versteckt unter den tiefhängenden Blütenzweigen einer Pflanzengruppe saß Natasche Kalnaffskoi, die Nichte des Hausherrn. Schimmernde Atlasfalten flossen weich auf den Teppich nieder, gleich kräuselnden Wo-

gen, aus welchen still und einsam der schneeige Kelch der Wasserlilie steigt, eine weiße Hand stützte das tiefgeneigte Haupt, umrahmt von dunklem Haar, dessen glänzende Locken als einziger Schmuck um das ovale Antlitz schmeichelten.

Natasche fühlte Sarasnes Blick. Voll und ruhig schlug sie die Augen auf, feuchter Glanz leuchtete darin, eine tiefe, unaussprechliche Bewunderung und ihr Antlitz, dieses stolze, ernste Frauenantlitz lächelte. —

In dem Boudoir des jungen Grafen Paul, durch wenige Salons von dem Konzertsaal getrennt, brannten die gedämpften Kuppeln des Lüsters, und lösten die tiefen Schatten, welche sich dämmernd über die entfernter stehenden Möbelgruppen senkten.

Das Haupt tief in die Sammetpolster einer Chaiseuse gedrückt lag Eugène Melnick. Er regte sich nicht, nur seine Brust arbeitete unter den Athemzügen tiefster Qual. Neben ihm auf dem Boden lag eine Geige, zerrissen ihre Saiten, und der Bogen geknickt.

Da rauschte es wie seidenes Frauengewand neben ihm, zwischen den Portieren stand Natasche.

Melnick verharrte regungslos. Ihr Blick traf den Freund, schweifte über seine gebrochene Gestalt und haftete auf der zerstörten Geige, da blitzte es wie zürnender Unmuth aus den stolzen Augen, die Stirn faltete sich und langsam trat sie näher.

„Melnick!“ sagte sie ernst. Da schrak er auf. Sein wirrer, brennender Blick traf ihr Antlitz. Er richtete sich hastig empor und strich mit der Hand über die glühende Stirn, „ich gehe schon!“ sagte er dumpf.

Natasche wies auf die Geige. „Wer that das?“ fragte sie leise.

„Ich!“ sein Haupt zuckte trotzig empor.

„Und warum?“

Da flammte es aus seinen Augen. „Weil ich lieber nichts sein will, als ein Stümper!“ rief er außer sich, „ich ertrage es nicht länger, Sarasnes Erfolge zu schauen, niemals werde ich spielen wie er, niemals werden Sie mir zulächeln wie ihm, niemals werde ich über ihn siegen! Und so ist es besser, ich zerreiße die Saiten, und reiße mich los von Ihnen, und von dem süßen, trügerischen Wahn, von dem ganzen elenden Leben!“ und Eugène warf sich in die Polster zurück und preßte die zitternden Hände vor das Antlitz.

Ernst und streng blickte Natasche Kalnaffskoi zu ihm nieder.

„Sie haben recht, Melnick, zerreißen Sie die Saiten, weder ich noch je eine andere Seele wird einen Mann bewundern können, welcher sich nicht selber beherrschen kann, wie viel weniger das eigensinnigste Instrument der Kunst!“

Ein erlöschender Blick traf sie aus Eugènes Auge. „Sie sind grausam, Natasche, und doch gerecht!“ flüsterte er bitter. „Sie nennen mich einen Schwächling, warum setzen Sie nicht gleich hinzu, daß Sie mich verachten? Es paßt so schlecht zu Ihrem Charakter, ein armes Herz tropfenweise verbluten zu lassen, brechen Sie es schnell, und zeigen Sie mir, daß Ihnen die Barmherzigkeit doch nicht völlig unbekannt!“

Nataschas schmale Hand legte sich schwer auf die Schulter des Sprechenden, weiße Spitzen zitterten um die schlanken Finger, Edelsteine leuchteten purpurn auf, und süßer Veilchenduft umschmeichelte sie, lang-

sam neigte sie das kluge, stolze Antlitz und blickte ihm fest in die Augen.

„Wenn ich Sie verachtete, Melnick", sprach sie mild, „so würde ich kein Mitleid für Sie kennen, und fühlte ich kein Mitleid, so würde Natasche Kalnaffskoi viel zu stolz sein, um hier neben Ihnen zu stehen. Wer kennt Ihr wunderliches Herz besser denn ich? Wer las in Ihrer Seele klarer als die Freundin? Ich verstehe Sie, Eugène, und weil ich weiß, daß Ihr Edelmuth es verdient, so bin ich wahr zu Ihnen. Sie nennen mich grausam? blicken Sie auf diese Geige hernieder und sagen Sie mir, ob Sie milde sind? Wer sich in jäher Aufwallung hinreißen lassen kann, sein Liebstes mit Füßen zu treten, der ist mehr wie herzlos, der ist charakterlos! Glauben Sie, Eugène, daß Sie jemals einem Weibe mit solch sinnloser Heftigkeit imponiren werden? Ich verachte es schon an meinen Mitschwestern, wenn sie sich gleich schwankem Rohr von jedem Lebenssturm auf den Boden peitschen lassen, wie viel kleinlicher aber deucht mir erst ein Mann, der sich von seiner eignen Haltlosigkeit willenlos hin- und herschleudern läßt. Sie sind eine edle, eine groß angelegte Seele, Melnick, ein Adler scheinen Sie mir, ausgestattet mit den stolzesten Schwingen, beseelt von dem hohen Drang zur Sonne empor zu steigen, und dennoch rathlos am niedern Boden flatternd, weil Sie Ihrer eigenen Kraft nicht vertrauen! O, daß ich Ihnen diese feste gewaltige Energie in das Herz pflanzen könnte!"

Der Kammerherr der Kaiserin preßte die zuckenden Lippen auf ihre kühle Hand. „O, daß Sie mit mir zur lichten Höhe steigen könnten, Natasche, an Ihrer Seite fände ich den Weg!"

Die Russin neigte sich und hob die Geige von dem Boden. „Ziehen Sie neue Saiten auf!" sprach sie ernst.

Melnick blickte verwirrt empor, er nahm jedoch ohne Entgegnung das Instrument zur Hand und folgte ihrem Geheiß, Natasche trat an einen Seitentisch, öffnete den Violinenkasten des jungen Grafen Paul, und reichte dem Kammerherrn den unversehrten Bogen. „Spielen Sie mir!" sagte sie kurz, lehnte sich auf einen Sessel und wartete.

„Natasche!" rief Eugène gequält, „verlangen Sie es heute nicht! nicht jetzt, wo noch die Melodien jenes andern vor meinen Ohren schwirren, dessen Spiel Ihr Lächeln gewann, und dessen Meisterschaft ich nie erreiche;"

„Sarasne fliegt voran zur Sonne, Sie sahen den Weg heute, den er nahm — folg ihm, junger Adler!"

Das große, flammende Auge der Kalnaffskoi ruhte auf seinem Antlitz,und gleichsam, als müsse er empor zu dieser schwarzen Sonne streben, faßte Melnick Bogen und Geige, und spielte.

Regungslos lauschte Natasche. Eugène spielte keine Komposition, er sprach in Tönen und all dies Hangen und Bangen, Jubeln, Weinen und Seligsein quoll in goldener Melodie aus den Saiten und zitterte durch das kleine Boudoir wie der sehnsuchtsvolle Seufzer: „Lächelt mir! lächelt mir auch, ihr schwarzen Augensonnen!"

Und er ließ die Geige sinken und schlug die Hand vor das zuckende Angesicht.

„Melnick!" klang es leise neben ihm.

Da schaute er empor wie ein Sterbender.

Unter dem Lüster stand Natasche, wie Strahlenglanz floß der lichte Atlas um sie her, das ernste, stolze Haupt war ihm zugeneigt, und es lächelte!

„Sie haben den Weg gefunden, Eugène", sprach sie leise, „nicht allein Sarasne hat heute Abend ein Meisterstück gespielt!"

„Natasche!" schrie er auf, sank in die Kniee und hob die Arme.

Da winkte ihm die weiße Hand und das lächelnde Antlitz ward ernster denn je, und die Portieren schlugen hinter ihr zusammen.

Es war im Frühling, die Zeit der langen Tage. Auf den Inseln, der Promenade der eleganten Petersburger Welt, wogte ein endloser Korso von Wagen und Reitern. Im offenen Coupé, allein mit der jugendlichen Cousine, Comtesse Nelly S. lag Natasche in hellen Seidenpolstern. Sie neigte sich zur rechten, um mit der Fürstin K. der gefeierten Komponistin manches reizenden russischen Liedes, deren Wagen dicht zu ihrer Seite fuhr, herzliche Begrüßungsworte zu tauschen. Fürstin K. fuhr in Begleitung des jungen Sarasne, welcher ihr vis-à-vis, gleichgiltig, fast unhöflich theilnahmlos, sein Haupt in die Hand stützte. Ihm verzieh man alles. Noch immer in gewaltigen Pelz gehüllt, den Hut tief in das bleiche Antlitz gezogen, starrte er regungslos vor sich nieder, unverwandt auf den sammetnen Dolman der Fürstin, dessen goldgestickte Dessins sein Blick mechanisch verfolgte. Plötzlich aber hoben sich die schwarzen Wimpern, sein Auge glühte auf Natasches Antlitz.

„Wann reisen Sie ab, Fräulein von Kalnaffskoi?" fragte er kurz.

„In wenigen Tagen, wir nehmen längeren Aufenthalt in Ischl."

Ein Roß parirte an der freien Seite des gräflich S.schen Gefährts und Melnick zog grüßend den Hut. Natasche neigte das Haupt flüchtig gegen ihn, und fuhr zu Sarasne gewandt fort: „kennen Sie Ischl? Ich freue mich auf das Idyll dieser Bergeinsamkeit."

„Ich werde es kennen lernen", entgegnete Sarasne kurz, „ich vollende in kurzer Zeit eine neue Komposition; ist sie fertig, reise ich über Ischl nach Paris und spiele sie Ihnen vor."

„O köstlich! welcher Art ist das Werk?" Natasche rief es hastig, ihr Auge leuchtete auf.

„Ich habe es: „Eifersuchts-Notturno" getauft." Der Künstler lachte leise, hob mechanisch die bleiche Hand, und zog den Pelz fester um sich her.

„Origineller Titel!" die Fürstin K. blickte den gefeierten Mann schwärmerisch an, und setzte leiser hinzu: „Was können Sie über Eifersucht sagen, Sarasne, ich glaube, es ist dies die einzige Leidenschaft, zu welcher Sie — noch keine Gelegenheit hatten!"

„Wer weiß, Fürstin? mags meine Musik beweisen. Ich vergöttere die Eifersucht, denn ohne sie fehlte der Liebe die schärfste Waffe."

„In wiefern?" Natasche hob mit fragendem Blick das stolze Haupt.

„Ist ein Herz aus Eis und Stein gemeißelt, Fräulein von Kalnaffskoi, gleiten Bitten, Betheuerungen und Liebesschwüre wie mattes Mondlicht an ihm ab, dann greift der erfinderische Mensch zu einem Funken, die Eifersucht genannt, streut ihn spielend auf das kalte Herz, und nicht lange währts, dann glimmt und zündet es, Unmuth, Groll, Bitterkeit und Zorn züngeln mit lichter Flamme auf, um schließlich

Seele und Leib in ein lohendes Meer der Leidenschaft zu verwandeln!“ Sarasnes leise Stimme hatte sich gesteigert, eine fast unheimliche Ueberzeugung durchklang sie, und der dunkle, dämonische Blick brannte auf den bleichen Wangen Natasches.

„Bravo, Sarasne!“ rief Melnick mit jähem Auflachen, grüßte hastig die Damen, riß seinen Rappen herum, und sprengte, an Wagen und Rossen vorbei, die Promenade hinab.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Gesellschaftsräume des Hotel Bauer zu Ischl waren der vornehmen Welt zu Spiel und Tanz geöffnet. Sarasne war da; fast zu gleicher Zeit mit ihm war Baron von Melnick in dem Hotel abgestiegen.

In weitem Kreis saßen die russischen Herrschaften, unter ihnen Träger der höchsten Würden, in dem kleinen Salon neben dem Speisesaal, Sarasne lehnte neben dem Sessel Natasches, er neigte sich oft lebhaft zu ihr hernieder, er lachte, scherzte, er war wie umgewandelt, kein Mensch wußte den seltsamen Mann zu deuten.

Fräulein von Kalnaffskoi war zerstreut.

An der weit geöffneten Balkonthüre stand Madame Wreffsky, die gefährliche, kokette Schönheit Petersburgs. Sie trug eine weiße Blouse, durch deren gesticktes Spitzenmuster das warme Rosa ihrer Sammethaut leuchtete, ein farbiger Seidenrock floß in langen, schmucklosen Falten von den Hüften hernieder, als einzige Zierde glühte die dunkle Rose im Gürtel.

Aschblondes Haar fiel tief in Stirn und Nacken, und ständig wechselnd im Ausdruck, träumerisch von langer Wimper verschleiert, oder in sprühender Leidenschaft voll aufgeschlagen, glänzten die gefeiertsten Augen des Russenreichs in dem ovalen, zartrosa Antlitz.

Neben ihr lehnte Melnick. Er schien sich nicht von ihrem Anblick losreißen zu können, er war der Schatten der schönen Frau. Stundenlang begleitete er sie auf den Promenaden, welche Madame Wreffsky mit Vorliebe zu Pferde in die Umgegend Ischls machte, er saß mit verschränkten Armen neben ihr, wenn die reizende Amazone hoch auf luftigem Kutscherſitz thronend, ihr feuriges Dreigespann durch die Promenaden peitschte, und donnerte das Gefährt an dem Balkon Natasches vorüber, dann flog sein Blick unbemerkt zu ihr empor, und sah er die tiefe, zornige Falte zwischen den Brauen des stolzen Weibes, dann leuchtete es wie Sonnenschein über sein bleiches Antlitz.

Auch jetzt irrte Natasches Blick über all die plaudernden Gruppen zu Melnick hinüber. Er fühlte es, lächelte noch schwärmerischer zu der gefeierten Schönheit an seiner Seite auf, wies hinaus in das milde, träumerische Mondlicht des Gartens und bot Madame Wreffsky den Arm.

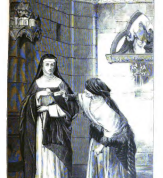
Sie kicherte hinter dem Fächer und hob scherzhaft drohend den Finger, aber sie legte die weiße Hand auf seinen Arm und folgte ihm in das magische Dämmerlicht hinaus.

Natasche fühlte einen brennenden Schmerz im Herzen, sie lehnte das Haupt zurück und schloß momentan die Augen.

„Es ist entsetzlich schwül hier“, flüsterte Sarasne mit brennendem Blick zu ihr nieder, „darf ich Sie hinaus in die Anlagen führen, Fräulein von Kalnaffskoi, es ist wunderbar schön durch blühende Büsche

Digitized by Google

Digitized by Google



Ader um nicht in Verſuchung!
Nach einer Originalzeichnung von C. Kreitz.

Digitized by Google

und silbernen Mondschein zu gehen, man träumt die Märchen aus tausend und einer Nacht."

Natasche entfaltete gelassen den goldeingelegten Fächer. „Ich danke Ihnen, Sarasne, ich hege im Augenblick nur ein Verlangen, das, Ihr „Eifersuchts-Notturno" zu hören!"

„Sie sollen es hören!" und der Künstler wandte sich zur Thür, um seine Geige zu holen.

Wenige Augenblicke und er stand mit fahlen Zügen wieder vor der Kalnaffskoi.

„Ich kann nicht spielen", murmelte er mit funkelndem Blick, „ruchlose Hände haben mir den Geigenbogen zerbrochen!".

Wie von einem Dolch getroffen, schrak Natasche empor. „Undenkbar!" rief sie empört, und dennoch war es, als leuchte ihr Auge auf. „Wer wäre einer solchen sinnlosen That fähig! Es kann nur ein Neider gewesen sein, und darum soll seine Absicht nicht gelingen, Herr von Melnick hat sein Instrument bei sich, ich werde ihn bitten, dasselbe für eine Viertelstunde zu leihen!"

„Melnick?!" Sarasne lachte hell auf, „wohlan, Baronin, versuchen Sie es, ob Melnick mir seine Geige leiht!"

Natasche erhob sich und schritt schweigend in den mondhellen Park hinaus.

Sie ging langsam den Abhang hernieder, der Bach rieselte übermüthig durch die blühenden Gebüsche, und hell vom Mond beschienen sah sie Melnick allein auf einer Bank unter den alten Eichen sitzen, von einem Nebenweg herüber schallte die Stimme der Madame Wreffsky, welche von Fürstin K. zurückgerufen war, um Sarasne spielen zu hören.

Lautlos schritt Natasche näher. Mit starrem, glanzlosem Blick schaute ihr Eugène entgegen.

„Gut, daß ich Sie allein treffe, Melnick!" sagte sie hastig, „ich komme mit einer Bitte zu Ihnen."

Der Kammerherr hatte sich erhoben, er stützte sich schwer auf die Bank. „Sprechen Sie!" sagte er gepreßt.

„Man hat Sarasnes Geigenbogen zerbrochen, ich habe mich erboten, Ihr Instrument für seinen kurzen Vortrag zu leihen!"

Melnick lachte, ein bitteres Lachen. „Meine Geige? scherzen Sie, Natasche? Sie wissen, daß ich Sarasne hasse!"

„Gerade darum, nicht allein ich, die ganze Welt weiß es, und weil jeder sagen wird, Melnick ließ sich von seinem Hasse zu dem kleinlichsten Bubenstreich hinreißen, darum hielt ich es für meine Pflicht, einem solchen Gerede vorzubeugen!"

„Wie klug Sie sind, Natasche! so klug, daß Sie ganz genau wissen, daß ich den Bogen in der That zerbrach, ich will nicht, daß Sarasne Ihnen sein Notturno vorspielt, denn ich weiß, daß es mich Ihr Herz kostet!" Eugènes Hand ballte sich, seine Stimme klang heißer vor Erregung.

„Es kann wohl dem Sklaven der Madame Wreffsky gleichgiltig sein, an wen Natasche Kalnaffskoi ihr Herz verliert!" die Sprecherin wich voll eisigen Stolzes zurück, „frage ich etwa darnach, in welchen Staub Herr von Melnick das seine getreten hat? Auch die Freundschaft hat ihre Grenze, Eugène.

„Ich liebe Madame Wreffsky nicht!"

„Ich hielt Sie für ein feiges Leugnen zu stolz!"

„Wollen Sie Beweise? Fordern Sie?!" brauste der Kammerherr auf.

Natasche lächelte schnell. „Beweise! ich verschmähe sie nicht. Sagen Sie die Wahrheit: Dachten Sie je an mich, wenn Sie in die Augen der Wreffsky sahen?"

„Ja!" klang es fest und laut von seinen Lippen. „Die Wreffsky war nur der Funken, welchen ich auf Ihr kaltes Herz streuen wollte, Natasche, und dessen sollen Sie sich überzeugen. Madame Wreffsky erbat sich für morgen Abend meine Begleitung zu einem Ritt auf jene Bergesspitze, um die zauberischste aller Landschaften im Mondschein zu sehen. Ich weiß, welcher Gefahr ich mich aussetze, Prinzeß Ilse wird an meiner Seite reiten und alle Künste der Bezauberung aufbieten, um ihren Kaiser Heinrich mit weißem Arm gefangen zu halten, die Wreffsky wünscht eine gute Partie zu thun. Dennoch wird Ihr Bild unwankbar in meinem Herzen leben, Natasche! Treten Sie bei anbrechender Dunkelheit auf den Balkon, blicken Sie empor zu jener Bergkuppe und wenn Sie ein helles Feuer lodern sehen, dann seien Sie überzeugt, daß heiß wie seine Flamme auch meine Liebe treu und ewiglich für Sie im Herzen glüht!"

Er hatte ihre Hände ungestüm an seine Brust gezogen, Natasche entzog sie ihm leise, zitternd.

„Wohlan, Eugène, ich warte auf das Feuer am Berge und ich werde ihm glauben!"

Schritte näherten sich, Comtesse Nelly eilte durch die Anlagen.

„Natasche!" rief sie schon von weitem, „komm schnell, Sarasnes Bogen ist ersetzt, er wird spielen!"

Eine Wolke flog über Melnicks Stirn. „Der Verhaßte!" murmelte er, „ich ertrage es nicht, wenn Sie ihn bewundern, Natasche! ich bitte, Sie, ich flehe Sie an, nicht dieses verklärte, begeisterte Lächeln, wenn er spielt, es frißt an meinem Herzen!"

„Wie kann ein Mann mit Eifersuchtsfunken spielen, Melnick, wenn er selber von ihnen verzehrt wird!" schüttelte die Russin das ernste Haupt. „Sie quälen sich mit Unmöglichem. Ich liebe Sarasnes Kunst, ihn selber liebe ich nicht, seine Geige bezaubert mich, seine Worte lassen mich kalt, und wenn ich es Ihnen auch nicht durch ein Feuerzeichen beweisen kann, so glaube ich dennoch an Ihre Ueberzeugung!"

Eugène preßte ihre Hand an die Lippen und schwieg. —

Mattes Lampenlicht dämmerte in dem langen Korridor. Natasche stieg langsam die Treppe empor. Ihr Auge blickte ernster noch wie sonst, und die bleichen Lippen waren streng gefaltet, leise knirschend schleppte der dunkle Seidenstoff auf dem Boden, in langer Schleppe, welche die schlanke Gestalt noch stolzer noch düsterer denn gewöhnlich emporwachsen ließ. Da löste sich ein Schatten aus der Wandnische, Melnick stand vor ihr, bleich, verstört, mit flackerndem Blick.

„Natasche!" murmelte er zwischen den Zähnen, „hören Sie mich!"

Mit zornigem Laut der Ueberraschung wich sie zurück, Eugène aber fuhr mit fliegendem Athem fort, ihre Hände mit eisernem Druck umklammernd: „Ich habe alles gesehen, Natasche, Ihren flammenden

Blick des Entzückens, Ihren Händedruck, Ihren beredten Dank — o, er ist zu beneiden, der göttliche Sarasne, wie er spielt kein zweiter mehr! Und nun lassen Sie sich sagen, Natasche, daß Ihre Liebe wohl ein Hohes zu erringen, daß mir Ihre Bewunderung aber noch begehrlicher ist! Den höchsten Preis haben Sie noch nicht gegeben, die Rose glüht noch unberührt an ihrer Brust, und der kühne Sarasne trachtet nach dieser Rose aus Ihrer Hand! Ich gehe, Natasche; jenes Eifersuchts-Notturno wagt wohl keiner dem Sarasne nachzuspielen, ich aber werfe den Handschuh hin, ich will ihn sogar noch übertreffen darin! Und bis ich mein Wort einlösen kann, leben Sie wohl! Das Feuer auf dem Berge soll mein letzter Gruß sein, der Gruß des todtwunden Kaiser Heinrich, dem ein Lorbeerreis höher gilt, als der Kuß der Ilse!" und Melnick preßte Natasches Hände in den seinen, schleuderte sie leidenschaftlich zurück und stürmte an ihr vorüber in die Dunkelheit hinein.

Natasche starrte ihm regungslos nach, ihr Herz zitterte in der Vorahnung eines herben Verlustes, und es war ihr zu Sinnen, als müsse sie die Arme öffnen und rufen: „Bleib hier, sonst sehe ich Dich niemals wieder!" Ihre Lippe aber blieb stumm und sie wandte das Haupt und schritt, wie von schwerem Traum befangen weiter. —

Wie langsam ward es heute dunkel! Natasche Kalnaffskoi saß auf der einsamen Terrasse, versteckt fast unter den tief hängenden Klematisranken, und Kletterrosen, welche mit zartduftigen Blüten um ihre weiße Stirn schmeichelten. Die Hände im Schoß gefaltet, starrte die Russin hinüber zu dem dunklen Berggipfel, auf welchem noch immer kein grüßendes Feuer aufflammen wollte, und wie Minute um Minute mit bleiernen Flügeln dahinzog, ohne die ersehnte Kunde zu bringen, da zuckte das stolze Frauenherz unter brennenden Qualen, und ihr glanzloser Blick hing in beschwörendem Flehen an den düstern Bergmassen: „Kaiser Heinrich, vergiß mich nicht um einer Ilse willen!"

Aber dunkel blieb es droben, schwarz wie ein Grab, selbst der Mond verbarg sich hinter den aufsteigenden Wolkenmassen und aus dem Gebirgsthal wehte es wie schwüle, seufzende Gewitterluft.

Da knirschte der Sand der Terrasse hinter der regungslosen Gestalt Natasches, sie wandte aufschreckend das Haupt, Sarasne trat langsam näher.

„So allein?" fragte er leise.

Sie stützte die Wange wieder tief in die Hand. „Ja, Sarasne, ich warte auf Madame Wreffsky!" es zitterte wie ein Hoffnungsschimmer durch ihre Stimme, ach, vielleicht hörte sie, daß er gar nicht mit ihr geritten!

„Das wird vergeblich sein", entgegnete der Künstler, näher tretend, er stand unter der matten Kugellampe und schaute mit räthselhaftem Blick fest in ihr Antlitz. „Madame Wreffsky ist mit dem Kammerherrn in die Berge hinausgeritten, eine einsame, romantische Tour, so allein mit dem schönen Weibe zwischen Himmel und Erde — ich glaube, man wird bei der Rückkehr gratuliren dürfen!"

„In der That? Es wäre ja nicht überraschend!" Natasches Stimme klang halb erstickt, aber sie lächelte.

„Und Sie würden es billigen, Natasche?" flüsterte er näher tretend.

„Ein jeder ist seines Glückes Schmied!" entgegnete sie hart, sie sah

ihn nicht an, ihr Auge schweifte in verzweifeltem Blick über den dunklen Berg.

Da faßte er jäh ihre Hände, kniete vor ihr und hob die flammenden Augensterne, in welchen ein Meer verzehrender Leidenschaft glühte:

„Natasche", rief er mit gedämpfter Stimme: „Sie haben recht, man muß sich sein Glück mit eignen Händen schmieden und erringen, und nun, da ich es hier mit kühnem Griff an mich gefesselt habe, nun, da das Eis gebrochen und meine Lippen beredt sind, nun soll mir Gott auch den Muth geben, es für alle Ewigkeit an diese Brust zu schließen, in dem Geständniß, daß ich Sie liebe, Natasche!"

Wie eine Sterbende starrte die Russin in dieses dämonisch schöne Angesicht, sie wollte die Hände losringen und erhob sich wankend, „schweigen Sie, Sarasne, reden Sie jetzt nicht von Liebe, wo meine ganze Seele droben auf den dunklen Bergen irrt!" stöhnte sie auf.

Fester noch umschloß er ihre Hände. „Droben auf den dunklen Bergen — ist dies nicht schon selbst die Entgegnung auf Ihre Worte? Glauben Sie, Natasche, ich wüßte nicht alles? Jenes Feuer auf dem Berge sollte ein Zeichen der Treue sein, diese schwarze Nacht ringsum ist die sicherste, die furchtbarste Zeugin seines — Vergessens! Schwank und haltlos wie ein Schilfrohr ist Melnick, unentschlossen und verzagt, muthlos in all seinem Handeln, wissen Sie das nicht selber, Natasche, können Sie es leugnen?"

„Nein, ich kann es nicht!" rief die Russin in qualvoller Erregung.

„Und können Sie in der That einen Mann lieben, den Sie kaum achten können?" fuhr Sarasne mit heißem Athem fort. „Nimmermehr! Ihre stolze, große, herrliche Seele kann sich nicht in den Staub knechten lassen, Natasche, kann nicht im Zweifel sein, wenn es gilt mit dem Genius empor zur ewigen Sonne zu steigen! Wollen Sie mein eigen sein?"

In furchtbarem Kampfe stand Natasche, zitternd flehten ihre Lippen zu dem dunklen Berg empor. Da brach ein greller Blitz durch das düstere Gewölk, flammend wie Feuerwogen umglühte er das Bergeshaupt, ein blendendes, himmelaufzüngelndes Feuermeer tauchte sekundenlang den schwarzen Bergriesen in zauberische Helle, und mit einem jauchzenden Aufschrei, die Hände gegen die schwerathmende Brust gepreßt, starrte Natasche empor in das Licht, sekundenlang, dann hüllte sie abermals die schwarze Nacht, und der ferne Donner rollte wie majestätische Götterspräche über das Gebirge.

Begeisterte Entschlossenheit strahlte von der Stirn der Kalnaffskoi, sie hob die weiße Hand zum Himmel und wandte das Haupt langsam zu Sarasne.

„Haben Sie das Feuer auf dem Berge gesehen, Sarasne?" fragte sie laut. „Dieses Feuer, welches der Himmel selbst zur Rechtfertigung Melnicks entflammt hat? in einem Augenblick da selbst das treueste Herz an ihm zweifeln wollte? Und dieses treue Herz ist das meine, Sarasne, welches Eugène liebt trotz all seiner Fehler und Schwächen, und welches ihm zu eigen bleiben wird, ging auch mein ganzes Lebensglück darüber zu Grunde!" — —

In ihrem Zimmer lag Natasche und weinte sich aus, dann trocknete sie gefaßt die Augen, schellte ihrem Kammermädchen und befahl sofort

sämmtliche Koffer zu packen, da sie morgen, mit dem frühesten reisen würden — Zeugin seiner Verlobung konnte sie nicht sein, und darum floh sie davon in die irre, wirre Welt hinein.

Die Zeit zog dahin, mit grauen, gleichgiltigen Flügeln, freudlos und leer für Natasche Kalnaffskoi, welche in langem Wanderzug Deutschland, Frankreich und Italien durchschweifte, rastlos und unglücklich, mi sehnsuchtsvollem Herzen. Von Eugène hatte sie keinerlei Nachricht. Verlobt war er nicht, nach Petersburg war er nur für wenige Wochen zurückgekehrt, um alsdann weiter nach Stockholm zu reisen, wie ein flüchtiger Brief des jungen Grafen Paul S. ihr anzeigte, von da ab fehlte jedoch jede weitere Kunde, seine Spur schien völlig verloren. Der russische Krieg brach aus, Graf Paul errang unsterblichen Siegesruhm bei Plewna, und Natasches Seele flog ungestüm über Berg und Thal zu dem kühnen Feldherrn, an dessen Seite wohl einzig der Platz Melnicks war, den Lorbeer des treuen Freundes zu theilen! Ja, Melnick kämpfte für Fürst und Vaterland, und Natasche rang die weißen Hände im Gebet und flehte zum Himmel für sein theures Leben. Und der Krieg ward beendet und das weite russische Reich lag abermals im Frieden, aber von Melnick mangelte nach wie vor jegliche Kunde.

Am Rhein lag eine Villa, umgeben von parkartigem Garten, halb versteckt in blühendem Gebüsch, welches mit sehnsuchtsvollen Ranken zu dem lauschigen Balkon emporkletterte. Weit und silbern glänzte der heilige Strom direkt zu ihren Füßen, am jenseitigen Ufer von den Bergen begrenzt, welche die sanftlieblichen Konturen malerisch gegen das Himmelsblau abzeichneten.

Hierher hatte sich Natasche in wehmuthsvolle Einsamkeit geflüchtet, und als der Vollmond so rein und silberschwebend heute durch die stille Juninacht hernieder glänzte, da war sie mit krankem Herzen hinaus auf die Veranda getreten, hatte das Haupt in tiefem Traume in die Hand gestützt, und hinüber nach den dunklen Bergen geschaut, bis es in schmerzlicher Erinnerung feucht an den Wimpern zitterte — da plötzlich, ist es ein Traum, ein Wahn — jenseits auf der kahlen Bergesspitze blitzte ein Flämmchen auf, größer und größer wächst es empor zum lohenden Feuer, welches wie jubelnder Liebesgruß hellauf zum Himmel flackert. Mit starrem Blick steht Natasche und staunt jenes süße Räthsel an, aber noch kann sie nicht den Schritt zur Treppe lenken, als dicht unter ihr, an dem Gitter der Terrasse, leise, wunderholde Klänge zu ihr emporzitterten, anschwellend zu brausendem Tempo, seufzend, flehend, wild und leidenschaftlich, das Eifersuchts-Notturno Sarasnes! Regungslos steht das bleiche Weib, die Hände gegen das Herz gepreßt, das Haupt mit den geschlossenen Augen zurückgeneigt gegen die duftigen Blütenzweige lauscht sie dem sinnbethörenden Spiel. Und die Töne ersterben in der weichen Luft, und eine traute, wohlbekannte Stimme klingt durch ihr Echo: „Natasche!"

Da neigte sich ein glücklächelndes Antlitz über die laubige Brüstung des Balkons, eine schlanke Hand bricht die Rose aus den Zweigen, drückt sie an die Lippen und läßt sie sanft zu dem Harrenden hernieder gleiten.

Kein Wort sprach Natasche, sie redete auch nicht, als nach wenigen Minuten eine schlanke Männergestalt vor ihr kniete, um das brennende

Antlitz auf ihre kühlen Hände zu pressen, aber sie neigte sich, schloß die Arme um den Künstler Melnick und küßte in ernst heiligem Kuß seine Lippen.

Da war sie sein eigen für Zeit und Ewigkeit. Und das Feuer auf dem Berge? warum Natasche es in jener Nacht in Ischl nicht glühen sah? Wer ein Meisterwerk „Eifersuchts-Notturno" schreibt, kann dem die Eifersucht wohl fremd sein, und wer eifersüchtig ist, sollte es dem wohl so fern liegen, einen Führer zu bestechen, das Bündel Reisig, welches auf dem Berge entflammt werden sollte, fataler Weise in das Bergwasser herabrollen zu lassen.

Sarasne aber war eine wilde, unbändige Künstlerseele, der Sohn eines klugen, gefährlichen Volkes, und er hatte das Eifersuchts-Notturno geschrieben.

Blind für's Vaterland.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Gebeugt das Haupt, erloschnen Blicks
Im Antlitz herben Grames Falte,
Ein Spielball bittern Mißgeschicks
Geigt dort um Brot der blinde Alte.
Das Kreuz schmückt seine Brust — o Hohn,
Das Vaterland hat sein vergessen!
Die Invalidenpension
Sie giebt nicht dreien satt zu essen.

Ans Fenster lockt der Geige Klang
Ein schönes Mädchen, mild von Herzen.
Dem Rosenantlitz wird so bang,
Da sie erblickt das Bild der Schmerzen.
Ihr ward das Leben gar so leicht,
Dort gilt's, es täglich zu erwerben;
Und mit dem Geldstück, das sie reicht,
Kommt der Gedanke ihr — an Sterben.

Sie sieht das Kind, das sieche Weib —
„Wer wird, o Kind, sich dein erbarmen?
Giebt dir die Zukunft blüh'nden Leib,
Entrinnst du nicht den Fluch der Armen:
Die Welt ist groß, die Lockung süß,
Die Sünde reizt mit Gold und Flimmer;
Ein Dämon raunt: Leb' und genieß'!
O Kind des Elends, hör' ihn nimmer!"

Ehrliche Briefe über Erziehung.

Von **Ida Barber.**

„Du theilst mir mit, beste Rosa, daß Dein kleiner Paul sich weder geistig noch körperlich so entwickelt, wie Du es wünschest.

Hast Du Dich auch gewissenhaft gefragt, beste Freundin, ob Du von dem Kinde nicht zu viel verlangst? Der Knabe ist sechs Jahre, spricht englisch und französisch außer seiner Muttersprache, das meine ich, ist über Erwarten viel; mein Siegmund ist bedeutend kräftiger beanlagt, erfreut sich aber noch einer so naiven Unkenntniß, daß Du staunen würdest ihn nach Deinen Begriffen so vernachlässigt zu finden. In Wahrheit vernachlässige ich ihn nicht; wo immer möglich, halte ich ihn zum Denken und richtigen Erkennen an, er ist praktisch, gewandt, brauchbar, hat offene Augen, weiß was in seiner Umgebung vorgeht, ist dienstfertig, gewandt in der Ausdrucksweise, das genügt mir einstweilen; wollte ich ihn mit englischen und französischen Gouvernanten quälen, so würde er mir auch verdrießlich, kopfhängerisch, bleich und abgemagert aussehen; das wäre mir schrecklich. Gerade so wie ich Miß Mary verabscheue, weil sie ihr Hündchen täglich stundenlang zu allerhand Kunststücken dressirt, würde ich mich verabscheuen, wenn ich je mein Kind in vorschulpflichtigem Alter schon auf die Lerndressur spannen wollte. Nothwendigerweise müßte da eine Reaktion eintreten und wenn Dein Paul sich jetzt matt und lernfaul zeigt, so glaube mir, liebe Freundin, ist dies die Folge dessen, daß Ihr sein Köpfchen mit allerhand englischen und französischen Vokabeln gefüllt und überfüllt habt. Was soll dem kleinen Mann seine Sprachkenntniß? Bis er einmal ins Ausland reist, hat er längst alles vergessen. Ich rathe Dir, gieb dem Kinde jetzt, falls es sich lernfaul zeigt, einige Monate Erholung, verabschiede Deine schwarzäugige Französin, die alles eher, als eine tüchtige Pädagogin zu sein scheint, lasse Dein Söhnchen bei Dir herumspielen, rege sein Denken an und warte ruhig, bis sich in ihm selbst der Wunsch zeigt, etwas Positives lernen zu wollen. Sein Schwesterchen Marie, die Du sonderbarerweise jetzt in ein Institut gegeben, wird sich sicher freuen, wenn sie abends heimkehrt, mit dem Brüderchen spielen zu können. Oder nicht? Muß sie wirklich, wie sie mir letzthin schrieb, auch noch abends arbeiten? Was willst Du aus ihr machen, liebe Rosa? Gönne ihr doch ihre Jugend, ihren frohen Kindersinn! Ich meine, wenn ein Mädchen von zwölf Jahren bis vier Uhr gelernt, dann noch eine Stunde die häuslichen Arbeiten — o wie ich sie hasse — gemacht hat, sollte sie frei sein.

Die Gründe, weshalb Du Marie dem Institut übergeben, leuchten mir keineswegs ein. „Sie soll", schreibst Du, „feinen Takt lernen." Wo

hätte sie dazu besser Gelegenheit, als unter Deiner Leitung? Wird die fremde Gouvernante ihr mehr Sorgfalt zuwenden, als die eigene Mutter? Du giebst vor, daß die Gesellschaft Dich zu sehr in Anspruch nehme, daß Du keine Zeit habest, Dich Deinen Kindern zu widmen. Beste Rosa, frage Dich doch gewissenhaft, ob die Gesellschaft wirklich ein Recht an Dich hat und Du ihr zu Liebe Deine heiligsten Pflichten vernachlässigen darfst? Die sogenannten Abfütterungen, die Du dann und wann zu geben hast, können ja unmöglich Deine Zeit derart in Anspruch nehmen, daß sie vollständig absorbirt ist. Besuche macht und empfängt man ja nur zu gewissen Stunden, Deine Modistin wird Dich wohl auch nicht täglich mit neuen Anschaffungen plagen, die Migräne — doch pardon, wenn ich ins Moralisiren verfalle, ich wollte Dir nur nachweisen, daß Dir nach meiner unmaßgeblichen Meinung noch Zeit genug bleibt, Dich Deiner Tochter mit Erfolg widmen zu können. Du klagst, daß auch sie bleich und eingefallen aussieht; die Pensionssuppe ist selbstverständlich nicht so kräftig, wie die aus Deiner Küche kommende; außerdem mutheſt Du auch Marie zu viel zu. Muß sie denn eine Gelehrte werden? Ich sehe gar nicht ein, daß es nöthig ist, unsere Mädchen mit allerhand abstrakten Wissenschaften zu plagen. Da lernen sie Algebra, Mathematik, Physik, Chemie, Rhetorik, womöglich gar Astronomie, Heraldik und Sterndeuterei, plagen sich Jahre hindurch ihr Hirn mit allem möglichen Ballast vollzupfropfen, sie haben keine Zeit, dem Körper die unumgänglich nothwendige Bewegung zu gönnen; über ihre Arbeit gebeugt, sitzen sie tagein tagaus, dem Körper fehlt die geeignete Kräftigung, was Wunder, wenn er, auf Kosten der Ausbildung des Geistes vernachlässigt, dahinsiecht. „Sie ist bleichsüchtig", heißt es dann, als ob das so ganz selbstredend wäre, daß bei uns jedes in der Entwickelung begriffene Mädchen dieses Stadium durchzumachen hätte. Erziehen wir unsere Mädchen rationell, gönnen wir ihnen Zeit sich auch körperlich zu entwickeln, überladen wir sie nicht mit Bildungsstoff, so werden wir die Freude haben, statt der bleichen, überbildeten, unpraktischen Mädchen, die vor lauter Gelehrsamkeit nicht wissen, wie lange ein Ei im Topfe liegen muß, um weich oder hart zu werden, lebensfrohe, praktische, verständige Töchter um uns zu sehen, die jeder Ueberbildung fern, sich nie zu gut halten überall Hand anzulegen.

Du, liebe Rosa, bist wohl der Ansicht, daß Deine Marie es gottlob nicht nöthig hat, praktisch erzogen zu werden.

Verläßt sie das Institut, hältst Du ihr eine Zofe, die sie bedient, im Haushalte hat sie gar nichts zu leisten — sie ist ja ein Kind reicher Eltern.

Du hast in Deiner eigenen Jugend erfahren, liebe Rosa, daß der Reichthum ein unsicheres Gut ist. Was blieb Euch, als nach dem Tode Deines Vaters das Gut verkauft wurde? Die Zinsen Eures Vermögens reichten nicht zur Bestreitung des einfachsten Haushaltes; um das Kapital für ihre Kinder unangetastet zu lassen, entschloß sich Deine Mutter Pensionärinnen zu nehmen; sie selbst, die geborene Gräfin, hielt sich nicht zu gering, überall selbst Hand anzulegen, sie war in Küche und Keller zu Haus, besorgte selbst den Einkauf, unterrichtete die ihr anvertrauten Kinder in Sprachen und Musik und Dank ihrer unermüdlichen Thätigkeit blieb Euch das väterliche Erbe erhalten.

Soll ich Dir rathen, liebe Rosa, so laß Dich nicht von dem, was Freundinnen etwa oder die Räthin Z. thut, blenden, die sogenannte moderne Mädchenerziehung ist nicht die rechte; vergegenwärtige Dir das Thun Deiner verstorbenen Mutter; sie war eine Frau, deren Beispiel Nacheiferung verdient. Hätte sie nicht in ihrer Jugend alles praktisch erlernt, sich vor Halbwissen und Oberflächlichkeit bewahrt, glaube mir, nie wäre sie im Stande gewesen, Euer guter Genius zu sein.

Ich weiß, Du wirst mir entgegnen, daß die Stellung Deines Mannes Dich verpflichte, Marie in gewisse Kreise einzuführen, in denen man von den zwölfjährigen Mädchen schon ein Benehmen und Kenntnisse verlangt, die wir als „ladylike" zu bezeichnen gewöhnt sind. Du schreibst mir, Du würdest erröthen, wenn Marie eine ungeschickte Verbeugung machte oder auf eine in englisch oder französisch an sie gerichtete Frage nicht zu antworten wüßte. Offen gestanden, ich verstehe Dich nicht, liebe Rosa. Du, eine so kenntnißreiche Frau, solltest Dich doch von gewissen Vorurtheilen, die die Gesellschaft beherrschen, emancipiren. Was sollen all dieser äußerliche, angelernte Kram, diese Knixe, Komplimente und fremdländischen Redensarten?

Nicht eine Stunde möchte ich darauf verwenden, sie meinen Kindern zu eigen zu machen. Siehst Du, wenn ich Zeit habe, so nehme ich mir meine Buben, ich lenke ihren Blick auf das, was in ihrer Umgebung der Beachtung werth ist, führe sie von dem ihnen nahe Liegenden in immer weitere Gebiete, lasse konzentrisch sich einen Anschauungskreis aus dem andern entwickeln; ist ihr Denkvermögen einmal angeregt, so finden sie selbst den Weg sich in ihren ehedem vollständig fremden Anschauungen zu vertiefen, sie fragen, sie forschen, bilden sich, so unerfahren sie sind, eigene Vorstellungen, aus denen ich mit Leichtigkeit die richtigen Begriffe forme. Derartiges, glaube mir, liebe Freundin, läßt sich nur in der Muttersprache vollziehen; nur in der Muttersprache kann man denken; Eure englischen und französischen Bonnen quälen die Kinder mit todtem Gedächtnißkram, ohne ihre Denkthätigkeit anzuregen.

Wenn mein Bub mir mit leuchtenden Augen und rothen Wangen entgegengesprungen kommt und mir irgend etwas Selbstgedachtes mittheilt, so entzückt mich das weit mehr, als wenn er mir bleich und mit getrübten Augen das neueste französische Poem vordeklamiren würde, das ihm die Gouvernante vor einer halben Stunde eingepaukt.

Ich weiß, Du lässest auf Deine Demoiselle Lisette nichts kommen, schenkst ihr unbedingtes Vertrauen und doch halte ich es für meine Pflicht, Dich darauf aufmerksam zu machen, daß Du gut thätest, Paul nicht mit ihr allein speisen zu lassen. Ich weiß, Du wirst mir entgegnen, er macht bei Tisch zu viel Geräusch, beschmutzt das Tischtuch, stört die Gäste; das sind aber alles kleine Uebel, die sich verhüten lassen; ein weit größeres ist, daß Dein Paul nicht annähernd die Portion bekommt, die Du ihm bestimmst. Dame Lisette ist in ihrer Mittheilsamkeit zu weit gegangen und hat es meiner Anna, die, als Du unsere Kinder unlängst eingeladen, die Reise mitmachte, gebeichtet, daß sie es schon so einzurichten wisse, daß Dein Paul appetitlos zu Tische gehe; die beste Suppe, der kräftigste Braten wandert auf ihren Teller, Paul hat sich zumeist mit Zuspeis und Backwerk zu begnügen. Sein Wein wird gewässert,

die Milch desgleichen, was Wunder, daß Lisette, seitdem sie bei Dir ist, sich einer stattlichen Rundung erfreut, während das Kind abmagert.

Versuche es einmal das Kind vier Wochen hindurch an Deinem Tische zu halten, bediene ihn selbst, ich bin sicher, seine rothen Wangen werden wiederkehren und mit ihnen die geistige Munterkeit und Frische.

Soll ich Dir eines rathen, liebe Rosa, so verzichte lieber darauf, als Weltdame eine Rolle zu spielen und widme Dich ernst und gewissenhaft der Erziehung, der geistigen und körperlichen Pflege Deiner Kinder. Glaube mir, von bezahlten Leuten kannst Du nie das verlangen, was Du selbst als Mutter zu leisten verpflichtet bist. Sie haben zunächst ihr Interesse im Auge, erlahmen gar oft, wenn sie sehen, daß man ihnen vertraut und, seien wir gerecht, selbst bei größtem Pflichtbewußtsein kann ihnen die Freude an dem Gedeihen der Kinder nicht inne wohnen, die die Eltern beseelt, wenn sie ihren Beruf recht erfüllen.

Bald Deiner Gegenäußerung gewärtig, stets in Liebe

Deine

Paula."

„Du sollst, meine liebe Paula, nicht lange auf Antwort warten; komme ich mir doch, nachdem ich Deine fast einer Anklage gleichende Zuschrift gelesen, wie eine arge Missethäterin vor, die vor allem das Bedürfniß empfindet, sich zu rechtfertigen.

Glaube mir, liebe Freundin, ich meine es sicher eben so gut mit meinen Kindern, wie Du mit den Deinigen und gerade, weil ich bemüht bin, aus ihnen tüchtige, brauchbare, kenntnißreiche Menschen zu machen und mich selbst zu machtlos fand, zu ihrem Guten auf sie einzuwirken, zog ich Fremde heran, die nach meinem Dafürhalten weit mehr Einfluß auf sie haben, als die eigenen Eltern.

Ich hätte den Paul sicher verwöhnt, sein Vater noch mehr, der Lisette folgt er aufs Wort; er sieht stets so sauber und nett aus, als ich ihn allein hatte, gab es nur über schmutzige Hände und fettige Kleider zu schelten, er hält so prächtig Ordnung in seinen Sachen, während er bei mir nie dazu anzuhalten war, nur seinen Rock anzuhängen; von seinen Fortschritten in Sprachen darf ich Dir gar nichts mittheilen, da Du eine eifrige Gegnerin des Konversirens bist. Vielleicht sagst Du gar, daß all das äußerlich sei und in Deinen Augen nichts gelte, aber, beste Freundin, glaube, auch Du machst mit Deiner mehr aufs Innerliche gerichteten Erziehung unentschuldbare Fehler; es ist so schwer, überall das rechte zu treffen.

Sicher staunst Du verwundert diese meine Zeilen an, magst es kaum begreifen, daß man es wagen darf, Dir, die Du Dich für die gewissenhafteste der Mütter hältst, von Irrungen zu sprechen, doch Du weißt ja, man sieht nur den Splitter bei andern, den Balken im eigenen Auge erblickt man nicht.

Nach meiner Meinung darf ein fünfjähriges und noch dazu ein kräftiges, blühendes Kind, wie es Dein Siegmund ist, nicht mehr so ganz harmlos sein, wie er es ist; er hat ja thatsächlich noch gar nichts gelernt! Außerdem finde ich, daß seine Manieren recht plebejisch sind, daß, verzeihe, wenn ich Dich durch die Wahrheit unangenehm berühre, er gar nicht angehalten ist, etwas zu verschweigen. Er sagt mir ganz sans gêne, daß ich zu viel Puder aufgelegt, daß es ihm bei uns nicht

gefallen würde, weil er hier nicht nach Herzenslust raufen kann, daß Paul ein Esel sei, weil er noch keinen Baum erklettert habe und dergleichen. Wir haben zwar herzlich über den kleinen Naturburschen gelacht, aber, meine Liebe, es ist doch wohl ein wenig gar zu viel Natur in ihm. Unsere Zeit verlangt polirte Menschen und ich bin der Meinung, man kann nicht früh genug anfangen, an den kleinen Leuten zu poliren.

Meine Marie wäre so recht ein Mädchen nach Deinem Geschmack; sie ist überaus einfach, natürlich, allen Formen abgeneigt, kleidet sich am liebsten in grau Leinen, aber eben damit sie anders werde und im Verein mit Altersgenossinnen sich bilde, haben wir sie tagüber fortgegeben.

Ich weiß, Du bist eine Gegnerin der Pensionate und möchte sogar annehmen, daß Du auch nach dieser Hinsicht von Vorurtheilen beeinflußt bist.

Fräulein Tuzek, die Institutsvorsteherin ist eine pädagogisch gebildete, feine Dame, die zu den höchstgestellten Familien Beziehung hat. Von weit und breit sendet man ihr die Kinder, läßt sie Jahre lang unter ihrer Obhut und ist sicher, daß sie hernach ihre Stellung in der Gesellschaft ausfüllen.

Warum soll ich mir also, wo ich so treffliche Gelegenheit habe unsere etwas gar zu simple Tochter gut einschulen zu lassen, das Leben schwer machen? Glaubst Du, daß es für mich ein Vergnügen ist, ewig zu hofmeistern, die Lehrer zu überwachen, als Anstandsdame bei den Stunden zu sitzen? Unsere Kinder danken es uns sicher nicht, wenn wir ihnen zu Liebe auf alle Freuden des Lebens verzichten. Mich macht es außerdem ganz nervös, wenn ich nur dem ewigen Verbessern der Gouvernante zuhöre; selbst es thun, würde mich vollständig krank machen.

Deinem Rath zufolge habe ich Paul einige Tage bei mir am Tisch gehabt; da mein Mann aber findet, daß das Kind viel Störung bereitet, speist er jetzt wieder mit Lisette im Kinderzimmer. Ich habe sie wegen der Confidence, die sie Deiner Donna gemacht, zur Rede gestellt; sie erklärte, sobald sie mein Vertrauen nicht mehr genöße, augenblicklich das Haus verlassen zu wollen und da mußte ich nur noch gute Worte geben, daß sie blieb; es ist mir so schwer, mich an andere Menschen zu gewöhnen. Mit Rudolfs Amme muß ich jetzt ohnehin wechseln; das Kind gedeiht nicht, ist ganz farblos und elend. Hätte ich nur Deinen Rath befolgt, das Kind selbst zu nähren! Viel Aerger und Verdruß wäre mir erspart geblieben. Wir haben bei dem fünf Monate alten Kinde schon die dritte Amme; eine ist anspruchsvoller als die andere; die jetzige hat gar einen bösen Blick, so daß es mich manchmal kalt überrieselt, wenn ich mir vorstelle, daß an dem Wort: „Mit der Muttermilch eingesogen", etwas Wahres sei.

Du rufst mir, liebe Paula, das Bild meiner seligen Mutter zurück; ja, wir dürfen uns leider nicht mit ihr vergleichen. Sie hat ihre fünf Kinder selbst genährt, gepflegt, unterrichtet, hat es so trefflich verstanden, Hausfrau und Weltdame zu sein, zu sparen, zu erwerben, den Besitz festzuhalten, eine Kunst, die nicht vielen eigen ist.

Vielleicht hast Du recht, daß ich mich zu sehr von den Usancen der großen Welt beeinflussen lasse, vielleicht wäre es für die körperliche

Entwickelung meiner Kinder besser, ich würde sie nicht zu sehr anstrengen, ich befürchte nur, daß sie hernach ihren Lebensstellungen nicht entsprechend vorgebildet sind. Was verlangt man nicht heute alles von ihnen! Wie stehen sie zurück, wenn sie nicht allen Ansprüchen genügen können!

Immerhin werde ich Deine wohlgemeinten Rathschläge, liebe Freundin, in Erwägung ziehen und, sofern sie sich mit meinen Lebensanschauungen einen, befolgen.

Mit herzlichem Gruß

Deine

Rosa."

(Sechs Jahre später.)

„Beste Rosa! Die Nachricht von Mariens Verschwinden hat mich tief erschüttert. Was mußt Du Arme leiden, daß es dahin gekommen!

Dein Brief ist voller Selbstanklagen; Du bereust, das Mädchen dem Pensionat übergeben zu haben, vermuthest, daß man ihr dort doch nicht die geeignete Aufmerksamkeit zugewendet, wohl gar ihr überspannte, romanhafte Ansichten in den Kopf gesetzt. Vielleicht, vielleicht auch nicht! Ihr habt inzwischen sicher ihre Spur gefunden und wenn der Maler ein Mann von Talent und Charakter ist, so werdet Ihr nolens volens Ja und Amen sagen müssen. Marie ist ja reich genug, um für alle Wechselfälle des Lebens gesichert zu sein. Du hast sie zwar zur grande dame erzogen, an ihr wird es jetzt sein, sich auch in kleineren Verhältnissen zu bewähren.

Recht sehr freute es mich zu hören, daß Dein Paul jetzt kräftig genug ist ins Gymnasium einzutreten; der arme Junge hat ja wohl zwei Jahre pausirt? O hätte ich damals, als Ihr anfingt zu forciren, eindringlicher gesprochen; das Kind würde sich naturgemäß entwickelt haben und hätte sicher unsern Siegmund, der jetzt die dritte Gymnasialklasse gut absolvirt hat, überholt. Ihr hieltet den Jungen damals für entsetzlich dumm und ungehobelt, er ist, gottlob, heute ein geistig und körperlich trefflich entwickelter Mensch. Noch einmal bitte ich Dich, liebe Freundin, übereile jetzt nichts mit Paul; mache aus ihm keine Treibhauspflanze! Das Kind ist schwach, darf nicht überanstrengt werden, Du hast ja leider gesehen, wie sich jede Ueberanstrengung rächt. Ich möchte Dir den Vorschlag machen, ihn während des Sommers zu uns aufs Land zu geben. Du wirst gewiß ein Luxusbad besuchen; da ist es nichts für solche junge Herren. Ich glaube, daß er sich bei uns, wenn er mit Siegmund Feld und Wald durchstreift, weit besser amüsirt. Schreibe mir bald, ob Du auf meinen Vorschlag eingehst.

Stets in Liebe

Deine

Paula."

„Beste Paula! Unsere Marie ist seit acht Tagen die Braut des Malers Lizetti. Du weißt, wie sie uns zur Einwilligung gezwungen.

O, wie oft denke ich Deiner Warnungen, wie anders wäre es geworden, hätte ich mich des so trefflich beanlagten Mädchens angenommen! Du hattest Recht! Keine Fremde vermag dem Kinde das zu leisten, was die eigene Mutter nicht zu leisten willens ist. Der Hochmuthsteufel hatte mich damals geblendet! Ich wähnte reich genug zu

sein, um Mutterliebe und Mutterſorge erkaufen zu können, überließ meine Kinder bezahlten, eigennützigen Perſonen und bin nun in all meiner Hoffnung auf Lebensglück betrogen. Marie ſchließt eine Mesalliance, Paul iſt ein ſchwächliches, körperlich und geiſtig ſchlecht entwickeltes Kind und Rudi, Du weißt ja, daß ihn ſeine Amme, als er kaum ein Jahr war, aus dem Wagen fallen laſſen, Rudi will ungeachtet größter Aufmerkſamkeit, die ich ihm von früh bis ſpät widme, kein Zeichen von Denkthätigkeit zeigen. Der Arzt meinte, daß das Gehirn verletzt ſei, räth aber jetzt von jedem mediziniſchen Einſchreiten ab.

O, wie beneide ich all die Frauen, die Mutterſtelle in des Wortes weiteſter Beziehung an ihren Kindern vertraten? Ihnen bleiben ſicher all die Erfahrungen erſpart, die mich vor der Zeit alt und grau machen.

Was nützt mir mein Reichthum, meine bevorzugte Stellung? An Dir hatte ich eine Freundin und wollte ſie nicht hören und jetzt, wo ich den ganzen Werth Deiner Rathſchläge erkenne und ſelbige befolgen möchte, iſt es zu ſpät.

Den Paul ſchicke ich Dir und bitte Dich, Dein Mutterauge über ihn walten zu laſſen. Vielleicht gelingt es Euch, etwas zu ſeiner Kräftigung beizutragen.

Du wirſt ihn launiſch und unfreundlich finden, wenig zugänglich, oft ſogar menſchenfeindlich. Alles das iſt ſo geworden, weil man par force aus ihm einen Gelehrten machen wollte.

Schreibe mir, ob ihn ſein Hofmeiſter begleiten ſoll, oder ob Du ihn allein haben willſt.

Mit herzlichem Gruß

Deine

Roſa."

Wie habt Ihr, beſte Paula, dies Wunderwerk vollbracht? Der Paul iſt ja gar nicht mehr zu erkennen? Er ſingt und lacht den ganzen Tag, hat flammend rothe Wangen, ſein Auge leuchtet, ſeine Haltung iſt ſtraff, mit wahrer Freude geht er an ſeine Arbeit, iſt freundlich und gefällig zu Jedermann, mit einem Worte — ein anderer Menſch. Auf den Knieen möchte ich Dir danken, theuerſte Freundin, daß Du Dich der Mühe unterzogen, aus dieſem unfreundlichen, hypochondriſchen Jungen, den ich Dir ſandte, einen Menſchen zu machen! Er erzählte voller Seligkeit, wie Du und Dein Siegmund mit ihm Ausflüge gemacht, wie Du ihn unterrichtet, Dich ganz ihm gewidmet haſt. Dein Siegmund iſt nun für ihn das Ideal eines Jungen. Der kann turnen, reiten, klettern, rennen und — wie er mir voller Bewunderung geſteht, auch — dichten.

Unſere Marie, die inzwiſchen Frau Lizetti geworden, hat eine närriſche Freude mit ihm gehabt. Sie hat ſich ganz klein eingerichtet, bezieht nur eine kleine Rente, behauptet aber, ſehr glücklich zu ſein.

Hätte ich je gedacht, daß ich meine Tochter für derartige ſpießbürgerliche Verhältniſſe erziehe!

Nun, was ich an den beiden älteren verſäumt, will ich wenigſtens trachten, an dem Kleinen gut zu machen; ich lebe jetzt zurückgezogen von aller Welt und, daß ich es Dir wahrheitsgemäß geſtehe, finde eine früher ungekannte Freude in dem Verkehr mit meinen Kleinen, die mir auch,

seitdem sie wissen, daß meine ganze Zeit ihnen gehört, in ganz anderer Liebe wie ehedem zugethan sind.

Wie sehr bedauere ich heute alle die Frauen, die geblendet von eitlem Wahn, auf die süßesten Mutterfreuden verzichten und sich willig eines Glückes begeben, das nie durch die Freuden der großen Welt aufzuwiegen ist.

Die Kinderstube ist heute mein Salon, mein Boudoir, mein liebster Aufenthalt. Wer zu mir kommt, muß sich genügen lassen, hier empfangen zu werden.

Paul sendet Dir viele herzliche Grüße; morgen wird er Dir selbst schreiben.

Stets in Liebe und Dankbarkeit

Deine

Rosa."

„Beste Freundin! Du fällst stets aus einem Extrem ins andere. Erst bist Du ganz Weltdame, jetzt ganz Erzieherin; ich fürchte, Du schreibst mir nächstens, daß Du Dich so abgespannt fühlst, daß Du trotz besten Willens zu Deinem frühern Leben zurückkehren mußt.

Warum willst Du ganz auf fremde Hilfe verzichten? Ich meinte stets nur, daß man Kinder nicht vollständig fremden Personen und wären sie die gewissenhaftesten, überlassen dürfe, andererseits aber halte ich es für sehr heilsam, wenn stundenweis eine Lehrkraft eintritt, die da nachhilft, wo wir mit unserem Einfluß und Können nicht ausreichen.

Daß Ihr reicheren Frauen die körperliche Pflege Eurer Kinder, ich meine Waschungen, Bäder, Ernährung, zumeist Fremden ganz überläßt, ist von Uebel und rächt sich gewöhnlich bitter. Für mich war es, von je die größte Freude, meine Kinder selbst zu baden, selbst zu nähren selbst die Zubereitung des Essens zu überwachen.

Selbst die beste Köchin versteht sich oft nicht auf den Nährwerth der Speisen. Die raffinirtesten Gourmandisen enthalten zu meist nicht den Nährwerth, den eine kräftige Fleischsuppe bietet.

Sobald Euer Paul acht Tage bei uns war, aß er mit einem Appetit, den Du sicher nie in ihm gekannt hast. Du fragst, wer diesen Appetit hervorgezaubert hat? Eine entsprechende Bewegung in freier Luft und nahrhafte Kost. Bei uns gab es keine Süßigkeiten, Leckereien und drgl. Der Magen war, als sich der junge Herr zu Tisch setzte, nicht beschwert und da hättest Du nur sehen sollen, wie ihm selbst das frugalste Mahl schmeckte. Kaum vier Wochen war er bei uns, da sah er so frisch und blühend aus wie meine Kinder und mit dem körperlichen Wohlbefinden kam auch die Lust am Lernen. Hier galt es nun, ihm hilfreich zu sein; ich machte es nicht wie sein Hofmeister, der ihm nur eine Lektion aufgab, sich, während Paul sich mühte den Lernstoff seinem müden Köpfchen einzuprägen, behaglich eine Cigarre anzündete und Romane las, nein, ich lernte mit dem Kinde, suchte ihm durch Fragen und Vergleiche das zu Lernende nahe zu bringen und fand wirklich, daß er gar nicht so schwer begreift, wie Du mir mitgetheilt.

Gar oft betrachten sich die Hauslehrer nur als Aufgabe- und Abfragemaschinen und vergessen ganz, daß es ihre Sache ist, dem Schüler das Lernen zu erleichtern, seine Denkkraft zu üben, ihm die Arbeit nicht als Last, sondern als Gewinn erscheinen zu lassen.

Du weißt, meine Zeit erlaubt es nicht immer, selbst bei meinen Kindern zu sein; ich überlasse sie aber nie einem Lehrer ganz, ehe ich nicht in seine Lektionen hospitirt und die Ueberzeugung gewonnen habe, daß er nicht nur seine Stunde absitzt, sondern auch redlich bemüht ist, die Zeit dadurch zu nützen, daß er bildend und belehrend auf sie einwirkt.

Nur um die Kinder an den Schultisch zu spannen, halte ich ihnen keine Lehrer; mögen sie lieber, wenn ihnen kein wirklicher Nutzen aus dem Lernen resultirt, in Feld und Wald herumspringen.

Im wesentlichen glaube ich wohl, haben wir uns jetzt verständigt. Ich würde mich unendlich freuen, etwas zur rationellen Erziehung Deiner Kinder beigetragen zu haben.

Mit herzlichem Gruß

Deine

Paula."

Literarische Spitzen.

Von **Bruno Sch...**

An E....

Ich habe Deine Geschichten vom Nil gelesen,
Pro nilo sind sie für mich gewesen;
Die holländische Kuh gab wenig Milch, allein —
„Da stellt zur rechten Zeit „Ein Wort" sich ein."

An eine bekannte Adresse.

Dohm todt,
Kladderadatsch in Noth,
Geklagt sei's einem jeden,
Wer wird jetzt pro domo reden?

An gewisse Goethephilologen.

Welch geisterbefreiende, rettende That!
Einen neuen Waschzettel des Herrn Rath
Hat der gelehrte X. gefunden —
Apoll von Marsyas geschunden!

Pot-bouille von Zola.

Ihr zetert über seine Unmoral,
Dies wundert mich, ich muß gestehen,
Es ist Euch sonst doch nicht fatal,
In den Spiegel zu sehen!

An den Leser.

Unstät huschen und leichtgeschürzt
Dahin meine Doppelzeilen,
Ein Füßchen ist ihnen oft verkürzt,
Leser, sie müssen eilen;
Leser, Du wirst verstehen,
Spitzen können auf Stelzen nicht gehen.

Der Nürnberger Kassendiebstahl.

Auch ein Beitrag zur Frage der Entschädigung unschuldig Verurtheilter.

Von **Rudolf Müldener.**

Vormittags am 30. Juni 1790 machte der angesehene Kaufmann Johann Marcus Sterbenk in Nürnberg bei dem dortigen Bürgermeisteramte folgende Anzeige, die wir hier zwar nicht wörtlich, doch ihrem Hauptinhalte nach wiedergeben:

„Heute morgen, früh gegen fünf Uhr bin ich durch meine Dienstmagd Katharina Kamm, geweckt und benachrichtigt worden, daß die Haus- wie die Comptoirthür offen ständen und aus dem Comptoir die dort befindliche eiserne Kassentruhe gestohlen worden sei. Ich habe mich hierauf selbst von der Wahrheit dieser Angabe überzeugt und gefunden, daß der Diebstahl durch Auslösung einer vom Comptoir nach der Hausflur führenden Fensterscheibe stattgefunden hat, nachdem zuvor die Hausthür auf irgend eine Weise geöffnet worden ist. Der Inhalt des Geldkoffers beträgt circa 2000 Gulden. Ich bitte gehorsamst, daß mir zur Wiedererlangung meines Eigenthums oberherrliche Hilfe geleistet und sonst wegen des angezeigten Diebstahles den Gesetzen und Observanzen gemäß verfahren werde."

Hatte Sterbenk bei seiner Vernehmung den Inhalt der gestohlenen Kasse im allgemeinen auf 2000 Gulden angegeben, so präcisirte er diese Angabe später, unter Vorlegung eines Auszuges seiner Handlungsbücher, dahin, die gestohlene Kasse habe in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni nur 1828 Gulden 20 Kreuzer in bar enthalten.

Diese Anzeige ward noch an demselben Tage dem mit der Instruktion der peinlichen Prozesse bekleideten Schöffenamte übergeben. Da ein schnelles und energisches Einschreiten in diesem Falle nöthig erschien so ward auch von den beiden Schöffen von Harsdorff und von Geuden mit, nach damaliger Anschauung, aller nur möglichen Umsicht und allem, Amtseifer verfahren. Sofort wurden Requisitionen an die Polizei und das Kriegsamt erlassen und dann zur Vernehmung der Hausgenossen geschritten.

Die Dienstmagd Kamm, welche, den Diebstahl zuerst entdeckt, sagte aus, sie habe auch in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni die Thür des Hauses, wie immer, durch Vorschieben des Riegels fest verschlossen, da die Hausthür ein eigentliches mit Schlüssel zu versperrendes Schloß nicht besitze.

Hier wollen wir indessen gleich bemerken, daß im Laufe des Processes gar nicht festgestellt worden ist, ob die Magd die Thür wirklich fest verschlossen, oder nicht vielleicht den Riegel so nachlässig vorgescho-

ben, daß er nicht ordentlich gefaßt, mithin zur Oeffnung der Hausthür weder Gewalt noch besondere Werkzeuge erforderlich gewesen.

Während der Nacht — erklärte die Magd weiter — habe sie nicht den geringsten Lärm oder sonstiges Geräusch gehört; als sie aber früh um sechs Uhr dem Milchmädchen, welches geklingelt, weil es, wie gewöhnlich, Milch gebracht, habe öffnen wollen, sei ihr das Mädchen schon in der Hausflur entgegen gekommen und habe ihr gesagt, daß die Thür, als sie zufällig auf die Klinke gedrückt, sofort aufgegangen, also nicht verschlossen gewesen sei. Darauf hin habe sie, die Magd, sich umgesehen und zu ihrem Schrecken entdeckt, daß auch die Comptoirthür ganz offen und aus dem Comptoir selbst der dort befindliche eiserne Geldkasten verschwunden sei. Hierauf habe sie das ganze Hausperſonal geweckt und auch ihrem Dienstherrn sofort ihre Entdeckung gemeldet.

Das übrige Hausperſonal, Mann für Mann vernommen, wußte nichts Besonderes auszusagen; die Leute hatten eben geschlafen und während der Nacht kein Geräusch irgend welcher Art gehört. Irgend welchen auf eine bestimmte Person gerichteten Verdacht sprach niemand aus, auch der Hausherr nicht, doch waren alle der Meinung, daß der, oder die Diebe sehr genau mit den Lokalitäten des Hauses bekannt gewesen sein müßten.

Die letztere Annahme, daß der oder die Diebe im Hause genau bekannt gewesen, stützte sich wohl namentlich auf den Umstand, daß in dem vom Comptoir nach der Hausflur führenden Fenster gerade die Scheibe eingedrückt worden war, die acht Tage früher unter Vorwissen und auf ausdrücklichen Befehl des Hausherrn eingedrückt, oder ausgelöst worden war, um die Comptoirthür zu öffnen, zu welcher der Lehrling des Hauses damals den Schlüssel verlegt. Die erwähnte Operation ließ sich leicht bewerkstelligen, da die Comptoirthür sich in der Nähe des Fensters befand, so daß der Arm eines nicht zu kleinen Mannes wohl im Stande war, durch die Scheibe hindurch den Riegel zurückzuschieben und die Comptoirthür zu öffnen.

Wer damals auf Befehl des Hausherrn die Comptoirthür geöffnet und ob in dieser Beziehung überhaupt Untersuchungen angestellt, ist aus den Akten nicht ersichtlich.

Auf die oben erwähnte Vernehmung des Hausperſonals beschränkte sich zunächst die Thätigkeit des Schöffenamtes, nicht einmal das Milchmädchen, welches die Hausthür am Morgen offen gefunden, ward vernommen, ebensowenig fand behördlicherseits eine Lokalbesichtigung statt, weil eine solche die Karolina nicht ausdrücklich vorschreibt. Heute würde eine derartige Lokalbesichtigung allerdings der erste Schritt der mit der Untersuchung des Falles beauftragten Behörde sein, und wir brauchen wohl nicht erst daran zu erinnern, welche Handhabe eine solche Lokalbesichtigung in mancherlei einzelnen, vom Auge des Laien allerdings wenig beachteten Dingen dem gewiegten Polizeimanne, oder Kriminalisten wenigstens zur objektiven Feststellung des Thatbestandes liefert; eine derartige objektive Feststellung des Thatbestandes ist aber meist die unerläßliche Vorbedingung zur endlichen Aufspürung des Thäters.

Natürlich verbreitete sich das Gerücht von dem im Sterbenkschen Hause geschehenen Diebstahle rasch genug in der Stadt, ohne daß jedoch

das Geschwätz des Publikums zur Ermittelung des Thäters irgend welchen Anhalt bot. Ein Mann, der gegen zwei Uhr morgens aus dem Reichsadler, einem in der Nähe des Sterbenkschen Hauses gelegenen Gasthofe, nach Hause gegangen war, hatte aus dem Stanzengäßchen zwei ihm verdächtig vorkommende Männer herauskommen und über den Roßmarkt gehen sehen, ein Perückenmacher wollte gleichfalls auf dem Nachhausewege zwei Männer getroffen haben, die er nach der Uhr gefragt, auch eine Dienstmagd wollte einen ihr verdächtig erscheinenden Mann schon tags vorher das Sterbenkische Haus aufmerksam betrachten gesehen haben.

Nun that das Schöffengericht in dieser Angelegenheit den ersten Schritt, indem es nämlich den Ausläufer des Sterbenkschen Hauses, Johann Georg Schönleben verhaftete.

Schönleben, aus Elkensdorf bei Ermskirchen gebürtig, siebenundzwanzig Jahre alt, hatte bei verschiedenen Herrschaften als Kutscher gedient, bis er sich endlich vor drei Jahren in Nürnberg als Bierwirth etablirt und dort Schutzbürger geworden war. Da seine Bierwirthschaft ihn indessen nicht vollständig in Anspruch nahm, so war er, kurz nach seiner Etablirung, als Ausläufer, oder, wie man heute sagen würde, als Markthelfer, in das Sterbenkische Geschäft getreten, während seine Frau während seiner Abwesenheit die Bierwirthschaft allein besorgte.

Im allgemeinen war gegen Schönleben nichts einzuwenden, war er auch ein bißchen leichtsinnig und trank er auch hier und da ein Glas über den Durst, so waren dies doch Dinge, die ihn keineswegs kriminell belasten könnten, außerdem sprach der Umstand, daß er schon seit drei Jahren im Sterbenkschen Hause war, für ihn.

Und warum verhaftete man ihn denn eigentlich?

Schönleben hatte den Verdacht der Thäterschaft durch eine unter den obwaltenden Umständen vielleicht unvorsichtige Aeußerung auf sich gezogen. Gegen den Commis des Sterbenkschen Hauses hatte er, als man dort über den Diebstahl gesprochen, geäußert: „Wenn er nur gewiß wüßte, daß die Kasse, wie das Gerücht gehe, über den Fischmarkt transportirt worden sei, er die Thäter wohl auskundschaften würde."

Diese Aeußerung war aufgefallen; man erinnerte sich, daß am Tage des entdeckten Diebstahles Schönlebens Bruder, der, Bauer im nahen Dorfe Rostall, mit einer Fuhre Mist in der Stadt gewesen, in das Sterbenkische Haus gekommen, dort nach seinem Bruder gefragt, einige Augenblicke leise mit ihm gesprochen und gleich darauf mit seinem Wagen die Stadt verlassen hatte. Was war nun natürlicher, als das Schönleben die Kasse gestohlen und dessen Bruder sie in seinem Mistwagen fortgeschafft hatte!

Obgleich Schönleben für sein Gespräch mit seinem Bruder einen sehr unschuldigen Grund angab, obgleich sie bei der sofort in seiner Wohnung vorgenommenen Haussuchung, wobei man sogar die Dielen aufriß und in einem Holzstalle die festgestampfte Erde aufgrub, keine Spur der Kassette, oder sonst etwas Verdächtiges vorfand, obgleich die Aussagen seiner Frau und der Kinderwärterin Schönlebens Alibi in der Nacht des Diebstahls bewiesen, so wurde derselbe dennoch verhaftet; der Aussage seiner Frau und der Kinderwärterin legte man, als der

ihm verwandter, oder in seinen Diensten stehenden Personen kein Gewicht bei.

Wenn man die Verhaftung Schönlebens auf einen so nichtigen Grund hin bedenkt, so bekommt man unwillkürlich einen Schauder vor der alten Nürnberger Justiz; die Verhaftung macht den Eindruck, als hätten die Schöffen nur jemand gesucht, den sie mit dem ganzen Gewicht amtlicher Autorität nach Belieben inquiriren und ihm die Worte zu donnern konnten: „Du bist der Thäter!“ gleichviel, ob er schuldig war oder nicht.

Schönleben war und blieb also verhaftet, und das Volk, der Weisheit seiner hohen Obern vertrauend und außer Stande die Akten des geheimen Gerichtsverfahrens zu kontrolliren, hielt ihn natürlich für schuldig und mancher ehrliche Nürnberger Spießbürger wird bei der Nachricht von Schönlebens Verhaftung die Weisheit seiner Schöffen bewundert haben, der der Thäter eines Verbrechens nie und nimmer zu entgehen vermöge.

Schönleben war also verhaftet; ob man auch bei seinem Bruder in Rostall Recherchen wegen der gestohlenen Kasse angestellt, ist aus den Akten nicht ersichtlich.

Gleichwohl mußte Schönleben Mitschuldige haben; die eiserne Kasse mit circa 2000 Gulden in Silber war offenbar zu schwer, als daß ein Mann, am wenigsten der nicht gerade durch körperliche Kraft ausgezeichnete Schönleben, sie allein hätte tragen können. Obgleich nun Schönleben, den man in das „Loch“ gesetzt, ein gräuliches Gefängniß, welches schon damals der Nürnberger Justiz zur Schmach gereichte, jede Schuld leugnete, also auch nicht in der Lage war, Mitschuldige angeben zu können, so machte das den Herren Schöffen doch keine Kopfschmerzen; hatte man doch den Thäter, wie hätte ihnen da der mitschuldige Helfershelfer entgehen können!

Und bald hatte das wohlweise Schöffenamt diesen Mitschuldigen gefunden, in der Person des in Nürnberg ansässigen und verheirateten Flitterschlägers Beutner!

Und was lag gegen diesen vor?

Beutner hatte einige Tage vor dem geschehenen Diebstahl Schönleben im Sterbenkschen Hause bei dem Abladen einer Fuhre Holz geholfen, war bei dieser Gelegenheit die zum Comptoir führenden Stufen hinaufgestiegen und sollte dort, wie mehrere Zeugen ihm in das Gesicht behaupteten, einige Minuten in das Comptoir aufmerksam hineingeblickt haben, welch letzteren Umstand Beutner jedoch beharrlich in Abrede stellte. Aber selbst, wenn das wahr gewesen, was man ihm vorwarf, was war da weiter? Ich glaube, es ist nur zu natürlich, daß jemand, wenn er ein ihm bis dahin fremdes Haus betritt, neugierig umherblickt, denn Neugierde ist nun einmal allen Menschenkindern angeboren. Und könnte es da überraschen, wenn Beutner auch in das Comptoir hinein geblickt, namentlich wenn er in demselben vielleicht Geld zählen hörte, dessen Klang für jeden armen Teufel — und Beutner war ein solcher — eine besondere Anziehungskraft ausübt?

Dies war alles, was gegen Beutner, der, unbeschadet seiner notorischen Armuth, doch des besten Leumundes genoß, vorlag. Aber in den

Augen der weisen Schöffen war dies genug, um Beutner zu Schönlebens Komplicen zu stempeln.

Zwar leugnete jeder, Schönleben wie Beutner, jede Schuld und Schönleben erklärte ausdrücklich, daß er Beutner erst seit circa drei Wochen kenne, wo Beutner einmal zufällig seine (Schönlebens) Wirthschaft betreten; später habe er ihn einmal gebeten, ihm eine Fuhre Holz abladen und in das Haus tragen zu helfen, was Beutner auch bereitwillig gethan. Im übrigen aber bestände zwischen Beutner und ihm keinerlei Verbindung irgend welcher Art, und so wenig er selbst die Kasse gestohlen, so wenig sei Beutner sein Mitschuldiger.

Das war alles recht schön, aber es half leider dem armen Beutner sehr wenig. In den Augen der Schöffen war Schönleben nun einmal der Thäter und Beutner sein Mitschuldiger, der, unter dem Vorwande des Holztragens, nur deshalb in das Sterbenksche Haus gekommen war, um zum Zwecke des Diebstahls, die Hausgelegenheit aus zu spioniren. Daß es, angenommen, daß Schönleben wirklich der Thäter war, eines solchen Ausspürens der Hausgelegenheit, oder Baldoberans, wie es in der Gaunersprache heißt, nicht bedurft hätte, da Schönleben in seiner Eigenschaft als Ausläufer mit der Hausgelegenheit zur Genüge vertraut sein mußte, das fiel niemand ein.

Kurz, Beutner wurde gleichfalls in das Gefängniß geworfen.

Selbstverständlich fand man bei der Haussuchung in der Beutnerschen Wohnung weder die Kasse noch sonst etwas Verdächtiges.

Kurze Zeit nach Beutners Verhaftung machte der Bestohlene eine Angabe, die allerdings geeignet war, alle Aufmerksamkeit des Schöffenamtes zu erregen und sie natürlich auch fand.

Kaufmann Sterbenk erklärte nämlich, der Barbier Kirchmeier, ein unbescholtener und nicht unvermögender Mann, habe ihm, allerdings unter der Bedingung der Verschweigung seines Namens, mitgetheilt, daß er am Morgen des 30. Juni früh gegen acht Uhr in der Wohnung des Vergolders Mannert eine Kasse gesehen, die, der Beschreibung nach, die im Sterbenkschen Hause gestohlene sein müsse.

Barbier Kirchmeier wurde natürlich sofort aufs Amt citirt und derselbe bestätigte Sterbenks Angabe mit allen Einzelnheiten, indem er noch hinzufügte, daß, als er ein oder zwei Tage später zum Zwecke des Rasirens die Mannertsche Wohnung wieder betreten, er die Kassette nicht mehr bemerkt.

Barbier Kirchmeier erklärte, seiner Sache vollkommen sicher zu sein und erbot sich auch, seine Aussage zu beschwören.

Die peinliche Halsgerichtsordnung Karl V. erfordert nämlich nicht absolut, wie jetzt bei uns gebräuchlich, die vorherige Vereidigung des Zeugen, sondern begnügt sich mit dessen Versicherung an Eidesstatt; nur bei außerordentlich wichtigen Fällen und wenn, in Ermangelung eines Geständnisses, das schließliche Erkenntniß auf die Zeugenaussagen basirt werden mußte, erfolgte, und zwar unter Anwendung aller möglichen Feierlichkeit, die nachträgliche wirkliche Vereidigung der Zeugen.

Außerdem beschrieb Kirchmeier die Kasse, die er gesehen, mit allen Einzelnheiten so, wie sie wirklich gewesen, und dieser Umstand mußte natürlich die Glaubwürdigkeit Kirchmeiers, der ja, da er früher

nie im Sterbenkschen Hause und mithin auch nie in der Lage gewesen war, die gestohlene Kasse vorher zu sehen, sehr bedeutend erhöhen.

Für den Unbefangenen hatte Kirchmeiers genaue Beschreibung der Kassette freilich keinen besondern auf Erhöhung seiner Glaubwürdigkeit gerichteten Werth. Sterbenk hatte nämlich im Nürnberger Wochenblatt eine ausführliche Beschreibung der gestohlenen Geldkasse unter Angelobung einer Belohnung von 100 Gulden für deren Wiederherbeischaffung gegeben, und wenn Kirchmeiers erste Mittheilung an Sterbenk auch acht Tage vor Erlaß der erwähnten Annonce erfolgt war, welcher Umstand in Verbindung mit seiner eigenen günstigen Vermögenslage den Barbier natürlich gegen den Verdacht schützte, daß er, vielleicht zur Erlangung einer Geldbelohnung, eine Unwahrheit sage, so war doch die Annonce, als Kirchmeier die so detaillirte Beschreibung der Kassette gab, bereits erschienen, Kirchmeier hatte, wie alle Welt, dieselbe gelesen und die gedruckte Beschreibung des gestohlenen Gegenstandes war ganz dazu angethan, Kirchmeiers etwa mangelnden Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen.

Auf Grund von Kirchmeiers Aussage wurde Mannert nebst Frau und Kindern natürlich vorgeladen.

Johann Schweikart Mannert, Schutzverwandter in Nürnberg, seines Gewerbes Staffirmaler und Vergolder, war eine bis dahin völlig unbescholtener Persönlichkeit. Er befand sich zwar in keineswegs wohlhabenden Verhältnissen, doch ernährte er seine Familie — Frau nebst zwei Knaben von zehn und fünfzehn Jahren — ehrlich und anständig und niemand wußte ihm etwas Böses nachzusagen. Mannert wohnte, was gerade in den Augen der inquirirenden Schöffen besonders ins Gewicht fiel, mit Schönleben in einem Hause.

Mannert erklärte, nie eine Geldkasse oder eine ihr sonst ähnliche Truhe in seinem Hause gehabt, noch dieselbe vergoldet, oder bemalt zu haben, daher sei Kirchmeiers Angabe einfach eine Lüge. Schönleben kenne er in seiner Eigenschaft als Hausgenosse allerdings, wisse auch, daß derselbe als Ausläufer im Sterbenkschen Hause fungire, sei aber mit dessen sonstigen Verhältnissen keineswegs bekannt, da er mit demselben keinerlei Verkehr oder sonstige Verbindung unterhalte. Auch Mannerts Frau und die beiden Söhne erklärten einstimmig, nie eine eiserne Kasse, oder etwas dem Aehnliches im Hause gehabt zu haben. Der Barbier Kirchmeier jedoch blieb, mit Mannert und dessen Familie konfrontirt, bei seiner Aussage, daß er wirklich Mittwoch den 30. Juni morgens um circa acht Uhr, wie er, denselben zu rasiren, in Mannerts Wohnung gekommen, daselbst nahe am Ofen unter einem Tische „eine grün angestrichene Kasse, deren Deckel mit Blumen bemalt, das Schloß erhaben gearbeitet und mit vier durchbrochenen Eichenblättern figurirt gewesen, auf einem hölzernen, grün angestrichenen Fuße gestanden, damals und dann nicht mehr gesehen habe", wie er sich dessen ganz genau erinnere.

„Um sich eines Besseren zu besinnen", wurden Mannert und seine Frau in Haft genommen; den Mann traf das bedauernswerthe Los, die finsteren Räume des „Lochgefängnisses" beziehen zu müssen, während die Frau im „Weibereisenverhaft" mit liederlichen Dirnen aller Art zu verkehren gezwungen war; was aus den beiden plötzlich beider Eltern beraubten Knaben wurde, darum kümmerte sich die Justiz begreiflicher Weise nicht.

Bei der genauesten in Mannerts Wohnung angestellten Haussuchung wurde von der Geldtruhe auch nicht die leiseste Spur gefunden, nur entdeckte man an einem Brette eines halbverfallenen heimlichen Gemaches Spuren, aus welchen auf eine kurz vorher stattgefundene gewaltsame Abtrennung des Brettes und dessen spätere Wiederbefestigung durch eine ungeschickte Hand geschlossen werden konnte. Das geheime Gemach stieß in dem Hause, in welchem Mannert und Schönleben wohnten, auf einen schmalen Durchgang, der eben die Räumlichkeiten beider Genannten von einander trennte. Nach der Ansicht der wohlweisen Schöffen war es nun klar, daß die Kasse aus Schönlebens Wohnung durch Ausbrechen eines Brettes zuerst in den Durchgang gebracht und dann an Stricken in die Höhe gezogen und durch ein Fenster, welches von Mannerts Wohnung auf den Durchgang führte, in Mannerts Behausung gebracht worden sei.

Dies war natürlich klar, sonnenklar und konnte gar nicht anders sein, und wenn ein oder der andere Schöffe sich vielleicht doch gefragt haben sollte, ob Schönlebens und Beutners Verhaftung auf so wage, oder vielmehr gar keine Indicien hin gerechtfertigt, oder nicht vielmehr, gelinde ausgedrückt, ein kolossaler Mißgriff gewesen, so konnte jetzt, nachdem Mannert durch das beschworene Zeugniß eines ehrsamen Bürgers — Kirchmeier hatte nämlich auf seine Aussage hin wirklich den Eid geleistet — überführt worden war, die gestohlene Kassette in seiner Wohnung gehabt zu haben, jetzt, wo außerdem der Weg entdeckt worden war, auf welchem die gestohlene Kassette aus Schönlebens Wohnung in die Mannerts gebracht worden war, von Zweifel natürlich nicht mehr die Rede sein: die Herren Schöffen konnten sich dem beruhigenden Bewußtsein überlassen, auch in dieser verwickelten Angelegenheit den richtigen Weg gewandelt zu sein. Man hatte den Thäter des Verbrechens und seine Mitschuldigen entdeckt und sämmtlich inhaftirt; was konnte man mehr verlangen?

Nur eines war bei der ganzen Sache noch unangenehm. Sämmtliche vier Inhaftirten betheuerten nämlich fortwährend ihre Unschuld und waren zu keinem Geständniß zu bewegen; aber die Karolina fordert zur vollen Anwendung des Strafmaßes das Selbstgeständniß des Angeklagten und statuirt zur Erlangung desselben auch die Tortur.

Das war ein Glück: man konnte also ruhig sein, es gab Mittel, den gräulichen Starrsinn der Angeklagten zu brechen, ihnen den Mund zu öffnen und das nothwendige Geständniß zu erlangen.

Und die heilige Justiz ging nicht gerade milde um mit den armen Angeklagten; abgesehen davon, daß ein Aufenthalt „im Loch" oder im „Männer- oder Weibereisenverhaft" an und für sich jedenfalls eine Qual war, die den eingebildeten Qualen der Hölle oder des Fegefeuers nicht viel nachstand.

Heben wir, um den Leser nicht mit wahrhaft grauenhaften Details zu ermüden, nur eine Stelle aus einem einzigen Protokoll hervor:

„Das artikulirte Verhör gegen Mannert begann, da derselbe fortwährend leugnete und hierdurch das richterliche Ansehen beleidigte, mit einigen tüchtigen Schlägen mit dem Ochsenziemer!"

Vortrefflich! Wenn ein Angeklagter nicht gesteht, was man ihm

schuld giebt, eben weil er es nicht gethan und darum auch nichts zu gestehen hat, so ist dies eine Beleidigung des richterlichen Ansehens!

Da Hiebe mit dem Ochsenziemer die beabsichtigte Wirkung, dem Inkulpaten das Gedächtniß zu schärfen, nicht hatten, indem derselbe auf alle im voraus festgestellten Fragen antwortete, dabei alle ihm vorgehaltenen Indicien zu entkräften wußte, ohne von den ihm gemachten Anschuldigungen auch nur das Geringste einzuräumen, im Gegentheil stets seine vollkommene Schuldlosigkeit betheuerte, so schloß man endlich das Verhör und gab Mannert vierundzwanzig Stunden „zum weiteren Nachdenken und Besinnen" und zog ihn nach Ablauf dieser Galgenfrist, aufs neue zum Verhör.

„Wie nun — sagt das Protokoll — der Vergolder anfangs in aller Güte und mit den nachdrücklichsten Vorstellungen zu einem aufrichtigen Geständniß ermahnet worden. Da alles dieses aber nicht verfangen, bei der ersten ihm vorgelegten und hauptsächlichsten Frage zu wiederholten Malen und nachdem ihm von Zeit zu Zeit Raum, sich zu erholen und zu besinnen, gegönnt worden, mit einer beträchtlichen Anzahl tüchtiger Ochsenziemerschläge belegt und ob er sich schon dabei äußerst empfindlich gezeigt, so war er doch zu keinem bejahenden Geständniß geneigt gewesen, vielmehr hat er sich fortwährend auf seine Unschuld bezogen und behauptet, daß ihm nie eine Kasse zu Gesicht gekommen, und flehentlichst gebeten, sowohl seines sonstigen jederzeit ehrlichen Betragens als aller bei diesem Diebstahl wegen vorkommenden Umstände möglichste Erkundigung einzuziehen, wo sich gewiß noch seine Unschuld zu Tage legen werde."

Was sagt der Leser zu diesem wörtlichen Auszuge aus einem Aktenstücke des berühmten achtzehnten, des mit Stolz so genannten philosophischen Jahrhunderts?

Da nun einmal alle vier Inhaftirte kein Geständniß ablegten, so waren die Herren Schöffen zwar nicht mit ihrem Latein, wohl aber mit ihrer Weisheit zu Ende und schickten darum die Akten an den damals berühmten Rechtskonsulenten von Schmidt, mit der Anfrage, was weiter zu thun sei? Schmidt schlug vor, die Inhaftirten dem Zuspruche und der Einwirkung der Geistlichen zu überlassen, „da Beispiele vorhanden sind, daß die verruchtesten Bösewichter, welche die schrecklichsten Martern mit unbegreiflicher Standhaftigkeit, ohne zu bekennen, ausgestanden haben, doch endlich durch die Beredsamkeit ihres Beichtigers zum Geständniß gebracht worden sind."

Auch dieser Rath wurde befolgt, obgleich er im Grunde eine Bankerotterklärung der richterlichen Autorität in sich schloß. Die Diakonen Schöner und Fuchs, Beichtväter der Mannertschen Familie, erhielten den Auftrag „durch zweckgemäßen geistlichen Zuspruch zu versuchen, ob eins der Mannertschen Familienmitglieder nicht zu einem freimüthigen Geständnisse zu bringen sein möchte."

Doch auch dieser Versuch schlug fehl: die geistliche Beredsamkeit scheiterte so gut an dem unerhörten Starrsinn der Inhaftirten, wie der gelehrte Scharfsinn des Richters und die auf seinen Befehl applizirten Hiebe mit dem Ochsenziemer.

In ihrem an die Untersuchungsbehörde erstatteten Berichte stimmten beide Geistliche überein, daß sowohl die Söhne der Mannertschen

Eheleute, als diese selbst, fortwährend dabei geblieben wären, sie wüßten nichts von einer Kasse, die bei ihnen gestanden haben solle; Kirchmeier habe falsch geschworen und Gott werde ihre Unschuld wohl noch an den Tag bringen.

Diakonus Schöner sagt: „Und als die Mannertsche Ehefrau durch mich an das Gericht Gottes, was sie im Jenseits erwarte und dem sie nimmer entrinnen könne, wenn es ihr selbst gelänge, dem Arme des weltlichen Gerichtes zu entgehen, erinnert wurde, als ich ihr in den erschütterndsten Farben die Schrecken ewiger Verdammniß, die unbestechliche Gerechtigkeit Gottes, die furchtbare Gewalt seines höchsten Gerichtes schilderte, da unterbrach sie mich mit dem Ausrufe: „Auf dieses Gericht berufe ich mich!"

Als Schöner sie auf die traurigen Folgen aufmerksam machte, falls ihr freimüthiges Geständniß länger ausbliebe, indem dann nicht nur die Haft fortdauern müsse, sondern man auch neben den bereits bekannten Zwangsmitteln noch härtere anwenden würde, so daß sie immer elendere Leute würden, so antwortete Frau Mannert: „Und wenn ich auch todtgeschlagen werde, was ists da weiter? Ich mag ohnedies nichts mehr von der Welt wissen und verlange nicht mehr in sie zurück!"

Nachdem auch die Geistlichkeit nichts ausgerichtet, scheint sich der inquirirenden Schöffen eine gewisse Erbitterung gegen die Gefangenen bemächtigt zu haben. Eine solche hartnäckige Verstocktheit, gegen welche weder der Richter, noch Gefängnißhaft und Hiebe mit dem Ochsenziemer, noch selbst geistlicher Zuspruch etwas vermocht, war ihnen doch noch nicht vorgekommen!

Das Publikum — denn, wie gesagt, die Sache hatte Aufsehen erregt — im großen und ganzen theilte diese Auffassung der Schöffen; der Pöbel rottete sich zusammen und kühlte sein Müthchen zwar nicht an den Inhaftirten, die ja die Kerkermauern gegen seine Wuth schützten, sondern an ihren Effekten; wären die Inhaftirten in den Händen des Pöbels gewesen, so würden sie vielleicht einer Lynchjustiz anheim gefallen sein, so begnügte sich der Pöbel damit, in Schönlebens Wohnung alle Fensterscheiben einzuwerfen, wobei Schönlebens jüngstes Kind im Arm der Mutter unglücklicherweise von einem Steinwurfe getroffen und getödtet wurde.

Aus diesem einzigen aktenmäßig festgestellten Faktum mag man einen Schluß machen auf die damalige Stimmung der Bevölkerung gegen die unglücklichen Inhaftirten und zugleich erkennen, daß das alte Sprüchwort: vox populi, vox dei, „des Volkes Stimme ist die Stimme Gottes", doch nicht immer richtig ist.

Schönlebens Kind sollte nicht das einzige Opfer dieses unglücklichen Prozesses bleiben. Um ja nichts unversucht zu lassen, um um jeden Preis ein Geständniß zu erpressen, beschloß man auch Mannerts unglückliche Ehefrau einer körperlichen Züchtigung zu unterwerfen, oder, für den Fall, daß sie dieselbe nicht erleiden könne, sie einer einsamen Einsperrung bei Wasser und Brot in der finstersten Keuche des Lochgefängnisses zu unterwerfen!

Um nun zu wissen, ob Frau Mannert eine körperliche Züchtigung ertragen könne, beauftragte man einen Chirurgen, sie daraufhin körper-

lich zu untersuchen, und der weise Mann erklärte zu den Akten, daß Inquisitin wohl einige Ruthenstreiche zu erleiden vermöge.

Ehe aber die beabsichtigte Züchtigung auf Grund des Gutachtens des weisen Medikasters wirklich vollstreckt werden konnte, befreite der Tod die Unglückliche von ihren Leiden. Der furchtbare Aufenthalt im „Weibereisenverhaft" hatte die Gesundheit der Frau Mannert dermaßen zerrüttet, daß sich das Miserere — das Kothbrechen — bei ihr ausbildete, die entsetzlichste Krankheit, welche den Menschen befallen kann.

Wir wollen alle sentimentalen Betrachtungen, zu denen dieser Todesfall später Veranlassung gab, bei Seite lassen, sie können in einem Aufsatze, der sich meist auf ein dürres Referat aus den Akten, die freilich für jeden Vernünftigen laut genug sprechen, beschränkt, nicht füglich eine Stelle finden. Wir erwähnen nur der Versicherung des Diakonus Schöner, der bei dem Sterben der Unglücklichen zugegen war, daß er die drei letzten Besuche, die er der Sterbenden abgestattet, „billig unter die bedenklichsten, schwersten und empfindlichsten seiner damaligen fünfzehnjährigen Amtsdauer rechne."

Als Schöner mit „ebenso liebreichen als ernstlichen Reden" wegen eines Geständnisses in sie drang, wieß sie seine Worte „mit ganz unerklärbarer Standhaftigkeit" zurück und sagte nur: „Wir sind so unschuldig als Gott; es kommt noch an den Tag, Sie werden es sehen."

Als Schöner anfing, sie auf den immer näher kommenden Tod vorzubereiten, sagte sie: „Gott war bei mir und rief mir zu: Fürchte Dich nicht, ich bin bei Dir! Ich gehe freudig zu ihm und gerade in den Himmel!"

Bald darauf starb sie.

Ueberhaupt hatte das Schöffenamt Unglück mit seinen Gefangenen, von denen nun einmal, trotz aller angewandten Mühe, kein Geständniß zu erlangen war. Ebensowenig vermochte man die Kassette wieder herbeizuschaffen, obgleich man zu ihrer Auffindung sogar den Brunnen in dem von Schönleben und Mannert bewohnten Hause ausgeschöpft. Auch von den freilich sehr wagen und durchaus ungenügenden Indicien, auf Grund deren man die Untersuchung begonnen und vier Menschen verhaftet hatte, schwand den Herren Inquirenten eines nach dem andern dahin. Beutner hatte sein Alibi zu beweisen gesucht und angegeben, daß er in der Nacht vom 29. bis 30. Juni mit einigen Bekannten, die er namhaft machte, gezecht und von diesen Bekannten erst nach zwei Uhr nach Hause geführt worden sei, also um die Zeit, wo der Diebstahl wahrscheinlich verübt worden, unmöglich bei dem Sterbenkschen Hause gewesen sein könne. Aber dieser Alibibeweis mißglückte, indem die angeführten Zeugen erklärt hatten, daß sie zwar mit Beutner gezecht, aber schon um elf Uhr mit ihm nach Hause gegangen seien. Der Inquirent nahm daraufhin an, daß, wenn Beutner auch bis um elf Uhr im Wirthshause gewesen, doch nichts ihn gehindert habe, sich nach elf Uhr vor dem Sterbenkschen Hause einzufinden und an dem Diebstahl theil zu nehmen, dessen man ihn beschuldigte.

Jetzt auf einmal meldete sich nun ein Ahlenschmidt, bei welchem einer von den Leuten, durch deren Zeugniß Beutner sein Alibi zu beweisen gesucht, in Arbeit stand, und erklärte, sein Geselle habe ihm anvertraut, daß er damals in der Beutnerschen Alibisache wirklich falsch

Zeugniß abgelegt, indem die Gesellschaft, bei welcher Beutner gewesen, wirklich nicht bloß bis um elf, sondern bis um zwei Uhr im Wirthshause zusammengeblieben, worauf sie Beutner noch nach Hause begleitet. Er, der Geselle nämlich, habe, statt die Wahrheit zu sagen, elf Uhr angegeben, um nicht wegen Uebertretung der Polizeistunde in Strafe zu verfallen. Der Geselle wurde citirt und gab nun die Wahrheit der oben gemachten Angabe in allen Stücken zu, ebenso die anderen nun gleichfalls citirten Personen, welche in jener Nacht in der erwähnten Gesellschaft anwesend gewesen.

Auf diese Weise ward Beutners Alibi und mithin seine Schuldlosigkeit so gut wie erwiesen. Da die Gefangenen im Männereisenverhaft nicht die Möglichkeit genossen, sich mit Außenstehenden in Verbindung zu setzen, so würde die Annahme, Beutner habe auf die Alibizeugen einzuwirken gewußt, noch nachträglich zu seinen Gunsten ein falsches Zeugniß abzulegen, geradezu absurd gewesen sein. Die Angabe der nunmehrigen Alibizeugen war keinen Falles zu bezweifeln.

Außerdem erklärten jetzt vernommene Sachverständige, daß es ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit liege, eine Kassette, wie die gestohlene, in der angenommenen Weise aus der Schönlebenschen Wohnung in die des Mannert zu bringen, und diese Angabe unterstützten sie mit durchschlagenden technischen Gründen. Außerdem erklärten sie, daß sie gehört hätten, daß nicht Schönleben, sondern der frühere Inhaber von dessen Wohnung, ein Pferdewärter, das bewußte Brett im geheimen Gemach einst losgelöst und später wieder befestigt habe.

Der Pferdewärter wurde gerufen und derselbe bestätigte diese Angabe vollkommen. In Folge der Erklärung des Pferdewärters mußte man gegen die drei noch lebenden Angeklagten ein Indicium fallen lassen, dem die Inquirenten bisher soviel Bedeutung beigelegt.

In Bezug auf die gestohlene Kasse wurde endlich auch der seit Jahren für Sterbenk arbeitende Schlossermeister Hölzel vernommen. Hölzel, der die fragliche Kasse, was man bisher noch nicht wußte, vor drei Jahren in Reparatur gehabt, erklärte, die Kasse habe, natürlich leer, ungefähr ein Gewicht von 120 Pfund gehabt, und beschrieb sie genau. Außerdem erklärte er, daß der Barbier Kirchmeier, der, nach dem Beispiele vieler seiner Zunftgenossen, die Gewohnheit gehabt zu haben scheint, bei seiner Kundschaft, um sich bei dieser interessant zu machen, die umlaufenden Stadtneuigkeiten zu kolportiren, ihn im Laufe des 30. Juni zuerst mit dem im Sterbenkschen Hause geschehenen Kassendiebstahl bekannt gemacht habe, worauf er (Hölzel) Kirchmeier die in Rede stehende Kasse genau beschrieben. Nachdem Kirchmeier diese Beschreibung aufmerksam mit angehört, habe derselbe kopfschüttelnd und nachdenklich gemeint, daß er diese Kasse irgendwo, er wisse nur nicht recht wo, habe stehen sehen. Erst zehn Tage später habe Kirchmeier ihm mitgetheilt, daß er die betreffende Kasse in der Wohnung des Vergolders Mannert gesehen habe, worauf er (Hölzel) Kirchmeier selbst aufgefordert habe, doch von seiner Entdeckung Sterbenk Mittheilung zu machen, was Kirchmeier auch gethan.

Nun wußte man wenigstens, wo Kirchmeier seine Bekanntschaft mit der gestohlenen Kasse, deren genaue Beschreibung seiner Aussage so viel Gewicht und Glaubwürdigkeit verliehen, her hatte!

Kirchmeier wurde citirt und erkannte die Aussage Hölzels in allen Punkten als richtig an, ohne jedoch darum von der von ihm beschworenen Aussage irgend etwas zurückzunehmen, vielmehr hielt er dieselbe in ihrem ganzen Umfange ausdrücklich aufrecht.

Allein was blieb nach allen diesen Vorgängen von der aus ohnedies sehr schwachen Indicien gegen drei Personen, die vierte war ja im Gefängniß gestorben, errichteten Anklage noch übrig?

Wenig oder nichts, umsoweniger, als bei keinem der Angeklagten, trotz der genauesten Nachsuchungen, auch nur eine Spur der gestohlenen Kasse gefunden worden war.

Gleichwohl sollten und mußten die Angeklagten schuldig sein! Kirchmeier hatte beschworen, daß er die gestohlene Kasse bei Mannert gesehen und Kirchmeier war ein wohlhabender und ehrenwerther Mann, der auch keineswegs mit der Mannertschen Familie, von der er selbst gesagt, daß er dieselbe bisher nur als „treue und redliche Menschen" gekannt, in Feindschaft lebte, weshalb auch seine feierlich beschworene Aussage umsoweniger in Zweifel zu ziehen war. Wenn aber Mannert die gestohlene Kasse, selbst wenn er sie nicht selbst gestohlen, im Hause gehabt, so mußte er doch wenigstens wissen, durch wen er dieselbe erhalten und wo die Kasse hingekommen! Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, beantragte der Referent gegen die hartnäckigen und auf andere Weise nicht zum Geständnisse zu bringenden Angeklagten die Tortur!

Wir haben bereits erwähnt, daß die Karolina die Tortur anerkannte, und wenn dieselbe auch in Preußen schon fünfzig Jahre früher definitiv aufgehoben worden war, so bestand dieselbe in der freien Reichsstadt Nürnberg, zu deren ewiger Schmach, doch noch zu Recht und Nürnberg besaß sogar eine sehr große mit Recht zwar nicht berühmt, wohl aber berüchtigt gewordene Folterkammer, die mit allen Marterapparaten — wir erinnern nur an die berüchtigte eiserne Jungfrau — überreich versehen war.

Ehe noch das Schöffenamt sich über den Antrag des Referenten, die Angeschuldigten der Tortur zu unterwerfen, schlüssig machen konnte, traten Vorfälle ein, die die Nichtschuld der Angeklagten, die sonst neben dem, was sie bereits gelitten, auch den Qualen der Folter schwerlich entgangen sein würden, in das hellste Licht setzten.

In der Schlosserherberge zu Nürnberg war es ziemlich lebhaft hergegangen. Der „Berliner", der wegen seiner Mundfertigkeit sich bei seinen Mitgesellen eines gewissen Ansehens erfreute, hatte dem bei dem Schlossermeister Gösser arbeitenden Gesellen Blösel vorgeworfen, daß derselbe mit seinem Meister die Sterbenksche Kasse gestohlen; daher käme das viele Geld, welches Blösel und sein Meister jetzt besäßen, mit dem dick zu thun beide indessen durchaus nicht nöthig hätten. Ob dieser Beschuldigung war es zu ziemlich lebhaftem Wortgefechte gekommen, ohne daß jedoch die Fäuste dabei in Bewegung gesetzt worden wären.

Diese Vorgänge erzählte der Schlossergeselle Wagner seiner Liebsten, die bei dem Schöffen von Harsdorff in Diensten stand, und diese theilte die Sache ihrem Herrn mit.

Die Erzählung seiner Magd erschütterte den Schöffen von Hars-

dorff nicht wenig. Derselbe war ein, zwar ganz am Buchstaben des Gesetzes festhaltender Stockjurist, aber er war zugleich ein ehrenwerther Mann. Er wußte besser als jeder andere, wie erfolglos die Bemühungen der Justiz und der Polizei zur Ausfindigmachung der Urheber des Kassendiebstahles bis jetzt gewesen: hatte man deswegen zwar vier Personen inhaftirt, so war es doch, trotz aller angewandten Mühe noch nicht gelungen, von den Verhafteten ein Geständniß, geschweige denn die gestohlene Kassette wieder herbeizuschaffen. Mochte es von Harsdorff auch nicht wenig wurmen, daß der vom Gericht eingeschlagene und nicht nur von ihm, sondern von ganz Nürnberg für richtig gehaltene Weg ein falscher sein sollte, so wußte er doch, daß seine Pflicht ihm gebot, jede sich ihm etwa darbietende Spur eines Verbrechens bis zur endlichen Entlarvung des wahren Thäters zu verfolgen.

Harsdorff ließ also den Schlossergesellen Wagner kommen und zwar, um zunächst jedes etwaige Aufsehen zu vermeiden, nicht auf das Amt, sondern in seine Privatwohnung und befragte ihn über die bereits erwähnten Vorgänge auf der Herberge. Wagner erzählte: „Am Sonntag vor acht Tagen (am 17. Oktober) habe ihm der Gewerbsladengeselle Georg Meier auf der Herberge mitgetheilt, daß, kurz vorher ehe er (Wagner) selbst auf der Herberge erschienen sei, der bei dem Meister Berger in Arbeit gestandene Geselle, gewöhnlich nur „der Berliner" genannt, über den Meister Gösser und dessen auf der Herberge anwesenden Gesellen Blösel sehr geschimpft und letzterem vorgehalten habe, daß die Leute ihn stark wegen des im Sterbenkschen Hause verübten Diebstahles im Verdacht hätten. Blösel habe die Schmähungen, Schimpfworte und Vorwürfe des Berliners geduldig und schweigend hingenommen und habe dabei so stumm dagesessen, als wenn er überhaupt gar nicht reden könne. Er (Wagner) und alle Gesellen des Handwerkes seien aber der Meinung, daß, wenn Blösel sich wirklich rein fühle, er sich die Vorwürfe und Beleidigungen des Berliners nicht hätte so gutwillig sollen gefallen lassen.

Ferner berichtete Wagner, daß der vom Berliner gegen Gösser und dessen Gesellen ausgesprochene Verdacht sich hauptsächlich darauf gründe, daß beide sich silberne Uhren angeschafft, sich von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet hätten und sich überhaupt in viel günstigeren Verhältnissen zu befinden schienen, als früher, wo alle Gesellen Blösel in sehr dürftigen Umständen gekannt, so dürftig, daß er sogar immer nur im Schalk (Jacke) auf die Herberge gekommen.

Ferner gab Wagner an, daß am folgenden Montag (18. Oktober) Meister Gösser auf die Herberge gekommen sei, um sich und seinen Gesellen gegen die ihnen vom Berliner gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen und dabei erklärt, daß er das Geld, womit er seinen früher an ihm nicht bemerkten Aufwand bestreite, von seinen Eltern aus Sachsen erhalten habe. Die Uhr, die Blösel seit längerer Zeit getragen habe, habe man übrigens seit dem erwähnten Vorfalle mit dem Berliner bei ihm nicht wieder gesehen.

Eine Taschenuhr war freilich damals ein größerer Schatz als heute, den man, anders als jetzt, wo eine Uhr sich so ziemlich in jedermanns Händen befindet, nur bei bemittelteren Leuten sah, die dann auch gewiß nicht unterließen, dieselbe in die Tasche zu stecken, um damit zu prunken,

eitle Narren, die etwas Besonderes vorstellen wollten, trugen deren damals sogar zwei.

Harsdorff befahl Wagner vorläufig Schweigen an, that, oder veranlaßte aber sofort die ihm in dieser Angelegenheit nöthig scheinenden Schritte.

Zunächst wurde Schönleben noch einmal vernommen, und bei diesem Verhör, wie ein derzeitiger Berichterstatter sich ausdrückt, wurden noch einmal alle Mittel verschwendet, um Gewissen und Verstand des Inquisiten zu betäuben und von ihm das zu erlangen, was auch die Richter nunmehr vor ihren eigenen Gewissen und vor dem Urtheile der Welt gerettet hätte — nämlich ein Geständniß. Aber Schönleben gestand nichts, und nun erst legte man ihm, gleichsam wie beiläufig, die Frage vor, ob er vielleicht auf die Schlossermeister Verdacht habe, die für seinen Prinzipal gearbeitet hätten?

Diese Bemerkung beantwortete Schönleben mit der hastigen Gegenfrage: „Auf welchen? Und warum?" Dann aber schien ihm (Schönleben) plötzlich ein Licht aufzugehen und er erzählte, daß auch der Schlossermeister Gösser mehrfach im Hause seines Prinzipals gearbeitet habe, und daß es diesem, der ihn kurz vor seiner (Schönlebens) Verhaftung einmal gefragt, ob bei Sterbenk nicht vielleicht bald eine neue Kasse anzufertigen sei? sehr schlecht gehe; derselbe habe von seinem Herrn einst für drei Gulden Fensterbeschläge gekauft und diese nicht einmal bezahlen können.

Da diese Aeußerung Schönlebens ebenso wie die mittlerweile eingezogene polizeiliche Erkundigung den durch Wagners Mittheilung gegen Gösser einmal geweckten Verdacht nur erhöhen konnte, so schritt man sofort zur Verhaftung Gössers, seines Weibes und Blösels, seines Gesellen, und dieselben legten auch, im Gegensatz zu den bisherigen Angeklagten, bei denen ein Geständniß selbst durch Zwangsmittel nicht zu erreichen gewesen, sofort ein freies und offenes Bekenntniß ab.

Christian Gottlieb Gösser, 33 Jahre alt und aus Dresden, wo sein Vater Schuhmachermeister und Schutzbürger gewesen, gebürtig, hatte sich 1789 als Bürger und Schlossermeister in Nürnberg niedergelassen, die Tochter der Raabschen Eheleute geheiratet und mit derselben zwei Kinder erzeugt. Ihm, als Ausländer, war es aber nur erst nach vielen ihm sehr schwer gefallenen Geldopfern gelungen, das Bürger- und Meisterrecht in der freien Reichsstadt zu erlangen, weshalb er seinen selbstständigen Gewerbebetrieb mit drückenden Schulden begann. Dies war vielleicht auch der Grund, warum Gösser, trotz alles Fleißes, nicht recht auf die Beine kam; zu dem Geschäftsbetriebe gehört eben Kapital. Gössers Haus war mit Hypotheken überlastet, im Haushalte fehlte oft das Nothwendigste und der Geselle Magnus Melchior Blösel, ein Nürnberger Kind, Sohn eines damals noch lebenden Zimmergesellen, hatte schon seit Wochen keinen Lohn erhalten. Nun hätte Gösser wiederholt im Sterbenkschen Hause gearbeitet, dessen Herr, wie Gösser selbst gestand, ihm schon viel zu verdienen gegeben, und hätte dort die Kasse mit Geld, vielem Gelde gefüllt gesehen und gedacht, wenn nur die Hälfte, nur der dritte Theil davon, sein wäre, so wäre ihm geholfen! Dieser letztere Gedanke sei ihm in seiner Noth wieder und immer wieder gekommen, bis er endlich in der Nacht auf den 29. bis 30. Juni aufgestan-

den und, mit Dietrich, Sperrhaken und Nachschlüssel versehen, zum Sterbenkschen Hause hingegangen und, zu seinem eigenen Erstaunen, die Hausthür nur eingeklinkt und weder verschlossen, noch verriegelt gefunden habe. Er habe die Thür leise geöffnet, in dem vom Comptoir auf die Hausflur führenden Fenster eine Scheibe eingedrückt und dann die Comptoirthür geöffnet. Im Comptoir habe er die Kasse gefunden, er sei aber nicht stark genug gewesen, dieselbe fortzutragen, auch sei es ihm in der tiefen ihn umgebenden Finsterniß nicht gelungen, die Kasse aufzusprengen, wie er versuchte. Da sei ihm sein Geselle eingefallen: er sei rasch nach Hause gelaufen, habe denselben aus dem Schlafe aufgerüttelt und ihm gesagt, daß er Zeit seines Lebens glücklich sein würde, wenn er aufstehen und mit ihm aus dem Sterbenkschen Hause die Kasse holen wolle, daraufhin sei Blösel aufgestanden und mit ihm gegangen.

Wenn eine so rasche Verführung auch zu den Seltenheiten gehört, so ist sie doch nicht ohne Beispiel, und außerdem scheint Blösel, erstens nicht gerade der geschickteste Arbeiter und zweitens ein etwas beschränkter Mensch gewesen zu sein, der der Meinung gewesen ist, daß, wie Gösser ihm bei der Arbeit zu befehlen hatte, er demselben auch in anderen Dingen zu gehorchen habe; wenigstens erfahren wir aus den Akten nichts von den etwaigen Einwendungen, die Blösel seinem Meister auf dessen so überraschenden nächtlichen Vorschlag gemacht.

Gösser berichtet weiter: Als er mit seinem Gesellen zum zweiten Male in das Sterbenksche Haus gekommen, hätten sie noch alles so ruhig und still gefunden, als zuvor. Darauf hätten sie die Kasse genommen und dieselbe unbemerkt in Gössers nahe gelegenes Haus getragen, dort die Kasse geöffnet und den Inhalt getheilt. Betreffs der Theilung bemerkte Blösel, daß sein Meister ihn bei derselben jedenfalls stark übervortheilt habe. Die Kasse, erklärte Gösser, hätte er fast ein Vierteljahr hindurch in einem Loche unter der Esse der Werkstatt verborgen gehalten, dann endlich zerschlagen und die Stücke in die Pegnitz geworfen.

Von dem bei der bewußten Theilung erhaltenen Gelde habe er einige dringende Schulden bezahlt und einige Gegenstände, die er, obgleich ihm dieselben nothwendig und unentbehrlich gewesen, dennoch aus Noth versetzt habe, wieder eingelöst. Ueberhaupt hatte er zu seiner Vertheidigung keinen anderen Milderungsgrund anzuführen, als seine große Noth.

Vor seiner Arretirung hatte Gösser versucht, sich mit einem Rasirmesser die Kehle durchzuschneiden, später, im Gefängniß, sich die Adern zu öffnen, beide Selbstmordversuche waren jedoch durch die Aufmerksamkeit seiner Wächter vereitelt worden. Als Grund dieser Selbstmordversuche gab er die „Beklemmung seines Herzens" an, ohne Zweifel ein Produkt seines noch nicht ganz erstorbenen Ehrgefühls.

Befragt, erklärte Gösser, seine That allein beschlossen und nur mit Hilfe seines Gesellen ausgeführt zu haben, ohne sich vorher mit sonst jemand besprochen, oder ihn zu Rathe gezogen zu haben: Schönleben, Beutner und Mannert seien vollständig unschuldig.

Das Erkenntniß ließ nicht lange auf sich warten. Am 8. April 1791 wurde dekretirt:

1. Der Inquisit Christian Gottlieb Gösser ist wegen gewaltsamen

großen Diebstahls eine halbe Stunde an den Pranger zu stellen, hierauf in das Zuchthaus auf das empfindlichste mit Ruthen zu streichen und daselbst ad tempus indeterminatum wohl verwahrlich aufzubehalten.

2. Dessen diebischer Mitgehilfe Magnus Melchior Blösel ist zugleich mit dem Gösser in das Zuchthaus zu bringen, daselbst mit dem gewöhnlichen Willkomm und zwar: außer demselben in conspectu omnium zu belegen.

3. Des Gössers Eheweib, namens Kunigunde Gösserin ist, nach geleisteter Urphed auch bezahlter Inquisitions- und Atzungskosten (soviel selbige sie betroffen) ihres Arrests zu entlassen.

Gründe gab dieses in Fassung eines „Rathserlasses" an die Inquirenten abgegebene Erkenntniß nicht an; eine einfache Registratur zeigt den Vollzug der Straffentenz zu den Akten an. Daraus ersehen wir, daß schon am 9. April, also nur vierundzwanzig Stunden nach Erlaß des Spruches, Gössers Ausstellung am Pranger und seine Aushauung mit Ruthen bis in das Zuchthaus hinein bereits geschehen. Blösel litt mit seinem Meister zugleich die ihm zuerkannte Strafe, und zwei Tage später wurde auch Gössers Ehefrau aus dem Gefängniß entlassen. Die Eltern dieser letzteren zahlten nachmals an Sterbenk, der die 208 Gulden 55 Kreuzer, die man bei Gösser und Blösel noch vorgefunden, bereits erhalten hatte, noch 600 Gulden als Entschädigungsaversum, ohne daß wir jedoch sagen können, auf Grund welches Privatabkommens diese Zahlung beruhte.

Nach ihrer Freilassung reichte Frau Gösser gegen ihren zu immerwährender Zuchthausstrafe verurtheilten Mann eine Scheidungklage ein, und da Gösser gegen dieselbe durchaus nichts einzuwenden hatte, so wurde die Scheidung vollzogen.

Gösser und Blösel führten sich übrigens im Zuchthause so gut, daß sie nach einigen Jahren „auf ihr inständiges Bitten" unter der Bedingung, sich nie wieder auf dem Gebiete der freien Reichsstadt blicken zu lassen, aus dem Zuchthause entlassen wurden. Gösser ging nach Rußland, von ihm und Blösel hat man in Nürnberg niemals wieder etwas gehört.

Doch nun dürfte es Zeit sein, sich wiederum nach den übrigen in unserer leider wahren Geschichte sei es handelnd, sei es leidend auftretenden Persönlichkeiten umzusehen, nach Schönleben, Beutner und Mannert, so wie nach dem Barbier Kirchmeier, dem Hauptanstifter des geschehenen entsetzlichen Unheils.

Die vollkommene Unschuld der drei Erstgenannten war durch das Geständniß Gössers längst sonnenklar festgestellt, und noch immer schmachteten die Unglücklichen in den entsetzlichen Räumen des Loches und des Männereisenverhaftes. Es scheint fast, als hätten die Herren Richter absichtlich gezögert, die unschuldig Eingekerkerten in Freiheit zu setzen, enthielt doch deren Freilassung ein wenigstens indirektes Eingeständniß ihres entsetzlichen Irrthumes. Endlich jedoch versetzte man die Gefangenen in mildere Räume, gestattete auch, daß ihnen ihre Bekannten Lebensmittel und sonstige Erquickungen zukommen ließen, ohne daß man sie jedoch davon unterrichtete, daß und durch welche Umstände ihre

Schuldlosigkeit glänzend an den Tag gebracht worden sei. Endlich machte man sie auch damit bekannt und setzte sie gleichzeitig in Freiheit, ohne ihnen jedoch eine förmliche richterliche Anerkennung ihrer Schuldlosigkeit und damit zugleich die Möglichkeit zur Wiederherstellung ihrer gefährdeten bürgerlichen Ehre zu theil werden zu lassen; eine solche Anerkennung erhielten die Unglücklichen erst in Form eines „Rathserlasses" am 8. April 1791 gelegentlich der Verurtheilung Gössers und Blösels.

Der einzelne mag verderbt sein, so viel, wie er will, mag sich immerhin von niederen Leidenschaften, oder verächtlichen Motiven leiten lassen; die Masse, das Volk in seiner Gesammtheit, wird, wenn nicht absichtlich und künstlich irregeführt, nur von edlen Motiven inspirirt, wenn dieselben auch das Volk nicht immer zu vernünftigem Handeln leiten; selbst als die Volksmasse sich zusammenrottete und Schönlebens Fenster mit Steinen einwarf, wobei Schönlebens Kind das Leben verlor, war das Motiv ein edles: es war die sittliche Verurtheilung des unerhört frechen Leugnens, welches man damals den Angeklagten zum Vorwurf machte.

Welche Motive das Volk bewegen, zeigte sich namentlich nach der Haftentlassung der drei unschuldig Angeklagten. „Man suchte ihnen", sagt ein damaliger Berichterstatter, „auf alle nur mögliche Art vergessen zu machen, wie sehr man sie hatte fühlen lassen, daß sie verstockte und unverschämte Lügner" seien; sie, namentlich Mannert, der freilich von ihnen am meisten gelitten, empfingen von verschiedenen Seiten Geld- oder auch Warengeschenke und überall, auch da, wo sie dieselben schwerlich erwartet hatten, Beweise von Wohlwollen und Theilnahme. So z. B., erließ der Rath Mannert eine nicht unbedeutende Summe Schutzbürgergeld und eröffnete Schönleben und Beutner Aussicht auf eine ihrem Stande und Kenntnissen angemessene Anstellung im Staatsdienste.

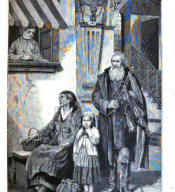
Am 4. November 1790 wurde Kirchmeier verhaftet, der offenbar einen falschen Eid geschworen, denn da sonnenklar erwiesen war, daß Gösser die Kasse gestohlen, dieselbe direkt aus dem Sterbenkschen in sein Haus gebracht, dieselbe dann zerschlagen und die Bruchstücke in die Pegnitz geworfen, von wo aus man dieselben später herausgefischt, so konnte Kirchmeier dieselbe nicht in der Mannertschen Wohnung gesehen haben.

Nachdem man ihm Gössers und dessen Frau, sowie Blösels Geständnisse vorgelesen, stellte man an Kirchmeier die Frage: „Ob er sich noch immer getraue, das was er beschworen, zu behaupten?"

Daraufhin erklärte Kirchmeier nach den Akten: „Daß er noch immer mit einem unverletzten Gewissen behaupten könne, daß er an jenem Morgen im Beisein der Mannert und deren jüngsten Sohnes unter dem Rasiren des Mannert eine dunkelgrün angestrichene Kassentruhe, deren Deckel mit einer weiß- und rothschattirten Tulipan am Rande der Kasse, sowie einer anderen blauen, eine Aster vorstellenden Blume bemalt, das Schlüsselschild mit vier Laubblättern figurirt und die Form einer verkehrt stehenden Tulipan habend, die Blätter aber Weintraubenblättern gleichend, auf einem hölzernen, dunkelgrün angestrichenen Fuße welcher eine gelbe Einfassung gehabt, neben dem Ofen an der Thüre vor einem gelbangestrichenen Hängetischlein gesehen und erstbeschriebener-

Digitized by Google

Digitized by Google



Glück für's Vaterland.
Nach dem Originalgemälde von H. Kretschmer.

maßen genau wahrgenommen habe. Unerklärlich sei es ihm und könne er sich nicht vorstellen, daß ihn Gott so habe sollen sinken lassen, da er niemals an seinen Verstandeskräften einen Mangel verspürt, daß er bei dieser Gelegenheit durch seine Sinne getäuscht und betrogen worden sei."

Das Nürnberger Gericht schlug dieser Aussage gegenüber einen für unser modernes Rechtsbewußtsein freilich unbegreiflichen Mittelweg ein, indem der „Rathsverlaß vom 9. Februar" Kirchmeier wegen des „ihm überbürdeten" Verbrechens des Meineides von der Instanz lossprach, aber denselben zur Zahlung der Sitz-, Atzungs- und Inquisitionskosten verurtheilte.

Kirchmeier war also frei; aber er hatte keine Ursache, sich der erlangten Freiheit sonderlich zu freuen. Dieselbe Volkswuth, welche einst die drei unschuldigen Inquisiten verfolgt, wandte sich jetzt gegen den Barbier, dessen falsche Aussage vier Personen in das Gefängniß geführt und einer derselben den Tod gegeben. In Nürnberg war Kirchmeiers Bleiben nicht länger. Niemand wollte mit dem leichtsinnigen, oder gewissenlosen Manne etwas zu thun haben, überall zeigte man ihm Verachtung, stieß man ihn und die Seinigen zurück, und seine Praxis war zerstört. Zwar legte Kirchmeier, gewissermaßen als Schadenersatz, 300 Gulden für die Kinder Mannerts nieder; allein wenn er gedacht hatte, die Volksstimme durch dieses Opfer zu beschwichtigen, so hatte er sich getäuscht: es blieb ihm nichts weiter übrig, als Haus und Gewerbe zu verkaufen und mit seiner Familie nach Kulmbach, seinem Geburtsorte, überzusiedeln.

Mannert hatte also 300 Gulden bekommen; aber war dies eine Entschädigung für die lange Gefängnißhaft, für die Prügel, die er erduldet, für sein Weib, welches dem Gefängniß erlegen? Aus den Akten ist ersichtlich, daß Kirchmeier bei einer seiner Vernehmungen zu Protokoll gegeben, daß, als er einst zu Mannert gekommen, dieser ihm erzählt habe, daß man eben Schönlebens Frau unter großem Zulaufe des Volkes, auf das Schöffenamt geführt habe, wobei Mannert gefragt habe: „Aber was thut man denn den Leuten zu gute, falls sie unschuldig sind?" Diese sehr einfache und sehr natürliche Frage betrachtete man damals als ein Mannert schwer belastendes Indicium; aber auch wir thun die Frage: „Welche Entschädigung erhält der durch die Justiz ungerecht Verurtheilte, oder der oft Monate, oft Jahre lang in Untersuchung Schmachtende, wenn seine Unschuld endlich offenbar wird?

Das alte sächsische Recht kannte wenigstens in der „Sachsenbuße" eine Entschädigung, auf welche zwar nicht der unschuldig in Untersuchungshaft Gehaltene, doch aber der unschuldig Verurtheilte ein Recht hatte. Aber die Sachsenbuße ist aufgehoben, und welche Entschädigung erhält der unschuldig Verurtheilte, dem lange Haft vielleicht die Gesundheit ruinirt, dem die Verurtheilung vielleicht die bürgerliche Existenz geraubt, ihn der Armuth preisgegeben oder auf immer von seinen Angehörigen trennt, während jahrelanger Gram ihm das Herz zerfressen, heute in unserer unendlich fortgeschrittenen Zeit? Keine, wenn nicht der Staat diese himmelschreiende Ungerechtigkeit endlich durch ein Entschädigungsgesetz sühnt.

Eine Theaterbekanntschaft.

Nach dem Leben erzählt von **Franz Hirsch.**

Wir hatten eben mit gefüllten Champagnergläsern angestoßen Worauf? Auf unsere Zukunft, unsere Freundschaft, unser Glück. Aurel. mein Freund, war aufgestanden, seine feine, weiße Hand hielt das Glas mit dem perlenden Schaumwein in der Rechten und seine glänzenden dunklen Augen schauten mir tief in die erregte Seele. Wir hatten viel gesprochen, über unsere fröhliche, poetische Vergangenheit, wie wir zusammen studirt, gereist, das Leben genossen, die Kunst verehrt und dann durch verschiedene Berufszweige getrennt worden waren. Nun, da in dem engen, traulichen Gemach des Hotelrestaurants die Stille der Nacht uns umfing, der Wein und die alten, lieben Erinnerungen unsere Herzen weit gemacht hatten, löste sich die ganze vieljährige Zeit, in der wir uns nicht gesehen, in einen flüchtigen Gedankenstrich unserer gemeinsam verlebten Periode auf, und wir waren wieder ganz die alten jungen Herzen aus der Maienzeit unserer Freundschaft.

„Du hast einen Toast vergessen!" rief ich dem Freunde zu. „Alles haben wir leben lassen, was uns damals, als der Horizont unseres Seins unbewölkt war, belebte und begeisterte, eins aber vergaßen wir: die Liebe. Weihen wir ihr ein volles schäumendes Glas!"

Sein Blick verdüsterte sich. Er setzte das schon erhobene Glas nieder und stützte trübe den ausdrucksvollen Kopf in die Hand. „Nicht doch", sagte er mit dumpfer Stimme. „Wir waren so schön in die elysischen Gefilde der glücklichen Vergangenheit auf blumenbekränztem Erinnerungsboot gesteuert, nun aber zeigst Du mir den Acheron und seine bleichen gespenstischen Schatten."

„Hattest Du etwa, ein unglücklicher Orpheus, eine geliebte Eurydice zu beweinen?"

Er suchte das Gespräch mit Gewalt in ein anderes Gleis zu lenken. „Wie gefiel Dir das heutige Stück?" fragte er mit einem zerstreuten Susdruck seiner Züge, während er gedankenlos aus der nebenstehenden chale Zucker in sein Glas schüttete.

ha „Das Drama, das wir eben mit angesehen, und dessen schablonenmfte Charaktere, dessen phrasenreiche Diktion und schülerhafte Oekonomik, ist ein Dutzendstück, das einmal mit gespreiztem Kothurn die Bretter betritt, um sie nie wiederzusehen. Am besten gefiel mir noch die Rolle der Heldin. Ein Weib, das aus seinem zigeunerhaften Dunkel durch die Liebe eines anständigen feinfühlenden Mannes in eine Sphäre gehoben wird, in der sie sich nachher fremd erscheint und aus Erkenntniß darüber sich selbst mordet, um ihrem Gatten die Freiheit wiederzugeben,

ist immerhin ein behandelnswerther Stoff. Nur hätte dieser Stoff gut und gern etwas mehr Mark im Inhalt und Politur in der Form vertragen. Die Rubaldi spielte die Partie übrigens abscheulich manierirt. Ich hatte sie mit ihrem durch sie gequälten Gatten schon nach dem ersten Akte satt."

„Das Stück giebt doch zu denken", erwiederte Aurel. „Die Heldin ist zu schwarz und ihr Mann zu weiß geschildert. Er hat sie vielleicht gar nicht verstanden. Sie sind wie Sphinxe, diese Weiber. Räthsel, die nur der begünstigte Sterbliche löst, dem bei seiner Geburt Pallas und Aphrodite gleich hold gelächelt haben."

„Möglich. Sieh diesen herrlichen perlenden Sohn der sonnigen Champagne. Wie er, so sind alle Weiber. Die schlechten Weine und Weiber machen uns hinterher Kopfschmerzen, wenn wir zu tief in ihr bewegliches kräuselndes Wesen geblickt haben, und die guten wiegen uns in einen glücklichen Rausch der Sinne, machen unser Blut schneller wallen, um dann — von uns vergessen zu werden, bis zur neuen Flasche, um deren beseligenden Inhalt wir lächelnden Mundes werben."

„Du bist ein Trinker oder ein Egoist. Die Treulosen sind nicht immer wir; die Frauen, wenn sie das eherne Thor der Konvenienz aufgeschlossen haben und keine Schranke mehr kennen, sind treuloser, veränderungssüchtiger als wir."

„Pereant die Weiber! Und Du solltest Dir doch am wenigsten graue Haare wachsen lassen über Evas Töchter, Du, der Du vieler schwachen Schönen Herz erobert hast und der Trophäen so viele zählst, daß unser eitler erster Theaterheld mit seiner Unwiderstehlichkeit, der heute so ohrzerreißend brüllte, aus Neid vor Dir roth werden könnte, wenn er nicht zum Uebermaß geschminkt wäre. Glaubst Du, ich hätte Dich heute nicht beobachtet, wie Du mit der rechten Prosceniumsloge liebäugeltest? Wie Du die verzehrenden Blicke der drei Grazien, die dort in glänzender Schönheit thronten, mit huldvollem, siegesbewußtem Lächeln entgegennahmst, ja Dich einmal kokett abwendetest, als die sengenden Augen der blühendsten Schönheit unter den Dreien sich fragend, wie ein süßes Räthsel in die Deinen bohrten?"

Aurel erbleichte, und seine Finger, die plötzlich etwas unruhig wurden, malten in dem verschütteten Wein Buchstaben, die er dann schnell wieder auslöschte. „Du sahst das?" sagte er dann verwirrt zu mir aufblickend.

„Ja wohl, und noch mehr. Als das weinerliche Drama zu Ende war und wir das Foyer an den Logen entlang schritten, trat die interessanteste der Grazien gerade aus der Garderobe; die beiden anderen folgten wenige Schritte hinterher. Da streifte sie Dich, offenbar absichtlich ganz nahe, sie beugte das liebliche Köpfchen vor und warf Dir einen Blick zu, siehst Du, ich möchte ihn einbalsamiren lassen, diesen Blick, so fragend, wehmüthig und doch vertraut klang der Ton dieser Mollaugen. Das wird ein Roman oder — es war einer."

Der Freund blickte auf und mir voll ins Auge. „Es ist schwül hier", sagte er dann mit gepreßter Stimme. Dann schritt er zum Fenster, öffnete es und ließ die frische Luft der Herbstnacht hereinströmen, die er mit vollen, lauten Athemzügen einsog.

Ich schwieg und wartete auf das, was er sagen würde. Denn

daß ich einen wunden Punkt seiner Vergangenheit berührt hatte, war mir jetzt klar.

Er kam an den Tisch zurück. „Gieb mir zu trinken", sagte er. „Voll, überschäumend, ich mag nicht nippen. Dies Glas der Erinnerung an den lebendigsten Pulsschlag unseres Wesens!"

Schnell stürzte er das Glas hinunter. Dann strich er flüchtig das lockige Haar von den Schläfen und sagte mit dem weichen, vollen Ton seiner Stimme:

„Ich will es Dir erzählen."

So hörte ich denn gespannt zu und er erzählte:

„Ich war ein nicht mehr zu junger Student. Es war kurz vor der Promotion, und derweil Ihr andern entweder auf der Kneipe saßet oder Euch zum Baccalaureat vorbereitetet, kam es über mich wie ein Schauer vor dem nahenden Philisterium. In unserer mittelgroßen Universitätsstadt mit echt bürgerlichen Allüren wäre es nun sehr schwer gewesen, sich wie der brave Gondremark im „Pariser Leben" in den Strudel zu stürzen. Das einzige, was unsere alma urbs bot, war ein sehr mittelmäßiges Theater. Andere bacchantische Genüsse waren sehr unzweideutiger Natur und ekelten mich an. So ging ich denn mit einer wahren Raserei, etwa mit der Lebenslustraserei eines kurz vor der Hochzeit mit einem ungeliebten Manne stehenden Mädchens, allabendlich ins Theater. Aufs Verlieben in eine der theatralischen zweifelhaften Schönheiten ging ich nicht aus, obwohl ich damals, wie Du weißt, bei den Weibern mehr Glück hatte, als ich verdiente. Ich wollte eben nur Zerstreuung, Ablenkung von den langweiligsten Philistergedanken, und so kam es, daß ich, um nur nicht allzusehr dem Studirteufel zu verfallen, selbst die fadesten Stücke in ihren Wiederholungen mit ansah. Natürlich wurde ich bald der Theaterhabitué der Stadt, den die darstellenden Künstler, für die ich klatschende Hände und volle Weinflaschen immer in Bereitschaft hatte, gleich innig in ihr weites Herz schlossen. Die Primadonna liebäugelte mit mir, ohne daß ich es zu bemerken schien; der erste Liebhaber warf mir vertrauliche, fast innige Blicke auf meinen Platz hinüber, wo ich sie häufig unbeachtet liegen ließ. Mich rührte das alles nicht, bis mich die Nemesis meiner unsinnigen fischblütigen Theaterleidenschaft ereilte.

Bei der Truppe war ein blutjunges halbwüchsiges Ding, das mit Vorliebe in Pagenrollen an die Lampen geschickt wurde. Ganz ohne Grund, wie die garnisonirenden Kavallerieoffiziere behaupteten, denn das arme Ding war noch in der Zeit vor der vollen Blüte, sehr knospenhaft, von einer Kornelius'schen Magerkeit und hatte von den Wundern der Watte gar keine Ahnung. Ich hatte sie zuerst nicht beachtet, bis ich in der Vorstellung der „Jungfrau von Orleans" wieder denselben gleichgiltig trotzigen Ausdruck auf den Zügen des Mädchens sah, die den Edelknecht an König Karls Hof darstellte. Ich hatte diesen Tag gerade einen Kranz bei mir, den ich der Darstellerin der Jungfrau zuwerfen wollte, mit der ich ein kleines kokettes Scharmützel hatte, das meiner Eitelkeit schmeichelte. Der erste Akt sollte bald zu Ende gehen, und mein Kranz sollte den ziemlich robusten weiblichen Kürassier schon nach seiner ersten oratorischen Kraftleistung zu neuen Heldenthaten begeistern. Da passirt vor Thoresschluß dem gewöhnlichen Pagen etwas

Ungewöhnliches. Er soll den englischen Herold melden. Ehe aber das Mädchen die Worte über die Lippen bringt:

„Ein Herold kommt vom engelländ'schen Feldherrn!"

stolpert sie über die nachlässig gesenkte Hellebarde eines Statisten und fällt auf den Boden. Gelächter überall, nur ich — denke Dir, bin boshaft genug, den für Johanna bestimmten Kranz dem verunglückten Pagen zuzuwerfen. Neues Gelächter, das arme Kind stammelt hochverlegen ihre Meldung und geht dann schnell ab, nachdem sie dem Publikum einen herausfordernden, verächtlichen Blick zugeworfen, der die blassen, gleichgiltigen Züge in eine mir ganz neue Mienenscenerie gesetzt hatte. Ich fing an unruhig zu werden. Unrecht mochte ich nie ertragen, und so that mir mein kindischer Streich schnell leid. Ich faßte einen Entschluß. Im Krönungszuge des vierten Aktes hatte das Mädchen voraussichtlich noch in der Statisterie mitzuwirken, dann aber zog sie sich um und ging nach Hause. Wenn ich sie also nach der Krönungsscene an der Thür des Schauspielereinganges abpaßte, konnte ich sie um Verzeihung bitten und diese Verzeihung durch irgend ein gutgemünztes Geschenk noch süßer für sie machen. Anderes dachte und wollte ich wirklich nicht.

Gedacht, gethan. Zur bestimmten Zeit stand ich an der Thür, von neugierigen Blicken der Theaterbediensteten begafft, die gar zu gern gewußt hätten, für welche Schöne des Bretterreiches das freigebige Herz des Harrenden im Mantel schlug. Ich schritt ungeduldig auf und ab und kam mir wie ein verzückter Schulknabe vor, der jede Theaterliebhaberin für eine Göttin hält, deren Privatanblick er mit vielen Stunden Karzer nicht zu theuer zu erkaufen wähnt. Endlich kam sie. Schnellen Schrittes eilte sie die kleine Treppe hinunter, die von den Garderoben nach der Ausgangsthür führte, wechselte einen flüchtigen Gruß mit dem Portier und wollte eben auf die Straße hinaustreten, als ich sie aufhielt.

Ich weiß nicht mehr, was ich sagte, irgend etwas Konventionelles, wahrscheinlich in sehr herablassendem Ton, wie man sich als Doktorand einer elenden Schauspielerin zehnter Rollen gegenüber ja meist als hocherhaben vorkommt. Sie sah mich erst mit großen dunklen Augen durchbohrend an, gar nicht kindlich, eher trotzig, widerwillig, und das helle Gaslicht verbarg mir auch nicht den gleichgiltigen Zug um den Mund. Sie hätte die vermeintliche Beleidigung gar nicht bemerkt, sagte sie mit einer eigenthümlich verschleiert und doch voll klingenden Stimme. Solche Unfälle, wie sie ihr heute passirt, kämen beim Theater sehr oft vor und hätten gar nichts auf sich. Einen Verweis vom Regisseur, ein Achselzucken vom Inspizienten und eine maliziöse Bemerkung von der Darstellerin der Jungfrau, der dadurch der Eindruck der letzten Scene verdorben sei, das sei alles. Ich solle mich nur beruhigen, ich hätte sie durchaus nicht beleidigt.

Die Klarheit und Resignation, die sich in dieser Antwort aussprach, frappirte mich. Ich wagte nun gar nicht mehr mit dem klingenden Schmerzensgeld vorzukommen und brachte ziemlich schüchtern die Frage heraus, ob ich sie begleiten dürfte, um eine Bekanntschaft zu begründen, die mich immerhin interessire. Auch das noch sagte ich mit ziemlich

herablassendem Ton mit der Miene eines jugendlichen Protektors, die genau so albern ist, wie die Freundschaft zwischen einem jungen Manne und einer jungen Frau. Sie sah mich groß an und wies mich recht scharf ab. Sie dankte mir, aber sie sei gewohnt allein zu gehen, außer mit der alten Anne, die ihr ihren Garderobekorb zuweilen nachtrüge. So sagte sie mir Adieu und ich stand da, wie ein dummer Junge, bekanntlich das Gräßlichste, was einem bemoosten Haupt passiren kann.

Sie ging schnell von dannen mit leichtem, elastischen Schritt, ein wenig vorn übergebeugt, wie sich im Wachsthum begriffene schlanke Mädchengestalten zu halten pflegen. Schneller aber war noch mein zweiter Entschluß. In wenigen Sekunden war ich wieder an ihrer Seite und redete sie an, diesmal sanft, bittend, bescheiden. Sie drehte sich zu mir und lachte. Ich sah, daß sie sehr weiße dichte Zähne hatte und daß das Lachen ihrem Gesicht einen mir ganz neuen eigenthümlichen Reiz gab.

„Wenn Sie mich begleiten wollen, ich habe nichts dagegen, mein Herr. Die Straße hat Raum für uns beide. Aber dann müssen Sie mir zur Strafe mein Garderobebündel tragen."

Die Geschichte von der Omphale in neuer Auflage! Denke Dir, wenn die Kommilitonen mich neben einer jungen Schauspielerin mit einem großen Bündel gehen gesehen hätten! Aber merkwürdigerweise dachte ich in dem Augenblick gar nicht daran. Ich sah nicht auf die Straßenpassanten, ich sah dem Mädchen in das zartgeschnittene Gesicht und bewunderte die Grazie ihres Wuchses, der in harmonischer Entwickelung begriffen schien, ohne freilich Fülle zu besitzen. Was wir sprachen, ich wüßte es nicht mehr zu sagen. Dummes, gleichgiltiges Zeug ich — sie von Zeit zu Zeit ein ruhig besonnenes Wort dazwischen werfend. Sie hatte gar nichts Affektirtes, Theatralisches in ihrem Wesen, daß sie mir an jenem Abend ganz ohne jedwedes Talent däuchte. Vor ihrer Thür — sie wohnte in einer anständigen, aber etwas abgelegenen Straße nicht weit vom Flusse — sagte sie mir Lebewohl, dankte mir für die Begleitung, und ehe ich ein Wiedersehen mit ihr verabreden konnte, war sie im Hause verschwunden.

Das war nun ein ganz gewöhnliches Abenteuer, wirst Du sagen, wie man es mit jedem gutmüthigen Bürgermädchen erleben kann. Aber die Sache kam mir damals nichts weniger als gewöhnlich vor. Ich weiß, daß ich die Nacht darauf schlecht geschlafen, daß ich von einem Pagen geträumt habe, der mich verspottete und mir einen Kranz aufsetzte, der auf meinem Kopfe zu Stroh wurde, und daß ich, als ich aufwachte, gründlich — verliebt war, so gut das mit der Würde eines angehenden Doktors der Rechtsgelehrtheit vereinbar schien.

Die Sache ging dann ihren üblichen Gang. Ich glaube schon, Fausts seliger Urahn zu Methusalems Zeiten wird es mit seinem Gretchen zur Sündflutszeit ähnlich gemacht haben. Wir trafen uns zuerst am dritten Ort; erst abends ein Stündchen um Dunkelwerden, wenn sie nichts im Theater zu thun hatte, dann in Restaurationsgärten und zuletzt durfte ich sie in ihrer Wohnung besuchen.

Das war viel und gab zu denken, aber nicht in dem Sinne, wie Dein cynisches Hirn jetzt spöttische Blasen treiben mag. Sie war naiv,

unschuldig und vom Theater her die unnützen konventionellen Mätzchen nicht gewohnt. Um das Gerede der Leute kümmerte sie sich gar nicht, obwohl sie ein Stadtkind war. Sie war eines Handwerkers Tochter, früh Waise geworden und hatte dann für ihren Unterhalt selbst sorgen müssen. Man sagte ihr, sie hätte schöne Augen, eine gute Stimme und viel Geduld, so könnte sie's auf den Brettern vielleicht zu etwas bringen. Der Balletmeister nahm sie in die Schule und sie blieb ein halb Jahr lang Ratte. Da aber erklärte der Gestrenge plötzlich nach einer Probe, wo sie über die Weite ihres Tricots anderer Ansicht gewesen war, als die zudringliche Hand des Balletdirigenten, sie habe gar kein Talent zur edlen Tanzkunst. So fing sie denn beim Schauspiel von neuem an und war nun etwa ein Jahr dabei, ohne vorwärts zu kommen, als ich sie kennen lernte.

Sie hieß Eva, ohne ihrer Namensurheberin an Begehrlichkeit ähnlich zu sein. Es war rührend, wie bescheiden und anspruchslos sie war. Nicht das kleinste Geschenk nahm sie von mir an, und als ich ihr einmal ein kleines Korallenkollier mitbrachte, warf sie es mir vor die Füße So arm sie war, hatte sie doch den Stolz der Unabhängigkeit in hohem Grade. Meine Eroberungen erstreckten sich nur auf ihre Hände, die sie mir willig überließ, auf denen sie aber — sie waren klein und von weicher Fülle, keinen Kuß duldete. Nur sprechen hörte sie mich gern, und wenn ich ihre mondweichen glänzenden Augen so recht beseligt an meinem Munde hängen sah, konnte ich es verstohlen wagen, meine Hand um ihre Taille zu legen, bis sie sie sanft wegschob.

Du wirst fragen, was mir diese prosaische Armidengeschichte sollte und warum ich mich durch diesen Süßholzwald nicht zur Lichtung ernster Thätigkeit aufgerafft und die spröde Schöne verlassen habe. Warum? Weil ich sie glühend liebte, weil sie unter meinen Augen sichtlich schöner und reifer wurde, und weil meine Leitung es war, die sie — lache nicht — echter hinreißender Kunst in die Arme führte.

Ich hatte nämlich bald nicht nur ein beachtenswerthes rhetorisches Talent, sondern, was in der Schauspielkunst noch mehr werth ist, warmes Gefühl und inniges Verständniß für dichterische Schönheiten und theatralische Wirkungen in ihr entdeckt. So weckte ich denn in ihr den schlummernden Löwen des künstlerischen Ehrgeizes. Ich ging, unterstützt von alter Vorliebe und leidlicher Kenntniß der theatralischen Elemente, stufenweise vor, lehrte sie die Gesetze der Sprache, der Metrik, bis ich so weit war, mit ihr die subtilsten Auffassungen dramatischer Frauengestalten durchzugehen. So lasen wir endlich Shakespeare, ich mit dem Eifer eines aufrichtigen Lehrers, sie mit der begeisterten Aufmerksamkeit einer Gläubigen, die den Worten des Priesters zuhört. Ihr schauspielerisches Genie — Du siehst, ich greife schon etwas vor — äußerte sich gerade darin, daß sie, wie alle guten Schauspieler, Shakespeares theatralische Aufgaben lieber löste als die Schillers.

So kam denn nach einem Sommer des Vergnügens der Winter unseres Mißvergnügens. Eines Tages eile ich die vier Treppen zu ihrer Wohnung trällernd hinauf, da begegnet mir schon auf der ersten Treppe ihre alte Aufwärterin. Die Alte hatte die Augen voller Thränen. „Was ist Euch?" frage ich. „Sprecht, was ist mit Fräulein Eva?" Da sieht mich die Frau starr an und fängt zu schluchzen an. Nur mit Mühe ver-

mag ich die niederschlagende Kunde aus ihr herauszubringen. Meine Schülerin war diesen Morgen abgereist, wohin, wußte die Alte nicht. Es sei alles bezahlt und berichtigt, aber gern hätte sie dem Fräulein noch umsonst aufgewartet, wenn sie, die Gute, nur hier geblieben wäre. Ob sie nicht einen Brief für mich hinterlassen habe, fragte ich. Die Alte besann sich, dann schüttelte sie den Kopf. Das Fräulein habe wohl ein paar Mal gestern Abend geschrieben, die Briefe hätte sie aber dann zerknittert und ins Feuer geworfen. Es sei nichts oben geblieben, als die gemietheten Möbel.

Lange, lange verschmerzte ich den Schlag nicht. Daß sie ohne Abschied von mir gegangen, war mir tief schmerzlich. Dennoch vernarbte endlich die Wunde und es mochten wohl so zwei Jahre ins Land gegangen sein — ich bereitete mich eben zum Assessorexamen vor — als ich durch die Straßen von K. schlenderte und mein Auge auf einen Theaterzettel von „Romeo und Julie" fiel. Die heutige Vorstellung sollte durch den Namen eines Gastes ausgezeichnet werden, der am theatralischen Himmel seit kurzem als glänzender Stern aufgegangen war. Die Künstlerin sollte die Julie spielen.

Ich war diesen Abend recht in Theaterlaune, löste mir an der gedrückt vollen Kasse ein Billet und ließ mich mit dem Gedränge ins Theater schieben. Die Ballscene bei Kapulet beginnt. Julia tritt auf. Nicht Julie — nein Eva. Das Herz stand mir still, wie vor einem ungeheuren Schmerz und einer ungeheuren Freude. Ich bedurfte erst minutenlanger Sammlung, ehe ich auf die Bühne blicken und Julie bewundern konnte. Sie war es, schön wie eine Tizianische Venetianerin, und edel, hinreißend in ihrer Kunst. Ich schweige von der bezaubernden Macht, mit der sie in der Balkonscene bestrickte, von dem Ton der nun frei und doch geschult klingenden Stimme, von der Anmuth der Bewegung, kurz von allen den glänzenden Eigenschaften, die das Publikum enthusiasmirten. Nun sah ich erst, auf welch guten Boden meine früheren Shakespearewinke gefallen waren.

Daß ich damals nur diesen schulmeisterlichen Gedanken hegte, wirst Du wohl hoffentlich mir nicht zumuthen. Mein Kopf schwirrte, mein Herz pochte, das Blut drohte mir die Schläfen zu zersprengen. Vor Schluß der Vorstellung eilte ich hinaus in die kühle Spätsommernacht. Als ich in die Garderobe komme und meinen Ueberrock nehmen will, kommt der Schließer auf mich zu, nennt meinen Namen, ob ich der gesuchte Herr wäre, und übergiebt mir ein kleines, mit einer Oblate verklebtes Billet. Eine Damenhand, die mit Bleifeder schnell geschrieben, kleine feste Züge — Züge, die ich kennen mußte. Ich erbreche und lese. „Ich erwarte Sie im Hotel zum Kronprinzen, heute Abend nach der Vorstellung. Eva."

Ich war damals noch nicht so alt, lieber Junge, und viel unvernünftiger. Die Selbstbeherrschung und Euer herrliches Kantisches kategorisches Pflichtgefühl, auf das Ihr Euch so viel einbildet, ist ein schönes Ding, während mein Spinoza doch das jämmerliche Phantom, das Ihr freien Willen nennt, unter die Lupe gelegt und gefunden hat, daß es nicht existire; daß es eine Blutwallung, ein Händedruck elend zu Schanden macht, setze ich hinzu. Nun, mir war damals eine Minute kategorisch zu Muth, aber der gebieterische Imperativ löste sich bald in

einen lüsternen Optativ auf und ich beschloß — nein ich brannte danach zu gehen. Ich weiß, ich handelte damals nicht wie ein Mann, sondern wie ein neugieriges Weib, aber ich mußte sie sehen, die mir ein Stück meines Lebens gewesen und — das fühlte ich — noch war.

Im Hotel führte man mich in ihre Zimmer, die im ersten Stock lagen, die komfortabelsten, deren weiche Teppiche den Schritt dämpften und den Hotelcharakter in ein häusliches gemüthliches Licht rückten, wie das Kamin, in dem trotz des Septembertages ein lustiges Feuer prasselte und an dem sie stand."

Er hielt einen Augenblick inne und beschattete die Augen mit der Hand. Ich schwieg und goß aus Verlegenheit ein ganzes Glas Rothwein in den Champagner.

„Du hast Recht", sagte er dann, „Champagner sind sie alle, die Weiber zumal, die vom Theater, die ihren augenblicklichen Gemüthswallungen, ihren Kunstlaunen noch viel mehr unterworfen sind, als die anderen, die Philisterinnen. Ich halte es mit dem soliden Bordeaux, statt mit dem einschmeichelnden Gebräu aus der Champagne. Die Garonne ist tiefer als die seichte Marne."

„Erzähle", sagte ich. „Ich bin begierig zu hören."

„Es ist bald erzählt, was jetzt kam. Sie hatte eine Laune, die Laune mich interessant zu finden und sonst noch etwas. Wie sie da vor mir stand, ihre weißen Arme um mich breitete, mit den glutvollen Augen mir in die meinen starrte und langsam meine Seele zu trinken begann, während ihre üppigen Flechten wie tückische Schlangen um den Nacken spielten, da war ich nahe daran zu versinken im Strom des Augenblicks. „Aurel", sagte sie, „damals mußte ich Dich verlassen, weil ich Dir viel, vielleicht alles in meiner Kunst, was lernbar ist, verdankte und Dir nichts bieten konnte, als ein unbedeutendes Herz und ein ebenso unbedeutendes Aeußere. Das litt mein Stolz nicht und ich nahm mir vor, etwas zu werden und dann erst Dir unter die Augen zu treten, Dir, den ich nie vergessen. Nun habe ich erreicht, was ich wollte. Aufgeschwungen habe ich mich zur Höhe der Tagesgrößen, man feiert mich als Künstlerin und man schmeichelt mir als Weib. Ich weiß, daß ich nicht mehr unscheinbar bin, wie damals, ich weiß das recht gut und gestehe Dir es ein, denn schauspielern mag ich nicht vor Dir. Dich aber halte ich jetzt in den Armen und ich möchte mir das Glück nicht trüben lassen, Dich jetzt mein nennen zu können, Dich, den ich mir erworben habe, wie Du einst um mich geworben hast."

Ich weiß nicht, welche Regung des Stolzes oder Eigensinnes, wie Du willst, plötzlich über mich kam, als ich hörte, sie betrachte mich als ihr Eigenthum, das ihr niemand zu entreißen vermöge. Ich riß mich los, mit krampfhafter Gewalt und wandte den Blick von ihr. Der ganze Unwille des Tages, als sie mich verlassen, kam über mich und ich ging festen Schritts der Thür zu. Sie hielt mich auf, sie fiel mir zu Füßen und umklammerte meine Kniee. „Bleibe, Aurel", rief sie, „bleibe! In dieser Stunde siehst Du mich so schwach, so Dir ganz ergeben, ein Lamm, wenn Du willst, wie nie mehr. Gieb Deinem beleidigten Stolz nicht Raum, vergieb mir und laß Dich küssen, heiß, wie es ein liebend Weib vermag."

Sie lag vor mir, aufgelöst in bestrickendem Stolz und um die lan-

gen dunkeln Wimpern schimmerten die Thränen. Der Dämon des Eigensinns aber hielt mich gefaßt. „Komödie", sagte ich und faßte die Klinke, indem ich sie nicht gerade unsanft wegschob. „Die Shakespearestudien sind vorüber, mein Fräulein, und ich habe nie zum Akteur getaugt. Damals hätten Sie einen begeisterten Liebenden in mir gefunden; heute kann ich nur das hohe Schauspielgenie der Künstlerin bewundern."

Ein Schrei, dann erhob sie sich und ein wehmüthiger Blick traf meine Augen. „Verkannt", sagte sie dumpf, „das ist ja das Los unseres Standes. Wo wir erkünstelte Gefühle zeigen, glaubt man uns und wo wir echte zu haben wagen, werden wir ausgelacht."

Eine Empfindung kam über mich, wie die der Nachgiebigkeit. Es drängte eine Stimme in mir, auf sie zuzugehen, ihr zu Füßen zu stürzen, an ihrem herrlichen Nacken zu ruhen in der Beseligung heißer Liebe. Aber das war nur einen Augenblick. Ich murmelte ein Lebewohl und schritt der Thür zu."

Aurel schwieg. „Und Du hast sie nicht wiedergesehen?" fragte ich.

Er sah mich lange groß an. Dann lachte er laut auf. „O Du Unschuld", sagte er, „gewiß. Heute Abend im Theater. Die Stolzeste, Schönste der Grazien in der Loge, Donna Diana mit ihren Genossinnen, das war sie."

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen.

„Wie es scheint, zürnt sie Dir nicht mehr? Sie schien sogar ein wenig mit Dir zu kokettiren."

„Ein wenig? Wohl möglich."

„Wer ist sie denn jetzt und wer sind die beiden lieblichen Gesichter neben ihr?"

„Man sieht, daß Du hier fremd bist. Die beiden Gesichter sind ihre nicht viel jüngeren Stieftöchter und sie selbst — was giebts, Jean?"

Der Kellner trat ein und überreichte ein stark parfümirtes Billet.

„Der Diener war noch heute Abend nach dem Theater hier", sagte der geschniegelte Ganymed.

Aurel überreichte mir mit ironischem Lächeln die Karte.

„Hier hast Du die Antwort auf Deine Fragen", sagte er. „Die duftige Einladung ist von Eva."

Verwundert las ich:

„Frau Kommerzienräthin von Beering giebt sich die Ehre, Herrn Amtsrichter Aurel Z.... auf morgen Abend zum Thee einzuladen. U. A. w. g."

Auf der Giselapromenade.

Eine Studie aus dem Meraner Kurleben.

Von **W. H. Vormann.**

Ich bin auf meinen Reisen ziemlich viel in Kurorten herumgekommen. Ich habe auf dem Quai du Montblanc in Genf dinirt, und in den Kolonnaden von Marienbad meinen Kaffee geschlürft. Die Karlsbader Wiese und die Lichtenthaler Allee sind mir gute, alte Bekannte, und der „Korso" von Davos hat mich viele tausend Mal auf seinem Pflaster flaniren gesehen.

Interessanter und eigenartiger aber, als alle diese Zusammenkunftsorte der eleganten Welt ist mir von jeher die Giselapromenade in Meran erschienen, und mit besonderer Vorliebe suche ich stets von neuem ihre bequemen Ruhebänke auf.

Dort setze ich mich dann hin in einen stillen, windgeschützten Winkel; mein grauer Schirm dient mir als Schutz gegen zudringliche Sonnenstrahlen und lästige Bekannte, und mit aufmerksamen Blicken verfolge ich das bunte, stets wechselnde Getriebe der langsam vorüberziehenden Menge.

Manche pikante Episode gelangt auf diese Weise zu meiner Kenntniß, und manches hochinteressante Drama spielt sich vor meinen Augen ab, das auf der Bühne sicherlich von größtem Erfolge begleitet sein würde.

Ein Gruß, eine Handbewegung vermitteln bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich die „Einleitung"; Blicke und Mienen schaffen das „erregende Moment"; die vox humana führt die „Steigerung" und den „Höhepunkt" herbei, und wenn dann im Verlauf des März die „Umkehr" eingetreten, und gegen Ende April das „Moment der letzten Spannung" glücklich überwunden ist, so kann im wunderschönen Monat Mai, genau nach Gustav Freytag's Vorschriften die „Katastrophe" stattfinden, ohne daß die Kurgesellschaft sonderlich dadurch überrascht würde.

Jene beiden Menschenkinder, welche dort am Pavillon in so eifriger Konversation begriffen sind, daß selbst das donnerndste Fortissimo der Musik ihren Redeschwall keinen Einhalt zu thun vermag, haben erst vor wenigen Tagen einander gefunden, nachdem sie sich bereits länger als zwei Monate gesucht.

Ein schüchterner, verschämter Jüngling kam der Amoroso gegen Ende Oktober hier an. Die zahllosen Koteletten, das Vergißmeinnicht der sorglichen Mutter im Magen, die guten Lehren und Ermahnungen des strengen Vaters im Kopf, mit den verschiedensten Büchern für ein fleißiges Studium ausgerüstet, blöde, zaghaft, unerfahren — so trat er in den Kreis der Hotelgesellschaft ein, und mit wahren Feuereifer lebte er fortan den Vorschriften seines Arztes nach. Tagtäglich machte er unendliche Spaziergänge in die herrliche Umgebung; ungeheuere Quantitäten von Kuh- und Ziegenmilch, ganze Berge von Beefsteaks verschwanden zwischen seinen Zähnen, und wenn der Abend herangekommen, so setzte er sich zu seinem Tacitus, und mit heißem Bemühen suchte er

die geheimnißvollen Satzkonstruktionen der edlen Germania zu enträthseln.

Drei Wochen mochte so der gehorsame Sohn verbracht haben, als er durch einen jener Zufälle, die mit dem echten Zufall nur den Namen gemein haben, die neben ihm sitzende Dame kennen lernte. Ihre strahlenden Feenaugen, das prachtvolle, goldige Tizianhaar, die zierliche, graziöse Elfengestalt und ihre extravaganten Toiletten hatten ihn bald seines bißchen Verstandes beraubt. Er sah fortan in ihr das Ideal des Weibes, und die reife Schöne ihrerseits, welche gegen hübsche, junge Leute niemals grausam gewesen, fand es zur Abwechselung ganz interessant, sich von dem schüchternen Jüngling mit abgöttischer Liebe verehren zu lassen. Von Tag zu Tag umstrickte sie ihn mehr mit ihren Netzen; nach wenigen Unterredungen schon hatte sie die Germania, ihre Nebenbuhlerin, siegreich aus dem Felde geschlagen, und heute endlich scheint es ihr gelungen zu sein, den letzten Rest von Blödigkeit, welcher ihr bis dahin hindernd im Wege stand, zu überwinden. Seine Augen glänzen, seine Wangen brennen, und heiße, liebeglühende Worte entströmen seinen Lippen.

„Ein Königreich für eine Locke!“ höre ich ihn rufen, als die Musik plötzlich in ein Pianissimo übergeht. Ein Königreich? Welche Hyperbel! Betrug der Einkaufspreis doch kaum zwanzig Gulden.

In geringer Entfernung von den Beiden lauscht ein langer, hagerer Südamerikaner von jener dunkelgelben, pergamentartigen Gesichtsfarbe, wie sie die glühende Sonne der Pampas der Haut einzubrennen pflegt, mit unverkennbarem Interesse den Klängen der Musik. Sein anziehender, scharfgeschnittener Kopf folgt unaufhörlich nickend dem hüpfenden Rythmus des Tanzes, und mit einer gewissen Koketterie tritt der schmale, elegant chaussirte Fuß den Boden. Seine Gemalin dagegen, eine angehende Dreißigerin, welcher der kleine, schwarze Schnurrbart auf der Oberlippe trefflich ansteht, ist in eifriger Unterhaltung mit Nicolo, dem Apfelsinenverkäufer begriffen, doch gelingt es ihrem klangvollen Spanisch nur schlecht, sich mit dem korrumpirten Italienisch des Romanen zu verständigen, so daß die beiden endlich ohne ihren Zweck erreicht zu haben voneinander scheiden müssen.

„Ostriche! Ostriche!“ *) höre ich plötzlich in tiefen, gurgelnden Kehllauten neben mir rufen, und eine seltsam verschrobene Gestalt nähert sich meinem Sitze. Diesen verwitterten, zusammengekniffenen Zügen sieht man es an, daß sie schon manchen Sturm erlebt, schon manche schwere Stunde überstanden haben, und tiefe unverlöschbar eingegrabene Runzeln legen von sorgenvoll durchwachten Nächten Zeugniß ab. Auf dem Haupte trägt der alte Mann einen originellen dunkelrothen Fez, und in seinem Arme hängt der große Deckelkorb, der sein ganzes Vermögen, seine theuer erkauften Austern birgt.

„Ostriche! Ostriche! Commanda ostriche?“ **) ruft er nochmals aus; dann als niemand Lust bezeigt, seiner Aufforderung Folge zu leisten, steigt er langsam zum Kurhause hinauf, um dort sein Heil zu versuchen.

*) Austern! Austern!
**) Austern! Austern! Kauft Austern!

Der alte Beppo hat mich aus meinen Beobachtungen aufgeschreckt, und da meine Uhr zudem die dritte Stunde zeigt, die Sonne somit in das Zeichen des Kaffees getreten ist, so nähere ich mich gleichfalls der Terrasse, wo schwarzbefrackte Kellner den duftenden Trank der Levante mit gewohnter Grazie den Durstigen kredenzen. Binnen weniger Minuten steht ein „Kapuziner" vor mir; ein „Benediktiner" leistet ihm Gesellschaft und behaglich in meinem Sessel, der „Usine carrée" zurückgelehnt, schaue ich auf das reichhaltige „Menschenmenu" herab, das dort auf der Promenade sich vor meinen Blicken ausbreitet.

Da wandeln Deutsche und Dänen friedlich nebeneinander einher; Russen und Polen scheinen ihre Erbfeindschaft vergessen zu haben, und selbst der heißblütige Franzose verschmäht es nicht, mit seinem schwarzen Ebenholzstöckchen den Takt zu markiren, als „die schöne blaue Donau" an seinem Ohr vorüberrauscht. Nach der neuesten Mode gekleidete Gommeux in hellen Sommeranzügen und weißen Westen beschämen die hellen Sonnenstrahlen durch den blendenden Glanz ihrer Lackstiefel und Augengläser; fashionable Bergsteiger, denen der Weg nach Obermais schon bittere Seufzer und heiße Schweißtropfen erpreßt, kokettiren mit ihren kurzen Lodenjoppen und ihren farbigen Strümpfen; polnische Juden, deren langer Kaftan und glänzend gefettete Seitenlocken sich wunderlich genug in der vornehmen Umgebung ausnehmen, drängen sich in unbefangenster Weise durch das Gewühl, und an dem eisernen Geländer der Promenade lehnen in nachlässiger Stellung stämmige, sonnenverbrannte Burschen in der kleidsamen Meraner Tracht, mit verwunderten Blicken dem Treiben der „langhosen Hearischen" *) folgend.

Auf all' dies bewegte Treiben aber schauen die stolzen Bergfürsten der Umgebung von ihren diamantengeschmückten Thronen herab, und drunten in ihrem Bette wälzt die Passer ihre schäumenden Wellen in überstürzender Hast dahin, als dränge es sie, der Etsch von dem seltsamen Beginnen der Menschenkinder an ihrem Ufer zu berichten.

Mittlerweile ist die Sonne höher und höher gestiegen, und immer mehr durstende Gäste finden sich auf der Terrasse ein.

Neben mir an einem Marmortische haben zwei distinguirt aussehende Herren Platz genommen, welche sich durch eine Partie L'hombre die Zeit zu vertreiben suchen und in den Zwischenpausen die Vorübergehenden einer mehr oder minder maliziösen Kritik unterwerfen. Da die Unterhaltung sehr laut und ungenirt geführt wird, so muß ich, ohne es zu wollen, von ihrem Inhalte Kenntniß nehmen.

„Wer ist jener Herr dort im Rollwagen mit dem Todtenkopfgesicht und den gespensterhaften Augen?" hat der eine gefragt, indem er lebhaft auf eine Sänfte hindeutet, die soeben am Kurhause vorbeigefahren wird. „Sehen Sie nur, wie er nickt und den Damen in die Augen starrt! Bei Gott, ein unverschämter Mensch!"

Der andere, ein junger Mann, dessen scharf accentuirte Aussprache dem geübten Ohr sofort den Russen verräth, schaut flüchtig auf die Promenade hinaus. Ein leichter Schatten überfliegt seine hübschen Züge, und mit einem gewissen Tone des Mitleids in seiner Stimme

*) Städter, welche nicht, wie die Bauern Kniehosen, sondern lange Beinkleider tragen.

erwiedert er: „Unverschämt ist da wohl nicht der richtige Ausdruck. „Ein bedauernswerther Mensch", sollten Sie sagen, denn bedauernswerth ist der Aermste in der That im höchsten Grade. Wenn es Sie interessirt, erzähle ich Ihnen die traurige Affaire. Eine Indiskretion ist dabei nicht zu begehen, denn ganz Petersburg ist noch heute von dem furchtbaren Schicksal meines Landsmannes voll."

Der erste Sprecher schaute gespannt auf, und der Russe beginnt:

„Jener Mann dort, dessen verfallene, bleiche Züge heute einen Jeden mit Grauen erfüllen, war noch vor wenigen Monaten der Liebling der Petersburger Gesellschaft. Als ich ihn im Jahre 18.. in der Hauptstadt kennen lernte, hatte ihn sein Vater kurz vorher ein wahrhaft fürstliches Vermögen zur Verfügung gestellt, und mit einem wahnsinnigen Luxus führte er sich in die fashionablen Kreise ein. Seine Equipagen, seine Pferde, gaben jenen des Kaisers an Pracht und Schönheit nichts nach. Ueber seine Feste referirten alle Zeitungen, und von den Orgien, die er in seinem prachtvollen Palais mit orientalischem Raffinement in Scene setzte, erzählte man sich im ganzen Lande fabelhafte Dinge. Er war ein Mensch, der das Leben genießen wollte, der in vollen Zügen den Becher der Freude leerte, ein Sonntagskind, ein Liebling des Glücks. Daß unter solchen Umständen der ganze hohe Adel, insofern er mit unverheirateten Töchtern gesegnet war, ihn als ein Wild betrachtete, das à tout prix eingefangen und in dem Gehege der Ehe gezähmt werden müsse, werden Sie begreiflich finden, daß aber Wilnowsky — so ist sein Name — diesen Jägern aus dem Wege ging und sie verhöhnte, wo sich ihm nur die Gelegenheit darbot, wird Ihnen ebenfalls nicht unerklärlich sein. „Lieber zehn Duelle als eine Frau", hörte ich ihn damals häufig ausrufen, wenn man ihn wieder einmal allzusehr in die Enge getrieben.

Armer W....! Er sollte seinem Geschicke nicht entgehen. Die Liebe, die schon manchen braven Kerl ins Verderben gestürzt, sie hat auch ihn zu Grunde gerichtet!

Eines schönen Tages wurde ich bei einem heitern Diner durch die Nachricht überrascht, daß Graf W.... plötzlich verschwunden sei. Ein Diener, den er zurückgelassen, sagte aus, daß sein Herr am Morgen in Begleitung einer vornehmen jungen Dame im Reisewagen die Stadt verlassen und ihn beauftragt habe, für Wohnung, Pferde u. s. w. während seiner Abwesenheit Sorge zu tragen.

Ob er denn Gepäck mitgenommen habe? fragte ich, starr vor Erstaunen.

Freilich, schon seit Wochen hätte er umfassende Vorbereitungen für die Reise getroffen. Wann er zurückkomme? Vielleicht in einem Monat, vielleicht in einem Jahre — er habe es nicht bestimmen können. Der Kopf schwindelte mir. Mein Freund, dessen Liaisons ich sämmtlich kannte und eine vornehme Dame, und dann diese Abreise bei Nacht und Nebel ohne bestimmtes Ziel — was hatte das zu bedeuten, wo sollte ich den Schlüssel zu diesem Räthsel suchen? Zu Hause fand ich die Erklärung, eine Erklärung, die mir einen nicht geringen Schrecken einflößte. Auf meinem Schreibtische lag ein Billet mit dem folgenden lakonischen Inhalt:

Graf Stanislaus W....
Bianka Tresconi
Vermälte.

Bianka Tresconi aber war die Prima Ballerina unseres Hoftheaters, ein engelhaft schönes Mädchen, das bisher alle Bewerbungen ihrer Verehrer, diejenigen W....'s nicht ausgeschlossen, mit Stolz zurückgewiesen hatte und dem auch die böseste Zunge nicht den geringsten Makel anzuheften vermochte.

Was nun folgte, können Sie sich selbst sagen. Noch waren nicht acht Tage ins Land gegangen, so hatte der Vater den „Entarteten" enterbt, die Familie ausgestoßen, die Gesellschaft geächtet. Eine Liaison mit einer Tänzerin würde ihm auch die unschuldigste Comtesse verziehen haben, eine Heirat aber — fi donc! welche Verirrung! Und eine Heirat hatte er mit der Treskoni abgeschlossen, eine giltige Heirat, unanfechtbar von weltlichen und geistlichen Gerichten. Was ihn dazu veranlaßt, ob ihre Schönheit, ob ihre Tugend, ich weiß es heute noch nicht, und kein Mensch hat es von ihm erfahren — das ist der einzige, dunkle Punkt in dieser allzu klaren Affaire.

Das junge Paar hatte sich nach Italien gewendet, und in süßem Wonnerausch waren ihm die Tage in jenen herrlichen Gefilden dahingeflossen. Langsam reisten sie von Stadt zu Stadt und endlich langten sie ihn Rom an, von wo aus Wilnowsky, der bis dahin nicht daran gedacht hatte, seinen Vater um Verzeihung zu bitten, die ersten Briefe nach Petersburg absandte. Die Antwort lautete kurz und hart, so wie sie alle Welt von dem alten, stolzen Grafen erwartete: sein Sohn sei todt, und wenn ein Fremder, der sich fälschlich seinen Sohn nenne, noch einmal wage, ihn mit Briefen zu belästigen, so werde er ihm die Wege zu zeigen wissen. Das mütterliche Erbtheil Wilnowsky's war in Wechseln beigefügt und außerdem noch einige Papiere, die der Alte in Verwahrung gehabt. Wilnowsky, der seinen Vater niemals geliebt, stets gefürchtet hatte, setzte sich leicht über diese Enterbung hinweg; er fand das Glück, das er in der Heimat verloren, an der Seite seiner reizenden Gemalin wieder, und ein seligeres Ehepaar als die beiden würde man vergeblich in dem alten heiligen Rom gesucht haben. Um so jäher war der Sturz aus diesem selbstgeschaffenen Paradiese. Lassen Sie mich Ihnen das Folgende rasch und kurz erzählen; noch jetzt schnürt sich mein Herz zusammen, wenn ich an die damaligen entsetzlichen Zeiten denke. Auf einer Reise durch die süditalienischen Gebirge wurde ihr Wagen von Briganten überfallen. Wilnowsky, schon in Petersburg als gewandter Schütze bekannt und gefürchtet, streckte zwei Mitglieder der Bande durch Revolverschüsse nieder und wehrte sich gegen die übrigen wie ein Rasender. Endlich aber mußte er der Uebermacht erliegen. Die vor Wuth schäumenden Räuber schlugen ihn zu Boden, und an Händen und Füßen gefesselt, schleppten sie ihn in den Wald. Einige Stunden später waren ihre Kameraden gerächt: Wilnowsky's Weib war geschändet, vor seinen Augen zu Tode gemartert, ihn selbst ließen die Unmenschen mit einem Dolchstich in der Brust für todt auf dem Platz zurück. Am folgenden Morgen fanden ihn einige Holzfäller, welche zufällig die öde Strecke passirten. In einem kleinen Dorfe, nahe dem Thatorte wurde er von braven Leuten gepflegt und im Frühjahr endlich konnte ihn der Arzt als geheilt entlassen. Geheilt? Es ist entsetzlich zu sagen: sein Körper war geheilt, seine Seele aber war vernichtet. Als ein Wahnsinniger langte er in Rom an, als ein Wahnsinniger

kehrte er in das Haus seines Vaters zurück. Jetzt haben sie ihn nach Meran geschickt, nicht um ihn zu retten — der Aermste wird niemals mehr aus seiner Geistesnacht erwachen — sondern um seine Konstitution zu kräftigen und durch die herrliche Natur beruhigend auf sein zerstörtes Gemüth einzuwirken. Tagtäglich läßt er sich auf die Promenaden fahren und jede Dame schaut er an, fragend, prüfend, — er sucht sein verlorenes Weib."

Erschüttert erhob ich mich von meinem Sitze. Es litt mich nicht mehr unter den geputzten Menschen, und erst in meinem stillen Zimmer fand ich jene Ruhe wieder, die mir das Mitleid um den reichsten und doch so armen Kurgast von Meran geraubt. Leise tönten die Klänge der Musik zu mir herauf, und langsam verhüllte sich die Sonne in ihre Schleier.

Salonpost.

A. v. G. Daß bei Richard Wagners Bestattung viele Taktlosigkeiten vorgekommen sind, wird von allen Theilnehmern an der ernsten Feierlichkeit bestätigt. Daß die Musik u. a. ein Gumbertsches Lied geblasen, daß, als der Zug durch Bayreuths Straßen ging, manche Lieferanten das traurige Ereigniß zu einer Reklame für ihre Fabrikate verwertheten, das und noch manches andere hat die Theilnehmer am Leichenzuge sehr verstimmt. Starkes leistete auch die Fremdenliste von Bayreuth. Auf dieser war nämlich mit einem seltenen Talent nicht nur jeder Name, sondern auch jeder Stand verdruckt. So waren z. B. der Intendant des Weimarer Hoftheaters, Freiherr von Loën, als Generallieutenant, der Leiter des Riedelschen Gesangvereins in Leipzig, Professor Riedel, als Professor der Mechanik angeführt. Balletmeister Fricke aus Dessau war auf dieser Liste zum Hofkapellmeister avancirt; der Musikverleger Barth zum königlichen Musikdirektor; Kahnt aus Leipzig hatte den bisher ganz unbekannten Titel eines „Bomnisiobsrathes" durch den genialen Redakteur der Fremdenliste erhalten.

Auguste C. St. Leonards. Wir haben nichts dagegen, wenn Sie sich mit den betreffenden Autoren in Einvernehmen setzen.

K. v. R. in Wiesbaden. Dichtert es Sie denn so unwiderstehlich? Und muß durchaus der „Salon" Ihren lyrischen Geschossen als Zielscheibe dienen? Gnade, Gnade für den Armen!

A. K. in Altona. Da Sie bisher unbekannte Personaldetails über Wachtel II, den Tenor Heinrich Bötel mittheilen, so wollen wir Ihre Angaben hier wiedergeben, umsomehr, als Bötel wirklich als Tenorstern zu leuchten beginnt:

„Im Jahre 1881 fand bekanntlich das große Kaiser-Manöver bei Itzehoe in Holstein statt. Viele zogen dorthin, um sich dieses großartige Schauspiel anzusehen, so auch die Mitglieder der Hamburger Liedertafel „Cantus", welche bei passender Gelegenheit ein Liedchen erschallen ließen. So traf es sich, daß auch die Kaiserliche Suite die lustigen Sangesbrüder hörte und war dieselbe sehr überrascht, hier einen Tenor zu vernehmen, den man sonst nur in den ersten Operuhäusern hört. Man nahm Veranlassung, sich nach dem Besitzer einer solchen Stimme zu erkundigen — es war der vorhin genannte Rosselenker. Direktor Pollini mag hiervon gehört haben, genug, er ließ Bötel zu sich kommen, der ihm dann ganz kräftig das hohe C vorsang und das Resultat war, daß Pollini den C Sänger ausbilden ließ und dann beide eine für beide Theile voraussichtlich äußerst günstige Vereinbarungen trafen. Bötels Anlagen waren indessen schon früher bekannt; schon 1878, als er noch ein flotter Husar war, machte der Großherzog von Mecklenburg ihm das Anerbieten, ihn ausbilden zu lassen, erst jetzt vor 1½ Jahren hat er sich dazu verstanden. In dieser Zeit hat er tüchtig gelernt, aus dem Sohn der Natur, der „Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte" ist ein eleganter Salonheld geworden, der, wenn die letzte Eckigkeit geschwunden ist, ein Sänger zu werden verspricht, den man neben Wachtel, Niemann, Jäger, Vogl ꝛc. ebenbürtig nennen darf, weil ihm außer dem Besitz der Stimmmittel eine eminent schauspielerische Begabung nicht abzusprechen ist. Sein Lyonel in Flotows reizender Oper „Martha" war eine schöne Leistung, die Hervorrufe wollten kein Ende nehmen und als in der bekannten Arie das hohe B über seine Lippen drang, jubelte das Publikum ihm förmlich entgegen. Einen großen Antheil an seinem Erfolg ist aber jedenfalls auch seinen Lehrern, dem technischen Direktor, Herrn Hock, Kapellmeister Lampe ꝛc. zuzuschreiben. Seine nächste Rolle ist der Postillon und man ist allgemein gespannt darauf. Er steht jetzt im siebenundzwanzigsten Lebensjahre und hat unzweifelhaft eine glänzende Laufbahn vor sich.

Neueſte Moden.

Nr. 1. Capeline für kleine Mädchen.

Capeline (Sonnenhut) aus blauem und weißem Atlas mit einer in große Röhrenfalten gelegten Paſſe. Große Calotte mit weichem Fond und alterthümlicher Schleife.

Nr. 1. Capeline (Sonnenhut) für kleine Mädchen.

Nr. 2. Schweizer Hut von gros grain marine für ein junges Mädchen.

Auf der Mitte der Paſſe drei gepuffte Reihen und um den Rand ein Vorſtoß von Röhrenfalten, unter welchem eine rothe oder blaßblaue Rüſche als Fütterung angewandt iſt. Eine charakteriſtiſche Garnirung iſt die vorn als Cocarde aufgeſetzte große Schleifengruppe von marineblauer und blaßblauer oder rother Chenille, aus welcher, nach links ſich wendend, ein großer rother und blauer Amazonenfeder-Tuff entſpringt, um auf der Rückſeite herabzufallen.

Nr. 3. Schlichter Hut-Façon: Bei aus grauen oder blauen Bändern und Federn.

Für die Schleife: 1½ Meter Band.

Der eigentliche Hut besteht aus Band 6 cm breit in zwei breiten Bahnen und Einfassen rundum. Der obige Garnitur besteht aus zwei großen Federn und 1½ Meter Band breite Bänder.

Nr. 4 u. 5. Zwei Hüte-Façon.

Nr. 4. Hut aus schwarzem Filz, mit Band und Federn garniert von grüner Farbe, mit Band garniert von dunkelblauen Bändern und Federn. Der Kopfputz besteht aus einem Band 6 cm breit, mit Einfassen rundum. Der Garnitur besteht aus zwei großen Federn.

Nr. 5. Hut-Façon für jede Saison.

Der Hut besteht aus einer Bahn Band von dunkelblauer Farbe. Die Bandbreite beträgt 6 cm und ist rundum eingefaßt. Diese Einfassen sind aus Band 2 cm breit. Der Garnitur besteht aus einer Feder, einer Bandschleife und einer Bandrosette. Die Bandschleife ist aus Band 6 cm breit, 1½ Meter lang. Die Bandrosette ist aus Band 6 cm breit und 1 Meter lang. Die Feder ist 30 cm lang.

Die Hüte sind in Filz und Stroh gearbeitet und werden mit Band und Federn garniert. Die Farben sind verschieden, wie es Geschmack und Laune haben. Die Hüte sind für jede Saison passend.

Die Hüte sind in Filz und Stroh gearbeitet und werden mit Band und Federn garniert. Die Farben sind verschieden, wie es Geschmack und Laune haben. Die Hüte sind für jede Saison passend.

Nr. 6. Hut-Façon: Bei aus grauen oder blauen Bändern und Federn.

Der Hut besteht aus einer Bahn Band von dunkelblauer Farbe. Die Bandbreite beträgt 6 cm und ist rundum eingefaßt. Diese Einfassen bestehen aus

ten Rock überdeckt; über die Breite der Falten läuft eine ſehr feine in Lahn-Soutache geſtickte Guirlande herab. Das verſtürzte Panier von eigenartiger Form wird unter der auf der Rückſeite den Puff bildenden Draperie feſtgehalten. Dieſe gewiß neue Form der Tunika giebt dem ganzen Anzug einen originellen Anſtrich. Die hinten herabfallende Bahn der Tunika iſt mit braunem Sammet gefüttert. Die Vordertheile der Taille von Tuch öffnen ſich ein wenig über ein Sammetgilet und ſind mit einer Guirlande in Lahn-Soutacheſtickerei verziert. Das knappe Anliegen wird, wie bekannt, durch zwei Bruſtfalten erzielt. Der untere Rand der Taille iſt in pattenähnliche Zacken geſchnitten. Unter der Tuchzackenreihe iſt eine zweite Zackenreihe von braunem Sammet angebracht, die ſich unmittelbar an das Gilet anſchließt und wovon je eine Zacke unter den Zwiſchenräumen der oberen Zacken ſichtbar wird. Amerikaniſche Aermel mit geſtickten Aufſchlägen und einem Sammetſtreifen noch vor

Nr. 3. Spaniſcher Hut für Mädchen von 9 bis 10 Jahren.

den Aufſchlägen. Capote von braunem Sammet mit weiter Paſſe; oben eine ſich nach rechts wendende Feder und links ein Vogel.

Nr. 6 u. 7. Anzug für ein Mädchen von 5 bis 6 Jahren. (Vorder- u. Rückanſicht.)

Dieſe Robe von grünem oder marineblauem Caſchmir hat die Form einer langen Caſaque mit drei aufgeſetzten Volants von doppeltgenommener Surah, welche den Rock bilden. Auf dem Rücken ein aus fünf Falten zuſammengeſtelltes Watteaumotiv. Der auf der Rückſeite als Pelerine abgerundete Kragen von rubinrothem moirirtem Plüſch bildet vorn ſich kreuzende Frackrevers, zwiſchen welchen ein Chemiſett in harmonirender Farbe ſichtbar wird und von denen der rechte Revers ſich unter der Plüſchſchärpe verliert. Dieſe iſt mittels dreier Falten als Panier arrangirt, und wird unterhalb des Rückens durch eine kleine Reihung zuſammengehalten. An

Nr. 4 u. 5. Zwei Hüte-Façon.

aus Leder. Rechts oben ist der Knöpfschluß sichtbar, welcher durch Knöpfe und Knopflöcher bewirkt wird. Die Ärmel sind mit Manschetten versehen, welche Knöpfe und Knopflöcher haben. Die Größe ist für 10 Jahre.

Nr. 5 u. 6. Knabenanzug für Knaben von 8 bis 9 Jahren. (Mit u. Vorderansicht.)

Der Rock besteht aus verschiedenen Stoffarten und zeichnet sich durch elegante Form und schönen Sitz aus. Die Hose ist mit Hosenträgern versehen und reicht bis über die Knie.

Nr. 8 u. 9. Anzug für ein Mädchen von 7 bis 8 Jahren. (Rückan- und Vorderansicht.)

Dieser neue Kostümanzug besteht aus zwei Teilen. Der eine derselben ist ein Kleid von schottischem Stoffe, hinten geschlossen, mit einer glatten Taille, welche vorn durch eine Reihe Knöpfe geschlossen wird. Der Rock ist in Falten gelegt und mit einem Gürtel versehen. Der zweite Teil ist ein Überwurf von Tuch, welcher vorn offen ist und mit Knöpfen und Knopflöchern geschlossen wird. Der Kragen ist mit Pelz besetzt. Die Ärmel sind weit und reich mit Pelz besetzt. Auch die vorne offene Mütze ist mit Pelz besetzt. Die Größe ist für 7 bis 8 Jahre.

Nr. 10. Anzug für ein Mädchen von 4 bis 5 Jahren. (Rückan- und Vorderansicht.)

Dieser Anzug besteht aus einem Kleide von Wollstoff und einem Überwurf von Tuch. Das Kleid ist hinten geschlossen und mit einer glatten Taille versehen. Der Rock ist in Falten gelegt und mit einem Gürtel versehen. Der Überwurf ist vorn offen und wird mit Knöpfen und Knopflöchern geschlossen. Der Kragen ist mit Pelz besetzt. Die Ärmel sind weit und mit Pelz besetzt. Auch die Mütze ist mit Pelz besetzt. Die Größe ist für 4 bis 5 Jahre.

Chapter I. The Beginning of the World
Chapter II. The Flood
Chapter III. The Tower of Babel
Chapter IV. The Call of Abram
Chapter V. Abram and Lot
Chapter VI. Abram and Melchizedek
Chapter VII. Abram and Hagar
Chapter VIII. Abram and Sarai
Chapter IX. Abram and Abimelech
Chapter X. Abram and Isaac
Chapter XI. Abram and Ishmael
Chapter XII. Abram and Keturah
Chapter XIII. Abram and Death
Chapter XIV. Isaac and Rebekah
Chapter XV. Isaac and Esau
Chapter XVI. Isaac and Jacob
Chapter XVII. Isaac and Death
Chapter XVIII. Jacob and Esau
Chapter XIX. Jacob and Laban
Chapter XX. Jacob and Rachel
Chapter XXI. Jacob and Leah
Chapter XXII. Jacob and Bilhah
Chapter XXIII. Jacob and Zilpah
Chapter XXIV. Jacob and Joseph
Chapter XXV. Jacob and Death
Chapter XXVI. Joseph and His Brethren
Chapter XXVII. Joseph and Potiphar's Wife
Chapter XXVIII. Joseph and Pharaoh
Chapter XXIX. Joseph and Death
Chapter XXX. Moses and the Burning Bush
Chapter XXXI. Moses and Pharaoh
Chapter XXXII. Moses and the Plagues
Chapter XXXIII. Moses and the Passover
Chapter XXXIV. Moses and the Red Sea
Chapter XXXV. Moses and the Wilderness
Chapter XXXVI. Moses and the Law
Chapter XXXVII. Moses and the Golden Calf
Chapter XXXVIII. Moses and the Tabernacle
Chapter XXXIX. Moses and the Priesthood
Chapter XL. Moses and the Sabbath
Chapter XLI. Moses and the Jubilee
Chapter XLII. Moses and the Cities of Refuge
Chapter XLIII. Moses and the Levites
Chapter XLIV. Moses and the Death
Chapter XLV. Joshua and the Conquest
Chapter XLVI. Joshua and the Division of the Land
Chapter XLVII. Joshua and the Death
Chapter XLVIII. The Judges
Chapter XLIX. Ruth
Chapter L. Samuel
Chapter LI. Saul
Chapter LII. David
Chapter LIII. Solomon
Chapter LIV. The Kingdom Divided
Chapter LV. The Prophets
Chapter LVI. The Captivity
Chapter LVII. The Return
Chapter LVIII. The Rebuilding of the Temple
Chapter LIX. The Rebuilding of the Walls
Chapter LX. The Rebuilding of the City
Chapter LXI. The Rebuilding of the Synagogue
Chapter LXII. The Rebuilding of the Schools
Chapter LXIII. The Rebuilding of the Courts
Chapter LXIV. The Rebuilding of the Prisons
Chapter LXV. The Rebuilding of the Hospitals
Chapter LXVI. The Rebuilding of the Asylums
Chapter LXVII. The Rebuilding of the Orphanages
Chapter LXVIII. The Rebuilding of the Homes
Chapter LXIX. The Rebuilding of the Churches
Chapter LXX. The Rebuilding of the Cathedrals
Chapter LXXI. The Rebuilding of the Monasteries
Chapter LXXII. The Rebuilding of the Convents
Chapter LXXIII. The Rebuilding of the Universities
Chapter LXXIV. The Rebuilding of the Libraries
Chapter LXXV. The Rebuilding of the Museums
Chapter LXXVI. The Rebuilding of the Theaters
Chapter LXXVII. The Rebuilding of the Opera Houses
Chapter LXXVIII. The Rebuilding of the Concert Halls
Chapter LXXIX. The Rebuilding of the Ballrooms
Chapter LXXX. The Rebuilding of the Clubs
Chapter LXXXI. The Rebuilding of the Hotels
Chapter LXXXII. The Rebuilding of the Restaurants
Chapter LXXXIII. The Rebuilding of the Cafés
Chapter LXXXIV. The Rebuilding of the Saloons
Chapter LXXXV. The Rebuilding of the Gambling Houses
Chapter LXXXVI. The Rebuilding of the Brothels
Chapter LXXXVII. The Rebuilding of the Dance Halls
Chapter LXXXVIII. The Rebuilding of the Skating Rinks
Chapter LXXXIX. The Rebuilding of the Bowling Alleys
Chapter XC. The Rebuilding of the Billiard Rooms
Chapter XCI. The Rebuilding of the Pool Rooms
Chapter XCII. The Rebuilding of the Gymnasiums
Chapter XCIII. The Rebuilding of the Swimming Pools
Chapter XCIV. The Rebuilding of the Baths
Chapter XCV. The Rebuilding of the Barber Shops
Chapter XCVI. The Rebuilding of the Beauty Parlors
Chapter XCVII. The Rebuilding of the Tailor Shops
Chapter XCVIII. The Rebuilding of the Shoe Stores
Chapter XCIX. The Rebuilding of the Hat Stores
Chapter C. The Rebuilding of the Jewelry Stores
Chapter CI. The Rebuilding of the Watch Stores
Chapter CII. The Rebuilding of the Clock Stores
Chapter CIII. The Rebuilding of the Optical Stores
Chapter CIV. The Rebuilding of the Photographic Stores
Chapter CV. The Rebuilding of the Art Stores
Chapter CVI. The Rebuilding of the Music Stores
Chapter CVII. The Rebuilding of the Book Stores
Chapter CVIII. The Rebuilding of the Stationery Stores
Chapter CIX. The Rebuilding of the Newspaper Offices
Chapter CX. The Rebuilding of the Printing Offices
Chapter CXI. The Rebuilding of the Publishing Houses
Chapter CXII. The Rebuilding of the Bookbinding Establishments
Chapter CXIII. The Rebuilding of the Engraving Establishments
Chapter CXIV. The Rebuilding of the Lithographing Establishments
Chapter CXV. The Rebuilding of the Typewriting Establishments
Chapter CXVI. The Rebuilding of the Stenographic Establishments
Chapter CXVII. The Rebuilding of the Telegraph Offices
Chapter CXVIII. The Rebuilding of the Telephone Exchanges
Chapter CXIX. The Rebuilding of the Post Offices
Chapter CXX. The Rebuilding of the Express Offices
Chapter CXXI. The Rebuilding of the Railroad Stations
Chapter CXXII. The Rebuilding of the Steamship Offices
Chapter CXXIII. The Rebuilding of the Ferry Houses
Chapter CXXIV. The Rebuilding of the Bridges
Chapter CXXV. The Rebuilding of the Tunnels
Chapter CXXVI. The Rebuilding of the Viaducts
Chapter CXXVII. The Rebuilding of the Aqueducts
Chapter CXXVIII. The Rebuilding of the Reservoirs
Chapter CXXIX. The Rebuilding of the Water Towers
Chapter CXXX. The Rebuilding of the Gas Works
Chapter CXXXI. The Rebuilding of the Electric Light Plants
Chapter CXXXII. The Rebuilding of the Power Houses
Chapter CXXXIII. The Rebuilding of the Factories
Chapter CXXXIV. The Rebuilding of the Mills
Chapter CXXXV. The Rebuilding of the Foundries
Chapter CXXXVI. The Rebuilding of the Machine Shops
Chapter CXXXVII. The Rebuilding of the Boiler Works
Chapter CXXXVIII. The Rebuilding of the Iron Works
Chapter CXXXIX. The Rebuilding of the Steel Works
Chapter CXL. The Rebuilding of the Rolling Mills
Chapter CXLI. The Rebuilding of the Nail Factories
Chapter CXLII. The Rebuilding of the Wire Works
Chapter CXLIII. The Rebuilding of the Spring Works
Chapter CXLIV. The Rebuilding of the Axle Works
Chapter CXLV. The Rebuilding of the Wheel Works
Chapter CXLVI. The Rebuilding of the Carriage Works
Chapter CXLVII. The Rebuilding of the Automobile Works
Chapter CXLVIII. The Rebuilding of the Bicycle Works
Chapter CXLIX. The Rebuilding of the Motorcycle Works
Chapter CL. The Rebuilding of the Airplane Works
Chapter CLI. The Rebuilding of the Balloon Works
Chapter CLII. The Rebuilding of the Parachute Works
Chapter CLIII. The Rebuilding of the Kite Works
Chapter CLIV. The Rebuilding of the Toy Works
Chapter CLV. The Rebuilding of the Doll Works
Chapter CLVI. The Rebuilding of the Game Works
Chapter CLVII. The Rebuilding of the Sporting Goods Works
Chapter CLVIII. The Rebuilding of the Gun Works
Chapter CLIX. The Rebuilding of the Ammunition Works
Chapter CLX. The Rebuilding of the Powder Works
Chapter CLXI. The Rebuilding of the Explosives Works
Chapter CLXII. The Rebuilding of the Fireworks Works
Chapter CLXIII. The Rebuilding of the Match Works
Chapter CLXIV. The Rebuilding of the Lighter Works
Chapter CLXV. The Rebuilding of the Pipe Works
Chapter CLXVI. The Rebuilding of the Cigar Works
Chapter CLXVII. The Rebuilding of the Cigarette Works
Chapter CLXVIII. The Rebuilding of the Tobacco Works
Chapter CLXIX. The Rebuilding of the Snuff Works
Chapter CLXX. The Rebuilding of the Chewing Gum Works
Chapter CLXXI. The Rebuilding of the Candy Works
Chapter CLXXII. The Rebuilding of the Chocolate Works
Chapter CLXXIII. The Rebuilding of the Cocoa Works
Chapter CLXXIV. The Rebuilding of the Coffee Works
Chapter CLXXV. The Rebuilding of the Tea Works
Chapter CLXXVI. The Rebuilding of the Spice Works
Chapter CLXXVII. The Rebuilding of the Pickle Works
Chapter CLXXVIII. The Rebuilding of the Vinegar Works
Chapter CLXXIX. The Rebuilding of the Mustard Works
Chapter CLXXX. The Rebuilding of the Ketchup Works
Chapter CLXXXI. The Rebuilding of the Sauce Works
Chapter CLXXXII. The Rebuilding of the Soup Works
Chapter CLXXXIII. The Rebuilding of the Canning Works
Chapter CLXXXIV. The Rebuilding of the Preserving Works
Chapter CLXXXV. The Rebuilding of the Jam Works
Chapter CLXXXVI. The Rebuilding of the Jelly Works
Chapter CLXXXVII. The Rebuilding of the Marmalade Works
Chapter CLXXXVIII. The Rebuilding of the Honey Works
Chapter CLXXXIX. The Rebuilding of the Sugar Works
Chapter CXC. The Rebuilding of the Syrup Works
Chapter CXCI. The Rebuilding of the Molasses Works
Chapter CXCII. The Rebuilding of the Flour Mills
Chapter CXCIII. The Rebuilding of the Grain Elevators
Chapter CXCIV. The Rebuilding of the Warehouses
Chapter CXCV. The Rebuilding of the Storehouses
Chapter CXCVI. The Rebuilding of the Granaries
Chapter CXCVII. The Rebuilding of the Stockyards
Chapter CXCVIII. The Rebuilding of the Slaughterhouses
Chapter CXCIX. The Rebuilding of the Meat Packing Houses
Chapter CC. The Rebuilding of the Dairies
Chapter CCI. The Rebuilding of the Creameries
Chapter CCII. The Rebuilding of the Cheese Factories
Chapter CCIII. The Rebuilding of the Butter Factories
Chapter CCIV. The Rebuilding of the Ice Houses
Chapter CCV. The Rebuilding of the Cold Storage Plants
Chapter CCVI. The Rebuilding of the Refrigerator Works
Chapter CCVII. The Rebuilding of the Soda Fountains
Chapter CCVIII. The Rebuilding of the Ice Cream Parlors
Chapter CCIX. The Rebuilding of the Bakeries
Chapter CCX. The Rebuilding of the Confectioneries
Chapter CCXI. The Rebuilding of the Pastry Shops
Chapter CCXII. The Rebuilding of the Delicatessen Stores
Chapter CCXIII. The Rebuilding of the Grocery Stores
Chapter CCXIV. The Rebuilding of the Provision Stores
Chapter CCXV. The Rebuilding of the Fish Markets
Chapter CCXVI. The Rebuilding of the Poultry Markets
Chapter CCXVII. The Rebuilding of the Game Markets
Chapter CCXVIII. The Rebuilding of the Vegetable Markets
Chapter CCXIX. The Rebuilding of the Fruit Markets
Chapter CCXX. The Rebuilding of the Flower Markets
Chapter CCXXI. The Rebuilding of the Seed Stores
Chapter CCXXII. The Rebuilding of the Nursery Stores
Chapter CCXXIII. The Rebuilding of the Florist Shops
Chapter CCXXIV. The Rebuilding of the Undertaking Establishments
Chapter CCXXV. The Rebuilding of the Cemeteries
Chapter CCXXVI. The Rebuilding of the Crematories
Chapter CCXXVII. The Rebuilding of the Mausoleums
Chapter CCXXVIII. The Rebuilding of the Monuments
Chapter CCXXIX. The Rebuilding of the Tombstones
Chapter CCXXX. The Rebuilding of the Epitaphs
Chapter CCXXXI. The Rebuilding of the Obituaries
Chapter CCXXXII. The Rebuilding of the Funeral Sermons
Chapter CCXXXIII. The Rebuilding of the Funeral Orations
Chapter CCXXXIV. The Rebuilding of the Funeral Processions
Chapter CCXXXV. The Rebuilding of the Funeral Cars
Chapter CCXXXVI. The Rebuilding of the Hearses
Chapter CCXXXVII. The Rebuilding of the Coffins
Chapter CCXXXVIII. The Rebuilding of the Shrouds
Chapter CCXXXIX. The Rebuilding of the Winding Sheets
Chapter CCXL. The Rebuilding of the Burial Clothes
Chapter CCXLI. The Rebuilding of the Mourning Clothes
Chapter CCXLII. The Rebuilding of the Crepe
Chapter CCXLIII. The Rebuilding of the Black Ribbons
Chapter CCXLIV. The Rebuilding of the Black Veils
Chapter CCXLV. The Rebuilding of the Black Gloves
Chapter CCXLVI. The Rebuilding of the Black Hats
Chapter CCXLVII. The Rebuilding of the Black Dresses
Chapter CCXLVIII. The Rebuilding of the Black Coats
Chapter CCXLIX. The Rebuilding of the Black Trousers
Chapter CCL. The Rebuilding of the Black Vests
Chapter CCLI. The Rebuilding of the Black Shirts
Chapter CCLII. The Rebuilding of the Black Collars
Chapter CCLIII. The Rebuilding of the Black Cuffs
Chapter CCLIV. The Rebuilding of the Black Ties
Chapter CCLV. The Rebuilding of the Black Scarfs
Chapter CCLVI. The Rebuilding of the Black Handkerchiefs
Chapter CCLVII. The Rebuilding of the Black Umbrellas
Chapter CCLVIII. The Rebuilding of the Black Canes
Chapter CCLIX. The Rebuilding of the Black Walking Sticks
Chapter CCLX. The Rebuilding of the Black Parasols
Chapter CCLXI. The Rebuilding of the Black Fans
Chapter CCLXII. The Rebuilding of the Black Muffs
Chapter CCLXIII. The Rebuilding of the Black Furs
Chapter CCLXIV. The Rebuilding of the Black Feathers
Chapter CCLXV. The Rebuilding of the Black Jewelry
Chapter CCLXVI. The Rebuilding of the Black Pearls
Chapter CCLXVII. The Rebuilding of the Black Diamonds
Chapter CCLXVIII. The Rebuilding of the Black Rubies
Chapter CCLXIX. The Rebuilding of the Black Sapphires
Chapter CCLXX. The Rebuilding of the Black Emeralds
Chapter CCLXXI. The Rebuilding of the Black Opals
Chapter CCLXXII. The Rebuilding of the Black Amethysts
Chapter CCLXXIII. The Rebuilding of the Black Topazes
Chapter CCLXXIV. The Rebuilding of the Black Garnets
Chapter CCLXXV. The Rebuilding of the Black Turquoises
Chapter CCLXXVI. The Rebuilding of the Black Coral
Chapter CCLXXVII. The Rebuilding of the Black Ivory
Chapter CCLXXVIII. The Rebuilding of the Black Ebony
Chapter CCLXXIX. The Rebuilding of the Black Wood
Chapter CCLXXX. The Rebuilding of the Black Paint
Chapter CCLXXXI. The Rebuilding of the Black Ink
Chapter CCLXXXII. The Rebuilding of the Black Pencils
Chapter CCLXXXIII. The Rebuilding of the Black Crayons
Chapter CCLXXXIV. The Rebuilding of the Black Chalk
Chapter CCLXXXV. The Rebuilding of the Black Boards
Chapter CCLXXXVI. The Rebuilding of the Black Slates
Chapter CCLXXXVII. The Rebuilding of the Black Tablets
Chapter CCLXXXVIII. The Rebuilding of the Black Books
Chapter CCLXXXIX. The Rebuilding of the Black Pages
Chapter CCXC. The Rebuilding of the Black Letters
Chapter CCXCI. The Rebuilding of the Black Words
Chapter CCXCII. The Rebuilding of the Black Sentences
Chapter CCXCIII. The Rebuilding of the Black Paragraphs
Chapter CCXCIV. The Rebuilding of the Black Chapters
Chapter CCXCV. The Rebuilding of the Black Volumes
Chapter CCXCVI. The Rebuilding of the Black Libraries
Chapter CCXCVII. The Rebuilding of the Black Museums
Chapter CCXCVIII. The Rebuilding of the Black Theaters
Chapter CCXCIX. The Rebuilding of the Black Opera Houses
Chapter CCC. The Rebuilding of the Black Concert Halls
Chapter CCCI. The Rebuilding of the Black Ballrooms
Chapter CCCII. The Rebuilding of the Black Clubs
Chapter CCCIII. The Rebuilding of the Black Hotels
Chapter CCCIV. The Rebuilding of the Black Restaurants
Chapter CCCV. The Rebuilding of the Black Cafés
Chapter CCCVI. The Rebuilding of the Black Saloons
Chapter CCCVII. The Rebuilding of the Black Gambling Houses
Chapter CCCVIII. The Rebuilding of the Black Brothels
Chapter CCCIX. The Rebuilding of the Black Dance Halls
Chapter CCCX. The Rebuilding of the Black Skating Rinks
Chapter CCCXI. The Rebuilding of the Black Bowling Alleys
Chapter CCCXII. The Rebuilding of the Black Billiard Rooms
Chapter CCCXIII. The Rebuilding of the Black Pool Rooms
Chapter CCCXIV. The Rebuilding of the Black Gymnasiums
Chapter CCCXV. The Rebuilding of the Black Swimming Pools
Chapter CCCXVI. The Rebuilding of the Black Baths
Chapter CCCXVII. The Rebuilding of the Black Barber Shops
Chapter CCCXVIII. The Rebuilding of the Black Beauty Parlors
Chapter CCCXIX. The Rebuilding of the Black Tailor Shops
Chapter CCCXX. The Rebuilding of the Black Shoe Stores
Chapter CCCXXI. The Rebuilding of the Black Hat Stores
Chapter CCCXXII. The Rebuilding of the Black Jewelry Stores
Chapter CCCXXIII. The Rebuilding of the Black Wat

heute zum Feste, bis zur Größe beschränkenden Weiche gebildet. Das Kleid ist von weißem Atlas, mit Tüll garnirt, und die Schleppe mit Spitzen besetzt. Der Schleier hängt in Falten über die Schleppe und geht darin unter.

Nr. 13 u. 14. Morgen-Anzüge.

neuen Jahre. Im linken Vordrucke ist einige Mehr zu sehen. Die Gelehrsamkeit der großen Magen war zusammenzu Zimmern eingeteilt. Und die Weiber- und Kinderwelt ist ebenfalls nicht vergessen. Ein Vorwort, das Lust macht, das Buch zu kaufen. Preis 1 Thlr. 15 Sgr. Verlag von L. Heinr. Klein.

Farbenreiche, mit wundervollen Stickereien (in Berlin) Schnitt in Schnitt. — Und von W. H. Kühne in Dresden ein Album für Photographien und Lithographien, und ein Stammbuch.

Digitized by Google

Eine freudige Ueberraschung.

Nach dem Originalgemälde von J. Melcher.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Die kleine Jeanne.

Novelle von E. Schroeder.

I.

Halt, halt, Mademoiſelle Jeanne! Erſt ein Tüchlein umgeſchlungen! Wenn man einen Huſten hat, ſo darf man die junge Kehle nicht ſo ohne weiteres dem Oſtwind ausſetzen, nicht ſo ohne weiteres, Kindchen!"

Das Perſönchen, das ſoeben mit einem „Bon jour, Madame Giroflé! unter dem Thorbogen durchſchlüpfen wollte, kehrt zurück und läßt es mäuschenſtill geſchehen, daß zwei ſtarkknochige, alte Hände, ihm die junge Kehle ſorgſam umhüllen. Die großen, dunklen Augen lachen freilich unter den lockigen Wimpern hervor und der kleine Mund mit den blitzenden Zähnen lacht luſtig mit, aber er ſpricht nicht aus, was das Herz denkt, nämlich: „Die gute Madame! Als ob ich eine alte, zitternde Großmutter wäre, der ein kleiner Huſten gleich ans Leben will!" Er preßt, im Gegentheil, ſeine Korallenlippen recht innig auf die braunen Fingerſpitzen, ſobald ſie ihr Liebeswerk vollbracht haben und ſagt: „Madame iſt ein Engel an Güte! Tauſend Dank! Und nun noch einmal: Bon jour!"

Fort iſt ſie. Wir laſſen Madame Giroflé, die würdige Concierge, in das düſtere Loch zurückkehren, in dem ſie eine mehr maulwurfs- als menſchenwürdige Exiſtenz führt und folgen der kleinen Jeanne. Wir müſſen ausſchreiten. Die Schritte, die ſie macht, ſind zwar zwerghaft, aber ihre Füßchen fliegen wie der Wind. Solch niedliche Füßchen! Kaum zwei Finger breit die Sohlen und nicht viel mehr wie einen Männerfinger lang, ihresgleichen findeſt Du in ganz Paris nicht und das will viel ſagen! Ob Du eine zierlichere Mädchengeſtalt findeſt? Ich glaube es kaum. Die hübſchen Pariſerinnen neigen meiſt ſchon in früher Jugend ein bißchen ſtark zum Embonpoint, Jeanne aber iſt zart und fein wie ein Elfenkind, faſt zerbrechlich zart und fein. Ihre Kleidung? Einfach ſchwarz und von dem winzigen Capothut, der ihr liebes Geſicht umrahmt, bis zu dem Röckchen, deſſen Saum ſie ſorgſam emporhält; ihrer fleißigen Nadel Werk. Jeanne iſt arm, aber es ſteckt, gottlob, in ihren Fingern ein freundlicher Genius, der ſie nährt und recht geſchmackvoll kleidet.

Wenn Du mir einen Gefallen thun willſt, lieber Leſer, ſo ſchließe

die kleine Jeanne in Dein Herz, sie hat im weiten Paris, ja in der weiten Welt, niemand, der sie kennt und liebt, außer Madame Giroflé und Dir und mir!

Außer Madame Giroflé und Dir und mir! Kaum sind mir die Worte entfahren, so ist mir, als hätte ich die Unwahrheit gesprochen, als hätte sich der kleinen Jeanne, hier in der Rue de Grenelle, im Faubourg St. Germain, plötzlich und unerwartet noch ein Herz aufgethan, das des Marquis Pierre von Valpierre!

Sie hat ihn im vorübereilen gar nicht bemerkt. Ich aber sah ihn schon von weitem aus seinem hocharistokratischen Hotel treten. Er trug eine sehr gelangweilte Miene, um Mund und Nase einen Zug, als ob ihm das Leben gewaltig bitter schmecke. Bei Jeannes Anblick aber hellten sich seine Züge auf, sprühte es wie ein Feuerfunke aus seinem matten Auge. Er warf ein paar rasche Worte über die Schulter in seinem Hausflur zurück und schiebt sich in diesem Moment, ärgerlicherweise, zwischen mich und meinen Leitstern, wie ein — —

Wie ein häßlicher grauer Schatten, hätte ich bald gesagt! Aber, wenn er auch vom Kopf bis zu den Füßen in helles, englisches Grau gekleidet ist, häßlich ist er wahrlich nicht, der Herr Marquis von Valpierre. Er hat ein feines, stolzes Gesicht, eine hohe, ebenmäßige Gestalt, eine edle Haltung und jene lässige Sicherheit der Bewegungen, die den Grandseigneur kennzeichnet. Trotzalledem hätte ich mir von manch einem körperlich minder bevorzugten Sterblichen meiner Bekanntschaft lieber den Rang ablaufen lassen, als gerade von ihm.

„Der Tausend! Wieder einmal Feuer gefangen!“ höre ich eine hämische Stimme murmeln, indem ich das Hotel Valpierre passire. Ich blicke auf und in das Gesicht des Kammerdieners Jean, der seinem Herrn vom Thore aus mit spöttischen Augen folgt. Mir ist, als drohe meinem Liebling ein Unglück. Ich stürze vorwärts, so schnell ich kann und schreite nun an der Seite des Herrn Marquis. Könnte ichs, so drängte ich mich zwischen ihn und sie, aber ich kann es nicht, ohne ihr auf die zierlichen Hacken zu treten.

Wie unverwandt seine Blicke an diesen zierlichen Hacken hangen! Wie bewundernd sie ihnen folgen, durch die breite Rue de Rennes, durch die enge Rue Bonaparte, auf dem Quai der Seine. Hier erhebt sich plötzlich ein Wirbelwind und — sieh da ein Regenschauer! Die Buchhändler, deren Waaren auf der Steineinfassungsmauer des Quais ausgebreitet liegen, suchen ihre alternden Schätze mit Blitzesschnelle unter Wachstuchhüllen zu bringen. Es sieht possirlich aus, wie die Herren stürzen, und die kleine Jeanne muß lachen, obgleich ihr die große Noth der Armen zu Herzen geht. Dann schlagen ihr die Regentropfen in das Gesicht, dichter und dichter. Sie wird sich mit Schrecken bewußt, daß ihr nettes Kleid Gefahr leidet, mehr noch ihr neuestes Hütchen und aus dem Lachen wird beinahe Weinen.

Dicht neben der Steintreppe, die zum Pont des Arts hinaufführt, sitzt ein Mütterlein in einem winzigen Zelt. Es hatte wohl die Absicht, Zeitungen zu verkaufen, aber es ist über dieser löblichen Absicht eingenickt und man könnte ihm nun getrost all seine Zeitungen stehlen, es würde gar nichts merken. Das runzelvolle, braune Antlitz gegen die dünne Zeltwand gelehnt, die Haube auf einem Ohr, schnarcht es fried-

lich in den trüben Morgen hinein. Unter des Mütterleins niedrigem Dach wäre gerade noch Platz für die kleine Jeanne, wenn es freundlich wäre und sie einließe. Sie bleibt stehen.

„Madame", fängt sie zaghaft an, „Madame, dürft ich Sie um die Gefälligkeit bitten —"

Sie bricht mit einem Ah! des Erstaunens ab, denn sie sieht sich plötzlich und unerwartet unter Dach, einem tragbaren, dunkelseidenen Regendach. Ein grauumkleideter Männerarm hält es sorgsam über sie und eine wohlklingende Männerstimme sagt dicht an ihrem Ohr:

„Pardon, Mademoiselle! Mir will es scheinen, wir gehen denselben Weg. Wenn Sie mir gütigst erlauben wollen, Sie zu beschützen —" Und lächelnd krümmte er seinen anderen, grauumkleideten Arm zum Empfange ihrer kleinen Hand.

Es ist genau, wie wenn Faust zum Gretchen sagt: „Mein schönes Fräulein, darf ichs wagen?" Aber die kleine pariser Jeanne kennt die Liebes- und Leidensgeschichte des deutschen Gretchens weder durch Goethes noch durch Gounods Vermittelung und schiebt ganz harmlos, wenn auch tief errötheud, ihren weichen Arm in den dargebotenen. Ihr Herz klopft ausgelassen, denn ein ganz kleiner Seitenblick (den er natürlich nicht gemerkt hat) hat ihr gezeigt, daß ihr Begleiter ein Herr ist, so schön und vornehm, wie ihr in ihrem Leben noch keiner begegnet, wie es in ganz Paris gewiß keinen zweiten giebt und sie freut sich unbändig auf das händeklatschende Erstaunen und Entzücken, mit dem Madame Giroflé die Erzählung dieses reizenden Abenteuers aufnehmen wird. Er redet eine ganze Reihe unendlich wohltönender Worte, die eins nach dem anderen an ihr Ohr schlagen, von denen ihr Geist aber mit dem besten Willen keines einlassen kann, denn er ist übervoll von Madame Giroflés Wonne. Er schweigt und sie wird sich mit Schrecken bewußt, daß er eine Frage gethan hat, auf die sie unbedingt und schnell, schnell eine Antwort finden muß. Sie klammert sich verzweifelt an den letzten Satzbrocken, der ihr noch im Ohre nachklingt und stammelt etwas Thörichtes, Konfuses, das ihn leise auflachen macht und ihr alles Blut aus dem klopfenden Herzen in die Wangen treibt. O! daß sich der Pont des Arts unter ihr aufthäte und die Seine sie verschlänge! Aber der Pont des Arts thut ihr den Gefallen nicht, wohl aber die Kolonnade des Louvre. Die öffnet sich ihr weit und freundlich. Wie der Blitz ist der weiche Arm aus seinem Gefängniß, seine kleine Herrin unter dem Regenschirm fort.

„Tausend Dank, mein Herr", wirft sie hastig zurück. Dann flieht sie, wie eine gescheuchte Gazelle, über den steingepflasterten Hof, unter die Kolonnade links, die breite Steintreppe hinauf, an dem Cerberus mit den Katalogen vorbei, durch die grüne Thür, in den prächtigen Saal, dessen reichen Gemälde-Inhalt Herr Louis La Caze dem Louvre vermacht hat. Hier, vor einer zierlichen Landschaft von Claude Lorrain steht ihre Staffelei. Sie entfaltet diese, greift nach der Palette, mischt ihre Farben, alles mit fliegenden Pulsen. Eben will sie zum Malen ansetzen, da thut ihr Herz einen gewaltigen Schlag, der Pinsel, der einen sitzenden Menschen, in eifriger Konversation begriffen, formen wollte, formt einen dicken Klecks und entschlüpft der erlahmt herabsinkenden Rechten.

Was ist geschehen? Die grüne Thür ist zugeklappt. Lächerliche Nervosität! Das geschieht zu Zeiten in der Minute wohl sechzig Mal. Möglich, aber an Jeannes erschrockenem Auge ist es wie ein lichtgrauer Schatten vorübergezogen, sie weiß, eine innere Stimme sagt es ihr, daß der Eingetretene unter den sechzig Menschen, die in der Minute ein- und ausgehen, gerade derjenige ist, der eben noch das dunkelseidene Regendach über ihr gefährdetes Hütchen hielt.

„Mag ers sein! Was liegt daran?" sucht die kleine Jeanne sich Muth einzuflüstern. „Er kommt, die Bilder zu besehen, wie alle anderen."

Und sie beißt die Perlenzähne aufeinander und macht sich mit entschlossener Hand an den Klecks. Bis der überwunden und vernichtet ist, hält der Heroismus gut, für die hohen Bäume links reicht er nicht mehr. Der feine Pinsel setzt an und stockt, setzt wieder an und stockt wieder, setzt zum dritten Mal an und sinkt herab.

Rasch athmend und bleich sitzt Jeanne eine Sekunde lang, dann wendet sie das Köpfchen und sendet unter den seidenen Wimpern hervor einen Blick in die indiskreten, braunen Männeraugen hinter ihr, einen tiefen, vorwurfsvollen Blick. Darauf dreht sie sich hastig wieder um und wird dunkelroth.

„Verzeihung, Mademoiselle", fleht die bekannte, wohlklingende Stimme im nächsten Moment zerknirscht an ihrem Ohr, „Verzeihung! Ich ahnte wahrlich nicht! Man ist es so gewohnt hinter den Stuhl der arbeitenden Künstler zu treten, daß man gar nicht bedenkt. Mademoiselle, ich bin untröstlich, ganz und gar untröstlich!"

Ein kleiner Seitenblick beweist Jeanne, daß er sich wirklich in verzweifelt trostlosem Zustande befindet. Der Aermste, er fängt an ihr leid zu thun!

„Mademoiselle, ich bitte, ich beschwöre Sie, sprechen Sie ein Wort, sagen Sie, daß Sie mir vergeben!"

Sie hat den besten Willen, sie setzt ein paar Mal an, aber sie bringt keinen Laut über die bebenden Lippen.

Seinerseits ein tiefer Seufzer. „Ach! Mademoiselle, Sie strafen hart! Was kann ein armer Bildernarr im Grunde genommen für das bewundernde Interesse, mit dem er die Kopie eines Meisterwerks unter Künstlerfingern wachsen sieht?"

Jetzt muß Jeanne wider Willen lächeln, denn seitdem er hinter ihr steht, ist ihren Künstlerfingern nichts entsprossen, als ein höchst unkünstlerischer Klecks. Er sieht sie lächeln, denkt: „A la bonne heure!" und lacht, versuchsweise. Sieh da, die arge List gelingt, denn nach einem Moment des Zögerns muß die kleine Jeanne mitlachen, nothgedrungen und zwar so herzlich, daß zwei große Thränen, die das Gefühl der Kränkung vorhin heraufbeschworen und die der Stolz unter den gesenkten Lidern zurückgehalten, jetzt der Heiterkeit zum Opfer fallen.

Er ist es, der den heiligen Ernst zuerst wiedergewinnt: „Dank, Dank, Mademoiselle", spricht er in innigem Ton, „Ihr Lachen bedeutet mir Verzeihung. Wäre ich nun ein genügsamer Mensch, so zöge ich den Hut und ginge befriedigt heim, denn Verzeihung ist wahrlich das Kühnste, das ich zu erhoffen wagen durfte, aber zürnen Sie mir nicht, Mademoiselle, ich bin ein gar unbescheidener Gesell. In mir steckt etwas von

der Natur des arabischen Sklaven, der nicht eher aufhörte zu betteln, als bis er sich, zum Lohn dafür, daß er seinen Kalifen mit glühendem Reis überschüttet, die goldene Freiheit erbettelt hatte und ich sage mit ihm: „Dem, der das Böse, das man ihm zugefügt, verzeiht, gebühren irdische Kronen, dem aber der dies Böse mit Gutem vergilt, gebührt das Himmelreich! Mademoiselle, wollen Sie sich an mir das Himmelreich verdienen?"

Die kleine Jeanne hat ihre Thränen getrocknet und sieht ihn an, starr vor Erstaunen. Sie ahnte nicht, wo er hinaus will.

„Wollen Sie mir", fährt er bittend fort, die reizende Kopie da für tausend Franken verkaufen!"

Jeanne faßte sich an die Stirn, der Verstand will ihr still stehen. „Tausend Franken!" wiederholte sie. „Sie scherzen, mein Herr!"

Die holde, verkörperte Bescheidenheit will damit sagen: „Fünfzig Franken hätten mir die Arbeit reichlich gelohnt!" Er aber denkt in seinem Welt- und Lebemannssinn: „Sieh da, ein kleiner Schacherjude," und entgegnet:

„Pardon, Mademoiselle, ich versprach mich, zweitausend!"

Jetzt fährt Jeanne entsetzt in die Höhe und ruft, ihm beide kleinen Hände wie beschwörend entgegenstreckend, mit einem Blick, den er sein Lebtag nicht vergißt: „Aber mein Herr, mein Herr, besinnen Sie sich doch! Tausend Franken sind schon eine so enorme Summe, daß ich sie kaum auszusprechen wage, und nun reden Sie gar von zweitausend? Für fünfzig male ich Ihnen ja das Bildchen da mit Freuden — mit Freuden!"

Nun ist die Reihe des Erstaunens an dem Herrn Marquis Pierre von Valpierre. Reizende, junge Mädchen, die Bedenken getragen, ihm seine Schätze vermindern zu helfen, sind ihm, so scheint es, in seiner Praxis, noch nicht vorgekommen. Er starrt Jeanne an, als sei sie ein kleines Kuriosum, aber plötzlich, indem er sie anstarrt, kommt es über ihn wie eine Offenbarung, wie eine hehre, eine göttliche Offenbarung! Er hat durch die klaren Fenster ihrer Augen einen tiefen Blick in ihre Kinderseele gethan, und er weiß auf einmal, warum ihr kein anderes Mädchen, warum ihr kein Erdenkind gleicht, er weiß und ein frommer Schauer überrieselt ihn bei der Erkenntniß, daß sie das keusche Frauenideal ist, das er zwanzig Jahr lang sehnsuchtsvoll, aber vergebens gesucht hat und dessen Existenz er nun schon seit zehn Jahren hartnäckig leugnet.

Jeanne hatte sich abgewandt. Ihr Gesichtchen ist hochgeröthet, ihre Finger irren ruhelos über die Blechbüchschen in ihrem Farbenkasten. Sie begreift nicht, warum sein starrer Blick sie so aufregt; sie begreift auch nicht, warum sie so heftig zusammenfährt, als er jetzt endlich die Sprache wiederfindet:

„Malen Sie mir das Bild, um welchen Preis Sie wollen, Mademoiselle", spricht er und der fast feierlich ernste Ton seiner Stimme sticht vortheilhaft ab von dem früheren leichtfertigen „Gleichviel ob ich Ihnen fünfzig oder fünfzigtausend Franken dafür zahle, ich werde bis an mein Lebensende Ihr Schuldner bleiben!" Ehrerbietig wie vor einer Königin zieht er vor der kleinen Jeanne den Hut und geht.

Wir blicken ihm nach und suchen erleichtert aufzuathmen. Wir

sagen uns: „Er ist trotzalledem ein edler Mensch, der Herr von Valpierre! Er hat hier, soeben vor unseren Augen einen schweren Kampf gekämpft und einen herrlichen Sieg errungen. Er ist mit dem festen Vorsatz gegangen, nie wiederzukommen.“ Aber wir sagen es uns vergebens, der Stein will uns nicht vom Herzen.

II.

Im Mansardenfensterchen sitzt die kleine Jeanne und malt. Das Fensterchen ist auf einem Auge blind und die Mansarde selbst ist so eng und schmal, daß wir uns nur mit Mühe darin umdrehen können. Zwei Drittel ihrer Breite und ihre ganze Länge nimmt das einfache Bett ein, in dem Jeanne allabendlich zum süßen, traumseligen Schlummer die jungen Lider schließt, in dem vor einem Jahr Jeannes Mütterchen zum traumlosen, ewigen Schlafe die sterbensmüden Lider geschlossen hat.

Das arme Mütterchen hatte wie eine Märtyrerin gelitten und Jeanne sei wie ein Engel gepflegt, nein besser wie ein Engel, über Erdenleid erhaben, wie ein innig liebendes Menschenkind. Jeder Schmerz, der die Brust der Kranken durchzuckte, war ihr wie ein Dolchstoß durch das Herz gegangen. Sie hatte ach! am besten gewußt, daß es für Mütterchens Wunde nur einen Balsam gebe und als der liebe Gott endlich diesen heilenden Balsam hineingeträufelt, da hatte sie auch, unter ihren heißen Thränen, nicht geschluchzt: „Lieber Gott, gieb sie mir wieder!“ sondern: „Lieber Gott, hab Dank, daß Du sie erlöst hast, mach sie nun recht glücklich und hab Mitleid, hab Mitleid mit mir!“ Gern hätte sie hinzugesetzt: „und laß mich sie bald, bald wiedersehen!“ Aber sie hütete sich wohl, denn Mütterchen hatte sterbend gesagt: „Um den Tod zu bitten, ist Sünde; Gott schickt ihn zu seiner Zeit. Wer weiß, wie viele Menschen noch darauf warten, daß Du ihnen ihr trauriges Leben erheiterst, meine kleine Jeanne!“

Mit Thränen in den Augen kann man keinem Menschen das Leben erheitern, das hatte Jeanne bald eingesehen, denn Thränen machen wieder Thränen. Also hatte sie erst durch ihre Thränen zu lächeln versucht und sie dann ganz getrocknet. Wenn sie jetzt noch um das todte Mütterchen weint, so geschieht es, wenn sie nachts aus dem Schlaf auffährt und den Platz an ihrer Seite leer findet, wenn niemand sie sieht als der liebe Gott.

Sie ist ein Malerkind. In die lückenhafte Weisheit dieser Erde hat der Vater sie keinen Blick thun lassen, nothdürftig lesen und schreiben und ganz vortrefflich den Pinsel führen hat er sie gelehrt. Tag für Tag geht sie in den Louvre und was die schöne Kunst klein im Format und groß im Geist geschaffen, das kopirt sie für den Bilderhändler. An etwas Originelles wagt sie sich selten, auch will sie in ihrer Bescheidenheit nicht glauben, daß Originalität in ihrem Pinsel steckt. Mag der kleine Zauberer seine Sache noch so gut gemacht haben, sie zeigt ihm eine krause Stirn und schmollende Lippen.

Augenblicklich zürnt sie ihm sogar mit Worten: „Du Bösewicht“,

grollt sie, „Du Bösewicht! Du machst ihm Augen, wie sie jeder langweilige Alltagsmensch hat. Feuer soll hinein — Feuer!

Und sie malt weiter und weiter bis die Sonne sinkt. Der letzte goldene Strahl findet sie noch bei der Arbeit. Er schaut ihr aufmerksam zu, bis seine Zeit abgelaufen und ihr Bild fertig ist. Daß sein Urtheil mit dem unseren übereinstimmt, darüber bleibt uns kein Zweifel, denn: „Gut gemacht, kleine Jeanne", sagt sein Scheideblick.

Jeanne aber ist und bleibt unbefriedigt.

„Die stolze Nase, den feinen Mund, den Bart will ich ja gelten lassen", murmelte sie, ihr Werk betrachtend, „aber die Augen, die Augen sinds nun und nimmermehr!"

Sie seufzt tief auf, lehnt sich zurück, schließt die dunkelbewimperten Lider und kann sich sofort überzeugen, daß die Seele eine weit bessere Malerin ist, als die Hand. Denn die Augen, die sich dem Pinsel nicht stellen wollten, da sind sie klar und deutlich, blicken wie sie es in den letzten acht Tagen so oft gethan, tief und innig in die ihren und sagen ihr unverständliche, aber unaussprechlich süße Dinge, zu denen ihr Mund lächeln muß.

„Ach! Mademoiselle Jeanne! Gar so lustig? Und auch noch so fleißig? Ei, der Tausend, lassen Sie doch einmal sehen! Eh nun? Was soll denn das heißen?"

Jeanne hat ihr Bildchen hastig an sich gerafft und ist aufgesprungen. Wie mit Rosenröthe übergossen steht sie da und ist ängstlich bemüht der guten Madame Giroflé die Kehrseite der Leinwand zu präsentiren, auf die Gefahr hin das geringe Feuer in den gemalten Augen an ihrem klopfenden Herzen vollends auszulöschen.

„Pardon, Madame" stammelt sie, „es ist zu schlecht, gar zu schlecht geworden!"

„Als ob ich vom Malen etwas verstände!" versetzt Madame etwas pikirt die Achseln zuckend. „Aber meinetwegen, man wird das Meisterwerk ja wohl zu sehen bekommen, sobald es fertig ist?"

Jeanne zögert einen Moment, dann nickt sie, mit niedergeschlagenen Wimpern und schamrothen Wangen, die erste Lüge ihres Lebens. Das „Meisterwerk" ist ja bereits fertig, aber nun und nimmermehr soll Madame Giroflés Blick darauf ruhen, Madame Giroflé ist die allerbeste Frau von der Welt — aber nun und nimmermehr!

Die allerbeste Frau von der Welt wendet sich getröstet wichtigeren Dingen zu. Unter Schlüsselgerassel und Kupfermünzengeklimper holt sie aus der Tiefe ihrer Kleidertasche einen Brief hervor. „Ein betreßter Bedienter hat den gebracht", spricht sie, „Ah ça, was haben Mademoiselle Jeannette mit betreßten Bedienten zu schaffen?"

Daß die Frage nicht der schalen Neugier, sondern dem tiefen Interesse entsprossen ist, sieht man an dem unruhigen Blick, der sie begleitet.

„Gar nichts", antwortet Jeanne einfach, trägt ihr Bild bei Seite und nimmt mit unschuldig verwunderten Augen, den Brief entgegen.

Diese unschuldig verwunderten Augen, die so ganz verständnißlos in die böse Menschenwelt blicken, gerade sind es, die den Brief veranlaßt. Sie haben dem Schreiber in den letzten Tagen unbewußt manchen Stich in das Herz gegeben, sie haben ihm heute Nachmittag im Louvre,

während er von einem leichten, lustigen Leben, ohne Arbeit, ohne Mühe, von prächtigen Kleidern und funkelnden Juwelen erzählte, so ernstlich ins Gewissen geredet, daß er in sich gegangen ist, auf dem Heimwege einen heroischen Entschluß gefaßt und gleich nach der Nachhausekunft folgendes zu Papier gebracht hat:

„Mademoiselle! Familienangelegenheiten zwingen mich, Paris übermorgen auf unbestimmte Zeit zu verlassen. Für den Fall, daß ich nicht das Vergnügen haben sollte, Sie vor meiner Abreise wiederzusehen, sage ich Ihnen hiermit meinen verbindlichsten Dank für das reizende Bildchen, das unter meinen Augen fast bis zum letzten Pinselstrich gewachsen ist und bitte Sie, dasselbe sobald es vollständig beendet, gütigst an Herrn N. im Bureau des alten Louvre abgeben zu wollen."

Die Unterschrift fehlt. „Sie liebt mich, gottlob, noch nicht", hat er sich gesagt, „aber sie vertraut mir, sie achtet mich und nimmermehr verrathe ich ihr den Namen, an dem sich alle bösen Zungen von Paris scharfgewetzt haben, der mich schlechterer Dinge anklagt, als mein Gewissen!"

Arme kleine Jeanne! Sie liebt ihn bereits seit dem ersten Tage, an dem sie ihn sah, aber sie selber ahnte es nicht. Die Liebe hat bis zu diesem Augenblicke wie ein süßes Räthsel in ihrer Brust geruht. Seine feurigen Blicke haben es ihr nicht zu lösen vermocht, seine eisigen Zeilen, so scheint es, wollen ihr den schlimmen Dienst erweisen. Seht nur, seht, wie in den dunklen Augen die Erkenntniß aufdämmert, daß ihr großes Unglück widerfahren ist, ein größeres als Mütterchens Tod, seht wie bleich das liebe Antlitz wird, wie matt sich die Lider schließen, wie sterbensmüde das Köpfchen auf die Hände herabsinkt, die den verhängnißvollen Brief krampfhaft umschlungen halten! Arme, kleine Jeanne!"

Und Madame Giroflé? Was sagt sie zu des Kindes Seelenqual? Sie sieht sie nicht einmal. Sie hält in zitternden Fingern zwei Banknoten, je im Werth von tausend Franken, die vorhin von Jeanne unbemerkt, aus dem Brief zu Boden geglitten sind. Sie blickt entsetzensstarr, offenen Mundes auf den unerhörten Reichthum. Allmählich aber glimmert in den ausdruckslosen Augen die Angst auf und plötzlich findet der Mund die Sprache wieder.

„Mein kleines Fräulein", ruft sie in ihrer Aufregung überlaut, „mein liebes, kleines Fräulein", woher das viele Geld!"

Jeanne ist beim Ton ihrer Stimme heftig zusammengefahren, aber sie antwortet nur durch einen verständnißlosen Blick. Als jedoch Madame die krausen Noten mit ihrer bebenden Hand glattstreicht und emporhält, sodaß die fettgedruckte Ziffer Tausend zweimal deutlich in die Augen springt, da geht ihr langsam ein Licht auf.

„Das Bild", stammelt sie, „das Bild, das —", hier kommt ihr etwas in die Kehle, sie kann nicht weiter, sie muß sich abwenden.

Madames Blicke suchen pfeilgeschwind das Meisterwerk an der Wand gegenüber, da sein Leinwandrücken ihnen das Problem nicht löst kehren sie unverrichteter Sache zur kleinen Jeanne zurück.

„Was ist mit dem Bilde, Herzensfräulein?" fragt sie.

Sie ahnt nicht, wie sie ihr Herzensfräulein foltert. Zweimal ringt es vergebens nach Athem, dann flüstert es kaum hörbar: „Das — das

Geld da — soll wohl der Preis sein für das Bild, das ich für ihn, das ich im Louvre male."

Das Angstglimmern in Madames Augen macht einen Versuch sich in Freudenfunkeln zu verwandeln, aber ihre Welterfahrenheit läßt es nicht zu.

„Zweitausend Franken für ein Bild? Unmöglich," kopfschüttelt sie. „Als sie dem Herrn Papa einmal fünfhundert gegeben hatten, war er wie närrisch vor Freude!"

Jeanne weiß, daß übermächtiges Schluchzen ihr nächstes Wort im Keime ersticken wird, sie steht immer noch abgewandt und giebt keinen Laut von sich. O! daß die beste Frau von der Welt ginge — nur auf fünf Minuten ginge!

Aber sie geht nicht. „Unmöglich, Mademoiselle Jeannette", wiederholt sie. „Es muß ein Irrthum sein."

Ja, ja es ist ein Irrthum! Alles, alles ist ein Irrthum. Das große, schöne Paris aus dem er scheidet, das lange, öde Leben, in dem die kleine Jeanne ihn niemals, niemals wiedersieht! Sie nickte heftig bestätigend mit dem Kopfe und wie sie nickt stürzen ihr die hellen Thränen unaufhaltsam über die Wangen.

„O! Madame, Madame", schluchzte sie, „lassen Sie mich allein, um Gottes Barmherzigkeit willen nur einen Augenblick allein, ich kann — ich kann nicht mehr!"

Und von ihrem Jammer überwältigt, sinkt sie neben dem Bett in die Kniee, in dem Mütterchen gestorben ist. Es erzittert unter ihrem konvulsivischen Schluchzen.

Madame steht einen Moment wie vom Schreck versteint. Und dann geht sie? Sie denkt nicht daran! Soll sie ihren Liebling, ihren Abgott an einer Herzenswunde verbluten lassen? Milde wie die himmlische Barmherzigkeit beugt sie sich über das kranke Vögelchen, nimmt es zärtlich in die Arme, bettet sein kleines Haupt sanft an ihre treue Brust und murmelt:

„Voyons, voyons, Mademoiselle Jeannette, mein Engelchen, mein Kleinod, was giebts? Was ist geschehen?"

„Er geht, er kommt nicht wieder", stöhnt Jeanne. „O! Madame, Madame, ich wollte, ich wäre todt!"

Könnte sie das Hassesfunkeln sehen, das bei dem ersten Wörtchen das Angstglimmern in Madames Augen ersetzt hat! „Der Elende", sagt es, „hätte ich ihn hier, ich schlüge ihn todt!" Aber Jeanne sieht es nicht. Sie weint, wie sie geweint hat bei Mütterchens Tod, nein leidenschaftlicher, herzbrechender, denn Mütterchen ist in den Himmel gegangen und hat ihre kleine Jeanne lieb behalten, er aber geht in die weite Welt und hat sie niemals, niemals lieb gehabt!

III.

„Heute nicht, Mademoiselle Jeanne! Mir zu Liebe, heute nicht!" Madame Giroflé flehts in den weichsten Tönen, die ihrer rauhen Kehle zu Gebote stehen, aber vergebens.

„Ich muß, Madame, ich muß", antwortet Jeanne, winkt mit der

kleinen Hand den Abschiedsgruß, zieht den Schleier über die müden Augen, die die ganze, lange Nacht, statt zu schlafen geweint haben und ist im nächsten Moment unter dem Thorbogen fort.

Jeanne, kleine Jeanne, Du thust Unrecht, der besten Frau von der Welt heute den Rücken zu kehren. Ihre nervenberuhigenden Tisanen können Dir zwar den süßen, berauschenden Liebesnektar nicht ersetzen, den Dir eine grausame Hand von den Lippen geschleudert hat, aber vor dem Verdursten schützen sie Deine Seele immerhin. Bliebest Du heute bei ihr, wer weiß, ob dann nicht noch einmal für Dich ein Tag käme, an dem Du lächelnd auf diesen ersten zerstörten Jugendtraum zurückblicktest! Jeanne, kleine Jeanne, mit jedem Schritt, den Du dem großen Louvre entgegenthust, forderst Du Dein Schicksal heraus! Was treibt Dich? Du weißt besser als wir, daß Du Deine Arbeit heute nicht fördern wirst. Was treibt Dich? Eine thörichte Hoffnung, die Du auf drei schwache Worte gebaut hast: „Für den Fall, daß ich Sie nicht wiedersehen sollte —"

„Gieb ihm von seinen Geschäften so viel Zeit, daß er einmal noch in den Louvre kommt, daß ich ihn einmal, wenn auch nur auf einen kurzen Moment noch wiedersehe und ich will nicht murren, lieber Gott, ich will Dir danken, ewig danken", betet sie in ihrem Herzen.

Wie anders dieser Tag, als jener, an dem sie ihn zum ersten Mal sah! Unter Sturm und Regen ist er ihr erschienen, heute liegt auf dem Seinequai, auf dem Pont des Arts heller Sonnenschein. Der Vater hat Jeanne immer nur sein Sonnenkind genannt, aber sie ist der großen Welterleuchterin übernacht eine unnatürliche Tochter geworden. Sie liebt Sturm und Regen, sie haßt, sie haßt die Sonne.

Wie anders dieser Tag und wie endlos lang! So oft die Thür geht, fährt sie zusammen, so oft sich ihrem Sessel hinterrücks ein Schritt naht, thut ihr Herz einen lauten Schlag, schwankt der Pinsel in ihrer Hand und sie wirft so viele scheue, hastige Seitenblicke, daß es wahrlich kein Wunder ist, wenn der impertinenten Neugier hinter ihr hin und wieder das Gefühl ihrer Ueberflüssigkeit aufgeht und sie sich auf zögernden Sohlen entfernt.

„On va fermer!" ruft der langbemäntelte Wächter der Kunstschätze der Galerie La Caze. Von seinen Lippen klingt der Ruf wie ein Erlösungsseufzer, im Ohre der kleinen Jeanne hallt er wieder wie ein Todesgruß. Lang wie die Ewigkeit ist ihrer Ungeduld dieser Tag geworden, nun er zu Ende gegangen, ist es ihrer Verzweiflung, als habe er nach wenigen Sekunden gezählt.

Sie hat heute nicht wie sonst, um die Mittagsstunde ihren Posten verlassen, um in einem nahen Bäckerladen ihren Hunger zu stillen, sie hat es nicht gewagt, aus Furcht, sie möchte ihn verfehlen. Ihre Seele hat auch keinen anderen Hunger gefühlt, als den nach seinem Anblick. Nun sie sich erheben will, rächt sich der mißachtete Körper. Ihre Kniee wanken, ihr Blut gerinnt zu Eis, die Zähne schlagen ihr klappernd zusammen und sie ist im Begriff gegen die Wand zu taumeln, als eine milde Hand sie auf ihren Sessel zurückzieht. Durch den Schleier der Halbohnmacht sieht sie den armen, alten Maler, der seit gestern neben ihr arbeitet und dessen fadenscheinige Kleidung und eingefallene Wangen die ungeheure Leere seines Geldbeutels versinnbildlichen, beschäftigt, ihr

Handwerkszeug zusammenzulegen. Als er damit fertig ist, bietet er ihr freundlich seinen Arm zur Stütze.

„Mademoiselle fühlen sich unwohl, wenn Mademoiselle mir erlauben wollen, Sie hinunterzubegleiten?"

Jeanne nickte, keines Wortes mächtig und läßt sich von ihm die hohe Steintreppe hinabführen, durch die Glasthür in den Säulengang.

„Und wohin nun?" fragte der barmherzige Samariter, dem daheim die einzige, warme Mahlzeit erkaltet, die ihm des Tages Last und Mühe lohnt. „Wohin nun, Mademoiselle?"

„Tausend Dank, lieber Herr", murmelt sie, „keinen Schritt weiter, ich bitte Sie! Ich bin bald zu Haus."

Bald zu Haus? Für einen gesunden Menschen mag der Weg nicht allzuweit sein, aber für ein armes, krankes Kind? Gute, kleine Jeanne, der Weg liegt vor Dir wie die Unendlichkeit so lang, aber Du fühlst durch Deinen großen Schmerz hindurch Mitleid für den schwachen Alten: Ich kann ihn dem Sturm nicht aussetzen, denkst Du und dem Schnee, und Du sagtest: „Bald zu Haus!" Gute, kleine Jeanne, Gott habe Dich doppelt in seiner Hut, die Du den einzigen menschlichen Schutz, der sich Dir bot, selbstlos ausgeschlagen!

Der Alte wünscht gute Besserung und verschwindet in den Hof der Tuilerien. Wenn Du in entgegengesetzter Richtung, jetzt auch gingest, Jeanne? Kostbar sind die Minuten, die unser Erdendasein ausmachen. In jeder wird ein Mensch geboren, stirbt ein Mensch, an jeder hängt ein Menschenschicksal. Wenn an einer der nächsten nun Deines hinge, kleine Jeanne?

Sie geht nicht. Sie sieht doch wohl ein, daß sie für Sturm und Unwetter nicht geschaffen ist, das arme Sonnenkind. Dreimal setzte sie den Fuß aus der schützenden Halle, dreimal zieht sie ihn schaudernd zurück. Eisig weht der Wind, treibt ihr scharfprickelnden Schneestaub entgegen, spottet ihres dünnen Mäntelchens, erstarrt ihr das Blut in den Adern, verwandelt die Thränentropfen, die von ihren Wimpern fallen im Netz ihres Schleier in harten Krystall.

„Es wird besser werden", denkt sie, schmiegt sich zitternd an die kalte Steinwand und wartet, wartet bis im Hof des Louvre die Gaslaternen aufflammen.

Nun ists zu spät, kleine Jeanne! Die kostbare Minute, an der Dein Erdenglück hing, ist in das Meer der Ewigkeit geronnen. Du magst eilen, wie Du willst, Du entgehst Deinem Verhängniß nicht mehr!

Der Schnee hat nachgelassen, aber wildheulend fegt der Sturm über den Pont des Arts. Er hascht nach Jeannes flatternden Kleidern, packt die zarte Gestalt selber, hebt sie in gewaltigen Armen und will sie gegen die Steinbalustrade schleudern, als ein schützender Menschenarm sich um sie schlingt.

„Jeanne! Mademoiselle Jeanne! Ist es möglich! Um diese Stunde, bei diesem Unwetter und allein?"

Die Worte sind dem Redenden in fliegender Hast über die Lippen gestürzt, jetzt thut er einen tiefen Athemzug und: „Jeanne, Jeanne", jubelt er auf, noch einmal sehen wir uns wieder!"

Ja, es ist kein Traum, noch einmal sieht sie ihn wieder! Nun ist

alles gut! Fort ist die Ohnmacht, die Todesmüdigkeit, die sich eben noch bleiern über ihre Lider legen wollte. Sie ist mit einem Schlage wieder im Vollbesitz ihrer Jugendkraft, warm pulsirt das Blut in ihren Adern, heiter lacht ihr das Leben. Er ist da! Die düstere Nacht ist ihr zum lichten Tag geworden, die Winterkälte zur linden Frühlingswärme, der rauhe Nordost zum fächelnden Zephyr! Er ist da, der große Zauberer! Sein starker Arm umfängt sie. Sie wagt kein Wort an ihn zu richten, aber wenn sie je im Leben glücklich gewesen ist, jetzt ist sie glücklich!

„Jeanne", wiederholt er in leisen, weichen Herzenstönen, „noch einmal sehen wir uns wieder!"

„Ja", haucht sie, „ja, Gott ist gut!"

Ein seliges Lächeln umschwebt ihre Lippen, ihr Auge strahlt, ihr ganzes Antlitz schimmert verklärt. Wenn sie je in ihrem Leben schön gewesen ist, jetzt ist sie engelsschön.

Ihre Worte, ihre Blicke sind ihm eine wundersüße Offenbarung. „Jeanne", ruft er und seine Stimme bebt vor innerer Erregung, „kleine Jeanne, ists möglich, daß es Dich betrübt hätte, wenn ich ohne Abschied gegangen wäre?"

Großer Gott, ob es sie betrübt hätte! Sie kann den Jammer, den sie gefühlt hätte nicht in Worte fassen, sie kann nur stumm bejahend mit dem Kopfe nicken.

Er beugt sich hastig zu ihr nieder und bemächtigt sich ihrer schlanken Finger. „Und wenn ich Dir nun die Hand drücke, sieh so, und sage: „Leb recht, recht wohl, kleine Jeanne, gedenke des fernen Freundes manchmal!" dann bist Du befriedigt, dann heißest Du mich fröhlich gehen — auf Nimmerwiedersehen?"

Es wäre ihre heilige Pflicht, sie weiß es wohl. Gott hat ihr die große Bitte erfüllt, die sie heute Morgen an dieser Stelle gebetet, er hat ihr den geliebten Mann noch einmal zugeführt, nun ist es an ihr, ihn ziehen zu lassen, ohne Murren. Aber ach! sie kann es nicht. Schon das bloße Wort: „Auf Nimmerwiedersehen" bleicht ihre Wange, hängt eine große Thräne an die Wimper.

Er sieht die Thräne und sein Herz jubelt auf — sein selbstsüchtiges Herz!

„Jeanne, kleine Jeanne", flüsterte er dicht an ihrem Ohr. „Es steht bei Dir! Sprich ein Wort, eine Silbe nur, und ich gehe nicht. Sage, daß Du mich liebst, Jeanne! Sieh ich — ich liebe Dich mehr als die ganze Welt, mehr als mein Leben, mehr als meine Seligkeit!"

Er liebt sie! Das Herz will ihr vor ungestümer Freude aus der Brust springen, mit beiden Händen muß er den Wildfang bezwingen.

„Sei barmherzig, kleine Jeanne", wiederholte er im flehenden Ton: „Sage, daß Du mich liebst, daß ich bleiben soll!"

Kein Laut, nicht der leiseste Hauch kommt über ihre zitternden Lippen, aber ihre Augen ertheilen ihm die ersehnte Auskunft deutlich genug. Er schließt sie jubelnd in seine Arme, er bedeckt ihr zartes Antlitz mit leidenschaftlichen Küssen.

„Mein Liebling", murmelt er, „mein Abgott, nie, nie sollst Du es bereuen! So wahr mir Gott helfe, ich bleibe Dir treu bis in den Tod!"

Die letzten Worte sind nicht so sehr an die kleine Jeanne, als an

die goldenen Sterne gerichtet; sie klingen trotzig herausfordernd, sie sollen die himmlischen Zweifler bekehren.

„Treu bis in den Tod", wiederholte Jeanne und auch sie schaut zu den Sternen empor, aber nur um lächelnd und lautlos zu fragen: „Glaubt ihr, daß auf Gottes Erdboden ein glücklicheres Menschenkind existirt, als ich, ihr Weitgereisten?"

Ach! Sie ist der verneinenden Antwort so gewiß, sie wartet sie nicht einmal ab. Ihr seliger Blick sucht die braunen Augensterne, die über ihrem Leben aufgegangen sind. Sie leuchten ihr herrlicher als alle Gestirne des Himmels, sie schauen ihr ins Herz hinein und sagen ihr unaussprechlich süße Dinge — unaussprechlich süße Dinge!

Eiskalt weht der Wind, Jeanne fühlt ihn nicht. Von seinem Arm eng umschlungen, von den Falten seines Mantels warm umhüllt, wandelt sie dahin. Wohin? Sie weiß es nicht. Ihr Fuß folgt willenlos den beiden Leitsternen über ihr.

„Wo wohnst Du, kleine Jeanne?" bricht er plötzlich das Schweigen. Sie bleibt erschrocken stehen. Sie hatte vergessen, daß sie eine andere Heimat hat, als die an seiner Brust und die Nacht, die inzwischen hereingebrochen ist und die beste Frau von der Welt, die sich zu Tode ängstigt! Eiligst will sie ihrem Gefängniß entschlüpfen, aber es gelingt ihr nicht. Der Mantel wird ihr zum Labyrinth, die tastenden Händchen gerathen in Fesseln.

„Monsieur! Monsieur, ich bitte Sie!"

„Nenne mich Pierre, süßes Herz und Du!"

„P—", setzte sie an, wird roth und läßt das Köpfchen hängen.

„Pierre", soufflirt er flehend an ihrem Ohr.

Noch eine kurze Geduldsprobe, dann, leise wie ein Hauch:

„Pierre!"

Er küßte den kleinen, gehorsamen Mund in stürmischer Dankbarkeit: „Nun bitte, mein Liebling, bitte, was Du willst!"

„Laß mich fort", flüstert sie.

„Grausames Kind, Du willst mich verlassen?"

„Es ist spät und ich habe noch weit nach Hause!"

„Und wo bist Du zu Haus, meine Jeanne!"

„50, Rue Vaugirard, sechs Treppen hoch."

„Unter dem Dach?"

Sie muß über seinen entsetzten Ton ein wenig lächeln. „Ja", nickt sie, „unter dem Dach. O, es ist hübsch so hoch über der Welt und so dicht beim blauen Himmel zu wohnen", fährt sie tröstend fort. Vom Straßenlärm hört man nur wenig und, wenn man einmal stirbt, so hat man einen kurzen Weg."

Der Nachsatz klingt eher heiter, als elegisch, ihn macht er schaudern.

„Sprich nicht vom Sterben, Jeanne", ruft er, sie leidenschaftlich an sich pressend, „nimm das grausige Wort nicht auf die Lippen!"

Sie blickte aus frommen Kinderaugen verwundert zu ihm empor. Sie hat das Wort nur leichthin gesprochen, denn nie ist ihr das Leben so schön erschienen wie in diesem Augenblick, aber grausig kann es ihr nicht mehr sein, seitdem Vater und Mutter sie im Himmel erwarten, ihm ist gewiß noch niemand gestorben.

„Jeanne, meine Jeanne", fährt er aufgeregt fort, „Du darfst mirs

nicht zu leide thun, Du darfst nicht in die elende Mansarde zurückkehren, die Dich auf Todesgedanken bringt!"

„Und wohin soll ich?" fragt ihr erstaunter Blick.

„Du sollst mit mir gehen, mein Kleinod, mein höchstes Gut! Ich will Dich hegen und pflegen, ich will Dich auf Händen tragen. Du sollst an meiner Seite ein glückseliges Leben führen, lange, lange Jahre hindurch und wenn der Tod einst kommt — Aber laß den Tod! Willst Du mit mir gehen, kleine Jeanne?"

Sie soll mit ihm gehen, mit ihm, denn sie liebt, wie einst Mütterchen mit dem Vater gegangen ist, sein Weib soll sie werden! Jeannes Herz kann das Uebermaß der Freude nicht fassen, es stürzt ihr in hellen Thränen über die Wangen.

„Du weinst? Du willst nicht! O! Jeanne, sei barmherzig. Sieh, ich bin einsam, einsamer als Du, mein Leben ist Qual, Du, Du allein, kannst mirs zur Wonne machen. Habe Mitleid, mein Herzliebling, habe Mitleid!"

Sie hat Mitleid, mehr als Mitleid, sie hat Liebe genug ihm blind vertrauend zu folgen, wohin er will, bis an das Ende der Erde, das ists, was ihr Auge ihm durch Thränen sagt, was ihr Mund stammelnd bestätigt.

Ihr Haupt ruht an seiner Brust, ihr Schicksal in seiner Hand. Von ihm wird Gott, wenn anders ein Gott über den Sternen thront am Tage des jüngsten Gerichts ihre Unschuld fordern, er sagt es sich und er ist bereit, Rechenschaft abzulegen für sich und für sie, bereit doppelte Verdammniß zu empfangen!

„Komm, Jeanne", spricht er, „komm mit!"

„Jetzt — gleich?"

„Wenn Du mich liebst?"

Willig läßt sie sich von ihm fortführen, durch schmale, dunkle Gassen und breite, helle Straßen, denkt nur an ihre Seligkeit und spricht kein Wort, bis ihr der Schutzengel eines eingiebt, der unsichtbar zu ihrer Rechten schreitet:

„Ists noch weit Pierre", fragt sie, die Strahlenaugen zu ihm aufschlagend, „bis zur Kirche?"

Er fährt zusammen. „Bis zur Kirche?" stammelt er, stehenbleibend, „zu welcher Kirche, Jeanne?"

Sie muß über seine Geistesabwesenheit lächeln. „Zu der Kirche, mein Pierre, in der ich Deine Frau werden soll", antwortete sie treuherzig.

Als ihm aber auch nach dieser naiven, kleinen Erklärung immer noch kein Licht aufzugehen scheint, als sein Blick starr bleibt und seine Lippen stumm, da schlägt es ihr wie eine Feuerflamme in das Gesicht und sie senkt, zu Tode erschrocken, das Köpfchen. Großer Gott, sie hat ihn mißverstanden! — Aber, wie ists möglich, wie ists möglich? Sagte er nicht: „Du sollst an meiner Seite ein glückseliges Leben führen!"

„Jeanne, Du kannst mein Weib nicht werden."

Langsam, dumpf und schwer, wie die ersten Erdschollen auf einen Sarg, so fallen diese Worte auf Jeannes neugeborenes Glück. Leichenblässe überzieht ihre Wangen, ihr armes Herz erstarrt zu Stein. Der

helle Glanz in ihrem Auge weicht einem trostlos jammervollen Blick, der sagt dem Himmel, sagt den leblosen Dingen um sie her: „Ihr habt euch nicht getäuscht! Es war wirklich seine Stimme, seine eigene, theure Stimme, die da sprach. Ach Gott, ach Gott! Nun ist kein Zweifel mehr, das Fürchterliche ist wahr!"

„Jeanne", ruft er und die heiße Leidenschaft bricht jäh durch den Eispanzer, den die Verzweiflung um sie legen wollte, „Jeanne, ich gäbe alles was ich habe, ich würde mit Wonne zum Bettler, wenn ich Dich zu meinem Weibe machen könnte — heute noch! Aber ich kann nicht, ich kann nicht! Verfluchte Menschengesetze sind dagegen! Ich bin ohnmächtig, ohnmächtig!"

Er ballt die Faust und sein zorniger Blick klagt den Himmel an, der langmüthig Menschengesetze duldet, gegen die der Wille des Herrn von Valpierre ohnmächtig ist, der gute, der selbstlose Wille, der das Proletarierkind zur Marquise erheben möchte!

„Gräme Dich nicht, Pierre", fängt sie mit zitternder Stimme an zu trösten. „Ich wäre gar zu gern mit Dir gegangen, aber wenn es denn nicht sein kann, so, so —." Sie kommt vor Schluchzen nicht weiter, denn, ach Du lieber Gott, wenn es doch hätte sein können, wie wunderschön wäre es gewesen!

Er schließt sie heftig in die Arme: „Jeanne!"

Was ihm sein böser Engel auf die Zunge legen will, sein guter sucht es mit Gewalt zurückzudrängen, aber es gelingt ihm nur auf einen kurzen Moment, der Feind ist übermächtig.

„Jeanne, was hindert Dich, mit mir zu gehen, wenn Dein Herz Dich treibt und keine Menschenhand Dich zurückhält?"

Das sind wieder die süßen, verlockenden Worte von vorhin, die, mit dem Verstande geprüft, Sinn und Bedeutung verlieren! Wie kann sie mit ihm gehen, der ihr weder Vater noch Bruder ist, wenn sie sein Weib nicht werden darf?

„Nichts hindert Dich", fährt des Versuchers schmeichelnde Stimme fort, „gar nichts, mein Liebling! Du bist allein auf der Welt. Du bedarfst eines liebenden Beschützers. Du bist zu zart und schwach, für Dein tägliches Brot zu arbeiten, für Reichthum und Wohlleben bist Du geschaffen! Jeanne, kleine Jeanne, Trauring und Priesterwort sind Menschenerfindung, sind überflüssige Dinge, wo zwei sich innig lieben. Die Ureltern bedurften ihrer nicht, Gott fügte ihre Herzen zusammen und sie hielten treu zueinander für Zeit und Ewigkeit! Gott hat unsere Herzen zusammengefügt, Jeanne, gieb mir die Hand, geh mit mir und wir wollen treu zueinander halten bis über das Grab hinaus!"

Nie haben Teufelsworte einem Menschenohr so sehr wie Engelsworte geklungen! Jeanne hat ihnen athemlos gelauscht. In ihren Augen ist ein neues Licht aufgegangen, es hat alle ihre Thränen getrocknet. Aber ein Etwas in ihrer Brust, ein Etwas, das sie noch nicht klar erkannt hat, hindert sie, sofort ihre Hand in die seine zu legen und mit ihm zu gehen.

„Du zögerst, Jeanne? O, fasse Vertrauen, mein Liebling! Sieh, ich schwöre es Dir, bei den Sternen über uns, bei allem, das auf dieser Welt groß und schön und herrlich ist, ich will Dich hüten und bewahren, wie ein Geizhals seinen Schatz, ich will nie von Deiner Seite weichen,

nie auch nur auf einen Tag, auf eine Stunde und wenn — es ist, gottlob, nichts unmöglich unter der Sonne — wenn der Tod mir einst den Gefallen thut, das Hinderniß zu beseitigen, das uns jetzt den Weg zum Altare versperrt, dann wollen wir das Versäumte gut machen, Jeanne, dann sollen Trauring und Priesterwort uns auch vor den Menschen vereinen!"

In ihren leuchtenden Augen steht es zu lesen, wie gern, wie gern sie der Lockung Folge leistete, aber gegen die bestrickende Stimme des Redners erhebt sich jetzt laut und deutlich die des unbestimmten Etwas in ihrer Brust: „Du sündigst", sagt es, „wenn Du mit ihm gehst!" Es sagt ihr nicht wie, sagt ihr nicht warum, sondern läßt als einzige Erläuterung eine halbverblichene Erinnerung in ihr aufsteigen:

„Als ich noch ein kleines Kind war, Pierre, da hatte ich eine große Freundin, zehn Jahre älter als ich, die hieß Marie und war wunderschön. Es kam ein fremder Maler in die Gegend, der malte ihr Bild und eines Tages war sie mit ihm verschwunden. Sie blieb lange weg, und als sie wiederkam, bleich und krank, da stieß ihr Vater sie mit Fußtritten von sich. Ich lief weinend zu dem meinigen und bat ihn, das arme Mädchen vor dem Wütherich zu schützen. Der aber rührte sich nicht vom Fleck und sagte ganz finster: „Der Mann hat recht. Ich thäte dasselbe, wenn Du mir so wiederkämst, meine Jeanne!" Die unglückliche Marie! Ihre Strafe schien mir viel zu hart für ihr Vergehen. Nachbars Antoine war als Knabe auch heimlich aus dem Elternhause weggelaufen und als er als stattlicher Mann heimkehrte, da nahmen sie ihn mit offenen Armen auf. Ich habe gar kein Elternhaus mehr, mein Pierre, keinen Menschen, den ich um Erlaubniß zu fragen brauchte, ich könnte ganz frei und offen mit Dir gehen, aber —"

Das Aber und der Seufzer, der es begleitet, beweisen, daß die warnende Stimme in Jeannes Brust noch immer deutlich vernehmbar sagt: „Du sündigst, wenn Du mit ihm gehst." — „Warum nur, warum?" fragt sie sich in heller Verzweiflung. „Mariens Fall ist ja nicht der meine." — „Nicht der Deine und doch der Deine", antwortet die hartnäckige Stimme, die ganz gewiß unrecht hat, wenn Jeanne es ihr nur beweisen könnte! Aber den Beweis zu liefern hält schwer, denn Jeannes Erinnerung ist träge. Erst ist sie gar nicht zum Reden zu bringen, dann giebt sie zögernd zu, daß es ein besonderer Grund war, der Mariens Handlung so strafbar machte, den Grund aber zu nennen weigert sie sich, bis sie Jeannes angstvoll forschenden Augen und krampfhaft gefalteten Händchen nicht mehr widerstehen kann. Da erbarmt sie sich und flüstert: „Kleine, vergeßliche Thörin, weißt Du denn gar nicht mehr?"

Die Mittheilung ist traurig genug, aber sie macht Jeannes Herz so laut aufzujubeln, daß die Worte des unbequemen Mahners in ihrer Brust ungehört verhallten. Sie glaubte ihn zum Schweigen gebracht und triumphirt:

„Wußte ichs nicht, daß ihr Fall anders gewesen, ganz anders! O, mein Pierre, jetzt folge ich Dir, wohin Du willst, wohin Du willst! Die Marie, das arme Ding, siehst Du, hatte sich verleiten lassen mit einem schlechten Mann zu gehen, der Gottes Gebote nicht ehrte, der daheim schon ein Weib hatte."

Die Worte trafen ihn wie ein Faustschlag ins Gesicht. Er taumelt zurück und steht dann leichenblaß und mit verzerrten Zügen. Was sein guter Engel nicht vermocht hat, das thut ihr unschuldiges, ihr himmlisches Vertrauen, es zeigt ihm das Schreckgespenst seines sündigen Ich. Klar und deutlich steht es vor seiner schaudernden Seele, wie es klar und deutlich vor der ihren stehen wird, wenn ihr nach kurzem Liebesglück die Augen aufgehen werden!

„Zurück, zurück!" wehrt er den kleinen Händen, die sich ihm freudig entgegenstrecken, „rühre mich nicht an, Jeanne! Der Teufel, der die Marie in Versuchung führte, war ein Engel des Lichts gegen mich! Er lockte sie nicht blindlings ins Verderben, ich aber, ich, Jeanne, Jeanne, ich habe ein Weib daheim und ich verschwieg es Dir!"

Wie vernichtet von dem Bekenntniß stürzt er in die Kniee, in den Staub des Weges der elysäischen Felder, der Herr Marquis von Valpierre! Wie würden die hochwohlgeborenen Freunde lachen, die ihn heute Morgen in diesen selben Feldern stolz zu Rosse gesehen haben, wenn sie zugegen wären. Aber sie sind, gottlob, nicht zugegen, es sieht ihn niemand außer uns und wir, wir lachen nicht, uns ist er in seinem Leben nicht so achtenswerth erschienen.

„Jeanne, hörst Du mich?"

Kein Wehlaut, kein markerschütternder Jammerruf hat seine Beichte beantwortet. Sie steht starr wie ein Marmorbild vor dem Unfaßbaren.

„Hörst Du mich, Jeanne? Ich habe ein Weib daheim, ich wollte Dich zur Todsünde verführen!"

Zur Todsünde! — Er — sie? Er, der ihr der Inbegriff alles Guten und Edlen gewesen, in dem sie ihre Liebe, die Wahrheit und die Tugend selbst gesehen? Zur Todsünde — er — sie? Langsam geht ihr das Verständniß auf und mit dem Verständniß kommt die Gewißheit, daß es nun auf Erden keine Wahrheit, keine Tugend, keine Liebe mehr giebt und über der Gewißheit bricht ihr das Herz.

„Jeanne, Jeanne, sprich ein Wort! Verdamme mich! Fluche mir, nur tödte mich nicht mit diesem Schweigen!"

„Wir wollen einander vergessen, Pierre", schluchzte sie, „und Gott wird uns verzeihen!"

Damit ist sie unter den Bäumen weg.

Er will aufspringen, ihr nachstürzen, ihren Namen rufen, aber sein und ihr guter Engel ist jetzt übermächtig, er hemmt ihm Fuß und Zunge. Lange nachdem die Dunkelheit ihren kleinen Schatten aufgenommen kniete er noch, von Reue überwältigt, im Staube des Weges der elysäischen Felder.

IV.

Seit sechs Wochen ist der Marquis von Valpierre beständig unterwegs. Er reist zu seinem Vergnügen, wie die Welt zu seinem Verdruß, wie sein Kammerdiener behauptet.

Als wir dem alten Bekannten, Freund wollen wir ihn noch nicht nennen, vor einiger Zeit im Pitti Palast begegneten, da waren wir fast geneigt, dem Kammerdiener recht zu geben. Wer mit solch finsteren

Mienen die Freude sucht, der findet sie nicht, dem geht sie hundert Schritt aus dem Wege und wer den herrlichsten Madonnen kaum einen Blick gönnt und vor jeder im unverständigen Herzen wiederholt: „Jeanne ist heiliger, Jeanne ist schöner!“ dem verschließt die Kunst auch ihre Genüsse. Von Florenz aus ist er in das Gebirge gereist, genau wohin weiß niemand, selbst sein Kammerdiener nicht, den ein wachsendes Häuflein von Briefen, die er nicht befördern kann, in täglich größere Aufregung versetzt. Erst als zwei pariser Depeschen den Verantwortlichen nahe an den Rand des Wahnsinns gebracht haben, kommt Aufklärung: „Ich erwarte Sie in Rom noch heute Abend.“

Am selbigen Abend hält der Marquis von Valpierre die beiden Depeschen in Händen. Sie sind vier Tage zurück datirt. Die erste lautet: „Vor einer Stunde ist die Marquise im Bois de Boulogne mit ihrem Pferd gestürzt. Lebensgefährlich verletzt.“

Die zweite: Soeben ist die Marquise nach kurzem Todeskampf verschieden.

Was ihm im Moment des Lesens durch das Hirn zuckte, er schaudert, es sich klar zu machen. Er läßt sich keine Sekunde zum Nachdenken. Mit einem Sprung ist er an der Thür.

„Ich reise sofort nach Paris ab. Sie folgen mit dem Gepäck!“ Damit ist er hinaus und verschwunden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vorwärts, vorwärts durch die Nacht, vom Dampfroß gezogen! Guter Gott, wer ihn von den Gedanken befreite, die schneller eilen als das Dampfroß, die heftiger arbeiten, die lauter toben! So oft er sie in die Flucht schlägt, so oft kommen sie wieder, lärmend, lachend, höhnend: „Du magst Dich anstellen, wie Du willst, Du wirst uns nicht los! Wir haben Dich! Wir halten Dich! Du sollst uns hören! So jung, so schön und todt? Schauerlich, schauerlich! Aber, ha! ha! ha! wir freuen uns doch, spare die Mühe, Du kannst es nicht leugnen, wir freuen uns, wie wir uns seit sechs Wochen nicht gefreut!“

Oder, schlimmer noch, sie kommen verstohlen heran, sie zischeln, sie flüstern: Weißt Du noch? Die Nacht, da Du sagtest: „Wenn der Tod mir einst den Gefallen thut, das Hinderniß zu beseitigen? Sieh da! Er hat Dir den Gefallen gethan. Der Weg zum Altar ist frei! Freue Dich!“

Vorwärts, vorwärts, vom Dampfroß gezogen, von den Furien seiner Gedanken gefoltert, durch die Nacht, bis sich endlich am zweiten grauen Morgen Paris aufthut und das Hotel in der Rue de Grenelle!

Schwarze Gestalten, lange Gesichter heißen ihn willkommen, führen ihn, drängen ihn, zwingen ihn fast in den düsterverhangenen Saal, in dessen Mitte das schauerliche Gerüst, umstanden von Priestern und Gaffern, umgeben, überladen von all dem Prunk, mit dem die römische Kirche die sterblichen Ueberreste des Reichen ehrt, dessen Seele sie selig gemacht hat!

„Wir haben den Sarg geschlossen“, tönt die Stimme des Haushofmeisters leise an seinem Ohr. „Wenn aber Monsieur le Marquis die Todte noch einmal zu sehen wünschen —“

„Nein! Nein!“ ist die Antwort, so wild hervorgestoßen, daß der Alte erschrocken zurückbebt.

Noch eine Reise, der Familiengruft in der Schloßkapelle von Valpierre in der Champagne, ihrer letzten Ruhestatt entgegen. Ihrer letzten Ruhestatt, die sein Weib gewesen und die ihm ferner gestanden hat, als manche andere! Das Ehebündniß, von den Eltern befohlen, nicht weil Gemüth und Charakter, sondern weil Rang und Besitz zueinander paßten, das Ehebündniß von beiden Seiten mit Widerwillen eingegangen, auf keiner von beiden heilig gehalten, jetzt hat es der Tod geschieden!

Weihrauchdüfte, Kerzengeflimmer, Grabgesänge und eine Leichenrede, die die kleine Gemeinde aus dem Dorfe, welche an der Todten nichts verliert, als eine rücksichtslose Gebieterin, zu heißen Thränen rührt und die an ihres Gatten Ohr wie leerer Schall vorüberzieht. Dann die düstere, schauerliche Gruft, die sich ihr aufthut und er, den während der Beisetzung wie Fieberfrost der Gedanke schüttelt, daß seine Leiche die nächste sein wird, die allernächste! Darauf ein einsamer Nachmittag auf seinem Schlosse. Seine Dienerschaft, die durch tiefes Schweigen den Gram ehrt, der nicht ist. Lautlose Stille, die ihm den Tumult in seinem Innern nur hörbarer macht.

Ruhelos geht er in seinem Zimmer auf und ab. Dann und wann bleibt er stehen: „Soll ich?" fragt er sich, den sehnsüchtigen Blick nach Paris gewendet. „Soll ich?"

Aber es ist eine Macht, die ihn zurückhält, die ihn zwingt, die Rückkehr auf morgen zu verschieben, anstandshalber.

Eine dritte schlaflose Nacht, ein dritter grauer Morgen, eine dritte Reise, anders als die beiden vorhergehenden, aber um wenig fröhlicher. Wenn Hoffnung ihm die Brust schwellen will, so kommt die Erinnerung an gestern, die sie niederdrückt und mit der Erinnerung etwas wie ein ahnungsvolles Grauen vor dem Heute.

50, Rue Vaugirard. Zur rechten Seite des Thorbogens ein Café, zur linken eine Spielwaarenhandlung, unter dem Thorbogen selbst eine starknochige Frau, die aus verweinten Augen in das Straßentreiben starrt. Bei seinem Anblick fährt sie zurück wie vor einem Gespenst, scheint im nächsten Moment wieder auf ihn zufahren zu wollen mit verdächtig gekrümmten Fingern, besinnt sich jedoch eines anderen und steht, die Krallen gegen die eigenen Handflächen gekehrt, mit zusammengebissenen Zähnen und Blicken, die nichts Gutes funkeln.

„Madame Giroflé?" Die Dame entspricht Zug für Zug dem Porträt, das ihm eine kleine Künstlerin gemalt, den Zorn abgerechnet, den er respektirt und zu beschwichtigen hofft.

„Sie wünschen, mein Herr Marquis von Valpierre?"

„Ah! Sie kennen mich?"

„Wer in Paris sollte Sie nicht kennen!"

Ihr Ton klingt beleidigend, aber er beleidigt nicht, im Gegentheil.

„Du guter Tugenddrache, der Du mir meinen Schatz hast bewachen helfen, es soll Dein Schade nicht sein", denkt er bei sich. Laut spricht er: „Ich suche eine junge Malerin, die hier im Hause wohnen soll, sechs Treppen hoch!"

Es zuckte wie zärtliche Rührung um seine Lippen, während sein Auge die schwindelnde Front mißt. „Getrost, mein Liebling, von nun an bis ans Grab soll Dir jeder Weg geebnet sein", sagt sein Blick.

„Ihren Namen?“ Madames Stimme klingt heiser.

„Mademoiselle Jeanne B —“

Durch den steinernen Grimm in Madames Antlitz bricht es plötzlich wie Verzweiflung und er ist es, der jetzt erschrocken zurückfährt. „Sie — sie hat die Wohnung gewechselt?“ stammelt er.

„Noch — nicht.“

Es ist etwas in ihrem Wesen, ihren Blicken, ihrer Stimme, das ihm namenlose Angst einflößt.

„Madame, ich bitte, ich beschwöre Sie, führen Sie mich zu ihr! Sofort.“

Er will ihr ein Goldstück in die Hand drücken, sie aber läßt es fallen, als verbrenne es ihr die Finger und stößt es mit dem Fuß weit von sich in den Straßenkoth.

„Folgen Sie mir, mein Herr Marquis, den kleinen Dienst leiste ich Ihnen umsonst.“

Er folgt ihr, Todesangst im Herzen, das Lachen, mit dem sie die letzten Worte begleitete, hat schauerlich geklungen, er folgt ihr Stufe für Stufe, neunzig an der Zahl bis da hinauf, wo Jeanne wohnt, hoch über dem Straßenlärm und dicht beim blauen Himmel!

Madame stößt die niedrige Thür auf und will sich mit vernichtendem Wort und Blick an ihn zurückwenden, aber der Blick geht sofort in Thränen unter und das Wort erstirbt in Schluchzen. Sie kann nur mit stummer, wilder Handbewegung deuten.

Er ist mit einem Schritt auf der Schwelle, sieht das Jammervolle und bricht mit einem dumpfen Laut zusammen.

Jeanne ist in jener schlimmen Nacht wie ein kleiner, müder Schatten heimgekehrt. Sie hat sich gleich zu Bett gelegt und ist nie wieder aufgestanden. Madame hat sie gepflegt, zärtlicher als eine Mutter ihr Kind, aber mit gebrochenem Herzen lebt man nicht lange.

Gestern Abend schien es freilich auf einmal besser werden zu wollen. Madame schöpfte Hoffnung. Der Arzt schüttelte den Kopf.

Gegen zehn Uhr richtete sie sich langsam auf und bat mit klarer Stimme um Schreibzeug.

Madame zögerte.

„Thut ihr den Willen“, sprach der Arzt.

Sie nahm den Bleistift in die zitternden Finger und schrieb mit unendlicher Mühe drei Zeilen.

„Wenn er kommt“, sagte sie mit einem innigen Blick auf das Bild an der Wand gegenüber, dessen Augen noch immer das rechte Feuer nicht haben, „so gebt ihm dies.“

Dann legte sie sich sanft lächelnd in ihre Kissen zurück und fand im Schlaf den kurzen Weg zum Himmel.

Und der Marquis von Valpierre?

Wir sehen, wie er sich, kaum heimgekehrt, den Lauf einer Pistole an die Schläfe setzt. In dem Moment, als sein Schicksal an einem Zucken seiner Fingerspitzen hängt, fällt sein Blick auf ein beschriebenes Blättchen vor ihm auf dem Tisch, Gott weiß, wie es dahingelangt. Zögernd legt er die Mordwaffe aus der Hand und liest:

„Lebwohl, mein Pierre! Im Himmel darf ich Dich weiter lieben. Noch ein Weilchen Geduld, dann kommst Du zu uns und — ach, da wollen wir uns freuen, Vater, Mütterchen und Deine kleine

Jeanne."

Auf dieses Blättchen weint Pierre von Valpierre die ersten Thränen seines Lebens. Dann trägt er die Pistole bei Seite. Selbstmord ist nicht für den, den Jeanne im Himmel erwartet, sondern ein ehrenvolles Leben, so lange Gott will!

Und ist ein Himmel? — Weil es Engel giebt, Jeanne war nicht von dieser argen Welt. — Und ist ein Gott? — Sie hat es gesagt.

Auf seinen Gütern in der Champagne lebt ein edler, ernster Mann, verehrt von allen, die ihn kennen, unser (sofern er uns des Titels würdig hält) lieber Freund, Pierre von Valpierre.

Auf dem Friedhofe des Montmartre steht unter all den prunkenden Grabmälern ein einfaches, weißes Kreuz. Darauf der Name: „Jeanne". Darunter die Worte: „Den Kindern ist das Himmelreich."

Atavismus.

Von Dr. A. Berghaus.

Wenn schon, wie man oft beobachten kann, auf der ersten Stufe, nämlich bei der Vereinigung zweier als Vater und Mutter thätigen Individuen, die jedoch zwei verschiedenen Stämmen angehören, die Rasse und zumal die Art zu bestimmten charakteristischen Erscheinungen Veranlassung geben, so tritt an den Produkten solcher Vereinigungen an den Rassenbastarden und den Artenbastarden dieser Gegensatz nur noch schärfer hervor.

Unter den vielen Fragen, die sich in Betreff dieser gemischten Wesen stellen läßt, kann man ganz im allgemeinen die aufwerfen: Können auf natürlichem und spontanem Wege oder aber durch künstliche Eingriffe Bastardrassen entstehen, die entweder von zwei bestimmten Rassen abstammen oder aber der Kreuzung zweier Arten ihren Ursprung verdanken? Oder mit anderen Worten: Behalten die aus der Vereinigung von Rassen oder von Arten abstammenden Mischlinge durch eine unbestimmte Reihe von Generationen hindurch die Fähigkeit, sich fortzupflanzen und ihren Nachkommen die gemischten Eigenthümlichkeiten zu überliefern, die ihnen von den bei der ersten Kreuzung betheiligten Eltern zu theil geworden sind?

In Betreff der Rassenbastarde kann auch nicht der geringste Zweifel aufkommen. Tagtäglich tritt uns das Schauspiel entgegen, daß die Rassenbastarde in der ersten Generation, auch ohne besonderes Eingreifen des Menschen und manchmal selbst solchen Eingreifen zum Trotz, gleich fruchtbar sind wie ihre Eltern und die nämliche Fruchtbarkeit auch auf die nächsten Nachkommen vererben. Gärtner und Thierzüchter verstehen aus diesem Verhalten der Rassenbastarde Nutzen zu ziehen, um bei jenen Pflanzen und Thieren, mit deren Kultur sie sich beschäftigen, ein Variiren oder erwünschte Verbesserungen zu Stande zu bringen. Bestimmte Versuche von Buffon, von Geoffroy Saint-Hilaire, Vater und Sohn, ja selbst Darwins bestätigende Zeugnisse lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die aus Rassenkreuzungen hervorgehenden Produkte der Fruchtbarkeit theilhaftig bleiben, wie sehr sie sich auch morphologisch untereinander unterscheiden mögen. Wir wollen nur auf eine von Darwin selbst hervorgehobene Thatsache hinweisen: das in den La-Plata-Staaten vorkommende Gnato, das man den Bullenbeißer des Rindviehs der Umformung seines Kopfes wegen nennen könnte, kann sich mit beiderlei Geschlechtern des gewöhnlichen Rindes begatten und die daraus hervorgehenden Jungen sind fruchtbar.

Sind mehrfache zu der nämlichen Art gehörige Rassen in fortwäh-

render Berührung miteinander und bleiben sie sich selbst überlassen, dann treten Vermischungen in allen Richtungen ein und es entstehen Bastardstämme, die durch keinerlei charakteristische Merkmale ausgezeichnet sind. Bei methodischer Untersuchung jedoch gelingt es, in solchen Stämmen unmerkliche Schattirungen aneinanderzureihen, wodurch Uebergänge zu den verschiedenen primären Typen dargestellt werden. Unsere Straßenhunde und unsere nicht ans Zimmerleben gewöhnten Katzen haben einen derartigen Ursprung; die Fruchtbarkeit derselben hat durchaus keinen Abbruch erlitten, ungeachtet der zahlreichen in allen Richtungen erfolgenden Kreuzungen.

Der Mensch kann aber die Kreuzung zwischen zwei Rassen beaufsichtigen und lenken, sodaß dann eine reine Bastardrasse erzielt wird. Die Bildung schwankt anfangs noch einigermaßen zwischen dem väterlichen und mütterlichen Typus, wird aber weiterhin feststehend. Hat aber auch die Rasse im Ganzen einen unveränderlichen Typus angenommen, so treten gleichwohl meistens noch einzelne Individuen darin auf, an denen in verschiedenem Grade charakteristische Eigenschaften des einen der beiden Typen, die an der primären Kreuzung sich betheiligt hatten, zum Vorschein kommen.

Ein solches Hervorbrechen oder Wiederauftauchen charakteristischer Eigenthümlichkeiten bezeichnet man als Atavismus. In sonst ganz reinen Rassen bricht der Atavismus manchmal durch, weil einmal bei einer vielleicht weit zurückreichenden Generation Kreuzung stattgefunden hat. So berichtet Darwin von einem Thierzüchter, der seine Hühner mit der malaiischen Rasse gekreuzt hatte und weiterhin das malaiische Blut wieder ausmerzen wollte; das war ihm jedoch nach vierzig Jahren noch nicht gelungen, denn fortwährend kamen in dem Hühnerhofe noch einzelne Individuen vor, denen man das malaiische Blut anmerkte.

Das Wiederauftreten bei der Nachkommenschaft solcher Züge, die den Eltern nicht zukommen, die aber den Großeltern oder noch entfernteren Vorfahren eigen waren, läßt sich nur dadurch erklären, daß einem individuellen Zuge des einen Erzeugers der Einfluß des anderen Erzeugers so entgegenwirkte, daß derselbe bei der unmittelbaren Nachkommenschaft gar nicht zum Vorschein kam, der aber bei der zweiten, dritten ꝛc. Generation, in der diese Gegenwirkung nicht in solchem Grade auftrat, in gleichem oder selbst in höherem Grade sich zeigte. Durch viele und mannichfaltige Thatsachen wird das Wiederauftreten vorelterlicher Eigenthümlichkeiten bewiesen. In den Gemäldegalerien alter Familien und auf den Grabmonumenten der benachbarten Kirchen kann man oft typische Gesichter sehen, welche noch heute von Zeit zu Zeit bei den Gliedern derselben Familien auftreten. Es ist ein Ding der alltäglichen Beobachtung, daß gewisse konstitutionelle Krankheiten, wie Gicht und Wahnsinn, häufig eine Generation überspringen, um sich in der nächstfolgenden zu zeigen. Dr. Struthers theilte im „Edinburgh New Philosophical Journal“ folgendes Beispiel des Atavismus mit, das zugleich auf das Prägnanteste zeigt, daß diese Erscheinung das physiologische Band ist, das die Rassenbastarde untereinander verknüpft:

Die Urgroßmutter, Esther S. (welche A. L. heiratete), hatte einen kleinen sechsten Finger an einer Hand. Von ihren achtzehn Kindern (zwölf Töchtern und sechs Söhnen) hatte nur eines (Karl) eine Finger-

varietät. Die Geschichte der Nachkommen von dreien ihrer Söhne, von Andreas, Karl und Jakob ist bekannt.

1) Andreas L. hatte zwei Söhne, Thomas und Andreas, und Thomas hatte zwei Söhne, sämmtlich ohne Besonderheiten der Finger. Hier haben wir also drei aufeinander folgende Generationen, ohne daß sich die Varietät der Urgroßmutter bei ihnen gezeigt hätte.

2) Jakob L., der normal beschaffen war, hatte zwei Söhne und sieben Töchter, alle ebenfalls normal. Eine der Töchter war Frau J. (eine der Berichterstatterinnen) und diese hatte drei Söhne und fünf Töchter, die sämmtlich normal waren, mit Ausnahme eines der Söhne, Jakob J., jetzt 35 Jahre alt, der sechs Finger an jeder Hand trägt.

In diesem Zweige der Nachkommen von Esther sehen wir also die Variation zwei Generationen überspringen, um bei einem Gliede der dritten Generation wieder zum Vorschein zu kommen, und zwar nun an beiden Händen, also in höherem Grade.

3) Karl L., das einzige Kind der Esther, welches eine Fingervarietät besaß, hatte sechs Finger an jeder Hand. Er hatte drei Söhne, Jakob, Thomas und Johann, welche alle mit sechs Fingern an jeder Hand geboren wurden, während Johann auch noch eine sechste Zehe an einem Fuße besaß. Er hatte außerdem noch fünf Söhne und vier Töchter, die aber alle normal waren.

A) Von den normalen Kindern desselben, welche also die dritte Generation bildeten, hatten die fünf Söhne: zwölf Söhne und zwölf Töchter, und die vier Töchter hatten vier Söhne und vier Töchter, welche also die vierte Generation bildeten und durchweg normal beschaffen waren. Die fünfte Generation in dieser Unterabtheilung bestand zur Zeit, als Dr. Struthers die Mittheilung machte, erst aus zwei Knaben und zwei Mädchen, die ebenso normal gebildet sind.

In diesem Seitenzweige sehen wir die Varietät der ersten Generation in der zweiten auftreten, dagegen die dritte und die vierte und ebenso die fünfte, soweit dieselbe vorhanden, überspringen.

B) Jakob hatte drei Söhne und zwei Töchter, die normal waren.

C) Thomas hatte vier Söhne und fünf Töchter, alle normal und zwei Enkel, ebenso normal.

In diesem Seitenzweige der Nachkommenschaft sehen wir die Varietät der ersten Generation, die sich in der zweiten und dritten gezeigt hatte, die vierte und, soweit sie bis zur Zeit der Mittheilung vorhanden war, auch die fünfte Generation überspringen.

D) Johann L. (einer der Berichterstatter) hat sechs Finger, und zwar ist der überzählige Finger an der Außenseite befestigt, wie bei seinen Brüdern Jakob und Thomas. Allen wurden die überzähligen Finger abgeschnitten. Johann hat überdies eine sechste Zehe an dem einen Fuße, welche ebenfalls an der Außenseite sitzt. Die fünfte und die sechste Zehe haben aber das erste Zehenglied miteinander gemein und eine gemeinsame Haut umhüllt auch das zweite und dritte Glied, so daß bloß jedes einen besonderen Nagel trägt.

Johann L. hat einen normalen Sohn und eine Tochter Johanna, welche mit sechs Fingern an jeder Hand und sechs Zehen an jedem Fuße geboren wurde. Die beiden sechsten Finger wurden beseitigt. Die beiden sechsten Zehen sind nicht wie bei ihrem Vater mit der fünften

verwachsen, sondern von derselben gesondert. Der Sohn hat einen Sohn und eine Tochter, welche, wie er selbst, normal sind.

Bei diesem interessantesten Seitenzweige der Nachkommenschaft sehen wir eine Zunahme der Finger, welche in der ersten Generation an einem Gliede auftrat, in der zweiten an zwei Gliedern: an beiden Händen, in der dritten an drei Gliedern: an beiden Händen und einem Fuße, in der vierten an allen vier Gliedern. Bis zur Zeit der Mittheilung des Dr. Struthers existirte noch keine fünfte Generation mit ununterbrochener Uebertragung der Varietät; dieselbe fand sich überhaupt bis dahin noch bei keinem Gliede der fünften Generation von Esthers Nachkommen, welche nur erst aus drei Knaben und einem Mädchen bestand, deren Eltern normal, und aus zwei Knaben und zwei Mädchen, deren Großeltern normal waren. Auch ist nicht bekannt, ob bei der Urgroßmutter, Esther S., die Varietät zum ersten Mal aufgetreten oder vererbt war.

Duftende Blume.

Du blühtest am Strauche im Strahlenkranze
Der Sonne in herrlichen Farbengluten
Duftend Blume!
Im Kelche des Frühmorgens Thränen ruhten,
Hell glitzernd im goldigen Sonnenschein.
Da brach ich Dich mir zum Eigenthume,
Entzückt von der Schönheit leuchtendem Glanze,
Als Morgengruß Dich der Geliebten zu weihn,
Duftende Blume!

Sie trug Dich im Haare, mir zu gefallen
Am Abend im Saale beim festlichen Scheine
Duftende Blume!
Es leuchteten funkelnde Edelgesteine
Von köstlichem Werth in so mancher Hand,
Den Schönen als Schmuck zum Eigenthume;
Doch sie trug den herrlichsten Schmuck unter allen,
Die unter allen die Schönste auch war —
Duftende Blume!

Ach, nie mehr umschmeichelt des Windhauches Fächeln
Kosen, wie Deine blühenden Schwestern.
Dich arme Blume!
Im Haar der Geliebten duftend noch gestern,
Schmückend das holde, das liebliche Kind,
Bist heute dem Tod Du zum Eigenthume,
Und wieder schau' ich mit traurigen Lächeln
Auf Dich, deren Blätter verwelkt nun sind,
Du arme Blume!

Edmund Grün.

Rafael.

Ein Erinnerungsblatt zu des Künſtlers 400jährigem Geburtstag.

(Schluß.)

Der große Julius II. ſtarb kurz nach der Vollendung des Gemäldes der Meſſe von Bolſena, und Giovanni von Medici beſtieg 1513 als Papſt Leo X. den Thron. Der neue Pontifex maximus war ein klaſſiſch gebildeter, feiner Weltmann, den Dichtern hold und ein erfahrener Kenner und Freund der Künſte, als der Beförderer eines geiſtvollen, gehaltreichen Lebensgenuſſes. Er war im Stande, den Genius Rafaels einſichtiger zu würdigen, als dies ſelbſt der für alles Grandioſe, Heroiſche begeiſterte Papſt Julius vermocht hatte. Sein Einfluß auf die Kompoſitionen Rafaels ward ein ſehr bedeutender. Der Geiſt der römiſchen Klaſſiker ſcheint von nun an immer mehr die Werke Rafaels zu durchdringen; die heitere Mythe ward von dem Meiſter ins Leben gezaubert, und ohne daß derſelbe je in Frivolität verfallen wäre, zeugt doch eine nicht geringe Anzahl von bedeutenden Kompoſitionen: daß Rafael ſich mit der feinen Lebensphiloſophie, mit dem Humor des Genuſſes und der ungebundenen Anſchauungsweiſe des Lieblings des Papſtes, des Horaz, vollkommen vertraut gemacht hatte. Das ſpeciell Chriſtliche der Auffaſſungsweiſe in dem verklärten Wiederſpiegeln der faſt kanoniſch gewordenen Typik der heiligen Figuren, und eine lyriſche, innige, oft abſtrakte Seelenſtimmung, welche ſeinen Perſonen oft einen, durch nichts Irdiſches zu alterirenden Ausdruck verleiht, weichen allmählich der äußerlichen Freudigkeit des Daſeins der göttlichen Genoſſen des Olymps. Mit dieſem Schritte öffnete ſich dem Meiſter ein ungeheures Feld der Darſtellung, auf welchem er ſich mit der Sicherheit des Herrſchers bewegte. Seine Kompoſitionen, denen nicht das Geringſte fehlt, was zur genaueſten Deutlichkeit dienen kann, und welche auf der andern Seite nichts Ueberflüſſiges zeigen, wurden in der von dem Meiſter angetretenen neuen Periode ungezwungener, in ſich harmoniſcher, ohne doch von der Strenge der urſprünglichen Anordnung einzubüßen.

Kardinal Bembo, Kardinal Bibiena, der Graf von Caſtiglione und die Dichter Arioſto, Jakob Sadoleto und Sanazzaro waren zu dieſer Zeit Rafaels intime Freunde. Leo X. ſelbſt konnte die Geſellſchaft des Künſtlers faſt keinen Tag entbehren. Der junge Meiſter ward nicht allein wohlhabend, ſondern reich, und konnte ſich ein prächtiges Haus in dem Stadttheile Roms erbauen laſſen, welcher Borgo heißt und zwiſchen dem Dome von St. Peter und dem Kaſtell St. Angelo, oder der Engelsburg, liegt. Aus allen Theilen Italiens ſtrömten ihm ausge-

zeichnete Schüler zu, welche ihm eine Bewunderung, Ehrerbietung und Liebe zollten, wie solche keinem Fürsten aufrichtiger und enthusiastischer dargebracht worden. Rafaels mildes Wesen und das Uebergewicht seines Genies wirkten so mächtig auf diese Menge von edlen, strebsamen Jünglingen ein, daß alle in der vollkommensten Einigkeit, in einer Freundschaft miteinander lebten und arbeiteten, wie solche von den Dichtern oft genug besungen wurde, während dieselbe im wirklichen Leben um so seltener angetroffen wird. Die Malerschulen Italiens waren stets der Sitz der bittersten Eifersucht und ewiger Reibungen, sowie von Ausbrüchen des Hasses und der unversöhnlichen Feindschaft gewesen, welche nur zu oft das Opfer von Menschenleben forderten.

Um desto höher erscheint Rafaels Verdienst, welcher seine für die Kunst und für ihren Meister begeisterten Schüler auf eine solche Höhe zu erheben wußte, daß sie für niedere Leidenschaften unzugänglich wurden. Alle großen Maler seiner Zeit waren vielmehr die Freunde und Bewunderer, als die Nebenbuhler des unerreichbaren, edlen jungen Meisters, und nur der einzige, einsiedlerische und düster gestimmte Michel Angelo hielt sich von dem glänzenden Kreise Rafaels fern, ließ demselben aber bei mehr als einer Gelegenheit volle Gerechtigkeit widerfahren und zögerte nicht, seine Verdienste laut anzuerkennen.

Mit dem Beginne des Pontifikats von Leo X. hatte Michel Angelo Rom verlassen, um sich nach Florenz zu begeben. Aber Leonardo da Vinci erschien, von dem Papste feierlich eingeladen, in der ewigen Stadt, gefolgt von einer Anzahl seiner auserwählten Schüler. Rafael empfing den ehrwürdigen Greis mit ehrerbietiger Liebe, und Leonardo ward der aufrichtige Bewunderer seines jungen Freundes. Auch Fra Bartolomeo kam zur größten Freude Rafaels nach Rom. Mit Francia lebte Rafael in innigster Freundschaft, und seine, um diese Zeit beginnende Verbindung mit unserm großen Albrecht Dürer, war auf eine tiefempfundene, gegenseitige Hochachtung gegründet.

Wir verfolgen zunächst Rafaels Arbeiten im Vatikan. Er begann mit der Ausmalung der dritten Stanza, di torre Borgia, oder del Incendio del Borgo (die Feuersbrunst der Burg) genannt, im Jahre 1515. Sein Meister, Perugino, hatte für Sixtus IV. den Plafond dieser Stanza gemalt, und Rafael bestand darauf, daß diese Gemälde, obgleich sie zu seinen Kompositionen in keiner Beziehung stehen, nicht weggelöscht werden durften. An den Seitenwänden der Stanzen hat Rafael die denkwürdigsten Begebenheiten aus der Geschichte der Päpste Leo III. und Leo IV. dargestellt, deren Ruhm bei Leo X. in erhöhtem Glanze erschien. Von diesen Gemälden ist dasjenige, nach welchem die Stanza benannt wird, die Feuersbrunst des Borgo, das bedeutendste. Dieser volkreiche Theil Roms ward unter der Regierung Leo X. von einem furchtbaren Brande heimgesucht, welchem nur durch ein Wunder Einhalt gethan werden konnte. Dies Wunder wird durch den Segen, den Papst Leo IV. von einer Loggie des Vatikans herab dem Volke ertheilt, vermittelt. Im nächsten Vordergrunde trägt ein nackter, athletischer Mann seinen alten, ebenfalls nackten Vater aus den Flammen, während der Enkel des Alten nebenher läuft, eine hochberühmte Gruppe. Wir sehen im Mittelgrunde die angstvolle Hast, dem tobenden Elemente zu entfliehen; Verwirrung und Entsetzen. Wohin

wir blicken, fällt das Auge auf lebhaft bewegte Gruppen, voll des wirksamsten Ausdruckes in Stellung und Mienen; eine reiche Stufenleiter der Gemüthsbewegungen vom lähmendsten Schrecken an bis zu dem männlichen Trotze gegen das Wüthen des entfesselten Elements. Einzelne Figuren sind von wunderbarer Schönheit. So der Jüngling, welcher sich, an der Mauer schwebend, auf die Erde herabläßt; die junge Frau, die einem kühnblickenden Manne zwei Wassergefäße überreicht, und die gefeierte Figur der Wasserträgerin, welche die Treppe herabsteigt. Im Hintergrunde sieht man die alte Façade der Peterskirche und die bei der Segenvertheilung des Papstes gläubig knieende Menge.

Bevor Rafael am 1. August 1514 vom Papste zum Baumeister des St. Petersdomes ernannt wurde, führte er im Palaste des Agostino Chigi, oder der Farnesina ein vielbewundertes, der heitern Mythe angehörendes Werk aus, das der Meister selbst als den Triumphzug der Galathea bezeichnete. Dennoch konnte die Meinung Raum gewinnen, daß hier die Apotheose der Amphitrite und nicht die der Galathea gemeint sei, indes man annahm, der Künstler habe seinen Stoff dem „Goldenen Esel" des Appulejus entnommen, und diesen Umstand durch die am Plafond geschehene Einführung der Episode von Amor und Psyche klar genug angedeutet. Es liegt dem Werke jedoch die Dichtung des Philostratus zu Grunde. Galathea steht gleich der Venus Anadyomene in einer von Delphinen getragenen Muschel, von Tritonen, Meer-Centauren, Nymphen und Amorinnen umgeben, und in der Begeisterung der edlen Liebe dem Gestade zueilend, wo Acis ihrer wartet. Diese herrliche Schöpfung hat Rafael fast völlig allein ausgeführt.

Unter den Staffeleigemälden aus dieser Periode, die hauptsächlich in Bildnissen bestehen, ist die hochgefeierte St. Cäcilia das bedeutendste. Das Bild ward für die Kirche der heiligen Helena zu Bologna bestimmt und erregte, als dasselbe hier ankam, einen wahren Sturm von Bewunderung. Die heilige Cäcilia hebt begeistert den Blick nach oben und lauscht auf die Musik, welche ihr aus den Sphären der Engel entgegenzutönen scheint. Die Instrumente, welche der profanen Musik dienen, liegen am Boden, und nur die Orgel ist bis jetzt im Stande gewesen, die andächtigen Empfindungen der Heiligen auszudrücken. Als sie aber die Gesänge der Engel hört, sinkt ihr das schwache Instrument aus den Händen, während sie mit Herz und Mund in die ewigen Lobgesänge einzustimmen scheint. Auf beiden Seiten des Bildes stehen Paulus und Johannes, die heilige Magdalena und St. Augustin. Außer diesem Meisterbilde vom ersten Range ist noch die Vision des Ezechiel anzumerken.

Nach der Vollendung der dritten Stanze folgte ein anderes, großartiges Werk: der Cyklus von biblischen Gemälden in den Loggien des Vatikan, welches man auch wohl Rafaels Bibel genannt hat. Diese sogenannten „Loggien" sind Abtheilungen von offenen Galerien, welche drei Seiten eines großen Hofes einfassen. An den Seiten und rund um die Fenster, welche auf die Loggien gehen, sind reiche Arabesken, Blumen und Fruchtfestons, Thierfiguren u. s. w. mit Entfaltung einer unerschöpflich reichen Phantasie in Farbe und Stück dargestellt. Dieser Theil der Auszierung der Loggien durch die Zeit und die Einflüsse der Luft, noch mehr aber durch den Vandalismus der französischen Solda-

ten gelitten, welche im Jahre 1527 Rom erstürmten. Die schlimmste Unbill ward ihnen aber durch ungeschickte Versuche zugefügt, wodurch diese Meisterwerke restaurirt werden sollten. Die Gemälde innerhalb der Kuppeln der Loggien, welche vermöge ihrer Höhe nicht ohne Schwierigkeiten zugänglich waren, sind dagegen besser erhalten. Rafael lieferte nur die Zeichnungen und Kartons zu den Werken in den Loggien und ließ solche durch seine Schüler ausführen. Nur die Galerie des zweiten Stocks ist unter seiner persönlichen Leitung ausgemalt.

Rafaels Schöpferkraft entwickelt sich jetzt in einer, stummes Staunen erregenden Weise. Das Innere der sixtinischen Kapelle war, was die untern Wandflächen betraf, mit Malereien verziert, in welchen reiche Teppiche ziemlich täuschend nachgeahmt waren. Leo X. kam auf den Gedanken, diese gemalten Teppiche durch wirkliche zu ersetzen, zu denen das kostbarste Material verwandt werden sollte und durch die kunstreichen Weber in den Niederlanden ausführen zu lassen. Die Tapisserien sollten einen Cyklus von Bildern aus der Apostelgeschichte darstellen und Rafael wurde beauftragt, hierfür die Entwürfe zu liefern. So entstanden die berühmten, großartigen Kartons des Meisters.

Rafael vollendete elf dieser gewaltigen Entwürfe, eine Zahl, welche den zehn Abtheilungen der Mauern und dem Raume über dem Altar entsprach. Acht Kartons waren von gleicher Größe; einer größer als die übrigen und zwei waren kleiner. Vier von diesen unschätzbaren Kompositionen sind verloren gegangen, während die sieben übrig gebliebenen Original-Kartons sich in der königlichen Galerie zu Hamptoncourt in England befinden. Der Tod des ersten Märtyrers, St. Stephans, und die Geschichte der beiden Apostelfürsten, St. Petrus und St. Paulus, sollten den Raum rechts und links neben dem Altar einnehmen, während über dem Altar die Krönung der Jungfrau als die symbolische Bezeichnung des endlichen Triumphes der Kirche über alle ihre Widersacher. Nach der ursprünglichen Anordnung sollten die Tapeten in folgender Ordnung ihren Platz finden: Links vom Altar 1) Der wunderbare Fischzug; 2) Das Amt der Schlüssel; 3) Die Steinigung St. Stephans; 4) Die Heilung des Lahmen; 5) Der Tod des Ananias. — Rechts vom Altar 1) Bekehrung des Saulus; 2) Elymas wird mit Blindheit geschlagen; 3) Paulus und Barnabas zu Lystra; 4) Paulus predigt zu Athen; 5) Paulus im Gefängniß. Unter den Tapisserien sollte, in Gold- und Bronzefarbe ausgeführt, eine Darstellung der denkwürdigsten Vorfälle aus dem Leben Leo X. in Reliefmanier angebracht werden. Die Pfeiler zwischen den verschiedenen Abtheilungen sollten ebenfalls mit reichen Arabesken verziert werden. Es existiren von diesen Ornamenten, welche zu dem Schönsten gehören, was die italienische Kunst auf diesem Felde aufzuweisen hat, noch einige Zeichnungen, deren großer Stil und phantasiereiches Detail in ihrer Art nicht weniger bewunderungswürdig sind, als die Kartons selbst.

Vier der Kartons sind verloren gegangen, nämlich: die Steinigung St. Stephans; die Bekehrung des Saulus; Paulus im Gefängniß und die Krönung der Jungfrau.

Der Inhalt dieser großartigen Schöpfungen kann hier nur kurz angedeutet werden. Wir beginnen mit dem „Tode des Ananias", in welchem der Moment aufgefaßt ist, daß der Apostel sagt: „Du hast nicht

Menschen, sondern Gott belogen (Apostelgesch. Kap. 5.) Neun Apostel stehen im Mittelgrunde auf einer Estrade, welche hinten mit einer Draperie verhangen ist, in einer Gruppe vereinigt, während zur rechten Seite derselben Sankt Johannes und ein anderer Apostel Geld an die Armen vertheilen. Von diesen Geldempfängern aus zieht sich, im Bogen arrangirt, eine Gruppe von knieenden Personen in den nächsten Vordergrund, welche entsetzt auf den wie vom Blitz getroffen niederstürzenden Ananias blicken, der bei dem strafenden Worte des Apostels Petrus seinen Geist aufgiebt. Auf der andern Seite des Sterbenden sieht man zwei Männer, von denen der eine demselben sein Verbrechen vorzuwerfen und die gerechte Strafe zu billigen scheint. Weiter im Hintergrunde kommt Sapphira, das Weib des Ananias, und zählt Geld, um ebenso, wie ihr Mann, einen Theil desselben heuchlerisch zurückzubehalten. Andere Mitglieder der Gemeinschaft der Apostel bringen getreulich alles hergetragen, was sie besitzen, um das Bestehen der Gemeinschaft zu sichern. Auf der andern Seite sieht man im Hintergrunde eine Treppe mit bereits beschenkten Personen. Im Sockel des Bildes ist der Einzug des Kardinals Giovanni de Medici in Florenz dargestellt. Auch zeigt die eine Seite der Tapete eine Arabeske mit den theologischen Tugenden. Die Komposition dieses Kartons ist bei der größten Mannigfaltigkeit in dem Ausdrucke der Figuren an Einfachheit kaum zu übertreffen. Die Gruppe der Apostel bildet eine gerade Linie, welche durch den vortretenden Petrus gebrochen erscheint; die übrigen Figuren des Vordergrundes sind in einen, an jene Linie sich anschließenden Halbkreis geordnet, der seinerseits durch die stürzende Figur des Ananias geöffnet erscheint, so daß der vortretende Petrus unmittelbar sich dem Beschauer gegenüber befindet. Der Karton, „Elymas wird mit Blindheit geschlagen", hat die Legende: „Und nun, siehe, die Hand des Herrn ruht auf Dir und Du sollst blind sein und die Sonne ein Jahr lang nicht sehen. Und sogleich fiel auf ihn Nebel und Finsterniß und er suchte jemand, der ihn bei der Hand leitete." Der Prokonsul Sergius sitzt auf einem Thronsessel und sieht mit Staunen die Erfüllung des Wortes des Apostels, welcher ihm zur Linken steht. Eine Figur blickt ihm verwundert ins Gesicht, und acht andere Anwesende erscheinen hinter ihm, durch das Wunder in verschiedener Weise bewegt. Links stehen zwei Liktoren. Im ganzen enthält das Bild vierzehn Figuren. Diese Komposition ist besonders der mächtigen Konzentration des Effektes und des Interesses auf den Punkt der Hauptbegebenheit wegen bemerkbar. Die Figur des Apostels ist erhaben, herrlich; während der gebückt tappende Elymas — „blind bis auf die Fingerspitzen" — in der Mitte den Zielpunkt aller Blicke bildet. Die Art und Weise, wie der Eindruck des Wunders auf die Anwesenden vom Entsetzen bis zur Gleichgiltigkeit hinab abgestuft ist, zeigt die feinste Kenntniß dramatischer Charakteristik. In Bezug auf die geniale Wahrheit, womit Elymas dargestellt ist, existirt eine verbürgte, hübsche Anekdote. Der Maler Benjamin West besaß ein von ihm gemaltes, kleines Gemälde, Orestes und Pylades darstellend, eine wahre Perle, von welcher sich der Meister nicht zu trennen vermochte. Garrick hatte das Bild vergebens zu erwerben getrachtet. Eines Abends, als Garrick sich bei dem Maler befand, sagte dieser ohne weitere Vorbereitung: er bitte Garrick, sich einige Zeit die Augen verbinden zu

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Renontre.

Nach dem Originalgemälde von Karl Steuben.

H C S

lassen. Als Garrick einwilligte, rief West: Rühren Sie nicht an die Binde, sondern versuchen Sie, sich aus dem Salon hinaus in mein Kabinett zu finden. Sind Sie in zehn Minuten dort, so lasse ich mir Ihren Preis für Orestes und Pylades gefallen. Garrick streckte sofort tappend die Hände aus und strebte, die Füße vorsichtig hebend, sich aus dem Saale hinauszufinden. West zog jetzt eine Zeichnung des Rafaelschen Kartons von Elymas hervor und zeigte den Anwesenden, daß der blindgewordene Zauberer und Garrick genau sich in derselben Attitude, in demselben Ausdruck des Tastens und Tappens befanden. West war feingebildet und urtheilsfähig genug, um diese Probe eben durch Garrick vornehmen zu lassen, dessen lebhafte Empfänglichkeit für die zartesten Eindrücke dem Versuche Wests nicht weniger günstig war, als der sehr wichtige Umstand, daß der Schauspieler mit seinem, zu einem kunstgerechten Darstellungsmittel gebildeten Körper unwillkürlich in Stellung und Bewegungen künstlerisches Maß, malerischen Stil zeigte.

Die „Heilung des Lahmen" an dem „Schönen Portal" des Tempels folgt. Das Wunder wird unter dem Karton mit den Worten aus dem dritten Kapitel der Apostelgeschichte erzählt: „Und Petrus sprach: Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich Dir — im Namen Jesu Christi von Nazareth stehe auf und wandle. Und er ergriff ihn bei der rechten Hand und richtete ihn auf."

„Petri wunderbarer Fischzug", welcher Karton von Rafaels Hand als Muster für die Behandlung der übrigen fast durchweg ausgeführt wurde, hat den Schrifttext zur Grundlage: „Als dies Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen und sprach: Wende Dich von mir, o Herr; denn ich bin ein sündiger Mensch." Christus sitzt in einem Schiffe und spricht zu Petro, während dieser vor ihm niederfällt; hinter ihm erscheint ein Jüngling. Rechts befindet sich die zweite Barke, in welcher zwe Jünger sich bestreben, das mit Fischen überladene Netz heraufzuziehen indes ein Dritter steuert. Im Vordergrunde stehen drei Kraniche am Ufer, und in der Entfernung sieht man das Volk, welchem Christus vom Schiffe aus predigte. Im vollen, klaren Tageslichte heben sich die Figuren in markigster Weise von dem Himmel ab.

Wir gelangen zu dem Karton „Paulus und Barnabas zu Lystra". Die Priester des Jupiter, welche sich vor ihrer Stadt befanden, brachten Ochsen und Kränze vor das Thor und wollten opfern mit dem Volke. Als die Apostel Barnabas und Paulus solches hörten, zerrissen sie ihre Kleider." Diesem Texte zufolge sehen wir die Opferthiere vor einen Altar gebracht, und einen mit einer Axt bewehrten Mann ausholend, um den vordersten Ochsen niederzustrecken. Die herrliche Gruppe des knieenden Mannes, der dem Ochsen die Finger ins Maul steckt, um das Thier zu veranlassen, den Kopf zu senken, der Ochse und der Axtschwinger sind — leider! hätten wir bald gesagt — nach einem antiken, römischen Basrelief gezeichnet, welches sich zu Rafaels Zeit in der Villa Medici befand. Wenn man die äußerst liebliche Knabengruppe abrechnet, wovon namentlich der kleine Flötenbläser ganz unzählige Male in den Werken von Malern und Bildhauern als ein stereotypes Ideal von kindlicher Anmuth Gevatter stehen mußte; so ist eben die Gruppe, für welche Rafael ein Vorbild benutzte, die beste auf dem Bilde. Noch mehr, sie wird von keiner andern Gruppe in allen andern

Kartons an Wirksamkeit, an genialem Wurfe und überzeugender Lebendigkeit übertroffen.

In dem sechsten Karton: „Paulus zu Athen predigend", ist folgende Scene zur Darstellung gebracht. Paulus stand mitten auf dem Hügel des Mars und sprach: „Ihr Männer von Athen; ich sehe, daß Ihr in allen Dingen zu abergläubisch seid. Denn als ich kam und sah Euren Gottesdienst, fand ich einen Altar mit der Inschrift: „Dem unbekannten Gott!" Paulus ist auf der Rednerbühne des Areopagos predigend dargestellt. Hinter ihm stehen drei Philosophen verschiedener Schulen, ein Kyniker, ein Epikuräer und Platoniker, „denen das Wort vom Kreuze eine Thorheit war"; entfernter sieht man eine Gruppe von Sophisten, welche in einer Disputation begriffen sind.

Sodann folgt in der Reihe der Kartons derjenige, welcher mit dem Titel „Das Amt der Schlüssel" bezeichnet zu werden pflegt. Der Bibeltext sind die Worte Jesu: „Weide meine Schafe". Christus weist mit der Rechten nach einer hinter ihm befindlichen Herde von Lämmern, indes er die linke Hand befehlend gegen Petrus ausstreckt, welcher, die rührendste Treue in seinem Aufblicken zeigend, vor ihm knieet und die Schlüssel des Himmelreichs gleich einem kostbaren Schatze in den Händen hält. Die anderen Apostel stehen hinter Petrus und erscheinen in verschiedener Weise bewegt. Ganz Hingebung und schwärmerische Liebe ist der Apostel Johannes. Im Hintergrunde ist ein See mit einer Fischerbarke, eine hügelige Landschaft und eine Stadt. Die nach diesem Karton gearbeitete alte Tapete zeigt das Kleid des Heilandes in blendender Weiße und mit goldenen Sternen besäet, während auf dem Karton selbst von diesen letzteren nichts mehr zu bemerken ist. Die Darstellung der Metapher läßt darüber nicht in Zweifel, welche Scene hier gemeint ist; wir kommen jedoch dadurch in die Verlegenheit, uns die sehr natürlich erscheinenden Schafe in Menschen übersetzen zu müssen. Die Apostelgruppen erscheinen im ganzen etwas schwer, und der auferstandene Christus, welcher überhaupt keiner von den schönsten ist, welche Rafael malte, ist, anstatt etwas Verklärtes, bereits an die überirdische Welt Erinnerndes zu besitzen, zu welcher er bald emporfahren wird, in den nackten Theilen fast plump ausgefallen.

Die Kartons wurden von Rafael im Jahre 1516 vollendet. Sie sind mit Kreide auf starkes Papier gezeichnet und in Tempera-Manier in Farben ausgeführt. Rafael empfing für diese Zeichnungen vierhundert und fünfzig Dukaten, was wir anmerken, um einen Maßstab davon zu geben, wie kärglich, den bedeutend höheren damaligen Geldwerth mit in Anschlag gebracht, die Leistungen Rafaels bezahlt wurden. Die nach diesen Kartons in Wolle, Seide und Gold gewirkten, prachtvollen Tapeten wurden in Arras gefertigt und kamen im Jahre 1519 in Rom an. Für diese Tapeten wurden fünfzigtausend Gold-Dukaten bezahlt. Dieselben wurden am Tage des heiligen Stephan, also am 26. Dezember 1519, öffentlich ausgestellt. Rafael hatte die Genugthuung, daß er diese herrlichen Tapeten an den ihnen bestimmten Plätzen aufgehangen sah, und Zeuge der Begeisterung, der maßlosen Bewunderung wurde, womit Rom diese Kunstwerke betrachtete. Das spätere Schicksal dieser Tapeten war ein eigenthümliches. Bei der Eroberung Roms im Jahre 1527 wurden die Tapeten von den Franzosen geraubt, aber durch den Herzog

von Montmorency unter der Regierung des Papstes Julius III., mit alleiniger Ausnahme der „Krönung der Jungfrau", zurückgegeben, welches besonders reich ausgestattete Stück man der Goldfäden wegen verbrannt haben soll. Im Jahre 1798 gehörten die berühmten Tapeten abermals zu der Beute der Franzosen und wurden an einen Juden in Livorno verkauft, welcher zur Probe eine der Tapeten verbrannte, um zu sehen, wie viel Gold aus derselben zu gewinnen war. Da sich nur eine verhältnißmäßig geringe Quantität Gold fand, so erschien es dem Käufer vortheilhafter, auf eine Gelegenheit zu warten, die übrigen Tapeten zu verkaufen. Dies geschah auch sehr bald an den Papst Pius VII. der dieselbe im Vatikan aufhängen ließ. Außer diesen Tapeten wurden noch verschiedene Folgen derselben gefertigt, wovon eine an Heinrich VIII. von England kam, und nach dem Tode Karls I. in Spanien verkauft wurde. Eine andere, vielleicht aber auch dieselbe Folge, ist in den Besitz des Königs von Preußen gekommen.

Während Rom über die reichen und ungemein theuer bezahlten Tapeten in Ekstase gerieth, lagen die unsterblichen Produktionen des Künstlers, von denen eine einzige mehr werth war, als alle Tapeten zusammengenommen, vergessen und übel aufbewahrt in dem Hause des Webers zu Arras. Mehrere derselben wurden in Stücke zerschnitten, wovon sich in einigen Sammlungen einzelne Theile erhalten haben. Sieben Kartons blieben unbeachtet in einem Keller liegen, bis gerade hundert Jahre später Rubens den König Karl I. von dem Vorhandensein derselben benachrichtigte und ihm rieth, die Kartons für eine von demselben Monarchen in Mortlake errichtete Tapetenfabrik anzukaufen. Dies geschah und die Kartons kamen in England an, um der Kunstsammlung Karls I. einverleibt zu werden. Sie waren, der Bequemlichkeit der Arbeiter wegen, in lange, gegen eine Elle breite Streifen zerschnitten. Nach der Hinrichtung des Königs kaufte Cromwell die Kartons bei der Versteigerung des Nachlasses des Monarchen für den Preis von 300 Pfund Sterling. Es scheint, daß Cromwell die Absicht gehabt habe, die Manufaktur zu Mortlake als ein National-Unternehmen aufrecht zu erhalten, und die Kartons ihrer Bestimmung gemäß zu verwenden. Unter der Regierung des leichtfertigen und unordentlichen Karls II. machte Ludwig XIV. große Anstrengungen, um sich dieser Meisterwerke um jeden Preis zu bemächtigen; der Lordschatzmeister Danby aber verhinderte den Verkauf mit erfolgreicher Energie. Hierauf blieben die Kartons im Whitehall-Palaste zu London, ohne daß man sich um dieselben sonderlich bekümmerte, sodaß sie nur zufällig gerettet wurden, als der Palast 1698 in Flammen aufging. Jetzt befahl Wilhelm III. die Restauration der Kartons, welche zusammengepaßt und auf Leinwand gezogen wurden. Der bekannte Baumeister der St. Pauls-Kathedrale und vieler anderen Prachtgebäude in London, Wren, war mit dem Ausbaue von Hamptoncourt beauftragt; er erhielt Anweisung, ein Zimmer besonders für die Aufnahme der Kartons einzurichten. In diesem Zimmer befinden sich die Kartons noch gegenwärtig.

In die Zeit von 1517 bis 1520 fällt auch die Entstehung des berühmtesten Werkes Rafaels, welches er für das Kloster des Sankt Sixtus zu Piacenza malte. Es ist dies die Madonna di San Sisto, oder des heiligen Sixtus. Die heilige Jungfrau, eine unnahbar erhabene

Schönheit, schwebt im Himmelsraume, das göttliche Kind auf ihrem Arme und umgeben von tausend Engeln. Links zu ihren Füßen kniet Sankt Sixtus, eine schöne Greisengestalt und blickt fürbittend empor, während auf der andern Seite die heilige Barbara den harrenden Gläubigen die Gnade der Himmelskönigin zu verkündigen scheint. Unten am Fuße des Gemäldes sind zwei Engelsknaben angebracht, welche, sich mit den Armen aufstützend, nach oben blicken. Es ist etwas namenlos Großes in dieser sixtinischen Madonna. Ihr Blick geht ins Unendliche hinaus, ohne daß der Beschauer denselben aufzufangen vermöchte. Dieser Blick ist zugleich tief, geheimnißreich und voll unendlicher Milde; es weht uns etwas Ueberirdisches an, wenn wir das Antlitz der Madonna ins Auge fassen. Die Achsen der beiden Augensterne erscheinen bei näherer Untersuchung parallel gerichtet, und nicht, wie dies bei Erwachsenen der Fall ist, gegeneinander geneigt, ein Umstand, aus welchem das Kindliche, Milde des Blickes zu erklären wäre, denn auch bei Kindern existirt dieser Winkel der Sehachse nur in sehr geringem Grade. Das göttliche Kind hat unter allen ähnlichen Bildern seinesgleichen nicht. Dasselbe ist jedoch nicht in der großen Weise, wie die Mutter gemalt, sondern zeigt mehr eine geistreiche Behandlung in Blick und Miene. Das Schwächste im Bilde sind die nackten Füße der Madonna, die heilige Barbara, und der größere der Engel unten, welche jedoch erst nach den Wolken gemalt sind, um den etwas zu großen Raum unten im Bilde zu decken. Das Bild ist nach der Dünnheit des Auftrages und der mangelnden Untermalung alla prima gemalt; Zeichnung und Färbung ist mit einem Schlage geboren, und das Ganze verdient somit so vollkommen, als dies bei einem Werke der Menschenhand der Fall sein kann, den Namen einer Schöpfung. Ursprünglich soll das Gemälde für eine große Kirchenfahne bestimmt gewesen sein, eine Anführung, welcher durch die Form desselben nicht widersprochen wird. Der Kurfürst August III. von Sachsen erwarb das Bild für die Summe von sechzigtausend Goldgulden. Es bildet den köstlichsten Schatz der Galerie in Dresden, die herrlichste unter den dort bewahrten Herrlichkeiten. Palmaroli restaurirte das Gemälde auf meisterhafte Art.

Während der letzten Jahre seines Lebens war Rafael außer mit seinen Malereien mit vielen anderweiten wichtigen Arbeiten beschäftigt. Er war von dem Papste als der erste Architekt bei dem Baue des St. Petersdomes angestellt, und entwarf die Baupläne für dies gewaltige Unternehmen. Er war der eifrigste Beförderer der Ausgrabungen von antiken Kunstwerken, die in großer Menge sich unterhalb des Bodens befanden, auf welchem die ewige Stadt steht. Dies Unternehmen ward in systematischer Weise durchgeführt, und eine verhältnißmäßig sehr reiche Ausbeute lohnte die aufgewandten Mühen und Kosten. Rafael war es, von welchem ein zeitgenössischer Schriftsteller sehr schön bemerkt: daß derselbe ein zweites Rom der Kunst schuf, und unter dem neuen Rom das alte wieder entdeckte. Von seinen Arbeiten aus dieser Zeit erwähnen wir eines Modells für die Statue des Propheten Jonas, die sich gegenwärtig in der Kirche Santa Maria del Popolo in Rom befindet. Rafael sandte auf seine eigenen Kosten geschickte Künstler nach anderen Theilen Italiens, ja nach Griechenland, um von den ehrwürdigen Resten alter Kunst, die Rafael selbst zu besuchen außer Stande war, die genauesten

Zeichnungen aufzunehmen, und zugleich Nachgrabungen an den Orten anstellen zu lassen, an denen eine reiche archäologische Ausbeute zu erwarten war.

Der Kardinal Bibiena bot ihm seine Nichte und einzige Erbin zur Gemalin an, indes er versprach, derselben vorläufig ein Brautgut von dreitausend Goldkronen zu zahlen; aber der frühzeitige Tod der schönen Maria Bibiena überhob Rafael der peinlichen Pflicht, in Rücksicht auf seine Liebe zu der Fornarina diesen Vorschlag des Erzpriesters abzuschlagen. Der Glanz, in welchem er lebte, seine hohe Stellung, die ihn als mit den ersten Staatsmännern und Fürsten auf einer Stufe stehend, erscheinen ließ, gelten als das vorzüglichste Hinderniß, daß Rafael seine, den unteren Klassen des Volkes angehörige, übrigens sehr gebildete Geliebte, nicht zu seiner Gattin erhob.

Im Besitze alles dessen, was der hochfliegendste Ehrgeiz erstreben kann, gleicherweise von dem Reichthume, dem Ruhme, der Macht und dem Einflusse, wie von der Liebe mit den glänzendsten Gaben überschüttet, inmitten von großartigen Unternehmungen, ward Rafael von einem bösartigen Fieber, das er sich bei der Beaufsichtigung einer vielversprechenden Ausgrabung zugezogen haben soll, auf das Lager hingestreckt, und nach kaum vierzehntägiger Krankheit dem Leben entrissen. Er starb am Stillen Freitage, als am 6. April 1520, eben als er sein siebenunddreißigstes Lebensjahr vollendet hatte. Groß war der Schmerz und die Trauer aller Klassen des Volkes von Rom; übermäßig, unaussprechlich war der Schmerz seiner Schüler und Freunde. Der Papst, welcher sich fast stündlich nach dem Ergehen des theuern Kranken hatte erkundigen lassen, brach in laute Klagen aus, als er Rafaels Tod erfuhr.

Seine Leiche ward in Parade ausgestellt, und zu den Häupten derselben ward das letzte Werk der im Tode erstarrten Meisterhand, die „Verklärung", aufgehangen. Von seinem Palaste aus folgte eine unabsehbare Menge seinem Sarge, welcher im Pantheon, zur Seite der mit ihm verlobt gewesenen Maria Bibiena auf einem Platze beigesetzt wurde, den er selbst bei Lebzeiten als seine Ruhestätte bezeichnet hatte.

Im Jahre 1833 entstand zwischen einigen Alterthumsforschern Roms ein Streit über einen Todtenkopf, welcher, ohne stichhaltigen Grund, seit langen Jahren als der Kopf Rafaels bezeichnet worden war. Dieser Todtenkopf ward in der Accademia von St. Luca in Rom aufbewahrt. Um über die Identität des Schädels sich zu unterrichten, wurde, auf erhaltene päpstliche Erlaubniß, eine Nachsuchung in der Rotunda, oder der Pantheonskirche angeordnet, wo die irdischen Reste Rafaels ruhten. Man nahm bei der Auffuchung des Grabmals die Angaben der Zeitgenossen Rafaels als Führer an, und entdeckte am 14. September 1833, nach einer fünftägigen Nachforschung, das Grabgewölbe Rafaels hinter dem Altar. Der Sarg ließ nicht den geringsten Zweifel darüber, daß dessen Inhalt die Ueberreste des großen Malers bildeten. Das Skelett war vollständig und gut erhalten, und ward in einem gläsernen Behälter der neugierigen Menge zur Ansicht ausgestellt. Nachdem von dem außerordentlich schön geformten Schädel und von der rechten Hand ein Abguß genommen war, fand am 18. Oktober des erwähnten Jahres die feierliche Beisetzung des Skelettes statt. Dasselbe wurde zuerst in

einem Sarge von Cedernholz eingeschlossen und dann in einem marmornen Sarkophag beigesetzt, den Gregor XVI. für den Zweck schenkte. Genau auf der Stelle, wo Rafael bisher ruhte, ward der Sarkophag unter großen Feierlichkeiten aufgestellt.

Die irdischen Reste Rafaels werden in nicht ferner Zeit in Staub zerfallen; seine Werke aber werden nicht untergehen, so lange die Kunst einen Werth besitzt auf Erden, sollten auch die Gemälde, welche Rafael selbst schuf, verwittern und vermodern; denn unzählbar sind die getreuen Nachbildungen seiner Meisterschöpfungen, wodurch wenigstens das Wesentlichste derselben für alle Zeiten erhalten bleiben wird.

Eine freudige Ueberraschung.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Treu Hannchen wiegt ihr Kind und weint,
Sie wiegt und weint und spinnt.
„O Gott, es war ja nicht bös gemeint —
Wie empfindlich die Männer sind!

Ich lieb' ihn ja noch, wie ich ihn geliebt,
Als wir kosten verborgen im Tann,
Doch hat bei der Kirchweih er mich betrübt,
Als er tanzte mit der Mariann'.

Er schwenkte sie flott in einem fort
Und ich — ich weinte dazu,
Und daß ich's gesagt ihm, das thörichte Wort,
Das trieb ihn von dannen im Nu.

Seine Wange wie Blut und der Blick so scheu,
Als umfing seine Seele ein Wahn, —
Er glaubte, ich zweifle an seiner Treu —!
O Himmel, was hab' ich gethan!"

So klagt treu Hannchen und weint und klagt
Und Stunde auf Stunde entfloh,
Selbst der Anblick der Kleinen ihr Trost versagt
Und die Arbeit macht sie nicht froh.

Da plötzlich nahende Schritte drauß'
Und freudiges Hundegebell, —
Ein Waidmann tritt in das Försterhaus,
Ein schmucker, ein muntrer Gesell.

Und wie ihn treu Hannchen am Spinnrad erschaut,
Verschwunden ist Weh und Harm;
Sie jubelt und jauchzt wie als glückliche Braut
Und fliegt in des Waidmanns Arm.

Das ist ihr Hans, wie sie ihn geliebt,
Als sie kosten verborgen im Tann,
Und Kuß auf Kuß sie ihm selber giebt, —
Und vergessen war die Mariann'.

Und sie träumen zurück sich die alte Zeit,
Wie sie kosten im Walde versteckt, —
Bis der Junge, der Schelm, erwacht und schreit
Und sie aus dem Traume erweckt.

Hartwig Köhler.

Ein Jahr ſpäter.

Aus der Erinnerungsmappe eines alten Diplomaten.

Von **Hans von Spielberg.**

Es war im Jahre 1842. Ich war damals der X.ſchen Legation in Paris zugetheilt und befand mich nur auf Urlaub im lieben Vaterlande, um meine von der übermäßigen Arbeitslaſt, die mir während der mehrmonatlichen Vertretung meines Chefs zugefallen war, etwas zerrüttete Geſundheit wiederherzuſtellen. Die Aerzte hatten mir für ein beginnendes Leberleiden die Kiſſinger Quellen verordnet und ich war ihrem Rathe um ſo lieber gefolgt, als ich ſicher ſein konnte, im ſchönen Saalethal meinen beſten Freund, den Grafen Montmartin zu treffen, der ſich ebenfalls veranlaßt ſah, den Quellnymphen des Rakoczi ſeine Huldigungen darzubringen.

Schon unſere Väter waren eng befreundet geweſen. Der Graf, einer der Emigranten, welche ſich 1793 der Hochflut der franzöſiſchen Revolution rechtzeitig entzogen, hatte ſich mit den immer noch ſehr beträchtlichen Reſten ſeines einſtigen Vermögens in der Nähe der Herrſchaft meines Vaters angekauft und trat bald mit ihm in engeren Verkehr. Gleiche Anſchauungen und Geſinnungen führten die alten Herren zuſammen und der freundſchaftliche Bund wäre zu einem verwandtſchaftlichen geworden, wenn nicht die Tochter des Grafen, Comteſſe Florence, ſich den väterlichen Plänen, die auf eine Verbindung zwiſchen ihr und meinem leider zu früh verſtorbenen älteren Bruder abzielten, auf das Entſchiedenſte widerſetzt hätte. Die Gründe ihres energiſchen Widerſtandes ſollten allerdings erſt einige Jahre ſpäter klar werden; die Comteſſe, welche mir aus meinen Kindheitsjahren als ein Engel von Schönheit und Anmuth vorſchwebt, trug eine Jugendliebe im Herzen und der Zufall fügte es, daß der Gegenſtand derſelben, inzwiſchen durch wunderliche Schickſalswendungen vom Schulmeiſtersſohn zum Stabsoffizier avancirt, mit den ſiegreichen Heeren Napoleons nach Schloß Burkau verſchlagen wurde. Die Folge war leider eine ſehr traurige: Der alte Graf, der den korſiſchen Uſurpator womöglich noch heftiger haßte als die Männer der Revolution, weigerte ſich auf das Beſtimmteſte ſeine Tochter einem der Anhänger deſſelben zur Frau zu geben und ſah in dem Major Delafoſſe nach wie vor nur den Parvenu, mit dem eine nähere Verbindung einzugehen, für das Haus Montmartin unmöglich ſei, Florence auf der andern Seite erklärte ebenſo entſchieden, daß keine Macht der Erde ſie von ihrem Geliebten trennen könne. Die heftigſten Scenen folgten, der alte Graf war einer der heftigſten Männer, die ich je gekannt, und ſchließlich war eines Tages die Comteſſe verſchwunden, alle Nachfor-

schungen blieben vergebens und man erfuhr endlich nur, daß der Pfarrer eines Dorfes im benachbarten Sächsischen in jenen Tagen auf Grund eines kaiserlichen Specialbefehls halb gezwungen den Major Delafosse mit einem Fräulein Beaujolais, es war der Name der Mutter der Comtesse gewesen, getraut habe. Graf Montmartin verstieß und enterbte darauf die Comtesse, damals sein einziges Kind, in aller Form und verheiratete sich selbst bald nachher zum zweiten Male mit der Tochter eines unserer Nachbarn, die ihm Robert, meinen Freund, schenkte.

Nach der Restauration der Bourbonen siedelte auch Montmartin wieder nach Frankreich über und die freundschaftlichen Beziehungen zwischen unseren beiden Familien waren bis auf einen ziemlich seltenen Briefwechsel erloschen, als ich nach Paris versetzt wurde und dort in dem Hause des Grafen die liebenswürdigste Aufnahme und in seinem Sohn meinen besten Freund fand.

Graf Robert war schon einige Wochen vor mir in Kissingen eingetroffen und informirte mich, als wir am Abend nach meiner Ankunft unter der Veranda vor dem Kurhause unsere kurgemäße Hafergrützsuppe schlürften, man war damals noch strenger mit der Diät, als heutzutage, über die Gesellschaft.

„Du wirst wenig Bekannte finden, mein Lieber", meinte er, „die Saison hat noch nicht recht begonnen. Einige spleenige Engländer, die ich von Trouville her kenne, werden kaum nach Deinem Geschmack sein, von Pariser Bekannten ist nur Meville hier und was ich sonst gesehen und kennen gelernt habe, ist mit einer Ausnahme kaum erwähnenswerth!"

„Also doch mit einer Ausnahme, mein sehr wählerischer Herr. Und wem würdigst Du denn dieser Ehre, aus der Masse hervorgehoben zu werden!"

„Einen Deiner Landsleute, Baron Keller mit Familie! Liebenswürdige, charmante Leute!"

„Keller? doch nicht die Kellers-Gothenfeld? Aber das wäre reizend, das sind ja alte, liebe Bekannte von mir, mit denen ich in Kassel fast täglich zusammen war."

Freund Robert bejahte, ich wußte nicht recht, freute ihn diese genaue Bekanntschaft meinerseits oder nicht, er vermied es plötzlich mich anzusehen und machte sich mit meinem Cigarrettenetui zu thun.

„Höre einmal, mein lieber Robert", begann ich endlich nach momentanen Stillschweigen, „höre einmal, Dein Schweigen scheint mir bedenklich. Du hast doch nicht etwa Fräulein Charlotte etwas zu tief in die schönen, blauen Augen geschaut?"

Ich hatte das so hingeplaudert, wie man unter leichtlebigen jungen Leuten plaudert und ich glaubte ziemlich bestimmt zu wissen, daß Robert durchaus nicht mit der Absicht von Paris abgereist sei, sein behagliches Klubleben mit den Freuden der Ehestandes zu vertauschen, im Gegentheil! Jedenfalls hielt ich für sicher, daß es sich höchstens um eine augenblickliche Laune, keinesfalls um eine tiefere Neigung handeln könne und nahm mir, vor bei aller Freundschaft für Robert meine kleine Landsmännin davor zu behüten, daß das, was der junge Graf vielleicht als Tändelei für die Saison betrachte, in ihrem jungen Herzen etwa tiefere Wurzeln schlagen möchte. Ich war daher sehr erstaunt, als

Robert plötzlich seine Cigarrette fortschleudernd mir sehr entschieden ins Wort fiel.

„Ich kann Deine Gedanken errathen, mein Lieber und möchte zumal Du Kellers kennst, Deinen Schlußfolgerungen von vornherein die Spitze abbrechen. Es ist jedenfalls besser, ich schenke Dir gleich volles Vertrauen."

Die Sache wurde doch ernster wie ich gedacht.

„Lieber Robert, Du kennst meine Absichten! So ehrenvoll Dein Vertrauen für mich ist und so sehr ich es als Beweis Deiner Freundschaft schätze, so —"

„Kein so und kein aber! Ich beanspruche von Dir als Freund, daß Du mich anhörst. Kurz gesagt also: ich liebe Fräulein Charlotte und ich werde sie heiraten!"

„Alle Wetter, mein Freund, Du gehst scharf ins Geschirr! Du weißt, §. 1 der Brunnenregeln ist: Keine Aufregungen — Ruhe — Ruhe und nochmals Ruhe!"

„Ich bitte Dich spotte nicht, Karl, ich könnte das nicht ertragen! Selbst von Dir nicht!"

Ich hielt es für gut mir erst ruhig eine Partagas anzuzünden und einen Augenblick den blauen Ringeln nachzuschauen, während Robert ungeduldig auf der Tischplatte die große Arie des Rienzi trommelte.

„Nun und Du sagst gar nichts?" brach er endlich los.

„Was soll ich sagen? Wenn ein Freund einem Freunde derartige Erklärungen macht, ist es stets das Beste zu schweigen, bis man gewiß ist, daß man gratuliren kann oder — nun bis man sich überzeugt hat, daß die Fortsetzung der Schweigens ihm selbst erwünscht bleibt!"

„Du bist unausstehlich, Karl!"

„Wie Du befiehlst, mein Freund! Ich dachte eben übrigens daran, daß ich von Dir vor einigen Monaten bereits, ich glaube, es war bei dem Ball der Herzogin von Leuchtenberg, eine ähnliche Erklärung bezüglich der Comtesse Athenais —"

„Sprich nicht von dieser Kokette, ich bitte Dich!"

„Und wie war es denn mit der kleinen Dubois?"

„Aber wenn ich Dich versichere, Karl, daß ich diesmal wirklich die ernstesten Absichten habe, daß ich verliebt bin, wie — wie ein deutscher Bär!"

„Ich danke für dies, für mich als Deutschen, wie für Fräulein von Keller gleich angenehme Kompliment!"

Ich wollte das Gespräch abbrechen und erhob mich; er zog mich aber fast mit Gewalt wieder auf den Stuhl und beschwor mich, ihm ernsthaft meine Meinung zu sagen.

„Ich kann Dir nur wiederholen; was soll ich sagen? Als ich Fräulein von Keller zuletzt sah, war sie fast noch ein Kind, daß die Familie zu den angesehensten in Kassel gehört, weißt Du voraussichtlich und Deine eigene Lebenserfahrung wird Dir das Uebrige sagen. Ich aber weiß ja nach der kurzen Erklärung, die Du mir gegeben hast, weder ob Du Dich schon erklärt hast, noch ob sie Dich liebt, noch ob der Papa —"

„Aber ich bitte Dich, soweit sind wir doch noch nicht! Ich bin der Familie erst vor wenigen Tagen vorgestellt worden und habe mit Fräulein Charlotte kaum eine Stunde plaudern können."

„Nun eine Stunde Plauderns ist unter Umständen wohl genügend, besonders für den Grafen Robert Montmartin!"

„Laß Deine Scherze, sie sind hier wirklich schlecht angebracht. Charlotte ist nicht das Mädchen, die sich so schnell entscheidet und ich selbst, ich weiß nicht wie es kommt, fühle mich ihr gegenüber so beklommen, so befangen —"

„Robert, Robert, ich sehe ein, Du bist wirklich ernstlich verliebt!"

„Zudem leben Kellers sehr reservirt, man trifft sie nur auf der Frühpromenade und höchstens nachmittags auf einem Spaziergang. Da bin ich denn doppelt glücklich, durch Dich einen Anknüpfungspunkt zu haben! Als wohlaccreditirter Landsmann wirst Du —"

„Die Kastanien für Dich aus dem Feuer holen, mein Junge? Nun hoffe nicht zu viel von meiner Allmacht, aber was geschehen kann, soll geschehen, denn Du dauerst mich wirklich! Aber nun komm nach Hause, es wird kühl und ich bin doch zu eitel, um mich den Damen morgen als hinkender Vulkan vorzustellen, Du weißt, ich leide etwas am Rheuma, seit ich in Petersburg auf der Bärenjagd war!"

Am nächsten Morgen erneuerte ich unter den Klängen der übrigens damals recht miserablen Kurkapelle meine alte Bekanntschaft mit der Familie von Keller. Ich wurde in Gnaden willkommen geheißen, der alte Baron drückte mir freundschaftlichst die Hand, ich durfte die zarten Finger der Gnädigsten küssen und Fräulein Charlotte erinnerte sich sogar lachend, daß ich ihr als junger Legationssekretär zu ihrem großen Stolz auf einem Backfischball, ihrem ersten Ball, ein Bouquet gebracht habe.

Ich konnte den Geschmack Roberts wirklich nur loben, Fräulein von Keller war eine entzückende Erscheinung. Groß und schlank, aber dabei von jener Fülle, die wir an den Statuen der Antike bewundern, vereinte sie die Grazie der Französin mit dem Ebenmaß der Töchter Albions. Das schmale Oval des echt deutsch geschnittenen lieblichen Gesichts umrahmte ein Kranz goldblonder dichter Flechten, die das leise erröthende Ohr fast verdeckten; unter den dunklen Augenbrauen leuchteten ein Paar blauer Sterne hervor, ernst blickend und dabei wieder schalkhaft lächelnd, und auf den leichtgewölbten Lippen ruhte jener Zug herber und doch süßer Jungfräulichkeit, der nie aufhört zu bezaubern und zu entzücken.

Robert gesellte sich bald zu uns und so unfreundlich es klingen mag, ich muß gestehen, es machte mir Scherz, zu sehen, wie der Günstling der Salons an der Seine, der gewandteste Herzenseroberer der jungen Pariser Lebewelt vor der deutschen Mädchenblume verstummte. Fast scheu, wie ein Fähndrich, der zum ersten Male der Tochter seines Kommandeurs gegenübersteht, blieb er an ihrer Seite, nur selten kam eins jener schlagfertigen, geistreichen Aperçu auf seine Lippen, die ihn in Paris so beliebt und gefürchtet gemacht hatten, und hätten nicht seine Blicke immer und immer wieder zu seiner schönen Nachbarin hinübergeleuchtet, ich würde meinen leidenschaftlichen Freund von gestern Abend nicht wiedererkannt haben.

Das Badeleben führte uns schnell zusammen. Kellers traten, nachdem ich als alter Bekannter den Kreis vergrößert hatte, mehr und mehr aus ihrer Reserve heraus, man traf sich nicht nur früh am Brunnen,

sondern auch beim Diner und selten verging ein Nachmittag, ohne daß die schöne Umgebung uns zu irgend einer Partie in die Ferne gelockt hätte, ich bemerkte wirklich mit Vergnügen, daß Robert wieder Zutrauen zu sich selbst gewann, er wurde gesprächiger, seine große Unterhaltungsgabe fesselte uns oft stundenlang und er legte Charlotte seine Huldigungen mit einer Grazie und einer taktvollen Zurückhaltung zu Füßen, die wirklich bewundernswerth war. Er war unerschöpflich: Bald wußte er für Mutter und Tochter das wunderbarste Feldblumenbouquet zu winden, bald hatte er für sie eine Skizze irgend einer von ihnen gern gesehenen Aussicht aquarellirt, heute las er ihnen ein Chanson von Béranger vor, morgen brachte er ihnen sein Tagebuch über seine algierischen Reisen, am Montag hatte Charlotte bedauert, daß an irgend einem Punkte kein Ruheplätzchen sei, am Dienstag harrte ihrer dort ein reizendes Bänkchen, doch was weiß ich alter Graukopf heute noch von all jenen tausend Kleinigkeiten, die man eben nur einer Frau beweist, die man liebt! Es blieb mir, dem unermüdlichen Beobachter, und wir Diplomaten gewöhnen uns leider nur zu leicht, die Pflicht der steten Aufmerksamkeit aus dem Dienst auch auf das private Leben zu übertragen, es blieb mir schon in den ersten Tagen nicht verborgen, daß Robert dem jungen Mädchen nicht gleichgiltig war und ich gewahrte bald mit dem natürlichen Interesse des Freundes, daß sich aus einer herzlichen Zuneigung wirkliche Liebe entwickelte. Die beiden Leutchen paßten auch in jeder Beziehung trefflich zusammen, in allen ihren Anschauungen harmonirten sie und selbst der alte, vorsichtige Herr von Keller, der zuerst wohl den „flattrigen" Franzosen etwas scheel angesehen hatte, schien, nachdem ich ihn unter der Hand in geeigneter Weise über die näheren Verhältnisse Montmartins aufgeklärt hatte, ganz einverstanden mit den Huldigungen zu sein, die dieser seiner Tochter darbrachte. Das Herz der gnädigsten Mutter hatte er natürlich spielend gewonnen.

Nur eins war mir an meinem Freunde selbst räthselhaft: Jeden dritten oder vierten Nachmittag blieb er für uns unsichtbar! Ich hatte zuerst, als dies einige Mal geschehen war, seine Wohnung in dem Glauben aufgesucht, daß er vielleicht nicht wohl wäre, der Kammerdiener meldete mir aber, daß der Herr Graf ausgefahren sei und am nächsten Morgen glitt Robert mir gegenüber mit einer ziemlich nichtssagenden Entschuldigung über sein Fehlen hinweg, wußte aber diese Entschuldigung wiederum, doch so eigenthümlich zu betonen, daß weitere Fragen meinerseits geradezu indiskret gewesen wären. Unter anderen Umständen hätten sich ja tausend Erklärungen für Roberts eigenthümliches Verhalten finden lassen, hier aber, wo ein so ausgesprochenes Interesse ihn sonst gänzlich an unseren kleinen Kreis fesselte, war mir sein wiederholtes Fernbleiben unerklärlich und wurde mir noch unerklärlicher, als er Baron Keller gegenüber erzählte, er habe wichtige Arbeiten vom Ministerium nachgesandt erhalten, die seine Zeit leider nachmittags häufiger in Anspruch nehmen — ich wußte bestimmt, daß dies nicht der Fall war.

Die Huldigungen, mit welchen Robert das Herz meiner schönen Landsmännin bestürmte, blieben natürlich auch der übrigen Badegesellschaft nicht unbemerkt und ich muß gestehen, ich war recht froh als mir der Graf eines Abends, nachdem wir uns von Kellers verabschiedet

hatten, erregt die Hand drückte und mir mittheilte, er habe von seinem Vater heute einen Brief erhalten, der ihm dessen volle Einwilligung zu seiner beabsichtigten Verlobung ausgesprochen. Ich sage, ich war recht froh, denn ich kannte den alten Grafen und wußte, daß er ein in vieler Beziehung unberechenbarer und vor allen Dingen unbeugsam eigensinniger Herr war, der seine Autorität als Familienoberhaupt unter allen Umständen anerkannt wissen wollte. Ich ergriff gern die Gelegenheit, Robert zu rathen eine schnelle Entscheidung herbeizuführen und glaubte ihn versichern zu können, daß er reüssiren würde.

Er sah mich glückstrahlend an.

„So werde ich übermorgen —"

„Uebermorgen, Robert? Wenn man ein Glück, wie Du es erstrebst, vor Augen hat, weshalb es auch nur einen Tag verzögern?"

„Ich bin morgen absolut verhindert —"

„Mein Freund, ich verstehe Dich nicht und will nur wünschen, daß —"

Er unterbrach mich.

„Ich weiß, was Du sagen willst, Karl! Ich fühle recht gut, daß es Dir unerklärlich sein muß, wie ich selbst nur um Stunden hinausschieben kann, was zu erreichen der Zweck meines ganzen Denkens und Trachtens, das Sinnen meines ganzen Herzens ist! Ich weiß auch recht gut, daß Du mich schon längst mit sonderbaren Augen betrachtest hast, wenn ich nachmittags einmal in Eurem Kreise gefehlt hatte, die Zeit wird Dir mein Verhalten erklären, für jetzt muß Dir meine Versicherung genügen, daß nur die allerwichtigsten und allerzwingendsten Gründe mich dazu veranlassen können!"

Ich zuckte die Achseln und schwieg. Was sollte ich dieser Erklärung gegenüber anderes thun!

Richtig fehlte Robert am nächsten Tage beim Diner; die Stimmung war eine etwas gedrückte, der Baron war schweigsam, die Gnädigste formte rastlos kleine Kügelchen aus dem Tischbrot, mir stets ein sicheres Zeichen von Nervosität und Charlotte ertappte ich wiederholt auf trüben Blicken nach dem leeren Couvert ihr gegenüber. Die Kosten der Unterhaltung fielen mir allein zu und ich schlug endlich, um uns alle ein wenig herauszureißen, eine gemeinsame Partie nach dem nahegelegenen kleinen Stahlbad Brückenau vor, das wir wunderbarer Weise auf unseren Ausflügen bisher vernachlässigt hatten. Zu spät erst sollte ich daran erinnert werden, daß es Robert gewesen war, der unsere öfter ausgesprochene Absicht, nach Brückenau zu fahren durch immer neue Vorschläge durchkreuzt und vereitelt hatte.

Es gelang mir, oder richtiger vielleicht, es gelang der anmuthig schönen Gegend, durch die unser Weg führte, die Gesellschaft etwas aufzuheitern. Charlotte nahm es sogar nicht übel, als ich die Hoffnung aussprach, ihr recht bald einmal ein Führer durch die Kunstwerke des Louvre sein zu dürfen, die Baronin lächelte und der Papa erzählte von den Stunden, die er anno 15 mit Blücher im Palais royal verspielt und verjubelt hätte. So kamen wir in Brückenau in ziemlich heiterer Stimmung an und während der Baron, der ein heimlicher Gourmand war und gar zu gern einmal der gestrengen Brunnendiät ein Schnippchen schlug, mit mir nach dem Kurhaus ging, um sich zu erkundigen, ob

die Forellen frisch und gut seien, wollten die beiden Damen einen kleinen Spaziergang durch den Park machen und uns dann wieder treffen.

Wer hätte ahnen können, wie die nächste Viertelstunde alles verändern würde!

Keller und ich saßen plaudernd bei einem Glase recht trinkbaren Saaleweins vor der Halle, als die Baronin, die furchtbar blasse, thränenüberströmte Tochter am Arme stützend, anscheinend in höchster Erregung auf uns zukam.

Wir sprangen erschreckt auf und glaubten nicht anders, als daß Charlotte plötzlich erkrankt sei.

„Laß uns ein Zimmer geben, Keller, aber bitte schnell!" rief Frau von Keller ihrem Mann im Vorbeigehen zu und wandte sich nach dem Hotel, mich mit einer kurzen Bewegung der Hand bittend, bei Seite zu treten.

Ich saß wohl eine halbe Stunde in tödtlicher Aufregung, bis Keller zu mir zurückkam und mich in fliegender Hast bat, zu entschuldigen, wenn er mit seinen Damen allein nach Kissingen zurückführe, unvorhergesehene Umstände nöthigten ihn noch heute nach Hause zu reisen.

Der alte Herr war sehr ergriffen, seine Hand zitterte, als er schnell ein paar Glas Wein hinunterstürzte! Auf meine Frage, ob Fräulein Charlotte ernstlich erkrankt sei, hatte er nur ein zerstreutes Kopfschütteln! Inzwischen fuhr der Wagen vor, die Damen stiegen ein, Charlotte hatte das Taschentuch vor die Augen gedrückt und weinte laut, als ich ihr die Hand küßte. Der Baron rief mir noch aus dem Wagen zu: „Ich schreibe Ihnen noch, lieber K . . . ., hoffentlich auf ein froheres Wiedersehen!" und fort waren sie.

Wie ich auch sann, ich konnte des Räthsels Lösung nicht finden. Als ich ziemlich spät am Abend nach Kissingen zurückkehrte, es war damals schwer in Brückenau Fuhrwerk zu erhalten, fand ich auf meinem Schreibtisch folgenden Brief vor:

Ich hätte nicht geglaubt, mein lieber K . . . ., daß wir so schnell voneinander würden Abschied nehmen müssen, nachdem uns der Zufall hier zusammengeführt und wir, ich darf wohl sagen wir alle, den alten freundschaftlichen Verkehr mit so großem Vergnügen wiederaufgenommen hatten. Vielleicht kann ich Ihnen die Gründe unserer plötzlichen Abreise später auseinandersetzen, begnügen Sie sich für heute damit, daß jene für uns alle, besonders aber für das Herz meiner Tochter tief betrübende sind und will ich nur hoffen, daß die Wunde, welche das zu große Vertrauen auf ein hübsches Gesicht und ein offenes Wesen, aber auch auf die Ehrenhaftigkeit eines Edelmannes meinem Kinde und mit ihr uns Eltern schlug, bald vernarben möge. Indem ich Sie bitte, die in beifolgendem Paket enthaltenen Gegenstände dem Grafen Montmartin zu übergeben, spreche ich Ihnen nochmals unserer aller herzlichsten Grüße aus und zeichne mit der Hoffnung, Sie bald in Kassel begrüßen zu können und der Versicherung, daß wir überzeugt sind, auch Sie haben nur das Beste gewollt und erhofft, als Ihr aufrichtig ergebener

von Keller.

Diese Zeilen waren allerdings nicht geeignet, mir das Räthsel zu lösen, obwohl ich aus ihnen wenigstens vernehmen konnte, daß zwischen Montmartin und Charlotte irgend etwas vorgefallen sein mußte, das

einen endgiltigen Bruch nothwendig gemacht hatte; ich wurde in dieser Ansicht auch dadurch bestärkt, daß das Paket mehrere Skizzen meines Freundes und einen verwelkten Kornblumenstrauß enthielt. Aber Frau von Keller hatte sich mit ihrer Tochter ja kaum auf zwanzig Minuten von uns entfernt, es war unerklärlich.

Ich grübelte noch, als ich die fröhlich lachende Stimme meines Freundes auf dem Korridor den Zimmerkellner fragen hörte, ob ich schon zurück sei? Er konnte lachen, ach wie bald sollte sich seine Heiterkeit in den herzzerreißendsten Schmerz verwandeln!

„Nun, schon zurück von Eurer Partie, mein Alter?" rief er mir entgegen, als ich die Thür öffnete. „Ich dachte es mir bald, denn es wird früh kühl draußen und wollte Dich noch zu einem Glas Most auffordern, wenn anders Dein Brunnengewissen es erlaubt. Wo waret Ihr denn?"

„In Brückenau, mein Freund!

Er wurde bleich.

„In Brückenau?" fragte er zurück.

Ich zuckte die Achseln.

„Nun ja, in Brückenau. Aber setze Dich, Robert, ich habe mit Dir zu sprechen und schließlich habe ich sogar einen — Auftrag für Dich."

Er warf sich auf das Sopha und sah mich wirren Blickes an, als ob er nicht wüßte, was er von meiner ernsten Miene halten sollte.

„Ich höre", sagte er endlich.

In fliegender Hast erzählte ich ihm nun, was vorgefallen; als ich erwähnte, welchen Weg Frau von Keller durch den Park eingeschlagen, ließ er sich meine Worte nochmals wiederholen, gleich als wolle er sich die Situation recht genau vergegenwärtigen, dann lachte er rauh auf, aber nur um gleich darauf die Hände vors Gesicht zu schlagen und laut zu schluchzen.

Hier mußte der Angelpunkt der ganzen Sache liegen, hier die Katastrophe eingetreten sein. Ich konnte noch immer an keine unehrenhafte Handlung seitens Montmartins denken, aber ich gestehe, allerlei merkwürdige Gedanken durchkreuzten mein Hirn, jedenfalls jedoch erwartete ich eine Erklärung und ich hoffte, daß diese alles wieder zum guten lenken würde.

Robert aber schwieg.

Ich reichte ihm darauf den Brief Kellers, die Skizzen und das Bouquet, er nahm es mechanisch hin, schüttelte wie geistesabwesend den Kopf und zerpflückte mit zitternder Hand die verdorrten Gräser, sodaß sie einzeln auf den Teppich herabfielen. Trübe deutete er auf die zerriebenen grauen Reste hin.

Das ist das Glück: Einen Tag der Blüte und der Rest ist Staub und Asche!"

Dann barg er wieder das Gesicht in den Händen und weinte still vor sich hin.

Man hat die Thränen des Mannes weibisch genannt, sie ein unwürdiges Zeichen von Schwäche geheißen, wie falsch und kurzsichtig! Mich rührt die Thräne, die einem männlichen Auge entfließt, hundertfach tiefer, als das heftigste Weinen des Weibes. Die Frau weint leicht, ihr erleichtert der Thränenstrom die Brust und verjüngt hebt sie mit

neuem Muth das Haupt, wenn er versiegt, dem Mann muß der Schmerz durch die harte Rinde hindurch tief bis in den Kern des Herzens geschnitten haben, eh er überhaupt Thränen findet und ach! der Schnitt bleibt und blutet fort, wie ihn auch der Thränenbalsam beträufeln mag.

Ich trat zu Robert heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Mein Freund, fasse Dich! Es kann ja nur ein Mißverständniß, ein Irrthum sein, ich kenne Dich ja so gut wie mich selbst, ich weiß, Du bist keiner unehrenhaften Handlung fähig.

Er sah mich trübe lächelnd an und drückte mir die Hand.

„Robert", fuhr ich fort, „ich will und kann mich Deinem Vertrauen nicht aufdrängen, Du weißt aber, wenn Du Dein Herz ausschütten willst, daß ich Dein Freund bin. Sprich, erkläre mir, was ist vorgefallen?"

Er lachte auf, sein Lachen schnitt mir noch tiefer in die Brust, als seine Thränen.

„Und wenn ich es Dir erzähle, so wirst Du mich und alles erst recht unerklärlich finden!"

„Robert? das ist unmöglich!"

„Und doch ist es so! Mit einem Wort: Sie, Frau von Keller und — und Charlotte, müssen mich dort im Park Arm in Arm mit einer anderen jungen Dame gesehen haben — haben vielleicht gesehen, wie ich das schöne Mädchen küßte, haben vielleicht — — O es ist entsetzlich!"

Ich prallte zurück. „Robert! das kann nicht sein! Du kannst Dich nicht so vergessen, nicht so unehrenhaft gehandelt haben?"

Er richtete sich stolz auf.

„Und wenn ich es doch gethan habe — und es ist so — unehrenhaft hat Graf Robert Montmartin noch niemals gehandelt, darauf mein Wort!"

„Aber so erkläre mir —"

„Ich kann und darf Dir nichts weiter sagen. Damit laß Dir genügen!"

„Aber Du spielst mit Deinem Lebensglück, spielst mit dem Lebensglück eines jungen, Dir vertrauenden Herzens. Hättest Du je daran zweifeln können, daß Charlotte Dich liebt, muß es Dir jetzt ihr Schmerz, muß es Dir der Brief Kellers beweisen!"

„Und trotzdem, trotzdem, sage ich Dir, darf das eine Wort, das alles erklären könnte, nicht über meine Lippen kommen. Es ist unmöglich, mein Ehrenwort bindet mich! Vielleicht daß später —"

„Später! Was hoffst Du von später? Ein Mißtrauen, das einmal Zeit hatte Wurzel zu fassen, ist nie wieder auszurotten! Robert, ich beschwöre Dich —"

„Laß mich, mein Freund, es ist alles vergebens! Es war ein Traum, ein schöner, herrlicher Traum, dem das Erwachen nur zu bald folgte!"

Ja, es war alles vergebens! Vergebens meine Bitten, meine Bemühungen, Robert zum Sprechen zu bringen, vergebens die persönlichen Nachforschungen, die ich heimlich in den nächsten Tagen in Brückenau nach dem jungen Mädchen unternahm, um vielleicht eine Spur des Geheimnisses zu entdecken. Am anderen Morgen war der Graf ohne mir nochmals Lebewohl zu sagen abgereist, und ich, nun ich gestehe, auch in

meinem Herzen stiegen, so sehr ich mich dagegen sträubte, Bedenken über seine Handlungsweise auf. So wenig ich an seiner aufrichtigen Liebe zu Charlotte zweifeln konnte, sein Schmerz, als er sie verloren hatte, war zu herzzerreißend gewesen, so kam ich doch schließlich fast zu der Ueberzeugung, daß er, der lebenslustige, übersprudelnde Mann, sich zu einem momentanen Vergessen habe hinreißen lassen, welches er freilich hart, sehr hart büßen müßte.

Ich kehrte nicht nach Paris zurück. Noch in Kissingen erhielt ich den Befehl, eine vakant gewordene Stelle im Ministerium selbst einzunehmen und ich folgte diesem Ruf, offen gesagt, um so lieber, als ich mit Graf Montmartin ein weiteres Zusammentreffen gern vermeiden wollte. Auf unsere Freundschaft war ein Reif gefallen, der nicht weichen wollte, so sehr es mich schmerzte!

Im Sommer des nächsten Jahres benutzte ich meinen Urlaub zu einer Reise nach der Schweiz und wer beschreibt meine Freude, als ich, im Begriff das Dampfboot zur Fahrt von Brienz nach Interlaken zu besteigen, die Familie von Keller auf dem Verdeck des eleganten Fahrzeugs wiedersehe. Auch sie schienen aufrichtig erfreut, mit mir zusammenzutreffen, wenn auch Charlotte leise zusammenzuckte, als sie mir die kleine Hand zum Gruße bot. Die Erinnerung an Kissingen war keinesfalls überwunden; Charlotte sah blaß aus, das zarte Oval des Gesichts war noch schmaler geworden und ein leidender Zug lag um die feingeschnittenen Mundwinkel! Armes Kind! Auch der alte Baron wollte mir gar nicht recht gefallen, er hatte entschieden stark gealtert, die buschigen Augenbrauen waren fast weiß und sein sonores Organ klang nervös überreizt. Die Gnädigste schien am wenigsten berührt; man weiß ja aber, wie Frauen ihres Alters und Standes sich beherrschen, sie dehnen diese Herrschaft wirklich nicht bloß auf ihr Empfinden und dessen Ausdruck aus, sondern sie verstehen es sogar, ihr auch das Aeußere unterthänig zu machen.

Die Hotels in Interlaken waren überfüllt und wir nahmen daher in der reizend gelegenen, damals neugegründeten Pension Beausite an der Straße nach Thun Quartier. Ohne eigentliche Verabredung waren wir zusammengeblieben, gleich als ob sich das von selbst verstände, und benützten die schönen Julitage recht nach Herzenslust, die wunderbare Natur um uns zu genießen. Ohne Ueberstürzung, wie sie leider die heutigen Reisenden lieben, die nur sehen und nur immer wieder sehen wollen und dabei vor lauter Sehen nicht zum rechten Genuß kommen, dehnten wir unsere Touren durch das romantische Lütschinenthal bis zu den herrlichen Schmadrifällen und der Wengernalp aus und kehrten am Abend regelmäßig zu unserer Pension zurück. Die frische Bergluft that uns allen wohl, die blassen Wangen der jungen Baronesse färbten sich allmählich mit dem frischeren Roth der Gesundheit und der Baron blickte vergnügt wie früher auf sein Töchterchen und rieb sich die Hände, wenn der biedere Wirth uns am Abend vor der Thür des Hotels empfing und „Gut Wetter" für morgen verkündete.

Es war nicht zu vermeiden gewesen, daß Herr von Keller und ich nochmals auf jene Affaire in Kissingen zurückkamen, so sehr wir uns bemühten, die Erinnerung an sie von uns abzuschütteln, eine schließliche Aussprache konnte doch nicht ausbleiben. Keller bestätigte mir nur, was

ich von Montmartin selbst schon wußte: die Damen hatten diesen im Park im tête-à-tête mit einem jungen, sehr schönen Mädchen getroffen und sich darauf, ohne von ihm bemerkt zu werden zurückgezogen. Ich erzählte dem Baron, was mir Robert an dem unglücklichen Abend gesagt, er zuckte die Achseln und ich konnte ihm nicht Unrecht geben. Montmartin, meinte er, hätte wenigstens den Versuch machen müssen, eine Erklärung zu finden, er hat aber damals gar nichts von sich hören lassen; erst ganz vor kurzem sei ein Brief aus Paris, auf dessen Couvert der Graf als Absender genannt gewesen, an seine Adresse gelangt, er habe ihn aber uneröffnet zurückgehen lassen, da er die schwererkämpfte Herzensruhe seines Kindes nicht nochmals auf die Probe stellen wolle. Nachdem ich dem Baron beiläufig noch erzählt, daß einer mir zugegangenen kurzen Anzeige zufolge, der alte Graf Montmartin vor kurzem gestorben sei, galt die Sache zwischen uns als erledigt.

Wir waren fast schon zwei Wochen in Beausite, ohne daß wir an einen Aufbruch gedacht hätten. Das Wetter war zwar in den letzten Tagen weniger freundlich gewesen, aber unser kleiner Kreis harmonirte in sich so gut, daß wir es schon einmal in den gastlichen Zimmern der trefflichen Pension aushalten konnten. So saßen wir eines Abends wieder im Lesesalon; es war ziemlich zeitig, die meisten Herrschaften waren noch im Nebensaal beim Thee, wir hatten ein nettes Plätzchen occupirt, von dem aus wir durch die geöffneten Flügelthüren die ganze Tafel überschauen konnten und plauderten gemüthlich. Da plötzlich sehe ich Charlotte erst roth und dann blaß werden, sie ergreift die Hand ihrer Mutter und zieht diese einige entschuldigende Worte stammelnd mit sich zur Thür hinaus. Das alles war so schnell geschehen, daß als der Baron und ich uns erstaunt anschauten, die schwere Portiere bereits hinter ihnen zugefallen war; der alte Herr sprang auf und eilte den Seinen nach, indem er mir versprach, sogleich Nachricht über das plötzliche Unwohlsein seiner Tochter, denn dies nahmen wir als den Grund ihres schnellen Aufbruchs an, zu bringen. Ehe er aber noch zurück war, hatte ich zufällig in die Thür des Speisesaals tretend, schon die wahre Ursache von Charlottens Erregung entdeckt. An der Längsseite der Tafel, gerade im Gesichtswinkel unseres bisherigen Platzes, beschäftigte sich soeben Graf Robert Montmartin damit, seiner Nachbarin, einer bildschönen Brünette, den Thee zu offeriren. Unser Erkennen war übrigens gegenseitig; der Graf von flammender Röthe übergossen, erhob sich wie um mich zu begrüßen, ich zog es aber vor, ihm eine kühle Verbeugung zu machen, verließ den Lesesalon und stieg die Treppe zu meinen Zimmern herauf. Auf dem Korridor traf ich Baron Keller.

„Ich weiß bereits, lieber Freund —"

„O ich könnte ihn morden, diesen Schurken —"

„Gemach, gemach, Baron! Aber bitte, treten Sie einen Moment hier bei mir ein."

Der alte Herr war sehr erregt. Er hatte die größte Lust, Montmartin sofort zu fordern. Ich setzte ihm in Ruhe auseinander, daß dazu gar keine Veranlassung vorliege, da sich der Graf ja seiner Zeit noch gar nicht erklärt gehabt habe und daß es jetzt nach Jahresfrist geradezu ridikül sei. Er sah das auch ein, murmelte aber fortwährend vor sich hin: „Mein armes, armes Kind!" und sagte mir endlich, daß

Charlotte auch in der Begleiterin Roberts jene Dame aus Park Brückenau wiedererkannt habe und daß seine Frau und Tochter auf sofortige Abreise drängen. Ich konnte auch hierfür gar keinen zwingenden Grund finden, ich glaubte vielmehr, daß Montmartin selbst, sobald er Kellers Anwesenheit erfahren, seine Weiterreise beschleunigen würde, entgegengesetzten Falls nahm ich es auf mich, ihn dazu zu veranlassen.

Baron Keller ging endlich und hinterließ mir wenigstens das Versprechen, nichts ohne mein Wissen zu unternehmen. Ich hatte das innigste Mitleid mit ihnen allen, mußte der Zufall auch gerade jetzt diesen Montmartin uns wieder in den Weg führen. Natürlich beschloß ich, dem edlen Grafen meine Meinung in unverfälschtem Deutsch zu sagen, denn daß er mir an jenem Abend in Kissingen nichts als ein Gaukelspiel vorgeschauspielert, mußte ja jetzt klar sein, wo er mit derselben Person — — o, es war unerhört!

Ich war im Begriff ihn selbst mit einigen Zeilen um eine Unterredung zu ersuchen, als es an die Thür meines Zimmers klopfte und auf mein Herein der Graf selbst vor mir stand.

Wie sah der Mann aus? War das der frische, lebensfrohe Held der Salons, war das mein übermüthiger, ewig heiterer Freund? Wo waren seine frischen Farben, sein klarer Blick, seine glatte Stirn?

Er ließ mich nicht zu Worte kommen. Auf mich zuschreitend ergriff er trotz meines leichten Sträubens meine Hand und sah mir scharf ins Auge.

„Karl, warst Du je mein Freund, dann beweise es jetzt, indem Du mich anhörst, indem Du mir nur zehn Minuten Dein Ohr schenkst, das Glück meines Lebens hängt davon ab!“

„Das Glück Deines Lebens? Mir däucht, Du sagtest mir einst selbst, daß Du es für immer verloren.“

„Laß das jetzt, jede Minute ist kostbar! Ich hörte soeben von dem Wirth, daß Du mit Kellers hier bist. Karl, ich beschwöre Dich, sage mir nur eins: Ist Charlotte noch frei, hat sie mich nicht vergessen?“

„Ich glaube keine Ursache und kein Recht zu haben, Dir darauf zu antworten.“

Er lachte wieder auf, wie während jener Unterredung in meinem Zimmer in Kissingen.

„So entrinnst Du mir nicht! Und wenn ich mit Gewalt zu ihr selbst dringen soll, ich will Gewißheit haben. Der Brief, den ich vor einem Monat sofort nach dem Tode meines Vaters an Keller schrieb, kam uneröffnet zurück, Du hast mein nach Berlin gerichtetes Schreiben nicht einmal beantwortet —“

„Ich habe keinen Brief von Dir erhalten; ich bin seit sechs Wochen auf Reisen!“

Er sah mich scharf an, als ob ein Verdacht in ihm emporsteige, dem er Ausdruck geben müsse, koste was es wolle.

„Solltest Du am Ende selbst Absichten auf Charlotte —“

Ich unterbrach ihn.

„Ich werde nicht dulden, daß hier in meinem Zimmer Fräulein von Keller in dieser vertraulichen Weise von Dir bezeichnet wird, der am allerwenigsten —“

„Am allerwenigsten Befugniß dazu hat, wolltest Du sagen! Und

wenn ich Dich versichere, daß ich sie heute noch ebenso heiß und innig liebe, wie vor einem Jahre, daß ich die langen Monate hindurch nur von der Erinnerung an sie gezehrt habe, daß —"

Ich konnte es nicht mehr ertragen, ich mußte ein Ende machen.

„Wünschest Du vielleicht, daß ich der Dame, Deiner Reisegefährtin, Mittheilung von diesen interessanten Geständnissen mache."

Er richtete sich stolz auf.

„Denkst Du mich zu beleidigen! So laß Dir doch endlich erklären, was ich Euch, Keller und Dir, bereits vergeblich geschrieben habe, daß diese Dame, daß jenes junge Mädchen aus dem Park von Brückenau — die Tochter meiner Schwester ist, die ich damals wiedergefunden hatte und die ich jetzt nach Italien begleite!"

Wie ein Blitz schoß mir die Erinnerung an Comtesse Florence und ihre Lebensschicksale durch den Kopf! Gottlob! nun war wenigstens eins klar, Robert hatte sich nicht unehrenhaft benommen und ich durfte ihn wieder mit ruhigem Herzen meinen Freund nennen. Mir ahnte, daß alles noch gut enden würde.

„Hast Du denn je an mir zweifeln können, Karl?" fuhr er erregt fort und streckte mir nochmals die Rechte hin, in die ich jetzt doppelt gern einschlug. „Versicherte ich Dich nicht schon damals, daß nur die allerdringendsten und schwerwiegendsten Gründe mich von einer offenen Erklärung abhalten konnten, Gründe, die in der That erst mit dem Tode meines Vaters hinfällig wurden! O, Ihr kurzsichtigen Menschen, die Ihr nur nach dem Schein urtheiltet. Doch laß Dir den Zusammenhang erzählen, ich werde mich so kurz wie möglich fassen, denn ich kann die Minute nicht erwarten, in der Kellers durch Dich die Wahrheit erfahren. Aber vorher wiederhole ich meine Frage: Ist Charlotte noch frei und glaubst Du, daß sie mich nicht vergessen hat? Ich meine, Du wirst mich jetzt nicht mehr ohne Antwort lassen."

Wie gern beantwortete ich ihm beide Fragen mit einem einfachen „Ja!"

Seine Brust hob sich erleichtert und sein Auge glänzte.

„Das war die erste gute Kunde seit Jahresfrist und sie soll dem Freundes Munde, der sie mir brachte, nie vergessen werden. Aber nun höre: Du weißt vielleicht oder vielmehr wahrscheinlich, daß meine Schwester Florence sich gegen den Willen meines Vaters mit einem Stabsoffizier in der Napoleonischen Armee verheiratet hatte. Jahre lang blieb sie für uns verschollen. Du kanntest meinen Vater und seinen, Gott verzeihe mir das Wort, störrischen Sinn: die Schwester war für uns todt, ihr Name durfte nie in unserem Hause genannt werden, neben den goldenen Buchstaben Florence, in unserem Stammbaum, hatte der Vater mit eigener Hand ein Kreuz gemacht. Aber der war sogar noch weiter gegangen: Er hatte alle möglichen Anstrengungen gemacht, sein eigenes Kind nicht nur zu enterben, sondern ihr auch die Ehre, das Recht des Aermsten, zu rauben; mit Geld und List, durch Chikanen und Prozesse hatte er vor Jahren schon versucht, den einzigen Beweis ihrer rechtmäßig vollzogenen Ehe mit dem Major Delafosse im Kirchenbuch zu Dollschen zu vernichten oder doch die Ehe für ungiltig erklären zu lassen, um Florence, oder deren Erben, des bedeutenden Erbtheils ihrer Mutter, über das er nur bis zu seinem Tode die Verfügung hatte, zu

entziehen und es mir zuzuwenden. Dank Euren Geſetzen und der Ehrenhaftigkeit Eurer Beamten, daß es ihm nicht gelungen iſt. Aber wie es ſo oft im Leben geht, derſelben Schweſter, die der Vater mit unerſättlichem Haß verfolgte, gedachte ich von Jugend auf mit ſchwärmeriſcher Zuneigung und mein größter Wunſch war, ſie noch einmal wiederzufinden und in meine Arme ſchließen zu können. Ich hatte ſchon früher, natürlich ohne Wiſſen des Vaters, verſchiedene Schritte, um ihren Aufenthaltsort zu entdecken, gethan, da ſie aber ſtets erfolglos geblieben waren, wollte ich im vorigen Jahre verſuchen, ihre Schickſale ſeit ihrer Trauung gewiſſermaßen ſyſtematiſch zu verfolgen und fing deshalb meine Nachforſchungen in Dollſchen, einem Kirchdorf im Sächſiſchen, dem Orte ihrer Trauung an. Und nun denke Dir, daß das Glück mir wohlwollte, daß der alte ehrwürdige dortige Pfarrer, nachdem ich ihm meinen Herzenswunſch ausgeſprochen und ihm zugeſagt hatte, das Geheimniß des Aufenthaltsorts meiner Schweſter niemand, vor allem nicht meinem Vater kundzuthun, mir mittheilte, daß ſie ſeit dem Tode ihres Gatten in der Nähe von Brückenau bei Kiſſingen, mit ihrer einzigen Tochter, auf einem kleinen Gute lebe. Ich eilte zu ihr und es gelang mir nach, ich geſtehe, harten Kämpfen ihr Vertrauen und ihre ſchweſterliche Liebe zu gewinnen, zunächſt aber nahm auch ſie mir mein Ehrenwort ab, bis zum Tode des Vaters niemand ihr Verhältniß zu mir zu entdecken! Und ſie hatte wahrlich genügende Gründe hierfür, denn ich ſelbſt verhehlte mir nicht, daß mein Vater, wie ich ihn kannte, wenn er ihren Aufenthaltsort erführe, alle Hebel in Bewegung ſetzen würde, ihre Ehe als vor ihrer Majorennität gegen den Willen der Eltern abgeſchloſſen für ungiltig, ihr Kind alſo für ehrlos erklären zu laſſen, während ſie als Verſchollene ſeiner Rache entzogen blieb. Was weiter geſchah, weißt Du ſo gut wie ich ſelbſt! Ich brauche Dich wohl auch kaum zu verſichern, daß ich alles aufgeboten habe, mich von Florence meines Wortes entbinden zu laſſen, aber ſie weigerte ſich auf das Entſchiedenſte und ſelbſt als die unſchuldige Urſache meines Unglücks, meine Couſine Valerie, ſich ihr zu Füßen warf und ihr Flehen mit dem meinigen vereinte, blieb ſie unerbittlich. Schilt ſie nicht hart darum, Karl, es war die Liebe der Mutter, vor der der Bruder zurücktreten mußte. Hinzu kam, daß die Nachrichten von meinem Vater von Tag zu Tag ſchlechter wurden und Florence darauf unaufhörlich hinwies, daß ich mit ſeinem Tode ja auch meines Verſprechens ledig würde. O mein Freund, es waren harte Tage, voll ſchwerer, bitterer Kämpfe zwiſchen den Pflichten des Sohnes und den Wünſchen eines Verliebten! Vor einem Monat ſtarb mein Vater und gottlob nicht ohne daß es mir gelungen wäre, ihn, den die Nähe des Todes doch milder ſtimmte, mit der Schweſter zu verſöhnen, es war ein ergreifender Moment, als ſie an ſeinem Bett niederknieete und er ſeine müde Hand ſegnend auf den lockigen Scheitel ſeiner Enkelin legte! Daß ich ſofort an Herrn von Keller ſchrieb, ihm alles erklärte, iſt Dir ja jetzt bekannt, ebenſowie, daß der Brief uneröffnet zurückkam! Mein nächſter Schritt war der, Dich um Vermittelung anzugehen, denn der an Dich gerichtete Brief muß in Berlin lagern. Als ich keine Antwort erhielt, ich geſtehe es, empörte ſich mein Stolz, auch kam mir wohl der Gedanke, daß Dir ſelbſt Abſichten auf Charlottes Hand nicht fern liegen möchten, verzeihe mir mein Freund! Jedenfalls war ich entſchloſſen nun ſelbſt nach Kaſſel

zu gehen und wollte vorher nur meine Schwester mit ihrer Tochter nach Italien bringen, weil der Arzt der ersteren geboten hat, Herbst und Winter in einem milderen Klima zu verleben; da führt uns der Zufall, nein sagen wir das Geschick, hier zusammen und nun —"

„Nun, mein Freund", schloß ich, indem ich ihn umarmte, will ich trotz der späten Stunde zu Kellers gehen und morgen soll, so Gott will, ein glückliches Paar mehr der schönen Alpennatur sich erfreuen!"

Und so geschah es!

Das Beste aber, wenigstens für mich das Beste, kam noch nach und ich will damit in diesen Blättern nicht hinter dem Berge halten, damit meine Enkel nicht einst den alten Herrn verspotten, der immer nur von ferne zusieht, wenn andere Leute Schätze finden. Als nämlich im März in Kassel Freund Montmartin mit seiner geliebten Charlotte von Priestershand zusammengethan wurde, führte ein gewisser jemand eine gewisse entzückende Brünette zum Hochzeitsbankett, der er schon tausendmal auf den Knieen (nota bene in Gedanken) abgebeten hatte, daß er sie einst so arg verkannt. Und siehe da, das gewisse Männlein und das gewisse Fräulein sprachen gar andächtiglich zueinander und wisperten und wusperten einander allerlei süße Reden zu, so daß der junge Gemal, so ihnen gegenübersaß, manches Mal ganz verwunderlich zu ihnen hinübersah und seiner liebreizenden Ehefrau bald dies bald das ins Ohr sprach, also daß auch sie auf das Paar aufmerksam wurde. Und der Schluß vom Liede war, daß der gewisse Jemand aufstand, leise, ganz leise um die ganze große Tafel herumging und dem jungen Gemal zuflüsterte, er solle doch nicht so furchtbar selbstsüchtig sein und nur an sein eigen Glück denken. Dort drüben säße eine gewisse Jemand und hätte soeben noch ein gewisser Jemand gesessen, der sofort wieder dort sitzen würde, die beiden hätten einander auch sehr lieb und es wäre nicht mehr als recht und billig, daß das öffentlich auch bekannt würde. Und der junge Gemal hieß den gewissen Jemand wieder auf seinen Platz gehen und klingelte an sein Glas, erhob sich und that männiglich zu wissen, daß das gewisse Paar ihm gegenüber von nun an, als verlobte Brautleute zu betrachten seien und er ihnen, die er sehr lieb und werth habe, viel Glück, Segen und Heil wünsche. Und die ganze Gesellschaft erhob sich gleichermaßen und trank auf das Wohl der Nichte des jungen Gatten, der liebenswürdigen und schönen Valerie Delafosse-Montmartin und auf das Wohl des gewissen Jemand. Der gewisse Jemand aber war — ich! Und sie müssen es wohl alle gut gemeint haben, denn an Glück und Segen hat es uns nicht gefehlt.

Bakterien.

Zwei Prozesse in der Natur sind es, welche die Verbindungen elementarer Stoffe wieder in ihre Urbestandtheile zurückführen, die Oxydation und die Fäulniß. Die erstere basirt auf der chemischen Verwandtschaft des Sauerstoffes in unserer Atmosphäre mit fast allen Elementen und vollzieht sich in der langsam eintretenden Verbindung desselben mit den Grundstoffen irgend einer organischen Substanz, ist daher einfach als eine chronische Verbrennung aufzufassen; letztere kann zwar auch nur in Gegenwart des atmosphärischen Sauerstoffes zu Stande kommen, unterscheidet sich aber wesentlich von der Oxydation dadurch, daß bei derselben mikroskopische vegetabilische Organismen die Vermittlerrolle im Zersetzungsprozeß übernehmen.

Noch bis vor kurzem standen sich über die Ursache der Fäulniß zwei Hypothesen gegenüber 1) die Liebigsche, welche annahm, daß, wenn die Lebenskraft die organischen Verbindungen zu beherrschen aufgehört hat, der Stickstoff der Eiweißkörper vermöge seiner Affinität zum Wasserstoff, das Wasser unter Ammoniakbildung zersetzt; und 2) die Schwannsche, welche eben die Fäulniß der Wirkung mikroskopischer Organismen zuschreibt, die man in allen fauligen Stoffen vorfindet.

Obgleich die erstere auch jetzt noch unter den Chemikern aus Respekt vor der Liebigschen Autorität einzelne Anhänger zählt, so ist doch nur die letzte nach zahlreichen exakten Experimenten als die allein richtige zu betrachten.

Es erleiden nämlich die leicht zersetzbaren Körper, wie Blut, Fleisch, Speichel, Eiweiß, auch ohne vorher gekocht zu sein, selbst bei Anwesenheit von Sauerstoff, keine Fäulniß, wenn man Sorge trägt, den Zutritt organischer Keime von Außen her abzuhalten — ein Beweis, daß den angeführten Körpern an sich die Fähigkeit der Selbstzersetzung abgeht. Läßt man z. B. Blut direkt aus einer Arterie unter Abschluß der atmosphärischen Luft in eine Glasröhre fließen, so fault dasselbe darin nach Monaten nicht, ohne die angeführten Kautelen tritt schon nach einigen Tagen ein deutlich wahrnehmbarer Zersetzungsprozeß ein.

Die mikroskopischen Wesen, welche die Fäulniß vermitteln, sind, wie schon erwähnt, vegetabilischer Natur und werden Fäulnißbakterien genannt. Man findet dieselben weniger zahlreich in der Luft, als vorzugsweise im Wasser und dessen nächster Umgebung, in der sie der Oberfläche aller Gegenstände anhaften. Da ihr Vorhandensein nach Myriaden und aber Myriaden zählt, so ist es unmöglich, zu vermeiden, daß die lebenden Individuen, Mensch und Thier, täglich, stündlich große Bakterienmengen in Speise und Trank und durch die Athmung in sich aufnehmen. Es drängt sich da unwillkürlich die Frage

auf: „Animal cur vivit et non putrescit?“ Wie kommt es, daß das Thier nicht lebend verfault? Das liegt an der Widerstandsfähigkeit des lebenden Organismus, der im gesunden Zustand die Kraft besitzt, die beständigen Attaquen der Bakterienbatterien abzuschlagen und die Keime jener mikroskopischen Wesen zu vernichten.

Während man bisher meist von der Voraussetzung ausgegangen war, daß faule Stoffe unter allen Umständen auch auf die lebenden Organismen faulend wirken müßten, haben nachfolgende Experimente aus den letzten Jahren gezeigt, daß diese Annahme nicht bedingungslos richtig ist.

Man nahm nämlich Flüssigkeit von faulenden Stoffen, in der vorher das Vorhandensein zahlreicher Bakterien nachgewiesen war und spritzte diese Masse lebenden Thieren in die Blutgefäße, so daß sie direkt in den Blutlauf gelangen mußten.

Warmbluter, Kaninchen und namentlich Hunde, vertragen die Einverleibung erheblicher Mengen bakterienhaltiger Flüssigkeit ohne dauernden Nachtheil. Durch die Thatsache allein schon ist erwiesen, daß lebende Organismen sich gegen Fäulnißbakterien wesentlich anders verhalten, als todte, die durch die kleinsten Mengen jener Flüssigkeit durch ihre ganze Masse hindurch in Fäulniß versetzt werden. Wie schnell arterielles Blut im Stande ist, die Kraft der Fäulnißerreger zu vernichten, geht daraus hervor, daß Blut, aus der Aterie eines Thieres entnommen, dem man sechsunddreißig Stunden vorher $1^1/_2$ Cc. bakterienhaltige Flüssigkeit eingespritzt hatte, selbst nach Monaten nicht die geringste Spur von Fäulniß zeigte, die unzweifelhaft eingetreten wäre, wenn noch lebende Bakterienkeime vorhanden waren.

Jedoch ist diese Fähigkeit des cirkulirenden Blutes, Fäulnißbakterien unwirksam zu machen, quantitativ keine absolute. Injektion sehr großer Bakterienmengen in das Blut überdauern Kaninchen und Hunde meist kaum vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden. In dem kurz vor dem Tod entnommenen Blut sind alsdann Keime von Fäulnißbakterien aufzuweisen.

Der Bestandtheil, dem das lebende Blut die desinfizirende Eigenschaft verdankt, ist wohl ohne Zweifel das Ozon, der Sauerstoff in seiner zerlegten aktiven Form. Gewöhnlicher inaktiver Sauerstoff, der zum Drittheil unsere Atmosphäre erfüllt, begünstigt hingegen die Fäulniß ungemein.

Die Fäulnißbakterien sind demnach in Bezug auf ihre Wirkung wesentlich verschieden von den gefährlichen kontagiösen Bakterien, welche z. B. den Milzbrand, die Pocken, das Eiterfieber u. dergl. vermitteln. Die Fäulnißbakterien wirken nicht infizirend, sondern, da sie sich im lebenden Organismus nicht vermehren können, nur so weit, als ihre chemische Thätigkeit reicht.

Kontagiös wirken dagegen nur jene Bakterien, die sich im lebenden Organismus vermehren können und deren kleinste Menge deshalb hinreicht, eine spezifische Erkrankung hervorzurufen. Schon der hunderttausendste Theil eines Tropfens von Milzbrandblut, das erwiesenermaßen eine Bakteridie, Bacillus anthracis, enthält, genügt, um in einem gesunden Thier Milzbrand hervorzurufen.

Auf dem Umstand, daß die Fäulnißbakterien, wenn sie nicht in zu

großer Menge in den Organismus gelangen, in diesem zu Grunde gehen, beruht der Bestand der ganzen organischen Welt. Vermehrten sie sich in den lebenden Thieren ebenso leicht, wie in den todten, oder wie die Milzbrandbakterien in lebenden Warmblutern, so würden die Thiere bei der enormen Verbreitung der Fäulnißkeime der Fäulniß zu keiner Zeit entgehen können und ein Thierleben wäre überhaupt undenkbar. Auch in dem Magensaft besitzen die höheren Thiere ein mächtiges Zerstörungsmittel.

Fäulnißbakterien, seiner Wirkung ausgesetzt, werden getödtet, was daraus hervorgeht, daß sie sich in Medien, die ihre Entwickelung in jeder Weise begünstigen, nicht weiter vermehren.

Also der lebende Organismus hat von diesen mikroskopischen Störenfrieden in der Natur nicht viel zu fürchten, da nur ausnahmsweise der Fall eintreten wird, daß so außerordentliche Mengen dem Körper einverleibt werden, daß seine Widerstandskraft gegen dieselben nicht ausreicht; aber die todte Materie haben sie in ihrer Gewalt und häufig zu unserm größten Aerger und Verdruß.

Jede Hausfrau ist unzufrieden, wenn sich diese kleinlichen Ungeheuer ihrer Fleischvorräthe und ihrer Konservebüchsen bemächtigen. Jede weiß wohl, daß man das Fleisch an einem trockenen, luftigen Ort aufzubewahren habe und daß die gefüllten und geschlossenen Konservebüchsen tüchtig vor ihrer Aufbewahrung gekocht werden müssen, den meisten wird aber erst nach dem Studium dieses Artikels der Sinn und Zusammenhang dieser Manipulationen klar geworden sein. Man hängt das Fleisch an trockenen und luftigen Orten auf, weil die Fäulnißbakterien an den feuchten und dumpfigen Plätzen ihre Brutstätten haben und man kocht den Inhalt der Konservebehälter, weil durch die Siedehitze die eventuell mit eingemachten Fäulnißbakterien ihren Untergang finden.

Zum Schluß wollen wir gerechtigkeitshalber jedoch auch noch des nicht zu unterschätzenden Nutzens gedenken, der uns diese schlechtbeleumdeten Weselein in dem Haushalt der Natur bringen. Er besteht darin, daß sie die Fähigkeit besitzen, die dem animalen Leben so äußerst gefährlichen kontagiösen Bakterienkeime, deren wir oben Erwähnung gethan haben, zu vernichten. In der Fäulniß stirbt das Gift des Milzbrandes.

Keine Blume ist so giftig, daß die Biene nicht Honig daraus saugen könnte. Das ist die Weisheit der Natur und für uns ein Glück!

Dr. H. R.

Die Venus von Milo.

Capriccio von **Mathilde Gräfin Luckner.**

Ein dunkler Smyrna-Teppich machte jeden Tritt unhörbar; prächtige Fresken, die neun Musen darstellend, von Künstlerhand leicht und keck hingeworfen, bedeckten die Wände. Dort links tanzt Terpsichore zu Apollos Flötenspiel, hier rechts lehrt Urania ihre ernste Wissenschaft; zwischen den beiden Bildern steht ein riesiger Ofen, dessen Anblick allein schon wärmt, von jenem angenehmen dunklem blaugrün, welches das kleine Städtchen Bürglen bei Jena zu seinem Monopol erkor. In dem großen Kamin prasselt ein lärmendes Feuer, dicke Scheite Fichtenholz knacken und knarren und brennende Tannenzapfen verbreiten knisternd ihren narkotisch schönen Waldduft in dem Gemach. Die Thüren des Zimmers sind von Ebenholz; anmuthige Skizzen und allegorische Bilder treten in Elfenbeineinlage aus dem schwarzen Grunde angenehm hervor — wir finden unter den kleinen Liebesgöttern, die dort, sowie auf den ebenfalls aus Elfenbein und Ebenholz verfertigten Begrenzungen der Fresken, ihr Wesen treiben, alte liebe Bekannte aus Roms und Florenz Kunststätten. Der Plafond ist dunkel gehalten, aus den verschiedensten Holzfarben ist sein Mosaik gebildet und ein Kronleuchter aus grauem Silber unterbricht in freundlicher Abwechselung das Getäfel; seiner Kerzen lichter Schein funkelt in den geschliffenen Kacheln des Ofens, sodaß es aussieht, als ob sein inneres Feuer sie durchglühe, es zittern auf dem dunklen Sammet der Vorhänge und Möbel hellröthliche Lichter.

Der Flügelthür gegenüber, welche in den Speisesaal führt, endet der behagliche und geschmackvoll ausgeschmückte Raum in einem kleinen, aufgetreppten Erker, dessen Außenwände aus jenen runden, in Blei gefaßten Butzenscheiben bestehen, die so gut das Geheimniß verstehen, genügend Tageslicht ins Haus zu lassen und dabei doch keinen Blick von auswärts ermöglichen. In jenem Erker nun, steht auf einem Postament von dunkelrothem Granit eine Statue aus weißem Marmor, eine wohlgelungene Kopie der Venus von Milo, jener Verkörperung vollendeter Schönheit, wie sie nur ein Mal auf Erden geschaffen werden konnte, um dann ewig unnachahmlich zu bleiben.

Ueber den Teppich zum Erker schreitet jetzt Graf Boden-Bodenstein eilig hinauf. Er wirft der Venus einen grüßenden Blick zu und ein freundliches Lächeln verschönt noch sein edles, sympathisches Gesicht. Mit rascher Hand zieht er die rothe Ampel herunter und zündet sie an und wie nun ihr belebendes Licht die weißen Glieder der Statue umschmeichelt und mit rosigem Schein in Fleisch zu verwandeln scheint, da

steigt der Herr des Gemaches die Stufen wieder hinab und geht dem Ausgang des Zimmers zu.

„Schaut her und bleibet Eurer Sinne Meister", ruft seine helle, klingende Stimme in das Eßzimmer hinein, den beiden, nun eintretenden Freunden entgegen.

„Donnerwetter! ein verflucht schönes Weib!" ruft ganz außer sich der Husaren-Rittmeister. „Kapitale Gedanken von Dir, Boden, sie so für uns zu illuminiren! Du konntest Dir aber auch keinen dankbareren Gast zur Einweihung Deines Salons einladen als mich!"

Nach diesen Worten zündet sich der Sprecher eine Havana an, die auf jenem Tischchen neben der Chaiselongue steht und nippt an dem perlenden Rheinwein, den der Graf soeben in die kunstvoll geschliffenen Römer geschenkt hat. Mit der Cigarre im Munde, den Händen in den Taschen der knapp anschließenden Militärhose und dem Rheinwein im Kopfe, umkreist er alsbald die Venus, um sich dann zum weiteren mußevollem Anschauen auf die Chaiselongue hinzustrecken.

„Und Du sagst kein Wort, Doktor?" sagte Boden zu dem dicken Herrn, „sie gefällt Dir wohl nicht?" Doch diese Frage konnte nicht ernst gemeint sein, denn auf dem ungemein interessanten und vergeistigten, wenn auch durchaus nicht schönen Antlitz des Arztes zeigte sich deutlich seine Erregung und die Bewegung schien im Gegentheil so starker Natur zu sein, daß er sich gewaltig bemühte, ihrer Herr zu werden. Stumm drückte er des Freundes Hand und fast flehend schweiften seine Blicke von ihm zur Venus und von dieser wieder zu ihm zurück.

„Doktor, Sie schneiden ein so verteufeltes Gesicht, als ob Sie im Stande wären à la Heinrich Heine sich ernsthaft und wahrhaftig in so ein steinernes Weib zu verlieben! Der Phantast hat ja, so viel ich weiß, sein ganzes Leben lang nur solche Frauen geliebt, die entweder längst todt und begraben oder als Steine wieder ausgegraben waren — was? Ich könnte ihm das nicht nachmachen; so einen kalten, leblosen Mund zu küssen, würde mir nicht den geringsten Spaß machen! Ja, wenn in das Ding plötzlich Leben käme und sie, wie die schöne Galathea, mit einem fidelen Walzertakt von ihrem Postamente spränge, da ließe ich mir die Geschichte gefallen — aber so?!"

Während der Husar so schwatzte, hatten die beiden Freunde schweigend dagestanden, im Anblick der Statue versunken; Boden hatte seinen Arm um des Doktors Schulter gelegt und leise hatten sie miteinander geflüstert.

„Gewiß hast Du recht", sagte der Arzt in ruhigem Ton, zu dem das leidenschaftliche Leuchten seiner Augen gar nicht paßte, „sie sieht Deiner Frau merkwürdig ähnlich. Wenn ich das früher mir nicht denken konnte, so mag das seinen Grund darin haben, daß ich bisher kein annähernd so schönes Exemplar sah, wie dieses hier und in letzter Zeit, seitdem ich Deine Frau habe näher kennen lernen, fand ich bei meiner stets überhandnehmenden Praxis nie mehr Zeit Museen zu besuchen. Aber, wie gesagt, die Aehnlichkeit ist überraschend groß; das rothe Licht macht den Marmor nun auch merkwürdig lebendig aussehen!"

„Also Du begreifst es, Doktor, daß ich zwei lange Jahre hindurch diese Göttin dort angebetet habe, als getreues Abbild meiner holden Maria, die man mir damals noch nicht geben wollte! Uebrigens bin ich

froh, daß jene schrecklichen Zeiten vorüber sind, denn da muß ich Sporenstedt recht geben, meine lebendige Prinzessin ist mir doch lieber als so eine todte Liebe."

Sie setzten sich auf die mit Teppichen belegte Treppe des Erkers und Sporenstedt reichte ihnen von seiner Chaiselongue aus die vollen Gläser und die Cigarren hinüber.

„Sie sind mir noch Antwort schuldig auf meine Frage von vorhin, bester Doktor", sagte er, „wie ist es mit der steinernen Liebe? Könnten Sie eine solche fühlen?"

Der schwermüthige Blick des Angeredeten rang sich mühsam los von dem Steinbild und tauchte tief und ernsthaft in die vor lachender Lebenslust und Uebermuth strahlenden Augen des Fragenden.

„Eine todte Liebe?" entgegnete er, „ja, es kommt eben auf die Auffassung an; in der Venus dort, sehe ich nur die Schönheit des Weibes, wie sie uns als Krone der Schöpfung vorschwebt. In ihrem Anblick könnte ich noch den letzten Rest unserer heutigen Nacht verbringen, aber das ist nicht Liebe, mit Begehren und heißem Wunsche gepaart, das ist nur ein Schwelgen des Schönheitssinnes! Doch eine todte Liebe, o, das ist etwas ganz anderes. Ich möchte sie als das Idealste, das Reinste bezeichnen, dessen ein Mann fähig ist. Die treue Schwärmerei für ein Weib, das ihm niemals gehören wird, das ihm entweder der Tod oder ein glücklicherer Sterblicher auf immerdar genommen hat — die kennzeichnet meiner Ansicht nach die selbstlose, edle Gesinnung eines Menschen. Und mit solcher Leidenschaft in der Brust, stolz und unberührt von den Verlockungen der Welt, seine eigenen sündigen Wünsche gewaltsam unterdrücken, das ist schwer, aber achtungswerth!"

„Da schlägt es Mitternacht, bester Boden, entschuldige mich, aber ich versprach, vor zwölf Uhr die Kameraden bei Hiller zu treffen. Es ist zwar famos gemüthlich bei Dir, aber Du weißt, wie peinlich ich auf mein Versprechen halte." Sich verbeugend eilte der Husar sporenklirrend aus dem Zimmer.

„Warte doch, ich muß Dich ja hinauslassen", rief ihm der Hausherr nach, „meinen guten Graukopf schicke ich immer schon um zehn Uhr zur Ruhe, er ist mir in letzter Zeit recht wackelig geworden. Kein Wunder, da er in mir schon die dritte Generation bedient!"

Als der Graf zurückkam, rief ihm Doktor Berger entgegen: „Wenn ich nur begreifen könnte, Boden, was Du an dem hast! Ein leichtsinniger Mensch ohne jeglichen Halt noch Wort."

„Liebster Doktor, es ist mir außerordentlich lieb, Dich endlich auf einem Fehler zu ertappen, seit den fünfzehn Jahren unserer Freundschaft hat mir das noch nie gelingen wollen", antwortete Boden, sich in einem Sessel niederlassend. „siehst Du, Sporenstedt ist reich und unabhängig und ohne eigentliche Pflichten; voll Lebenslust und Hang zum Genießen, treibt ihn sein leichter Sinn oft weiter als ich billigen kann, aber —"

„Vergieb, daß ich Dich unterbreche", sagte der Arzt, „aber dies alles ist ja auch bei Dir der Fall und doch bleibst Du stets ein Muster aller Tugenden."

„Aber", setzte der Graf hartnäckig seine Rede fort, „er hat nicht den Halt, den ich hatte; die heiße Liebe zu meiner reinen Göttin, wie

ich sie in mir trug, seit ich denken gelernt habe! Wer weiß, was ohne sie aus mir für ein schrecklicher Sünder geworden wäre! Und Du, Doktor? Ist sie denn wirklich eine Todte?"

„Wollte Gott, sie wäre niemals in meinem Herzen lebendig geworden!" antwortete dieser, sich erhebend, „Doch jetzt lebe wohl und gute Nacht, ich fürchte, ich schlafe heute niemals ein, wenn ich hier noch längere Zeit unter dem Zauber des verhängnißvollen Marmors zubringe."

„Oder Du stirbst in ihrer Umarmung, getödtet von ihrem Kusse", spottete der Graf, doch es wollte nicht recht der alte kecke Ton aus seiner Kehle dringen; inniges Mitgefühl für den heißgeliebten Jugendfreund beherrschte ihn und sein beglücktes Herz suchte nach dem Brosamen, den er dem Armen von seinem reichbesetzten Tisch reichen könnte.

Da war der ersehnte Gedanke ihm gekommen und mit großer Hast, den Finger auf die Lippen gelegt, zog er den Freund durch die zweite Thür des Salons in das matt durchleuchtete Boudoir seiner Frau. Er bedeutete ihm, leise aufzutreten und seine Hand fassend, führte er ihn mit liebevollem Zwang in die Mitte des kleinen, behaglichen Raumes, wo auf einer Chaiselongue ausgestreckt, Maria schlummernd lag.

Das Buch, in dem sie gelesen, war ihrer Hand entglitten und lag auf dem Teppich des Fußbodens; die schlanke, feine Hand, die es gehalten, hing schlaff herunter, während der andere Arm unter dem lockigen Kopf ruhte. Maria trug ein Kleid von weißer Wolle, das enganschließend die edlen Formen ihres Körpers plastisch hervorhob, die weichen, tiefen Falten des Gewebes gaben dem Ganzen das Gepräge des Marmor. Das gedämpfte Licht der Lampe fiel auf die wundervoll schönen Züge der Schlafenden — und wirklich! auf ihrer weißen Stirn lag dieselbe himmlisch unschuldige Reinheit, und um den üppigen Mund schwebte dasselbe liebeglühende Athmen, wie sie uns bei der Venus von Milo entzünden.

Der Doktor bebte am ganzen Körper, seine Sinne fieberten, seine Pulse klopften.

„Küsse ihre Hand", flüsterte der Graf, „und dann zieh Dich rasch zurück, daß sie nur mich sieht, falls sie erwacht."

— — — — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später stand Doktor Berger in seiner Wohnung und bemühte sich, eine Kerze zum Schlafengehen anzuzünden; das Licht wollte nicht brennen und es machte ihn ungeduldig und unruhig, daß jedes Streichholz, das er anrieb, einen undeutlichen Schein auf ein weißes unbekanntes Etwas warf, das im Hintergrunde zu stehen schien. Aufgeregt bis in die Tiefen seiner Seele von einem Sturme, der sein Gleichgewicht zu zerstören drohte, berührte ihn dieser geringe Umstand auf das Peinlichste. Endlich brannte das Licht — und mit einem lauten, erlösendem Schrei sank der Doktor zu Füßen des weißen Standbildes hin — — der Venus von Milo, einem ganz gleichem Exemplar, wie er es heute bei dem Freunde gesehen hatte. Unten auf dem Postamente lag eine Karte mit den Worten: „In treuer Freundschaft Felix Graf Boden."

Eine Flut glühender Thränen netzte die Füße der Göttin und der Weinende hob das Antlitz zu ihr empor und rief: „Hohe Göttin der Schönheit und Liebe, gieb mir Kraft, daß ich entsage!"

Eine ebensolche Statue hatte auch Rittmeister von Sporenstedt in seinem Schlafzimmer vorgefunden, als er gegen Morgen nach Hause kam. Er hatte sich sehr gefreut über das Geschenk, hatte ihr die Wangen gestreichelt und war dann ins Bett gestiegen. Da schlug die Uhr vom nahen Kirchthurm vier; das unwillkommene Tageslicht drang, wenn auch nur spärlich, durch die Fenster, ein Streif der Früh-Dämmerung fiel auf die Züge der Venus und es erschien dem Husaren, als ob ein höhnisches Lächeln um ihren Mund irrte. Das Lächeln wurde stärker und boshaft und herausfordernd schien es ihm zu winken. Er sprang aus dem Bett und trat vor die Statue hin; mit unsicherem Blick streifte sein Auge die marmornen, jetzt unbeweglichen Züge.

„Was lachtest Du, steinernes Weib?" fragte der berauschte Offizier. Keine Antwort! „Zur Strafe küsse ich Dich und Du sollst erwarmen an meiner Glut!" Er preßte sein flammendes Angesicht auf den Stein, eisige Kälte durchströmte ihn, dann öffneten sich die höhnisch geschwungenen Lippen und er hörte sie sagen: „Du verstehst mich nicht und deshalb bleibe ich kalt und todt in Deinen Armen! Die Schönheit, sie besteht nicht nur im Körper, auch der Geist und die Seele des Menschen sollen ihr unterthan sein. Du suchst nur den Genuß, nicht die Liebe!"

— — — — — — — — — — — — — — —

„Nun, und was antwortetest Du ihr?" fragte Graf Boden als ihm anderen Tages Rittmeister von Sporenstedt diese Rede der Venus wiederholte.

„Hol' mich der Teufel", fluchte der Husar, „ich muß Dich wirklich um Verzeihung bitten, daß ich Deine Gabe so schlecht behandelt habe, aber ich konnte wirklich nicht anders, ich nahm die steinerne Sittenpriesterin in meine Arme und habe sie dann die Treppe hinunter geworfen! Dort fand früh der Bäckerjunge ihren zertrümmerten Körper!"

Skizzen und Sagen aus Teplitz.

„Ein Telegramm an den Herrn Bergrath," meldet das Dienstmädchen, und legt ein kleines, verschlossenes Couvert auf den Tisch.

Ein Telegramm ist immer noch im Familienleben ein „Ereigniß". Die Frau vom Hause erhebt sich also schnell von ihrem Arbeitsplatz am Fenster und nähert sich dem Gatten mit der hastigen Frage: „Ein Telegramm? Woher denn?" — —

O, es ist nicht Neugierde, wie die Herren immer meinen, wenn eine Frau um etwas fragt! Man hat ja liebe Kinder, Eltern, Geschwister da draußen in weiter Ferne, was kann also ein Telegramm nicht alles bedeuten!

Dem Vater freilich sind geschäftliche Mittheilungen dieser Art nichts Seltenes; er unterschreibt mit großer Ruhe das Recepisse und liest die blaue Oblate. Jetzt aber, beim Entfalten des Blattes, zuckt doch auch über seine Züge ein Strahl der freudigsten Erregung.

„Haupt-Thermalspalte im Quellenschacht bei 153,50 m Seehöhe*) angeschlagen," liest er laut, „Wasserzufluß reichlichst; in kürzester Zeit um 9m gestiegen. Teufungsarbeiten eingestellt.

Bürgermeister Uherr."

„Das muß ich sehen," fügt er aufspringend hinzu, „Mutter, nun gehen wir doch nach Teplitz. Du kannst immerhin den Koffer packen, um acht Uhr abends fahren wir."

Und nun sage mir noch Einer, daß ein Telegramm kein „Ereigniß" sei. Jene „Mutter", die den Koffer packen sollte, war ich nämlich selbst, das hätte ich bald vergessen zu sagen.

Jedermann weiß von dem plötzlichen Ausbruch der Teplitzer Quellen 1879 in den Döllinger Schacht. Durch das Teufen eines 13 Meter tiefen Schachtes wurde zwar damals die flüchtige Quelle wieder eingefangen, aber die völlige Gewißheit, daß einer ähnlichen Katastrophe für alle Zeiten vorgebeugt sei, hatte man damit noch nicht erreicht; diese Gewißheit brachte uns erst die heutige frohe Nachricht vom Anschlagen der Haupt-Quellenspalte. Verschiedene Einladungen der letzten Tage, tief in den Gruben Dies und Jenes „anzuleuchten", wie der bergmännische Ausdruck besagt, hatte mein Mann unbeachtet gelassen, das Telegramm aber wirkte, und schon wenige Stunden nach seinem Empfang dampften wir dem lieben freundlichem Teplitz zu, an

*) 50 Meter unter dem ehemaligen Ausfluß der Quelle.

welches sich für uns Erinnerungen so gar verschiedener Art knüpfen. Wie oft schon haben wir es gesehen! Als Kurgäste sind wir dort gewesen und mein Mann als berufener Sachverständiger, als fröhliche Touristen, blos des Vergnügens halber und als Besucher anderer lieben Kurgäste; wir haben Teplitz gesehen, gesund und krank, zur Sommers- und Winterszeit; wir waren dort, als die ganze Stadt in tiefster Trauer lag, ob eines unerhörten Naturereignisses und erlebten mit ihr den Jubel, den unermeßlichen, bei Wiederauffindung ihrer Thermen. Ja, durch und durch kennen wir Teplitz, so wie man einen lieben Menschen kennt, dem man in jeder Lebenslage treu zur Seite gestanden hat, und doch ist der Reiz, den dieses schöne, gottgesegnete Stückchen Erde auf uns übt, stets der gleiche geblieben.

Auch dieses Mal wieder klopfte mir das Herz gar freudig, als wir beim ersten Aufblitzen der Sonne über die Berge die letzte größere Station, Aussig, erreichten. Langsam und dumpf rollt der Zug über die Elbbrücke und hält in dem freundlichen, grünumrankten Bahnhof. Rasch ein paar Schluck Kaffee genommen und eine kleine Promenade am Perron gemacht, während des kurzen Aufenthaltes, das bringt die von der Nachtfahrt steifen Glieder wieder in Ordnung, und neu gestärkt nimmt man die Wagensitze wieder ein, zur letzten kurzen Endfahrt. Schon seit Leitmeritz war die Gegend immer lieblicher geworden. Die höher steigende Sonne vergoldet nun die Ruine der alten Burg Schreckenstein, dann die Ferdinandshöhe mit Burg Witrusch, den Marien-Geiers und den Galgenberg, und wie sie sonst noch alle heißen, diese beliebten Vergnügungsorte der Touristen, an die sich die Erinnerung so manchen heiteren Ausfluges für uns knüpft. In reicher Blütenpracht stehen überall die Obstbäume, und gar lauschig blicken rechts und links der Bnhn die schmucken Häuschen und Villen zwischen ihnen durch, aber vorüber heißt es, vorüber, es fliegt nur alles an uns vorbei wie ein schöner Traum! Jetzt halten wir in Schönfeld, dann kommt Karbitz und endlich Maria-Schein. Mit gellendem Pfiff ruft unsere Lokomotive einen „Guten Morgen" hinüber. Da blitzt und glänzt es auf, dort unten in der grünen Flur; ein langer Zug andächtiger Pilger bewegt sich hinauf nach dem Berge. Ihre Fahnen flattern im Morgenwind, die goldenen Kreuze und die Meßgewänder der Priester blinken gleich einzelnen Sternen heraus aus dem bunten Gewühl des Zuges. Ein freundlicher Dorfpfarrer, der seit Aussig unser Coupé theilt, belehrt uns, daß diese Wallfahrt dem Jesuiten-Kloster Maria-Schein gilt, in welchem sich ein berühmtes, aus Holz geschnitztes Gnadenbild befindet, Maria mit dem entseelten Körper des Heilandes darstellend. Dieses Bild wurde im 15. Jahrhundert bei einem Ueberfall der Hussiten in das dichte Laubwerk einer Linde geflüchtet. Die Sage geht, daß eine Magd aus Graupen unter jener Linde Gras mähte, als sich plötzlich eine giftige Schlange um ihren Arm ringelte. In Todesangst flehte das Mädchen zum Himmel um Hilfe, und gewahrte — aufblickend — das verborgene Gnadenbild.

„Mutter Gottes, stehe Du mir bei!" ruft es flehend. Da windet sich die Schlange wieder los von ihrem Arme und entflieht, ohne das Mädchen verletzt zu haben.

Auf die Nachricht von dieser Wunderthat machten sich die Bewohner

von Graupen auf und holten das Bild in feierlicher Prozession herein in ihre Kirche. Aber siehe da! Am folgenden Morgen war es daraus verschwunden und befand sich wieder im Gipfel der Linde. Abermals trug man das Bild zurück in die Kirche, aber trotz strengster Bewachung entfloh es ein zweites und ein drittes Mal. Nun ließ Albert II. im Jahre 1442 eine Kirche über dem Lindenbaum errichten, welcher sich später ein Kloster mit Schule anschloß. Der Ruf des wunderthätigen Bildes verbreitete sich bald weit im Böhmerlande und führte Gläubige aus den fernsten Gegenden desselben herbei, welche durch ihre Spenden das Kloster bald zu einem der reichsten des Landes machten. Jetzt birgt es einen großen Schatz werthvoller Gemälde, Gewänder und Monstranzen. In seinem Vorhof sprudelt der durch sein vorzügliches Trinkwasser berühmte Marienbrunnen. Ein anderer, außerhalb der Mauern gelegener, führt den drastischen Namen: „Freßbrunnen", weil der Genuß seines Wassers den Appetit anregen soll.

„Mir ist wahrhaftig gerade so, als hätte ich einen Becher davon getrunken!" meinte mein Gatte lachend, bei diesem Bericht unseres freundlichen Reisegefährten. „Das Frühstück in Teplitz wird gar nicht übel munden."

„Und da sind wir auch schon," unterbrach ich ihn freudig, denn eben rasselte der Zug in den Bahnhof. Welch' ein lebhaftes Treiben am Perron, wo eine ganze Reihe von Omnibus und Fiakern, von Trägern und Dienstmännern der Reisenden harrten! Man sollte nicht glauben, in einer Badestadt anzukommen, deren Saison, es war zu Ostern, erst vier Wochen später ihren Anfang nimmt. Teplitz macht freilich darin eine Ausnahme von vielen Kurorten, daß es auch den ganzen Winter hindurch Patienten aufnimmt. Gar mancher arme Leidende will nicht bis zum Sommer warten, wenn seine Schmerzen gar zu unerträglich sind, da ist es denn ein großer Segen für viele, daß in den Badehäusern sämmtliche Räume, einschließlich der Treppen und Korridore, heizbar sind, daß auch im Winter dieselben Fahrgelegenheiten, dieselben Vergnügungen und die gleiche ärztliche Behandlung in Teplitz zu finden ist, wie zur Sommerszeit, das große neue Theater mit vorzüglicher Besetzung, Konzerte im Pavillon des Schloßparkes, eine wohlgepflegte Eisbahn 2c. bieten auch außerhalb der eigentlichen „Saison" Abwechslung in Hülle und Fülle, zumal die Teplitzer, ein gar heiteres, lebensfrohes Völkchen, sich leicht an Fremde anschließen, und gegen dieselben eine opferwillige Gastfreundlichkeit bethätigen, die ihresgleichen sucht. Wer Gesellschaft liebt, wird sie nie zu vermissen haben, denn über 50 verschiedene Vereine theils wissenschaftlichen, theils geselligen Charakters, geben Veranlassung zu beständigem regen Verkehr und legen ein rühmliches Zeugniß ab für das geistige Leben der Kurstadt.

Bergrath P., ein lieber Freund und Kollege meines Mannes, erwartete uns am Bahnhof und heiter plaudernd fuhren wir zusammen nach dem Gasthof „zur Post," dessen Wirth, Herr Lagler, schon Zimmer für uns bereit hielt. Daß ich meinen Mann begleiten würde, hatte Freund P. nicht gewußt und so war sein erstes Wort bei meinem Anblick: „Vortrefflich! Nun telegraphire ich sofort meiner Frau und lasse sie auch nachkommen!"

Richtig führte er diesen Vorsatz aus, zu meiner nicht geringen

ed by Google

Freude. Unsere gestrengen Eheherren verkrochen sich nämlich in den Tagen ganz unter die Erde und kletterten von früh bis abends in Kohlen- und Quellenschächten herum. Da war es sehr hübsch, daß wir Frauen miteinander, oder in Gesellschaft lieber alter Teplitzer Freunde, Spaziergänge in die nähere Umgebung unternehmen konnten, bei denen uns die Zeit nur allzurasch verflog. Am Mittags- und Abendtisch gab es dann immer gar viel zu erzählen von den gegenseitigen Erlebnissen.

Meine Freundin war zum ersten Mal nach Teplitz gekommen und ich mußte also die Führerin machen bei unsern Streifzügen. So treten wir denn zunächst in die schön renovirte Stadtkirche, zu deren Ausschmückung Fürst Clary und die Bürger von Teplitz mehr als 40,000 Gulden freiwillig aufgebracht haben, und wo wir besonders die schönen Gemälde von Brunotte bewunderten. Dann sahen wir uns die bedeutendsten der Badehäuser an.

Man weiß wirklich nicht, welchem dieser palastartigen Gebäude der Vorzug gebührt, denn sie wetteifern darin, alles zu vereinigen, was die moderne Badetechnik nur irgend ersonnen hat, an Bequemlichkeit und Luxus.

Reich und geschmackvoll dekorirte Vestibüle und Treppenaufgänge führen sowohl im Kaiser- als auch im Stadt- und Herrenbad, die wir besuchten, nach den Wohnräumen der Kurgäste, die mit allen Komfort feinster Hotels ausgestattet sind. Die großen geräumigen Badebassins sind sämmtlich im Fußboden der Badestuben eingesenkt und mit Porzellan oder Marmor ausgelegt. Das Wasser, welches auch während des Badens beständig in reichlicher Menge neu zufließt, ist krystallhell und man kann sich, auch als Gesunder, kein wohligeres Vergnügen denken, als in die lauwarme Flut dieser spiegelblanken Bassins zu tauchen. Für gelähmte Kranke giebt es selbstverständlich alle nur erdenklichen Vorrichtungen zur Erleichterung des Badens. Es ist dafür gesorgt, daß man stehend, sitzend oder liegend baden, sowie mit Bequemlichkeit auch Wasser- oder Moorbäder nur für einzelne kranke Glieder nehmen kann.

Ist aber in solcher Weise für die armen Kranken gesorgt, so kommen die Genesenden und Jene, die Teplitz nur des Vergnügens halber aufsuchen, dabei ebensowenig zu kurz. In dem reizend angelegten Kurgarten, wo sich auch eine Trinkhalle für alle Gattungen von Mineralwässern befindet, konzertirt alle Morgen eine ausgezeichnete Musikkapelle, die auch mehrmals wöchentlich dort Nachmittagskonzerte giebt. Wer sich für feine Toilette interessirt, oder für originelle Trachten aus aller Herren Länder, der hat hier die beste Gelegenheit, Studien zu machen. Gemüthlich an seinem Kaffeetischchen sitzend, läßt er beim Klang der Musik die ganze feine Welt der „Saison" an sich vorüber defiliren, oder, wird das Treiben derselben zu laut und bunt, wenig Schritte weiter, im Schatten des duftigen Seume-Parkes, giebt es der lauschig stillen Plätzchen genug, zu denen nichts mehr hinauf dringt, als die gedämpften Melodien der Musik.

Fein ausgestattete Lesezimmer bieten täglich das Neueste der politischen und belletristischen Literatur und das Theater gehört, wie schon bemerkt, zu den Provinztheatern ersten Ranges.

Und wie viel wird an allen diesen Einrichtungen noch alljährlich

verbessert; wie viel hatte sich nicht schon geändert seit dem letzten Sommer, wo ich meinen Mann zum Kurgebrauch nach Teplitz begleitet und wir im „Kaiserbad" gewohnt hatten! Ich erzählte Frau v. P. davon, während wir in den fürstlich Clary'schen Schloßpark einbogen. Damals, vor'm Jahre, war derselbe freilich belebter als heute, denn gegen 12,000 Kurgäste weilten in diesem Jahr an den heilkräftigen Quellen! Bei den Klängen einer vorzüglichen Musikkapelle versammelte sich dort täglich zwischen 11 und 1 Uhr die Elite des Badepublikums um zu promeniren, zu speisen oder zu plaudern. So viele der Besucher auch kommen mochten, die breiten schattigen Alleen mit ihren viel Hunderten bequemer Bänke hatten Raum für sie alle, und wie köstlich ruhte es sich erst aus in den abgelegenen Theilen des Parkes, beim Gesang der gefiederten kleinen Musici, die hoch oben in den Zweigen noch prächtiger konzertirten, als ihre Kollegen im Musik-Pavillon! Nach Tisch bestand stets unser Hauptvergnügen darin, diese lieben Sänger durch ausgestreute Brotkrumen ganz nahe heran zu locken. Auch die Schwäne mit ihren Jungen und all die andern zierlichen Wasservögel bekamen ihren Antheil von den Ueberresten des Mahles. Der große Teich, den sie bewohnen, ist vielleicht die schönste Partie des ganzen Parkes; besonders pittoresk macht sich das eine seiner Ufer, wo ein vom Sturm halbentwurzelter Baumriese seine frischgrünenden Aeste bis weit hinein in die Fluten streckt, dem zahlreichen Wassergeflügel ein willkommenes Ruheplätzchen bietend.

Ja, so belebt war freilich heute der Schloßpark nicht und nur einzelne Spaziergänger vergnügten sich gleich uns damit, auf den saftig grünen Rasenplätzen nach den ersten Veilchen zu suchen, aber schön war er darum doch, in seiner frischen, knospenden Frühlingspracht! Langsam durchschritten wir die hohen Laubgänge bis zur Meierei. Durch dieselbe den Park verlassend, erreichten wir nach wenigen Minuten das schön gelegene Schützenhaus und von da unmerklich ansteigend, die Königshöhe mit dem Denkmal für Friedrich Wilhelm von Preußen, dem Vater des deutschen Kaisers, der 25 Mal in Teplitz zum Kurgebrauch war. Am schönsten Aussichtspunkt der Anhöhe ist hier in hübschen Gartenanlagen dieses Denkmal errichtet. Von keinem Punkt ihrer Umgebung sieht man so unmittelbar hinein in die Stadt und doch zugleich auch so weit hinaus in das grüne Thal, mit seinem Kranz von sonderbar geformten Hügeln und Bergen voll reizender Gärten und Dörfer, es ist ein überaus anmuthiges Bild!

Nach kurzer Rast schlenderten wir weiter fort, den Bergrücken entlang, an der hoch gelegenen Restauration Bellevue vorüber nach Schönau, das, mit Teplitz verbunden, eigentlich nur einen Kurort bildet mit dieser Stadt. Auch hier besahen wir uns die elegant gefaßten und eingerichteten Bäder und kamen auf dem Heimwege noch an den sanitären Wohlthätigkeitsanstalten für ärmere Kranke vorüber, sowie an den hübschen Militärbadehäusern der Preußen, Sachsen und Oesterreicher.

An einem der folgenden Tage erstiegen wir die Stephanshöhe, die uns die Gegend wieder von einer vollständig neuen Seite zeigte und nahmen den Nachmittagskaffee auf dem Schloßberg. Obgleich man sehr gut und bequem hinauffahren kann, zogen wir doch den schattigen Fußweg durch reiche Nußplantagen und anderes frischgrünes Laubholz vor und

langten schon nach einer halben Stunde oben bei der Ruine an, mit der Absicht, hier den Abend und die Abholung unserer Gatten abzuwarten. Es war so warm, daß man im Freien sitzen konnte, so hatten wir uns Handarbeit und sogar ein altes Büchlein mitgebracht, welches ich in der Bibliothek von Bekannten am Morgen aufgestöbert und das wir nun gemeinsam durchblätterten. Dr. Joh. Zittmanns, Königl. Pohln. und Churfächs. Hofrathes und ältesten Leib-Medici Praktische Anmerkungen von denen Töplitzer Bädern, Dreßden 1756." war sein Titel. Darin gab es gar manches erbauliche Histörchen zu lesen, wie z. B. das folgende:

„Es verdienet die merkwürdige Begebenheit derrer Töplitzer Bäder, die sich am 1. November 1755, da ein schreckliches Erdbeben ausgebrochen, und auch die Stadt Lisboa (Lissabon) zerstörete, aufgezeichnet und bemerkt zu werden. An dem ermeldeten Tage blieb zwischen 10 und 11 Uhr das Bade-Wasser auf eine Viertelstunde völlig zurück, und kam alsdann, nach einem vorhergehenden Knall, erstlich mit häufiger Ocherischer Erde, alsdann leimigt und endlich helle, wiewohl ungemein hefftig und heisser als es vormals gewesen, durchgebrochen, daß die Röhren die dermalige Menge nicht fassen kunnten, und zu großem Schrecken Ueberschwemmung anrichtete. Man hat auch dissalls ein solennes Bitt- und Dankfest in Töplitz angestellt. Dieses Bad hält nun mit dieser verstärkten Wärme an, und es haben sich die vermehrten Kräfte des Bades an einigen Personen sonderlich erwiesen, da man unter andern sichre Nachricht von einem Manne hat, der gar sehr contract gewesen, und dieses Bad schon etliche mal, wiewohl ohne Nutzen gebrauchet, nach dieser Veränderung aber so schleunige Hülfe empfunden, daß er zu groß Verwundern seiner Sippschaft ganz gesund heim kam. Er hat den Schub-Karren, worauf man ihn in das Bad gebracht, wieder selber nach sich geführet."

„Wollen wir es dem biedern Landsmann nicht gleich thun?" lachte Frau P., „und bei der Heimkehr unsern Eisenbahnzug auch selber nach uns her führen?"

Gar drollig lautete auch die Beschreibung der Schönauer Bäder. Unser Gewährsmann sagt davon:

„Vor der Stadt erqvellet das Stein- oder Röstebad *), zwo Bettelbäder, worein allerhand arme Leute und Juden gehen, nach erhaltener Erlaubniß. Sehr merkwürdig ist, daß diese Qvellen kalte Flüsse einschlüssen. Das Schwefelbad (jetzt: Neubad) qvillet vermittelst eines Ganges von unten herauf. Es ist in zwo Abtheilungen gefaßet, deren gröste die hohe Herrschafft vor sich und andere Standespersonen mit artigen Beqvemlichkeiten derer Badegäste hält."

Ja, — Ja, — es ist anders jetzt in Teplitz als vor hundert Jahren, wo die Badegäste noch per Schubkarren befördert, und die Juden in — die Bettelbäder verwiesen wurden!

Gar vieles ist anders geworden, o, blickt nur auf, welch ein Panorama sich da vor uns entrollt!

393 Meter hoch, steht der Schloßberg als ganz vereinzelter vulka-

*) So genannt vom Rösten des Flachses, den man daselbst auf Steinen in dem noch ungeflachsten Thermalwasser erweichte.

nischer Kegel da; unbegrenzt kann also unser Blick von seinem Gipfel hinüber schweifen nach der Kette des Erzgebirges, und in das dazwischen liegende Thal, mit seinen, wie bunt auf grünem Grund gestickten Dörfern, Städten, Gärten und Teichen. Nach Süden zu übersehen wir ebensoweit das herrliche Mittelgebirge mit dem großen und kleinen Mileschauer, in dessen lang gestrecktem Höhenzuge der schön gezeichnete Biliner Borzen imposant hervorragt. Besonders reizend machen sich diese Bilder, aus den Fensterbögen der Ruine gesehen, welche uns dann gleichsam als Rahmen einzelne Partien der entzückenden Fernsicht abgrenzen.

Nur schwer konnten wir uns trennen von diesem herrlichen Aussichtspunkt, und auch unsere Herren waren von dem Ausflug so befriedigt, daß sie uns beim Abendessen mit der Nachricht überraschten, wie sie für den folgenden Tag eine weitere geologische Exkursion geplant hätten, an der auch wir Frauen theil nehmen sollten. Ja, wir sollten einmal alle zusammen ausfliegen für den ganzen Tag, aber wohin? Das war eine Frage, die heftige Debatten hervorrief.

Ich stimmte für Eichwald mit dem neuen Kurhaus Theresienbad, und einen Abstecher nach der reizenden Försterei „zum Schweißjäger". Unsere lebhafte kleine Freundin aber rief: „Nein, steigen wir lieber auf den Mileschauer, denn ohne Mileschauer gehe ich Euch nicht fort von hier, das bitte ich nur allseitig zur Kenntniß zu nehmen."

„Oder wie wäre es mit Graupen und dem Mückenthürmchen?" fragte Herr P., und erzählte, daß er diese Partie vor zwei Jahren mit Bekannten gemacht hätte, und durch die Aussicht von dem 3000 Fuß hohen Mückenthurm ganz entzückt gewesen wäre. „Wir besuchten unterwegs auch die Wilhelmshöhe und die Rosenburg", fügte er hinzu, „beides sehr lohnende Aussichtspunkte. In der Rosenburg interessirte es uns besonders, im Fremdenbuch den Namen des greisen Kaiser Wilhelm eingetragen zu finden. Er hat ihn 1878 nach beendeter Kur dort eingeschrieben, und man sagt, er habe dabei zum ersten Mal nach dem Nobiling'schen Attentat wieder eine Feder geführt".

„Der arme alte Herr, wie gräßlich mögen für ihn jene Tage gewesen sein!" meinte Frau P. gerührt, aber rasch wieder in ihr munteres Wesen zurückfallend, fügte sie zu mir gewendet hinzu: „So giebt es also auch geschichtliche Reminiscenzen neuen Datums, die sich an die Rosenburg knüpfen? wir haben gestern eine aus recht alter Zeit gelesen, erinnerst Du Dich?"

„O gewiß, Du meinst die Sage von Schaffgotsch? Erzähle sie meinem Mann, dann stimmt er vielleicht auch für die Fahrt nach Graupen."

„Gieb lieber das alte Büchel her, ich will die Geschichte vorlesen." Und unter allgemeiner Zustimmung las sie:

„Im 14. Jahrhundert, unter Karl IV. besaß der Kammermeister Theym die graupener Burg, genannt „Rosenburg". Die Tochter seines Schwagers, des Burggrafen von Dohna, Katharine, lebte bei dem Ohm in Graupen. Sie war ein Fräulein von seltener Schönheit, und die vornehmsten Ritter und Grafen meldeten sich als Freier für ihre Hand. Das Schloß wurde nicht leer von fürnehmen Gästen, und ging alles sehr prunkvoll gastlich zu daselbst. Unter den vielen Verehrern des

schönen Fräuleins war der Begünstigte ein Ritter Gotsche, dessen Familie ein Schaf im Wappen führte, weshalb man sie auch die „Schaffgotsche" nannte.

Von Kaiser Karl IV. zur Begleitung seines Sohnes Wenzel berufen, mußte Gotsche zu seinem Leidwesen die schöne Katharine verlassen, doch schwur sie ihm beim Abschied ewige Treue.

Nun befand sich unter Wenzels Hofstaat auch ein gewisser Friedrich von Schönburg (itzt fürstlichen Geschlechtes) aus Sachsen, welchem Schaffgotsch viel von seiner schönen Braut erzählte, und ihn bat, — da Schönburg früher nach Sachsen zurückkehrte, — den Weg über Graupen zu nehmen, und Katharinen seine Grüße zu bestellen. Friedrich aber führte diesen Auftrag gar übel aus. Beim Erblicken des schönen Fräuleins von heftiger Leidenschaft für sie entbrannt, erdreistete er sich, gegen den Freund die niedrigsten Verläumdungen vorzubringen, und zwar in so glaubhafter Weise, daß er schließlich den alten Theym dazu bewog, ihn selbst als Freier für die Nichte anzunehmen, die, — ob auch widerstrebend, — in den Bund willigte. Die Hochzeit wurde mit aller Pracht auf der graupener Burg gefeiert, und erst nach zwei Monaten, da er mit Kaiser Karl nach Pirna kam, erfuhr Schaffgotsch von dem Treuebruch. Schmerz und Zorn warfen ihn auf ein Krankenlager, von dem er sich erst nach Wochen wieder erheben konnte.

Damals stritten sich Adolph von Nassau und Landgraf Ludwig von Thüringen um das Erzbisthum Mainz. Friedrich von Schönburg, der junge Ehemann, diente mit unter des Landgrafen Truppen. Kaiser Karl wollte den Streit vermitteln und zog selbst nach Erfurt, wo sich der Graf von Nassau verschanzt hatte.

Ritter Gotsche war noch zu schwach um den Harnisch anzulegen, aber doch mochte er nicht daheim bleiben, und begleitete den Kaiser, der ihn sehr lieb gewonnen hatte, gen Erfurt. Eben als sie dort eintrafen, machten die Nassauer einen mörderischen Ausfall auf Friedrichs Truppen. Einer der thüringschen Ritter, der schon aus vielen Wunden blutete, kam dabei in des Kaisers Nähe hart ins Gedränge mit seinen Feinden. Da konnte sich Schaffgotsch nicht länger halten. Ob auch ungewappnet, ergriff er dennoch Schwert und Schild und sprang dem Thüringer bei. Er rettete ihn und half dem Erschöpften auf; die Nassauer wurden geschlagen und mußten sich in die Stadt zurückziehen. Kaiser Karl, der sie dahin verfolgt hatte, kehrte nach erkämpftem Sieg auf die Wahlstatt zurück, wo er Schaffgotsch neben dem bewußtlosen Thüringschen Ritter knieend fand, mit dem Reinigen und Verbinden von dessen Wunden beschäftigt. Eben schlug der Gerettete die Augen auf.

„Wie nennst Du Dich?" fragte der Kaiser.

„Fritz von Schönburg", hauchte jener kaum hörbar, und schloß ermattet von neuem die Augen.

Mit staunendem Blick sah Karl auf Schaffgotsch nieder, der sich nicht stören ließ in seinem Samariterwerk. Da wollte der Kaiser, tief gerührt, dem edlen Manne die Hand reichen. Aber Gotsches Finger waren voll Blut, und da er sie erst an seinem silberhellen Schilde abwischte, entstanden auf diesem vier blutige Streifen.

„Laß sie einrosten", sprach der Kaiser, „sie sollen auf Deinem Schilde stehen bleiben, als Denkmal Deiner ritterlichen That".

Am Abend gab Kaiser Karl ein prächtiges Gastmahl, rühmte laut die schöne Handlung des Ritters, gab ihm anstatt des Schafes den viermal rothgestreiften Schild ins Wappen und ernannte ihn zum Burggrafen von Hirschberg; auch belehnte er ihn mit Friedberg, Greifenstein und Greifenberg.

Friedrich genas, aber das Glück seiner Ehe war vernichtet. Katharine, zu spät erst von seinem Verrath unterrichtet, entzog ihm ihre Liebe und flüchtete später zu ihrem Ohm, wo sie nach wenig Jahren, — noch in der Blüte ihrer Jugend, — dem Grabe zuwelkte. Schaffgotsch ließ ihr seine Verzeihung künden, doch sie zu sehen, konnte er sich nicht entschließen."

„Das ist ja ein ganzer Roman!" rief P. als seine Frau das Buch zuklappte. „Seht nur, dieses Graupen wird mir immer interessanter".

„Und die Hauptsache wissen Sie vielleicht noch gar nicht", bemerkte ich. „Sollte eines von uns eine Sünde zu büßen haben, so braucht es nur über die „heilige Stiege" der graupener Kirche auf den Knieen hinan zu rutschen, und alle seine Missethaten sind ihm vergeben".

„Kind, da thue ich nicht mit!" lachte mein Mann, der seine Knie erst vor Jahresfrist durch die teplitzer Kur vom Rheuma befreit hatte, „aber wißt Ihr was? Wir fahren nach Osseg und auf die Salesiushöhe, das soll ein schöner Ausflug sein, und er ist uns allen noch unbekannt". Die Zustimmung zu diesem Vorschlag erfolgte mit Acclamation und die Debatte war geschlossen.

„Wie wäre es, wenn wir uns jetzt langsam nach dem „Liegenden" zurückzögen?" fragte mich leise meine kleine Nachbarin. Ihr Gatte aber hatte die bergmännische Rede doch verstanden, und rief: „Ja bitte, lassen sich die Damen nicht stören, nur erlauben Sie uns noch ein Stündchen im „Hangenden" zu verweilen, bis der Rest dieser Flasche geleert ist". So schieden wir denn mit fröhlicher Hoffnung auf Morgen.

Und sie wurde nicht getäuscht, diese Hoffnung. Ein wolkenlos klarer Himmel lachte uns entgegen, als wir durch die noch tief schlummernde Stadt rollten, wohl eingehüllt in Plaids und Decken, und völlig vergraben in Karten, Hämmer, Meßinstrumente und sonstige geologische Utensilien. Es war eine gar lustige Fahrt!

An der schon im Jahre 1878 versiegten Riesenquelle vorüber, kamen wir zunächst nach Dux mit seinem riesigen Barbara-Teich, dann an den so oft genannten Döllingerschacht, in welchem man noch an der Verdämmung der bösen Wasser-Einbruchsstelle arbeitete. Vier mächtige Dampfpumpen schafften dort in jeder Minute 24,000 Liter Wasser herauf, das als reißender warmer Bach dem Barbarateich zuströmt. Wir besahen uns dort alle Einrichtungen und Maschinen, und schaudernd guckten wir Frauen in die dunkle Tiefe hinab, in der unsere Männer sich so heimisch fühlten. Nur ein kleines Stück weit konnte das Auge die 20 Leitern verfolgen, die sie jetzt täglich in das geheimnißvolle unterirdische Reich hinabgeführt hatten. Man durfte nicht daran denken, daß nur eine der vier Pumpen minutenlang den Dienst zu versagen brauchte, und alle die in der Tiefe Beschäftigten wären rettungslos verloren gewesen!

Weiter ging die Fahrt durch die grüne Ebene nach Osseg. Rechts

und links vom Wege wurden uns die Namen der inundirt gewesenen Schächte genannt, die aber jetzt alle wieder im Betrieb sind. Oft stiegen unsere Herren ab, ein interessantes geologisches Vorkommen zu beaugenscheinigen, und unser Wagen füllte sich immer mehr mit den abgeschlagenen Steinproben, die sie dann jedesmal mitbrachten.

In Osseg, einem netten, an der Abdachung des Erzgebirges gelegenen Marktflecken mit zahlreichen Villen, machten wir Halt, und besuchten zunächst das dortige Cistercienserkloster, das einen großen Reichthum an interessanten Sehenswürdigkeiten birgt, mit seiner in edlem Stil gehaltenen Kirche und seiner namentlich an kostbaren Manuskripten reichen Bibliothek. Während meine Gefährten in der letztern stöberten, schrieb ich mir eiligst aus einem alten Büchlein von „Thurneyssер zum Thurn" folgende originelle Beschreibung von Teplitz ab.

(1571) „In dem behmischen Königreich, zu Töplitz, da kompt herfür aus dem 5 grad der Erden ein warmer vrsprung wassers, welcher Menschlichem geschlecht zu gut, von dem ewigen Gott mit den nachfolgenden Minerischen subtilitäten reichlich begabt und desshalben gar gesund ist. Eyssen 1, Kalch 2, Marchasit 3, Wasser 18 Theile. Das Wasser ist trockener, warmer und scharpfer eingeschafft vnd mag für diese Krankheiten gebraucht werden: Runnende Haut, frische Wunden, löcher, geschwer und verwüßte Lungen, leber, magen, nirren, und gemecht. Es sollen sich aber vor diesem Bad hütten die Melancholici und die ein blöd Hirn haben, dann es ihnen mehr schedlicher denn nutz ist, darinnen zu baden".

Der freundliche Klosterbruder, der unsern Führer machte und mich schreiben sah, beeilte sich, mir mitzutheilen, daß diese Notiz noch nicht die älteste über Teplitz sei. Der erste gedruckte Bericht über das Bad ist in lateinischer vom Jahre 1561, und schriftliche Beschreibungen existiren schon aus dem 12. Jahrhundert. Der Sage nach soll im Jahre 762 n. Chr. ein Ritter Kolostug bei Settenz gehaust haben, welches Dorf noch heute diesen Namen trägt. Eines Tages jagte Kolostug im Eichenwald und bemühte sich lange vergeblich, einen schon durch seinen Speer verwundeten Eber aufzufinden. Endlich fand er das Wild, welches sich in einem Tempel mit warmem Wasser wälzte, und, sichtlich neu gekräftigt durch dieses Bad, beim Herannahen des Jägers wieder die Flucht ergriff. Nach andern soll es ein Mutterschwein mit seinen Jungen gewesen sein, das von den Hirten Kolostugs vermißt, aufgesucht, und beim Aufwühlen der heißen Quelle gefunden wurde.

Der schöne Brunnen im Teplitzer Kurgarten, so wie eine im Stadtbad befindliche plastische Darstellung versinnlichen diese Auffindung der Therme. Im neuen Anbau des letztgenannten Badehauses ist seit dem verhängnißvollen Jahre 1879 auch noch ein anderes aber humoristisches Sinnbild dieser Art entstanden. Der „Wolf" als zweiter Entdecker der Heilquelle ist dort neben dem „Eber" verewigt, in Erinnerung an die Bemühungen des Bergrathes H. Wolf um Wiederauffindung der Quelle.

Wie aber die Neuzeit sich schon überall bemüht, unsere alten Sagen ihres vielhundertjährigen Nimbus zu entkleiden, so will sie auch dem alten Teplitzer Eber sein angestammtes Recht schmälern, der erste Entdecker der Heilquelle gewesen zu sein. Durch die, bei Gelegenheit der

Quellenteufung gemachten Funde an römischen Münzen*) und Schmuckgegenständen, deren letztere sich auch in überraschend großer Anzahl im neuen Schacht der Riesenquelle vorfanden, ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Teplitzer Thermen viel früher, schon zur Römerzeit, im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. bekannt waren und auch damals schon zum Baden benutzt wurden. Die darin aufgefundenen Alterthümer werden für Opfergaben der Genesenen an die heilkräftige Quellengottheit gehalten. Nun aber zurück nach Ossig, wo wir im Bibliothekſaal stehen geblieben sind!

Die Kreuzgänge und der prächtige auf zwei Säulen ruhende Kapitelsaal des Klosters sind leider Frauen nicht zugänglich. Während unsere Herren dort die schönen neuen Fresken bewunderten, erquickten wir Frauen uns an der prächtigen Fernsicht auf das Mittelgebirge hinüber, und durchschritten dann, wieder mit ihnen vereinigt, die schattigen Alleen des Parkes, an deren Endpunkten man stets eine neue entzückende Aussicht auf Dux, den Borzen, Teplitz und den Schloßberg hat.

Noch wurde ein kleiner Abstecher gemacht nach dem Kravattenloch, in welches, — es ist ein aufgelassener Schacht, der Bauer Hans Kravat im Jahre 1640 eine große Anzahl von Schweden hinabgestürzt haben soll, und nach der Ruine der Riesenburg mit prächtiger Fernsicht. Inzwischen war die Mittagszeit herangekommen, und auf der schattigen Terrasse des Ossiger Gasthofes harrte unser ein stärkendes Mahl.

Den Rückweg nahmen wir dann über Klostergrab, Tischau und Kosten mit seinen interessanten Glashütten, zum Schluß noch im Teplitzer Walzwerk mit Bessemerhütte einkehrend. Dort hatten wir den unbeschreiblich großartigen Genuß, das „Bessemern" mit anzusehen. Es ist dies die Prozedur, mittelst welcher das Eisen in Stahl verwandelt wird. Kein künstliches Feuerwerk kann nur annähernd so prächtig sein, als dieser Vorgang. Man meint, in eine Hölle der Unterwelt zu blicken, wenn diese glühenden flüssigen Metallmassen sich zischend und sprudelnd vermengen, daß die davon aufstiebende Funkengarbe als hohe Feuersäule weit über Teplitz hinaus leuchtet. Und wie geisterhaft bewegen sich all' die Riesenarme der mächtigen Kranen mit ihren glühenden Lasten geräuschlos hin und her, lebendigen Ungeheuern gleich. Wie schneiden die wuchtigen Klingen dort glatt und geschmeidig glühende Eisenbarren entzwei, wie ringeln sich hier — feurigen Schlangen gleich, — neu entstehende Eisenbahnschienen aus der Walze, es ist ein Anblick, von dem sich gewiß Keiner einen Begriff machen kann, der ähnliches noch nicht geschaut hat!

Für die Partie nach Eichwald blieb leider keine Zeit mehr übrig, da Frau P. die Besteigung des Mileschauer eigensinnig in ihrem Köpfchen festhielt, und der letzte Tag unseres Aufenthaltes bereits heran gekommen war. Wir haben es ihr aber alle gedankt, daß sie so fest auf

---

*) Die uns bekannt gewordenen unter diesen Münzen tragen die Bildnisse folgender Herrscher:
1) Antonius Pius, geb. 89 n. Chr. regierte 138—161 n. Chr.
2) Lucius Verus, geb. 127 n. Chr. regierte 161—169 n. Chr.
3) Anna Faustina, Tochter des Antonius, starb 175 n. Chr.
4) Publius Licinius Gallienus, geb. 210 n. Chr. regierte 259—268 n. Chr., ferner 2 Stück Denare, eine alt-böhmische Münze.

dieser Partie bestand, denn in der That ist der Mileschauer, den auch ich zum ersten Mal bestieg, die Krone von all dem vielen Schönen was man in und um Teplitz sehen kann. Bezeichnet doch schon Humboldt die Aussicht von seinem Gipfel als die drittschönste der Welt!

Der Weg führt längs der Pragerstraße, wo dieselbe das Bielathal schneidet, liegt der historisch berühmte Ort Stadiz. Hier war es wo Böhmens Herzogin Libussa auf eigenthümliche Art den Gatten wählte. Sie hatte bestimmt, daß derjenige den Thron mit ihr theilen sollte, vor dem der Herzogin weißes Roß freiwillig stehen bleiben würde. Frei, ohne Zaum und Zügel, gallopirte das edle Thier von dannen, gefolgt von den Abgesandten der Herzogin. In Stadiz blieb es vor dem Bauer Premisl stehen, der eben mit einem Ochsengespann sein Feld pflügte, und sofort von Libussa's Abgesandten als Herzog begrüßt wurde. Ohne Ueberraschung zu zeigen, nahm er die Huldigung der Großen des Reiches entgegen, entließ seine Zugthiere ihres Gespannes und stieß den Pflugstecken neben sich in die Erde. Sofort begann dieser dürre Stab zu grünen und zu blühen, indem er zu einer mächtigen Haselnußstaude heran wuchs; dieses Wunder zeigte den Abgesandten der Herzogin noch deutlicher, daß sie an den rechten Mann gekommen waren. Ein hübsches Monument verewigt die alte Sage, und sogar Premisl's Haselnußstrauch wird an der Stelle noch gezeigt.

Weiter ging unsere Fahrt bis Pilkau, das man zu Wagen von Teplitz in anderthalb Stunde erreicht, und von da begannen wir — es war gegen Abend — den Anstieg. Als wir am Plateau des Gipfels anlangten, neigte sich schon die Sonne dem Untergang zu, und ihre Strahlen verklärten das unsagbar schöne Bild zu unseren Füßen mit dem ganzen durchsichtigen Glanz, den sie nur im Augenblick ihres Scheidens besitzen. Wie in flüssiges Gold getaucht, standen die fernen Spitzen des Jeschkengebirges am Horizont, während im Westen über das Erz- und Fichtelgebirge, sich schon die bläulichen Schatten der Abenddämmerung lagerten. Wie eine große Landkarte lag die Gegend vor uns ausgebreitet, mit allen ihren freundlichen Auen, Dörfern, Städten, Wäldern und einzelnen Bergkegeln in bunter Abwechslung, es war ein unbeschreiblich großartiges, farbenprächtiges Bild! Lange Zeit standen wir alle in stummer Bewunderung da, und erst als der letzte röthliche Streifen am Abendhimmel verlöscht war, wendeten wir unsere Schritte den gastlichen Gebäuden der Restauration zu, Unterkunft für die Nacht daselbst zu suchen. Wir fanden uns auch recht gut aufgehoben in den kleinen Mooshütten, die malerisch auf dem Gipfel des Berges verstreut, den Eindruck einer echten Waldesidylle machen.

Der Sonnenaufgang am nächsten Morgen war, begünstigt durch kaltes helles Wetter, nicht weniger prachtvoll. Großartig ist wohl der Augenblick, in dem der erste Lichtstrahl aufblitzt, aber dann steigt das glänzende Tagesgestirn sehr schnell herauf über die Berge.

Für uns ging die „liebe Sonne" an diesem Tag zum letzten Mal in Böhmen auf, denn als wir glücklich wieder in der „Post" angelangt waren, hieß es Packen und Abschied nehmen.

Buch und Zeitung.

Von Paul Dehn.

In dem eigenartigen Doppelleben der Menschheit, in ihrem wirthschaftlichen und geistigen Dasein, tritt als eine der einflußreichsten Gewalten, als ein bedeutsamer Träger des Fortschritts, so wie er sich in diesem Jahrhundert gestaltet hat, der moderne Verkehr hervor. Er vermittelt den Umlauf und Austausch der Güter, hebt ihren Werth und befördert ihre Produktivität. Freilich unterscheiden sich die wirthschaftlichen und die geistigen Güter in wesentlichen Punkten. Die Einen können getheilt, verbraucht und vergriffen werden, die andern sind untheilbar, unendlich und unveräußerlich. In der Welt der wirthschaftlichen Güter herrscht ein steter und heißer Kampf um den ungenügenden, schwer zu beschaffenden Vorrath, ein erbitterter Kampf um's Dasein mit Mangel, Elend und Verzweiflung. In der Welt der geistigen Güter dagegen ist der Tisch reichlich und für Alle gedeckt. Der Vorrath geht nie zu Ende. Je größer die Nachfrage, desto reicher das Angebot. In diesem Empfinden hat ein französischer Bücherfreund die Lektüre den Trunk des Geistes genannt und das Buch als die Flasche bezeichnet, welche uns füllt, ohne sich jemals zu leeren. Einem Schlaraffenland allerdings, wo Jedem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, gleicht die Welt der geistigen Güter keineswegs. Im Gegentheil. Durch Fleiß und Arbeit will jedes einzelne dieser Güter erst erworben sein. Und dazu ist jedermann mehr oder minder befähigt worden, seit durch die Erfindung des Papiers und Buchdrucks die erforderlichen Verkehrsmittel in Massen und billigen Preisen hergestellt und die unumgängliche Vorbedingung zu Benutzung derselben durch die Einführung des allgemeinen Volksschulunterrichts erfüllt worden ist.

Zu den wichtigsten Verkehrsmitteln im geistigen Leben gehören Buch und Zeitung, mit ihren den Uebergang zwischen sich bildenden Abarten, mit der Flugschrift, der Monatsrevue, dem Fachblatt, der Wochenschrift. Im modernen Kulturleben ist keine dieser geistigen Verkehrsmittel zu entbehren.

Um die Stellung und Funktion von Buch und Zeitung im geistigen Leben zu kennzeichnen, ist vielleicht ein Vergleich gestattet und zwar der Vergleich mit den wirthschaftlichen Verkehrsmitteln der modernen Zeit. Bildungsfördernd wie das Reisen ist ja sicherlich auch das Lesen. Wer frei und selbstständig weit herum kommen will, wird geistig mit dem Buche und körperlich auf eigenen Füßen überallhin gelangen können. Bestimmte, wenngleich mannigfaltige Wege führt die periodische Schrift

wie der Postwagen. Eine gebundene, feste, trotz aller Weite beschränkte Marschroute aber schreibt die Zeitung vor und auch die Eisenbahn. Mit dem raschesten Verkehrsmittel sind alle Gefahren der Oberflächlichkeit und Einseitigkeit, der individuellen Unfreiheit und Unselbstständigkeit untrennbar verbunden und wer sich häufiger dieser Verkehrsmittel bedient, empfindet ihre Schattenseiten. Zeitungen wie Eisenbahnen gehören zu den tagtäglichen Bedürfnissen, auf welche gewiß keiner der modernen Kulturmenschen verzichten möchte, obschon die meisten bewußt oder unbewußt sich davon abwenden, wenn sie Erholung oder Genuß suchen und zurückkehren zu den natürlicheren primitiveren Verkehrsmitteln, zu einer Fußwanderung, zu der Lektüre eines Buches.

Zwischen den geistigen und wirthschaftlichen Verkehrsmitteln läßt sich der Vergleich noch weiter führen, da sie vermöge ihrer Entwickelung in steter und enger Wechselwirkung standen und stehen. So lange Wagen und Schiffe die einzigen Beförderungsmittel bildeten, mußte neben dem Brief das Buch in Verbindung mit dem fliegenden Blatt genügen. Als endlich der Verkehr durch Einrichtung von Posten etwas organisirt wurde, erschienen in unmittelbarem Anschluß daran die periodischen Schriften in wöchentlichen oder monatlichen Stücken. Mit ihnen würde sich auch die Gegenwart behelfen müssen, wären nicht die Eisenbahnen eingerichtet worden und mit dem Ausbau derselben hängt der Aufschwung der Tagespresse aufs engste zusammen. Tagesblätter, welche Wochen brauchten zu ihrer Beförderung, sind nicht wohl denkbar und wenn plötzlich einmal der Eisenbahnverkehr versagte, würden sie sofort zu Lokalblättern herabsinken. Ohne die Einrichtung von besonderen Zeitungs-Expreßzügen in alle Theile der Provinz würden die großen Londoner Tagesblätter nicht das geworden sein, was sie sind: der erste Faktor in der Beeinflussung der öffentlichen Meinung des brittischen Reiches.

Bei allem Unterschied und Gegensatz sind doch Buch und Zeitung gemeinsamer Abstammung. In den Thonblöcken der Assyrer, in den Steintafeln des Propheten Moses, in den Papyrusrollen der Aegypter zeigen sich die ersten Anfänge eines Verkehrsbedürfnisses auf geistigem Gebiete. Das Buch kann seine Geschichte in die antike Zeit zurückführen. Von Zeitungen läßt sich erst nach der Erfindung der Buchdruckerpresse reden. Auf das Alter des Buches deutet schon der Name; er stammt von dem heiligen Brauche der alten Deutschen, Buchenstäbe zu werfen und daraus zu lesen, was die Zukunft verborgen hielt. Glücklicher noch war der Genius der deutschen Sprache in der Bildung des Wortes Zeitung, ein Kind der Zeit, aus der Zeit, für die Zeit. In der ersten kunstgewerblichen Periode der Buchdruckerkunst wurden ausschließlich Bücher gedruckt und zwar nach vorhandenen Handschriften. Originalwerke traten erst später hervor und bald darauf die Vorläufer des modernen Zeitungswesens, das fliegende Blatt. Wenn man bedenkt, welche merkwürdigen Zeitungen, d. i. Nachrichten, mit dem sechzehnten Jahrhundert über Europa kamen, vor allem die Kunde von der Entdeckung ferner, schätzereicher Länder und von dem kühnen Kampfe gegen die römisch-katholische Kirche, so wird man den raschen Aufschwung des fliegenden Blattes begreifen. Noch fehlte diesen fliegenden Blättern das wichtige und charakteristische Moment der Zeitungen, die periodische

Erscheinungsweise. Allein auch sie trat bald auf, zuerst in Buchform, in den Kalendern, Meßverzeichnissen und namentlich in den sog. Postreutern, welche alljährlich eine in der Regel versificirte Uebersicht der wichtigsten politischen und sonstigen Ereignisse gaben und gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in höchster Blüte standen. Diese Postreuter bildeten einen wichtigen Faktor in dem öffentlichen Leben jener politisch so bewegten Zeit, indem sie Partei nahmen an den kirchlichen Kämpfen, meist für die Reformation und in einer populären, wenn auch bänkelsängerischen Weise agitatorisch auftraten. Mit der Zeit vermehrten sie ihr regelmäßiges Erscheinen, wurden wohl zum Theil direkt zu Tages- und Wochenblättern. Den Namen einer Zeitung verdienen die seit 1618 in Frankfurt a. M. unter kaiserlichem Schutze herausgegebenen Relationes semestrales, welche sich bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts erhalten haben, ernsthafter, wissenschaftlicher als die Postreuter und neben gelehrten Sammelwerken ähnlicher Tendenz wichtig für die Kunde ihrer Zeit. Im Jahre 1615 wurde die erste wirkliche Zeitung in Form eines Wochenblattes gegründet, die Frankfurter Oberpostamtszeitung, welche erst im Jahre 1866, als nach länger als zweihundertjährigem Bestehen, eingegangen ist.

Im Laufe der neueren und neuesten Zeit sind Buch und Zeitung innerlich wie äußerlich erheblich verbessert und vervollkommnet worden. Seit der Zeit unserer klassischen Literaturepoche bemüht sich der Gelehrte wie der Ungelehrte, wenn er ein Buch verfaßt, vor allem ein Schriftsteller zu sein und mit der ganzen Kunst desselben den Stoff zu verarbeiten wie die Form zu gestalten. In Anordnung, Eintheilung und Inhaltsangabe ist das Buch im allgemeinen übersichtlicher und praktisch brauchbarer geworden. Welch ein specielles Bedürfniß dafür vorhanden war, zeigen die mannigfaltigen lexikographischen Werke, denen nach allen Richtungen hin noch eine weitere aufsteigende Entwickelung zugesprochen werden kann. Vielfach hat sich ferner der Gedanke, das Buch behufs leichteren Verkaufes in Lieferungen auszugeben, als ein praktischer und erfolgreicher erwiesen. In vielen tausend Erscheinungen endlich bekundet das illustrirte Buch seine großen Vorzüge. Da, wo auf Massenabsatz zu rechnen, läßt sich auch eine erhebliche Verbilligerung der Bücherpreise feststellen. Ob es wohl heute noch in Mitteleuropa ein Haus giebt ohne Buch?

Das Buch wird in Massen erzeugt und ist billiger geworden. Das ist ein entschiedener Fortschritt und eine erfreuliche Thatsache, welche mit der Frage der Ueberproduktion nicht zusammenhängt. Auch durch die Entwickelungsgeschichte des Buches geht jener demokratische Zug, welchen Robert Prutz für einen politischen gehalten hat, obschon er doch nur wirthschaftlichen Charakters ist, dem zufolge alles Besitzthum und alles Interesse anfangs zwar in den Händen einzelner bevorzugter Personen, Familien, Kasten und Körperschaften sich befindet. Mit der fortschreitenden Entwickelung wachse aber unwiderstehlich der Kreis der Berechtigten, bis endlich die Gesammtheit des Volkes, die ganze große Menge der Nation, zuletzt die ganze Menschheit, wo das Erbe jener Einzelnen eintrete, und eines der vorzüglichsten Werkzeuge, durch welche enes demokratische Prinzip der Geschichte sich verwirkliche, sei neben der Erfindung der Buchdruckerkunst, der Eisenbahnen ꝛc., des Journalismus,

der alle Individuen und Nationen unterrichte, belehre, zu einer Familie vereinige. So fallen für Prutz der Journalismus und die moderne Zeit in ihrem wesentlichen Inhalt als gleichbedeutend zusammen, erst mit dem Eintritt derselben nach der Reformation ist der Journalismus selbst möglich, zugleich aber auch nöthig geworden. Wie kein Moment in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit etwas Zufälliges oder Willkürliches ist, so stellt sich auch der Ursprung des Zeitungswesens als eine nothwendige Bedingung, als ein unentbehrliches Werkzeug dar, dessen die moderne Zeit zu ihrer Entwickelung bedurfte.

Unter solchen Umständen mußte sich die Zeitung ungleich rascher und reicher entfalten als das Buch. Außerdem sind der Zeitung alle die großen Verbesserungen auf dem Gebiete des Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesens zu gute gekommen. Dazu der Aufschwung des politischen Lebens seit Einführung verfassungsrechtlicher Zustände, die umwälzenden weltgeschichtlichen Ereignisse in Mitteleuropa seit Mitte dieses Jahrhunderts, die zunehmende allgemeine Bildung, die Entwickelung von Technik und Welthandel, mit Einschluß der Börse, die brennenden Tagesfragen der Gesellschaft, die beginnende Solidarität der Völker auf politischem, religiösen, socialen, wie auf vielen anderen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Buch und Zeitung in ihrer Eigenart als verschiedenartige, literarische Veröffentlichungsformen bedürfen noch einer charakterisirenden Definition.

Das Buch ist in der Regel oder sollte es sein, ein abgeschlossenes Ganze, das Ergebniß individuellen freien Schaffens mit ihm eigenthümlichem Stoff und eigenthümlicher Arbeit. Nach Lorenz von Stein fordert es für den Leser eine gewisse Bekanntschaft mit dem Stoff und ein Verständniß der Arbeit. Es ist nur für Diejenigen da, welche lesend zu arbeiten verstehen.

Als höchster Ausdruck der geistigen Individualität wirkt es stets individuell. Die Bedeutung des Buches besteht darin, daß es der Regel nach aus langer innerer Beschäftigung mit seinem Gegenstande hervorgeht und daher eine solche bei seinem Leser fordert und erzeugt. Des Buches Einfluß ist ein gewaltiger, aber vermöge seiner Natur zugleich ein beschränkter. Sein Kreis ist eng; es wirkt aber der Regel nach erst durch Diejenigen, welche es gelesen und ihrerseits verarbeitet haben. Selbst über den materiellen Erfolg eines Buches läßt sich erst nach einer Reihe von Jahren ein Urtheil fällen. Aus Brockhaus Leben ist bekannt geworden, das Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" in erster Auflage auch nach fünfzehn Jahren noch nicht verkauft war. In seinen Briefen an Brockhaus hob Schopenhauer hervor, daß der Werth der Werke nicht mit dem Absatz parallel gehe. Von David Humes englischen Geschichten seien im ersten Jahre nur fünfundvierzig Exemplare abgesetzt worden; Goethes „Iphigenie", „Egmont" und „Wilhelm Meister" hatten erst gar nicht gehen wollen. „Ich wollte," schrieb Schopenhauer einmal an Brockhaus, „Sie kennten die wahre Literargeschichte: da würden Sie wissen, daß alle echten Werke, alle die, welche nachher sich einer beständigen Dauer erfreut haben, am Anfange vernachlässigt dalagen, während das Falsche und Schlechte obenauf war. Denn dies weiß sich jederzeit in der Welt so breit zu machen,

daß dem Guten und Echten kein Raum bleibt und dieses sich durchwinden muß, bis es endlich ans Licht gelangt."

Zum Unterschied vom Buche, welches sich auf einen engen Kreis beschränkt, ist das Gebiet der Zeitung, welche selbst nichts anderes sein kann als Stückwerk, unbegrenzt. Nach Stein hat die Zeitung den ganzen Einfluß, welchen das geistige Leben der Gesammtheit auf alle Einzelnen haben soll und hat, tagtäglich zu vermitteln. Die Zeitung kann daher ihrer Natur nach kein Element des geistigen Lebens ausschließen, weder die Thatsachen und Fragen des öffentlichen Rechts, noch die der Volkswirthschaft, noch die der abstrakten Wissenschaft, auch nicht das Bedürfniß der Unterhaltung und Erholung aller Art. Die Zeitung soll alle diese Elemente täglich nicht bloß wiedergeben, sondern sie in derjenigen Verschmelzung und gegenseitigen Beziehung verarbeiten, in der sie das tägliche Leben in sich aufnimmt. Gerade darin besteht ein wesentlicher Theil ihres Einflusses und gerade um dieses Punktes willen enthält sie eine gewisse Gefahr, aus der wieder ein wichtiger Theil ihres Rechtes entsprungen ist.

Gleicht der Inhalt eines Buches dem Inneren eines Privathauses, in welchem der Verfasser die Honneurs macht, so versetzt uns der Inhalt einer Zeitung in ein öffentliches Gasthaus, wo alles zu sehen und zu hören ist, alle Vorfälle und alle Gerüchte, alle Debatten und alle Anschauungen des Tages, freilich immer nur in der Beleuchtung eines mehr oder minder entschiedenen Partei- oder Interessenstandpunktes.

In seiner Geschichte der französischen Revolution hebt Louis Blanc hervor, wie im Verlaufe derselben die Buchliteratur zurücktrat und der Journalistik Platz machte. „Was ist eine Schrift?" fragt er, „Ein Wort, welches dauert. Die Bücher lassen es zehn Jahre, zwanzig Jahre, ein Jahrhundert, zehn Jahrhunderte dauern: sie genügen in den Epochen, wo die Menschheit langsam denkt und nicht das Bedürfniß empfindet, schnell zu sprechen. Aber wenn das Gehirn der Menschheit kocht, wenn das Herz eines jeden mit Heftigkeit schlägt, wenn auf allen Lippen die erregten Leidenschaften sich in brennende Worte übersetzen, wenn in einer schnelllebigen Welt das Heute das Gestern verschlingt, um selbst wieder von dem Morgen verschlungen zu werden, dann ist die Aera der Bücher geschlossen: die Aera der Journale öffnet sich."

In solchen Zeiten gewinnt dann auch eine andere literarische Veröffentlichungsform an Bedeutung, welche zwischen Buch und Zeitung steht, nämlich die Flugschrift. Beweis davon das außerordentliche Anschwellen der deutschen Flugschriftenliteratur im Jahre 1848. In der Regel hat die Flugschrift eine bestimmte einzelne Frage, meist aus dem Gebiete des öffentlichen Rechtes, in specieller Beziehung auf einen bestimmten Zustand zu erledigen. Die Flugschrift ist dadurch fähig, nicht nur specielle Anschauungen, sondern auch specielle Interessen mit der ganzen Energie der individuellen Persönlichkeit zu vertreten. Sie leistet stets für das Ganze weniger, für das Einzelne dagegen mehr als ein Buch und darin besteht ihre Stellung in der geistigen Bewegung durch die Presse. In der Regel verfällt die Flugschrift in Vergessenheit, wenn ihr Zweck erreicht worden ist.

Beide, Buch wie Zeitung, vermitteln im geistigen Leben der Ge-

sellschaft den Verkehr, insbesondere die Wechselwirkungen zwischen den leitenden Kreisen und dem sogenannten Publikum. Allein mit Unterschied. In die weite Welt sendet der Schriftsteller das Buch, ohne zu wissen, ob es überhaupt gelesen wird, wohin es geht, wo es wirkt und welches sein Erfolg sein wird. Wenn der Journalist dagegen die Zeitung macht, dann kennt er sein Publikum, weiß er, für wen er schreibt, und im Bewußtsein der Macht, welche er ausübt, verficht er seine subjektiven Ansichten oder richtiger die Meinungen seiner Partei oder nicht selten diese oder jene Privatinteressen, was ihm niemals gestattet sein darf, da er stets vom Standpunkt des Allgemeinwohls aus das Wort führt. Die Zeitung kann mißbraucht werden, das Buch nicht, wenigstens nicht mit Erfolg. Von einer Bücherkorruption hat noch niemand gesprochen, sie ist auch nicht gut denkbar, selbst wenn sie mit großen Mitteln und unter dem Deckmantel der Anonymität versucht werden würde, selbst wenn ein Gründerbaron jährlich einige hundert Bücher erscheinen lassen würde, um seine Geschäfte als ehrenwerthe darzustellen. Wohl aber hat die Zeitungskorruption bedenklich um sich gegriffen und man spricht deshalb von Korruption, weil es mit der Moral nicht vereinbar ist, von dem scheinbar unbefangenen, objektiven, öffentlichen Standpunkt eines Tagesblattes durch befangene, einseitige und irreführende Darstellung mehr oder minder unberechtigte Privatinteressen wahrzunehmen. In Paris ist es soweit gekommen, daß die Tagesblätter ihren ganzen volkswirthschaftlichen Raum ungescheut an Geldinstitute verpachten, auf Jahre oder auf Monate, ja selbst auf Wochen. In Wien sind die meisten großen Tagesblätter entweder in den Händen von Banken und Aktiengesellschaften oder der Regierung verpflichtet und daneben meist noch für alle möglichen anderen Interessen zu haben, falls nur entsprechende Bezahlung gewährt wird, für Rothschild und Bontrux, für die englische Gascompagnie, für zweifelhafte Kaufleute und bedenkliche Gründer für alle, welche bar oder in Antheilscheinen zahlen können. Ob die Tagesblätter durchweg, wie Schaeffle meint, wenn sie ohne besondere Zuschüsse die Konkurrenz bestehen wollen, Geschäfts- und Spekulationsunternehmungen sein müssen, mag dahingestellt bleiben. Daß sie diesen Charakter verlieren, ist jedenfalls anzustreben und vor allem da, wo die journalistische Korruption, wie in Wien, mit Dreistigkeit auftritt, alles terrorisirt und schließlich die Gesellschaft selbst demoralisirt. Hellwald hat wohl an Wien gedacht, als er einmal über die geistige Prostitution des männlichen Geschlechtes sich aufhielt, die ihre Gedanken in der Gestalt ihrer Feder dem Meistbietenden verkauft.

Bekanntlich gehen die Meinungen über die Bedeutung der Tagespresse im öffentlichen Leben noch immer ziemlich auseinander, namentlich da, wo sie, wie in Wien, unter der Herrschaft einer weitgehenden Korruption steht und dabei einen unstatthaften Terrorismus übt, so zwar, daß in Wien andere unbefangenere Organe der öffentlichen Meinung, wie das Parlament, Vereine, Versammlungen, ja selbst Gerichtssaal, Kanzel, Theater ꝛc. in bewußtem Gegensatz zur Tagespresse den Einfluß derselben mit immer größerem Erfolge paralysiren. Wie man indeß auch in Gelehrten-, Künstler-, Fach- und anderen Privatkreisen über die Bedeutung der Tagespresse denken mag — darüber wird jeder, welcher

mit dem öffentlichen Leben in Beziehungen steht, außer Zweifel sein, daß durch kein anderes Mittel die öffentliche Meinung rascher und breiter beeinflußt werden kann, als eben durch die Tagespresse. Allein da die Macht derselben naturgemäß nur eine augenblickliche ist und zu einer nachhaltigen nicht immer gesteigert werden kann, so erweist sie sich häufig wirkungslos und just in solchen und wichtigsten Fragen, welche nicht von heute auf morgen zu beantworten sind und in solchen Fällen tritt an Stelle der Tagespresse entscheidend entweder der Erfolg, wie z. B. bei Fürst Bismarck und Richard Wagner, denen die Tagespresse niemals so recht gewogen war, oder das Buch Darwins Lehre von der Entstehung der Arten und die Ideen der jüngeren volkswirthschaftlichen Schule über Staat und Gesellschaft, sie sind zuerst in Buchform an die Oeffentlichkeit gelangt und sie sind nicht nur ohne, sondern geradezu gegen die Tagespresse siegreich durchgedrungen. In vielen Fällen hat das Buch die Zeitung überwunden, in allen Fällen aber wird es auf die Dauer das Feld behaupten, wie auf der Pußta dem Grase gegenüber Strauch und Baum.

Da wo die Tagespresse so sehr überwiegt, daß sie, wie z. B. in Wien, die Buchlektüre fast verdrängt hat, wird ein Herabgehen des Bildungsniveaus in Verbindung mit einer allgemeinen Verflachung und Abgleichung des Urtheils die unausbleibliche Folge sein. Schon Fichte hat vor zwei Menschenaltern jene Leute geschildert, welche nie mehr ein Buch in die Hand nehmen, sondern höchstens in den Journalen über die Bücher lesen und in dieser narkotisirenden Lektüre Wille, Vernunft, Denken und jede Spannkraft des Verstandes verlieren. Wo es üblich geworden ist, Gedanken und Meinungen fix und fertig aus der Zeitungsfabrik zu beziehen, da wird auch das geistige Leben des Volkes in Niedergang gerathen.

Betrachtet man Buch und Zeitung mit Rücksicht auf ihre Produktions- und Konsumtionsbedingungen, so ergiebt sich auf den ersten Blick, daß das Buch ein gewerbliches, die Zeitung dagegen ein industrielles Erzeugniß ist. Dem Buche gegenüber ist die Zeitung aufgetreten, wie die Industrie dem Gewerbe gegenüber, mit den gleichen Mitteln und mit dem gleichem Erfolge. Das Buch will gesucht sein, die Zeitung bietet sich an. In Verbindung mit dem Kapitel producirt die Industrie unter Benutzung aller Fortschritte in Wissenschaft, Kunst, Technik, Verkehr ꝛc. intensiver, massenhafter, gattungsmäßiger als das Gewerbe, nicht auf Bestellung, sondern für das Angebot, unter Anregung des Kaufreizes, für raschen Absatz, Umsatz und Verbrauch. Der modernen Industrie verdankt die Gegenwart im Grunde genommen all' die zahllosen Bequemlichkeiten in Haus und Hof und Wirthschaft, aber auch jene Schnelllebigkeit, Oberflächlichkeit, Gehaltlosigkeit, jene Halbbildung, welche ebenso bedenklich als bedauerlich ist. Ehedem hielt man fest am Althergebrachten, man trug ein solides selbstgefertigtes Gewand ein Jahrzehnt hindurch und länger, oder auf dem Lande mehrere Generationen hindurch bis auf den Enkel. Heutzutage verbraucht selbst die niederste Magd alljährlich ein Kleid und wäre es vom billigsten Kattun. Ehedem vertiefte man sich behaglich in die Lektüre schätzbarer Bücher und schöpfte daraus Unterhaltung und Belehrung. Heute greift man zu den Zeitungsblättern, welche unentbehrlich wohlfeil, stets bei der

Hand, schnell erneuert, leicht ersetzbar, beweglich und versatil, wie sie sind, dem Bedürfniß wie der Bequemlichkeit, der Mode wie dem Tage ganz anders entsprechen.

Wo viel Licht, ist aber auch viel Schatten. Das gilt ganz besonders von der Zeitung und es muß gesagt werden: Je mehr die Tageszeitungen zum Objekt der industriellen Spekulation und Ausnützung werden, je engherziger sich die einzelnen Blätter den speciellen Interessen ihrer Behörden, Fraktionen, Eigenthümer (namentlich Geldinstituten), Inserenten ꝛc. widmen, je eifriger sie sich bemüht zeigen, durch Konzessionen an die schlechten Leidenschaften des Menschen, durch pikante und frivole Klatsch- und Skandalgeschichten und dergl. sich selbst zu erniedrigen und zu entwerthen, je geringer sie die großen sittlichen Ideen, an welchen die Menschheit emporgewachsen, veranschlagen, desto sicherer und weiter werden sie sich von dem alleinigen Ziel ihres rechten Strebens entfernen, ein treues Organ der öffentlichen Meinung des Volksbewußtseins zu sein, desto rascher und gewisser werden sie ihre Macht schwächen und sich selbst diskreditiren.

Unter den bestehenden Verhältnissen hat sich die Nothwendigkeit Bahn gebrochen, neben der Tagespresse freiere, unabhängigere und vornehmere Organe zu schaffen, welche mit sachlicher Unbefangenheit und wissenschaftlicher Gründlichkeit in anziehender Form, unter Anhalt an das Ueberkommene, im Anschluß an das Bestehende und mit Beobachtung des Thatsächlichen die Fragen des Tages, die Strömungen der Zeit, die Aeußerungen des Volkes darstellen, erörtern und sich dabei die höchste Aufgabe einer wirklich unbeeinflußten Presse stellen, das Volksbewußtsein mit den gesetzgebenden Gewalten in Harmonie zu bringen und zu erhalten, damit wahrhafte Preßfreiheit bestehe, welche von der Regierung durch unnützen Druck ebensosehr geschädigt werden kann als von Geldmächten durch Bestechung. Denn Preßfreiheit heißt nichts anderes als die Berechtigung des Volksbewußtseins gegenüber den gesetzgebenden Gewalten.

Diese Organe stehen als periodische neben den nicht periodischen Flugschriften zwischen Buch und Zeitung, sie bilden die sog. Revue-Literatur und haben sich seit einigen Jahren eine beachtenswerthe Stellung errungen, nachdem England und Frankreich hierin erfolgreich vorangegangen waren. In Oesterreich haben sich derartige Unternehmungen, obschon sie gerade dort neben der alles beherrschenden Tagespresse doppelt von Nutzen wären, befremdlicherweise nicht halten können. Und doch besaß Oesterreich in der „Oesterreichischen Revue" von 1863 bis 1865 eine der werthvollsten und besten Monatsschriften. Auch auf dem Felde der illustrirten Wochenschriften hat der Buchhandel große Erfolge errungen und sich um die Hebung der allgemeinen Bildung große Verdienste erworben. Von dieser periodischen Presse des Buchhandels rühmt Schaeffle mit Recht: sie „bildet zum Glück für das geistige Volksleben weder ein Staats- oder Kirchen-, noch ein Börsen- und Bankmonopol, sondern verharrt auf der Grundlage gesunder Konkurrenz reeller Unternehmerkapitale, einer Grundlage, welche für die Frische und Freiheit der ernsten Geistesarbeit immerfort unschätzbare Gewähren bietet".

Buch und Zeitung sind im geistigen Leben also Verkehrsmittel, sie

sind es aber bis zu einem gewissen Grade auch im wirthschaftlichen Getriebe, einmal durch entsprechenden fachlichen Inhalt in Form von Adreß- und Kursbüchern, Post- und Eisenbahnzeitungen ꝛc., sodann als Verbreiter der ihnen beigegebenen Inserate oder Anzeigen. Gewerbliche Ankündigungen waren zu allen Zeiten bekannt, bei den Alten wie später im Mittelalter und noch jetzt im Orient in Form von Ausrufereien und Plakatirungen aller Art. Das Inserat indeß wurde erst nach der Erfindung der Buchdruckerkunst und erst mit den periodischen Schriften geboren. Schon im siebzehnten Jahrhundert kannte man bloße Anzeigeblätter, beiläufig unter dem Namen „Intelligenzblätter". In neuester Zeit hat das Inseratenwesen bekanntlich gewaltigen Aufschwung genommen, namentlich in England und Nordamerika, wo es zur Grundlage des wirthschaftlichen Gedeihens der Zeitungen geworden ist, und auch in Deutschland, weniger in Frankreich, wo die Zeitungen aus den Anzeigen einen immerhin nicht unbeträchtlichen Theil ihrer Einnahmen schöpfen. Eine Art versteckter Anzeige ist die Reklame, welche nach Wuttke in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts in Frankreich aufgekommen ist und ihren Namen davon erhalten hat, daß gleichzeitig mit der bezahlten Ankündigung für den Anzeigetheil eine lobende Besprechung des Angekündigten, welche auf jene verwies, den Zeitungen eingesendet und die Aufnahme dieser Empfehlung zur Bedingung des Einrückens oder der Bezahlung für die Anzeige gemacht wurde. Dieser Methode sollen sich zuerst Buchhändler und dann in ausgedehnterem Maße Börsenleute bedient haben. Auch das Buch wird neuerdings als wirthschaftliches Verkehrsmittel zu allerlei Anzeigen benutzt. Der Bäder-Almanach von Dr. Thilenius ist weiter nichts als das Erzeugniß eines Inseratenbureaus. Bücher mit alternirenden Inseratenseiten inmitten des Textes sind keine Seltenheit mehr. Mit einer englischen Uebersetzung von Falkes „Die Kunst im Hause" soll ein amerikanischer Buchhändler deshalb ein besonders gutes Geschäft gemacht haben, weil er in Anmerkungen zum Text eine Anzahl von Firmen als Bezugsquellen für die besprochenen Einrichtungsgegenstände genannt hatte, was ihm sehr hoch bezahlt worden war.

Und nun noch einiges zur Statistik von Buch und Zeitung. Im vorhinein sei indeß bemerkt, daß wenn irgend eine, so die Statistik von Buch und Zeitung von höchst zweifelhaftem Werthe ist und nicht einmal für sich die halbe Rechtfertigung beanspruchen darf, daß sich große Zahlen ausgleichen. Heterogene Dinge, wie es Bücher und Zeitungen sind, lassen sich nun einmal nicht zählen und wenn es schon unstatthaft ist, zu behaupten, ein Palast, ein Haus, eine Scheune und eine Hundehütte seien vier Gebäude, so ist es gänzlich falsch, aus der Zahl der literarischen Erscheinungen eines Landes auf dessen Stellung im geistigen Leben der Erde weitere Schlüsse zu ziehen. Ein Werk für das Jahrhundert und eine Flugschrift für den Tag, eine Zeitung mit 150,000 und eine solche mit 150 Abonnenten — sind das zusammenzählbare gleichwerthige Größen? Zum Glück ist die bibliographische und journalistische Statistik so mangelhaft, daß sie ernsthaft gar nicht genommen werden kann; denn auch nicht einmal die Zahl der Bücher und Zeitungen, welche in den verschiedenen Ländern Europas erscheinen, ist genau ermittelt worden, in Deutschland nicht, weil viele Schriften nicht in den Buchhandel kom-

men und Journale oftmals doppelt registrirt werden, in Frankreich nicht, weil dort jedes Waarenverzeichniß als Broschüre eingetragen wird, und anderwärts nicht, weil es an amtlichen oder sonst zuverlässigen Erhebungen fehlt. Nichtsdestoweniger soll die Berechnung kühner Kombinatoren erwähnt werden, wonach seit dem Auftreten Guttenbergs annähernd fünf Millionen verschiedener Bücher auf der Erde gedruckt worden sind und zwar im ersten Jahrhundert (bis 1536) ca. 42,000, im zweiten Jahrhundert (bis 1636) ca. 575,000, im dritten Jahrhundert (bis 1736) ca. 1,225,000, im vierten Jahrhundert (bis 1822) ca. 1,839,000, endlich in den letzten Jahrzehnten insgesammt 1,250,000! Da nun jedes Buch in einer mehr oder minder größeren Anzahl von Exemplaren gedruckt wird, da im Durchschnitt jede Buchauflage auf annähernd 1000 Exemplare geschätzt werden kann, so wird die Gesammtauflage der seit Guttenberg gedruckten Bücher auf annähernd fünf Milliarden Exemplare veranschlagt. In deutscher Sprache wurden zu Leipzig im Jahre 1881 insgesammt 14,173 Bücher und Schriften registrirt, wovon 2593 im deutschen Ausland erschienen, die Wochenschriften, sowie neue Auflagen, zuweilen sogar alte Bücher mit neuem Titelblatt eingerechnet. In England wurden 1881 insgesammt 5406 neue Werke und Auflagen verzeichnet, in Frankreich 1879 mit Einrechnung aller Preiskourante, Broschüren ꝛc. welche dort registrirt werden müssen, 14,122, in Italien durchschnittlich 6000, in Rußland 2500, in der Schweiz und Ungarn je 1300 neue Bücher und Auflagen. Aus Amerika liegen keine Angaben vor, aber in Ostindien und Japan werden jährlich je 5000 neue Erscheinungen angemeldet.

Was ist aus solcher Statistik zu ersehen?

Offenbar nicht viel mehr, als was man ohnehin schon wußte, daß nämlich auf der Erde erschrecklich viele Bücher gedruckt worden sind. Es hat jemand einmal den ungeheuerlichen Gedanken ausgesprochen, alle auf der Erde erschienenen Druckwerke in einer Ausstellung vereint aufzustellen. Man wird dann eine Anzahl Bücherregale von verschiedenen hundert Kilometer Länge herzurichten haben und hoffentlich normalspurige Eisenbahngleise davor legen lassen, um dem Publikum mittels eigener Expreßzüge die Uebersicht über diese Monstreausstellung zu erleichtern.

Nicht besser ist es um die Statistik der Zeitung bestellt. In Hubbards Zeitungs- und Bankadreßbuch der Welt für 1882 sind nicht weniger als 34,274 periodische Schriften verzeichnet und zwar 4020 Tagesblätter, 21,746 Wochenschriften, 4836 Monatsschriften, 769 Vierteljahrsschriften und 997 Jahrbücher, dieselben sollen 1881 in einer Gesammtauflage von 116 Millionen Exemplaren oder 10½ Milliarden Nummern verbreitet worden sein und zwar zählt Hubbards Adreßbuch auf:

in Europa	19,557	periodische Schriften.
„ Nordamerika	12,400	„ „
„ Asien	775	„ „
„ Südamerika	699	„ „
„ Australien	661	„ „
„ Afrika	182	„ „

Nach Hubbard erscheinen in England 4082, im deutschen Reiche 5529, in Frankreich 3265, in Oesterreich-Ungarn 1803, in Italien 1174, in Spanien 750, in Belgien 591, in der Schweiz 512, in Schweden und Norwegen 484, in Rußland 454, in den Niederlanden 435, in Portugal 179, in der Türkei 121, in Dänemark 61, in Griechenland 89, in Rumänien 19 und in Bulgarien 11 periodische Schriften. Nach Sprachen gruppirt werden 16,500 Journale, also die Hälfte der periodischen Weltpresse, in englischer Sprache, 7350 in deutscher, 3850 in französischer und 1600 in spanischer Sprache redigirt und gedruckt. Weitaus der größte Theil der periodischen Presse — 29,300 von 34,274 Journalen — gehört demnach den vier großen Weltsprachen an, während alle übrigen Sprachen nur mit verschwindenden Bruchtheilen an der periodischen Literatur betheiligt sind. Garantie für die Genauigkeit dieser Angaben sind nicht zu geben. Allein sie werden von der Wirklichkeit nicht allzusehr abweichen. Wurden doch innerhalb des Weltpostvereins im Jahre 1879 bloß durch die Post 2138 Millionen Zeitungsnummern und 1192 Millionen Kreuzbänder befördert, im deutschen Reiche 1881 allein 364 Millionen Zeitungsnummern. In Cisleithanien wurden 1881 insgesammt 92 Millionen Zeitungen gestempelt. Im Lesesaal der Münchener Hofbibliothek liegen laut Katalog 1020 periodische Schriften auf. Von den großen Londoner Blättern setzen ab: Times 100,000, Standard 145,000, Daily News 125,000 und Daily Telegraph 200,000 Exemplare.

Doch genug der Zahlen. Quantitativ ist das Buch von der Zeitung entschieden überholt worden. Beweis davon ist u. a. auch die Stagnation des öffentlichen Bibliothekwesens in Deutschland gegenüber den angewachsenen und vielbesuchten Lesevereinen, Zeitungshallen, Kaffeehäusern ꝛc. Beinahe in jeder Wirthschaft liegen Zeitungen auf. An der nothwendigen Handbibliothek fehlt es dagegen fast noch überall. Selbst Behörden und Universitäten haben besondere Zeitungslesezimmer eingerichtet. Als in den dreißiger Jahren einige Studenten in Jena den Wunsch aussprachen, es möchten auf dem Bibliothekleszimmer einige politische Zeitungen ausgelegt werden, wurden sie in Untersuchung gezogen. Heute hat wohl jede Universität in ihrem Lesezimmer einen mehr oder minder umfangreichen Theil der Tagespresse den Zutritt gestattet.

Nichtsdestoweniger hat das Buch treuere und bessere Freunde als die Zeitung. Die Bücherfeinde gehören der Vergangenheit an. Es waren Barbaren. Bekannt, wenn auch bestritten, ist die Angabe, daß Omar nach der Einnahme von Alexandrien die schöne, über 400,000 Bände zählende Bibliothek zerstörte. Es sollen mit den kostbaren und unersetzlichen Inhalt derselben die Bäder dieser Stadt sechs Monate lang geheizt worden sein. Eine gleiche Unthat wird von einem chinesischen Kaiser aus dem Jahre 213 vor unserer Zeitrechnung erzählt. Wie viele und werthvolle Bibliotheken mögen im Laufe der Jahrhunderte durch Feuer und Wasser, durch Krieg und Plünderung zerstört worden sein!

Wohl zu unterscheiden davon sind die Bücherverbrennungen infolge gerichtlichen Erkenntnisses, kleine unschuldige Autodafees, welche sich die

kirchlichen und weltlichen Machthaber dereinst erlaubten. Unschuldige Autodafees sagen wir, denn aus der Asche stieg einem Phönix gleich das verbrannte Buch neu empor und gelangte erst recht zur Verbreitung.

Buch und Zeitung und ihre dazwischen liegenden Abarten von periodischen und nichtperiodischen Flugschriften sollen sich ergänzen und sowohl Schriftsteller wie Buchhändler müssen sich im Interesse ihrer Bestrebungen über die Wirkungsgrenzen klar sein, welche Zweckmäßigkeit und Erfahrung jeder einzelnen dieser literarischen Erscheinungsformen gezogen haben. Des Buchhändlers praktischer Interessenstandpunkt erleichtert es ihm, diese Unterscheidung von Fall zu Fall zu finden, welche dem Schriftsteller, dem die Bearbeitung des Gegenstandes und in der Regel auch die Initiative zusteht, ungleich schwieriger fällt. Es sei mir gestattet, solch ein Suchen nach der zweckmäßigsten Veröffentlichungsform durch ein Beispiel aus der eigenen Praxis zu illustriren, wobei ich als den Zweck jeder schriftstellerisch-buchhändlerischen Unternehmung die weiteste Verbreitung in allgemeinen oder wenigstens in besonderen Interessentenkreisen voraussetze. Bei meinen Studien über die wirthschaftspolitische Gegenwart und Zukunft des europäischen Orients in dessen Beziehungen zum deutschen Reiche war ich u. a. auch der seltsam verwirrten, zu Deutschlands Schaden nunmehr länger als ein Jahrzehnt verschleppten türkischen Eisenbahnfrage nähergetreten und es lag mir daran, die öffentliche Aufmerksamkeit in Deutschland auf diesen Punkt zu lenken und der deutschen Reichsregierung, wie den deutschen Exportinteressenten Klarheit darüber zu verschaffen, daß der endliche Anschluß des türkischen an das mitteleuropäische Eisenbahnnetz im Interesse des deutschen Handels dringend geboten sei und daß lediglich unsaubere und illegitime Privatinteressen diesen Anschluß verhindert hätten. Ich wünschte diese meine Darstellung mit allen Belegen weitesten Kreisen zur Kenntniß zu bringen. Durch Veröffentlichung in der Tagespresse hätte ich diesen Zweck nicht erreichen können, denn ich hätte doch unter allen Umständen mich nur an ein Tagesblatt wenden können und dies hätte, wäre es auch das verbreitetste gewesen, auch dann nicht genügt, wenn es die ganze umfangreiche Darstellung zum Abdruck gebracht haben würde, weil ein Organ doch eben nur ein Organ ist, weil andere Tagesblätter aus Konkurrenzrücksichten schwerlich meine Darstellung ebenfalls zum Abdruck gebracht haben würden und weil überdies jedes größere Tageblatt einer bestimmten Partei in nationalen Angelegenheiten angehört, welche Beschränkung meinem Zwecke nur unerwünscht sein konnte. Einige sonst recht wohl für meine Darstellung geeignete Wochenschriften schienen mir doch zu wenig über engere Interessentenkreise hinauszureichen, während für die verbreiteten Revuen und Monatsschriften der Gegenstand meiner Darstellung nicht hinreichend das allgemeine Interesse beanspruchte. So griff ich zur selbstständigen Form der freien Flugschrift, ließ sie aber in Anbetracht dessen, daß den Käufern die Höhe des Preises gleichgiltig sein konnte, so kostspielig ausstatten, daß sie im buchhändlerischen Vertrieb als Buch gelten durfte. Hierdurch sah ich meinen Zweck durchaus erreicht, da die Interessentenorgane umfangreiche Auszüge der Schrift und der Tagespresse aller Parteien zum mindesten die Forderungen derselben reproducirte. So benutzt man im Verkehr des geistigen wie des wirthschaftlichen Lebens unter Umständen alle Hilfsmittel, um zum

Ziele zu gelangen, Wagen, Post und Eisenbahn, Buch, Wochenschrift und Tagesblatt.

Allerdings wird die Grenze zwischen Buch und Zeitung stets von Fall zu Fall gezogen werden müssen und auch dann nicht einmal immer haarscharf. Wenn ein vornehmer Autor sein schönes Kunstwerk zerstückelt erst durch ein Dutzend Tagesblätter schleifen läßt, ehe es in der rechten, in der Buchform erscheint, wenn ein vielschreibender Journalist seine Tagesfeuilletons in Buchform sammelt und damit den Büchermarkt belastet, so sind derartige Fälle, auch wenn sie sich erklären oder entschuldigen lassen, Beweise dafür, daß über die Eigenart der literarischen Veröffentlichungsformen die Ansichten noch keineswegs geklärt sind. Ausnahmen würden im allgemeinen nur dann gestattet sein, wenn der Autor etwa in Ermangelung eines entsprechenden Verlegers nicht die Wahl hat zwischen den vorhandenen Veröffentlichungsformen, sondern sich zu einer bestimmten und zwar zu der der periodischen gezwungen sieht, will er überhaupt seine Arbeit veröffentlicht und honorirt sehen. Das kommt sehr häufig vor und hat mancherlei Nachtheile im Gefolge, ist aber im allgemeinen von größerem Vortheil; denn für den Schriftsteller ist in solchen Fällen die periodische Presse eine erziehende und eine Nährmutter zugleich, welche zu immer höherem Streben anregt und ihn materiell und ideell zum Buchschreiben befähigt, ihn auf dem Büchermarkt bekannt macht. Ist es doch der periodischen Presse zu danken, daß ein selbstständiger Schriftstellerstand sich herangebildet hat. Vor einem Menschenalter, als die periodische Presse noch unentwickelt war, fehlte er so gut wie ganz; denn schwerer noch als jetzt war es ehedem, allein vom Bücherschreiben zu leben war nur einzelnen vergönnt. Die wirthschaftliche Existenz des modernen Schriftstellerstandes beruht auf der periodischen Presse und wenn er dennoch gern zum Buche zurückkehrt, so geschieht das, weil nur das Buch ihm volle Freiheit der Individualität gewährleistet.

Buch und Zeitung wie die verschiedenen dazwischen liegenden Erscheinungsformen des geistigen Verkehrslebens müssen bei allen Kulturvölkern auf eine immer höhere Entwickelungsstufe gebracht werden, damit sie ihren großen Aufgaben immer vollkommener entsprechen. Ehedem konnten selbst größere Reiche durch bloß persönlichen Verkehr der engeren herrschenden Kreise zusammengehalten werden. In der Gegenwart muß jede Nation aber möglichst viele ihrer Angehörigen zur unmittelbaren thätigen Theilnahme auf allen Gebieten der Arbeit heranziehen, will sie ihre Stellung unter den Kulturvölkern mit Erfolg behaupten. Nicht weniger wichtig wie für das Dasein des ganzen Volkes sind Buch und Zeitung für das Leben des einzelnen Menschen. Und daher halte man Buch und Zeitung allerwärts in Ehren, d. h. in steter Benutzung und Befragung. In tausendfachen Erscheinungen sind sie die starken Stützen und die lebendigen Vermittler der allgemeinen Bildung und ihnen haben wir nicht zum wenigsten zu verdanken, wenn das Wort immer herrlicher in Erfüllung geht, welches da sagt: Bildung macht frei!

Drei Ritter.

Novelle von **Karl Herold.**

Das ist ein altes Haus. Mit vorspringendem Erker schauts in die bergaufführende Straße, da wo sich ein Nebenweg abzweigt, und aus dem Erkerfenster hängt eine lange Stange schief in die Straße hinein. Daran schaukelt sich ein Kranz im Winde, der vom Altkönig herabweht, ein plump geschnitzter Kranz, grellgrün überstrichene Blätter, goldene Tannenzapfen, die aber vom Wetter grau geworden, den ehemaligen Glanz nur noch in den vertieften Partien zeigen, dazwischen. Durch den Kranz liegt ein weißes Band, „Zu den drei Rittern" steht darauf geschrieben.

Unter dem Erker stehen sie und tragen ihn auf ihren Schultern, die alten Recken, die dem Hause den Namen gaben. Es sind braune, stark markirte Gesichter mit mächtigen Schnurr- und Vollbärten, und die alten von der Zeit stark mitgenommenen Züge scheint ein Lächeln zu umspielen, obgleich es doch keine gerade angenehme und leichte Arbeit ist, den Erker der Weinschenke zu den drei Rittern zu tragen.

Das war eine schöne Zeit, als ich die drei Ritter zum ersten Male sah. Ich ging so frisch und freudig in die Welt hinein, ließ immer Schönes hinter mir, um noch Schöneres zu sehen, und brauchte mit Tag und Stunde nicht zu geizen. Einen Gefährten hatte ich auch, einen jungen übermüthigen Studenten. Anfangs mochte ich ihn nicht, aber er schien es nicht zu merken. Wie eine Klette hing er an mir und nach und nach hatte ich mich an ihn gewöhnt.

Er trug nicht, wie dies die Art der Studenten doch sonst gern zu sein pflegt, einen knotigen Ziegenhainer, sondern ein zierliches biegsames Stöckchen. Das war von Anfang an mein Aerger. Die armen Blumen am Wegrande, mochten sie noch so hübsch und frisch blühen und glühen, das zierliche Stöckchen brachte ihnen den Tod. — Wo Erich am Straßenrande entlang ging flogen die zierlichen Blütenaugen herab in den Staub oder der Stock sauste muthwillig empor in die niedrigeren Aeste der die Straße begrenzenden Bäume und ließ einen grünen Regen zerfetzter Blätter herabrieseln.

Ich setzte ihn darüber zur Rede.

Er lachte. „Das ist einmal so, mein Lieber", sagte er mit seinem stets fröhlichen Gesicht, „das habe ich von Papa geerbt und kanns nicht leicht lassen."

Dann saßen wir am Wege im Grase und sahen zurück, hinaus in das Thal, welches in der Septembersonne golden uns zu Füßen lag. Das war ein wunderbarer Anblick, so hinunter über die Dörfer und

Felder, bis zu dem stolzen Main, der im Grunde seine Wasser wälzt. Und daneben stiegen die Dächer Frankfurts auf, von den Thürmen überragt, die im Sonnenlicht zittern.

Das war so schön und so wehmüthig, ich mußte hinaus denken, wo in grünem schmalen Grunde mein Vaterhaus steht, und wie ich das sagte, machte Erich eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Er legte sich lang auf den Rasen zurück und gähnte. „Ich muß nicht nach Hause denken", sagte er gleichmüthig, „mir ists nirgend langweiliger auf der ganzen Welt, als wenn ich zu Hause bin. Einen Grund dafür habe ich nicht, im Gegentheil müßte ich mich schon wohl fühlen, wenn ich Papa besuche, es ist bei ihm alles bequemer und eleganter, als ich es in der Universitätsstadt haben kann. Aber Papa ist fast immer abwesend, Mama seit lange todt, mir ist, wenn ich durch die Zimmer gehe, als müsse darin nothwendigerweise alte Geschichte docirt werden. Wir hatten eine Dame da, welche den Hausstand führte, sie ist nun auch gegangen im letzten Frühjahr. Es soll eine Scene gegeben haben zwischen ihr und Papa, wie man mir erzählte — sie wäre wohl lieber Hausfrau als das Surrogat derselben gewesen. Papa reiste damals gleich nach Ostende und kam bis jetzt nicht zurück; in letzter Zeit hat er sich in Paris aufgehalten."

Erich hatte das so erzählt, nachlässig nacheinander, ohne gefragt zu sein, beim Anzünden seiner Cigarre, nun richtete er sich auf. „Ich denke wir gehen, das Nest ist nicht mehr arg weit, und die Kehle ist mir ausgetrocknet, ich habe entsetzlichen Durst", sagte er.

Wir gingen. Nach kurzer Wegstrecke empfingen uns die ersten Häuser, die anmuthig zu beiden Seiten in den kleinen Gärten liegen, und aus dem Grün der sie umgebenden Bäume herausblicken. Dann wurden die Straßen enger und krummer, als wir weiter in das Städtchen hineinkamen und endlich standen wir vor der Stange mit dem Kranze.

„Zu den drei Rittern", las Erich. „Schade, daß es nur zwei sind, die heute einkehren.

In der kühlen, steinbelegten Flur knirschte feiner Sand zu unseren Füßen, in der dunklen, geöffneten Thür, die nach dem Keller hinabzuführen schien, zeigte sich flüchtig ein Kopf und verschwand dann wieder.

Die Stubenthür war auch geöffnet und niemand drinnen zu sehen. Und doch, als wir hineingetreten waren, sahen wir jemand, ein Mädchen, welches mit abgewandtem Gesicht an einem der Fenster saß. Sie sah nicht hinaus, der Kopf war tief gesenkt und die volle Mittagssonne ruhte auf ihrem reichen blonden Haare, welches in zwei mächtigen Zöpfen über den Rücken hinablag. Es war ein wunderbarer Reichthum, den dieses junge Haupt trug, wie Funken stob es aus der dichten, rothgoldenen Fülle und selbst über die Zöpfe, die im Schatten waren, lief es manchmal, wenn sie sich bewegten bei einer leisen Neigung des Hauptes, wie ein Funkeln.

Nun hob sie den Kopf und schaute herüber nach uns. Es war ein unschuldvolles, liebliches Kindergesicht, aus welchem liebe blaue tiefe Augen sahen. Wie sie sich an uns wandte, klang ihre Stimme wie die Töne einer Zither, die Worte kamen voll und doch fast ängstlich aus dem Munde.

Dann ging sie aus dem Zimmer um die zwei Flaschen Apfelwein, die wir verlangt hatten, zu holen. Erich legte seine Hand auf meine Schulter.

Wirklich, das schönste Mädchen, welches ich je gesehen. Sahen Sie recht, das wunderbare Haar, und wie Hände und Füße so unvergleichlich klein und zart sind. Und welche Augen, welcher Wohllaut der Stimme!"

Er blickte verklärt nach der Thür, durch welche die Besprochene eben wieder eintrat. Sie setzte die Flasche und Gläser vor uns nieder und zog sich dann in eine andere Ecke des Zimmers zurück.

Erich hatte seinen Bädeker hervorgesucht und blätterte darin. „Ist etwas Merkwürdiges hier im Orte zu sehen, Fräulein?" frug er nach dem Mädchen hinüber.

Sie blickte von der Handarbeit, welche sie genommen hatte, auf. „Das weiß ich nicht, Herr!" sagte sie einfach. „Vielleicht die alte Kirche und die Schloßruine! Ich habe das so oft gesehen, daß ich nicht weiß, ob es Ihnen merkwürdig ist. Mir gefällt es schon, und ich werds merken mein Leben lang."

„Da es Ihnen gefällt, müssen wirs wohl auch sehen, auch wenn Bädeker kein Sternchen dazu gemacht hat!" lachte Erich. Er ließ dabei den perlenden gelben Apfelwein in sein Glas fließen und dasselbe erhebend, sagte er zu dem Mädchen gewandt: „Unsere Blume auf Ihr Wohl und Ihre Schönheit, Fräulein — er hatte das letzte Wort fragend gesprochen und sah sie scharf an. Sie erröthete über das ganze Gesicht. „Ich heiße Sibylle Kersten!"

„Auf Ihr Wohl, Fräulein Sibylle!"

Sie neigte leicht dankend das Haupt. Das sah so zart aus, so fein, wie ich es von der Kellnerin dieser geringen Schenke nicht erwartet hätte.

„Wie eine verwunschene Prinzessin sieht sie aus!" flüsterte mir Erich zu.

Ein rechtes Gespräch wollte nicht zu Stande kommen; Sibylle antwortete auf alle Fragen, aber aus ihrer sanften Stimme klang es wie eine Ablehnung zu großer Vertraulichkeit heraus. Ohne daß sie es wollte vielleicht, es lag ein so seltener wunderbarer keuscher Reiz um das Mädchen.

Wir hatten unsere Ränzel abgelegt und waren in die stillen Straßen hinausgelaufen. Es war um die Mittagszeit und wenige Menschen begegneten uns. Eine Weile waren wir schweigend nebeneinander gegangen, dann sagte Erich plötzlich stehen bleibend: „Hören Sie, Erdy, ich habe meine Reiseroute doch geändert, ich bleibe hier im Neste vorläufig und mache von da Ausflüge in den Taunus." Sein Auge hing dabei fest in meinem Gesicht, er war offenbar gespannt auf meine Antwort.

„Das heißt, ich setze hier eine Liebelei mit der schönen Sibylle in Scene und lasse den Taunus, Taunus sein!" antwortete ich ihm. „Es wäre Ihnen wohl jetzt sehr angenehm, wenn ich allein meine Straße zöge?"

Er sah wie verlegen auf das schadhafte Pflaster nieder. „O nein", lachte er dann ziemlich gezwungen auf, „Sie sind ein Nebenbuhler, den man sich gefallen lassen kann. Ihre strengen Grundsätze, die den Mund

verschließen und das Leuchten des Auges erlöschen lassen, auch dem schönsten Mädchen gegenüber, wenn Sie nicht fest entschlossen sind, sie zu heiraten, können mir nicht schaden!"

Wir schlenderten nun langsam weiter, ich mit einem seltsam unbehaglichen Gefühl, während Erich leise eine Melodie vor sich hinsummte. Wenn mein Blick über ihn glitt, überkam michs so bang — er war ein hübscher junger Mann, elegant und von einschmeichelndem Benehmen, wie die Frauen es so gern haben. Das braune Schnurrbärtchen saß so keck in dem frischen Gesicht — wie leicht mochte Sibylle seinen leichtsinnigen Worten Glauben schenken Mir wars, als ob ich ihr Schutzgeist sein müsse.

„Also bleiben wir hier heute und morgen vielleicht und steigen nach dem Altkönig und Feldberg hinauf, übermorgen gehen wir weiter, in die Welt hinein!"

Erich antwortete erst nicht. „Ob in den drei Rittern wohl Fremde beherbergt werden?" fragte er dann aus seinem Sinnen heraus.

„Ich weiß es nicht, vielleicht!"

„Also gehen wir zurück und fragen!"

In der einfachen, holzgetäfelten Gaststube saß jetzt die Familie um den Tisch beim Mittagessen, der wohlgenährte Vater Kersten, seine Frau, eine kleine zierliche Person und Sibylle.

Der Alte nickte uns freundlich zu. „Die Stadt angesehen?" fragte er.

„Ja, und so hübsch gefunden, daß wir uns einige Tage hier niederlassen werden. Können wir bei Ihnen wohnen?" fragte Erich.

„Gewiß", sagte der Alte. „Mich freuts schon, daß Sie sich hier wohler fühlen. Wir haben da das Homburg drüben, was die jungen Leute zum größten Theile mehr hinzieht, und nichts als Reue können sie mit fortnehmen. Das Geld rollt gar leicht da drüben und was die Croupiers nicht einziehen, nehmen die —" er unterbrach sich hier plötzlich und blinzelte nach Sibylle hinüber. „Na, schon gut", sagte er, „Sie verstehen mich ja — und nun Sibylle, zeige den Herren ihre Zimmer.

Das Mädchen hatte unsere beiden Ränzel ergriffen, aber Erich nahm ihr dieselben schnell wieder aus den Händen. „Das wäre noch schöner, wenn Sie sich damit schleppen wollten, Fräulein!"

Sie schritt uns nun voran, die Holztreppe empor, welche unter unseren Tritten knarrte. Dann war oben ein großer Platz, von dem aus die Thüren in das Zimmer führten. Nur durch ein einzig Fenster vom Hofe her kam das Licht herein, durch kleine bleigefaßte Scheiben, und lag grau auf den großen buntgemalten Truhen und Schränken, die rings an den Wänden standen. Sibylle öffnete mir das Erkerzimmer und da stand ich drinn und schaute durch das geöffnete Fenster über die drei Ritterköpfe hinab in die unbelebte Straße. Mir war so eigen zu Muthe in der Stille ringsum; das Zimmer lag voll gelben Herbstsonnenscheins. Dann hatte es geklopft, aber ich achtete nicht darauf, mir war, als müsse das hereingehören in den Traum, der mich umspann. Nun stand Sibylle in der Thür und ihre melodisch vibrirende Stimme tönte herüber zu mir. „Wollen Sie nicht herabkommen, Ihr Freund läßt fragen!"

„Woher wissen Sie, daß er mein Freund ist, Fräulein Sibylle?"

„Nun, ich meine. Sie kommen dieselbe Straße gezogen und sind beide jung. Da macht sich das schnell!"

„Und Sie sind alt und wissen aus Erfahrung wie das geht!"

„O nein", sagte sie und das zarte Gesichtchen wurde roth dabei, „ich will mich nicht weise aufspielen. Aber es kommen so viele Leute hier vorbei, junge und alte, und ich sehe, wie das so geht. Die unten am Tische fremd zueinander kamen, saßen eine Stunde da, sangen und lachten. Dann zogen sie Arm in Arm weiter. Das habe ich oft gesehen!"

„Und dann gingen sie ein, zwei Tage zusammen, trennten sich, und die sich ewige Freundschaft geschworen, haben einander in vier Wochen vergessen, nicht, Sibylle?"

Sie wiegte leicht den zierlichen Kopf. „Mag wohl sein. Es sind auch so viele Menschen auf der Welt, die alle ein wenig Freundschaft und Liebe haben wollen von uns. Da muß man gut damit haushalten."

„Das sagen Sie, Sibylle, ein Weib, dessen ganzes Leben eine einzige große, allmächtige Liebe sein soll!"

Sie wandte sich ab und trat einen Schritt zurück, in den dunkeln Vorsaal draußen. „Soll ich sagen, daß Sie herunter kommen werden?"

„Ja, ich komme!" Dann suchte ich nach meinem Notizbuche und folgte ihr, als ich dasselbe zu mir gesteckt hatte.

Unten saß Erich neben einer Flasche Hochheimer. „Das edle Produkt der Apfelbäume wird mir, wenigstens in dieser Gestalt, für die Dauer doch zu sauer!" sagte er lachend und schaute blinzelnd nach den noch halbgefüllten Flaschen hinüber, welche wir von vorher dastehen hatten. „Wohin wollen Sie denn aber schon wieder? Sie sind ja bereits wieder feldmarschmäßig!"

„Nach dem Altkönig, durch den Wald wandern, im Moose und Farnkraut liegen."

„Das ist nun nicht gerade meine Schwärmerei", sagte er, „dann werde ich mich heute allein hier pflegen."

Dann ging ich. In der Thür stand Sibylle. „Es blüht eine blaue Blume am Altkönig", sagte sie, wer die findet — nun Sie werden ja sehen, was ihm für Glück widerfährt, wenn sie Ihnen erscheinen sollte." Dann ging sie in das Haus zurück und ich schritt hinaus in die warme Septembersonne. Mir kam es immer wieder in den Sinn „am Altkönig blüht eine blaue Blume" — und ich wußte, daß sie mir bereits erschienen war, so zart, so märchenhaft schön wie ichs nie gedacht. Das bist Du, Sibylle, mit den märchenhaften tiefen, blauen Augen, und dem blitzenden Goldhaar. Der kleine Ort war hinter mir versunken, nur die Dächer und das Schloßgemäuer ragten noch aus grünem Laubmeer empor. Darüber hinweg sah ich hinaus in das weite Land, dem blitzenden Strom im Thale und auf Frankfurts Häusermassen hinüber, und obgleich ich denselben Anblick schon gehabt, schien mir doch, als sei er jetzt unsagbar schöner, als vor wenigen Stunden noch. Dann ging ich auf einsamen Waldpfaden dahin und die Brust war so leicht und frei, als ich nach dem Gipfel des Berges hinaufstieg. An den Steinwällen hatte ich lange gesessen, dann aber im wehenden Buchenschatten. Die Zeit verging dabei so eilig, nun mahnte mich die sinkende Sonne zur Rückkehr.

Erich lehnte unten in dem Gasthaus in einer Ecke des Zimmers und sein Lachen erreichte mich schon, als ich noch nicht eingetreten war. Es klang greller als sonst, sein Gesicht strahlte auch von intensiverer Röthe, als ich zu ihm trat. Er hatte dem Weine zu sehr zugesprochen, nun war er laut und lärmend geworden.

„Bitte, bringen Sie mir noch eine Flasche Hochheimer!“ rief er eben wieder nach Sibylle hinüber.

Sie zauderte einen Augenblick. „Wollten Sie nicht noch einen Gang durch die Straßen jetzt machen?“ fragte sie.

Herrn Kerstens rundliches Gesicht verzog sich ein wenig. „Was gehts Dich an, ob der Herr hier bleibt, oder ausgeht! Schnell hol' die Flasche.“

Dann wandte er sich an mich. „Nun wie hats Ihnen gefallen auf dem Berge, schön, nicht wahr?“

„Gewiß, ein prächtiger Berg!“

Und das Haspelmännlein hat Sie nicht hineingeführt?“ Er lachte mich dabei vergnügt an.

Das verstand ich nicht. „Ja“, sagte Herr Kersten, „das ist so eine alte Sage, die vom Berge geht. Er ist innen hohl und die Wände glitzern von Gold und kostbaren Edelsteinen. Und allenthalben, wohin man schaut, stehen große Truhen, die von Golde überlaufen. Das schönste im Berge ist aber doch die verzauberte Prinzessin darin. Sie liegt auf einem purpurnen Pfühle und ist so schön wie Sonne, Mond und Sterne zusammen.“

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne. „Es ist so eine Kinderfabel, wie es tausende giebt, wollen Sie weiter hören?“

„Gewiß!“

„Da zogen einst drei Ritter aus ins Land, Abenteuer zu suchen. Es waren ungleichartige Gesellen, deshalb mochten sie sich auch den längeren Weg zusammen vertragen haben. Sie waren alle drei jüngere Söhne und von den Heimatburgen fortgezogen, weil sie ihrem älteren Bruder nicht unterthan sein mochten. Wenn Sie in ein Städtlein einritten, dann schaute der eine gleich nach den schönen Mädels aus, den zweiten lockten mehr die Wirthshausarme und der frische Trunk. Das war ein ehrlicher lustiger Zecher, dem nichts über seinen Krug ging. Der dritte war ein Träumer. Einst des Nachts war ihm ein junges schönes Weib erschienen. Nun fuhr er durch das Land, um sie zu suchen, denn er konnte ihr Bild nicht mehr vergessen. Die drei waren auch bis an den Altkönig gekommen, und hatten sich da, von der Nacht überrascht im Moose gelagert. Des Nachts wiehern ihre Pferde laut, und wie sie davon erwachen, ist der Felsen vor ihnen zersprungen und in der Oeffnung sitzt ein kleiner grauer Mann, mit mächtigem flachsweißen Bart. Der war so lang, daß er nicht auszumessen ging und der Kleine hatte deshalb eine Haspel vor sich stehen, die er ohne Rast drehte und seinen Bart darauf wand.

Das Männchen winkte den Träumer an sich heran und hinter den beiden schloß sich die Felswand. Sie schritten nun durch einen langen Gang und standen dann in der glänzenden Halle. Und wie der Ritter um sich sah, da sah er die, nach welcher er suchte, das schöne verwunschene Weib, welches ihm der Traum gezeigt, nur noch viel schöner und

herrlicher. Du kannst hier sein, so lange als ein Rabe zum Brunhildenstein zu fliegen Zeit braucht", sagte ihm der Kleine, „vergiß das beste nicht! Für den Ritter gab es aber nur ein Bestes, nur das Anschauen des schönen Weibes und nach kurzer Zeit berührte ihn die Hand des Alten. Wie sehr es ihm auch widerstrebte, nun mußte er doch folgen, und der Berg verschloß sich vor ihm wieder. Aber der zweite Ritter, der durstige, war mit kühnem Schritte eingetreten und ward nun vom Alten in die Halle geführt. „Vergiß das beste nicht", sagte der wieder, und der Ritter schaute um sich, was wohl das beste sei. Die Prinzessin gefiel ihm wohl auch, mehr aber noch die goldenen Stücken in den Truhen rings. Das ist wohl das beste, meinte er, und füllte sich die Taschen, daß sie schwer herab zogen, dann mußte er dem Alten folgen. Wie er aus dem Berge getreten, wurde er wieder ganz leicht, und die Hände, welche nach den gefüllten Taschen fuhren, vergruben sich in eitel Spreu und Häcksel. Da merkte er wohl, daß er das beste vergessen.

Indessen war der dritte eingetreten. Als der die schöne Prinzessin sah, da erwachte in seinem Herzen eine wilde unheilige Liebe. Er beugte sich auf sie nieder und sein Mund küßte den ihren in unbändiger Glut. Die Hände der Prinzessin lagen auf der Brust gefaltet und in ihnen ruhte eine wunderbare Blume, wie sie sonst nicht im Gebirge blühen. Als sich der Ritter aufrichtete, lag sie zerdrückt und entblättert auf der Brust des Mädchens. Und in allen Ecken erwachte jetzt ein Hall, und dem Haspelmännchen eilig folgend, schritt der Ritter aus dem Berge. Draußen vor der Felswand lag der Träumer auf den Knieen. Laß mich das herrliche Weib noch einmal sehen, bat er mit erhobenen Händen, laß mich sie immer sehen, ich will Euch dienen mein Leben lang! Aber der Alte schüttelte sein weißes Flachshaupt. Hättest Du die Blume genommen, Du hättest sie erlöst und mich, und würdest ein glücklicher Mensch geworden sein. Nun ists vorüber. In hundert Jahren wird eine neue Blume erblüht sein — dann! Damit war er verschwunden und der Träumer lag im Dunkeln. Er war nicht mehr von der grauen Felswand zu entfernen, Tag und Nacht hat er da gelegen und sehnsüchtigen Herzens gewartet, daß das Haspelmännlein ihm wieder erscheinen möge. Und bald darauf lag er todt da und seine Blicke waren noch im Tode auf die Felswand gerichtet. Die beiden anderen waren aber lange hinausgezogen, weiter in die Welt hinein."

Herr Kersten schwieg.

Sibylle war während seiner Erzählung wieder hereingekommen und hatte Erichs Wein gebracht.

Wie sie neben ihm stand, legte er seine Hand leicht auf ihren Arm. „Diese alten Geschichten sind so schwer und trübe, ich lobe mir die neuen dafür. Die neuen jauchzenden Geschichten, die der Wein in den Kopf bringt.

„Gaudeamus igitur"

begann er mit seiner frischen Stimme zu singen.

Das Mädchen sah mit einem seltsamen, tiefen Blick auf ihn nieder. „Das verstehe ich nicht!" sagte sie leise. Es war als ob ein Flor um ihre Stimme liege, die Worte klangen so dunkel.

Dann ward noch manches geredet und die Zeit verrann. Erich war nicht zu bewegen zum Schlafen zu gehen. Er wurde immer lebhafter und lauter, endlich aber kam auch die Müdigkeit. Er stützte sich schwer auf mich, als wir die Treppe emporschritten, Sibylle ging mit einem Lichte vor uns her. Als Erich in seinem Zimmer verschwunden war, seufzte sie tief auf. Ich sah sie fragend an. „Es ist so schwül hier!" meinte sie verlegen und trat hinüber zu dem kleinen bleigefaßten Fenster um es zu öffnen. Nun strömte die milde Nachtluft herein und das Licht flackerte darin und warf vergehende rothe Wolken in den Vorsaal herein. Wir standen ganz still — da kam es wie leiser Glockenklang durch die Luft. „Was ist das?" fragte ich.

„Die Hamburger Glocke!"

„Wie kann man die hier hören? Das ist doch unmöglich!"

„Nein, nein, sie schallt weit."

„Man hörts am stillen hellen Tag
Bey Frankfurt an dem Eyssern Schlag,
Zur Nachtszeit in der tiefen Still
Noch weiter, wer sie hören will —"

heißts in der alten Chronik. Mir ists immer, als ob sie daran mahnen wollte, daß das Leben doch nicht so schön und freundlich ist, wie es oft scheint, wenn sie so weit herüber zu uns tönt."

Sibylle zog schauernd das Tuch, welches sie um ihre Schultern geschlungen, fester an sich. „Mich friert, ich will gehen. Gute Nacht!"

Dann klappte sie wieder die Treppe hinab. Das klang so laut durch das Haus: „Zur Nachtszeit in der tiefen Still!" —

Am andern Morgen stand ich vor Erichs Bett. Er dehnte sich und gähnte und rieb die Augen.

„Mir ist so wüst zu Muthe!" brummte er. Dann richtete er sich im Bette auf.

„Mein Freund", sagte er pathetisch, „ich bin bekehrt, ziehen wir weiter! Hol der Henker alle die schönen Mädels, was hat man davon! Ich habe der kleinen Hexe zu Liebe eine Flasche Wein nach der andern getrunken, sie hat mich deshalb nicht einen Funken zärtlicher angesehen als vorher. Und wenn ich jetzt mit dem verjammerten Gesicht vor sie trete, wird das kaum eine bessere Wirkung haben. In einer halben Stunde bin ich fertig."

Ich erwartete ihn unten im Zimmer. Sibylle zeigte sich nicht da, erst als wir draußen die Straße bergauf schritten und ich mich noch einmal zurückwandte, da sah ich sie — sie stand in der Straße und schaute, die Hand über die Augen legend, uns nach. Ueber ihr im Morgenwinde schwankte der Kranz mit den Tannenäpfeln und dem Schilde. Ich winkte ihr noch ein Lebewohl zu — da war sie verschwunden.

* * *

Am Nachmittage desselben Tages wanderten wir in Homburg ein. Freilich war da ein anderes Leben als drüben in dem kleinen Neste am Fuße des Altkönigs und doch zog michs aus dem lauten Treiben und Drängen, aus all dem Glanz und der Lüge, die hier herrschten, sehnsüchtig hinüber zurück.

Ich war mit Erich nach dem Kurhause gegangen und wir standen in einem der Spielsäle, die blasirten oder gierigen Züge der Spieler und Spielerinnen musternd. Vor uns, das Haupt nach der andern Seite, einer jungen Dame zugeneigt, saß ein stattlicher Herr. Wir konnten seine Züge nicht sehen, nun wandte er sich aber plötzlich um und mit unfaßbarem Erstaunen begegneten sich Erichs und seine Blicke. „Papa, Du hier!"

Die junge Dame an seiner Seite stieß ein leises Kichern aus, dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit dem Spiel wieder zu.

Erichs Vater hatte sich erhoben und ergriff den Arm seines Sohnes. „Laß uns ins Freie gehen, es ist schwül hier!"

Die beiden gingen und ich blieb allein stehen und schaute wie träumend durch den glänzenden Saal. Die junge Dame, welche neben Erichs Vater gesessen, sah jetzt mit einem schnellen Blicke zu mir auf. „Père et fils?" fragte sie und ihr hübsches Gesicht zeigte dabei einen grausamen Zug um den Mund, die kleinen weißen Zähne schimmerten raubthierartig unter der leicht gehobenen Oberlippe hervor. Ich nickte und sie wandte sich wieder zum Spiel zurück. Sie setzte auf Rouge.

Als ich später draußen über die Terrasse ging, legte mir plötzlich Erich eine Hand auf die Schulter. „Wohin so eilig? Papa möchte natürlich meinen Reisegefährten und Freund auch kennen lernen."

Dann saß ich bei den beiden und Chevet frères hatten uns ein vorzügliches Souper geliefert. Wir sprachen dies und das, wie es uns auf der Wanderung gefallen und was wir erlebt. „Warst Du schon in den „drei Rittern" in K., Papa?" fragte Erich plötzlich.

Der Papa hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und jetzt zum ersten Male konnte ich recht sehen, wie er ein Mann von außerordentlicher Schönheit war. Das Gesicht war scharf geschnitten, in jeder Linie edel, die Farbe von jener interessanten, gelblichen Bläße, wie man sie an den Südländern häufig zu finden pflegt. Der dunkle Bart war mit äußerster Sorgfalt gepflegt und die Haare lagen genial wirr über seine Stirn. Sein Alter that dabei keinen Abbruch; man hätte ihn für dreißig Jahre alt halten können, wären nicht die kleinen Linien gewesen, welche von den Augen aus sich leicht und ungezählt, aber schnell verlaufend, nach den Schläfen herüber zogen.

Es war ein seltsames Lächeln, welches um die Mundwinkel des schönen Mannes spielte. „Ist das Mädchen brünett oder blond?" fragte er scherzend.

„Aber wie kannst Du wissen, Papa —?"

„Wie ich wissen kann? Lieber Freund, wenn ein junger Mann mit dem Tone, in welchem Du es thatest, fragt, ob man irgendwo gewesen sei, dann ist sicher darauf zu rechnen, daß man dort irgend ein schönes Mädchen gesehen haben soll!"

Mir ward dabei so weh zu Muthe. Sibylle, das süße Kind, mit dem reinen, keuschen Hauch um sich, sie schien mir wie entweiht, als der schöne Mann fragte, ob sie blond oder brünett sei. Ich meinte, es gäbe keine Bezeichnung für ihre Schönheit — und doch nur eine, engelhaft. Ich konnte nicht länger bleiben — ich verabschiedete mich von den beiden, und dann ging der Weg weiter, weiter, in die Berge wieder hinein.

Dann wars der andere Tag und ich lief noch immer, ohne Rast,

ohne Ruhe. Die Füße trugen noch, doch nur schwer, da ich die ganze Nacht durch gewandert war. Wohin, war mir gleich, nur immer im lichten Mondesdämmern gehen, so ganz allein, nichts zur Seite als die rauschenden Baumkronen, und nichts vor mir als ein wunderliebliches Bild: Sibylle. Dann war es Tag geworden und das Bild verschwunden. Im hellen Sonnenschein zerflatterten die lieben Züge, und ich war müde, so müde. Im Wirthshaus eines kleinen Dorfes war ich des Vormittags eingekehrt und hatte mich, um ein wenig zu ruhen, gelegt. Ein Stündchen nur, meinte ich, und als ich die Augen wieder öffnete, da schossen die Sonnenstrahlen schräg über den Berg herüber, und der Horizont glänzte im purpurnen Scheine: es wollte Nacht werden. Ich fragte den Wirth, wie weit es noch nach K. wäre, er meinte, das könnten gut vier, fünf Stunden sein, er sei den Weg noch nie gegangen. Dann schritt ich wieder in die Nacht hinein, auf unbekannten Wegen, und doch mußten sie die rechten sein, denn ich wußte es, daß mein Fuß nicht irren könne, ging es doch zu ihr. Und die Nacht lag so lind und lieblich um mich, es war alles so schön. Das macht, weil Dein Reiz über alles ausgegossen liegt, Sibylle, weil meine Augen, in der Hoffnung Dich zu sehen, die ganze Welt mit einem himmlischen Schein vorher schon verklären, weil Du mein Morgen, meine Auferstehung bist, darin voraus die strahlende Eos eilt. Manchmal traf ein Glockenton an mein Ohr, wenn ich zu Ablauf einer Stunde in die Nähe eines Ortes kam. Aber auch in weiterer Ferne hörte ich es „zur Nachtszeit in der tiefen Still", das kam so mild und verklingend über die Berge und Waldwege herüber, so mild und verklingend wie der Nachhall Deiner Stimme, Sibylle. Dann kam der Altkönig und jenseit desselben der Thurm des Städtchens, ganz nahe dabei in der bergabführenden Straße, der Arm aus dem Erkerfenster, an welchem ein grellgrüner Kranz im Winde schaukelt. Und im kleinen Stübchen darunter bist Du, mit den märchentiefen Augen, mit der Stimme, die wie das Tönen einer Zither klingt, Sibylle!

In der Hausflur stand ein Oellämpchen, dessen Flamme roth im Zugwinde flackerte. Ich öffnete die Stube, sie war leer und nun stieg ich die Treppe hinauf. In der Mitte derselben mußte ich stehen bleiben, es war so ängstlich still rings, und leiser stieg ich dann weiter, um nicht zu stören. Und als ich dann oben in dem Vorsaal stand, im tiefen Dunkel, nur durch das bleigefaßte Fenster kam ein grauer matter Schimmer herein, da wurde plötzlich die Thür des Erkerzimmers mit einem kräftigen Ruck aufgestoßen. Sibylle stand auf der Schwelle. Ihre Augen sahen groß, geisterhaft, und ihre Hände stießen einen Mann zurück, der sie an sich zu ziehen versuchte. Ich hatte sein schönes bleiches Gesicht gesehen, über das die wirren Locken fielen, es war Erichs Vater.

Dann stand das Mädchen an meiner Seite. Sie athmete hoch auf. „Gott sei gedankt!" sagte sie leise.

Der schöne Mann stand nochmals auf der Schwelle. „Ah!" sagte er spöttisch zu uns herüber, „ich sehe, daß ich zu spät kam, ein anderer Ritter ist in seine früheren Rechte eingetreten!"

Das Licht in Sibylles Hand zitterte. „Wie kann man so schön und so böse sein!" sagte sie.

Wir waren hinunter gegangen in die Stube und saßen da allein.

Digitized by Google

Das Licht brannte so trüb. Mir lagen tausend Liebesworte auf der Zunge und keines konnte ich aussprechen. Dann endlich, wie wir lange gesessen, brach es sich doch Bahn, und ich sagte ihr, wie ihr Bild mich nie mehr verlassen, und wie mich der Weg, fast ohne meine Absicht zu ihr zurückgeführt, da es für mich nur noch einen Weg geben könne, und wenn es der gefahrbringendste und schlimmste wäre.

Sie hatte ruhig zugehört, die Augen unbeweglich auf die schmalen weißen Hände geheftet, die sie auf den Knieen hielt. Als ich geendet, blieb sie noch eine kurze Zeit stumm, dann seufzte sie tief.

Es war nicht das rechte und ich sah wohl, daß ich nicht der rechte war.

„Sie sind so gut!" flüsterte sie leise.

„O, Sibylle, weshalb das sagen, weshalb mir die Abweisung erleichtern wollen. Ich habe Dich so unendlich lieb, so lieb, daß es darauf nur ein „Ja" geben kann oder ein „Nein!"

Sie sah mit seltsamen Blicke auf. „Das fühle ich selbst, und es thut mir weh, daß ich „Nein" sagen muß. Hättest Du so vorgestern zu mir gesprochen, ich hätte mit Freuden „Ja" gesagt, heute kann ichs nicht mehr. Ich weiß fast nicht weshalb. Ich muß immer an alles denken; wie Dein Freund so lustig war, und Du so ernst, das Leben ist grau genug und wird das Gesicht später noch ernst machen, und wie der, der heute kam, so schön ist, und Du bist so schlicht; wenn das Alter kommt, dann wird man ja doch so leicht unansehnlich, und die Falten kommen nach, welche jetzt schon auf Deiner Stirn liegen. Von Anfang an mochte ich Dich gern, und wenn Du ein liebes und lustiges Wort zu mir gesprochen hättest, die Liebe wäre gekommen. Nun sind mir die beiden andern noch im Sinne, ich weiß, daß sie nicht viel taugen, und ich fürchte mich vor ihnen, und dennoch — ich kann jetzt nicht mehr!" Ihre Stimme bebte, sie hatte sich erhoben und stand mit gefalteten Händen vor mir. „Mein Herz erbarmts, wenn ich Dich ansehe, mir ist, als müsse ich Dir zu Füßen um Verzeihung flehen, daß ich Dich nicht lieben kann —"

„Sibylle, gute Nacht, Sibylle!"

Sie fing nach meiner Hand und küßte sie. „Gute Nacht, Erdy!"

Ich taumelte in die Straße hinaus. Der Wind kam stärker zwischen den Häusern daher, und der Kranz an der Stange knarrte.

Sibylle stand noch eine kurze Zeit in der Thür, das Licht in der Hand. Ihr Gesicht war im Dunkel, nur das Haar schien da, wo die Strahlen es trafen, Goldfunken zu sprühen. Dann verschwand sie, und ich lief in die Nacht hinein. Ich fühlte plötzlich wie der Wind so kühl war. Freilich, es war September. Nun kam der Herbst.

Die weiblichen Ungeheuer.

Eine harmlose Geschichte von **Julian Weiß.**

Haben Sie schon jemals den Professor Lorenz Ruhig gesehen? Nein? Wirklich nicht? Ach, das darf Ihnen leid thun. Ein so komisches Gesicht giebt es nimmermehr. Denken Sie sich einen großen Kürbiß, mit zwei Löchern oben, einem Loch unten und Sie haben Kopf, Augen und Mund unseres gelahrten Professors. Auf mein Wort, Professor Ruhig war nicht hübsch, aber seine Frau war es und somit ist es doch jemand in der Familie. Seine Frau schien ein Engel zu sein, der sich vom Himmel auf die Erde verirrte und jedermann wunderte sich, daß sie nicht Flügel an den Schultern hatte. Freilich wenn sie Schwingen besäße . . . wäre sie ihrem gelahrten Ehegespons schon längst entflogen. Ich vermuthe es zum mindesten. Ein solches Ehepaar wie unseres hätten die Tauben nicht häßlicher zusammentragen können, nicht einmal die Blinden. Wenn der Herr Professor mit seiner Frau über die Straße ging, blieb alle Welt stehen und citirte Sprichwörter, wie z. B. die folgenden, welche in einem Causalnexus stehen: „Ja, wers Glück hat, führt die Braut heim" und „Der Dumme hats Glück."

Mit dem letzten Citat wollen wir dem Herrn Professor nicht nahegetreten sein und obgleich die Welt behauptete, er sei entweder ein Narr oder ein Gelehrter, möchten wir lieber annehmen, daß er weder das eine noch das andere war. Das Richtige dürfte so zu sagen in der Mitte gelegen sein.

Der Herr Professor schrieb seit vielen Jahren an einem Buche von dem er sich und seinen Freunden viel versprach. Das Buch sollte den Titel führen: „Die weiblichen Ungeheuer" und den Beweis erbringen, daß jede Frau schlecht sei, daß jedes Eheweib ihren Gatten betrüge und daß die Weiber eigentlich nur in der Untreue treu sind. Professor Ruhig hatte schon lange vor seiner Verheiratung mit den Arbeiten zu diesem Werke begonnen, er sammelte aus der Geschichte Daten, ließ sich eine Statistik der Scheidungen verfertigen und nur seinem persönlichen Mißgeschick, ich meine damit seine eigene Häßlichkeit, ist es zuzuschreiben, daß er bei seinen Bemühungen auf dem Gebiet der Ehebrüche der Einbrecher zu sein, keine Erfahrungen sammeln konnte. Er tröstete sich aber mit dem Bewußtsein, daß es Professoren giebt, welche über ihre Reisen in Afrika Bücher schrieben, ohne jemals in ihrem Leben Europa verlassen zu haben und eingedenk dieser tollkühnen Männer, machte er sich auf den Weg, die schlechten Weiber zu schildern, obgleich er selbst diese Sorte der Frauen nur vom Hörensagen kannte.

Sein Buch war schon ziemlich weit gediehen. Der erste Abschnitt: „Von den schlechten Frauen im allgemeinen", war fertig und eben wollte er sich an die zweite Abtheilung „Von den schlechten Weibern im besonderen" machen, als er bemerkte, daß ihm all sein Geld ausgegangen. Deutsche Professoren machen diese Entdeckung öfters, daher war unser Lorenz nicht sonderlich erstaunt und er ging zu seiner alten reichen Tante, die er in solchen Zeitläuften zu besuchen und anzupumpen pflegte. Diese Tante war wahrscheinlich infolge des vielen Pumpens ganz er-

schöpft, und verweigerte dem Neffen jeden Kredit. Lorenz war wie aus den Wolken gefallen.

„Madame", schrie er, „Sie rauben mir die Möglichkeit berühmt zu werden."

Die alte ausgepumpte Dame lächelte ironisch. „Geld macht nicht berühmt", meinte sie.

„Doch ich brauche es, um leben zu können", fuhr der Professor fort, „mein Buch „Die weiblichen Ungeheuer", ist zur Hälfte fertig, seien Sie kein solches Ungeheuer und helfen Sie mir das Werk vollenden."

„Soll ich mich etwa von Ihnen verführen lassen", frug spitzig die wenig pumplustige Matrone, welche den Inhalt der Buches zu kennen schien.

„Nein", entgegnete ihr Neffe abwehrend, „doch ich brauche Geld, seien Sie nicht hart, helfen Sie mir."

„Gut, ich will Dir helfen", sprach die Alte freundlich und das Du machte dem Professor Muth. „Du willst Geld, Du sollst es haben, heirate mein Lieschen, sie hat eine hübsche Mitgift, ist sehr hübsch, brav und tugendhaft".

„Heiraten! Ich!" unterbrach er die Sprechende wüthend. „Ich soll mir ein Ungeheuer ins Haus nehmen, das mich betrügt . . ."

„Narr! Du weißt, daß Lieschen eines Truges nicht fähig wäre. Sie ist so hübsch!"

„Gewiß, sehr schön sogar."

„Und gut und freundlich."

„Gesund und rund."

„Wenn sie Dich nur nimmt . . ."

„Warum sollte sie nicht?"

„Na, da frägst Du noch? frage doch Deinen Spiegel."

„Ein Mann braucht nicht schön zu sein."

„Gewiß, er braucht auch nicht häßlich zu sein."

„Ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten. Ich will mich opfern, ich werde Lieschen heiraten."

Und so geschah es vor kaum einem Vierteljahr, daß Herr Professor Lorenz Ruhig, Fräulein Lieschen Schwalbach heimführte. Lieschen war ein gutes Kind, und immer zufrieden gewesen mit dem was man ihr gab. Die gute Kleine acceptirte auch den bejahrten Professor, ertrug geduldig täglich seinen Kuß, denn Professor Ruhig war gewissenhaft und vergaß nicht an jedem Morgen zum Frühstück, seiner Gattin einen weihevollen Kuß auf die Stirn zu drücken.

Sonst beschäftigte er sich nicht allzusehr mit seiner lieben kleinen Frau, welche schon deutlich Langeweile zu fühlen begann und oft alle Leute Narren schalt, welche die Ehe als angenehm und nützlich bezeichnen. Dabei mußte sie sich noch über ihren Gatten ärgern, welcher nach dem Souper aus seinem Buche: „Die weiblichen Ungeheuer" vorlas, wobei die kleine Frau sich vor Zorn nicht zu halten vermochte.

„O, es ist unglaublich, schändlich", rief sie.

„Aber es ist so", meinte er achselzuckend.

„Die Frauen sind nicht schlecht, die Männer sind es."

„Ach, Du bist noch ein Kind, Du verstehst das nicht. Glaube meinem Werke, I. Abschnitt, Kapitel 54: „Es giebt kein Weib auf Erden,

das ihrem Gatten treu bliebe, wenn sich ihr eine Gelegenheit darbietet über die Schnur zu hauen und sie nota bene Aussicht hat, nicht ertappt zu werden . . ."

„O, das ist nicht wahr."

„Es ist wahr, denn Kapitel 67 . . ."

„Alle Deine Kapitel sind erlogen."

„Oho, wie mein gelehrter Freund spricht. Bringe mir Beweise. Welche Frau bliebe ihrem Gatten treu, wenn ihr das Verbrechen in prächtiger Gestalt, mit goldverschnürter Uniform und feschen Stiefeln entgegenkäme?"

„Ich" schrie das junge Weib und schlug auf den Tisch.

„Du? So, Du?" brummte grimmig der Professor, welcher sich fürchtete, daß die Tugend seiner Frau, sein philosophisches System über den Haufen werfen könnte. „Ich glaube es nicht. Alle Weiber sind schlecht, das ist einmal eine Regel ohne Ausnahme.

„Wir wollen es abwarten", sagte sie weinend.

Er war gerührt, schloß sie in seine Arme und brummte: „Du willst immer recht haben, wie alle Frauen, aber ich hoffe, Du wirst später einmal Dein Unrecht einsehen."

Sie sah ihn erstaunt an, er aber küßte sie auf die Stirne und das war zum ersten Male ein Tag, an welchem Lieschen zwei Küsse erhielt. Wir wollen hoffen, daß sie trotzdem recht gut schlief.

Jeden Abend brachte Herr Professor Lorenz Ruhig sein Buch zur Besprechung und immer und immer wieder ereiferte sich die kleine Frau über die Maßen. Sie fühlte ein Jucken in den Händen, so oft der Gemal über die Schlechtigkeit der Frauen docirte und nur ihrer guten Erziehung ist es zu danken, daß es zu keinem heftigeren ehelichen Auftritte kam. Lorenz Ruhig ergab sich mit philosophischer Hoffnungsseligkeit in sein Geschick und erwartete mit Zuversicht den Tag, an welchem seine Frau ihm recht geben werde.

Eines Abends brachte er einen jungen Mann mit sich. Als er ihn seiner Frau vorstellte, sah diese, daß der Fremde hübsch war, denn sie hatte gute Augen und einen noch besseren Geschmack, der sie freilich bei ihrer Gattenwahl im Stiche ließ.

„Erlaube mir, meine Liebe, Dir Herrn Dr. Chapelon, einen jungen französischen Gelehrten vorzustellen, welcher die Güte hatte, die Uebersetzung meines Buches ins Französische zu übernehmen."

Der junge Franzose verneigte sich graziös und sagte: „Ich bin glücklich, Sie kennen zu lernen, Madame. Ich habe schon viel Schönes von Ihnen gehört, aber wahrlich — er betrachtete das reizende Frauchen mit entzückten Blicken — die sonst so übertreibende Fama hat diesmal viel zu wenig gesagt."

Lieschen lächelte. Das war das erste Kompliment, das man ihr im Leben gemacht hatte. Sie sah den jungen Mann genauer an und gewahrte, daß er sehr freundlich blicken konnte, so traut und gutmüthig und Vertrauen erweckend. Lieschen fühlte, daß sie etwas sagen müsse und sie stotterte vor Verlegenheit:

„Also Sie wollen wirklich das Buch meines —", hier machte sie eine Pause, „lieben Lorenz übersetzen."

„Gewiß, gnädigste Frau, und ich freue mich unendlich dieses Meisterwerk der modernen Philosophie kennen zu lernen."

Der Professor im höchsten Grade geschmeichelt, klopfte Herrn Chapelon auf die Schulter und lispelte:

„Sie haben ein feines Urtheil, mein Herr, bei Ihrer Jugend ist das vielversprechend, hören Sie, ein feines Urtheil."

Das junge Frauchen verzog das Gesicht. „Aber nicht wahr, Sie sind nicht der Ansicht meines Mannes? Sie glauben nicht, daß alle Frauen schlecht sind?"

„Er glaubt es", schrie stolz der Gatte. „Ich habe ihn bekehrt. Ich habe mit ihm heute sechs Stunden gesprochen, wir haben vielmehr konferirt.

„Zu schmeichelhaft, ich bitte", fiel der Fremde ein, „Sie haben ganz allein konferirt."

„Gut, ich allein", er lächelt selbstbewußt, „und ich habe den jungen Mann überzeugt, daß meine Theorie die einzig richtige ist."

„Ich wollte Ausnahmen gelten lassen", sagte der Fremde.

„Doch ich bestritt diese Ansicht mit Erfolg und sieh, mein Kind", rief er zu Lieschen gewendet, „ich habe ihn bekehrt. Herr Dr. Chapelon wird jeden Abend vorsprechen, mit uns Thee trinken und mit mir über mein Werk berathen. Er ist noch jung, aber gelehrt und seine Jugend wird kein Hinderniß sein, damit er Dir gefalle. Ich hoffe Lieschen, Du wirst den jungen Gelehrten bald so lieb gewinnen, wie ich."

Nach diesen Worten umarmte er seinen Gast und küßte ihn auf die Stirn. Dr. Chapelon war sehr gerührt.

Von nun ab kam der junge Gelehrte täglich zu Professor Ruhig. Herr Lorenz war selig, denn ein solches Auditorium hatte er noch nie gefunden. Der Gast stimmte immer seinen Ansichten bei, fand seine philosophischen Probleme phänomenal, mit einem Worte, er war ein Mensch nach dem Geschmacke des Hausherrn. Dabei sah er Lieschen nicht ein einziges Mal an, er schien die Weiber ohne Ausnahme zu hassen. Ach das war endlich ein würdiger Freund für Lorenz. Lieschen freilich war entrüstet; sie dachte, daß der junge Mann heiter und lustig sein werde und daß sie jetzt von dem Banne der Langeweile erlöst würde, der auf ihr lastete. Aber nein, es war noch ärger wie früher, die Langeweile wurde jetzt verdoppelt.

Eines Abends, als der junge Gelehrte wiederkam, war Professor Lorenz nicht zu Hause. Der junge Mensch schien sehr erfreut; er küßte der Hausfrau die Hand, es war zum ersten Male in ihrem Leben, daß man ihr das that und sie wurde fast gerührt. Der junge Mensch war so hübsch, so freundlich und dabei sollte er so schlecht von den Frauen denken? es war unglaublich! Lieschen ließ ihn Platz nehmen und begann:

„Herr Doktor, Sie sind noch jung und können sich bessern, deshalb will ich mit Ihnen ein ernstes Wort reden."

„Ich freue mich, daß wir allein sind."

„Ich ebenfalls, denn jetzt werden Sie die Wahrheit sagen." Sie sah ihn fest ins Auge und frug: „Glauben Sie wirklich, daß alle Frauen schlecht sind?"

Er ergriff ihre Hand und küßte dieselbe, dann sprach er lächelnd: „Ich glaube im Gegentheil, daß alle Frauen gut sind.“ Fürwahr, lieber Leser, er sagte die Wahrheit, denn er glaubte, daß selbst die schlechten Frauen gut sind.

„Und warum pflichten Sie meinem Mann bei, wenn Sie, wie Sie sagen, anderer Meinung sind?“

„Weil es ihm Vergnügen macht und . . .“

„Nun und?“

„Weil ich dadurch Gelegenheit habe, Sie zu sehen.“

„Scherzen Sie nicht, was hätten Sie davon mich zu sehen,“

„Vergnügen; ich fühle Freude, wenn ich Sie erblicke, Wonne . . .“ Da er ihr jetzt die Hände küßte, hörte man die übrigen Worte nicht.

„Küssen Sie nicht die Hände, das schickt sich nicht.“

Was Frau Lieschen und Dr. Chapelon sonst noch sprachen, wissen sie selbst nicht, der geehrte Leser möge daher entschuldigen, wenn es der Erzähler ebenfalls nicht weiß und gleich konstatirt, daß der Schnurrbart des jungen Gastes die Oberlippe der hübschen Hausfrau mehrere Male streifte.

Da alles aber ein Ende auf Erden hatte, nahmen auch die Küsse ein Ende, als der schwere Tritt des Hausherrn im Vorzimmer hörbar wurde. Er trat ein mit heiterer Miene und drückte beiden herzlich die Hand.

„Verzeihen Sie, lieber Chapelon, daß ich Sie so lange warten ließ. Sie haben sich gewiß gelangweilt?“

„Ach nein, im Gegentheil“, entgegnete der junge Herr.

„Von was spracht Ihr denn, meine Kinder?“ frug der Professor weiter.

Lieschen erröthete, doch Chapelon sagte ruhig:

„Von Ihrem Buche.“

Doch einem Professor entgeht nichts, er bemerkte die Röthe und Verlegenheit seines Weibes.

„Warum bist Du verlegen, Lieschen, und roth wie der Kamm eines Hahnes? So sprich doch, rede!“

Die kleine Frau erzitterte, in ihren Augen stiegen Thränen auf. Jetzt erfaßte den Professor stolzes Mitleid, er nahm Lieschen sanft um die Taille und sprach: „Du brauchst Dich nicht zu schämen mein Kind. Unrecht eingestehen ist keine Schande . . . Glaubst Du jetzt, daß alle Frauen schlecht sind?‘

Sie wagte nicht zu antworten und ließ traurig das Köpfchen hängen. Der Professor reichte Chapelon die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, Sie haben meine Frau überzeugt. Bei Gott, Ihnen steht eine schöne Zukunft bevor.“

Bei sich dachte aber der alte Lorenz: Weiß Gott, wie das zugeht, ich habe lange drei Monate meinem Lieschen über die Schlechtigkeit der Frauen docirt, sie wollte nicht daran glauben, da läßt sie nun ein glücklicher Zufall mit diesem jungen Menschen allein und seine Dialektik überzeugt sie in einer halben Stunde ... Freilich spricht er sehr hübsch und so ein jugendlicher Mund, das ist halt doch etwas anderes!“

Der Kulturfeind.

Humoreske von Eduard Müller-Gauger.

I.

Die Gekränkten.

Ueber den Wassern des stillen Ocean gaben sich die Göttin Kultur und die Göttin Natur ein Rendezvous.

Die Natur durchschwebte das strahlende Azurgewölbe des Himmels mit mächtigem Flügelschlag. Die Bahnen, die ihr Flug beschrieben hatte, kennzeichneten auf unabsehbare Weiten hinaus Schwärme von Adlern, Tauben und Sperlingen und auf den rauschenden Wellen des Meeres schwammen ihr Milliarden von Fischen nach.

Die Kultur bediente sich eines Luftschiffes, der „Sieg der Intelligenz" genannt, von welchem ein dünner Metalldraht sich abspann; das eine Ende desselben mündete in der Centraltelegraphenstation der Erde, während das andere Ende in einem kleinen auf dem Luftschiff befindlichen Apparat auslief. Der rosige Finger der Kultur spielte unaufhörlich auf einem Knopf dieses Apparates und erhielt durch diese Manipulation die Erdtheile mit ihren Fortschritten und Entdeckungen auf dem Laufenden.

Nie trug eine Zusammenkunft irdischer Majestäten ein herzlicheres Gepräge als diese Begegnung der mächtigsten Göttinnen; nie liebten sich Geschwister sterblicher Menschen inniger als diese größten Beherrscherinnen der Welt; nie ergänzten sich zwei Wesen so vollständig wie diese herrlichen Erscheinungen; nie dachte ein selbstbewußtes Geschöpf bescheidener von seinen unvollkommenen Leistungen als diese schöpferischen Geisteskräfte selbst.

Dem kühnen Seefahrer, der tief unter ihnen am Steuerrad steht, wird es nie einfallen daran zu zweifeln, daß die Göttinnen Kultur und Natur anders als in tiefer Eintracht wirken und leben. Dem Kohlpflanzer, der auf beschränkter Scholle sein Leben lang klebt; dem Beamten, dessen Lunge in der Kanzlei verstaubt ist; dem engherzigen Doktrinär, der die Welt durch seine gefärbten Brillengläser sieht, war es aufbehalten, das politische Gleichgewicht beider Mächte gestört zu sehen und ein Wehe! über die Kultur zu rufen, weil sie angeblich die Natur verdrängt, erstickt und hinwürgt.

Könnten diese kurzsichtigen Dunkelmänner einen Blick auf dieses tête-à-tête im reinen Aether werfen, so würden sie beschämt ihren Irrthum einsehen; die ohnehin nutzlos vergeudete Druckerschwärze der Reaktionspressen würde eintrocknen und ein feuriger Hymnus auf jene Märtyrer der Wissenschaft würde angestimmt werden, welche verfolgt und gepeinigt wurden, weil sie sich in den Dienst der großen Göttin Kultur stellten, um der erhabenen Göttin Natur zum Triumph zu verhelfen.

„Schwester", rief die Natur der Kultur entgegen, „meine Geschöpfe

machen mir wieder einmal Schande, indem sie meinen, mir eine Ehre zu erweisen, sie schmähen Dich, die Narren!"

„Liebe Schwester, es thut mir leid, daß Dich das kümmert; mich kümmert es nicht! Du weißt ja, eine handvoll Thoren macht mir mein Heer der Pioniere nicht rebellisch. Bis jetzt ist es noch keinem gelungen, mit Erfolg hemmend in das rollende Rad der Entwickelung und des Fortschrittes einzugreifen. Der Narren acht ich wenig, die sich einbilden, es gäbe bei mir eine Umkehr oder einen Stillstand, und die sich abmühen, die Schienen aufzureißen und die Dämme abzubrechen, auf denen ich die Erde umkreise."

„Aber mich muß solch verkehrtes Trachten betrüben", versetzte die Natur, „es sind immerhin Kinder, die an meiner Brust gelegen haben und deshalb darf ich sie nicht aufgeben. O über diese Einfältigen! Der Adler freut sich seiner Schwingen und fliegt majestätisch zur Sonne, der Mensch schämt sich der Flügel, die Du ihm verliehen!"

„Wer sind diese Narren?"

„Der schlimmsten einer ist der Doctor philologiae Peter Regensburger."

„Ein Doktor gar?"

„Schande genug. Einer von denen, die im Schauen nach rückwärtsgelegenen Zeiten verlernt haben, vorwärts zu sehen, die klagen, in der Vergangenheit läge die vielgepriesene goldene Zeit."

„Es dauert Dich und Du willst ihn bessern?"

„Meinem Herzen stehen alle meine Geschöpfe gleich nahe, auch dann wenn sie sich verirren. Aber um Deinetwillen will ich Besserung und Sühne."

„Wohlan! Bemerkst Du die wüste, unbewohnte Insel dort drüben in der Südsee?"

„Die Korallenbank, gewiß!"

„Dort bessern wir ihn. Aber erst wünsche ich ihn kennen zu lernen. Wo lebt er?"

„In einer der Metropolen der Intelligenz, in Berlin."

„Schande über Schande! Ich erhalte soeben ein Telegramm, daß er einen Vortrag vor den Jungfrauen des Vereins der frommen Schäfchen hält. Hier nimm dieses verbesserte Telephon ans Ohr, ich dieses; was hörst Du?"

II.

Citate aus dem Vortrag des Herrn Dr. Peter Regensburger vor dem Verein der frommen Schäfchen.

Unsere ganze heutige Kultur ist eine Giftpflanze!

Wer kann uns sagen, wohin wir noch treiben werden?

Genuß und abermals Genuß! ist die allgemeine Parole geworden.

Ueberall Unzufriedenheit mit den Verhältnissen; alles drängt nach Verbesserung seiner Lage; von fieberhaftem Schwindel ergriffen, stürzt sich die Menschheit von einer Spekulation in die andere, nur um schnell reich oder berühmt oder mächtig und einflußreich zu werden. Dem Gemüth wird die unentbehrliche Muße nicht mehr eingeräumt, sich zu ver-

tiefen. Der Geist allein muß gebildet werden; den Sinnen werden die Anschauungen massenweise zugeführt: das nennt man Erkenntnisse sammeln! Ein Eindruck verwischt den anderen, kein festes Urtheil wird mehr gebildet, kein Charakter erzogen. Die urtheilslose Menge, die sich am Ziel ihrer Hetzjagd getäuscht sieht, fällt sogenannten Weltbeglückern in die Hände, die die niedrigsten Leidenschaften aufstacheln und den leeren Geist mit Zukunftsbildern voll Brutalität anfüllen!

Das sind die Blüten unserer Kultur!

Stellen Sie, meine verehrten Zuhörer, neben diesen abgehetzten, bis zum Ekel übersättigten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts den einfachen Naturmenschen und die Frage, welcher ist glücklicher? wird nicht schwer zu beantworten sein.

Welche Nutzanwendung ergiebt sich aber für uns daraus?"

Lassen wir ab von dem Streben und Haschen nach Verbesserungen; kehren wir zurück zu den bescheidenen Gewohnheiten unserer Väter, die in einem gläubigen Gemüth, in dem ruhigem Wirken in dem ihnen überkommenen Kreis, in harmloser Heiterkeit ihren höchsten Lebensgenuß fanden. Wenden wir uns ab von den raffinirten Produkten unserer Ueberkultur, werfen wir weit von uns allen Luxus, alles jenes Beiwerk, das uns die Tyrannin Mode aufgedrungen hat; mit einem Wort, versuchen wir es einmal alle diese eingebildeten Bedürfnisse abzustreifen, die unseren Kopf, unser Herz verderben, unseren Magen und unseren Geldbeutel ruiniren, und geben Sie acht, das verschwundene Idyll wird zurückkehren, Mensch wird dem Menschen friedlich gegenüberstehen, und unschuldige, heitere und gute Geschöpfe werden wieder diese Erde bewohnen!

III.

Erster Bußtag.

Der Racheplan der beleidigten Göttinnen war fertig.

In den Gewässern der Südsee herrschte ein furchtbarer Orkan. Das Meer war bis in seine Tiefen aufgewühlt. Die Wogen bäumten sich zu Bergen und der weiße Schaum spritzte gen Himmel. Die jagenden Wolken am düstern Firmament und das Wellengebirge schienen sich vereinigen zu wollen. Zwischen beiden schwamm auf der Planke eines Schiffes ein elendes Menschlein. Eine Woge erbarmte sich seiner und spült es an ein ödes Eiland.

Da hing der Doktor Peter Regensburger nackt, frierend, hungernd, durstend auf der Spitze eines Felsens!

„Ob dieses Eiland ein Hotel birgt?" seufzte er. „O Gott, und wenn auch, in diesem Aufzug kann ich mich ihm doch nicht nahen. Einstweilen bin ich auch mit einer Fischerhütte zufrieden. Wenn es nur ein Schlupfwinkel für die Nacht wäre!"

Aber nirgends war eine Spur von Menschen zu sehen und zu hören; kein Pfad war geebnet. Die See brüllte schauerlich und Peter Regensburger verkroch sich gegen Sturm und Regen unter einem Felsenvorsprung. Hier fand er Muße, darüber nachzudenken, wie er hierher gekommen war. Auf einer Reise nach Amerika begriffen, wo er als

Missionär für seine neue, weltverbessernde Lehre auftreten und eine Sekte der Kulturfeinde gründen wollte, wurde der Dampfer, der ihn trug, nach Süden verschlagen und mußte acht Tage und acht Nächte lang mit dem Element kämpfen. Als das Wrack sank, erfaßte Peter ein Brett, um wenigstens das nackte Leben zu retten. So wurde er gegen diese Küste geschleudert.

Am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht klärte sich der Himmel auf. Die See donnerte nicht mehr empört gegen den Strand. Im lachenden Sonnenschein kroch Peter aus der Höhle, Umschau zu halten.

Er befand sich auf einer kleinen Insel, die in der Mitte mit einem Palmenwäldchen bestanden war. Eine Quelle sprang aus Felsen hervor. Frisches Grün bedeckte das ganze Eiland. Auf den Zweigen schaukelten sich Vögel von wunderbarem, entzückenden Farbenglanz, und über die Erde huschten Eidechsen von schönster Zeichnung.

Peter richtete sich ein so gut er konnte; das heißt, wenn ihn hungerte, aß er eine Kokosnuß und wenn ihn dürstete, trank er Wasser. Die übrige Zeit rannte er trostlos hin und her, von einem Ende der kleinen Insel zum andern. Nachdem er sein winziges Gebiet wohl hundertmal durchmessen hatte, wußte er nicht, was nun anfangen.

„Wenn man nur wenigstens Papier, Feder und Tinte hätte, daß man seine Gedanken niederschreiben könnte", seufzte er.

„Wenn ich nur wenigstens einen Leibrock und ein paar Beinkleider hätte!"

„Wenn ich nur wenigstens ein paar Schuhe gerettet hätte!"

„Wenn ich nur wenigstens eine Schachtel schwedischer Streichhölzchen hätte!"

„Und eine Tasse Kaffee!

„Und ein Beefsteak! ꝛc. ꝛc."

So viel Athemzüge, so viel Bedürfnisse hatte er, der verwöhnte Kulturmensch!

Zuletzt fiel er todesmatt auf die Kniee und klagte: „Womit habe ich dieses furchtbare Los verdient? Habe ich mich vielleicht vergangen, indem ich von den Menschen verlangte, sie sollten zu einfachen Zuständen zurückkehren? O ich bin gewiß falsch verstanden worden; das ist ja das Schicksal aller großen Männer! Einen gewissen Grad von Kultur muß der Mensch haben, das versteht sich. So viel sehe ich ein, ohne einen Gefährten oder eine Gefährtin ist er das elendste Geschöpf, das Gottes Erde trägt."

IV.

Fortgesetzte Buße.

Indessen er also sprach, lugte ein schwarzes Gesicht hinter einer Bucht hervor. Einen Menschen in dieser Einöde finden und wie besessen auf ihn losstürzen, war bei Peter eins.

Wen fand er aber?

Eine Negerin, die gleich ihm auf dem gestrandeten Schiff gewesen war und die gleich ihm nichts als das nackte Leben gerettet hatte. Ihr Gesicht und ihre Gestalt waren von einer solchen erschreckenden Häßlich-

keit, daß Peter, obgleich sie ihn durch ein Grinsen freudig begrüßte, entsetzt zurückprallte.

Verständigen konnte er sich auch nicht mit ihr, denn sie sprach weder lateinisch, griechisch, hebräisch, deutsch, französisch noch italienisch, Peters Freude verwandelte sich schnell in Trauer. Er sprach:

„Grausames Schicksal! Mit diesem so tief unter mir stehenden Geschöpf soll ich dieses Eiland bewohnen? Ich kann mich ja nur durch Zeichen nothdürftig mit ihr verständigen und laufe schließlich Gefahr, unsere hochentwickelte Sprache darüber zu verlernen. Und welche mißgestaltete Körperbildung! Warum konnte nicht eine von den hoch gebildeten, schönen Europäerinnen, die mit an Bord waren, am Leben bleiben und meine Gefährtin werden?"

Was half das alles? Peter mußte sich in das Unvermeidliche fügen. Einen gewissen Grad von Kultur, wie er eingeräumt hatte, brachte ihm die Gefährtin. Sie errichtete eine Hütte zum Schutz gegen Unwetter und die Sonnenstrahlen und sie unterhielt ein Herdfeuer. Nach ihrer Anweisung mußte der Gefährte Holz herbeischleppen, Feuer reiben, Erde kneten, um Gefäße daraus zu brennen, Schlingen den Vögeln und Affen legen und Felle abziehen. Dr. Peter Regensburger hatte das Vergnügen, die Kultur so zu sagen von vorn anzufangen.

Es war ein saures Stück Arbeit! Dazu kam noch — er hatte alle Mühe, sich der erwachten Liebe der Negerin für ihn zu erwehren. Wenn er abends stumm und trübselig am Feuer saß und seine Gedanken sehnsüchtig nach den Stätten unserer blühenden Kultur hinüberschweiften, reckten sich ihm urplötzlich zwei weitvorgestreckte dicke Lippen zärtlich entgegen und ein inbrünstiges Grunsen traf sein Ohr. Dann erinnerte er sich wehmüthig unserer Opernhäuser, wo die Kinder der Wildniß Papageno und Papagena in der Zauberflöte, von lieblichem Aussehen, uns mit reiner silberheller Stimme das süße Lied der Liebe singen. Er verließ die Hütte, eilte zum Strand und klagte sein Leid den Sternen.

V.

Erkenntniß des Besseren und Befreiung.

Noch war die Prüfungszeit nicht vorüber. Bis auf den Grund sollten seine irrigen Ansichten ausgerottet und aus dem Verächter unserer Kultur sollte einer ihrer feurigsten Apostel werden. So hatten es die Göttinnen beschlossen.

Von dem Wunsch getrieben, seine Gedanken in Form der Sprache mit einem anderen Wesen auszutauschen, unterzog er sich der Mühe, die Negerin deutsch sprechen zu lehren. In der That eine qualvolle und vergebliche Arbeit. Die Bezeichnungen für die nächsten sinnlichen Erscheinungen erfaßte sie; aber wie konnte sie mit einem Wort eine Vorstellung verbinden, wenn sie niemals eine Anschauung davon gehabt hatte? Nachdem er sich Jahre lang mit ihr geplagt hatte, mußte er die Erfahrung machen, daß ihr Wörterschatz nicht über ein paar hundert Worte hinausreichte. War es damit möglich, ein Gespräch zu führen? Er gab es endlich auf. Er erkannte, daß unsere Sprache das Werk vieler tausend Generationen sei und daß die Kinder unserer Gebildeten,

wenn sie zu sprechen lernen, auf einer geistigen Stufe stehen, die unendlich höher als die einer ausgewachsenen Negerin ist.

Zu seinem großen Schrecken machte er an sich selbst die Bemerkung, daß er sich öfters auf ein Wort, auf eine Wendung besinnen mußte, die ihm früher geläufig waren.

„O Gott", rief er weinend aus, „soll ich so hart gestraft werden, daß ich unsere Sprache verlerne? Wie tief würde ich alsdann sinken! Wer weiß, ob ich nicht in einigen Jahren durch den Umgang mit diesem schwarzen Kind der Natur ihm ähnlich werde, ob nicht nach und nach die Erinnerung an all das Schöne und Große, was unsere Kultur mir ehemals geboten aus meinem Gedächtniß schwindet und ob ich nicht zuletzt ein kompletter Wilder bin? Nein, lieber will ich gleich sterben als vergessen wer ich war, was ich erlebt und genossen! Die Erinnerung daran ist noch mein einziger Trost; soll ich den verlieren, dann willkommen Tod!"

Während er einer Klippe zueilte, um sich von ihr ins Meer zu stürzen und zu ertränken, traf sein Ohr ein längst entwöhnter Klang. Er hielt an und lauschte; von der Küste, die er im Rücken hatte, erscholl mehrstimmiger Gesang. Es war das ergreifende Lied: home, sweet home! welches englische Matrosen zum Takt der Ruder sangen. Als Peter aufblickte, stand vor ihm eine distinguirte Dame, im grauen Reisekleid, daß seine Gesicht mit einem Fächer beschattend. Einige Herren hielten sich weiter entfernt.

Wer beschreibt das Gefühl, das den armen Peter bei dieser Erscheinung erfaßte. Mit dem Aufschrei: „Mein rettender Engel", stürzte er auf die Kniee, ihr die Füße zu küssen. Da vernahm sein Ohr den Wohllaut der heimatlichen Sprache. Sie erklärte ihm, sie sei auf einer Reise um die Welt begriffen, zu der ihr vor Jahren der Vortrag eines gewissen Dr. Peter Regensburger in Berlin Veranlassung gegeben habe; sie sei von der Wißbegier getrieben, sich von den Leben, den Gewohnheiten einfacher Völker persönlich zu überzeugen, und bitte ihn, als den König dieser Insel zunächst um Gastfreundschaft und sodann um eine Schilderung seines häuslichen Glückes.

Vor Peters Augen verwirrte sich alles. Er fiel nochmals auf die Kniee, hob die Hände flehend auf und rief: „Nehmt mich mit Euch! Nehmt mich mit Euch!"

Wie alle dem Boot zuschritten, das sie nach dem Dampfschiff übersetzen sollte, stürzte die Negerin herbei, erhob ein jämmerliches Geschrei und verlangte durchaus mitgenommen zu werden. Vergebens versicherte Peter, sie sei nicht sein Weib. Die weiße Dame erwiederte: „Mein Herr, es ist nicht sehr artig, diese Arme vor uns zu verleugnen. Wir sind Europäer, und wenn Sie sich in unseren Schutz begeben, müssen Sie auch unsere Sitten respektiren. Diese Frau wird Ihnen folgen."

Was wollte Peter machen? Die Schwarze klammerte sich an ihn an und fuhr mit.

Beim Anblick des Dampferkolosses vergoß Peter helle Freudethränen! Laßt mich nur erst Toilette machen, dachte er, dann sollt ihr einen feinen Kulturmenschen vor Euch haben.

Aber als er in die Kajüte vor den Spiegel trat, verlor er allen Muth, jemals wieder kulturfähig zu werden. Einen Wilden sah er

ähnlicher als einem civilisirten Menschen! Bart und Haupthaar waren mehrere Fuß lang, seine Hautfarbe schmutzig gelb, ein Affenfell bedeckte nothdürftig seine Blößen. Es bedurfte monatelanger Körperpflege, um den ehemaligen Dr. Peter Regensburger mit den kurzen wohlfrisirten Haaren wiederherzustellen.

Den ganzen Tag war er um die Weltumseglerin herum. Bald gab er diesem Parfüm, bald jenem den Vorzug, bald bewunderte er den eleganten Schnitt ihres Stiefelchens, bald ihre wohlgepflegte Hand. Die tausenderlei Kleinigkeiten des Luxus und der Mode nahmen sein ganzes Interesse ein, und als er nach Europa kam, war er ein kompletter — Modenarr!

Aber wem that er das alles zu Liebe? Der Weltumseglerin, seiner Beschützerin. Um ihr zu gefallen wurde er zum Stutzer. Er kannte nichts Höheres mehr als diese Frau. Sie war für ihn der Inbegriff aller Kultur; einen solchen Zauber auf ein Menschenherz konnte nur ein mit allem Raffinement der Neuzeit erzogenes und ausgerüstetes Geschöpf hervorbringen, meinte er.

Aber noch stand die Negerin zwischen ihm und ihr. Da trat eines Tages ein Matrose, ein Schwarzer, an ihn heran und bot ihn in aller Freundschaft zehn Dollars für die schwarze Perle, wie er sich ausdrückte. Glücklich dieses Hinderniß zu beseitigen, verschenkte Peter die Perle großmüthig und machte dadurch zwei schwarze Menschenkinder glücklich.

Im Angesicht der deutschen Küste erklärte Peter der Weltumseglerin seine Liebe. Sie nahm dieselbe erstaunt auf, denn noch hatte er ihr aus seiner Abstammung und seinem Namen ein Geheimniß gemacht. Er mußte wohl oder übel mit seinem Dr. Peter Regensburger herausrücken. Anfangs fand er keinen Glauben und als sie ihm endlich glaubte, entschwand sie auch gleichzeitig seinen Blicken auf der Landungsbrücke zu Hamburg.

Er suchte Hamburg, er suchte ganz Deutschland ab; er fand sie nicht mehr. Mitunter, wenn er eine wirkliche Schönheit entdeckte, glaubte er sie gefunden zu haben. Aber es war stets eine Täuschung gewesen.

An den Stätten seiner früheren Wirksamkeit erkannte man ihn nicht wieder. Die Welt hatte in den fünf Jahren seiner Abwesenheit einige Riesenschritte vorwärts gemacht. Mit Mühe fand er sich in die Neuerungen auf den verschiedenen Wissensgebieten zurecht.

Von sehnsüchtigen Schmerzen nach der schönen Verlorenen erfaßt, setzte er sich nieder und schrieb einen Hymnus auf die Göttin Kultur. Unter anderen hieß es darin:

„Die Welt gehört dem Fortschritt, es giebt keinen Aufenthalt, keinen Stillstand! Und wo giebt es mehr Glück, mehr Gesundheit, mehr Schönheit, als an den Stätten, wo die wahre Kultur gepflegt wird! Die Natur, feiert in der Kultur ihre höchsten Triumphe! Die Kultur ist die Bestimmung der menschlichen Natur, die Bestimmung zur Vollkommenheit!"

Die Göttinnen, die dieses Lob per Telephon vernahmen, lächelten vergnügt, hatten ihre Freude daran, und sorgten dafür, daß es allzeit wohlging auf Erden dem Doktor Peter Regensburger redivivus!

Neue Bücher.

Bei den Patagoniern. Ein Damenritt durch unerforschte Jagdgründe, ausgeführt und geschildert von Lady Florence Dixie. Frei übersetzt durch H. von Wobeser. Reich illustrirt. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn.

Dieses originelle Buch wird jetzt besonders interessant durch die neuerdings vielgenannte Verfasserin, die excentrische Lady Dixie, die jüngst den Fenierangriff gegen sich er—funden hat. Wenn in vorliegendem Buch auch manches Abenteuer vor der strengern Kritik nicht Stand halten dürfte, so werden doch alle Freunde von Reisen und Sport Lady Dixies „Bei den Patagoniern" mit großem Interesse lesen. Die Schilderungen von Land und Leuten sind frisch und fröhlich wie die Jagdzüge der kleinen Jägergesellschaft, deren Seele Lady Dixie war und die Neuheit des Schauplatzes bietet ebenfalls viel Interessantes.

Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung. Geschildert von Max Ring. Mit circa 300 Illustrationen. Leipzig, Schmidt und Günther.

Die durch ihre Prachtwerke „Indien", „Rom", „Ein Spaziergang um die Welt" wohlrenommirte Verlagsfirma hat sich in dem obengenannten Lieferungswerk auf den Boden der deutschen Heimat gestellt und ein Werk unternommen, welches der Sympathie deutscher Leser gewiß sein kann. Bis zur achten Lieferung ist das stattliche Unternehmen bereits gediehen und schon übersehen wir die großartige Anlage des Ganzen, welches in der Schilderung der deutschen Kaiserstadt eine Kulturgeschichte nicht nur der vornehmsten deutschen Stadt, sondern auch des Hohenzollernthums giebt. Denn was uns in der fesselnden Darstellung Max Rings von Vergangenheit und Gegenwart Berlins erzählt wird, geht weit über den Rahmen des specifisch Berlinischen hinaus. Wir sehen wie durch die Hohenzollern im alten Schlosse zu Kölln an der Spree das neue Reich langsam aber sicher vorbereitet wurde. Fast an jedes Bauwerk des alten Berlins knüpft sich ein Stück nicht nur brandenburgischer, sondern auch deutscher Geschichte. Möchte doch das deutsche Lesepublikum um Himmelswillen nicht von dem Vorurtheil ausgehen, dies glänzend illustrirte Werk, das den Namen „Berlin" trägt, sei nur für die Berliner interessant! Der Bayer, der Schwabe kann es mit gleichem Interesse lesen, wie der Hanseate und Hesse. Die interessant illustrirten alterthümlichen Schilderungen des alten Berlins haben dasselbe Recht auf deutsches Interesse, wie Gustav Freytags Bilder aus deutscher Vergangenheit, wie Sittenbilder aus Augsburg und Nürnberg. Wievielmehr die mit der achten Lieferung beginnenden Darstellungen des neuen Berlin, das in industrieller und kunstgewerblicher Hinsicht, sowie auf allen Gebieten des Komforts und Geschmacks in Deutschland den ersten Rang einnimmt. Wir werden noch oft auf das stattliche Werk zurückkommen, das bisher in jeder seiner Lieferungen Spannung auf die nächste erweckt hat.

Berühmte Liebespaare. Von Fr. von Hohenhausen. Dritte Folge. Leipzig, Bernhard Schlicke.

„Ich bedarf Geist, viel Geist, um mich zu unterhalten, daraus geht hervor, daß es kaum vier bis fünf Menschen, und etwa nur sieben Bücher giebt, die mir genügen!" Dies Wort der Julie de Lespinasse möge ein aus obigem Buch gewähltes Motto für die Besprechung der berühmten Liebespaare sein. Sieben Bücher, welche Geist und geistvolle Menschen als Grundthema ihres Inhaltes aufweisen, welche geistreich geschrieben und sowohl in geistigem, wie studienreichem Werthe jeglicher Anforderung gerecht werden, sind, dank der frisch sprossenden deutschen Literatur, nicht unschwer in heutiger Zeit zusammenzustellen, und selbst eine Julie de Lespinasse dürfte ohne Bedenken die beschränkte Anzahl ihrer gedruckten Unterhalter mit manch neuem Werke vergrößern. Zu diesen Letztgenannten gehört die dritte Folge „berühmter Liebespaare." Schon mit den beiden erst erschienenen Bänden gleichen Titels hat sich Fr. von Hohenhausen in weitesten Kreisen vortheilhaft bekannt gemacht, und mit der Schärfe der Feder selber den Weg gebahnt, auf welchem sie jetzt das jüngste ihrer geistigen Kinder in die Welt hinausgesandt. — Sowohl durch den interessanten Stoff, welchen diese dritte Folge „berühmter Liebespaare" in wechselvoller und gediegener Auswahl behandelt, sowie durch die knappe, formgewandte Bearbeitung, welche demselben zu theil geworden, empfiehlt sich das Werk als genußreiche Lektüre,

als neuer und schöner Beweis für die hohe Begabtheit seiner geistvollen Verfasserin. Es würde zu weit führen, auf die Einzelheiten des Buches einzugehen, und wollen wir nur als die interessantesten und hervorragendsten Episoden: „Lasalle und Helene von Dömiges" als gehalt- und namentlich quellenreichste; „Perikles und Aspasia" hingegen als ideal ansprechendste Gestaltung der Fr. von Hohenhausen nennen, ohne jedoch dadurch die Verdienste der andern Kapitel schmälern zu wollen. Nur übertriebene Prüderie und Unkenntniß der Geschichte können es veranlassen, daß man die „berühmten Liebespaare" unverstanden aus der Hand legt, Herzen jedoch, welche dem hinreißenden Flug durchgeisteten Empfindens folgen können, werden gern seine Funken und Flammen aus der Asche alltäglicher Nüchternheit schlagen sehen — und diesen Herzen sei das schöne poetische Buch aufs wärmste empfohlen!

Schwizerdeutsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Gesammelt und herausgegeben von Professor O. Sutermeister. Zürich, Orell Füßli u. Co.

Ein verdienstliches Unternehmen, das in glücklicher Auswahl Proben des südalemannischen Dialekts giebt. Prosa und Vers wechseln anmuthig ab in der Reichhaltigkeit des Gebotenen. Man erstaunt, welch eine Fülle von Poesie in dem scheinbar so nüchternen Schweizervolk sich birgt. Natürliche Anschauung, Gefühlsreichthum, derber und feinerer Humor, liebevolle Charakteristik — alles vereinigt sich hier zu einer Anthologie, welche nicht nur die Freunde der Dialektdichtung erfreuen, sondern auch der literarischen Ethnographie ungeahnte neue Bereicherungen gewährt.

Kaiser Otto der Dritte. Schauspiel in fünf Aufzügen von A. von Puttkamer. Glogau, Karl Flemming.

Es ist etwas von Shakespeareschem Geist in dieser Tragödie, an der trotz des Mißerfolgs, den Julius Mosen mit dem gefährlichen Stoff erlitten, die Bühnen nicht achtungslos vorübergehen sollten. Edle Diktion, entschiedene Gestaltungskraft und ein dem Deutschen sympathischer Held geben dem Drama die Berechtigung einer glücklichen Zukunft. Kaiser Otto und Stephania sind zwei blutvolle glänzend ausgeführte Gestalten, die auf der Bühne bei entsprechender Darstellung ungemein fesseln müssen. Der Schluß weicht von der Geschichte ab. Stephania erdolcht den geliebten Kaiser und dann sich. Aber diese Licenz wird psychologisch fein motivirt und so wirkt sie keineswegs befremdend.

Salonpost.

Anna A. in Gotha. Sehr hübsch für eine kleine Wohnstube, aber für einen Salon? —

H. R. in B. Wir haben nicht Lust, uns Handschuhe zu kaufen, um das betreffende Blatt anfassen zu können.

Gl. 28. Ist bei den beiden Geschlechtern verschieden. Heine fragt: Ist die zweite Liebe bei dem Mann die stärkere, eben weil sie alsdann mit klarem Selbstbewußtsein gepaart ist? Aber von den Frauen sagt er: Bei dem Weibe giebt es keine zweite Liebe, seine Natur ist zu zart, als daß sie zweimal das furchtbarste Erdbeben des Gemüths überstehen könnte.

Paul M. in Budapest. Der Absynth wird aus schweizerischen Alpenkräutern (Artemisia mutellina und glacialis) bereitet.

H. Sch. in Fr. Wir bedauern, Ihnen ohne Okularinspektion keine Antwort geben zu können. Balzac behauptet, daß Lila von Frauen, die einmal schön waren und es nicht mehr sind, getragen werde. Uns scheint das eine sehr abgetragene Behauptung, mit der wir aber unsere Antwortschuld auf Ihre Frage abtragen wollen.

Ellen P. in Eger. Ob jetzt schwarze oder blaue Augen Mode sind, wissen wir nicht. Da die neueste Mode jedoch speciell die Rückseite des menschlichen Körpers zu vervollkommnen sucht, so scheint sie keine Zeit zu haben, sich mit den Augen zu beschäftigen. Das kommt vielleicht im nächsten Jahr.

H. v. Z. in Liegnitz. Der Chef der Admiralität bezieht 36000 Mark Gehalt und hat freie Dienstwohnung.

Chronist in E. Das ist kein Unglück. Wenn z. B. Walter Scott im „Quentin Durward", der 1468 spielt, wiederholt den Kaiser Wenzel erwähnt, der bereits 1419 starb, so ist das zwar ein starker Anachronismus, aber der Roman büßt dadurch nichts von seinem hohen Reiz ein.

Adolf Neubert in D. Im „Lohengrin" nennt Wagner den Helden mit Recht „Parcival" und nicht (mit der unmotivirten Form) „Parsifal". Dort heißt es:

Im fernen Land, unnahbar euren Schritten
Liegt eine Burg, der Monsalvat genannt
Ein lichter Tempel stehet dort inmitten
So kostbar, als auf Erden nichts bekannt,
Drinn ein Gefäß von wunderthätgem Segen
Wird dort als höchstes Heiligtum bewacht
Es ward, daß sein der Menschen reinste pflegen
Herab von einer Engelschaar gebracht.

Nun hört, wie ich verbotner Frage lohne!
Vom Gral ward ich zu euch daher gesandt,
Mein Vater Parzival trägt seine Krone
Sein Ritter ich, bin — Lohengrin genannt.

L. P. in Kolmar. Das Pflichttheil wurde von Ihrer vormaligen französischen Gesetzgebung für ein Kind auf die Hälfte des hinterlassenen Vermögens festgesetzt.

Karl von der Weser in H.

Bei uns weht reine Luft und Geistesstreben.

Bei uns auch.

Cyrus in E. Der Witz ist keine erfundene Anekdote, sondern beruht auf folgendem Ereigniß. Einst spielte bei einem preußischen Hoffeste die Musik das Lied: „Ich bin ein Preuße". Der Herzog von Anhalt-Köthen sagte zu Friedrich Wilhelm IV.: „Wie beneide ich die Preußen um diese Nationalhymne!" — „Das ist nicht nöthig", versetzte der König, „singen Ew. Hoheit doch: Ich bin ein Köther, kennt Ihr meine Farben!"

Otto H. in Breslau. Die Sache liegt anders. Als die Neue Freie Presse im März 1864 ins Leben trat, verpflichteten sich die drei Gründer, Max Friedländer, Michael Etienne und Adolph Werthner, neben ihrem Geschäftsvertrage auch noch durch einen feierlichen Akt, ihre Stellung unter keiner Bedingung zu verlassen und ihre Geschäftsantheile eventuell nur in der Weise zu veräußern, daß hierdurch Recht und Stellung der anderen Theilnehmer in keinerlei Weise alterirt würden. Damals theilten sie ihre Aemter in der Weise, daß Friedländer die Redaktion des „Inlands", Etienne die des „Auslands", Werthner die Administration leitete. Als die „Neue Freie Presse" mit Ende 1871 in den Besitz einer eigens zu diesem Zwecke mit einem Kapital von 1,600,000 Fl. österr. W. gegründeten Aktien-Societät, der „Journal-Aktien-Gesellschaft" überging, änderte sich das oben angedeutete Verhältniß in keiner Weise — die großen Geldinstitute (Union- und Anglo-Bank), welche jene Gesellschaft gebildet, verzichteten auf jede Einflußnahme bezüglich des Inhalts, und da außerdem die bisherigen Leiter zugleich in den Vorstand der Aktiengesellschaft berufen wurden, so hatten sie völlig freie Hand. Kurz, nachdem dieser Verkauf zu Stande gekommen, starb Friedländer (20. April 1872) und es schien eine ausgemachte Sache, daß der Tod des genialen Publizisten seine Schöpfung gefährden werde. Er schien unersetzlich, und gleichwohl fand sich ein Ersatz: Etienne übernahm die Chef-Redaktion nun allein und man weiß, daß er das Blatt bis zu seinem Tode auf derselben Höhe erhalten, auf der er es übernommen. Auch die jetzige Redaktion, deren materiellen Angelegenheiten Herr Werthner vorsteht, sucht den Traditionen ihrer Vorgänger treu zu bleiben.

Sonn. Arm.

Nr. 1. Kurz Arm in Hochstickerei.

Zu dem Kragen Nr. 1 und 2 in Hochstickerei, Seite 1 und 2 dieses Heftes.

Nr. 1. Kurz Arm.

Fig. 1. Ceiling of the Sala dei Mesi, Palazzo Schifanoia, Ferrara. Fresco by Francesco del Cossa, 1469–70. The Muses are arranged in three groups of three, each group presided over by Apollo, Minerva, and Mercury respectively. Clio, Euterpe, and Thalia are shown in the first group, Melpomene, Terpsichore, and Erato in the second, and Polyhymnia, Urania, and Calliope in the third. Each Muse is accompanied by a zodiacal sign and a month of the year.

Nr. 2 u. 3. Moderne Damen-Jackets.

Nr. 2. Für Jackets dieser Façon ist klein carrirter Cheviot sehr beliebt. Der Kragen und die kleinen Revers im Herrenrockschnitt sind entweder mit Galon eingefaßt oder einfach abgesteppt. Den Schluß vermitteln zwei Knöpfe unterhalb der Revers. Unter den Knöpfen bleibt das Jacket offen und zwar über einem Schnebben-Gilet von Tuch oder glatter Sicilienne mit Metallknöpfen. Eine Plastroncravatte mit hufeisenförmiger Busennadel von Altsilber und rubinrothen Nägeln verdeckt das Herren-Chemisett. Der Stehkragen ist vorn ein wenig offen.

Nr. 3. Diana-Jacket von hellblauem, stahlblauem, fischotterbraunem oder mausgrauem Tuch, mit einem schwarzseidenen geflochtenen Galon garnirt. Die vorn etwas bogig und ziemlich weit auseinandertretenden Schöße sind auf der Rückseite in zwei glatte Falten arrangirt. Die Seitennähte der Taille werden durch zwei Passementeriemotive markirt. Der Schluß wird durch neun Passementerie-Strippen mit zugespitzten Kegelköpfen bewirkt, welche eine Art Plastron darstellen. Der Aermelrand ist an Stelle eines Aufschlags mit einem gesteppten Galon garnirt, der auf der Rückseite des Aermels in Form zweier kleiner Patten etwas emporsteigt. Offiziers-

Nr. 10. Bureaukorb.

kragen mit doppeltem Galon. Doppelt gesteppter innerer Kragen und Stulpen von Leinwand.

Nr. 4 bis 8. Anzüge für größere und kleinere Mädchen

Nr. 4 u. 5. Mädchen von 14 bis 16 Jahren. Rück- und Vorderansicht. — Gefältelter Rock von tannengrüner oder granatrother Surah. Der doppelte Rock von Cashmir ist auf der rechten Seite durch eine Stahlschnalle gerafft, der obere in Puffen arrangirte Theil des Rockes fällt bis unter die Hüften herab. Die hintere Partie ist aus zwei Bahnen zusammengesetzt und in eine lange Schluppe gerafft, unter welcher die Enden als gefältelte Bahnen herabfallen. Taille von gepreßtem Sammet, deren Schöße in viereckige Zacken ausgeschnitten und mit schmalem Sammet von der gleichen Farbe eingefaßt sind. Offizierskragen und Aermelaufschläge von glattem Sammet. Der Gürtel von russischem Leder ist an der rechten Seite durch eine silberne Schnalle geschlossen.

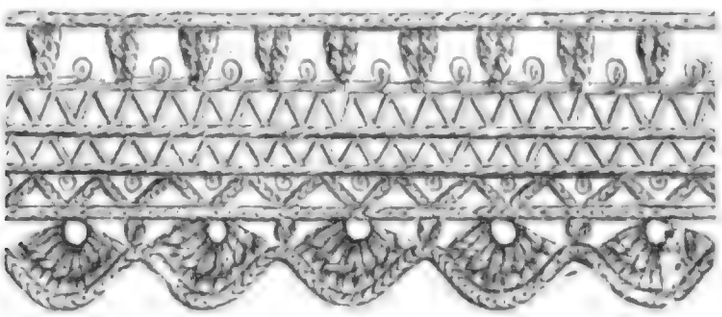
Nr. 6. Mädchen von 4 bis 6 Jahren. — Rock von fischotterbraunem, grauen, oder granatrothem Atlas mit flachen Falten. Die Plüsch-Casaque von derselben Farbe tritt unten weit auseinander. Ueber dem großen Camail ein umgelegter spitzer Kragen. Der Besatz sämmtlicher Ränder besteht aus einer glatten à la revers aufgesetzten weißen Guipürespitze. Taschen und Aermelaufschläge ebenfalls von Guipürespitze.

Digitized by Google

Der Muff von assortirtem Plüsch ist mit einer Atlasrüsche und großer Schluppenschleife garnirt. Capote von gefälteltem Plüsch und Atlas. Die Strümpfe sind écrugrau und in der Farbe des Anzugs gestreift.

Nr. 7. Mädchen von 10 bis 12 Jahren. Robe von stahlgrauem Cashmir oder Serge mit drei Plissé-Volants. — Der doppelte Rock ist als Schürze drapirt. Auf der Casaque von grauem Plüsch oder Sammettuch über die Taille herab fünf stufenförmig über einander gesetzte Passementeriemotive. Die kurze Pelerine mit Kragen wird durch drei lanzenspitzenförmige Passementeriestrippen geschlossen. Der Rand der Casaque, der Pelerine und des Kragens sind mit grauer Atlaslitze garnirt. Schwarzer Filzhut mit silberner Schnalle und weißen Federn.

Nr. 8. Mädchen von 4 bis 6 Jahren. — Unten in viereckige Zacken ausgeschnittene englische Robe von Naturtuch, Plüsch oder Bigogne. Die vorn gerade, auf der Rückseite halbgeschweifte Casaque ist mit Passementeriestrippen garnirt. Ueber den langen Zacken ein Gürtel von russischem Leder, der durch eine Altsilber-Schnalle geschlossen wird. Zwischen den langen Zacken der Robe tritt der gefältelte Rock von fischotterbraunem Atlas hervor; am untern Rande desselben ein schmaler rother Volant. Die Enden der Baschlik-Pelerine sind übereinander geschlagen, das linke Ende ist auf der rechten Achsel durch eine assortirte Schnur mit zwei Quasten befestigt. Gefältelte Capote von Plüsch und Atlas mit Spitzenrüschen gefüttert.



Nr. 11. Gehäkelte Spitze mit Passementerie-Picots.

Nr. 9. Untersetzer für ein Flacon.

Der Grund besteht aus granatrothem, moosgrünem, altgoldgelbem oder irgend andersfarbigem Plüsch. Das die Mitte bildende Atlasstück wird in einer mit dem Grund contrastirenden Farbe gewählt; dasselbe ist mit Galons eingefaßt und mit Stickereien verziert, welche mit verticalen oder Boulogner Stichen befestigt sind. Der äußere Rand wird mit einer Kugelfranse, über welche ein Galon gesetzt ist, garnirt.

Nr. 10. Bureaukorb.

Der Rand des mit blauer Seide gefütterten Korbes von durchbrochenem Weidengeflecht in der aus der Abbildung ersichtlichen Form ist mit einem kleinen, zu beiden Seiten gezackten Galon von blauem Tuch umgeben, dessen Mitte mit einer Stickerei im Dornstich verziert ist; ein gleicher Galon ist um den Fuß angebracht. Um den Körper des Korbes ist ein zackig ausgeschnittenes Lambreguin von blaßblauem Tuch gezogen, auf das ein Arabeskenmotiv im Holzstich und im Boulogner Stich gestickt ist. Die Stickerei wird durch eine doppelte Umrandung von braunrothen Perlen mit kleinen Strichen im russischen Stich hervorgehoben. Die ganze Stickerei sowie die zwischen den Lambrequins und an den Henkeln angehängten Quasten werden in mehreren von tabakbraun bis zu hellbeige abgestuften Tönen gefertigt.

Nr. 11. Gehäkelte Spitze mit Passementerie-Picots.

1. Reihe: 1 Stäbchen in 1 Picot, 3 Luftmaschen, 1 St. in das nämliche P., 6 Lm., 1 einfache Masche oben in das letzte St.; durch 1 P. gezogen und wiederholt. — **2. Reihe:** 9 St. unter die 6 Lm. der vorhergehenden Reihe, 1 Lm., 1 Doppelm. oben in das folgende St., 1 Lm. Wiederholt. Für die Galerie werden gemacht 2 Dst. in 1 P., 3 Lm., durch 1 P. gezogen und wiederholt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Die Schöpfung
Aus der Offenbarung des Johannes

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Lisbeth.

Von H. Villinger.

Die Sonne ſchien durch die halbgeſchloſſenen Läden auf die Sophaecke, in welcher ein junger Mann bequem ausgeſtreckt lag und etwas gelangweilt in einem Buche blätterte. Da ſtieß er ſo von ungefähr auf ein Wanderlied, und ſein etwas blaſirtes Herz wurde eigenthümlich angeregt von der innigen Lebensfriſche, die aus dem Liede ſtrömte. Er ſchloß die Augen und legte den Kopf in das Kiſſen zurück und dachte: „Ich könnte eigentlich auch einmal ein bißchen wandern; es iſt ſchauderhaft langweilig hier! So eine kleine Frühlingstour in die Berge, ſo weit wie möglich von allen Badeorten entfernt, wär gar nicht übel!“

Kurt Willem von Welvenſtein erhob ſich und begab ſich zur gnädigen Mama, um ihr ſeinen Entſchluß mitzutheilen. Dieſe freute ſich darüber, umarmte ihn, und der Sohn verließ ſie und ging, ein Liedchen aus der „Fledermaus“ trällernd, nach ſeinen Zimmern zurück. Er befahl ſeinem Diener ſofort zu packen, dann nahm er Hut und Handſchuhe und machte Abſchiedsbeſuche bei ſeinen Freunden und Freundinnen in der feinen Geſellſchaft.

Ein paar Tage ſpäter ſchritt Kurt Willem durch einen herrlichen Buchenwald; langſam und bedächtig, das feine Stöckchen unter dem Arme, die Stiefel kaum beſtaubt, wie ein kleiner Geſandter, der eben vom Miniſter kommt. Nur der Rahmen paßte nicht zu dem zierlichen Menſchenkinde. Die dunkelgrünen Bäume hoch oben und die friſchen, kecken Blümchen, die da und dort zu ſeinen Füßen ſproßten, paßten nicht ſo gut zu ſeinem bleichen, müden Stadtgeſicht, wie der Abendkerzenglanz und die ſilberblumigen Tapeten in den Salons ſeines Vaterhauſes.

An der nächſten Biegung des Weges lag eine kleine, hübſche Mühle und ein junges, friſches Mädchen ſtand am Brunnen und wuſch Salat. Sie hörte in ihrem Geſchäfte auf, ſchüttelte die Waſſertropfen von ihren kräftigen Armen und ſah dem jungen Manne verwundert entgegen.

Kurt Willem berührte grüßend ſeinen Hut und fragte mit einem überlegenen Lächeln, ob man in der Mühle etwas haben könne? „Ja, Herr“, ſagte ſie, „geht nur hinein!“ Als er unter der Hausthür verſchwunden war, lachte das Mädchen hell auf, trocknete ihre Hände an

der Schürze ab, flog wie ein Reh über den Hof, steckte den Kopf zur offenen Stallthüre hinein und rief: „Peter!“ Ein großer, derber Mensch kam ihr halb mürrisch, halb freundlich entgegen.

„Eben ist einer kommen“, plauderte das Mädchen, „den hättet Ihr sehen sollen! Ein Männle, Ihr könntets in die Tasche stecken —“

Bevor der biedere Peter sich auf eine Antwort besonnen, war sie schon wieder weg, und immer zwei Stufen auf einmal nehmend, verschwand sie im Hause, so daß Peter, der ihr schwerfällig gefolgt war und eben das Gesicht mit den Händen beschatten wollte, um ihr nachzusehen, nur noch den Rockzipfel an der Thürschwelle verschwinden sah. Drinnen in der weißgescheuerten Stube saß Kurt Willem und musterte die angenehme Erscheinung, welche vor ihm stand und auf seine Befehle wartete.

„Was da ist, Herr?“ sagte sie auf seine Frage, „im Mühlbach sind Forellen, da fang ich ein paar, und seht, wie gelb der Salat ist!“ und dabei griff sie mit der Hand in die volle Schüssel, welche sie unter dem Arme trug. „Wenns Euch recht ist, giebts Salat und Forellen?“

„Kurt Willem lächelte: „Ja“, sagte er, „das ist mir schon recht, aber nur nicht gleich weglaufen!“

Sie lachte: „Wenn Ihr Hunger habt, muß ich mich tummeln! aber wenns Euch langweilig ist in der Stub', kommt mit raus und schaut zu, wie ich die Fischle fang.“

Sie holte das Netz herbei und er schritt langsam hinter dem raschen Mädchen drein nach dem Bache. Der struppige Kopf Peters kam hinter der Ecke hervor und mit gespreizten Beinen, die Hände in den Hosentaschen, sah er von seiner Höhe herunter auf den kleinen, feinen Mann und sein gutes, breites Gesicht zog sich in tausend Fältchen. „Ist auch der Müh' werth!“ brummte er und ging in den Stall zurück.

Mittlerweile hatte Lisbeth ihr Netz in den Fischbehälter geworfen und ein paar Forellen zappelten darin. Sie warf sie sammt dem Netze ins Gras. „Das wird genug sein für das Herrle!“ meinte sie, schloß den Behälter ab und Kurt Willem folgte ihr in das Haus zurück. In der Küche wischte sie mit der Schürze einen Stuhl ab und er nahm Platz und sah ihr mit Vergnügen zu, wie sie ohne alle Barmherzigkeit die Fische auf dem Wassersteine todtschlug und sie rasch und reinlich zum Kochen zubereitete.

„Was bist Du eigentlich auf der Mühle?“ fragte er.

„Magd bei der Frau“, erwiederte Lisbeth, „sie ist Wittwe, aber das ganze Mannsvolk fürchtet sie und folgt ihr, als wärs der Herr. Nun muß sie bald kommen; sie bringt den Knechten das Mittagsbrot aufs Feld.“

„Das thut die Frau?“ wunderte sich Kurt Willem.

„Ja“, sagte sie, „wenn ich hinauskam, war des Aufhaltens kein End; das hab ich der Frau gesagt, und nun geht sie lieber selber und das könnens schon glauben, Herr, sie kneift keiner in die Backen!“

Sie stand, während sie sprach, über den Herd gebeugt und blies in das Feuer, daß eine helle Glut ihr über Gesicht und Haar strömte. Der junge Mann kam wie ein Aal herangeschlüpft und legte den Arm um das Mädchen. Sie schüttelte ihn ab und trat ein paar Schritte zurück.

„Seid Ihr auch wie die Knechte?“ fragte sie halb lachend, halb ärgerlich.

Kurt Willem ließ ab. Er sah lächelnd in die Glut, in der Lisbeth mit der eisernen Zange herumwühlte, und verglich ihre kräftige Hand mit den feinen Fingerchen in der Residenz, die den Fächer so graziös und kokett zu handhaben wußten. Dem drallen Mädchen da konnte er nun nicht genug zusehen; jede Bewegung war sicher, rasch und durchaus nicht darauf abgesehen, seine Bewunderung zu erregen. Dazu schien das Mädchen so ungebildet es war, etwas auf sich zu halten. Das reizte Kurt Willem. Er versank in Gedanken, die jedoch durch die Ankunft der Frau, welche mit einem „Grüß Gott“ unter der Thür erschien, unterbrochen wurden. Er begrüßte die Müllerin artiger, als er sonst gegen gewöhnliche Leute zu sein pflegte und fragte, ob er nicht ein paar Tage dableiben könne.

Die kleine untersetzte Frau sah ihn mit ihren runden Augen scharf an. „Was kann Euch an meiner Mühle gefallen“, sagte sie, „da haben sich noch wenig Stadtleut herverirrt.“

Lisbeth kam seiner Antwort zuvor: „Das Herrle scheint krank“, sagte sie, „und die Luft ist gesund hier zu Land.“

„Ja“, erwiederte die Frau, „aber für Stadtleut bin ich nit eingericht.“

Kurt Willem beruhigte sie: „Im Dorfe vor dem Walde steht mein Koffer, da führe ich bei mir, was ich brauche. Wenn Sie eine Stube haben und ein Bett, bin ich zufrieden.“

„Glaubs schon“, sagte die Frau, „denn das Bett ist gut und die Stub sauber, und weil Ihr so elend ausschaut wie ein bleichsüchtig Mädel, kann Euch die Waldluft nix schaden und morgens kuhwarme Milch. Bleibt in Gotts Namen, obwohl die Mühl kein Wirthshaus ist.“

Kurt Willem bekam nun seine Forellen und während er sie allein in der guten Stube verzehrte, wollte das Lächeln gar nicht von seinen Lippen weichen und er sagte einmal über das andere: „Köstlich! göttlich! wenn mich die gnädige Mama vor der Alten hätte stehen sehen, wie sie mich herunterkanzelte! Die Geschichte ist wirklich neu! und das Mädchen ist hübsch genug, um mir für ein paar Tage eine artige Unterhaltung zu gewähren.“

Gegen Abend sah der junge Mann aus seinem kleinen Giebelfensterchen herab in den Hof. Das Heu wurde hereingefahren; der große Peter spannte die Pferde aus und ritt sie hinaus in die Schwemme; zwei Müllersknechte schafften den hochbeladenen Wagen in die Scheune und die Frau berieth mit ihnen über die Arbeit der folgenden Tage. Sie prüfte dabei das trockene Heu und schien befriedigt. Lisbeth hatte den langen Tisch im Hofe gedeckt, und die Knechte wuschen alle nacheinander Gesicht und Hände im nahen Brunnen und als Lisbeth mit dem Bierkruge erschien, setzten sie sich zum Abendbrot nieder.

„Wohl bekomms!“ sagte sie und stellte den Krug auf den Tisch, „hats heiß gemacht heut?“

„Ja“, sagten sie alle, und das Bier fing an die Runde zu machen. Das Mahl verlief ruhig, wie es bei Leuten der Fall ist, die müde und hungrig von der Arbeit kommen.

Als die Knechte den vornehmen jungen Herrn am Giebelfensterchen bemerkten und die Frau deren erstaunte Blicke sah, erklärte sie kurz und bündig: „S' ist nur ein Herrle aus der Stadt, das ein paar Tag bleiben will."

Das Abendessen war beendet; es war Sonnabend und ein reges Leben entspann sich im Hofe. Die Kühe und Kälber umstanden den Brunnen; Lisbeth fütterte das Federvieh, rief jedes einzelne beim Namen, zankte dieses, lobte jenes, und ihre helle Stimme übertönte das Gebrüll, das Geschnatter und das Rauschen des Mühlrades. Dann säuberten die Knechte den Hof; rasch befehlend jagte die Frau Müllerin ihre Leute umher; kein Besen, kein Kübel durfte am unrechten Platze stehen. Endlich entfernten sich die Knechte, immer einer nach dem andern und die Frau übersah noch einmal den wohlgefegten Raum und sagte zufrieden: „So nun kanns Sonntag werden!"

Im Hofe war nun weiter nichts zu sehen, denn die Nacht war allmählich hereingebrochen und obwohl am Himmel die Sterne glitzerten, so war es doch nicht Kurt Willems Sache, sich besonders darum zu bekümmern. Er legte sich zur Ruhe, und das Mühlrad, über das er zuerst geflucht hatte, wiegte ihn binnen kurzer Zeit in Schlaf.

Die Morgensonne stand am Himmel, sie wandte ihr strahlendes Antlitz voll dem kleinen Hofe zu, daß die Thautropfen im Grase glitzerten. Die kleine Pfütze abseits, in der sich die Hühner und Gänse zu pudeln pflegten, sah ordentlich aus, als ob ein Stückchen vom dunkelblauen Himmel drinn untergegangen wär, und das Federvieh saß behaglich daneben und ehrte die Sabathstille. Weiter fielen die Strahlen auf die sauberen Steintreppen und blinkten in der messingenen Thürklinke, daß sie leuchtete wie lauter Gold. Durch die weit aufstehenden Fenster aber drang ein ganzes Meer von Strahlen und die Staatsstube mit dem weiß überzogenen Kanapee und den hochbeinigen Stühlen sah in dem Glanze so feierlich aus, wie es eben nur Sonntags möglich war. An den Werktagen lag sie, die Sonntagsstube, unter Schloß und Riegel. Oben aber war das Giebelfensterchen noch geschlossen, nur auf der Seite war der kattunene Vorhang ein bißchen zurückgezogen und die liebe Sonne benutzte diese Gelegenheit, um auch hier ihren Einzug zu halten. Kurt Willem wachte aus seinem Schlummer auf, als ihm ein heller Sonnenstrahl ins Gesicht leuchtete, und mit eins war er aus dem Bette und am offenen Fenster und der blasirte junge Mann schien sich fast zu freuen über den schönen stillen Sonntagsmorgen, den er noch nie so in seiner ersten Frische gesehen haben mochte. Mit einem leisen Seufzer bürstete Kurt Willem sein feines, schwarzes Haar und dachte dabei an den guten Fritz zu Hause, der sonst dieses schwierige Geschäft zu besorgen hatte. Dann stieg er in den Hof hinab, den grauen Cylinder und das feine Stöckchen unterm Arme; er schritt durch die Hühner und Gänse hindurch, an der Pfütze vorbei, die sein Bild zurückwarf und setzte sich unter den großen blühenden Apfelbaum, an einen kleinen Tisch, der eigens für ihn gedeckt zu sein schien. Er betrachtete lächelnd das roth- und weißgestreifte Tischtuch und die große altfränkische Tasse und kam zu der Ueberzeugung, daß das gute Mädchen schon keinen andern Gedanken mehr haben könne als ihn.

Da schritt Peter mit einem „Guten Morgen auch, Herrle", an den

Tisch heran mit einem Glase frischgemolkener Milch. „Die Lisbeth meint, das mögt das Herrle trinken, bis sie aus der Frühmesse kommt und den Kaffee kocht."

„Gut", sagte Kurt Willem, „stelle es nur hin, ich will sehen, ob ich das Zeug hinunterbringe.

„Hast Du schon gedient?" fragte er den strammen Burschen, der in seinem Sonntagsstaate gar stattlich vor ihm stand.

„Danke, Herrle", erwiederte Peter, „ich hab den Feldzug mitgemacht."

„So! Da verstehst Du gewiß mit meinen Stiefeln umzugehen?"

„Zu Befehl, Herrle, mein Herr Leitnant waren immer zufrieden."

„Freut mich!" nickte Kurt Willem und Peter griff nach der Mütze und ging mit seinen großen, festen Schritten in den Stall zurück.

Kurt Willem nippte an der Milch und versank in Gedanken, aus denen er durch die Kirchenglocken des nahen Dorfes erweckt wurde. „Nun ist die Kirche aus", dachte er und bog sich ein bißchen vor, um den Waldweg im Auge zu haben, aus dem Lisbeth wahrscheinlicherweise heraustreten mußte. Da kam sie denn auch, wie er erwartet hatte, hinter den Bäumen hervor, das Büchlein an die Brust gedrückt, mit sittsamen Schritten. Er kannte sie kaum wieder in dem kleidsamen Sonntagsstaate, mit dem stillen Ernste auf den sonst heiteren Zügen. Manchmal raffte sie im Gehen, wie in Gedanken, ein Blatt vom nächsten Strauche; dann schien sie einem Blümchen aus dem Wege zu gehen oder bückte sich, eines abzupflücken, das sie sorgsam ins Mieder steckte.

Kurt Willem überkam eine Art Andacht über das liebliche Bild vor seinen Augen und es war ihm, als hörte er eine Stimme in seinem Innern flüstern: „Solltest Du nicht auch lieber der holden Blume da aus dem Wege gehen?"

Da trat sie in den Hof herein und sah ihn. „Guten Morgen auch!" rief sie freundlich und die kleine Katze, welche sich vor dem Küchenfenster gesonnt hatte, hüpfte heran und strich schnurrend an Lisbeths faltigem Rocke auf und nieder, der Kettenhund kroch aus seiner Hütte und peitschte winselnd mit seiner Ruthe die Luft, das Hühnervolk umringte sie kreischend und Peter stand unter der Stallthüre und lachte ihr mit dem ganzen Gesicht entgegen. Kurt Willem aber sah das herzige Geschöpf freudig an und sagte: „Sieh, Lisbeth, wie sich Menschen und Thiere freuen bis Du kommst!"

„Ja", meinte sie, „sie wissens halt, wer sie füttert."

Mit diesen Worten ging sie nach dem Hause, nickte dem Peter zu, gab dem Hunde im Vorbeigehen einen Klaps auf die Schnauze und verschwand mit der Katze plaudernd unter der Thüre.

Bald kam sie mit dem dampfenden Kaffee zurück, stellte ihn vor den jungen Mann hin und nöthigte ihn zum Frühstück.

„Du kommst mir heute so ernst vor", sagte Kurt Willem, „ganz anders wie gestern."

„Ja", sagte Lisbeth und faltete die Hände, „in der Woch bin ich immer lustiger, aber heut ist ja Sonntag."

„Macht Dich dieser Tag traurig?"

„Traurig? Behüt! Aber wenn man so in der Kirch gewesen ist und der Herr Pfarrer so schön predigt hat, und man dann so durch den

Wald heimgeht, da mein ich immer, ich müßt halt besonders fromm und still sein, weil mirs mein Lebtag so gut gangen ist."

„Ach!" rief Kurt Willem verwundert, „wie ist es Dir denn ergangen, erzähle doch?"

„Da ist nit viel zu erzählen: ich bin ein armes Waisenkind und die Frau hat mich aufgenommen und gehalten wie ein eigenes." Sie nahm ungenirt das Weiche aus seinem Brötchen und warf es den Hühnern hin. „Schaut", fuhr sie fort, während er belustigt ihrem Treiben zusah, „es hätten mich ja auch böse Leut aufnehmen können und ich hätt mein Lebtag keine frohe Stund gehabt."

„Dir kann niemand böse sein!" flüsterte der junge Mann.

„Meint Ihr?" rief Lisbeth und schenkte ihm eine zweite Tasse ein, „das wär mir halt schon recht!"

Sie setzte sich wieder neben ihn auf die Bank, lehnte das Haupt zurück an den Baumstamm und sah hinauf in die grünen Zweige.

„An was denkst Du wohl eben?" fragte Kurt Willem.

„Ich denk halt", erwiederte sie, „ob Schulmeisters wohl einen Buben oder ein Mädel kriegen werden."

Als Kurt Willem halb lachend, halb unwillig ausrief: „Das ist höchst gleichgiltig!" sah sie ihn groß an und sagte beinahe gekränkt:

„Nein, das ists nit, Herr, denn Schulmeisters haben zwei Mädel und ich hab' schon viel mit ihnen bet', daß ihnen uns' Herrgott auch einen Buben schenkt. Allemal werden sie in seinem Geschlecht Schulmeister, und wenns nun auf einmal aufhören thät, wärs ein rechter Jammer."

Damit stellte Lisbeth das Kaffeegeschirr zusammen und plauderte unbefangen weiter. „Die Frau ist Pathin von den zwei Mädels, wenn nun aber das dritte Kind ein Bub ist, solltet Ihr die Freud' auf der Mühl' erleben, Herr!"

Eben als sie das Geschirr abtragen wollte, kam Peter mit seinen großen Schritten um die Ecke: „Lisbeth", rief er, „das Anne-Mariele kommt."

Sie stellte das Geschirr hastig auf den Tisch zurück und lief einem kleinen Mädchen entgegen, das aus der Gartenthüre trat. „Ein Kumpliment", sagte das Kind, „und wir han en Bu!" Lisbeth schrie hell auf vor Freude, rief Peter die frohe Botschaft zu und zog die Kleine in den Hof. Sie mußte sich zum Herrle setzen, bekam eine Tasse kalten Kaffee und ein großes Butterbrot. Während das Kind mit gutem Appetit aß und trank, besorgte Lisbeth in ihrer Art die Vorstellung, indem sie Kurt Willem erklärte: „Das ist Schulmeisters ältestes, ein wackeres Mädel! solltet sehen, Herr, wie sie, wenn manchmal der Schulmeister seinen Schnupfen hat, die Aufsicht bei den kleinsten Schulbuben hält!"

Nun kam auch die Frau den Waldweg entlang, neben ihr ein untersetzter, freundlich blickender Herr, dem die Junisonne sehr zuzusetzen schien, denn er trug den breitrandigen, schwarzen Hut unterm Arme und wischte sich mit dem großkarrirten Taschentuche von Zeit zu Zeit das rothglänzende Antlitz ab.

„Uns' Herr Pfarrer!" rief Lisbeth und sie und das Kind gingen ehrerbietig dem alten Paare entgegen. Nach dem üblichen „Grüß Gott", richtete das Anne-Mariele sein Kompliment aus und daß sie einen

Buben hätten. Sie traten darauf zusammen in den Hof; mit ein paar raschen Griffen hatte die Frau einige schreiende Hähne am Kragen erwischt und reichte sie, ohne ein Wort zu verlieren, dem Peter hin, der sie schmunzelnd in Empfang nahm. Den Xaver, der neugierig aus der Mühle gekommen war, jagte die Frau an den Bach, wo er besser thäte, ein paar Forellen zu fangen, als hier müssig stehen, und die Lisbeth bekam die Schlüssel eingehändigt, sie solle gehen und einen Bittern für den Herrn Pfarrer herbeischaffen. Mittlerweile hatte sich das Stadtherrle und der Landpfarrer in ein Gespräch über das Wetter eingelassen, und Kurt Willem erfuhr, daß alles prächtig stehe auf den Feldern und die Reben im schönsten Gedeihen begriffen seien. Die Frau rief das in bescheidener Ferne stehende Anne-Mariele herbei.

„Du kannst nun heimgehen", sagte sie, „und dem Vater einen Gruß ausrichten und daß er kommen soll zu Mittag und Euch alle mitbringen, damit die Frau Ruh' hat daheim. Die Bas' wird bei ihr sein?"

„Ja Frau!" sagte das Kind und verließ mit einem „b'hüt's Gott" den Hof, um mit eiligen Schritten dem Vater die frohe Botschaft zu bringen.

Lisbeth wirthschaftete in Küch' und Keller und da der Herr Pfarrer mit der Hausfrau über das glückliche Ereigniß im Schulhause sich unterhielt, nahm Kurt Willem leise seinen Hut und schlich hinauf in seine Stube, wo er sich auf das hartgepolsterte Sopha warf und in lautes Lachen ausbrach über die dumme Wirthschaft im Hause, wegen so eines einfältigen Schulmeistersjungen.

Im Hofe war eine große Tafel gedeckt, die der Herr Pfarrer mit einem schmunzelnden Lächeln betrachtete.

Kurt Willem stieg langsam die Treppe herunter und kam gerade recht, dem Einzuge des Schulmeisters beizuwohnen, der eben mit seinen zwei Mädchen des Weges kam. Der Schulmeister war noch ein junger Mann, mit einem verständigen, wohlwollenden Gesicht. Mit herzlichem Gruße trat er zu der hölzernen Gartenthüre herein, und wie er dabei seine freundlichen, ernsten blauen Augen zu Kurt Willem aufschlug, blieb diesem das spöttische Lächeln im Halse stecken und er legte ohne Zaudern seine Hand in die freundlich ausgestreckte des Schulmeisters. Die Frau erschien unter der Hausthüre mit aufgestülpten Aermeln, den Kochlöffel in der Hand.

„Nur Platz genommen!" rief sie, „die Suppe wird gleich kommen; die Mädel können mir nachher ihre Patschhand geben, hab' jetzt keine Zeit."

Der Herr Pfarrer nahm sogleich den ihm gebührenden Ehrensitz ein und der Schulmeister setzte sich neben ihn; diesem zur Seite nahm Kurt Willem Platz, und das kleinste Mädchen wurde von dem vernünftigen Anne-Mariele auf einen Stuhl neben den jungen Baron gesetzt. Die Frau kam und Lisbeth brachte die Suppe.

„Bärbele", sagte der Schulmeister zu dem kleinen flachshaarigen Ding, „sprich s' Gebetle, Du kannst's."

Das kleine Mädchen rutschte vom Stuhle herunter, daß nur die Augen über den Tisch ragten und sah mit scheuem Blick zum Herrn Pfarrer hin, der das Käppchen abgenommen hatte und mit gefalteten Händen dastand.

„Liebs Herrgöttle", fing das Kind an und steckte die fünf Finger auf einmal in den Mund, „liebs Herrgöttle, mach' daß der Vater und die Mutter und Pathin und Geschwisterle recht brave Kinderle werden, Amen." Alle lachten und der Herr Pfarrer bemeisterte seine Heiterkeit am wenigsten. Das Anne-Mariele aber rief erschrocken:

„B'hüt's Gott, das ist ja s' Nachtgebet, und das nit emal recht." Das arme Bärbele wurde glühend roth vor Scham und versteckte sich hinter dem Suppenteller. Auf einem Wink des Vaters sprach Anne-Mariele das Tischgebet und man gelangte endlich zur Suppe.

Zwischen dem Herrn Pfarrer und der Frau entspann sich alsbald ein heiterer Streit über die Länge der Predigt, welche der thätigen Frau immer zu lange dauerte, und Kurt Willem, der in seiner langsamen, feierlichen Art die Suppe hinunter aß, ließ sich vom Schulmeister erzählen, was für ein prächtiges, kluges Geschöpf die Lisbeth von Kindesbeinen an gewesen. Die Unterhaltung wurde bald eine allgemeine; vom guten Tischwein angeheitert, erzählte der Schulmeister eine Episode aus der Schulstube um die andere und der Herr Pfarrer lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück und sprach von seinem Dörflein, von dem Glücke, daß seine Kirche einen neuen Kirchthurm bekommen, der dem Himmel ganz besonders von wegen seiner Sauberkeit in die Augen fallen müßte, so daß, wenn er seine Gnaden spende, das Dörflein nicht vergessen werden könne. Und der Schulmeister nickte und meinte lächelnd, „ihnen über dem Berge fehle es auch nicht an Gnaden, denn die Schulstube sei gesteckte voll Kinder und die Frucht auf den Feldern stehe so schön, als wie nie."

„Ja", sagte die Frau, „es ist eine Freud' wie allens gedeiht! und wenn auch die Mühl' nit g'rad mit einem weißen Kirchthurme dem lieben Gott in die Augen fallt, denkt halt er doch auch an mein Plätzli und ich mein' halt, ich bring' mein Korn so schön heim, als der Herr Pfarrer seines."

„Frau Müllerin! Frau Müllerin!" meinte der geistliche Herr, alles Gute was Gott wachsen laßt, genieß' ich schon Jahr und Tag bei Euch, aber s' letzte Wort, das hat mir die Frau noch nie gegönnt."

„Nun, wenns Euch Spaß macht, kanns der Herr Pfarrer ja heut' emal haben", lachte die Frau.

Kurt Willem vergaß nach und nach darüber nachzudenken, wie merkwürdig er sich wohl unter dem Bauernvolke ausnehmen mochte.

Er fand Gefallen an des Schulmeisters frohen sinnigen Gedanken, an der vernünftigen Derbheit der Frau und an des Pfarrers gutmüthiger Heiterkeit. Dabei schweiften seine Augen ab und zu nach der geschäftigen Lisbeth hin, welche mit dem Weinkruge kam und ging, die Gäste artig bediente, für die Kinder sorgte und doch Augen und Ohr immer bei der Unterhaltung hatte.

„Wie wundere ich mich", sagte Kurt Willem, „bei Ihnen allen eine Zufriedenheit zu entdecken, die ich in der Stadt so selten gefunden."

„Glaub's schon, Herrle", meinte die Frau, „wir schaffen halt und wenn wir feiern, ruhen wir von der Arbeit, und deß freut sich jedes. In der Stadt aber soll's Leut' geben, die feiern die ganze Woch', worüber soll'n die sich dann noch freuen?"

Kurt Willem fragte die Frau, ob sie nie in der Stadt gewesen?

„Nein", sagte sie, „bin nie über den Wald gekommen."

Der Schulmeister blickte bescheiden auf: „Ich habe", sagte er, „einmal eine Reis' gemacht von beinahe acht Tagen, kurz nachdem ich mein Examen bestanden. Da hat mir der Vater einen Thaler in die Hand gedrückt und gesagt: „nun geh in Gott's Namen in die weite Welt, bevor Dich Dein Amt ans Haus bindet."

Wichtig sagte der Pfarrer: „Denke noch gern der Zeit, wo ich kurz nach der Einsegnung bis ins Tiefenbacher Kloster wanderte. War ein schöner Weg und dort gab's prächtige Forellen und 'nen dunkelrothen Wein."

Lisbeth, dem Schulmeister das Glas frisch füllend, fragte, ihn freundlich anblickend: „Und wo seid Ihr denn gewesen in den acht Tagen? erzählt uns doch?"

Bescheiden fuhr dieser fort: „In unserm Schwarzwald bin ich gewandert von einem Dörfle zum andern und in der Nacht hab' ich immer ein stilles Plätzle zum ruhen gefunden.

An einem schönen Morgen aber, bin ich in einen großen, saubern Ort gekommen, noch mit einem ganzen Gulden Geld in der Tasche. Da stand gleich im Anfang ein Wirthshäusel im Schatten eines schönen Lindenbaumes, und wie ich müd' und hungrig war, setze ich mich gleich auf's Bänkle und mache mir's bequem. Ein Jüngferle kommt und fragt, was ich wünsch? „Ei", sag' ich, „was Ihr habt, denn ich hab' großen Hunger." Da bekomm ich denn Schinken und Eier und Kuchen und Wein und eß nach Herzenslust. Alles, was da ist. Und wie das Jüngferle kommt, da frag' ich so recht übermüthig: „Nun, und was soll's kosten, Schatz?" „Grad einen Gulden!" giebt's zur Antwort. Da mag ich denn ein recht jämmerlich Gesicht geschnitten haben, denn das Jüngferle dreht sich um und um und lacht sich halb todt. Das wurmte mich und ich werf' den Gulden auf den Tisch und sagt:

„Da ist die Zech!" nahm Hut und Ränzle und will fort. Aber s' Jüngferle hält mich am Rock fest und sagt: „Wart Er doch!" und wie ich mich umseh', stehts da, die beiden Arme in die Seiten gestemmt und schaut mich an, gar trotzig.

„Potz Tausend", sagt's, „was ist denn das für ein fürnehm Herrle, das zuerst essen will, was man hätt' und nachher beim kleinste Wörtle so empfindlich davon lauft? Er isch wohl ein verkleid't's Prinzle, gellet?"

„Nein", sag' ich, „das nit, aber ein Schulmeister."

„So!" macht's, „nu, das hab' ich freilich nit g'wußt, daß es die so dick haben, hab' alleweil g'meint, s' wären arme Teufel."

Da faß ich mir ein Herz und schau dem netten Jüngferle in die Augen und sag: „S'ist auch all' mein Geld gewesen, Jüngferle, ich weiß nit, wie ich wieder heim komm'!"

Da guckt's mich freundlich an und sagt: „Warum hat Er denn so fürnehm thun?"

„S'ist mein Fehler, schau, daß ich nit weiter denk'; die Mutter sagt, ich thät meinen Rock vom Leib schenken und wär' im Stand, mir einen neuen zu kaufen, ohne einen Groschen Geld."

„Ist die Mutter immer bei Ihm?" fragt's.

„Jetzt nimmer, wenn ich meine Stell' antret!"

„Ja, wer sorgt denn dann dafür, daß Er keine Dummheiten macht?"

„Halt mein Fraule!" sag' ich, und wie die Sonn' so auf's Jüngferle scheint, daß die blonden Härle wie Gold glänzen und's halt so sauber und lieblich vor mir steht, da weiß ich selbst nicht, was mich ankommt, aber ich nehm' andächtig s' Hütle vom Kopf und sag': „wenn's Gott's Wille ist, könnten wir's ja zusammen versuchen."

Und s' Jüngferle wird blutroth und lehnt sich vor Schreck an den Lindenbaum und guckt nur so unten vor und sagt: „Jo, seinen blauen Augen zu lieb', könnt' ich schon!"

Der Schulmeister schwieg; er hatte, während der Erzählung seine große Pfeife angesteckt und dampfte nun leise vor sich hinlächelnd, ein paar Wolken in die Luft. „S'ist nicht lang gegangen", sagte er, „hab' ich mir Lindenwirths Anne-Mariele geholt und nun geht's in's zwölfte Jahr, daß wir verheiratet sind."

„Lisbeth, welche das kleinste Mädchen auf den Schoß genommen hatte, fuhr nun mit der flachen Hand über die Augen und sagte innig: „Schauet, Herr Schulmeister, so ein nett's Geschichtle hab' ich mein' Lebtag noch nit gehört!"

Gemüthlich lächelnd wiegte der Herr Pfarrer das Haupt, nahm das gefüllte Weinglas zur Hand und rief: „Es lebe Euer Weib, Schulmeister und der neugeborne Sohn!"

Freudig leerten sie alle die Gläser. Kurt Willem blies langsam Wölkchen aus seiner Cigarrette; er gab sich Mühe, auf seinem Gesichte keinen Antheil an der dummen Geschichte des Schulmeisters merken zu lassen. Geringschätzend lächelnd blickte er auf das Bärbele nieder, welches mit den Aermchen über seinen Knieen lag und sich über das rauchige Papierle wunderte.

Und so war es Abend geworden und der Schulmeister mahnte zum Aufbruch; er reichte Kurt Willem herzlich die Hand und lud ihn zum Besuche ein. Und das Bärbele bat dringend: „Gelt, Du kommst! ich zeig' Dir auch s' klein' Brüderle."

Die Frau hatte einen Korb Kuchen und Wein gepackt und dem Anne-Mariele denselben mit einem Gruß an die Mutter übergeben. So zog die kleine Schar, in fröhlicher Stimmung nach Hause. Lisbeth und Kurt Willem hatten sie bis an die Gartenthüre begleitet und blieben dort stehen, ihnen nachzusehen:

„Lisbeth", sagte Kurt Willem leise, „nun sind wir endlich allein!" und er ergriff ihre beiden Hände.

„Laßt's gut sein", sagte sie ernst und befreite sich, „eine Hand geb' ich Euch auch vor der Frau, deswegen brauchen wir nit allein z'sein."

Und sie ging zu den andern in den Hof zurück. Auch der Herr Pfarrer nahm nun Abschied und Peter fuhr mit dem Bernerwägelchen vor und brachte den geistlichen Herrn nach Hause. Die Frau und Lisbeth hatten alle Hände voll zu thun und Kurt Willem saß bis tief in die Nacht unter dem Apfelbaume und wunderte sich über die Maßen, wie er von Lisbeth abgewiesen worden war. Mißmuthig zankte er über das Mädchen, aber er mochte es anstellen, wie er wollte, seine Achtung konnte er ihr doch nicht versagen. So beschloß er endlich zu Bett zu gehen, wo ihn Lisbeths anmuthiges Bild die ganze Nacht im Schlafe umgaukelte.

Kurt Willem kam von seinem Morgenspaziergange aus dem Walde zurück und traf Lisbeth im Hofe, wie sie eben die Thiere fütterte. Sie sah ihn kommen und schaute ihm lächelnd entgegen, das Gesicht mit der Hand beschattend, das hellblonde Haar glänzte in der Sonne wie tausend Goldfäden. So reizend war das Mädchen Kurt Willem noch nie erschienen, und mit verdoppelten Schritten ging er der lieblichen Erscheinung entgegen.

„So", rief Lisbeth und ließ die Hand sinken, „nun bin ich froh, daß ich Euch doch auch mal hab' laufen sehen, wie ein ordentlich Menschenkind. Sonst kommt Ihr immer daher, wie ein uralt' Herrle und man kann's Euch erst im Gesicht ansehen, daß es noch nit so weit mit Euch ist. Seid nit bös, aber s' muß kurios sein in der Stadt, wenn die Leut' so lahm daher kommen!"

Und Lisbeth lachte hell auf und ging an den Brunnen, wo sie Wäsche einseifte. Kurt Willem folgte ihr und stützte sich auf die Brunnenröhre.

„Ich lasse mir alles von Dir gefallen", sagte er, „Du darfst mich sogar auslachen, Lisbeth."

„Da frag' ich nit lang'." meinte sie.

„Aber gut bist Du mir doch, nicht wahr, wenn ich Dir auch ein bißchen absonderlich vorkomme; mißfallen werde ich Dir doch nicht?"

„Und was kann dem Herrle dran liegen, ob er einem armen Bauernmädel g'fallt oder nit?"

„Viel liegt mir daran, mein liebes Kind, ich bin ja überhaupt nur Deinetwegen da!"

Lisbeth hielt in der Arbeit inne und sah ihn groß an. Da kam Peter und machte sich was in der Nähe zu schaffen.

„Der dumme Kerl!" knirschte Kurt Willem.

Lisbeth schüttelte den Kopf und sagte mit gedämpfter Stimme: „Der Peter ist ein ehrlich Gemüth und die Frau sagte, ich hätt's einmal gut bei ihm."

„Was!" rief Kurt Willem, „Du wirst doch nicht den Peter heiraten wollen, diesen dummen, ungehobelten Menschen, dem man die Einfalt zehn Meilen weit ansieht!"

„Herr", unterbrach ihn Lisbeth, „ich bin auch einfältig!"

„Du! mein Kind, Du bist das bildsamste Geschöpf unter der Sonne; wenige Monate brauchte es nur, aus Dir ein Wesen zu machen, das alle Damen der Residenz verdunkelte."

Lisbeth hatte, während er sprach, die ausgerungene Wäsche in einen Eimer gepackt und schwang denselben nun kräftig auf den Kopf. Im Begriffe wegzugehen, sah sie sich noch einmal nach ihm um und sagte, so daß er die schelmischen Grübchen in ihren Wangen sehen konnte: „Nein, Herr, das zu glauben, so dumm bin ich nit."

Und Peter schritt mit seiner Axt unnöthig noch am Brunnen vorbei und auf seinem breiten Gesicht glänzte eine große Schadenfreude.

„Nein, Herrle", sagte er, an der Stallthüre, als ihn Kurt Willem nicht mehr hören konnte, „so dumm sind wir nit!"

In der Nacht aber fand Lisbeth zum ersten Male ihre gewöhnliche Ruhe nicht. Sie öffnete das kleine Dachfenster, legte den Kopf auf die Arme und sah hinauf zum Sternenhimmel.

„Ich mein' halt", sagt sie halblaut vor sich hin, „dem lieben Gott kann's gleich sein, ob man gebildt' ist oder nit, wenn man nur sein' Pflicht und Schuldigkeit thut. Denn", meinte sie nachdenklich, „wenn ihm die gebildeten Leut' lieber wären als wir, so wär' ja uns' Herrgott ungerecht gegen uns Bauersleut' und das kann doch nit sein."

Damit legte sie sich zu Bette ohne ein Licht anzustecken, denn der Mond beleuchtete ihre kleine Stube genugsam: Andächtig bekreuzte sich Lisbeth und verrichtete ihr Nachtgebet. Aber ihre Gedanken schweiften ab, die gefalteten Hände fielen auf die Bettdecke und mit einem tiefen Seufzer sagte sie: „S'ist wahr, der Peter ist fürchtig dumm!"

Und so verging die Zeit und es war immer ein Tag wie der andere. Kurt Willem wurde merkwürdiger Weise nicht müde von seinem Giebelfensterchen herab in den Hof zu blicken, in welchem doch eigentlich weiter nichts zu sehen war, als das Federvieh, welches traulich um die kleine, nun beinahe ganz eingetrocknete Pfütze saß und die Frau, die gewöhnlich ganz unverhofft unter die müßigen Knechte fuhr und sie tüchtig herunterkanzelte. Ab und zu kam Lisbeth in dem gleichen abgewaschenen Kattunröckchen, holte Wasser vom Brunnen und that dies und jenes in der alten muntern Laune. Aber eines hatte Kurt Willem bemerkt: manchmal hörte sie mitten in ihrem frohen Treiben auf, um seufzend nach dem Peter unter der Stallthüre zu blicken. Und dann konnte es fast eine ganze Weile dauern, bis ihre Gedanken wieder zu ihren Geschäften zurückkehrten. Und Kurt Willem an seinem Giebelfensterchen machte sich darüber seine Gedanken: „Aha! nun stellt sie Vergleiche an, zwischen mir und dem langen, dummen, einfältigen grobknochigen Peter!" Und der junge Mann lächelte befriedigt. Als er sie gegen Abend mit zwei Körben in der Gartenthüre verschwinden sah, eilte er die Treppe hinunter, ihr nach und fand sie auf dem Boden knieend, wie sie Rüben und Kohl aus der Erde grub und in die Körbe sammelte. Er trat leise näher und umfaßte ihren blonden Kopf mit seinen beiden Händen. Erschrocken fuhr Lisbeth auf, griff nach ihren Flechten, die ihr bei der hastigen Bewegung in den Nacken gesunken waren und sah Kurt Willem mit einem halb ärgerlichen, halb ängstlichen Blicke an. Der junge Mann faßte ihre beiden Hände mit festem Griffe:

„Lisbeth", sagte er und versuchte in ihr abgewandtes Gesicht zu blicken, „Lisbeth, Du sprödes, böses Mädchen, bin ich Dir denn so unangenehm, daß Du mir nicht die kleinste Freundlichkeit gönnst? fast muß ich es glauben! Solltest Du denn nicht das liebe, nette Sprichwort kennen: „Einen Kuß in Ehren kann niemand wehren."

Lisbeth hatte eine ihrer Hände freigemacht und sagte, verlegen mit dem Schurzband spielend:

„Nein, das kenn ich nit, aber die Frau hat mir immer g'sagt, daß ein rechtschaffen Mädel seim Bräut'gam den ersten Kuß giebt."

„Ach was, die Frau", erwiederte Kurt Willem, „laß sie sagen was sie will, was geht das uns an!"

Da hatte er nun nicht das Richtige getroffen, denn mit einem Rucke machte sich Lisbeth frei und stand nun groß vor ihm.

„Möcht' wissen", sagte sie, „wer mich auf der ganzen weiten Welt mehr anging', als die Frau! Sie hat mich erzogen und mich gelehrt,

was gut und recht ist, und daß ich jetzt nit im Recht bin, das merk' ich wohl an meim' Herzklopfen und drum trau' ich Eurem G'sprüchle nit."

Im höchsten Grade ungeduldig wollte Kurt Willem mehr in das Mädchen dringen, als sie, ihn kräftig bei Seite schiebend, an die Gartenthüre ging und dem Peter rief. Der erschien sogleich mit fragendem Gesichte und Lisbeth sagte bittend:

„Du thätst mir ein Gefallen, Peter, wenn Du mir helfen wollt'st, sonst werd' ich bis Abend nit fertig."

Bereitwillig machte sich Peter an die Arbeit und die beiden schafften nun tüchtig darauf los, ohne daß weiter ein Wort gesprochen wurde.

Aergerlich trat Kurt Willem hinaus in den Hof. Als er spät abends unter dem Apfelbaume saß, schritt Lisbeth ohne ihn zu sehen, an ihm vorüber nach dem Brunnen, tauchte die Arme ins Wasser und kühlte die heiße Stirne.

„Gott sei Dank", sagte sie, sich müde auf den Brunnentrog niedersetzend, „die Arbeit wär' gethan für heut'. Schau, Peter, den Himmel voll glanzige Sternle! ich denk' halt, wenn einer ein gut's G'wissen hat, dann sehen die Engel im Himmel sein Herz glänzen, als wie so ein Sternle. Gut Nacht auch!"

Und Peter unter der Stallthüre und Kurt Willem unter dem Apfelbaume blickten beide hinauf zu den Sternen. Des jungen Mannes Gewissen aber fing wieder an, sich leise zu regen und er ging diese Nacht mit dem Gedanken zur Ruhe: „Weiß Gott, wenn mir die Kleine nicht schon so lieb geworden, ich wär' im Stande, noch heute abzureisen.

Als Kurt Willem am andern Morgen in den Hof trat, wich ihm Lisbeth aus und blieb den Tag über zurückhaltend und fremd. Kurt Willem lächelte und beobachtete sie im Stillen und benahm sich dabei so bescheiden, daß sich binnen kurzer Zeit Lisbeths alte Unbefangenheit Bahn brach.

„Grüß Gott!" sagte sie eines Morgens, als Kurt Willem eben zum Frühstück kam. „Wenn Ihr fertig seid, da wär' mir's schon recht, wenn Ihr mit mir über'n Berg zu Schulmeisters ginget. Ich will der kranken Frau ein paar Hähnle bringen, sie kann sich gar nit wieder erholen."

Freudig sagte der junge Mann zu. Unterwegs sagte sie: „Ich freu' mich jeden Morgen auf die G'schichten, die Ihr so schön zu erzählen wüßt und oft hab' ich denkt: nein, wie traurig wird's sein, wenn Ihr wieder geht!"

Angenehm überrascht sagte der junge Mann: „Mein liebes Mädchen, es hängt ja nur von Dir ab, daß wir uns niemals trennen."

„B'hüt's Herr! Ihr könnt doch nit s' ganze Jahr auf der Mühl' bleiben!"

„Nein, aber Du kommst mit mir in die Stadt; ich bringe Dich meiner Mutter, sie wird Dich liebgewinnen."

Da lächelte Lisbeth: „Ihr seid zwar gar g'scheidt", sagte sie, „und habt viel g'lernt, aber eins weiß ich jetzt doch besser! was Euer Mutter für ein G'sicht machen thät, wenn ihr so ein Bauernmädel in's Haus käm. Denn Vieh haben's keines in der Stadt und Felder auch

nit und fürnehmer kochen sie auch als bei uns, also was sollt' ich da machen?"

„Lisbeth", sagte Kurt Willem erregt, „ich bitte Dich, verstehe mich doch endlich einmal! Ich liebe Dich ja und kann nicht fort von hier ohne Dich!"

Auch das Mädchen athmete hastig auf. „Herr", sagte sie und blieb stehen und legte die Hand auf's Herz, „Ihr habt mich arg erschreckt!"

Kurt Willem sah mit Entzücken ihre Verwirrung. „Nicht wahr", rief er, „auch Du bist mir gut?"

Da wurde sie bleich und setzte den Korb auf die Erde, denn sie waren oben auf dem Berge angekommen.

„Kommst Du mit mir?" fragte der junge Mann dringend. Sie schüttelte den Kopf:

„Ich geh' nit von daheim fort!" sagte sie fest.

„Du mußt!" rief Kurt Willem, „mache mich nicht unglücklich, komm' mit in die Stadt, Lisbeth!" Als das junge Mädchen noch immer unerbittlich den Kopf schüttelte, hoffte Kurt Willem sie dadurch zu bestimmen, daß er ausrief: „Auch nicht als mein Weib, Lisbeth?"

„Ich dank' für die Ehr'", sagte das junge Mädchen innig, „aber seht Ihr's denn nit ein, daß wir zwei unser Lebtag nit z'sammenpassen?"

Als Kurt Willem sprechen wollte, streckte sie ihm abwehrend die Hand entgegen.

„Laßt mich reden, Herr", sagte sie, „und seid nit bös, wenn ich Euch sag', was ich denk': Schaut, g'freut hab' ich mich jeden Morgen auf Euch und 's war ein ander' Leben auf der Mühl', seit Ihr da seid, gar ein schönes, wie noch nie, und wenn Ihr geht, thut mir's fürchtig leid. Aber da ist was, zwischen Euch und mir, das ich selber nit versteh, halt so ein recht Vertrauen, wie's bei Mann und Frau sein muß, könnt' ich nie zu Euch fass'n. Ihr seid halt gebild't und ich nit."

Und sie kam auf ihn zu, ergriff seine Hand und die Thränen liefen ihr über die Wangen.

„Vergessen thu' ich Euch nie", sagte sie, „und den Peter, Herrle, den nehm' ich nit!"

Damit nahm sie den Korb auf und ging mit raschen Schritten an ihm vorbei, den Berg hinab. Kurt Willem blieb zurück und sah ihr mit gemischten Gefühlen nach; hatte doch das Bauernkind seine Hand zurückgewiesen. Halb erleichtert und doch bis in's Innerste verletzt, ging der junge Mann langsam zurück in die Mühle.

„Frau Müllerin", sagte er, unten angekommen, „ich möchte abreisen; Peter mag mir meine Sachen packen und bis zum Dorfe bringen. Haben Sie die Güte und machen Sie mir meine Rechnung."

Die Frau brachte einen Bogen Papier, auf dem eine kleine Summe stand. Kurt Willem wollte das Doppelte bezahlen, aber die Frau erinnerte ihn daran, daß die Mühle kein Wirthshaus sei und reichte ihm die Hand zum Abschied.

„Leben's wohl, Herrle", sagt sie, „ich muß auf's Feld, das Essen hinausbringen und dann bleib' ich gleich draußen, und seh zu, wie sie das Heu 'reinschaffen, sonst halten sie mir an jedem Wirthshäusel, wenn sie durchs Dorf fahren. Man hat sein Kreuz mit den Leut'! Bleibt Ihr

über Mittag, kann die Bine Euch was herrichten, wenn die Lisbeth noch nit wieder da ist."

Kurt Willem sagte: „Es hat mir sehr gut bei Ihnen gefallen, Frau Müllerin."

„Das freut mich", erwiederte diese und sah den jungen Mann mit ihren klugen Augen durchdringend an, „mag's Euch wohl bekommen!"

Als Kurt Willem allein war, setzte er sich zum letzten Male unter den Apfelbaum, horchte auf das Rauschen des Mühlrades, das ihm lieb geworden und sah sich den ganzen friedlichen Raum noch einmal an, als wolle er sich denselben fest in das Gedächtniß einprägen. Peter erschien fix und fertig unter der Hausthüre, des Herrn Gepäck bereit stellend und konnte kaum den Eifer verbergen, mit dem er zu Werke ging. Aber Kurt Willem steckte eine Cigarrette an und sagte nur so oben hin: „Ich werde noch über Mittag bleiben!"

Brummig hängte Peter seine Jacke an den Nagel und ging in den Stall zurück.

Kurt Willem blies leichte Wölkchen in die Luft und dabei dachte er: „Ich muß sie noch einmal sehen, bevor ich gehe, ich glaube wahrhaftig sie ist mir lieber, als je ein Mädchen mir war, und daß mir die Kleine gut ist, das unterliegt keinem Zweifel . . ."

Und der junge Mann drohte mit dem Finger, als stünde der Gegenstand seiner Gedanken vor ihm und sagte scherzend: „Warte, Du holdes Geschöpf, wenn Du erst empfunden hast, was Trennung ist, wirst Du schon anders werden und dann komme ich wieder!" Und er lächelte und malte sich den zärtlichsten Empfang aus.

Aber der Mittag verging und keine Lisbeth erschien. Kurt Willem sah auf seine Uhr; er mußte gehen, wenn er den nächsten Zug nicht versäumen wollte. Er rief Peter, der bald, den Koffer auf der Schulter, mit Riesenschritten im Waldwege verschwand. Langsam erhob sich der junge Mann, die Augen immer nach der Gartenthüre gerichtet, aus der Lisbeth treten mußte. Aber sie kam nicht. Ein blühendes Reis vom nächsten Strauche reißend, trat Kurt Willem endlich mit zögernden Schritten zum Hofe hinaus in den Wald.

Der Abend neigte sich über den kleinen Hof, als Peter zurückkam; die Hühner und Enten hatten sich in ihren Stall zurückgezogen; noch waren die Leute vom Felde nicht heimgekommen, aber Lisbeth stand am Brunnen, hatte die Hand auf die Röhre gelegt und sah ihm entgegen. Peter ging auf sie zu.

„Noch ein Gruß vom Herrle", sagte er.

„So ist er fort", stammelte das Mädchen, setzte sich auf den Brunnentrog nieder, barg das Gesicht in die Schürze und weinte.

Peter setzte sich zu ihr; er sagte kein Wort und ballte nur grimmig die Hände. Nach einer Weile hob Lisbeth ihr thränendes Antlitz aus der Schürze.

„Peter", sagte sie, „daß s' Herrle fort ist, das ist's nit, warum ich so bitterlich weinen muß. S'ist was anderes und ich weiß nit, ob Du mich verstehst, wenn ich Dir's sag' und ob ich's auch sagen kann, so wie ich's meine.

Schau, wir haben so hin g'lebt von morgens bis abends, sind z'sammen z'frieden g'wesen und hab'n nit weiter denkt. Da kommt's

Herrle! und was er sagt und was er thut, ist so anders, als bei unsereins, so fein und so schön, wie ich's noch nit hab' g'sehen. Da ist mir ein Licht auf'gangen, Peter, und ich hab' g'funden, daß wir halt recht g'meine Menschen sind und das ist's, was mich so traurig macht."

Der Peter aber schüttelte den Kopf, starrte vor sich hin und besann sich eine Weile; dann sagte er: „Nein, Lisbeth, Du bist nit g'mein, nur i."

Und Lisbeth brach von neuem in Thränen aus, über die Demuth Peters, dann aber trocknete sie rasch das Gesicht ab, legte die Hand auf seine Schulter und sagte entschlossen: „Lieber jetzt alles sagen, als später noch mal davon anfangen! Peter, laß ab von mir, ich wär' nix als ne' unz'friedene Frau, und das verdienst Du nit; s' giebt noch mehr Mädel im Dörfle, Du brauchst Dich nur umz'schauen."

Und Peter stand auf und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Jo, s' giebt noch mehr, aber Du — Lisbeth —"

„Ich", sagte das Mädchen, „ich mein' halt, s' wird schon noch ein anderer kommen, wenn's Gott's Wille ist."

Damit ging sie ins Haus zurück an die Arbeit. Als sie unter der Thüre verschwunden war, drehte sich Peter langsam um und ballte die Faust nach dem Walde hin: „Er ist schuld", murmelte er, „er ist allein schuld! Ich kenn' sie, die Herrle, ich kenn' sie, aber Gott steh Dir bei, wenn Du mir wieder in den Weg kommst!"

* * *

Kurt Willem war indessen in der Residenz angekommen. Er verließ den Wagen, der ihn vor sein elterliches Haus gebracht und wurde von Fritz empfangen, der eine große Freude an den Tag zu legen bestrebt war und ihm zugleich meldete, daß große Gesellschaft im Hause sei. Mit einem leisen Fluche begab sich Kurt Willem in sein Gemach, ließ sich von Fritz in Gesellschaftstoilette stecken, nahm den zusammengeklappten Cylinder unter den Arm und stieg die breite Treppe in die Gesellschaftsräume hinab. Die Mama rauschte ihm in violetter Seide entgegen und küßte ihn auf die Stirne.

„Mein Sohn", sagte sie, „Du siehst gut aus und ich bin glücklich Dich zu sehen."

Und in der That, hier im Salon war Kurt Willem so recht eigentlich an seinem Platze! Wie er so leicht und gewandt auf dem schlüpfrigen Parkettboden dahinglitt, die jungen Fräulein mit nachlässiger Grazie begrüßte, den alten Damen tiefe Diener machte und seinen Freunden gemessen zunickte, um alsdann an irgend eine Säule gelehnt, gedankenlos in's Leere zu starren, als wenn im ganzen Saale auch nicht eine Erscheinung der Mühe werth wäre, seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Kurt Willem bemerkte aber recht gut, obwohl er mit halbgeschlossenen Augen in den Kronleuchter guckte, all' die hübschen Mädchen, welche nach ihm sahen und er wußte, wie glücklich sich jede schätzte, wenn sie von ihm beachtet wurde. Deshalb, nachdem er sich noch ein Weilchen an all den sehnsüchtigen Blicken ergötzt hatte, ging er quer durch den Saal und mischte sich unter einen Kreis junger Damen.

„Meine Damen, ich habe die Ehre", sagte er, sich in der Runde verneigend, „Sie befinden sich wohl, meine Gnädigen?"

„Vortrefflich", erwiederte eine hübsche Blondine, „es gab so viele Gartenfeste die ganze Zeit, da war es auszuhalten."

„Sie haben viel versäumt, Herr von Welvenstein", sagte ein anderes Fräulein, „wo in aller Welt haben Sie gesteckt?"

„Im Schwarzwald", erwiederte Kurt Willem.

„Im Schwarzwald!" und sämmtliche junge Damen fühlten sich veranlaßt zu kichern.

„O", sagte eine schlanke Brünette, „da sind große Hotels und meist feine Gesellschaft, nicht wahr, Herr von Welvenstein, da läßt es sich schon leben?"

„Zufällig habe ich in einer Mühle logirt", erwiederte Kurt Willem, ohne jede feine Gesellschaft."

„In einer Mühle?" und die jungen Damen fühlten sich abermals veranlaßt zu kichern. „Gott, was haben Sie da getrieben?"

„Naturstudien."

„Es waren gewiß hübsche Bauernmädchen da?" meinte eine naive junge Dame.

Kurt Willem lächelte bedeutungsvoll und sagte, sich verneigend:

„Mein gnädiges Fräulein, was sind einfache Bauernmädchen im Vergleich zu einem solchen Kreuz von — —", er murmelte etwas Unfreundliches zwischen den Zähnen und zog sich mit einer Verbeugung zurück.

Mißmuthig schlenderte der junge Mann hinaus in den hellerleuchteten Garten, suchte in den hintersten Laubgängen eine einsame Bank und ließ sich darauf nieder. Er streifte die perlgrauen Glacéhandschuhe von seinen Fingern und fuhr mit der bloßen Hand über die Stirne, als wollte er damit die Gegenwart verscheuchen. Alsdann stellte Kurt Willem Vergleiche an zwischen Lisbeth und den jungen Damen, die er eben verlassen und deren kichernde Stimmen bis in seine düstere Einsamkeit drangen.

Und wie er so in die Dunkelheit starrte, sah er in seinem Geiste ganz deutlich das liebe Geschöpf in dem knappen Mieder mit dem verwaschenen Kattunfähnchen und ihre kräftige anmuthige Gestalt bewegte sich geschäftig im kleinen Hofe auf und ab, und es war ihm, als höre er dazu das Rauschen des Mühlrades wie ehedem. Als aber Kurt Willem das liebliche Bild fassen wollte, verschwand es vor seinen Blicken, Musiktöne drangen zu ihm herüber und heiteres Lachen, und durch die Bäume leuchteten buntfarbige Lichter und Gewänder. Von allen Seiten kamen weiße Gestalten herbei, die den jungen Mann lachend umringten und erbarmungslos fortzogen aus dem Reiche seiner süßen Träume in die hellerleuchtete Menschen durchwogte Gegenwart.

Und wie ihn die zarten Händchen durch die Laubgänge zogen und die jugendlichen Stimmen ihm Vorwürfe über sein Verschwinden machten, da dachte der junge Mann unwillkürlich zurück an den Morgen des vorigen Tages, wo er auf dem Bergesrücken hinter der Mühle gestanden hatte, recht demüthig niedergedrückt über den Korb, den ihm ein thöricht Bauernkind gegeben.

Erst spät in der Nacht war die Gesellschaft zu Ende; die Gäste ver-

schwanden nacheinander in den wartenden Wagen und fuhren müde, mit angenehmen, oder unangenehmen Empfindungen kämpfend, nach Hause.

Für Kurt Willem kam nun eine Zeit, die für seine Umgebung keine angenehme genannt werden konnte. Mißmuthig ließ er sich von dem Strome der Vergnügungen dahin treiben, an nichts Theil nehmend und beständig den Frieden vermissend, der im stillen Walde, im Verkehr mit einfachen Menschen, sich ihm unbewußt, ins Herz geschlichen hatte. Mit der Zeit jedoch fand der kleine Weltmann sein altes ich wieder, und der Wunsch, Lisbeth noch einmal zu sehen, der doch eigentlich im Grunde seiner Seele schlummerte, ward von allen möglichen Ereignissen und Zufällen hinausgeschoben.

Indeß entschied sich auch das bald. Kurt Willem befand sich wieder einmal in einer sehr blasirten Stimmung, er war eroberungsmüde, es wurde ihm zu leicht gemacht und als er nun gar erfuhr, daß seinetwegen nicht weniger als drei Mädchen höchst annehmbare Partien ausgeschlagen, da drang sich ihm plötzlich die Frage auf — ob Lisbeth den Peter genommen, den Peter, nachdem sie ihn geliebt! Nichts auf der Welt erschien ihm unglaublicher, der Gedanke fing an ihn zu quälen, aber nicht lang. Er reiste ab.

Zwei Sommer waren seither über die Mühle gezogen. Der Apfelbaum stand in voller Blüte und neigte sich noch tiefer als früher über die, von der Witterung etwas mitgenommene Bank, auf welcher die Frau Müllerin saß und Erbsen ausbrockelte. Die kleine Frau hatte sich nur insoweit geändert, als ihre Haare um einen Schatten grauer und ihr Gesicht um einige Runzeln vermehrt worden waren. Das Federvieh aber war meistentheils durch eine neue Generation ersetzt, die der Tradition gemäß, friedlich um die alte Pfütze saß, in deren trüben Gewässer, der blaue Frühlingshimmel jahraus, jahrein, sich anmuthig abspiegelte. Durch die Küchenfenster fielen die Sonnenstrahlen auf ein paar goldblonde Flechten und unter der Stallthüre stand unser Peter, die Hände in den Hosentaschen und rauchte. Plötzlich entfiel das glimmende Pfeifchen seinem offenen Munde, sein Gesicht verzog sich vor Staunen und seine Augen blickten nach dem Waldwege. Auch die Frau sah aufmerksam nach derselben Stelle hin und ihre geschäftigen Hände ruhten einen Augenblick auf den Erbsenhülsen.

Kurt Willem trat zwischen den Bäumen hervor; der lange, schwarze Ueberrock fast über der Taille geknüpft, machte ihn größer scheinen; der feine graue Filzhut auf die linke Seite gedrückt und die stahlgrauen Glacéhandschuhe vervollkommten das Bild, welches noch lebhaft in der Erinnerung der Bewohner der Mühle lebte. Mit raschen Schritten trat der junge Mann in den Hof; er sah nicht die Müllerin im Schatten des Apfelbaumes sitzen und nicht den Kopf Peters, der verstohlen zur Stallthüre herausguckte, er sah nur die goldblonden Flechten hinter dem Küchenfenster, auf denen die Sonnenstrahlen leuchteten, daß es ihn förmlich blendete. Lächelnd sah ihm die Frau nach, wie er die Stufen übersprang, die Hausthür aufriß.

„B'hüt's Gott! s' Herrle!" rief eine helle Stimme und Kurt Willem

stand verdutzt vor einem jungen Geschöpf mit hellblonden Zöpfen, das ihn kannte, dessen Gesicht ihm ebenfalls bekannt erschien und das doch nicht die geringste Aehnlichkeit mit seiner Lisbeth hatte.

„He", sagte das junge Mädchen, nun ebenfalls erstaunt über die Art, wie Kurt Willem sie anstarrte, „am End' kennt mich s' Herrle nimmer, ich bin ja Schulmeisters Anne-Mariele!"

Eben als Kurt Willem den Mund aufthun wollte, erschien die Frau Müllerin an seiner Seite und begrüßte ihn auf ihre derbe herzliche Art. Er mußte neben ihr unter dem Apfelbaume Platz nehmen und während sie ihre Erbsen vollends ausbrockelte, brachte das Anne-Mariele ein kleines Mittagsbrot herbei. Er sah zerstreut zu, wie sie bedächtig das roth und weiß karrirte Tuch ausbreitete, ohne Anmuth die Teller aufstellte und mit ernstem Gesichtchen davonging.

Wie anders hatte ihn Lisbeth unter eben diesem Baume bedient! wie flog das Tuch rasch über den Tisch, wie anmuthig und freundlich wußte sie dabei zu plaudern, das einfache Mahl mit ihren herzigen Gedanken würzend!

Während der junge Mann mit Messer und Gabel spielte, erzählte die Frau alles Mögliche, was seither auf der Mühl passirt war, daß der Xaver, der faule Bub', nun schon über ein Jahr bei den Soldaten diene und sie nun zu ihren übrigen Geschäften auch noch Socken stricken müsse, weil der Xaver keine Mutter habe, die es thun könne und daß sie fürchte, daß es dies Jahr keine so gute Ernte gebe, wie die vorigen, von wegen des häufigen Hagelwetters.

Und Kurt Willem hörte aufmerksam zu und nickte freundlich mit dem Kopfe und hatte beständig Lisbeths Namen auf der Zunge, konnte ihn aber nicht über die Lippen bringen, weil ihm die scharfen, grauen Augen der Frau Müllerin so recht eigentlich bis in den Herzensgrund zu blicken schienen. Endlich nachdem das Anne-Mariele die Teller vom Tisch geräumt, meinte Kurt Willem in gleichgiltigem Tone, als ob es ihm nur so eben einfiel: „Und wie geht es der Lisbeth, liebe Frau Müllerin?"

„Gut!" erwiederte die Frau, „wenn es dem Herrle g'fällig ist, können wir sie gleich aufsuchen."

Kurt Willem war sofort bereit und folgte der Frau zur Gartenthüre hinaus, wo sie den Weg über den Berg einschlug.

„Aha", dachte Kurt Willem, sie ist bei Schulmeisters!" und er athmete erleichtert auf, denn einen Augenblick war ihm der Gedanke gekommen, das arme Geschöpf könnte am Ende gestorben sein vor Herzensgram, und draußen auf dem kleinen Kirchhofe liegen.

„Bei uns hat sich manches verändert", plauderte die Müllerin unterwegs, während ihr kluges Auge über die Felder streifte. „Unser guter Herr Pfarrer ist g'storben, Gott hab' ihn selig! und seither ist's Sonntags recht einsam auf der Mühle. Denn der neue Herr Pfarrer, Gott soll mich bewahren! den lad' ich mein' Lebtag nimmer zum Essen ein! Hat Euch ein Gesicht, daß sich die Kinder im Dorfe vor ihm fürchten! Es erbaut mich nit, wenn ein Mensch mit seinen beiden Fäust' auf die Kanzel schlagt und einem unser Herrgott als nen' Wärwolf hinstellt; ich kenn ihn besser. Aber da wären wir an Schulmeisters Gartenthür; geht nur auf das weiße Häusle, das durch die Bäum'

schaut, zu, da werdet Ihr sie wohl all' beisammen vor der Thür finden, ich muß nur schnell Schulmeister sein Frucht angucken, ich glaub', weiß Gott, s' steht schöner als mein' eigen.

Kurt Willem ging langsam den kleinen Weg, der zum Häuschen führte. Von den Gesträuchen bedeckt, blieb er stehen und besah sich das liebliche Bild, das sich auf dem freien Platze vor dem Hause seinen Blicken darbot. Da saß der freundliche Schulmeister an einem kleinen Tische hinter einem Pack Schreibhefte und ein kleines Mädchen blickte neugierig über seine Schulter. Als Kurt Willem immer noch ungesehen näher kam, ging die Hausthür auf und Lisbeth trat heraus mit einem kleinen Knaben auf dem Arme. Sie ging auf den Schulmeister zu, legte den freien Arm um seinen Hals und setzte den Knaben auf seine Knieen; dann schmeichelte sie ihm lachend die Schreibhefte ab und wie sie dieselbe dem Bärbele zum Wegtragen übergab, fiel ihr Blick auf Kurt Willem, der wie aus den Wolken gefallen, mitten in dem freien Platz stehen geblieben war. Im ersten Augenblick fuhr sich Lisbeth über die Augen als glaubte sie zu träumen, dann aber von seiner Gegenwart überzeugt, ging sie dem jungen Manne freudig entgegen und reichte ihm die Hand mit einem herzlichen: „Grüß Gott, Herrle!"

Der Schulmeister hatte sein Bübchen rasch auf die Erde gesetzt und streckte Kurt Willem beide Hände entgegen. Das Mädchen hatte einstweilen jubelnd die Pathin herbeigebracht und der freundliche Schulmeister nöthigte beide Platz zu nehmen, schob Kurt Willem seinen eigenen behaglichen Rohrstuhl hin, lief lächelnd davon und kam mit einer Flasche alten Weines im Arme zurück, das Käppchen nach hinten geschoben, die blauen Augen strahlend in herzlicher Freude. Lisbeth holte frische Rettige im Garten, die sie im Brunnenwasser reinigte, brachte Butter und Brot und strich Kurt Willem eine so mächtige Schnitte, daß er trotz der unangenehmen Täuschung, die er erfahren, beinahe lachen mußte. Lisbeth saß neben ihrem Gatten; sie hatte die Arme um seinen Stuhl gelegt und der Schulmeister lächelte auf sein junges Weib herab, während er die Rettige mit geschickter Hand zuschnitt.

„Ja, ja, sagte er, zu dem jungen Mann, „wen Gott lieb hat, dem giebt er ein braves Weib."

„Und", erwiederte die Müllerin, „unserm Schulmeister hat er gar zwei 'geben!"

Da legte der Schulmeister die Rettige weg, nahm das Käppchen vom Haupte und sagte andächtig: „Gott hab' sie selig, die Mutter meiner Kinder!" und setzte sein Käppchen wieder auf und gab seinem jungen Weibe nebenan einen herzlichen Kuß.

Das Bärbele brachte nun den kleinen Bruder herbei, stellte ihn Kurt Willem zwischen die Beine und die ganze Familie lauschte gespannt auf die Kunststücke des kleinen Mannes, der in undeutlichen Worten erklärte, wie groß er sei und pantomimisch zeigte, daß er Vater und Mutter im Herzchen lieb habe. Kurt Willem sah zerstreut auf das Kind herab und lächelte krampfhaft, obwohl er kein Wort von alledem verstand und weiter nichts sah, als Lisbeths liebes Gesicht und des Schulmeisters glückliche Augen. Nach der Müllerin, die am andern Ende des Tisches saß, wagte er gar nicht zu blicken.

„Wie gut", sagte der Schulmeister, „daß heute Mittag frei ist, sonst

müßt' ich in der Schulstub' sitzen und mich über die bösen Buben ärgern anstatt mit 'nem lieben Gast im Garten ein paar Gläsle vom Besten zu trinken. Er kommt", fuhr der Schulmeister fort, „aus dem Keller der Pathin, wie alles Gute, was ich hab', von dort kommt." Und der Schulmeister lächelte seinem Weibchen zu und sagte: „Was meinst, trinken wir noch eine?"

Aber Kurt Willem erhob sich. „Lassen Sie es gut sein, lieber Schulmeister, für mich ist es Zeit aufzubrechen, wenn ich den Zug nicht versäumen will."

Und nachdem er sich für die freundliche Aufnahme bestens bedankt, gab ihm die ganze Familie das Geleite bis zur Gartenthür, wo das Abschiednehmen von neuem los ging, bis endlich Lisbeth das Thürchen öffnete und den kleinen Knaben auf den Arm nehmend, mit Kurt Willem hinausschritt.

Und so gingen die beiden schweigend miteinander den Berg hinan. Von Zeit zu Zeit warf der junge Mann einen Blick auf das liebe Geschöpf an seiner Seite und er mußte sich sagen, daß sie sich zu ihrem Vortheil verändert. Eine gewisse Ruhe und Würde war über ihr Wesen ausgebreitet. Ihre rasche Art zu plaudern und zu lachen war gemildert und als sie endlich das Schweigen brechend, in ihrer einfachen Weise von ihren Sorgen und Freuden erzählte, hätte er ihr ewig zuhören mögen.

„So sind Sie also glücklich?" fragte er mit einem stillen Seufzer.

„Ja, wir sind's all' mit z'sammen!" sagte Lisbeth mit einem frohen Lächeln. Als sie auf dem Berge angekommen waren, ließ sie den Knaben von ihrem Arme herunter und reichte Kurt Willem die Hand zum Lebewohl. Der junge Mann bat sie, noch bis zur Mühle mit ihm zu gehen, aber Lisbeth schüttelte den Kopf und deutete auf das Kind, das zu ihren Füßen spielte. „Der kleine Bub' da", sagte sie, „muß bei Zeit zu Bett und es möcht' spät werden, bis ich heim komm'!"

Da überkam den jungen Mann eine große Wehmuth und er sagte traurig:

„Lisbeth, Du hast mich ganz vergessen.

„Nein", sagte das junge Weib, „ich hab' Euch nit vergessen, denn ich dank' Euch ja mein ganzes Glück!"

Als Kurt Willem sie voll Staunen ansah, nickte ihm Lisbeth herzlich zu und sprach:

„Schauet, wenn Ihr nit auf die Mühl kommen wärt, hätt' ich halt den Peter g'nommen und nit weiter denkt. Wie ich aber Euch hab' kennen g'lernt, hab' ich erst recht einen Begriff kriegt von Bildung und so einer feinen Art und was roh und g'wöhnlich war, ist mir zuwider worden. Wie ich das einmal gewußt hab' und mit mir im Reinen war, da hat mir der Peter halt nimmer g'fallen und ich hab's unserm Herrgott anheim g'stellt, was aus mir werden soll. Da ist an einem schönen Sonntag der Schulmeister kommen und hat mich g'fragt, ob ich sein Weib werden will und seinen Kindern — 'ne Mutter. Seine arme Frau starb just, als Ihr vor zwei Jahren von uns ginget. Schau, Herrle, ich bin schier umg'fallen über die groß' Ehr', denn was ist das für ein Mann! Und seither lehrt er mich manches, was mir noch fehlt und wir sind

gar zufrieden mit z'sammen. Ihr aber habt zu allem den Grund g'legt und dafür dank' ich Euch von Herzen!"

Und Lisbeth bedeckte ihre Augen mit dem Zipfel ihrer Schürze und reichte Kurt Willem die Hand zum Abschied.

So trennten sie sich.

Mit langsamen Schritten ging Kurt Willem den Berg hinab, halbwegs blieb er stehen und sah sich um. Da stand Lisbeth noch an derselben Stelle und sah ihm nach. Das Kind hatte beide Aermchen um der Mutter Kniee geschlungen und ihre Hand ruhte in seinen Locken, mit der andern beschattete sie die Augen vor der untergehenden Sonne. Rings um sie her wogten die Kornfelder wie goldene Wellen. Kurt Willem zog zum letzten Abschied seinen Hut und ging.

Den jungen Mann überkam es wie eine Art Scham vor sich selbst. „Es ist alles gut geworden", sprach er vor sich hin, „und ich habe Schlimmes gewollt und sie bedankt sich noch."

Als er durch die Mühle schritt, war es ihm zu Muthe, als scheide er von der besten Stunde seines Lebens und wie er sich noch einmal in dem traulichen Hofe umsah, freute er sich, daß es so gekommen und nicht anders. So in Gedanken verloren, war er im Walde angelangt, als es plötzlich im Gebüsch raschelte und Peter vor ihm stand. Er hatte einen tüchtigen Knotenstock in der Hand und stellte sich breit vor den jungen Mann hin.

„Herrle, nun komm' i!" sagte er.

Kurt Willem sah ein bißchen befremdet auf und fragte, was er wolle?

„Abrechnung muß sein", sagte Peter, „denn Ihr seid an allem schuld."

„Bist Du verrückt?" fragte Kurt Willem.

„Danke, Herrle", erwiederte Peter, „aber s' hilft alles nichts, Abrechnung muß sein."

Und er schwang seinen Knotenstock in die Luft. Kurt Willem rührte sich nicht von der Stelle, er nahm nur seine Cigarrette aus dem Munde und sagte fest:

„Mensch, Du rührst mich nicht!"

Aber Peter schüttelte den Kopf.

„Abrechnung muß sein!" wiederholte er, „ich hab mich zwei Jahr lang all' b'sonnen, ob ich Euch in Mühlbach werfen will oder durchprügeln; aber da könnt' die Frau schelten, wenn sie Euch im Bach finden und so ist's besser, ich prügle Euch durch, das merkt sie nit. Und daß Ihr auch wüßt warum", sagte Peter und trat dicht vor Kurt Willem hin, „sie hätt' mich g'nommen, g'nommen hätt' sie mich, wenn Ihr nit g'wesen wärt!"

Da, im entscheidenden Augenblick veränderte sich die Scene. Ohne daß beide ihr Kommen bemerkt hatten, stand die Müllerin zwischen ihnen.

„So", sagte sie und stemmte beide Arme in die Seiten und sah den Peter von Kopf bis zu den Füßen an, „da find' ich ihn endlich! und was hat er mit dem Knüppel da vor, wenn man fragen darf?"

„S' Herrle wollt' ich hauen", erwiederte Peter mit einem bitterbösen Blick auf Kurt Willem, der sich an einen Baum gelehnt hatte.

Die kleine Frau sah zornig zu dem langen Peter hinauf: „Das ist's also, warum Er mir den Braunen los und ledig im Hof stehen laßt und weglauft, und das dumme Vieh rennt mir in Garten, zertritt die jungen Gemüser, frißt den Kohl und vexirt mich beinah' z' Tod, bis ich's fest krieg'."

„Ja", sagte Peter, „der Braun' ist ein g'spaßiger Kerl, aber ich hab' halt an nix mehr denkt, als daß mich's Herrle um mein Glück 'bracht hat —"

„Peter", sagte die Frau, „sei nit so dumm, er hat Dir Dein Glück nit g'nommen, das ist gut aufg'hoben beim Schulmeister."

„Aber schuld ist er, Frau."

„Schuld ist allein unser Herrgott, daß es so kommen ist und nit anders. Und das Sprichwörtl ist mal wieder wahr worden: wer andern 'ne Grube grabt, fallt selber 'nein. Manchmal gehen die, für welche die Grube 'graben ist, wie lichte Engel drüber weg, und die sie 'graben, die stehen da und haben d' Scham und d' Einsicht hinterher. Verzeiht, Herrle, aber Wahrheit muß sein! Nun nimm Deinen Knüppel, Peter, und mach' daß Du heimkommst und tröst' Dich mit dem Gedanken, daß es auch andre Leut' giebt, denen's nit immer nach Wunsch geht. Und nun adjüs Herrle!"

So gingen die drei auseinander.

Kurt Willems Cigarrette war ausgegangen und er steckte auch keine frische mehr an. Er fuhr mit dem fein beränderten Taschentuche über die feuchte Stirne und legte den übrigen Weg bis zum Dorfe, mit gesenktem Haupte und zusammengekniffenen Lippen zurück.

Die Kunst für alle.

Eine Kulturstudie. Von O. Seiffert.

Die Kunst, von der ich die verehrten Leser, zu unterhalten beabsichtige, ist die des Schreibens und Lesens. Betrachten wir das festgebannte, geflügelte Wort, die kleinen Männchen im schwarzen Frack, die es uns täglich vor Augen führen und uns als liebe, alte Bekannte umgeben und zu uns sprechen, uns an die früheste Jugend erinnern, wo wir im Kinderröckchen mit Tafel und Stift zur Schule wanderten, um ihre werthe Bekanntschaft zu machen. Wir Spätgeborenen kennen die Schrift als fertig vollendete Kunst. Die Menschheit durchlief eine Reihe von Entwickelungsstufen, ehe es ihr gelang, sich ein so einfaches Mittel zurechtzulegen, dessen wir uns täglich bedienen. Die Urahnen unserer Buchstaben, welche unsre ganze Sprache umfassen, bilden mit den eigenthümlichen Ideen der verschiedenen Völker, wie sie ihre Rede bildlich darstellten, einen merkwürdigen Kontrast von einst und jetzt. Mühsam läßt sich aus dem dichten Nebel, welche die Kunst des Schreibens umfing, kaum der Gedanke an Schrift erkennen, wenn wir uns der ersten Kulturanfänge erinnern. Alle möglichen Stufen wurden durchlaufen, ehe aus der Dämmerung das Alphabet hervorstrahlte. Durch die Schriftsprache wurde die Form der allgemeinen Rede veredelt, da, wer gut sprechen wollte, die Vorbilder nachahmte. Die Sprachen wurden reicher und schöner, ja, die Schriftsprache drängte schon vorhandene Mundarten zurück und hielt verwandte Stämme zu größerer Volkseinheit zusammen.

Blicken wir auf die Geschichte der Griechen und Deutschen, auf den Einfluß der Schriftsteller Roms, auf Dante und seine Nachfolger, welche uns dies deutlich lehrt. Die Schrift ist der Grundstein großer Gedankengebäude; ein Sprichwort der Armenier sagt: „Erst, wer lesen kann, ist ein Mensch!“

Plump und unbeholfen, schwerfällig und künstelnd waren die Anfänge der Schrift. Zuerst standen malen und schreiben verbunden als eins. Ehe die Schrift von der Malerei getrennt wurde, sanken viele Geschlechterfolgen in's Grab. Dann haben wir eine Gemäldeschrift vor uns, die durch Zeichnung von sichtbaren Gegenständen die Gedanken giebt. Dann folgt eine Wortschrift, dann tritt die Silbenschrift, zuletzt die Alphabetschrift auf, deren Zeichen Töne angeben, indem sie eine gewisse Mundstellung erfordern.

Die Schwierigkeiten des Schreibens lagen nicht allein im Verfahren des Ausdrucks der Gedanken, sondern auch im Beschreibstoff und dem dazu nöthigen Werkzeug, da solches für den Ausdruck der Züge maß-

gebend war. Gleichgiltig war die Schreibrichtung, ob der Chinese von oben nach unten, der Semite in die Quere, ein Volk von rechts an, das andere von links her schrieb, das hatte nicht viel zu bedeuten. Man dachte: Todte Schrift solle die Hinfälligkeit des Menschen überdauern, deshalb schrieb man zuerst auf hohe Felsflächen und Steine; später griff man zu verschiedenen Mitteln, bis man schließlich bei dem leichtesten Träger der Schrift angelangt war: dem dünnen, rasch vergänglichen Papier. Bezog sich also die Leichtigkeit des Schreibens auf den Beschreibstoff, so trachtete man auf viel höheren Stufen nach Zeitgewinn durch Geschwindschrift. Lange kannten nur wenige Völker die Schrift, und unter diesen übten sie nur wenige. Sobald in dem abgehenden Geschlechte der Wunsch rege wurde, den Jüngeren etwas zu hinterlassen, was sie an die Vorzeit erinnern sollte, entstanden Niederschriften. Die ersten waren vermuthlich Erinnerungsstücke: Namenreihen der Vorfahren, Inschriften auf Verstorbene und auf eigene Großthaten. Demnächst richtete sich die Schrift auf öffentliche Zwecke und religiöse Gebräuche. Ein langer Zeitraum liegt zwischen dem ersten Schreiben und der fertigen Schriftstellerei, wie einer allgemeinen Anwendung des Schreibens im gewöhnlichen Leben. In der Priesterschaft, in der die Studien fortgeleitet wurden, war Lehre und Schrift etwas Gemeinsames, kein einzelner trat mit seinem Namen heraus als Verfasser. Jahrhunderte vergingen, ehe die Menschen in den Besitz der Schrift gelangten. Dies geschah zuerst unter den Hellenen und Chinesen, welche ein nicht priesterliches, so zu sagen, ein bürgerliches Schriftthum besaßen. Bis etwa 3000 Jahre zurück gab es eigentliche Schrift nur in China, das südwärts noch lange nicht seine Ausdehnung hatte, in Aegypten und in Vorderasien, zwischen dem Oxus und dem persischen Meere und dann an der palästinensischen Grenze. Zu den rohesten Anfängen, die in der Schrift gemacht wurden, rechnet man auch das Tättowiren unter den eingeborenen Völkern Amerikas. Man nannte sie Aetzschrift, d. h. Zeichen, welche bedeuten, daß ein verborgener Sinn darin ruhte. Schreibunkundige bedienten sich öfter sichtbarer Gedankenzeichen in Gegenständen von sinnbildlichem Werthe. Wenn nordamerikanische Indianer eine rothgefärbte Streitaxt an einen andern Stamm überschickten, so gaben sie damit eine Kriegserklärung kund. Nach indianischer Sitte war das Anbieten einer zu rauchenden Pfeife eine freundliche Begegnung, da man in der Ruhe Tabak schmaucht. Gegenstände, redend gebraucht, hatten also verschiedene Deutungen.

Als der Perserkönig Darius im Skytenlande Krieg führte, schickte ihm der Anführer der Skyten einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile. Was sollte das heißen? Darius glaubte, sie wollten sich ihm übergeben, denn die Maus lebt in der Erde und nährt sich von derselben Frucht wie der Mensch, der Frosch lebt im Wasser, der Vogel ist an Schnelligkeit dem Pferde gleich und mit den Pfeilen überlieferten sie ihre Wehr. Gobrias legte die Gaben dahin aus: „Wäret ihr Perser nicht Vögel, welche durch die Luft davon fliegen, oder Mäuse, die sich unter der Erde verbergen, oder Frösche, die im Wasser sind, so entrinnet ihr nicht diesen Geschossen!“ — Noch schwerer ist der Sinn für Unkundige zu deuten, der in den Farben der Federn liegt, welche die nordamerikanischen Indianer an ihren Friedenspfeifen anbrachten. In Ost-

asien wurden farbige Steinchen und Kugeln, Knoten von den Chinesen und Japanesen in der ältesten Zeit als Schriftbehelf genommen und von den Bewohnern der Südseeinseln noch in neueren Tagen Bedeutung beigelegt. Knoten zu schürzen, um unser Gedächtniß anzuregen, damit man sich auf etwas, was bei dem Schürzen gesprochen wurde, besinne, ist heute noch Sitte, wenn es auch nur als bloßer Mahner dient. Doch den Knoten bestimmte Bedeutung beizulegen, dazu trieb das drängende Bedürfniß schreibunkundiger Völker, um Mittheilungen in die Ferne auszuführen. Die Griechen erzählten sich, daß Darius, um eine bestimmte Frist zu bemessen, seinen jonischen Bevollmächtigten einen Strick mit 60 Knoten einhändigte, und sie anwies, jeden Tag einen davon aufzulösen. Geknotete Stränge von Stroh dienten als schwacher Schriftbehelf. In der Mannigfaltigkeit der Formen bestand das Verständniß, das sich vom Vater zum Sohn vererbte, und als Geheimniß gehütet wurde. In Hawaii führte vor einem Menschenalter der Steuereinnehmer seine Rechnung mit einem Strickwerk von vier- bis fünfhundert Fäden, die durch Knoten, Schlingen und Büschel von Gestalt und Größe, wie Farbe, verschieden waren. Für jeden Abgabenpflichtigen gab es eine bestimmte Stelle, aus der sich genau entnehmen ließ, was und wieviel ihm an Schweinen, Hunden, Taro, Sandelholz u. s. w. zu entrichten oblag. Die Art und das Alter solcher Knotenschürzungen, die hauptsächlich zu Berechnungen dienten, hat der Vermuthung Raum gegeben, daß sie zur Auffassung des Zahlenwerthes nach der Stellung hingeleitet haben. Die nordamerikanischen Indianer verständigten sich durch die an den Küsten gefundenen Muschelschalen von verschiedener Farbe. Sie sägten daraus kleine Vierecke von $^1/_4$, $^1/_5$ und $^1/_8$ Zoll Länge, rundeten sie auf einem Schleifsteine oval ab und schliffen sie dünn und glatt wie Glas. So wurden sie auf Bindfaden zu einer Schnur gereiht. Mehrere solcher Schnüre, so viel als nöthig, um eine Reihe von Gedanken auszusprechen, befestigten sie zu einem Gürtel, der die Stelle einer Urkunde vertrat. Hatten sie keine Muscheln, so vertraten gefärbte Holzstückchen die Stelle derselben. Später lieferte ihnen der Handelsgeist der Engländer diese Brettchen nett und sauber. Muscheln stiegen daher sehr im Werthe und galten so viel als Geld. Die entsprechenden Schnüre und Gürtel aus Muschelschalen nannte die Sprache der Irokesen Wampumgürtel. Farbe und Aneinanderreihung der Muscheln und Brettchen sprachen den Sinn der Gedanken aus. Dunkle gaben Bedenkliches zu erkennen, warnten vor Gefahr und mahnten; weiße zeigten Güte an, verhießen Frieden, Freundschaft, Wohlwollen; rothe verkündeten Krieg. Gewisse Zusammenfügungen weißer Muscheln zeigten Landstraßen befreundeter Stämme zu einander. Durch solche Wampumgürtel sendeten Stämme ihre öffentlichen Erklärungen und beglaubigten durch Austausch das Wort des Botschafters; sie wurden sorgfältig aufbewahrt und den Stammgenossen durch Kundige von Zeit zu Zeit erklärt. Ein guter Redner wußte genau anzugeben, was jede Stelle enthielt. Auch wurden im Westen Nordamerikas und in Nordkarolina anstatt der Muscheln Rohrbündel gebraucht, in welche die Indianer Zeichen einschnitten. In Peru bediente man sich der Rädchen von kleinen Steinen neben Knotungen. Das Knotenschürzen ward in Tavantinsuju auf die höchste Stufe gebracht; es entstand daraus eine künstliche Schrift, „Quipu-

schrift" genannt. Die Erfindung derselben fällt in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Solche Schriftknoten bestanden aus zusammengeknüpften Bändern, Fransen, Fäden und Schnüren und wurden unter der Alleinherrschaft der Inkas gepflegt. Der einfache Knoten, der an einem Seidenfaden der dicken Hauptschnur oder Querschnur hing, hieß 10, der doppelte 100, zwei einfache 20, der dreimal verschlungene 1000, u. s. w. Farbe, Reihenfolge, Entfernung der Knoten hatten ihre Bedeutung. Hauptgegenstände befanden sich am ersten Faden in der Nähe der Querschnur. In Bezug auf die Bewohnerschaft eines Ortes faßte der erste Faden die Greise, der zweite die Zahl der Fünfziger u. s. w. War z. B. von Früchten Rechnung zu legen, so galt der erste Faden für Mais, der zweite für Erbsen u. s. w. Handelte es sich um Waffen, so war die bestimmte Reihenfolge: Lanzen, Pfeile, Bogen, Wurfspieß, Keule, Axt, Schleuder. Es entstand aus manchen Knotungen ein Flechtwerk, denn an die gleichfarbigen konnte man neue für Bemerkungen anknüpfen. So wurde die Regierung mit statistischen Nachweisen versorgt, der Inka wußte durch die eingesandten Quipos, wie viele Abgaben ihm zukamen, wie viele Männer er in den Krieg schickte und dergleichen mehr. Die Quipuschrift stieg so von Stufe zu Stufe. Bestimmte Beamte unterrichteten die Jugend darin. Eine Erklärung der geschichtlichen Ueberlieferungen fand ebenfalls statt. An Festtagen wurde sie singend vorgetragen, so berichtet Alfonso d'Ovaglie in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, daß es noch in seiner Zeit geschehen sei. Ein peruanisches Archiv bestand aus einem Haufen von Knäueln buntfarbiger Fäden, aus Lamawolle oder Agavebest. Hauptsächlich diente die Schrift zum Staatsgebrauche, der Gebrauch der Quipos bei Privatleuten war weniger gebräuchlich, doch wurden bei Bestattungen Quipos zur Leiche gelegt, die vermuthlich Angaben aus dem Leben der Person enthielten. Die Quipuschrift hat sich über den Bereich Perus verbreitet. Nördlich in Kito (jetzt der Hauptstadt in Ekuador) war der Bildungsstand derselbe wie in Kuzko. Geschnittene Täfelchen aus Holz, Stein, Thon, wurden wieder zu Berechnungen und Angaben verwandt. Größe, Farbe und das Fach, in dem sie lagen, sprachen. Kitos Archiv glich einer Steinsammlung in vielen Kästen. Nach dem Sturze des Inkareiches (1533) ging die ausgebildete Quipuschrift unter. Unter den Indianern erhielt sich noch lange die Kenntniß der Knotendeutung, doch wurde sie geheim gehalten. Als die Indianer bekehrt waren, bedienten sie sich der Knotungen bei der Beichte, um die Sünden nicht zu vergessen. In der Zeit der spanischen Herrschaft wurden von den getauften Indianern Maiskörner und kleine Kieselsteine gebraucht, um die katholischen Gebete zu behalten. Jeder Stein galt für einen bestimmten Satztheil. Aus den Gräbern der alten Peruaner wurden Schriftschnuren centnerweise zu Tage gefördert, die meisten sind jedoch vom Salzgehalt des Meeres zerstört, und wer versteht die noch gut erhaltenen?

Im Morgenlande wurden und gewiß zur Zeit, wo Buchstabenschrift noch nicht verbreitet war, verschiedene Gegenstände wie Brot, Stroh, Holz, Salz u. a. m. in einem Tuche zu gemeinsamer Gedankenreihe vereint. Jedes Stück hatte seine besondere Bedeutung. Größtentheils war wohl aus Gleichnissen, zu denen die bilderreiche Ausdrucksweise der Morgenländer sich hinneigte, der Sinn geschöpft. In Südasien war

die Benutzung der Blumen, um Gedanken auszusprechen, allgemein. Unter der Pflege schreibunkundiger Frauen entstand später die sogenannte Blumensprache, richtiger Blumenschrift genannt, die an Stelle des Briefes den Blumenstrauß setzte. Sie diente nur zu vertraulichen Mittheilungen. Ueber die Mauer geworfen, oder an der Kleidung getragen, sprachen Blumen, Früchte und Blätter. Den Anfang machte die Blume rechter Hand gemäß der Schreibrichtung der Araber. War die Blume nach rechts geneigt, so bezog sie sich auf den Redenden, nach links auf den Angeredeten. War die Blume verkehrt, der Stiel nach oben gesteckt, so war der Sinn in das Gegentheil verwandelt. In den Harems wurde die Blumenschrift groß gezogen. Der „Selam", so nannte man den sprechenden Kranz oder Strauß, wurde gebunden und versandt. Die im Einverständniß stehenden besaßen den Schlüssel dazu. Für Unkundige war die Bedeutung der Blumen ein Räthsel. Die einfachere Weise wurde von den Europäern nachgeahmt, doch sind die gangbaren Anweisungen zur Blumensprache ganz werthlos, weil sie willkürlich sind und über die wirkliche Blumenschrift nicht unterrichten.

Während die Wampumschrift mehr auf Nordamerika beschränkt zu sein scheint, fand das Felsbeschreiben mehr Verbreitung nach dem Süden Amerikas, wahrscheinlich mit den Wanderungen der nördlichen Stämme. Schriftgemälde an Felsen haben Reisende wahrgenommen. Alexander von Humboldt schaute solche an den Granitfelsen des Kaikara und des Orinoko. Die Figuren sind 3 bis 6 Linien tief eingeritzt. Nach Behauptungen der Indianer seien sie durch anhaltendes Reiben mit Quarzkieseln ausgefeilt. Die Ausführung war eine sehr unvollkommene, unförmige Menschengestalten, Vierfüßler, Vögel, Krokodille, Sonne, Mond und Sterne, zwischen nicht zu deutenden Schnörkeln. Die Eingeborenen näherten sich den Inschriftfelsen ehrfurchtsvoll und riefen: „Gott!" Sie hielten sie für Werke des großen Geistes, weil durch die Zeit das Verständniß dafür verloren gegangen war. Alexander von Humboldt hielt sie für die Ueberreste des ältesten Bildungsstandes, wo die Rassen, die später unterschieden wurden, noch nicht bekannt waren. Auch die Tolteken in Mittelamerika, ein fleißiges Geschlecht, übten eine Gemäldeschrift und zwar eine Art Hieroglyphik. Im Südtheil des heutigen Mexiko entstand ein Reich priesterlicher Herrschaft über die Zapotheken, wo ebenfalls Schriftmalerei getrieben wurde. Während des zwölften Jahrhunderts setzten sich die Azteken im Norden von Mexiko fest, rauhe Stämme hatten die Tolteken längst verdrängt. Die Azteken traten die Herrschaft der toltekischen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten an; ihre Priesterschrift ergriff die Schrift von Tula, wie sie genannt wurde; sie kam auf Steine, Mauern und Gebäude. Sie wurde in halberhabener Arbeit ausgeführt und bunt gemalt. Nach zwanzig Jahren wurde in jeder Hauptstadt immer ein Inschriftstein gesetzt. Solche Inschriftsteine lernten die Spanier in Majapan kennen; allerdings war die Schrift durch den Regen fast unkenntlich geworden. Auch irdene Gefäße mit Hieroglyphen fanden sie. Später hatten sie sich leichtere Beschreibstoffe hergerichtet, von Thierfellen und Baumrinde, die sie mit einem dicken Firniß bestrichen; ja sogar dienten ihnen die Fasern der Agave und Palme, woraus sie sich ein unsrer Pappe ähnliches Papier herstellten. Noch später schrieben sie auf Zeuge, die sie fächerartig zusammenfalteten

und am Ende durch Holztäfelchen schlossen. Die bemalten Hirschhäute hießen in Mexiko „Mazatl", das Pflanzenpapier „Matl" oder „Magney", d. h. Holzbuch, die Steine mit geschichtlichen Angaben, welche in die Mauern öffentlicher Gebäude eingefügt waren, hießen „Kattun", von „kat", fragen, und „tun" Stein. Davon kam im Westen der Ausdruck „Kattun". Demnach zerfiel das Schreiben in zwei Arten: die eine bestand in Meißelarbeit, und war meist mit rothem Firniß überstrichen; Träger derselben waren Steine, Wände, Götterbilder, Paläste. Die andere Art war das Bemalen der Häute oder des Papiers. Doch war bei dieser Hieroglyphik das Auswendiglernen unentbehrlich, dazu bedienten sie sich der Korallenschnüre, ähnlich wie die Peruaner. Die erste Kenntniß, welche die Europäer von der Bildermalerei der Mexikaner erlangten, wurde ihnen, als Hernando Cortez am Ostertage 1519 bald nach einer Landung in Mexiko zum ersten Male mit einem aztekischen Beamten zusammenkam. Cortez bemerkte, daß die Mexikaner alles aufzeichneten und malten, was ihnen an den Europäern merkwürdig erschien. Die Schriftbilder glichen kleinen Landschaften, die in regelmäßigen Quadraten geordnet waren. Sie machten den Eindruck illustrirter Bilderbücher. Die Gesichter ähnelten Initialen. Spalten und Zeilen waren deutlich zu unterscheiden, trotz der in verschiedenen Größen gezogenen Quadrate. Was Gestalt hatte, sprach durch sein Abbild; besondere Zeichen gaben nähere Erklärungen an. Ein Gesicht, um dessen Mund ein Band geschlungen, bedeutete z. B. „Stumm sein". Ein Kreis bildete die Einheit, mehrere, so viel als ausgedrückt werden sollte. Der Anfang geschah gewöhnlich links unten. Was man sah, blieb Gemälde und glich unsern Karten. Es ähnelte einer Rebusschrift; man konnte sie fast dem Basrelief zur Seite setzen, mit denen mittelalterliche Künstler eine ganze Geschichte darstellten. Der gewöhnliche Mann verstand von all den geschichtlichen und religiösen Abfassungen nichts. Die Ankunft der Spanier hatte den Untergang der Schriftart zur Folge. Sie deuteten ihre Hieroglyphenbücher als Zauberschriften, weil die Tafeln und Bücher Götzenbilder und Unverständliches zeigten. Alle Gemäldebücher wurden von den Spaniern verbrannt. In gerechtem Schmerze weinten die Indianer und im siebzehnten Jahrhundert besaßen kaum noch einige Greise den Schlüssel zur Hieroglyphik.

Dem östlichen Asien gehört eine höhere Schriftart an, als die der Mexikaner. Das Volk der Mitte, die Chinesen, bildete sich in aller Selbstständigkeit sein eignes Mittel zum ewigen Gedankenaustausch. Die rohen Stämme, welche im heutigen China einst lebten, bedienten sich, wie andere Mittel- und Nordasiaten, zuerst verschiedenfach verschlungener Bänder und Stränge, aber die Chinesen blieben nicht dabei stehen. Die Erfindung ihrer ersten Schriftzeichen ist eine sagenreiche, einem übernatürlichen Wesen, dem Bildner ihres Volkes, legen sie dieselbe bei. Der Name der acht Grundformen hieß Kua; diese acht Grundformen bestanden nur aus acht wagerechten Strichen, und enthielten einen geheimen Sinn, der ihrer Meinung nach wirksam sein sollte. Die Denker aber suchten in ihnen höhere Erkenntniß. Das Buch des J, das diese Zeichen enthielt, war der Gegenstand eifrigen Nachsinnens. So entstanden durch die Zeit viele Verbesserungen, auch traten neue Schrifterfinder auf. Der eine ließ die Kuas in die Staatskleider seiner Beamten sticken, unter

einem anderen Herrscherhause kamen sie auf neun eherne Vasen, die zu den großen Opfern dienten; so wurde die vorhandene Geschichte des Reiches übertragen. Es kamen auch neue Schriftzeichen hinzu, welche die alten verdrängten. Punkte waren zu den verschieden aneinandergefügten Strichen getreten, und jedes Wort hatte seine bestimmte Zusammenfügung aus den nach allen Richtungen hin gezeichneten Strichen. So gaben z. B. drei senkrechte, oben mit einem wagerechten verbunden, die Bedeutung für den obersten Himmelsgeist; ein Punkt über einem kurzen wagerechten Strich hieß ober, ein Punkt unter dem Strich hieß unter u. s. w. Jedes Wort mußte mit seinem Zeichen auswendig gelernt werden; die Stellung der Wörter entschied über ihr verschiedenes Verhältniß zu einander. Die chinesische Schrift ist eine Wortschrift, man konnte den Gedankenstoff, die Gedankenform, die Thatsache und Geistesbewegungen und das Verhalten des Sprechenden zum Gegenstande seiner Rede, als auch Gedichte, die an eine bestimmte Wortfassung gebunden sind, ausdrücken. Jedes Wort, das einen bestimmten Sinn faßte, stellte ein Ganzes dar; auch bestand der Vorrath fast nur aus einsilbigen Wörtern, deshalb kam man nicht auf die Zerlegung des Wortes in Laute. Durch Kürzung und Zusammenziehung der alten Schriftbilder entstanden von Zeit zu Zeit leichtere Schriftarten. Eine derselben nannte man Grasschrift, (Tschwan) sie sieht der heutigen Schrift der Chinesen sehr ähnlich. Nach chinesischen Ueberlieferungen schrieb man zuerst auf Schilf und Gewebe, Steinflächen, Rohr, Palmblätter und Rinde; später auf Metallplatten, geglättete Bambusstäbe. Bequemer aber theurer war die Anwendung von Zeugen, worauf man die Schriftzeichen mit gefärbter Flüssigkeit auftrug. Das älteste Färbemittel wurde aus schwarzer Erde gemacht. In den frühesten Zeiten schon sollen die Chinesen schwarze Tusche aus dem Ruß verbrannten Holze hergestellt haben. Beherzigenswerthe Ansprüche schrieb man auf seine Kleider; Staatsurkunden und Gesetze auf Vasen. In Hauptstädten wurden eherne Tafeln mit statistischen Beweisen aufgestellt. Ehe andere Völker daran dachten, unterrichteten schon die Chinesen die Jugend. Im neunten Jahre fingen die Knaben an, schreiben und lesen zu lernen. Mädchen blieben ausgeschlossen. Die Zerfaserung des großen Reiches in seine Unterfürstenthümer schadete der Schrifteinheit. Laotse und Kungtse (oder Confucius genannt) wurden die späteren Hauptbildner der Schrift. Letzterer bildet, wie wir wissen, einen Wendepunkt der chinesischen Geschichte. Er hieß der Philosoph und sein Einfluß war beinahe größer, als der des Aristoteles. Trotzdem, daß zu einer Zeit alle Lehren und Schriften der Confucianer verbrannt, 460 standhafte Confucianer lebendig begraben wurden und eine neue Schreibart an deren Stelle treten sollte, trug die mündliche Ueberlieferung die Lehren des Confucius achtzehn Jahre hindurch, bis ein Gelehrter unter einem neuen Herrscher es wagte, sich auf die alten weisen Kings (wie die Bücher Kungtses genannt wurden) zu berufen. Wiederum gediehen die Confucianer zu hohen Ehren. Man hing Inschrifttafeln in den Schulstuben auf, welche heut noch Confucius preisen. Neben den Unterrichtsgebäuden baute man ihm eine Kapelle, in welcher seine Bildsäule die Worte enthielt: „Sitz des Geistes des heiligsten und weisesten Oberlehrers Confucius!“

Digitized by Google

Digitized by Google

An der Leiche des Feindes.

Man suchte eine Ehre in gutem Schreiben und schöner Schrift. Schlecht schreiben gilt bei den Chinesen als eine Schande. Ein schlecht geschriebenes Wort schließt junge Leute vom Examen aus. Der gewöhnliche Mann behilft sich mit einem Theile der Schriftbilder, alle faßt sein Gedächtniß nicht. Die Nachbarvölker verdanken China ihre Bildung. Wir wissen, daß das Erlernen des Schreibens und Lesens der chinesischen Sprache eine lange Zeit in Anspruch nimmt. Erst mit 14 bis 16 Jahren können die Schüler leidlich lesen und schreiben. Sie erfahren nur den Namen des Wortzeichens und nie seine verschiedenen Bedeutungen. Es ist ein bloßes Einprägen und kein Verstehen. Wer die nöthigsten Zeichen nachzumalen gelernt hat, geht zum Studium der Bücher des Confucius über. Im neunzehnten Jahrhundert wurden neue Keime von den Europäern gelegt. Während Handel und Verkehrseifer die Europäer mit China in Verbindung brachte, faßte im Jahre 1867 die chinesische Regierung den Entschluß, dem Volke die überlegenen Kenntnisse der Europäer zuzuführen. Es wurden europäische Gelehrte berufen. Das Schreibzeug eines Chinesen besteht aus drei Pinseln, Tusche, Wassernäpfchen, Reibschale und Papier. Er nennt dies die werthvollsten Dinge (ste pao) und gewiß mit Recht!

Wenden wir uns zur Hieroglyphik der Aegypter, von denen vor etwa 5000 Jahren der Ansatz zu einer Lautschrift gemacht wurde. Ihre älteste Schrift bestand aus Malerei, doch verwendeten sie später die Bilder als bloße Tonzeichen. Auch sie schrieben die Erfindung der Schrift einem göttlichen Wesen zu, dem Gott der Sprache und Rede und dem Schreiber der Wahrheit im Dienste der höheren Götter, dem Lehrer alles Wissens und aller Künste, dessen Verehrungsstätte auf der Ostseite des Nils war, wo ihm ein großer Tempel errichtet wurde, von wo aus seine Verehrung sich in das nördliche Land verbreitete, weshalb er der große Gott hieß, aus dem Lande Nubien gekommen. Die Sabäer sagten, er sei ein Mensch gewesen, der aber zu den Göttlichen emporgestiegen. Die Griechen stellten ihn mit ihrem Gotte Hermes zusammen, weil hermeneuein erklären und lehren bedeutet. Bilder von Gliedern des menschlichen Körpers, Thiere, Werkzeuge der Zimmerleute und Gewächse, (namentlich spielte die Lotosblume eine große Rolle) dienten ihnen als Zeichen. Schilf und Papierusstaude hieß kam, also k m war das recht passende Bild für Aegypten, das kemi oder chemi hieß. Die Vokale ließ der Aegypter fort, erst später wurden gewisse Unterscheidungszeichen dafür gewählt. Ihr ältestes Buch war der Tempel, der älteste Schreiber ein Priester. Die Sprache der Aegypter war nicht starr und steif, nicht abhängig vom Betonen, sondern gegliedert und beweglich, wie die arischen Sprachen, mit denen die semitischen zusammenhängen. Eine Erleichterung des Verständnisses lag darin, daß gewisse Bildergruppen sich einbürgerten, mit denen bestimmte Wörter allemal geschrieben wurden, die stets als ein Ganzes aufgefaßt werden konnten, ohne daß man erst nöthig hatte, sie zu buchstabiren. Die Inschriften, welche aus den Grabkammern der vielen und verschiedenen Dynastien zu Tage gefördert wurden, zeigen den Fortschritt der Schriftzüge, die Deutlichkeit, die von Zeit zu Zeit immer mehr zunahm und ebenso vertiefte, als erhabene Arbeiten. Dem Hieroglyphenschreiber diente zum Schreiben auf Tempelwände ein gezogenes Quadratnetz. Die Vorsilbe

kam etwa obenhin in das Quadrat, die übrigen Bilder darunter kleiner. Zeile für Zeile entstanden wohlgeordnete Vierecke. Oft bewegte sich die Schrift an ein und derselben Steinsäule in die Quere und senkrecht. Oft wurden die Bilder ganz bunt, manchmal nur roth und schwarz gemalt, bunte Schrift oft mit Goldfirniß und Goldblättchen ausgelegt. Auch stellte man eine Art Mosaik her, indem man bunte Steine in die gemachten Einschnitte kittete. Die Lust zum Schreiben wuchs; bald beschrieb man alles mögliche: gebrannte Erde, Ziegelsteine, Geräthschaften und Stöcke. In der frühesten Zeit mögen die Priester selbst die Arbeit des Schreibens ausgeführt haben. Später wurden untergeordnete Leute dazu angestellt, die nach Schablonen arbeiteten, gleich einem Steinmetz mit Meißel und Hammer. Man schrieb Aeußerungen des frommen Gefühls, Lobpreisungen der Götter, den Ruhm der Herrscher und ihre Großthaten. Auch in edle Steine wurden Hieroglyphen eingeschnitten. Der hohe Priester der Israeliten trug nach ägypterweise Edelsteine mit Schrift auf seinem Festgewande. Steine mit Inschrift, sogenannte „Scarabäen", d. h. Käferbilder, wurden den Verstorbenen beigelegt. Sie enthielten oft nur den Namen eines Gottes. Der Käfer war heilig als ein Bild göttlicher Macht. Seine Zeichen gaben das Wort „Schöpfer". Dergleichen Steine faßte man auch in Ringe; die Söhne Kemes benutzten sie zum Siegelabdruck für Urkunden. Auch Stempel in Form einer kleinen Keule von gebranntem Thon, sind, wie viele solcher Scarabäen, der Nachwelt erhalten geblieben. Später beschrieb man auch die Gewänder, besonders den Saum derselben und die Binden, in welche die Leichen eingewickelt wurden. Doch Zeuge als Beschreibstoff war kostspielig und der Erfindungsgeist kam endlich darauf, Papyrus zu bereiten. Im Turiner Museum liegt ein Stück Papyrus, welche auf die Tage Ramses I. von der XVIII. Dynastie hinweist, woraus man ersieht, daß die Erfindung, Papyrus zu machen, uralt sein muß. Zugespitzte Rohre lieferten das Werkzeug der Feder, später erfand man auch Pinsel. Ueberhaupt war die Papyrusstaude eines der nützlichsten Gewächse und dem Nillande besonders eigen. Aus ihrem Bast wurden Taue verfertigt, wie Decken und Schleier. Die Aegypter aßen die Staude roh und gekocht und die bastartigen Wurzelhäute wurden zu Papyrus verarbeitet. Die dünnen Binselstengel lieferten Federn. Die Schalen des Papyrus lieferten ein vorzügliches Schwarz zum Schreiben, weil sie Kieselerde enthielten. Das Schreibzeug bestand aus einer Palette aus hartem Holze der Akazie oder Palme mit zwei kreisförmigen Gruben für Tinte oder rothe und schwarze Farbe ausgestattet und einer Rinne, um Federn hineinzulegen. Später nahm man kleine Näpfe oder Vasen von Marmor und Alabaster für die verschiedenen Farben, Lineal und Falzbein kamen auch hinzu. Noch später hatte man ganze Schreibkästen von Marmor oder Elfenbein. Schreiber trugen ihr Schreibzeug am Gürtel, wie dies noch heute Brauch im Morgenlande ist. Später malte man Hieroglyphen klein und einfarbig schwarz gezeichnet. Ueberschriften und neue Abschriften wurden roth ausgemalt. Am Ende eines Schriftstückes stand die Formel: „Es ist aus." — Seit Papyrus benutzt wurde, kam der Stand der Schreiber auf und mit ihm die Zeit der Bücher. Man schrieb Religiöses, Geschichtliches, Astronomisches. Eine flüchtigere Schreibweise entstand durch den leichteren Beschreibstoff; man nannte

es das hieroglyphische Kursiv. Unausgemalte Hieroglyphik machte den Anfang. Doch neben dieser Schriftart ging die alte, kunstreich ausgestattete Hieroglyphik fort, man nannte sie Denkmalschrift, Hieroglyphik, d. h. heilig eingegrabene Zeichen zum Unterschied von der neueren Gattung, die von den Griechen hieratische Schrift getauft wurde und fast nur auf Papyrus zur Anwendung kam. Auch das Quadratnetz wurde fortgelassen und Trennungszeichen der Wörter eingeführt. Aus den vielen Wandlungen, welche die hieratische Schrift erlitt, trat endlich eine sogenannte Volksschrift zu Tage. Beim Eintritt der römischen Herrschaft bediente man sich bereits der gemeinen Volksschrift für Stücke, welche zu heiligen Zwecken bestimmt waren. Längst wendete man zum Beschreiben die von den Griechen aufgebrachten mit einer Gipslage überzogenen kleinen Brettchen an und auf vier solchen hatte man Gestirntafeln in gut ausgeführter Volksschrift gefunden. Im Jahre 296 ließ Kaiser Diokletian nach einem bezwungenen Aufstande der Aegypter alle ihre chemischen Schriften zusammensuchen und verbrennen, aus Furcht, daß das Volk der Aegypter sich daraus Geld verschaffen könne, um Mittel zum Widerstande gegen Rom zu gewinnen. Ein großes Ereigniß, die Verbreitung des Christenthums in Aegypten, gab der Hieroglyphik den Todesstoß. Mit der Priesterkaste ging der Schlüssel zur alten Hieroglyphik zu Grunde. Kein gelehrter Grieche oder Römer kümmerte sich um das ehedem in ägyptischer Weise Geschriebene. Die gewöhnliche Meinung erblickte in ihr nur Sinnbilder. Einst hatten Hebräer und Hellenen von den Aegyptern gelernt. Große Philosophen waren aus griechischen Städten nach dem Nillande gewallfahrtet, um dort Weisheit zu holen. Nun war ihre Bildung weit zurückgelassen, weil ihre unbequeme Schreibweise niemand mehr erlernte! Tempelwände und Steinschriften sprachen, ohne je verstanden zu werden! Aus den Gräbern zog der Eifer unermüdlicher Europäer Ueberreste der alten Schrift zu neuem Leben hervor.

Die Schriftart der Babylonier und Assyrer war höher geartet, als die der Aegypter. Die babylonische Sage lautete: Ein aus dem Meere kommendes, göttliches Wesen habe die Schrift gebracht. Die Chaldäer, welche die Zugführer der Babylonier wurden, kannten wohl die alten Schriftbilder Aegyptens, gingen aber ihren eigenen Weg. Eine Priester- und Gelehrtenkaste bildete eine einfache Silbenschrift aus, die aus Strichen bestand. Ein Meißelschlag gab immer einen Schriftzug. Drückte man die Striche mit dem Nagel in weichen Thon, so bekam der Zug ein breites und ein spitzes Ende; die Zeichen glichen Keilen oder Pfeilen, deshalb nannte man diese Schrift „Keilschrift" oder „Pfeilschrift". Durch die Einnahme Babylons von dem Assyrer Ninos wurde sie auf die Assyrer übertragen und durch die großen assyrischen Eroberungszüge nach dem Norden kam sie nach Armenien und östlich nach Medien. Die vorzüglichsten Forscher, die Keilschrift zu deuten, waren Oppert und sein geistvoller Schüler Menant, sie gaben 1869 folgende Erklärung der assyrischen Schrift: Die assyrische Keilschrift besteht aus einem Gemenge von Wortschrift und Silbenschrift. Eine Anzahl verschieden zu einander gestellter Keile oder Striche drücken Wörter oder eine bestimmte durch ein Wort bezeichnete Vorstellung aus. Je mehr Inschriften gefunden wurden, je höher ist jetzt die Zahl der Zeichen gestiegen. Die Keilschrift

ist also nicht die Schrift eines einzigen Volkes. Weiter getragen von Volk zu Volk, sollte sie mehrere Sprachen decken. Trotz der vielen Abarten, die entstanden, blieb der Kern derselbe. Man unterschied vier Gattungen: die ninitivische, assyrische, susische und babylonische. Die fünfte Art entstand noch; neuere Gelehrte nannten sie medisch, andere sytisch, auch turanisch. Altbabylonische Formen erhielten sich bis in Sarguns Zeit und sind noch in einer Inschrift desselben wahrzunehmen. Stein war überall einer der ältesten Träger der Schrift. Auf dem angeschwemmten Boden Chaldäas gab es kein Gestein, in der Nähe von Ninive gab es wieder Hügelreihen von grobem Alabaster und Gips, den das Wasser bloßlegte. Aber die Strecken am untern Euphrat und Tigris, von denen der Ausgang der Keilschrift kam, waren ein sandiges, lehmiges, von Sümpfen durchsetztes Land. Man nahm, was das Land bot: Erde, Lehm, fetten, groben Thon, knetete davon künstliche Steine und härtete sie durch Wärme. Die Form, die für diese Beschreibstoffe gemacht wurde, waren Ziegeln, Tafeln, Kegel, Cylinder. Die Thontafeln wurden in der Größe von 1—9 Zoll, die Cylinder vielkantig, hohl und gediegen 1—3 Zoll lang hergestellt. Später schnitt man die Zeichen in Holzstöcke und druckte sie so in weichen Thon. Ein solch bestempeltes Thonstück wurde in den Ofen geschoben und gebacken. Später bekam die Schrift einen glasigen Ueberzug. Man nützte den Schreibstoff auf allen Seiten aus, beschrieb sogar die Ränder sehr klein und deutlich, jede Zeichengruppe in gleicher Höhe. In den Trümmern von Babylon fand man auf blaugefärbten Ziegeln weiße Keilschrift mit groß ausgeführten Zügen. Oppert muthmaßte, daß das die Unterschriften zu bildlichen Darstellungen waren. So statteten die Assyrer auch Gebäude mit Inschrift aus. Wände und Fußböden der Zimmer. Die beschriebenen Stücke wurden in die Mauern eingefügt. Erdpech diente als Kitt. Die Schrift kam in das Innere des Gebäudes. Im Norden wurde die Schrift in Gips, Stein und Basalt gehauen und zu Tafeln ausgeformt. Von den kurdischen Gebirgen wurden schwarze Steine auf den Strömen eingeführt. In den Palästen Ninives wurden große Marmorplatten mit Bildwerken und Inschriften aufgestellt. Die beschriebenen Tafeln wurden seitwärts in die Seitenwände eingefügt; die Steine, die zur Pflasterung des Fußbodens gebraucht wurden, trugen auf beiden Seiten Schrift. Für den Fall der Zerstörung der Paläste sorgten auf diese Weise die Herrscher für das Andenken an ihre Großthaten. Die Tafel wurde auf eine Schicht flüssigen Erdpechs gelegt, in welchem sich die Züge der Schrift deutlich abdrückten. Layard fand auf dem Rücken von steinernen Löwen und anderen Thieren Schrift. Er fand in Ninive Hände und Entenköpfe von gebranntem Thon mit Keilzeichen versehen. Auch eine Inschrift auf einer kleinen Glasflasche ward gefunden, die den Namen des Assyrerkönigs Sargun trägt. Viktor Place fand 1854 in Corsobads Grundmauern auf dem Deckel einer Gipsvase Schriftzüge und in dieser Vase fünf beschriebene Scheiben von Elfenbein, Blei, Kupfer, Silber und Gold. Oppert meinte, auf diese habe Sargun den Ruhm seines Namens geschrieben und sie in den Grund vermauert. Auf Gewebe, die als Kleidungsstücke gebraucht wurden, kam gleichfalls Schrift. Von der Perserzeit ist dies gewiß und höchst wahrscheinlich war dies ältester Brauch. Die Falten der Gewänder in den Abbildungen zu

Persepolis von Darius und Xerxes zeigen Schrift und von den Partern hieß es, daß sie auf Seide schrieben und ihre Gewänder Schrift trügen. (Plinius Naturgeschichte). Das billige Papyrus fehlte den Morgenländern, deshalb griffen sie zu dem, was sich ihnen bot, dem Töpferzeug. In späterer Zeit wurden auch gegerbte Thierfelle verwendet. Das persische Archiv bestand aus Lederstücken. Während in den Trümmern von Ninive selten ein Backstein unbeschrieben gelassen war, gilt dasselbe nicht von den Ziegeln Babels. Diese bekamen auch immer nur auf einer Seite Schrift. Das älteste Schriftthum war hier, wie in Aegypten ein priesterliches, geheiligtes. Mit Gestirnbeobachtungen, da sie den Rathschluß der Götter zu erfahren träumten, beschäftigten sich die Chaldäer in Babel. Auf Gott Bel oder Bal, führten sie die Erkenntniß des Sternenhimmels zurück, auf den Gott, den man später mit der heiligen Buchrolle abbildete. Ihre Himmelsbeobachtungen schrieben sie auf Ziegeln nieder. Allerdings war auch die wissenschaftliche Bewegung unter den Chaldäern bedeutend und behauptete den größten Einfluß bis zu den Tagen, da die Griechen das Morgenland eroberten. Das Schriftthum der Assyrer, Babylonier und Meder war wegen des schwerfälligen Beschreibstoffes und der Schwerfälligkeit der Keilschrift kein umfangreiches. Man kannte den Abdruck von Formen, doch zum vervielfältigenden Bücherdruck lag kein Bedürfniß in ihnen. Die Könige hatten in ihrem Dienste Schreiber, aus den bisherigen Uebersetzungen wurde ersehen, daß ertheilte Stadtverordnungen des Königs Sargun nach den Tafeln der Wahrheit auf Silber und Erz geschrieben kamen. Als die Keilschrift in Vergessenheit gesunken, glaubte das Volk zauberische Formeln in den erhaltenen Inschriften zu erblicken, wo sie sich an Felsflächen noch vorfand. Beschriebene Backsteine wurden gar nicht beachtet. Dergleichen Cylinder, welche assyrische Urkunden mit dem Namen eines Königs enthalten, nimmt allenfalls ein Türkomane zum Leuchter für sein Licht.

Werfen wir einen Blick auf unser heutiges Alphabet. Der älteste, an unser heutiges Alphabet erinnernde Schriftzug wurde vor Jahren zu Diaban im Osten des todten Meeres auf einem großen, schwarzen Steinblock entdeckt, der eine Inschrift des Moabiterkönigs Mescko trug, die unzweifelhaft in das Jahr 897 oder bald nachher fallen soll. In derselben alphabetarischen Weise geschriebene Schriftzüge zeigte die Inschrift auf dem Sarge des Königs Aschmanozar, die am 12. Januar 1855 in der Nähe des alten Sydon aufgefunden wurde. Sie ist von dem Herzog von Luynes, der den Sarg ankaufte und dem Museum im Louvre zu Paris schenkte, nach einer Lichtbildaufnahme vervielfältigt worden. Die Gelehrten erkannten, daß sie in der Blüte Sydons geschrieben wurde und setzten ihre Niederschrift um das Jahr 1000 und noch früher an. Den Namen des Alphabeterfinders hat die undankbare Nachwelt vergessen! Nicht einmal das Volk läßt sich mit Bestimmtheit angeben, wenn auch der hohe Ausspruch gethan wurde: „Ein Semit war der Erfinder!“ Und viel wurde gesonnen, an welche Schriftart der alten Völker sich diese vorgefundene Inschrift am meisten anlehne. Dieses Alphabet, das, wenn auch durch die Zeit vervollkommnet, den Gedanken der richtigen Form, alle andern Formen des Ausdrucks schlagend, behauptend, hat die Menschheit zu einer höheren Stufe gehoben. Darin besteht sein

Werth bis auf die heutige Zeit. Der Buchstabe ist die Form des Gedankens für die ganze Menschheit geworden.

Die in die Paläographie eingeweihten, die Schriftalterthümerkundigen, theilen die Schrift in mehrere allgemeine Zweige ein. Was die Schrift unseres Landes betrifft, kann man ihre Geschichte in zwei große Perioden zerlegen: die eine, genannt die römische, welche sich bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts ausdehnt, und die andere, genannt gothische, welche bis zum sechzehnten reicht. Die Schriftdenkmäler der ersten Periode bietet fünf Schriftarten dar: die Kapital-, Unizial-, die Klein-, Kursiv- und gemischte Schrift. Die Kapitalschrift ist nichts anderes, als die großen Buchstaben, welche heutzutage für Titelblätter und Büchertitel gebraucht werden. Die Schriftarten der zweiten Periode sind meist nur die entstellten, mit mehr oder weniger wunderlichen, mit mehr oder minder verzierten Zügen beladenen, früheren Schriften. Ihre Hauptmerkmale sind die Rundung der Grundstriche in den Buchstaben, die ursprünglich gerade waren. Man unterscheidet in dieser Periode vier Hauptarten: Die gothische Kapitalschrift, die gothische Kleinschrift, die gothische Kursive und die gemischte gothische. Die Handschriften und Manuskripte, welche bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst erhalten blieben, wurden durch diesen großen Fortschritt der Nachwelt aufbewahrt. Guttenberg und die ersten Buchdrucker bestrebten sich sogar, den aus ihren Pressen hervorgegangenen Büchern den Anschein von Handschriften zu geben. Sie druckten einfach die Umrisse und ließen sie mit dem Pinsel malen. Die Lithographie blühte, da man die Schrift mit Zierrathen verschönern wollte. Die Kapitalbuchstaben, (Initialen) der Jahrhunderte wiesen die kunstvollsten Formen und Ausschmückungen auf. Aus den byzantinischen Schulen des zehnten und zwölften Jahrhunderts waren zahllose bunt gemalte Handschriften erhalten, welche die Buchdrucker benützten. 1452 erschien das erste gedruckte Buch, ein Psalmbuch. Das fünfzehnte Jahrhundert zeigt uns die Erzeugnisse der raschen Entwickelung der französischen Typographie durch Simon de Colline's, Robert Estienne zu Paris und anderer Meister zu Lyon. Die Titelbilder, Buchdruckerzeichen und Seitenanfänge tragen von dieser Zeit an den Stempel besonderer Feinheit, was die Reinheit der Farben und der Kompositionen betrifft. Der großen Schule von Fontainebleau verdankt man nach unserer Meinung dieses merkwürdige Aufblühen des eigenthümlichen Genius der französischen Nation und jene gänzlich italienischen Künste, die Franz I. an seinen Hof hergelockt hatte, wußten die französischen Künstler sich anzueignen und diese nach dem eigenthümlichen Charakter ihres Volkes zu entwickeln. Aus der Ecole Française finden wir ein Alphabet, welches für die große Lateinische Bibel von Robert Estienne 1540 verfertigt wurde, die König Franz I. befohlen. Robert Estienne war einer der berühmtesten Buchdrucker. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zog die Flut der Reformation alle hervorragenden Geister mit sich fort. Die Befreiung des Gedankens bestätigte sich in den Büchern und die Sarbonne verfolgte die Kunst, die sie beim Ursprung derselben begünstigt hatte. Das unglückliche Ende des Lyoner Buchdruckers Etienne Dolet, einem Freunde des Robert Estienne, den man lebendig auf dem Platze Maubert nebst seinen Büchern in Gegenwart Franz I. 1546 verbrannte, der Tod seines königlichen Beschützers,

der im nächsten Jahre erfolgte und die neuen Bestrafungsedikte, die Heinrich II. schleuderte, bestimmten Robert Estienne zur freiwilligen Verbannung. Er zog sich nach Genf, dem eigentlichen Brennpunkte des Calvinismus zurück und widmete sich dort der Fortsetzung seines Gewerbes mit seinem Schwager Conrad Bade. Claude Garamont, ein Stecher und Buchstabengießer zu Paris, verfertigte für ihn die feinsten Initialen.

Wenn die erwähnten Buchdrucker und Künstler ihre Motive aus den urältesten Zeiten nahmen, wenn z. B. in der Verkettung der Buchstabenglieder noch die Spuren romantischer Ueberlieferung wiederzufinden waren, und doch der Stil an frühere Jahrhunderte erinnerte, so hatten die Künstler nur die Absicht im Auge, die letzten Funken einer fast hingesunkenen Kunst wieder zu neuem Leben anzufachen.

Die einfachen Schriftzeichen unsrer Zeit blicken mit Staunen auf ihre Urahnen und Verwandten der verschiedenen Völker zurück. Sollte ihnen nicht das Bedenken des Zweifels nahen: Wie lange werden wir den Menschen genügen? Werden nicht Jahrhunderte uns umbilden, daß die Zeit noch mehr uns abgewinnt? Herrschen nicht schon hier und da Geister der Stenographie? Hat das „H" nicht schon den Anfang gemacht zu grollen, daß es nur ein kleines Recht noch besitzt? Tröstet Euch! Das ewig Wahre, das in Euch liegt, bleibt bestehen, wenn auch die Zeit euch umformt und in andere Bahnen lenkt.

Die letzten Tage des „Giambattista Vico".

Von G. L. Piccardi. Deutsch von J. Boy-Ed.

Es war um die Stunde der Mahlzeit, und in der aus Strohmatten hergestellten Hütte, am äußersten Rand des Hügels, widerhallten lustig alle Dialekte und alle Flüche Italiens. Meister Aniello, der rohe Wirth, ein feister Athlet, dem ein schlechterzogener David in früheren Zeiten durch einen Steinwurf ein Auge fortgenommen, war an allen Orten zugleich, um die Wünsche jener wunderlich gemischten Gesellschaft von Kunden zu befriedigen, welche aus jedem Theil der Halbinsel herbeigeeilt waren, um an den Arbeiten der neuen Eisenbahnstrecke Eboli-Potenza theilzunehmen. Vor einer Stunde hatte sich Don Ciccio, der Uebernehmer jener Strecke, in der Wirthschaft sehen lassen und in seinem bekannten resoluten Ton gesagt: „He, diesen Morgen belustigen wir uns nicht, weil der Oberingenieur angekommen ist; also, daß präcis um Mittag das Frühstück für vier Personen fertig gehalten wird, an der Bahnsteigung Nr. 347; der Herr Oberingenieur will zum Diniren nach Picerno zurückkehren." Dies genügte natürlich, um Meister Aniello und die ganze Kundschaft des Purgatorio cinese (das „chinesische Fegefeuer", welchen Namen die Trattoria in der Mattenhütte aus unerfindlichen Gründen führte) in Aufregung zu versetzen. Und gleichsam, als wäre die Ankunft des Oberingenieurs noch zu wenig, war eben auf einem kleinen Esel der Brigadier der Karabinieri angekommen, um eine Untersuchung über eine, den Tag zuvor zwischen den Kerlen im Purgatorio vorgekommene, blutige Schlägerei anzustellen.

Beppo, der Maschinist, wartete seit einer halben Stunde vergebens, daß man ihm die bestellte Cichoriensuppe bringe. Er war ein hübscher junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, robust, ausgedörrt, intelligent. Auf dem rauchgeschwärzten Gesicht trug er drei Narben, Anzeichen eines gewiß nicht milden Temperamentes. An diesem Morgen war er still, er für gewöhnlich unter den lautesten und gewaltthätigsten Kunden des Meister Aniello der schlimmste. Er wartete duldend, in einen bestimmten Gedanken vertieft, der ihn quälte.

Eine Hand legte sich freundschaftlich auf seine Schulter. Er wandte sich um; es war Pasquale, der Heizer.

„Alles ist bereit", sagte dieser, „wir haben vier Waggons Schienen für den Tunnel von Picerno."

„Gut, gut", erwiederte Beppo.

„Sobald wir gegessen haben, könnten wir abdampfen, denn wir sollen noch zurückkehren wegen der drei Ladungen Kiesel für Baragiano."

Beppo begnügte sich, mit dem Kopf ein bejahendes Zeichen zu machen.

„Was ist Dir denn heute? Zum Teufel, Du bist bei schlechten Humor seit heute früh.“

„Laß mich in Frieden“, sagte Beppo einfach und grob.

Ein Knabe kam in diesem Augenblick, um ihm die Cichoriensuppe zu bringen. Pasquale zuckte philosophisch die Achseln, zog aus seiner Tasche ein derbes Stück Brot, ließ sich ein Stück Salami dazu geben und um seinen Kameraden nicht weiter zu beunruhigen, setzte er sich in die frische Luft, auf die Thürschwelle des Wirthshauses.

Die Sonne vergoldete mit ihren warmen Strahlen den nackten Granitgipfel des Marmo. Zweihundert Schritte entfernt vom Birgatorio badete der Hügel den Fuß in dem grünlichen Wasser der Tora, welche hier durch eine, jetzt noch unfertige Brücke überschlagen ward; an dem rechten Ufer des Flusses erstreckte sich die Eisenbahn, in breiten Kurven das Thal wieder hinaufsteigend. Der ferne, weite Horizont verlor sich in den entfliehenden Linien der Hochebene von Sant Eligio, deren gelb-blonde Farbentöne durch breite Getreidefelder verursacht waren.

Auf dem freiliegenden, ebenen Platz vor der Trattoria warteten einige, an ihre schweren zweiräderigen Karren gescharte Maulthiere ruhig Gras weidend, bis die Mahlzeit ihrer Führer beendet sei. Der Abhang bis zum Flußbett war ganz versperrt mit Baumaterialien. Die übereinandergeschichteten Eisenbahnschienen glänzten in der Sonne: überall Haufen von Erde, Pinienbalken, Berge von Porzellanerde, ungeheure Massen von Steinen. Aus dem Grund des Thales begleitete ein Wasserpumpwerk mit seinem beschleunigten Geräusch, in einer eintönigen Kadenz den Lärm der Wirthschaft. Nahe dem Wasserpumpwerk rauchte Giambattista Vico. Und Giambattista Vico war noch eine gute Maschine von 160 Pferdekräften, trotz ihres trichterförmigen Schlotes und aller, in zwanzig Jahren arbeitsamen Lebens erbeuteten Gebrechen. In seinen guten Zeiten hatte Giambattista Vico stolz Italien durchlaufen, jetzt war ihm das bescheidene Amt anvertraut, längs der Pulsader, welche vielleicht eines Tages der Basilicata ein wenig von dem Glanz der alten Lucania zurückgeben kann, sich durch den Transport von Arbeitern und Baumaterialien zu ermatten.

Nach einer Viertelstunde erschien Don Ciccio von neuem auf dem freien Platze, einen kleinen Herrn mit einem großen grauen Hut, beschmutzten hohen Stiefeln, umgeben von einem Schwarm von Assistenten und Geometern begleitend, der Oberingenieur trat sofort in das Purgatorio. Die Arbeiter erhoben sich, der Brigadier legte die Hand an seine Mütze.

„Nettes Gesindel das! Schlägt sich zum Plaisir blutige Köpfe.“

„Gewöhnliche Geschichte“, antwortete als erfahrener Mann der Brigadier.

„Hängen Sie die Lumpenkerle.“

Der Brigadier nahm lachend eine Cigarre vom Oberingenieur an.

„Also“, sagte dieser, sich zu seinem Stab wendend, zum Abschied, „wir sind einig. Beschleunigen Sie die Arbeiten. Zum Henker, Ihr habt mir da eine Mauer auf einen bösen Grund gebaut, bei der ersten

Regensaison muß sie sich senken. Wir müssen die Ablieferungsfrist zu verlängern suchen, sendet sofort zwei weitere Abtheilungen Arbeiter dahin.“

„Zweifeln Sie nicht, Herr Oberingenieur“, bemerkte Don Ciccio, „in drei Tagen wird alles an Ort und Stelle sein. Ei Passatore“, fuhr er fort, indem er sich zu einem rüstigen jungen Mann wandte, welcher in einer Ecke der Hütte rauchend umherlungerte, „hast Du verstanden, um was es sich handelt? Merke Dir, daß ich dabei auf Dich rechne.“

Passatore raffte sich auf, ohne ein Wort zu erwiedern, trat auf die Thürschwelle des Purgatorio und versammelte mit einem Pfiff sein Gefolge. Don Ciccio, der Oberingenieur und der Brigadier verließen die Wirthschaft. Ein Schwarm von Arbeitern folgte ihnen den Hügel hinunter.

„Wer nach dem todten Gleise dirigirt ist, mache sich vorwärts“, schrie Pasquale mit aller Kraft seiner Lungen. „Wir gehen nach jener Seite.“

Die Abtheilung des Passatore machte sich auf den Weg den Abhang hinunter. Pasquale und Beppo stellten sich an das Ende der Arbeiter. Sie gingen wohl fünfzig Schritte vorwärts, ohne ein Wort zu wechseln.

Don Pasquale plagte die Neugier wegen des ungewöhnlichen Benehmens seines jungen Freundes.

„Beim heiligen Rocco“, sagte er, um ein Gespräch anzubinden, „bist Du verrückt, oder bin ich es?“

Der andere antwortete nicht.

„Mein Junge“, fuhr er fort, „solche Manieren habe ich nie von Dir mir gegenüber gesehen.“

„Kann sein“, antwortete Beppo dumpf. Und dann sich rasch gegen den Kameraden wendend, „hast Du schon einmal einen Messerstich im Herzen gefühlt?“

„Ich — nein.“

„Aber ich — o mein Gott!“

„Ei mein Sohn, Du verlierst den Kopf“, rief der Heizer überrascht. „Wer hat Dir's gethan?“

„Ich habe sie verloren“, schrie Beppo auf. Nach einer Pause setzte er tonlos hinzu, „Du weißt, wie ich Checchina liebte, zum Karneval wollten wir uns heiraten.“

„Ja, ja.“

„Gestern Abend komme ich in Picerno an; mein erster Weg ist ihr Haus. Ich trete ein, sie ist nicht da — auf dem Tische fand ich dies.“

Er zog aus seiner Tasche eine kleine Meerschaumspitze heraus, welche durch einen geschnitzten Versaglierekopf verziert war.

„Erkennst Du sie?“

„Natürlich — hab' ich sie doch wenigstens zwanzigmal gesehen, es ist die Cigarrenspitze des Stadtsergeanten.“

„O, wie Recht hatte mein Verdacht also schon immer und sie, sie redete ihn mir so eifrig aus. Hätte ich die Canaille von einem Sergeanten hier — er hüte sich, daß er mir nie vor die Augen komme.“

„Nur immer ruhig“, mahnte der Freund, „die Checchina wird sich besinnen.“

„Es ist vorbei — o das Weib!“ rief Beppo wild.

„Es sind wunderliche Kreaturen die Weiber“, bemerkte Pasquale mit der Miene eines resignirten Sceptikers. „Uebrigens — um so besser für Dich: unter dieser Sonne ist's eines der leidigsten Geschäfte, Frau und Kinder ernähren zu müssen.“

Sie waren angekommen. Die Arbeiter nahmen im Sprung die Waggons und setzten sich auf die Schienen. Beppo und Pasquale stiegen auf die Lokomotive. Giambattista Vico grüßte mit einem Pfiff das Purgatorio cinese und dann entriß er sich mit Gewalt, langsam das Thal gegen Picerno aufsteigend. Als er einen halben Kilometer emporgekrochen war, hielt er inne, man war am todten Gleise angekommen.

Die Arbeiter sprangen zur Erde und in Gruppen nahmen sie den Weg bis an das Flußbett, das todte Gleise fiel hier auf einer Strecke von zweihundert Schritten, es war zwischen die Anhöhe und den Abgrund gezwängt. Drunten bemerkte man einige, bereits mit der Arbeit beschäftigte Männer.

Giambattista Vico schritt weiter, seinen Lauf beschleunigend. Ein schwarzer Rauchstrich dehnte sich niedrig durch das Thal aus. Die Eisenbahn stieg, indem sie eine breite Schnecke beschrieb, welche man mit bloßem Auge auf die Länge von zwei guten Kilometern beherrschen konnte. Nach Verlauf von zehn Minuten kam die Ladung an der Oeffnung des Tunnels an. Giambattista Vico blieb stehen.

„Gieb Obacht, daß die Bremsen an die Wagen gesetzt werden“, schrie Pasquale dem Gefährten zu. Aber Beppo achtete dessen nicht. Seine Gedanken hingen wie leblos an Checchina. Er wartete, bis die vier Waggons losgemacht waren, und als Pasquale wieder auf die Lokomotive sprang, ließ er diese einige Meter vorwärts gehen, bremste gewohnheitsmäßig und fuhr mit Giambattista Vico thalwärts, dem Purgatorio zu.

Die Maschine lief, getrieben von ihrem Gewicht, die Straße verschlingend, in wenigen Minuten erreichte sie die Weichenstellung am todten Gleise. An jener Stelle stieg die Linie für eine kurze Strecke. Ein Arbeiter, der dort gewartet hatte, ließ die Weiche nieder und die Lokomotive setzte ihren Weg gen das Purgatorio fort. Der Arbeiter, als er seine Pflicht gethan, entfernte sich.

Pasquale wandte sich zufällig um und sah rückwärts die ansteigende Bahnwindung entlang.

Er ward blaß wie eine Leiche.

„Mein Gott!“ schrie er, und deutete auf einen schwarzen Punkt, welcher sich fern, fern hinter ihnen an der äußersten und höchsten sichtbaren Stelle der Bahn zeigte.

„Mein Gott“, sagte auch Beppo tonlos.

Wie ein Blitz schoß es durch die Gedanken jener beiden Männer. Pasquale machte mit Geistesgegenwart zwei Umdrehungen mit dem Bremsrad. Beppo schloß das Einlaßventil und mit einem starken Ruck des Armes zog er den Bewegungshebel nach dem Centrum. Nach Verlauf von einigen Sekunden stand Giambattista Vico still.

„Steige herunter“, sprach Beppo kurz und düster.

„Ich? Und Du — Du?“

„Du haſt ein Weib — Kinder. Geh — ich allein genüge, die armen Menſchen zu retten. Ich bins zufrieden.“

Pasquale umarmte ſeinen Freund, zwei Thränen durchfurchten ſeine ſchwarzgerußten Wangen. Er ſprang von der Maſchine und blieb unbeweglich auf der Eiſenbahnſtraße ſtehen.

Beppo, ſtill, ruhig, ſtarr wie ein Automat, gab mit einer kurzen und kraftvollen Bewegung Kontredampf.

„Vorwärts, mein Alter“, rief er dann, indem er den eiſernen Leib des Ungeheuers liebkoſte.

Giambattiſta Vico that einen Seufzer aus tiefſter Bruſt. Ein ſchwarzes Rauchgewölk rollte ſich in der Luft empor. Das Leben pulſirte in den Adern des Rieſen. Er bewegte ſich mit beſchleunigter Schnelligkeit dem ſchwarzen Punkt entgegen.

Und dieſer ſchwarze Punkt?

Die vier Waggons mit Eiſenbahnſchienen, durch Beppos Gedankenloſigkeit ohne Bremſe gelaſſen, auf der von Picerno abfallenden Linie, hatten, nach und nach geſchoben von der Schwere des eigenen Gewichtes und der Ladung, die Herunterfahrt begonnen. Sie ſtürzten ſich ins Thal, die Linie entlang und mußten unfehlbar das todte Gleiſe hinabfahren, dort ein ſchauerliches Gemetzel anrichtend unter den Arbeitern.

Sie näherten ſich mit der Schnelligkeit des Blitzes. Sie zeigten ſich nicht mehr als ein ſchwarzer Punkt — es war eine unheilvolle Maſſe, in der Sonne aufblinkend — eine fürchterliche Todesmaſchine.

Giambattiſta Vico, ſeinen Lauf bis zur Raſerei beſchleunigend, erreichte die Weichenſtellung am todten Gleiſe. Die Arbeiter waren gerettet. Ein geller Pfiff der Lokomotive widerhallte im Thal.

Ein heiterer Schwarm von Schwalben flog auf vom Gipfel des Marmo, hin zu den Hochebenen von Sant Eligio.

Noch hundert Meter — ein Augenblick.

Beppo ſchloß die Augen.

„Checchina!“ ſchrie er wild.

Das Echo eines fürchterlichen Stoßes krachte durch die Thäler. Die Arbeiter auf dem todten Gleiſe liefen zitternd dem Ort des Unglückes zu.

Die vier Waggons waren in den Abgrund geſtürzt, hinunter in das Flußbett. Giambattiſta Vico hatte ſich an der nackten, ſteilaufſteigenden Felswand zerſchellt.

Unfern, auf der Erde lag Beppo, kalt, todt, mit zerquetſchter Bruſt, die Arme geöffnet gegen die Sonne.

Der Mensch und das Federvieh.

(Hierzu die Illustration „Freuden auf dem Lande.“)

„Ein Hof ohne Federvieh ist eine Wüste zwischen Häusern“, so beginnt der jüngst verstorbene joviale Richard Glaß ein Kapitel seiner interessanten Studien aus Haus und Hof, denen wir die nachfolgenden Thierschilderungen verdanken.

„Dir, du armes vernachlässigtes Federvieh“, ruft Glaß emphatisch aus, „welches von vielen landwirthschaftlichen Schriftstellern vornehm ignorirt, von den Hausfrauen aber gebührend geschätzt wird, soll meine Feder zu deinem Ruhm und deiner Ehre gewidmet sein. Mögen Rinder, Pferde, Schafe und Schweine immerhin die Hauptelemente der Viehzucht bilden, das soll deiner Reputation keinen Eintrag thun und keine Unehre in deine zufriedenen Nester bringen. Das Geringe hat auch seinen Werth und aus Kleinem baut sich das Große auf. Wie öde würden die Höfe ohne Federvieh sein, wie hart unser Bett ohne Federn, wie mager unsere Speisen ohne Eier, wie langweilig unser Küchenzettel ohne Geflügel und wie arm an Poesie das Landleben ohne das fröhliche Krähen des Hahnes und ohne das Girren und Schnäbeln der Tauben?

Auf dem deutschen Geflügelhofe spielt die Ente eine große Rolle, obwohl sie ein sehr bescheidenes Thier ist. Gutmüthig übernimmt sie den größten Theil der Sorge für ihre Ernährung selbst und verzehrt alles, was ihr im Wasser und der Jauche vor den Schnabel kommt. Ihr Geschlecht vertritt unter dem Federvieh das Proletariat, es hat keine Geschichte und lebt nur, um zu fressen und gegessen zu werden. Das Elysium der Enten ist China, wo sie künstlich ausgebrütet, auf den Sampanen in besonderen Villen erzogen werden, um das Gelüste stolzer Mandarinen oder chinesischer Plebejer zu befriedigen.

Die Enten sind unter den Vögeln, was die Klatschschwestern unter den Menschen sind; die Unterhaltung hört nicht auf. Der Enterich oder Rächer ist ein stattliches Geschöpf, auf der Oberseite des Schwanzes mit zwei gekrümmten Federn geziert und ein so eifriger Verehrer des schönen Geschlechtes, daß er sich sogar unter dem Hühnervolke seine Favoritinnen sucht.

In geordnetem Stande gebietet der Enterich einer Schar von 10 bis 12 Enten, deren jede jährlich 30 bis 50 Eier legt. Die junge Ente wird schnell mündig und sucht, kaum ausgekrochen, das nasse Element auf; sie ist munter und gesellig, nährt sich redlich auf eigene Hand und beschließt ihre bescheidene Existenz in der Bratpfanne, aus der sie mit Meerrettig servirt, ein Lieblings- und Kirmesgericht der deutschen Nation bildet.

Doch, ein helles Krähen erinnert uns an das wichtigste Federvieh: den Hahn und die Hühner.

Der Hahn ist zu allen Zeiten geehrt und besungen worden, aber auch seine Stimme war den Menschen von Bedeutung und die Alten ließen durch sie die Sprüche der Götter verkünden. Und wie stolz ist seine Erscheinung mit dem rothen Kamme, der breiten Brust und den im Bogen getragenen Schwungfedern. Wie stolz schreitet er als Sultan der Hühner über den Hof, aber wie zärtlich lockt er seine Favoritinnen herbei, wenn er ein Körnlein findet.

Sehr schön sagt Masius von ihm: „Weithin schallet sein Schrei wie schmetterndes Erz. Vor ihm fliehen die Unholde der Nacht, es hört ihn auf dem Meere der Schiffer und der Wanderer auf einsamen Pfade, und Freude kommt in ihre Seele, denn er bezeugt der Menschen heimische Nähe. Den Denker weckt er zur frühen Arbeit und den Frommen zum Gebet; er erschreckt den Uebelthäter, ruft den Leichtsinnigen zur Reue, verkündet dem Landmann des Regens Erquickung und dem Kranken den tröstenden Morgen. Wenn Orion auf die Himmelswacht zieht und auf des anderen Gevögels Fittich der Thau noch perlt, so ist er schon rührig, läßt sein Jauchzen erklingen. Ja, ein Heilsbote ist der Hahn und nimmer genug zu preisen. Sein Ruf zerreißt des Schlummers goldnen Trug und strafft die träge Sehne zur Arbeit, Kraft und Sieg."

Arme Henne! Welche bescheidene Figur spielst du neben deinem stolzen Herrn und Gebieter! Welche unterwürfige Rolle als Favoritin im Harem des gewaltigen Herrn! Aber gutmüthig, pflichtgetreu und zärtlich, züchtig, sorglich und häuslich, bist du ein Bild mütterlicher Liebe, wenn du dein Küchlein vor dem tückischen Raubvogel unter den Flügeln verbirgst, oder als Pflegemutter junger Enten angstvoll am Ufer des Teiches umherirrst, dem sich die jungen Schwimmer muthig anvertraut haben. Selbst Christus hielt es nicht zu gering, die Liebe zu seinem großen Volke mit der Liebe einer Glucke zu ihrem kleinen Volke zu vergleichen. Darum Ehre und Nachfolge auch deinem Beispiele, du treue Mutter, bescheidene Henne, werth von den Arabern mit deinen Kindern unter die Sterne versetzt und von den Menschen werthgeschätzt zu werden! Sela!

Wie mannigfaltig und reich sind die Geschlechter der Hühner! In mythisches Dunkel ist die Zeit ihrer Zähmung gehüllt, kein Sterblicher weiß, wer sie zu Freunden der Menschen machte. Ihre Nützlichkeit ist notorisch aber durch Selbsternährung bedingt, denn eingesperrt und gefüttert, verzehren sie mehr als sie werth sind. Ihr eheliches Verhältniß ist rein muhamedanisch. Ein warm gehaltenes, gut genährtes Huhn legt jährlich 100 bis 150 Eier. Würden diese alle ausgebrütet, so würde ein Hahn als Pascha von 15 bis 20 Hühnern jährlich Vater von einer Menge krähender und gackernder Nachkommen werden können. Glücklicherweise aber ward die Menschheit zu ihrer Erhaltung an die Eier verwiesen und Millionen ungeborene Hühner müssen ihrer Tafel dienen.

Auch sind viele Mütter nicht sehr für das Brüten passionirt, sonst würde gar bald eine Hühnerübervölkerung eintreten und des Spektakels kein Ende sein.

Wind- und Hexeneier spielen im Munde des Volkes ihre Rolle; der Aberglaube läßt letztere vom Hahne legen und über die Scheune geworfen, in Jahren zum Pferde werden. Ein gutes gesundes Ei aber gehört zu den schönsten und appetitlichsten Schöpfungen der Natur und zu den wirksamsten und unentbehrlichsten Nahrungsmitteln. Wie steril würde die Speisekarte ohne Eier und Hühner sein; die Kochbücher würden ohne sie auf die Hälfte ihres Inhaltes zusammen schwinden. Man denke an gesottene, weiche, gedämpfte, gebackene, geschlagene, gerührte Eier, an Eierbrot, Crême, Gelee, Kuchen, Gräupchen, Torte, Punsch und Knickebein; an kraftvolle Hühnersuppen, Hühner en Bechamelle, Ragout fin en coquille, an Frikassee vom Huhn, Huhn à la Braise

und à l'anglaise, Aspic und andere aus den Elementen Ei und Huhn bereitete Genüsse, gewiß wird dabei der Sonnenschein im Angesicht der Köchin sichtlich und das Lippenschmatzen des Feinschmeckers hörbar werden.

Auf der Existenz der Hühner haftet höchstens der Flecken eines faulen Eies, während unzählige Segnungen dieselbe bezeichnen. Einst wurden in der ewigen Roma von Putarius heilige Hühner in der Arkula mit goldener Gerste genährt, um bei großen Begebenheiten die Auspicien an ihnen zu beobachten. Dort wurden zu Ehren der Dioskuren Eierspiele gefeiert und auch in unsren Herzen weckt die Erinnerung an die Ostereier Gefühle der Sehnsucht nach den Jugendtagen.

Darum Ehre dem Hühnergeschlechte und Erfüllung des Wunsches Heinrichs IV.: „Daß jeder Bürger sein Huhn im Topfe habe."

Verzeihe uns Truthahn, gestrenger Herr von Kalekut, wenn wir dir und deiner empfindsamen Duenna erst nach Gänsen, Enten und Hühnern unsere Aufwartung machen.

Schon sehen wir im Geiste das Rad deines Schwanzes sich auseinanderschlagen, deine Flügel sich spreizen, die Fleischwarzen an Hals und Kopf zinnoberroth, die Fleischnase, diesen Thermometer deines Zornes, lang werden, und schon hören wir das Kauderwälsch deiner Entrüstung über diese Zurücksetzung des Putergeschlechtes durch deine Gurgel kollern. Ruhig Blut, Truthahn! Du hast keine Geschichte wie der Gänserich und keinen mythologischen Ursprung wie der Hahn. Es ist sehr zweifelhaft, ob du ein Attribut des Kriegsgottes Vitzliputzli gewesen, ob Koxkox und Kikequetzel deine Ahnen bei der mexikanischen Sündfluth gerettet haben und ob du der Göttin Ponakajohua geopfert worden bist. Höchstens haben deine Federn die Häupter indianischer Helden geschmückt oder die schöne Bestimmung gehabt, den Schurz mexikanischer Mädchen zu bilden. Darum beruhige Dich, gestrenger Puter, denn auch der Versuch, dich als Meleagris mit dem Schicksale des tapfern Meleager in Verbindung zu bringen, ist zu Gunsten der Perlhühner entschieden worden. Dafür wollen wir dir andere moderne Verdienste nicht streitig machen und wenigstens einen dankbaren Blick auf deine Naturgeschichte werfen.

Der französische Arzt Jaques Coeur führte den Truthahn im Jahre 1432, also vor der Entdeckung Amerikas in Frankreich ein. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts trat er auf den Tafeln der Großen und in den Kochbüchern auf.

Die Truthühner, auch Puter, Trude, Kurre und Kalekut genannt, gehören den Hühnerarten und der Familie der Fasanen an. Kennzeichen der Gattung sind: kurzer, starker, nach oben gekrümmter Schnabel, von einem Fleischzapfen gekrönt, nackte warzige Haut am Kopfe und Halse, eine bläuliche Haut an letzterem und kräftige Beine mit langer Fußwurzel und stumpfem Sporn. Der Hahn hat an der Brust einen Haarbüschel, das Huhn nur eine Warze. Die drei ersten Schwungfedern liegen abgestuft, von der vierten an Länge überragt und die achtzehn obern Schwungfedern können sich radförmig aufrichten.

Rothe Farbe reizt den Zorn des Hahnes und wenn er die Henne poussirt, geräth er wie der Auerhahn in einen exaltirten Zustand, der ihn für alles umher blind macht. Von Geburt an ist der Hahn kleiner

als die Henne, wenn aber das Rothwerden der Fleischdrüsen die nahende Volljährigkeit verkündet, steigert sich die Zunahme; die Sporen wachsen, der Haarbüschel erscheint und die Drüsen beginnen zu schwellen. Die Männchen kämpfen um den Besitz der Weibchen; die Ehe ist muhamedanisch und unter den Vögeln repräsentirt der Hahn den hohlen Poltron und die Henne die Zimperliche; jener hat cholerisches, diese melancholisches Temperament. Wie man bei der Wahl von Zuchtstücken Hähne vorzieht, welche durch lebhafte Röthe der Fleischlappen, Breite der Schultern und Stärke des Bürzels Kraft und feuriges Temperament verkünden, richtet man bei den Hennen das Hauptaugenmerk auf die Sanftheit des Charakters.

Bei der gewöhnlichen Zucht auf dem Hofe rechnet man durchschnittlich zehn Hennen auf einen Hahn. Die Henne legt jährlich zweimal, im Durchschnitt jedesmal 15 bis 20 Eier. Die Lust zum Brüten liegt ihr im Blute und sie vergißt über dieser mütterlichen Pflicht oft das Fressen. Ist aber einmal ein Junges heraus, verläßt sie gern das Nest, weshalb man vom 26. Tage an nachsieht und die ausgekrochenen Hühner wegnimmt, bis das Auskriechen vollendet ist. Die Jungen sind gegen Sonnenschein, Regen, Thau und Kälte sehr empfindlich und die Brennesseln sind ihre Feinde. Selbst in Beziehung auf das Fressen verlangen sie eine zärtliche Behandlung und bekommen zur Schonung der weichen Schnäbel ihre Eier- und Erbsenkost mit grüner Zuthat auf Tüchern servirt. Ihre Zahnperiode ist das Wachsen des drüsigen Fleisches. Pips, Zungenbläschen, Pocken, Durchfall, Verstopfungen und Würmer sind stehende Leiden; Läuse, Milben, Ratten, Wiesel und Raubvögel ihre Feinde.

Aber alle Mühen der Zucht vergütet das treffliche Fleisch der gefütterten und gestopften Truthühner, und deshalb wünschen wir jedem Leser am Dreikönigstage nach englischer Sitte einen Truthahnbraten auf den Tisch und eine herzliche: „Gesegnete Mahlzeit!"

Doch schon lange höre ich einen patriarchalischen Trommeltauber seine Unzufriedenheit kundgeben, daß ich dem weitverbreiteten und berühmten Geschlechte der Tauben zuletzt die gebührende Ehre erweise. Aber Ende gut, alles gut! Es ist besser mit einem freundlichen Bilde vom Leser zu scheiden; denn wenn diese Betrachtung mit der schnatternden Ente geschlossen worden wäre, wie leicht hätte man eine unliebsame Parallele daran knüpfen können.

Bei dem Gedanken an schnäbelnde Tauben taucht sogleich der ganze Zauber eurer poetischen Erscheinung, ihr Tauben, empor. Niemand wird sein Weib: „mein Gänschen", „mein Entchen", höchstens einmal „mein Putthühnchen" nennen, aber die Worte: „mein Täubchen", wird jede Evatochter gut aufnehmen. Unwillkürlich verbindet man mit euch, ihr vielfarbig und vielgestaltig gefiederten Vögel, das Sinnbild ehelicher Zärtlichkeit, wenn auch dem Schnäbeln oft das Beißen vorherzugehen pflegt.

Die Geschichte der Tauben wurzelt in den Sphären des Olymps, wie in den Sagen, Sitten und Gebräuchen der Völker aller Zeiten.

Als Jupiter auf Kreta von der Nymphe Amalthea gewartet wurde, holten Tauben aus den westlichen Quellen des Okeanos Ambrosia zur Speise des Götterkindes herbei. Im Haine von Dodona verkündeten

weiße Tauben mit Menschenstimmen die Orakelsprüche der Götter. Tauben zogen den Wagen der schaumgeborenen Aphrodite. Auf Sicilien, wo dieser am Berge Eryx ein berühmter Tempel heilig war, verschwanden die Tauben jährlich neun Tage mit der Göttin nach Afrika. Man feierte dann zum Abschiede die Anagogien, und bei der Rückkehr die Katagogien mit Dankopfern und Spielen.

Auch dem fröhlichen Bacchus und der Proserpina waren die Tauben heilig und in den Haruspicien der Römer und den Opfern der Juden waren sie Symbole der Vorbedeutung und Weihe. Phönicier und Syrer verehrten sie heilig; die ägyptischen Wittwen betrachteten schwarze Tauben als Sinnbild der Trauer um den Tod des Gatten und der christliche Kultus gab der dritten Person der Gottheit, dem heiligen Geiste, die Gestalt der Taube.

Aber nicht allein die mythische und historische Bedeutung der Taube knüpft sich an alle Zeiten, sondern auch ihre naturgeschichtliche an alle Länder der Welt. Ihre Familie zählt fast 200 Arten, von denen die gemeinen Arten in die Linien Feld- und Hoftauben zerfallen. Die Feldtaube stammt von der gemeinen wilden Taube ab und wurde die Mutter der verschiedensten Arten, welche sich wiederum nach Farbe und Zeichnung zerspalten. — Die Hoftaube schließt sich mehr als die Feldflüchter der Pflege des Menschen an; unter ihre Kategorie fallen die Trommel-, Burzel-, Schlag-, Pfau-, Mevchen-, Hauben-, Kropf-, Brief-, türkische, spanische, persische, polnische, Berber- und andere Tauben.

Die gemeinen Tauben haben die Tugenden der Reinlichkeit, Geselligkeit und Zärtlichkeit. Ihr verliebtes Girren deutet die Liebkosungen an, die sie sich und ihren Jungen widmen. Mit tiefen Brusttönen und Bücklingen, mit drolligem Drehen und Wenden wirbt der Tauber um seine Täubin, die Vielweiberei des übrigen landwirthschaftlichen Federviehs veredelt sich bei den Tauben zur ehelichen Gemeinschaft. In der Regel bleiben sich die Paare treu, erziehen ihre ein bis zwei Jungen sechs- bis achtmal des Jahres mit elterlicher Sorgfalt, zeigen aber wenig Schmerz, wenn sie ihnen geraubt werden. Die Tauben lieben, wie das schöne Geschlecht, Gesellschaft und Wohlgerüche und werden durch Anisöl und Taubenbeize leicht an ihre Schläge gefesselt. Das Schnäbeln und wechselseitige Brüten, sowie das Füttern der Jungen aus dem Kropfe und das Erwärmen ihrer 8 bis 9 Tage blinden Kinder sind Beweise der rührenden Sorgfalt und Zärtlichkeit, welche die Mutter Natur ihnen einhauchte.

Aber wie alle gefühlvolle Wesen leiden die Tauben bei mangelnder Befriedigung an Schwermuth. Ihre Krankheiten und ihren Nutzen will ich nur vorübergehend berühren, um der Poesie nicht die gemeine Prosa von Läusen und Speisen beizumischen. Auch die Liebhaberei mit Tauben möge in den Geldbeuteln der Spekulanten und Züchter ihre Abwicklung finden. Nur den Lach- und Turteltauben will ich noch zeigen, daß ich ihrer gedacht habe, allen Völkern eine Friedenstaube mit dem Oelzweige senden, eine Brieftaube ausrüsten, um einen herzlichen Gruß an meinen lieben Leser unter ihre Flügel zu nehmen und allen Menschen auf dem weiten Erdenrunde zuzurufen: „Seid ohne Falsch wie die Tauben!“

Die Kunst sich vortheilhaft zu kleiden.

Von **Rosa Barach.**

„Wie um alles in der Welt kannst Du nur einen solchen Hut aufsetzen, liebste Freundin!"

„Was mißfällt Dir eigentlich an meinem Hute?"

„Mißfallen? O Du heilige Einfalt! Wie kann man nur so fragen. Siehst Du denn nicht, daß in dem großen Oval Deines Hutes, das etwas zu starke Oval, das Dein Gesichtchen bildet, gänzlich verschwindet? Dazu kommt noch, daß Du zu Deinem aschblonden Haar ficellfarbiges Hutfutter — horrible dictu — gewählt hast und Haar und Hutfrisur heben sich nicht nur voneinander nicht ab, sondern lassen Deinen ohnehin farblosen Teint noch farbloser erscheinen.

„Ja wie soll ich mich denn aber kleiden?"

„Nun Kindchen, das will ich Dir gleich sagen! Setze Dich hier vor mir in einen Stuhl, denke, ich sei Professorin der Mode und des guten Geschmackes und hielt Dir und den vielen anderen, die nicht da sind, eine Vorlesung über „die Kunst, sich vortheilhaft zu kleiden". Ich beginne also:

„Meine Damen! Die Kunst sich vortheilhaft zu kleiden ist ein, für eine Dame unerläßliches Studium, wovon Sie sich im Verlaufe meines Vortrages sehr bald überzeugen werden. Sie hier, mein Fräulein z. B. sind blond, vor allem also empfehle ich Ihnen einen dunkeln Hut und wollen Sie jedoch den Innenrand des Hutes mit farbigem Futter besetzen, dann müssen Sie eine intensive Farbe wählen, die sich von ihrem Haar und ihrem Teint bedeutend abhebt z. B. „Bordeaux". Hut und Haare müssen sich eben voneinander abheben, das aber, mein Fräulein, zu erreichen ist Ihnen, Sie verzeihen wohl, nicht gelungen. Sie wählen auch zu Ihren Kleidern immer unausgesprochene Farben und Sie haben dadurch ein mattes Bild, welches Ihrer hübschen Persönlichkeit durchaus nicht zum Vortheil gereicht.

Sie meinen wohl, daß Sie „Bordeaux", weil es roth ist, nicht gut kleiden würde? Doch verzeihen Sie und all Ihre blonden Mitschwestern, wenn ich zu behaupten wage, daß sie alle, eine ebenso irrige, wie ungerechte Vorliebe für „Blau" und „Rosa" haben und sich ungerechter Weise einbilden, Sie könnten keine rothen Farben tragen. Nehmen Sie doch einmal zu einer röthlichen Farbe, wie es Ihr Haar hat, eine dunkelrothe und sie werden sehen, wie sofort die lichtere Farbe Ihres röthlichen Haares vor der Dunkeln noch erblaßt und beinahe blond erscheint.

Nach dieser, auf Beweise sich stützenden, wenn auch nicht Goetheschen Farbenlehre, müssen Sie, meine Damen, doch sofort einsehen, daß Sie alle dunkle Nuancen in roth tragen können, denn gegen das rothe Band oder Hutfutter wird Ihr röthliches Haar als schönstes Goldblond erscheinen. Darum, meine verehrten Damen, rathe ich Ihnen folgendes: Haben Sie einen matten Teint und matte Haarfarbe, und wollen Sie sich so vortheilhaft kleiden, daß beide gehoben werden, dann müssen Sie noch mattere Farben wählen, was Sie sehr selten thun. Haben Sie aber dunkeln Teint oder sind Sie sehr gefärbt, dann müssen Sie dunkle Farben wählen, gegen welche Ihr Teint blaß erscheinen muß. Auch das thun Sie selten, aber Sie begehen in puncto façon auch wahre Unterlassungssünden. Sie, mein verehrtes Fräulein dort links, Sie haben eine sehr schmächtige Gestalt und ein schmales, feines Gesichtchen. Dazu aber tragen Sie einen Riesenhut, darin ihr Gesichtchen noch schmäler erscheint. Setzen Sie aber ein kleines Capotehütchen auf und ihr liebes, feines Gesichtchen wird wie ein zartes Engelsbildchen daraus hervorsehen. Sie sind sehr mager, d. h. Pardon, schmächtig wollte ich sagen und Sie tragen festanliegende Kleider, so daß man Ihnen beinahe die Rippen zählen könnte. Sie tragen so enganschließende Aermel, daß die unvortheilhafte und unproportionirte Länge Ihres Armes erschreckend hervortritt. Sie werden mir antworten, dies sei streng modern. Jawohl, Verehrteste, allein man muß die Mode nicht bis auf jedes i Tüpfelchen befolgen, was sich für alle schickt, schickt sich oft gerade für eine nicht und eines schickt sich nicht für alle. Man muß die Mode sich dienstbar machen und sie unserer Individualität anpassen, d. h. so viel als: Sie, mein Fräulein, müssen faltige Kleider tragen, pour corriger la nature, lieben Sie aber glatte Taillen, dann rufen Sie doch Madame Phantasie zu Hilfe, sie ist eine perfekte Kleiderkünstlerin und sie wird irgend eine Draperie erfinden, die Sie voller erscheinen läßt und mit der Mode Hand in Hand geht. Tragen Sie nicht so knapp anliegende Kleider. Sehen Sie dort jene hagere Gestalt? Betrachten Sie dieselbe einmal, meine Damen. Sehen Sie die hohen Kugelärmel, die bis in den halben Rücken reichen, der ja ohnehin erschreckend schmal ist. Finden Sie dies schön und vortheilhaft? gewiß nicht, diese Dame müßte Kleider tragen, die sie voller erscheinen lassen, jedoch die hohen Kugelärmel sind nur für breitschultrige Damen geschaffen, für mich sind sie eine Nothwendigkeit, um meine rundliche Gestalt etwas schlanker erscheinen zu lassen. Sehen Sie mich an, ich will an mir ein Beispiel statuiren.

Ich bin brünett, trage also prinzipiell dunkle Hüte und dunkle Kleider; gegen diese erscheint mein Teint lichter, aber hier ist auch die gefährliche Stelle, wo vom Schönen zum Unschönen oft nur eine Nuance den Ausschlag giebt. Nur ein wenig zu dunkel und ich gäbe eine recht düstere unsympathische Erscheinung ab. Denken Sie sich mein starkes Vollmondgesicht von einem kleinen Capotehütchen umrahmt. Müßte es nicht noch stärker erscheinen? wenn ich aber den großen „Sarah Bernhard" meiner kleinen Freundin dort aufsetze, so verschwindet mein scharfes kantiges Gesicht in dem großen Schirme des Hutes. Sie sehen, die Natur hat bei mir mit einem gewissen Embonpoint nicht gespart und ich trage weite faltige Kleider, in denen aber das versteckt ist, was mir die Natur des Schönen zu viel gegeben. Sie staunen, meine Damen, nun ich begreife

das, Sie sind gewohnt, daß sehr starke Damen sich fest schnüren, und sich alle Qualen des modernen Panzers auferlegen, sie Kleider tragen zu sehen, die alles Faltige vermeiden, damit sie ja nicht stärker aussehen und diese bewirken gerade dadurch das Gegentheil von dem, was sie wollen. Aber betrachten Sie doch dort links in der Ecke jene starke Frau. Sie ist so fest geschnürt, daß sie in das Kleid förmlich hineingepreßt erscheint. Sieht sie dadurch schwächer aus? Nein, sehen Sie doch wie prägnant alle Formen ausgedrückt sind, vom runden, übervollen Arm, bis zu dem Fleischwust, der unter dem Arme sich abzeichnet und den Rücken verunziert. Ich habe ein Gefühl, als stünde sie nackt vor mir und je mehr sie die Taille zusammenschnürt, um so schlanker zu erscheinen, desto schärfer und voller tritt die starke Brust hervor. Thäte nicht auch sie besser, sich etwas weniger zu schnüren, etwas weniger knappe Kleider zu tragen und die so hervortretende Brust mit irgend einer, der Mode angepaßten Frisur zu drapiren?

Ja wer soll denn knappe Kleider tragen? fragen Sie, meine Dame.

Nun weder die zu starken, noch die zu schwachen Damen, sondern jene, welche die Natur in unbewußter Großmuth auf die goldene Mittelwage gelegt, die sogenannten „schönen Gestalten", die dürfen alles tragen und schon ein altes Sprichwort sagt: „Schöne Frauen kleidet alles gut.

Apropos, meine Damen, auch schöne Frauen müssen sich eine gewisse Reserve auferlegen. Wenn ich z. B. dort jene wunderschöne Frau betrachte, so muß ich gestehen, daß sie zu pompös, zu reich gekleidet ist, in einer einfach eleganten Toilette würden ihre schöne Gestalt und ihr reizendes Gesicht mehr hervortreten, mehr zur Geltung kommen, während so die ganze Erscheinung bloß auffällig ist, und nicht jenen wohlthätigen Eindruck in uns zurückläßt, den das edel Schöne bedingt.

In denselben Fehler verfallen auch die häßlichen. Pardon! meine Damen, ich habe mich vorerst überzeugt, daß keine jener Unglücklichen anwesend ist. Sprechen wir also frei.

Diese armen, von der Natur so stiefmütterlich behandelten Frauen, greifen mit einer wahren Leidenschaft nach schönen pompösen Kleidern und Farben, gegen welche sie noch häßlicher erscheinen, als sie in der That sind. Diese Damen aber sollten, freilich wissen es die wenigsten daß sie häßlich sind, schon darum solche Kleidung nicht wählen, weil diese die Blicke des Beschauers auf die Person selbst lenken. So werden Sie vielleicht schon bemerkt haben, daß bucklige Frauen und Mädchen sich sehr auffallend kleiden. Sie tragen die hellsten Farben, die meisten Blumen, die für ihre Gestalt gefährlichste Façon, die abnormsten Hutformen und oft die diversirendsten Farben zugleich. Es ist mir dies ein psychologisches Räthsel, welches ich nur dahin zu lösen vermag, als hätten diese Armen den unbewußten Trieb in sich, durch das Aeußere das zu ersetzen, was ihnen die Natur streng versagt und statt sich in die einfachsten Kleider, in die dunkelsten Farben zu hüllen, lenken sie durch ihre Toilette gewaltsam die Blicke auf ihre Gebrechen. Mich durchbebt bei ihrem Anblicke immer ein unendliches Mitleid und es überkommt mich ein Gefühl, als müßte ich ihnen die Hände aufs Haupt legen, d. h. wenn ich sie damit verdecken könnte.

Oft sieht man auch starke Frauen mit aufgedunsenem Gesichte in

grelle Farben gehüllt und das Auge ist oft verletzt von einem grünen Kleide, einem blauen Schirme und einem Hute mit rothen Blumen, die ein sonderbares Ensemble der Toilette bilden. Man sieht kleine Frauen, welche es lieben sich kurz zu schürzen und dadurch noch kleiner erscheinen, und schlanke Gestalten, welche lange Kleider tragen und dadurch noch länger aussehen, als sie ohnehin schon sind und all dies, meine Damen, kann Sie überzeugen und Sie zu dem Résumé gelangen lassen, daß die „Kunst sich zu kleiden" jede Dame studiren sollte. Zwar giebt es keine Universität, wo derlei von weiblichen Docenten gelehrt würde, allein die beste Schule ist da wohl der Spiegel und die beste Lehrmethode der delphinische Orakelspruch: „Erkenne Dich selbst", d. h. habe den Muth dies zu sagen: Ich bin zu dick, zu klein, zu groß, zu mager und der alte Orakelspruch wird sicher zum Ziele führen, d. h. zur „Kunst, sich vortheilhaft zu kleiden."

„Nun, Herzchen, wie bist Du mit meinem Vortrage zufrieden?"

„O danke. Ich glaube, ich habe ihn mit Nutzen gehört."

Beim Abschied.

Du batst, mein Kind, ich möchte Dir
Zum steten Angedenken
Ein glühendes Gedicht von mir,
Ein Lied der Liebe schenken.

Hier diese Rose nimm, mein Kind,
Birg sie in Deinem Mieder;
O, glaube mir, die Blumen sind
Die schönsten Liebeslieder.

Ihr Duft von meiner Liebe spricht
Mit zaubersüßen Worten,
Und solch ein glühendes Gedicht,
Das find'st Du aller Orten.

Edmund Grün.

Beinahe in Italien.

Novelle von E. Müller-Gauger.

Graf Ebers trieb die Landschaftsmalerei als Dilettant. Er hatte die Welt gesehen, d. h. er hatte viele Jahre in Paris, Petersburg und London gelebt. Gegen Ende seiner mittleren Jahre rettete er sich und die Reste seines Vermögens aus dem Strudel des großen Lebens nach der süddeutschen Stadt A. Hier wohnten viele seines Geschlechts; hier fühlte er sich als Glied einer Familie, ein Genuß, der seinem Gemüth allmählich tiefes Bedürfniß geworden war. Das Familienoberhaupt, der Fürst K. hatte es übernommen, die völlig zerrütteten Verhältnisse des Vetters zu arrangiren. Graf Ebers lebte im Hause des Fürsten und bezog nebenbei eine kleine Rente, die so bescheiden war, daß er sich nicht selbstständig regen konnte. Das sollte der Ausgang eines glänzenden, verschwenderischen Lebens sein. Mit der Zeit empfand es der Graf doch schwer, daß er für ruhiges, sicheres Auskommen seine Freiheit verkauft hatte.

Was thun? Von seinen einstigen Liebhabereien war ihm nichts treu geblieben als die Malerei. Er war ein arger Dilettant. Früher hatte ihm der geringe Grad von Fertigkeit genügt. Er hatte schöne, geistvolle Frauen gefunden, die seine Landschaften reizend nannten, die den interessanten Künstler feierten und seine Huldigungen als Auszeichnung aufnahmen. Dieser Reiz war mit dem der Jugend und der glänzenden gesellschaftlichen Stellung verblichen; sein Verhältniß zur Kunst war ein völlig anderes geworden. Er hatte nie Ehrgeiz und Streben gekannt; jetzt begann er sich um die anerkannten Meister zu kümmern, sie zu studiren und ihnen nachzueifern.

Er war oft recht unzufrieden mit sich. Es fehlte ihm zu viel; zumeist Geduld. Alles wollte mühsam gelernt sein. Von seinem Fenster aus genoß er zuweilen den Anblick der Alpen; dann pflegte sich das Wetter regelmäßig zu ändern und trübe zu werden.

Es war ein schönes Trugbild: diese klare, durchsichtige Luft, diese weißgelblichen, kompakten, majestätischen Massen, deren Umrisse sich haarscharf vom Horizont abhoben; dahinter hervor winkte Italiens tiefblauer Himmel, die Gärten der Hesperiden, die wahre Heimat des Malers, des Künstlers.

Graf Ebers empfand jedesmal Unruhe, unbestimmte Sehnsucht. Er schlief in der darauffolgenden Nacht immer schlecht. Am andern Morgen hing der Himmel tief und grau. Man sah nur die Umgebung, die Nachbarhäuser, die liebe, gute Stadt A., die gemüthlich etwas langweilige Heimat.

Alsdann fühlte sich der Graf äußerst unbehaglich. Er glaubte abgeschlossen zu haben mit den Wanderjahren und geberdete sich wie ein halbflügges Vögelein, dem das Nest zu eng wird. Diese bösen, lieben, entzückenden und schändlichen Linien am Horizont verleiden ihm sein Heim. Und was gaben sie ihm dafür? Wehmüthige Empfindungen sogar Selbstanklagen, ihm, der sich um Reue sein Lebtag nicht viel gekümmert hatte.

Die grotesken, wilden Gebirgszüge waren für ihn seine eigene auf-

ſtrebende Jugend; ſie lockt, als wäre ſie noch nicht ganz vorüber. Da kommt der Regenguß darauf und alles iſt vorbei. Der blaue Himmel Italiens hätte ſich über der thatkräftigen, ſchäumenden Jugend ewig heiter ausgeſpannt; ſeine Sonne hätte die köſtlichen Talente gereift und dem Alter herrliche Früchte gebracht. Nun ſind für dieſes traurige Alter die grämlichen Regentage, das eingezogene Leben, die Unſelbſtſtändigkeit, die Reſignation beſtimmt.

Graf Ebers ſagte ſich das zehnmal; aber elfmal glaubte er nicht daran. Vielmehr lebte er ſich mehr und mehr in den Gedanken ein, er genieße in Rom die Mondſcheinnächte und den Frühling in der Campagne. Er kaufte ſich ein Reiſehandbuch; er beſtimmte die Reiſeroute, die Hotels, miethete ſich in Rom in einem Privathaus ein und bewohnte es im Geiſt, alles ohne einem Menſchen eine Silbe davon zu ſagen. Das war einſtweilen ein Erſatz; wenigſtens ließen ſich die trüben Tage, die auf den klaren Horizont folgten, nun beſſer ertragen, da man ſich eine ewig heitere Ausſicht eröffnet hatte. Im übrigen ließ Graf Ebers die Monde und Jahre wechſeln, ohne ernſtlich an die Reiſe zu denken. Wäre das der Dank für die Bemühungen des Familienoberhauptes, für die ſchweſterliche Güte der Fürſtin geweſen, wenn er wieder aus dem Kreis der Familie ausſchied und womöglich neue Schulden machte? Nein, es ging nicht, unmöglich. Der Gedanke an die Reiſe wurde zwar nicht aufgegeben, aber als tiefſtes Geheimniß bewahrt.

Dabei lernte Graf Ebers langſam, ruhig und beharrlich in ſeinem Atelier arbeiten. Er machte wirkliche Fortſchritte. Er bekam eine Art Reſpekt vor ſich ſelber. Eine kleine Landſchaft, ein Motiv aus nächſter Umgebung, eine etwas wehmüthig angehauchte Herbſtlandſchaft fand auf der Ausſtellung in München einen Käufer. Graf Ebers ließ ſich zum erſten Mal im Leben bezahlen. Stolz ſtrich er das erſte Honorar ein. Es wurde beiſeite gelegt als Fond für die nunmehr „mögliche“ Reiſe nach Italien. Gegen einen dritten würde er natürlich die Abſicht geleugnet und erwiedert haben: „Es iſt gar nicht daran zu denken.“

Nebenbei war Graf Ebers ein regelmäßiger Theaterbeſucher. Das Stadttheater zu A. bot für einen Mann, der ſo viel Schönes in ſeinem Leben geſehen hatte, immerhin noch Befriedigendes. Auch der dramatiſchen Kunſt ſtand der Graf anders gegenüber, ſeit er in den Schoß ſeiner Familie zurückgekehrt war. Er ſaß beſcheiden auf einem Seſſel in der Tiefe der fürſtlichen Loge. Die Vorderplätze gehörten dem fürſtlichen Paar oder den jugendlichen Anverwandten. Der Graf hatte ja genug geſehen; er kam immer erſt in zweiter Linie. Früher mußte der Löwe des Tages vorn an der Brüſtung ſitzen, er mußte von allen Seiten ſichtbar ſein, Angele und Miß Eva mußten es leicht haben, von der Bühne herauf mit ihm zu kokettiren. Das alles war vorbei. Man kokettirte überhaupt nicht mehr und mit nichts.

Auch aus dem tiefen Dunkel der Loge heraus konnte man ſich für jemand intereſſiren, wenn auch anders wie früher. Mit untergeſchlagenen Armen, ſinnend, beobachtend, prüfend, wunſchlos.

Die Saiſon war halb vorüber und des Grafen Intereſſe für eine Sängerin hatte das Stadium der verſchränkten Arme und des wohlgefällig ſchiefgeſenkten Hauptes noch nicht überſchritten. Die Sängerin wurde nur in zweiten Partien verwendet. Wichtiger als ihre geſang-

lichen Leistungen war für den Grafen, daß sie etwas Römisches an sich hatte. Ihre Gestalt war gedrungen und voll, ihr Teint dunkel, die Augen groß, schwarz und lebhaft; an den Schläfen fielen die Haare gekräuselt in das Gesicht; ihre Stimme, ein tiefer Alt, klang voll und wohllautend; Schnitt der Nase und Oval des Gesichtes vervollständigten den römischen Eindruck.

Mit dieser Dame hatte der Graf, wenn er im Dunkel der Loge seinen Lieblingsträumen nachhing, sein Landschaftsmotiv aus der Campagne geschmückt. Dieser falschen Italienerin begegnete er in den Gärten der ewigen Stadt; als sie eines Abends in einer italienischen Oper eine Begleiterin im römischen Kostüm darstellte und einen Triller von zweifelhaftem Werth losließ, applaudirte er leidenschaftlich zum Staunen des ganzen Auditoriums, das sein italienisches Sehnsuchtsfieber nicht theilte.

Mit dem Tage jedoch, an welchem er das erste Honorar erhalten hatte, war in dieser Hinsicht eine Wendung eingetreten. Die falsche Italienerin war für ihn nicht mehr bloße Staffage. In dem Maß, als er neue Schaffenslust und neuen Lebensmuth durch Herz und Adern rinnen fühlte, war sie Selbstzweck geworden, ein Etwas, das an und für sich Werth besitzt, das allein schon die Mühe lohnt, es näher kennen zu lernen. Er spürte zum ersten Mal entschiedenes Verlangen, ihre Bekanntschaft zu machen. Er entschuldigte sich alsbald bei seiner Cousine, der Fürstin damit, daß er von einem durchreisenden Freund abgerufen werde und verließ die Loge.

Die Oper näherte sich ihrem Ende. Vor der Thür, durch welche die Bühnenkünstler passirten, standen bereits die jungen Elegants; ein wenig abseits promenirten die Offiziere. Graf Ebers stutzte einen Moment und begann angesichts der meistbegünstigten Jugend über seine verspätete Liebesanwandlung zu spötteln. Er beschloß, sich auf die Beobachtung zu beschränken und nebenbei die halb römische Mondscheinnacht zu genießen. Er schlug den Kragen in die Höhe und schritt möglichst unbefangen auf und nieder.

Die Oper war aus. Feuerwehrleute und technisches Personal verließen zuerst das Theater; dann kamen die Choristen, dann die Solisten; und dies war Figur und Gang der falschen Italienerin. Der Graf wurde unruhig, als sie ihm entgegenschritt. Zufällig folgten ihr ein paar junge Herren; er nahm dies für Absicht und drückte sich möglichst gleichgiltig an ihr vorüber. Dann wandte er sich um. Die Herren bogen in eine Seitenstraße, während sie geradeaus weiterging. Das mit den jungen Herren war also eine Täuschung gewesen. Sie ging ohne Begleitung und Anfechtung nach Hause. Er folgte ihr. Der Abend war ja so schön. Sie schloß sich plötzlich ein Haus in der Nähe auf und verschwand.

Am nächsten Abend bediente sich Graf Ebers zum ersten Mal eines Opernglases. Er bemerkte viele und kostbare Ringe an den Händen und ein werthvolles Collier am Hals der falschen Italienerin, es blitzte gewaltig und echt, so viel er davon verstand, und er verstand etwas davon. In dieser Branche hatte er dereinst nur zuviel geleistet. Unter dem reellen Werth von tausend Thalern hatte er keinen Brillantring verschenkt. Und nun hatte er nicht einmal so viel übrig, um eine Kunst-

reise nach Italien zu machen. Darüber mußte er wehmüthig lächeln, während er unter dem Kreuzfeuer ihrer Diamanten stand. Sie ist reicher wie Du, dachte er weiter, sie ist gewiß schon in Italien gewesen. Sie reist vielleicht jedes Jahr dahin, während Du — — kennen lernen möchtest Du sie doch gern nur wegen — Italien!

Helle und dunkle Winternächte wandelte der Graf wie ein getreuer Schatten der Sängerin bis vor ihre Hausthüre nach, ohne den Muth zu finden, sie anzureden. Die ehemaligen Praktiken und Kunstgriffe durch Billets, Einladungen, Geschenke ꝛc. verschmähte er aus triftigen Gründen. Ein armer Maler tritt eben bescheidener auf als ein Graf, der die Gewohnheiten eines Roués an sich hat.

Wie es zu gehen pflegt; was lange vergebens erstrebt wurde, brachte der Zufall eines Tages unverhofft. Sie folgten beide der Einladung zu einem Künstlerkränzchen und fanden sich, ohne sich hier zu erwarten.

Zuerst litt der Graf eine kleine Enttäuschung.

Sie hatte in der Nähe besehen und vollends wenn man sie sprechen hörte, gar nichts Italienisches an sich. Sie war vielmehr eine echte Altbayerin, eine Münchnerin vom reinsten Wasser, harmlos, gutmüthig, eine treue, biedere Seele, ohne Arg, ohne Falsch, eine gute Person, die keinen besseren Namen verdiente als den sie eben trug, nämlich „Christine".

Christine war nie aus Bayerns blauweißen Pfählen hinausgekommen; sie hatte auch nie das Bedürfniß gefühlt, Italien kennen zu lernen. Sie war die junge Wittwe eines reichen Holzhändlers, der das echte bayerische Bier nicht vierundzwanzig Stunden entbehren konnte und es folglich im Vaterland am schönsten gefunden hatte.

Der Graf kam ihr sehr würdig und leutselig entgegen. Sein Benehmen gefiel ihr ungemein. Sie vertraute ihm mehr an, als man sonst bei der ersten Begegnung an Erlebnissen preiszugeben pflegt; aber sie hatte das Gefühl, einem edlen, vorurtheilsfreien Mann gegenüberzustehen, den man mit Wahrheit am besten dienen kann.

Sie hatte ein gut Theil Trübes im Leben erfahren. Ihre Ehe war keine glückliche gewesen und sie gestand ehrlich ein, daß sie dem verlornen Glück keine Thräne nachweine. Ihr Mann war eine gewöhnliche Natur gewesen, sein Lebtag nur auf Erwerb und Genuß bedacht und ohne Verständniß für die geistig höheren Ansprüche seiner Frau. Mit seinem Tod hatte er sein und ihr Vermögen glücklich durchgebracht und hätte sie nicht ihren Schmuck im Werth von etwa tausend Thalern gehabt, so wäre sie der Noth und dem Mangel preisgegeben gewesen.

Nun erwarb sie ihren Lebensunterhalt damit, daß sie ihre hübsche Stimme beim Theater verwerthete. Versiegte einmal diese Erwerbsquelle, so mußte der Schmuck aushelfen; er war ihr letzter Rettungsanker. Das unstäte Leben beim Theater war ihr ein Greuel, sie sehnte sich nach Ruhe, nach einer Häuslichkeit. Dennoch schätzte sie ihre Freiheit und ihren ledigen Stand, denn die brutalen Eifersüchteleien ihres verstorbenen Gatten hatten ihr geradezu das Leben verbittert.

„Eine feste abgeschlossene Natur, ein tiefes Gemüth, ein braves Weib, das sich ehrlich durch die Welt schlägt. Sie sieht aus wie die Treue selbst; und der Barbar von Mann hat ihr mit Eifersucht das Leben verbittert!" resumirte der Graf, als er in früher Morgenstunde seine Wohnung aufsuchte.

„Ein lieber, braver, guter Mann muß das sein, gar nicht so wie die anderen, nicht aufdringlich und voreilig absprechend; nein, gelassen, gleichmäßig ruhig und gewiß gediegen durch und durch! Aber er scheint eben auch nicht ganz glücklich zu sein. Wenn man nur wüßte, was ihm fehlt, daß man ihm rathen oder helfen könnte", dachte Christine, als sie sich bettete. Es war ihr lange nicht so frei und froh in der Seele gewesen als seit heute, da sie sich dem Grafen anvertraut hatte.

Es entspann sich ein zartes Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen, dem sehr zu statten kam, daß es vor der Welt geheim gehalten wurde. Christine wurde vertraut mit den Verhältnissen, den Arbeiten, den Ideen des Grafen und fühlte sich sehr heimisch in seiner Gedankenwelt.

Eines Tages überraschte er sie durch die Mittheilung:

„Ich habe die feste Absicht, im Frühjahr nach Italien zu reisen. Ich kann nicht bestimmen, wie lange ich bleiben werde. Die Reise ist zu meiner künstlerischen Durchbildung durchaus nothwendig, ich darf sie nicht länger aufschieben."

So hatte plötzlich Fassung und Form gewonnen, was bisher nur stiller, frommer Wunsch gewesen war. Im Umgang mit Christine war feste Absicht daraus geworden.

Christine wurde still und nachdenklich. Sie sagte nur:

„Was zu Ihrer künstlerischen Ausbildung nothwendig ist, das muß geschehen."

Graf Ebers fuhr fort:

„Ich habe mir eine kleine Summe gespart; sie muß ausreichen."

Christine erwiederte:

„Auch ich habe mir in diesem Engagement etwas zurückgelegt."

„So kommen Sie mit nach Italien, auch für die Ausbildung Ihrer Stimme, für Ihre Zukunft kann der Aufenthalt in Italien von Nutzen sein", fiel der Graf lebhaft ein.

Christine blickte ihn im Zweifel an, ob er im Scherz oder Ernst rede, dann sagte sie mit einem leichten Seufzer:

„Nun gut, ich werde mitkommen, im Frühjahr, wenn unsere Saison zu Ende ist."

Was wird aber die Welt dazu sagen?

Und unter welcher Form will man zusammen reisen?

Und wozu kann es führen?

Der Graf gestand sich im Stillen, daß er immer noch ein wenig an jugendlichem Leichtsinn laborire.

Zum Glück war es noch nicht gleich Frühjahr. Man konnte inzwischen das Projekt zehnmal ins Gebiet des Scherzes ziehen; man konnte sich eine gemeinsame Reise als möglich denken und sich daran genügen lassen.

Das ging nun so, so lang es ging.

Als aber die ersten Schwalben sich über das im Duft fernstrahlende Gebirge schwangen, als die ersten warmen Tage kamen und die lauen Grüße vom italienischen Frühling sich um das schwellende Herz legten, da stand es auf einmal wieder fest wie von Ewigkeit her, daß die Reise gemeinsam unternommen werden sollte. Die Form war ausreichend: sie zur Ausbildung ihrer Stimme; er: anch'io sono pittore — eine echte Künstlerfahrt! Ins Land der Freiheit! Heraus aus den Schranken

engherziger, spießbürgerlicher Vorurtheile! An der Seite ein Wesen, mit dem man Austausch pflegen kann! Mit dem man all das Schöne doppelt sieht, doppelt genießt! Welche Lust! Welch herrlicher Daseinszweck! Welch reines Glück!

Man beschloß nur das Unentbehrlichste an Gepäck mitzuführen. Der Graf erbot sich, einige Kleinigkeiten, die Christine nicht unterbringen konnte, in seinem Koffer zu verwahren.

Der Abend war gekommen, an welchem Christine zum letzten Mal sang. Zwei Stunden später wollten sie den Personenzug nach Lindau am Bodensee benutzen. Von dort aus wollte Graf Ebers seinem fürstlichen Vetter den bereits geschriebenen Brief übersenden, der seine Entschuldigung wegen der heimlichen Abreise enthielt. Er bat den Vetter darin, ihm die Künstlerschrulle gütigst nachzusehen; nur noch einmal wolle er die Ungebundenheit früherer Tage genießen, dann gerne für immer in den Kreis der erlauchten Familie zurückkehren und seine italienische Sammelmappe als fleißiger deutscher Künstler verwerthen.

Das Reiseprojekt war musterhaft geheim gehalten worden. Weder die Familie des Grafen, noch die Kollegen und Bekannten hatten eine Ahnung davon.

Begreiflicherweise befand sich Graf Ebers in den letzten Stunden vor der Abreise in großer Aufregung. Nirgends hatte er Ruh noch Rast. Er sträubte sich umsonst gegen den immer wiederkehrenden Gedanken, daß er etwas thue, dessen Folgen unabsehbar für ihn waren. Ein Weib, wie Christine, schüttelt man nicht ab; wird aus der Gewohnheit Neigung, so sitzt sie fest in Herz und Hirn, sagte ihm eine warnende innere Stimme. Aber ist sie mir denn mehr als eine liebe Freundin, beschwichtigte er die Stimme, darf es denn unter Künstlern keine ideale Freundschaft zwischen Mann und Weib geben?

Nach Schluß der Oper begab er sich in die Garderobe eines befreundeten Sängers, der morgen abreiste und dem er Lebewohl sagen wollte. Vor und hinter den Coulissen war es ganz still geworden, als der Graf die Garderobe des Sängers wieder verließ. Sein Weg führte ihn an den anderen Herrengarderoben vorüber. Als Unbefugter an diesem Platz trat er ein wenig leise auf. Plötzlich war es ihm, als höre er in der letzten Garderobe eine Dame sprechen und zwar war das Christinens tiefer Alt, darüber konnte kein Zweifel bestehen.

Was hatte sie hier zu suchen?

Graf Ebers hielt an und legte das Ohr ein wenig an die Thür. Er hörte leise weinen und schluchzen, dann sagte sie:

„Und nun wein' nicht mehr, Sepp! Denk, es hat nicht sollen sein. Behüt' Dich Gott, mein lieber Bua; bleib brav und gut. Schau den schönen Kranz, den Dir Deine Verehrerinnen zum Abschied geworfen haben. Darf ich mir zum Andenken ein paar Lorbeerblätter ausbrechen? So, ich dank' Dir. Nun gieb mir zur Letzt' noch den ersten herzlichen Kuß — — —"

Der Horcher fuhr erregt zurück und eilte wie besessen die Treppe hinab. Er war schon an der Loge des Portiers vorbeigestürmt, als er noch einmal umkehrte und ans Fenster klopfte. Die dicke Portiersfrau sah heraus.

„Wie heißt der Sänger, der sich Garderobe Nr. 1 ankleidet?"

„Das ist ja der Bassist, der Sepp Ansbacher."

„Ich danke Ihnen." Der Fremde war verschwunden. Draußen stürmte er fort, ohne rechts und links zu sehen, immer dem Bahnhof zu.

„Wieder um eine Erfahrung reicher", sagte er bitter vor sich hin. „Dank, Dank, gütiges Geschick, daß Du mir noch in letzter Stunde die Augen öffnetest, ehe es zu spät war. Herrlich, prächtig! Steht in intimen Beziehungen zu einem jungen Sänger und spielt gegen mich den älteren Herrn die reine ideale Künstlernatur, erhaben über das Gewöhnliche. Meine Erfahrungen mit den Damen vom Theater haben mir zwar meine halbe Jugend gekostet, aber heute verzinst sich mein Kapital, in dem ich mich selbst vor Thorheit schütze. Gott sei Dank, noch ist mein Herz frei. Aber meine Ehre wäre beinah verloren gewesen. Eine Dame, die sich nicht schämt, die Garderobe eines Kollegen zu betreten, beispiellos! Keine Meile reise ich mit einer solchen Prinzessin vom Theater. Welche Last hätte ich mir da aufgebürdet. Auf meine Börse, meine Gutmüthigkeit wird es die herzlose Person schließlich abgesehen haben. Zurück von mir, ich reise allein. Dir die verdiente Strafe, mir die Freude und das Vergnügen!"

Er hatte den Bahnhof erreicht.

„Geht kein früherer Zug nach Lindau als der um 12 Uhr 20 Minuten?" fragte er einen Beamten.

„Da steht der Schnellzug, er geht in fünf Minuten ab."

Graf Ebers stürzte ins Gepäckbureau, trennte seinen Koffer von dem Christinens, löste ein Billet und dampfte in die finstere Nacht hinaus.

Kein Schlummer sank auf seine Augen. Er lehnte aufrecht und regungslos in einer Ecke. Seine Wangen waren bleich. Er fühlte Groll im Herzen und dabei quollen ihm die heißen Thränen aus den Augen und fielen in seinen langen, schönen, graumelirten Bart. Er versuchte sich Rechenschaft von seinen Empfindungen zu geben. Um wen weinte er? Um Christine? Um eine zerstörte Illusion? Liebte er sie denn? Liebte sie ihn denn?

Er schalt sich thöricht und kindisch; aber den Thränen konnte er trotzdem nicht gebieten. Sie kamen ungefragt, kümmerten sich nicht darum, ob der alte Herr sich ihrer schämte; sie waren da und ließen sich nicht wegleugnen.

Nacht rechts, Nacht links, kein Lichtstrahl, kein freundlicher Stern, zu der schwermüthigen Stimmung der einförmige, betäubende Taktschlag der Räder; lustig fing die Maifahrt nicht gerade an.

Aber die düsterste Nacht muß zu Ende gehen, dachte der Graf, und mit dem neuen, jungen Tag liegt alles abgethan hinter Dir.

Er bot die heiße Stirn dem frischen Morgenwind.

Dem Gebirge gegenüber, im Rücken von Ebers, ging die Sonne auf. Die höchsten Spitzen der breitvorliegenden Alpenkette tauchten in Rosenroth. Ringsum schwangen sich die Lerchen empor und jubelten auf. Es war eine Lust mitten in die aufdämmernde Herrlichkeit mit rasender Eile hineinzufahren. Aber in Zeit von einigen Minuten lagerte wieder eine graue Wolkenschicht auf dem Gebirge. Nebel zogen über die Wiesen in der Nähe. Ebers fröstelte.

„Es ist doch eine kalte, starre, öde Welt, die vor mir liegt", murmelte er. „Und ich selbst? Frei und flügge — mit ausgerissenen Federn."

Nun ging es in ein breites, grünes Thal hinein, an schmucken, alterthümlichen Städtchen vorüber; von den nächsten Hügeln grüßten die Trümmer einstiger schwäbischer Ritterherrlichkeit.

Alles gewesen, vorbei, verfallen, dachte er hinüberblickend. Und gleich darauf drängte sich ihm die Frage auf: „Wo ist sie jetzt? Was denkt sie von Deiner Abreise? Was beschließt sie?

Er hatte eine gute Weile so vor sich hingeträumt, als er sich erschrocken immer noch über den gleichen Betrachtungen überraschte. „Und ich will doch einmal nicht mehr!" sagte er und schritt energisch im Coupé auf und nieder.

Jetzt keuchte das Dampfroß bergauf durch den hehren Tannenwald, Tannen weit und breit.

Ebers fühlte es wie kleine Nadelstiche im Herzen, indem er summte:

„O Tannebaum, o Tannebaum — —
O Mägdelein, o Mägdelein,
Wie falsch ist Dein Gemüthe!"

Der Wald öffnete sich und da lagen die Bergriesen, weiß, glänzend wie mit Zucker bestreute ungeheure Topfkuchen.

„Und hinter dem wilden zerrissenen, erstarrten Felsenmeer liegt Italien, liegt Freiheit und Vergessenheit, das ist endlich ein Trost! — Aber sie? Was liegt vor ihr? Lebte sie nicht auch schon seit Monaten im Geist dort drüben unter dem milderen Himmel? Ihre Lage muß schrecklich sein", erwog er. „O vielleicht hilft ihr der bodenlose Leichtsinn, das Privilegium ihres Standes darüber hinweg. Wenn diese Sonne noch einmal im Osten aufgeht, liegt alles, alles hinter mir!"

Da fiel ihm plötzlich ein, er müsse in seinem Koffer einige Kleinigkeiten von ihr mit sich führen. Das mußte er schnell trennen, sollte die Scheidung dieser unglücklichen Verbindung eine vollständige sein.

Richtig. Oben auf lag ein kleines Paket, das Christinen gehörte. Er war beim Einpacken so diskret gewesen, dasselbe nicht zu öffnen. Jetzt handelte es sich nicht mehr um Diskretion. Es wurde aufgerollt. Was fiel auseinander? Etwas kleine Wäsche. Die gute Münchnerin war naiv genug gewesen, in Verlegenheit um Raum den Koffer des Grafen mit solchen Andenken zu beschweren.

„Sie ist doch sehr harmlos, diese Christine", sagte Ebers wehmüthig lächelnd und ließ die feine Wäsche mit einer gewissen zärtlichen Rührung durch die Hand gleiten.

Dabei wehte die Luft warm durch die offenen Fenster des Coupé. Die Matten des Allgäu in ihrem lieblichen Grün schmiegten sich an den Bergen hinauf bis zur Grathöhe. Die sauberen mit zierlichem Schindelpanzer bedeckten Häuschen lachten gleich einer Reihe weißer Zähne daraus hervor. Von den saftigen Wiesen auf den Bergen und im Thal dufteten die blauen Nägelein und der Enzian herüber. Der trotzig breite Wall der Alpen gliederte sich zu edlen Gruppen; zwischen den Felsabstürzen lagerten die stahlblauen Schatten und kontrastirten kräftig mit den glänzend beleuchteten Schneefeldern.

In all der Pracht schwelgte das Malerauge des Grafen und er wurde nicht satt, die großartige Schönheit der Alpennatur zu betrachten. Und doch that es tief in der Seele so weh, daß sie nicht mitgenoß! Warum hatte es auch so kommen müssen? Was sind alle Reize der Welt gegen das Glück, sie im Spiegel eines Herzens wiederzuerkennen, das mit uns schlägt und fühlt!

Unten im Thal blühten die Obstbäume und ein paar tausend Fuß höher lag der ewige Schnee.

„Oben Starrsinn, Kälte, Vorurtheil, Egoismus und im Herzen Blühen und Grünen. Nach oben zu sterben wir ab; von unten und von innen heraus leben wir ewig jung und frisch!"

Ebers sprang auf der nächsten Station aus dem Wagen und beschloß, den nächsten Zug abzuwarten, mit welchem Christine kommen mußte, wenn sie gestern Abend um zwölf Uhr, wie verabredet, abgefahren war. Wenn sie aber nicht abgefahren war? Der Gedanke ängstigte ihn. Er hoffte stark, sie werde kommen.

Als der Zug endlich einfuhr, lief er athemlos hin und her. Nirgends war eine Christine zu sehen!

„Gewiß versteckt sie sich hinter einer Gardine!"

Er hatte auch da und dort Verdacht; aber immer erwies er sich als trügerisch. Der Zug war leer für ihn.

Was thun? Mechanisch stieg er ein und ließ sich weiterfahren.

Es war Mittag. Er machte sich nunmehr mit dem traurigen Gedanken vertraut, sie auf seiner Reise nach Italien entbehren zu müssen. Er sagte sich selbst, sie kann nicht nachkommen, nachdem was geschehen war.

Wenn er ihr unrecht gethan hatte? War es edel, war es ritterlich gewesen, so willkürlich den Vertrag zu brechen? Ohne ihre Vertheidigung anzuhören, sie als eine Unwürdige zurückzulassen?

Wie anders fühlte er jetzt als am Abend vorher. Da meinte er, es müsse so sein, um jeden Preis, seine Ehre gebe es nicht zu; und jetzt fühlte er, wie traurig es war, daß es so gekommen und daß seine Ehre ihm doch hätte gebieten sollen, anders zu handeln.

Inzwischen wandelte die Landschaft draußen, als wollte sie seiner Stimmung Rechnung tragen. Der schroffe wilde Charakter verlor sich mehr und mehr, je näher der Zug mit der sinkenden Sonne zu den Bodenseeufern hinabrollte. Das Land war wie ein wohlgepflegter Garten zu schauen. In den vielen Dörfern wohnten die friedsamen und heiteren Bewohner beisammen; überall Segen, Fruchtbarkeit, Gewerbthätigkeit und Industrie, Frohsinn und Lebensgenuß. Zuletzt ging es lange Zeit durch einen wahren Blütenwald. Millionen Bienen umsummten den Zug. Der laue Abendwind wehte die weißen Blütenblätter durch die Fenster und brachte balsamische Düfte. Dann dehnte sich eine weite Wasserfläche aus. Der Zug rollte scheinbar mitten hinein, indem er über einem langen schmalen Steindamm in Lindau eindampfte. Von drüben grüßten die Schweizer Ufer; und dort führte die Straße nach Italien.

Ebers schwang sich, der erste aus dem Wagen; ihm war die Brust zum Zerspringen. Er musterte nochmals alle die ausstiegen, in der eitlen Hoffnung, sie möchte darunter sein. Sie kam nicht, sie kommt nicht!

Nun war er in Lindau, an der Schwelle Italiens! Hier an dem entzückenden Ufer des blauen Bodensees hatte man laut Reiseprogramm den letzten Abend auf deutscher Erde genießen wollen; nun wanderte er allein und unstät auf den Quais umher, sah die Dampfer kommen und gehen; alle Freude war ihm vergällt; die ganze Reise, die ganze herrliche Welt, die ihn umflutete, hatte ihren Zauber für ihn eingebüßt.

Zu jedem Zug, der bis gegen Mitternacht von A. ankam, eilte er zum Bahnhof. Keiner führte sie mit.

Wo lag Italien, das heiß ersehnte? Dort drüben? Mit nichten. Dahin zog ihn das Herz nicht mehr. Im Rücken des Grafen lag es; er hatte es verlassen!

Die Wellen flüsterten am Strande; die weißen Möven netzten ihre zarten Schwingen im Drüberhinstreichen. Im Dämmer des Abends zerflossen die Umrisse diesseits und jenseits der Wasser zu blauen Nebeln. Nur die Flut leuchtete noch hell. Ebers sank unter einem Obstbaum nieder und ging ernstlich mit sich zu Rath.

„Was leuchtet auf dem Grund meiner Seele? Liebe ich diese Frau wirklich so sehr, daß ich sie zum Weibe begehre und daß ich nie mehr von ihr lassen mag? Das habe ich nicht geglaubt. Und diese Liebe ist mächtiger, als meine jahrelang genährte und endlich befriedigte Sehnsucht nach Italien? Sie zieht mich zu sich zurück! Da steigt sie herauf aus den Wassern, die Nixe des Bodensees, die deutsche Rheinnixe und kreuzt meine unstäte Lebensfahrt und hält mich unauflöslich fest; mich den in jungen Tagen nichts zu fesseln vermochte, weder Schönheit noch Reichthum, keine Nixe mit schillerndem Leib, mich hält nun das schlichte deutsche Weib, und hält mich zurück, Italien zu schauen! Gern, gern hätte ich es geschaut, aber ebenso gern, nein tausendmal lieber besäße ich das Herz und die Liebe der deutschen Frau!"

Und aus dem Kosen und Geflüster der Wellen zu seinen Füßen klang es mit herziger, trauter Stimme:

„Sepp, mein guter Junge, behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein — —"

Und dieses herzlich gesprochene Wort sollte etwas Schlechtes gewesen sein?

Da litt es Ebers nicht länger im weichen Gras. Er sprang auf, eilte zum Bahnhof und dampfte noch in derselben Nacht nach A. zurück, dem schönen Italien für immer den Rücken kehrend.

Seine Besorgniß bestätigte sich. Er fand Christine nicht mehr in A. Sie war abgereist; niemand wußte wohin. Ebers hatte noch einen letzten, rettenden Gedanken. Er eilte ins Theater an die Portierloge und erfrug die Wohnung des Sängers Sepp Ansbacher.

„Wo weilt Christine R?" frug er, bei Sepp eintretend.

Die Miene des vierschrötigen, ehrlichen Burschen verfinsterte sich. Traurig erwiederte er:

„Ja, wenn ich das wüßte, säße ich nicht hier. Der Herrgott mag wissen, was der Armen geschehen ist. Wie eine Wahnsinnige soll sie letzte Nacht auf dem Bahnhof geredet haben. Bald wollte sie nach Lindau, bald nach München, bald nach Italien. Mir scheint sie wußte selbst nicht, was sie wollte. Hätte sie meine Hand angenommen, es wär ihr gewiß nichts passirt. Aber Gott weiß, warum sie's ausgeschlagen

hat; ich wollte sie vom Fleck wegheiraten. Zum Lohn, daß sie mich den Landsmann, das Dorfkind ausgeschlagen hat, wird sie nun der andere betrogen haben. Wie ich gehört hab', hat sie um seinetwillen ihren ganzen Schmuck verkauft. Das wirds auch sein. Durchgegangen wird ihr der saubere Patron damit sein. Herrgott, wenn ich ihn nur erst kennen würde, ich hätte Lust, einmal mit ihm zu hakeln!"

Graf Ebers verzichtete auf die nähere Bekanntschaft dieser Kraftprobe und reiste nach München. Ein glücklicher Zufall wollte, daß er ihr bald nach seiner Ankunft begegnete. Ueberglücklich eilte er auf sie zu und rief:

„Christine, was müssen Sie von mir denken?"

Sie sah sehr verändert aus und erwiederte scheu und zaghaft:

„Je nun, der Herr Graf werden es sich wohl anders überlegt gehabt haben."

„Nein, Christine, es war ein Irrthum. Nur mit Ihnen, an Ihrer Seite will ich Italien sehen."

„Nein, ich mag es nun nicht mehr sehen", sagte sie wehmüthig, mit verhaltenen Thränen. „Wozu auch? Mein bißchen Gesang ist das Reisegeld nicht werth. Aber Ihre schöne Kunst, Herr Graf, muß unterstützt werden. Gewiß sind Sie wieder umgekehrt, weil Ihnen das nöthige Geld ausgangen is'. Nehmen Sie's gütigst von mir an. Ich komm schon so durch die Welt, nehmen Sie die Bagatell' von tausend Thalern an, bitt' schön, Herr Graf."

Dabei brach das Licht ihres guten Herzens siegreich durch die Thränen.

Ebers war beschämt, gerührt und entzückt zugleich. Er zog seinen einzigen Ring, ein kostbares Erbstück seiner Familie vom Finger, steckte ihn an den ihrigen und machte der überraschten Christine einen Heiratsantrag in aller Form. Dann erzählte er ihr, was ihn an jenem Abend bestimmt, sie zu verlassen.

„O Gott", versicherte sie immer aufs neue, „und darunter habe ich mir nichts Böses denken können, daß ich zum guten Sepp kam, der sich nicht mehr zu mir traute, seit ich ihn abgewiesen. Und dann wollte ich mir zum Andenken ein paar Lorbeerblätter nehmen aus seinem Kranz; mir hat man niemals einen geworfen." Dann besann sie sich wieder und frug: „Also eifersüchtig können Sie auch sein? Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut."

„Es war die letzte Strafe für meine eignen früheren Sünden, dieses Mißtrauen. Doch das alles ist nun vorbei und vergessen!"

Als Ebers das Paket mit der Wäsche herauszog, übergoß sich ihr Gesicht mit Purpurröthe. Sie flüsterte:

„Es ist doch besser so, als mit der Reise nach Italien. Ich mein', wir hatten uns ein bissel zu viel zugemuthet."

Ebers wurde ein glücklicher Gatte und Vater. Zwar kam er nie nach Italien, aber er hatte ein echtes deutsches Künstlerheim; Frieden und Segen lag auf seinem Schaffen und er leistete im Besitz eines treuen Weibes, eines eigenen Herdes ebensoviel Schönes, als wenn er in Italien gewesen wäre.

Digitized by Google

Freuden auf dem Lande.

Nach dem Originalgemälde von Jac. Frisen.

Digitized by Google

Fieberphantaſien.

Aus der letzten Lebensſtunde. Von **W. H. Vormann.**

„Dahin der Lieb Beſeligung,
Dahin der Freunde Schar!
Erlahmt des Geiſtes friſcher Schwung!
Dahin! Dahin! — Es war!

Fl. Bl.

Ein kleines Zimmer unter dem Dach. Die billigen Tapeten, welche die Wände bedecken, ſind gleich einem Bettlergewande geflickt und zerriſſen. Die abgeſchrägte Decke zeigt einen fahlen, ſchmutzig gelben Anſtrich und der Boden iſt von einer grauen Staubſchicht dicht bedeckt. Vor dem kleinen Fenſter, deſſen oblonge Scheibe durch einen verblichenen Vorhang nothdürftig verhüllt iſt, ſteht ein rohgezimmerter, tannener Tiſch. Seine Platte iſt mit Büchern, Zeichnungen und Manuſkripten überſät, doch beweiſen die verroſteten Federn und das ausgetrocknete Tintenfaß, daß an ihm ſeit langer Zeit nicht mehr gearbeitet worden.

Außer dieſem Tiſch enthält das Zimmer nur noch das Nothwendigſte: ein Bett, zwei Stühle und eine Garderobe. Eine primitive Lampe verbreitet ein ſpärliches Licht.

Auf dem Bett, das faſt die ganze Länge der einen Wand einnimmt, ruht lang ausgeſtreckt ein fünfundzwanzig- bis dreißigjähriger junger Mann. Seine Wangen ſind eingefallen, ſeine Lippen bleich, ſeine Schläfen hohl. Das große Auge zeigt den Glanz des Fiebers. Auf ſeiner Stirn thront das Siechthum, an ſeiner Seite ſteht der Gram. Die weiße, abgemagerte Rechte fährt nervös zuckend auf der Decke hin und her, während die Linke ein zuſammengeballtes, ſchwarzgerändertes Blatt umklammert, als wolle ſie es nimmermehr wieder von ſich laſſen.

Jetzt richtet ſich der Kranke mit einem plötzlichen Ruck empor; ſein Athem fliegt raſcher und zwiſchen den zuſammengepreßten Zähnen dringen einzelne Laute hervor, deren gellender Ton in ſchauerlicher Weiſe die Stille der Umgebung unterbricht.

Der Aermſte! Sein Geiſt iſt der Gegenwart entrückt und die Vergangenheit mit ihren düſtern, ihren qualvollen Stunden ſteigt von neuem aus ihrem Grabe empor —

Seht! Seht! Welch' ſeltſames Paar löſt ſich dort vom dunklen Hintergrunde des Zimmers ab. Ein ſchwarzlockiger, heftig weinender Knabe iſt es, ein Knabe von kaum vierzehn Jahren, und ihm zur Seite trippelt ein niedliches Mädchen einher, und auch in ſeinen kornblumenblauen Augen perlen große Thränen.

Zuweilen bleibt die Kleine ſtehen und ſchlingt ihre Aermchen um

den Hals des Knaben; dann küssen sich die Kinder und trösten sich gegenseitig in ihrem Leide.

O! dem Mann dort auf dem Bette sind sie nicht unbekannt, die beiden. Er weiß, daß der arme Bursche seinen einzigen Beschützer, seinen väterlichen Freund soeben verloren, und daß ihm nun niemand mehr nahe steht auf der weiten Welt, kein Bruder, keine Schwester, kein Freund ....

Und immer mehr Gestalten treten in das kleine Zimmer.

Eine schöne Dame, die Mutter des mitleidigen Mädchens, hat den Verlassenen zu sich herangerufen und nun spricht sie ihm Muth ein und sagt, daß er aufhören solle zu weinen, denn die Verwandten des seligen Onkels würden sicherlich für ihn sorgen ...

Dann tritt ein kleiner, rothköpfiger Mann auf ihn zu. Er faßt den armen Jungen roh' beim Arm, und mit höhnender, schadenfroher Stimme zischelt er ihm ins Ohr, daß jetzt das Faulenzen und das Wohlleben ein Ende habe, denn in Zukunft werde er arbeiten müssen, hart arbeiten, wenn seine barmherzigen Gönner nicht ihre milde Hand von ihm abziehen sollten ....

Und endlich kommt der Diener des alten Herrn und fällt ihm weinend um den Hals und wünscht ihm Glück und Segen für sein ferneres Leben ...

Währenddessen hat sich das Zimmer allmählich wieder geleert. Eine Gestalt nach der andern ist im Dunkel zerflossen, und endlich bleibt nur noch das junge Paar zurück, welches sich zuerst dem Bette des Kranken genähert. Beide aber sind nicht mehr die Kinder, die sie bei ihrem Eintritt waren. Aus dem rothwangigen, kleinen Knaben ist ein schlanker, bleicher Jüngling geworden und das Mädchen hat sich zur Jungfrau entwickelt, deren krystallhelle Augen verschämt in die Welt hinausblicken. Auch das dunkle Gemach ist von einer gütigen Fee mit ihrem Zauberstabe verwandelt worden. Seine abgerissenen, alten Wände sind nun mit blühenden Zweigen, Blättern und Blumen bedeckt; ein grünes Laubdach ist an die Stelle der grauen Decke getreten, und schwellende Moosbänke haben den Schreibtisch verdrängt, von dessen sämmtlichen Büchern nur ein einziges übrig geblieben: ein glühendes Dichterwerk, aus dem der Jüngling soeben vorgelesen. Vor dem Fenster aber lassen die Nachtigallen ihre süßen Stimmen ertönen und eitel Duft und Sonnenschein erfüllt den trauten Raum.

In beredten Worten spricht der Student — denn als solchen charakterisirt ihn die bunte Mütze — von seinen Aussichten, seinen Hoffnungen, seinen Wünschen. Wenige Wochen noch, und er wird das Staatsexamen bestanden haben, und muthiger und zuversichtsvoller darf er dann in die Zukunft hinausschauen. Dann sind sie zu Ende, die Tage der Noth und der schweren Entbehrung. Ein neues Leben beginnt, und unter dem Schutze des gütigen Rektors der Universität, der den strebsamen jungen Mann seines thatkräftigen Beistandes versichert hat, wird er sich bald eine geachtete und gesicherte Stellung in der Welt erwerben.

Dann aber wird er selig in die Heimat zurückkehren. Sein erster Gang wird zu Nachbars Käthchen sein, und mit zitternder Stimme

wird er sie fragen, ob sie sein Loos theilen, an seiner Seite das Leben durchwandern will . . .

Die Jungfrau blickt erröthend bei diesen Worten zu ihrem Freunde auf. Aus ihrem Auge strahlt die Sonne der Liebe, und während sie seinen Arm umschlingt, während ihre Lippen sich finden, flüstert es in ihrem Herzen: „Dein, Dein, für immer!"

Für immer . . . Ein gellendes Hohngelächter ertönt von den Lippen des Kranken. Mit einem entsetzlichen Schmerzenslaute sinkt er in die Kissen zurück, und eine ganze Weile liegt er still, erstickt, ermattet von den entsetzlichen Gluten seiner Fieberphantasien. Plötzlich treibt ihn das Feuer, das in seinen Adern tobt, von neuem empor . . .

Die grüne Laube ist verschwunden; ein kleines, düsteres Gemach hat sie ersetzt.

Auf dem zerrütteten Lager sieht er einen jungen Menschen mit entsetzlich bleichen Wangen liegen, und eine Nonne kniet an seiner Seite und fleht zu Gott um Hilfe und Rettung . . .

Ach, er kennt ihn wohl, den Aermsten, der dort mit dem Tode ringt; er weiß, was ihn an den Rand des Grabes geführt, wie die namenlosen Anstrengungen der durchwachten Nächte, die ermattenden Vorbereitungen zum Examen den armen Körper zerrütteten. Er vermag das brechende Herz zu verstehen, dem das harte Schicksal all' seine Hoffnungen, seine freudige Zuversicht geraubt . . .

Und weiter, weiter irrt der Geist des Fiebernden . . .

Er sieht eine glänzende Gesellschaft um eine lange, reich geschmückte Tafel im alten Rittersaale geschart. An der Spitze thront das reizende Schloßfräulein, und ihr zur Seite sitzt die geliebte Freundin, ein junges Feenkind mit blondem Haar und prächtigen, kornblumenblauen Augen, deren Sterne einen wunderbaren Glanz ringsum verbreiten.

Beide Mädchen sprühen von Witz und Geist, und in anmuthigster Weise unterhalten sie sich mit den eleganten Kavalieren, die bewundernden Blickes an ihren Lippen hangen.

Ganz unten aber an dem langen Tische sitzt der altmodisch gekleidete Hauslehrer. Er schaut unablässig zu der blondlockigen Schönen herüber, und jedes neckische Wort, jeder kokette Blick, den sie mit den Herren in ihrer Umgebung wechselt, zerfleischt wie ein Dolchstich sein armes, eifersüchtiges Herz.

Wie steif, wie unbeholfen, wie linkisch kommt er sich in dem gewählten Kreise vor und wie sehr bedauert er es, durch seine Liebe, seine Sehnsucht verführt, eine solche untergeordnete Stellung angenommen zu haben.

Was helfen ihm die Betheuerungen ihrer Liebe, die Versicherungen ihrer Treue, die sie ihm tagtäglich unter heißen Küssen im stillen Erkergemache zuflüstert — er sieht es voraus, daß das bessere Selbst des angebeteten Mädchens in diesem glänzenden Getriebe unterliegen, er weiß, daß er sie früher oder später verlieren muß . . .

Und wieder taucht ein anderes Bild vor dem geistigen Auge des Kranken auf.

Ein dunkler, von grünem Epheu umrankter Balkon erscheint vor seinen Blicken, eine steinerne Balustrade und über dieselbe gebeugt ein liebendes Paar, das sich eng umschlungen hält. Er hört die flüsternden

Worte des zärtlichen Mädchens; er sieht die heißen Küsse des liebeglühenden Mannes, und ein unsagbares Gefühl der Angst krampft sein armes Herz zusammen.

Jetzt stürzt eine dunkle Gestalt zwischen die beiden Liebenden. Ein gräßlicher Fluch, ein gellender Schrei — dann ist wieder alles ruhig wie zuvor, und friedlich schreibt der silberne Mond seine Runen um die verlassene Stätte . . .

Große Schweißtropfen perlen auf der Stirn des Phantasirenden. Seine Lippen murmeln unverständliche Worte, seine Hände greifen krampfhaft in der Luft umher . . .

Welche neue Scene beunruhigt seinen Geist?

Eine Waldlichtung ist's, die er erschaut und zwei Männer stehen sich dort mit wuthverzerrten Mienen gegenüber, zwei Pistolenläufe blitzen in der Sonne.

Jetzt tönt ein Schuß. Einen Augenblick schwankt der eine, dann sinkt er mit einem tiefen Seufzer zu Boden . . .

Unwillkürlich preßt sich die Hand des Kranken auf die Narbe, die seine Brust unter dem Herzen zeigt. Ein hohler Husten erschüttert den schwachen Körper, ein krampfhaftes Zucken durchläuft seine Glieder, und schwer aufathmend sinkt er auf sein zerwühltes Lager zurück. Von schwerem Druck befreit öffnen sich die brennenden Lider; seine Hand, die noch immer die Todesnachricht der Geliebten umklammert, fährt über die feuchte Stirn, als wolle sie die bösen Geister verscheuchen, die ihn soeben beunruhigt. Dann birgt er sein Haupt in die Kissen und bittere Thränen entströmen seinen Augen . . .

An der Table d'hôte.

Plauderei von **Th. v. Re.**

Der Mensch ist nicht allein, dem Worte des Philosophen gemäß, was er ißt, sondern er ist — und das vielleicht in erhöhtem Maßstabe — auch *wie* er ißt. Die Wahrheit dieser Behauptung aber läßt sich an keinem andern Orte wohl besser bestätigen, als an dem Sammelpunkte aller, nach Leibesnahrung- und Nothdurft Verlangenden — an der Table d'hôte!

Bimmel bim! Kaum ertönt die elektrisch durchzuckende, suppenverheißende Tischglocke, und schon öffnen sich die Thüren, um hunderte von hungrigen Menschenkindern hindurchzulassen. Wie friedlich da alles nebeneinander herschreitet, was sich sonst im Leben niemals vereinigen ließe, und worunter sich so mancher befindet, der lieber sterben würde, als sich mit diesem oder jenem im eigenen Hause zu Tisch zu setzen. Aber hier, wo sie alle einem großen, einem erhabenen Zwecke zu dienen bereit sind, hört jede kleinliche Rücksicht auf. Selbst das so beliebte Spiel: „Wie gefällt Dir Dein Nachbar?" würde nicht einmal den Wunsch nach einer „allgemeinen Umwechselung" zur Folge haben, da sich ein jeder mit Recht sagen dürfte: „Wir sind hier um zu essen, nicht um zu sein!"

Für poetisch angelegte Naturen hat es immer etwas mehr oder minder Peinliches, andere Leute essen zu sehen, auch wenn sie — was boshafte Gemüther vielleicht bezweifeln möchten — selber schon gesättigt sind! Es ist ihnen, als nähme man den Blütenstaub von den schönsten Gebilden ihrer Phantasie hinweg; sie gehen sogar so weit, zu behaupten, daß: Beefsteak à l'anglaise und Chesterkäse, im Verein mit zartem Frauenmunde, ihnen Abscheu einflöße; ja, daß des Dichters Worte:

„Und wenn ich küsse Deinen Mund,
So werd' ich ganz und gar gesund"

solchen Damen gegenüber, ein Recept umgekehrter Wirkung enthielte. Doch schweigen wir von diesen entsetzlichen Blasphemien! Was würde es auch, im Grunde genommen nützen, wenn man Klagelieder wie jene:

„Wann werdet Ihr Barbaren, des Essens einmal müd?"

in die Welt hinausschallen lassen wollte? Selbst ein Vegetarianer könnte auf dergleichen Zukunftsträume wohl nur mit „Kohl" antworten.

Es ist auch nicht die unschuldige Speise, die willenlose, reinlich zubereitete, deren Genuß uns entwürdigen könnte, sondern es ist der Mensch in seinem — Hunger, der Mensch in seiner Kleinlichkeit und seiner Unerzogenheit.

Wohl sehe ich, meine verehrten Leser und Leserinnen, wie Ihre Münder, resp. Mündchen, sich über meine bösen Reden drohend zusammenziehen wollen! Ich weiß, daß sie, d. h. die Mündchen, mir zu sagen brennen, welch ein unausstehlicher Grobian ich zu sein die Ehre habe. Gab nicht ein gegenüberliegender Spiegel ihnen oft genug Gelegenheit zu eingehendster Selbstprüfung? In lieblicher Abspiegelung hat er es ihnen gezeigt, daß: anmuthsvolle Grazie und die Bescheidenheit des „kleinsten Stückes", von jeher ihre heiligste Pflicht gewesen ist. Und dies alles sollte ich abzuleugnen den Muth haben? O nein! Ferne sei es von mir, meine Worte auf Euch anwenden zu wollen, holde Herrinnen besagter Mündchen! Auch nicht Euren geheimen Umgang mit Knigge würde ich in gehässiger Weise, zu verdächtigen wagen. Im Gegentheil! Je klarer ich mir darüber bin, daß der unerzogene Mensch, sagen wir das Kind, seinem innersten Triebe folgend, mit allen zehn Fingern zugreifen wird, desto höher schätze ich die moralische Vollendung eines Menschen, der Fisch mit der Gabel und Hühnerknochen — gar nicht ißt.

Darf ich nun hoffen, die bereits grollenden Mündchen in schmollende und die schmollenden in wohlwollende verwandelt zu haben? Nur dies Bewußtsein würde mir die schon erlahmte Kraft wiedergeben, und mir ermöglichen, meine Verdächtigungen der essenden Menschheit weiter zu motiviren.

Verehrte Leser, haben Sie schon einmal eine Table d'hôte besucht? Doch halt, da beleidige ich schon wieder! Wer hätte auch heutzutage Laufen gelernt und noch nicht an einer Table d'hôte gesessen? Also, Sie kennen jenes Durcheinander von Köpfen und Händen, Messer und Gabeln, Teller und Schüsseln; dumpfes Gesurre in den Ohren und in der Luft: unheilvolle, gewitterschwüle Temperatur.

Zuweilen entladen sich besagte Wetterwolken zwar nur in Gestalt einer, auf der Dame bestes Kleid — bekanntlich ist es immer das beste — herabfließenden Saucenschüssel; oder bei Gelegenheit eines unverhofften Stuhlbeines über des Nachbars liebstem Hühnerauge — doch das sind nur geringfügige Kleinigkeiten. Es giebt Menschen, die von vorn herein ihre Nachbarn an der Table d'hôte für ihre geschworenen Feinde ansehen, mit denen sie bis aufs Blut kämpfen müssen, um — die besten Stücke! Alle und jede Pflichten der Courtoisie finden in diesem Punkte ein jähes Ende: die Mutter kämpft mit raffinirter Schlauheit für ihre ungezogenen, nie zu sättigenden Rangen; der Mann für seine, wie ihm dünkt, all zu bescheidene Frau, und wer allein an der Table d'hôte sitzt, der kämpft für sich selber. Wer kennt nicht die hübsche Anekdote von jenem braven Ostpreußen, welcher, von einem Spargelgerichte sich sämmtliche Köpfe abschneidend, seinem Nachbar nur die Stengel überreichte, und als dieser mit einem wüthenden „mein Herr!" auf ihn eindringen wollte, mit dem freundlichsten Lächeln zur Antwort gab; „aber Mannchen, das ist ja das Allerbaste!"

Was der Deutsche bezahlt, das will er bekanntlich auch genießen! Dabei hegt aber ein jeder in seinem Innern die unumstößliche Ueberzeugung, daß ihm von Rechts wegen eigentlich das beste zukommen müsse. Ist es nun nicht zum todtärgern, wenn der Nachbar einmal wieder mit dem besten Stücke abzieht, auf das man selbst schon ein liebendes Auge ge-

worfen hatte? Wenn dieser Nachbar dann noch mit einem, gewiß mitleidigen Lächeln, uns die mager ausschauende Schüssel weiterreicht? „Jeder ist sich selbst der Nächste", aber: „seinen Nächsten lieben als sich selbst", ist doch schwerer, als man es aus dem Katechismus erwartet hatte!

Ich kannte eine alte Russin, welche sämmtliche in ihrem Umkreise stehende Schüsseln, an sich heranzuziehen pflegte, wie eine Spinne die Fliegen, und auf ihre Familie deutend, die inhaltsschweren Worte brummte: „c'est pour nous six!" Wehe demjenigen, der dieser Weisung zuwidergehandelt und die verbotenen Früchte berührt hätte, er würde von einem Blicke getroffen worden sein, schlimmer als alle russischen Sprengstoffe, den Dynamit mit inbegriffen! Andere wieder, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, warteten das Ende der Table d'hôte gar nicht ab, um ihre Teller und Taschen mit dem vor ihnen stehenden Dessert zu füllen, damit ja kein anderer ihnen zuvorkommen könne. Hatten sie, ihrer Ansicht nach, noch nicht genug fürs Geld zu essen vermocht, so nehmen sie auch noch eine Anzahl Früchte mit in ihre Zimmer hinauf. Das sind jedoch alles Menschen, welche auf höchste Wohlerzogenheit Anspruch machen und uns ein unendlich vornehm erstauntes Gesicht zukehren würden, wenn wir es wagen wollten, ihr Benehmen einem Tadel zu unterwerfen. Sie bilden sich eben ein, daß es eine Ehre für die Schüsseln ist, von ihnen geleert zu werden.

Zu welch köstlichen Studienbildern im Genre der Karikatur, würde nicht die Table d'hôte einem Maler Gelegenheit geben! Hunderte von essenden Menschen, und doch keiner, der es, in dieser allgemeinsten aller Beschäftigungen, dem andern absolut gleich thäte.

Da finden wir zunächst die sehr große und zahlreiche Kategorie der: unmanierlich essenden Leute, die es einmal nicht besser gelernt haben und daher zu bemitleiden, aber auch zu entschuldigen sind. Ihnen fallen die Sünden des „mit dem Messer Essens", des aufgestützten Ellenbogens, des Schmatzens und der Hand unterm Tische, zur Last: „Gott sei Dank, daß ich nicht bin wie diese da", denkt der Gebildete und — sieht weg.

Zweite Kategorie: Die Gefräßigen; welche überall nicht auf ihre Kosten zu kommen fürchten, und denen „Qualität" nichts, „Quantität" alles ist. Auf sie ließe sich das Wort des knödelessenden Bauern beziehen: „Einen im Mund, einen auf der Gabel, und einen auf dem Visir!" Diese Leute sind der Schrecken aller anständigen Menschen und man möchte sich bei ihrem Anblick fragen: ob Darwin nicht gerade der Table d'hôte seine kühnsten Gedankenfluge zuzuschreiben hatte.

Dritte Kategorie: die Unzufriedenen, welche überall und an allem mäkeln. „Wir sind es besser gewohnt", das sagt der Ausdruck mit dem sie in allen Gerichten herumstochern, um, nachdem sie dieselben allen andern gründlich verleidet haben, selbst mit unglaublichem Appetit darüber herzufallen. Man möchte darauf schwören, daß ihre eigene häusliche Table d'hôte aus zusammengekochten Fleisch und Gemüse bestände, doch da man leider nicht immer Gelegenheit findet, sie ihrer Prahlereien zu überführen, so bleiben sie ein Gegenstand des Aergers für alle.

Vierte Kategorie: die Vorlauten, welche auf ihren wohlgefüllten Geldbeutel pochend, sich die Herren der Erde und ihrer Table d'hôte dünken. Sie glauben sich das Recht des „lauten Sprechens", „lauten

Schimpfens" und „lauten Lachens" in ausgedehntester Weise aneignen zu dürfen. Besondere Merkmale: Lieben es, die Wirkung ihrer Späße von den Gesichtern der Kellner abzulesen.

Fünfte Kategorie: Die Zerstreuten. Von ihnen kannst Du alles hoffen, aber auch alles befürchten. Heute noch sind sie im Stande die beste aller Schüsseln unberührt in Deine Hände gelangen zu lassen, aber schon morgen könntest Du sie aus Deinem Glase trinken und Dir Salz statt Zucker anbieten sehen. Willst Du daher meinem unparteiischen Rathe folgen, so wähle Dir die sechste und letzte Kategorie zu Deinen Nachbarn: Es ist dies die wunderliche und doch so zahlreiche Schar der — Verliebten! Alle von besagter, glücklicherweise nicht immer ansteckenden Krankheit, Behafteten, sind nämlich die billigsten, die genügsamsten und die gefälligsten Tischgäste. Sie sprechen nicht viel, weil sie zu viel zu denken haben; sie essen nicht viel (mit Ausnahme der obligaten baisers) und was sie auch immer essen möchten, es würde niemals ein Bewußtsein davon zu dem Sitze des analysirenden Verstandes emporbringen. Ob Hammelfleisch oder — Reis, einerlei! Denn die herrlichste aller Götterspeisen hat ihnen den Magen und das Herz schon im voraus mit allen Süßigkeiten der Erde gesättigt.

Möge daher jeder es ihnen gleich zu thun suchen! Nicht allein im Verlieben — obgleich das ja auch eine erlaubte und nicht durchaus unangenehme Pflicht des Menschen ist — sondern vor allen Dingen: in der erhabenen Nichtachtung dessen, was man das „tägliche Brot" zu benennen pflegt. Daß der Mensch essen muß, um zu leben, ist uns allen nur zu wohl bewußt, aber: daß der Mensch leben solle um zu — essen, das hat noch in keinem Erziehungsbuche gestanden. Es dünkt mich daher heiligste Pflicht aller Väter, Mütter und Gouvernanten, daß sie dem heranwachsenden Geschlecht die Kunst des Essens vor allen andern Künsten beizubringen suchen. Denn leider läßt unser liebes Deutschland in diesem Punkte noch besonders viel zu wünschen übrig.

Die am besten und sorgfältigsten erzogene Nation in Betreff des Essens, sind die Engländer. Sie besitzen einen überaus feinen Blick für alle in diesem Bereiche gemachten Verstöße und kein Gebildeter würde auf Reisen mit einem Menschen sprechen, der sich laut geberdete, oder mit dem Messer äße — shocking! Aber wie vielen unserer eigenen Landsleute, aus hohen und höchsten Kreisen, müßten wir wohl aus dem Wege gehen, wenn wir dieses selbe Prinzip durchzuführen gedächten? Zum Leben nicht allein, auch zum Essen, gehört ein gewisser Takt; ein würdevolles Benehmen und Maßhalten, das den Menschen verhindern soll, in die Gemeinschaft der anderen „Fleischfressenden" hinabzusinken.

Sollten Sie, verehrte Leser und Leserinnen, vielleicht einmal „Einen" gesehen haben (von weitem natürlich!) den Sie durch das hier vorgehaltene, etwas drastische Vergrößerungsglas, zu erkennen glauben, so thun Sie mir die Liebe, es ihm bei Gelegenheit heimlich unters Kopfkissen legen zu lassen. Dann hätte ich doch nicht ganz umsonst Papier und Tinte verschmiert und mich an einem so „zehrenden" Thema unnütz hungrig gemacht!

Die Lauscherinnen.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Ja, sie hat es ihm geschworen:
Jede Mühe wär' verloren,
Sie der Neugier je zu zeihn;
Alle Fehler mag sie haben,
Alle sonst'gen Evasgaben,
Doch die Neugier —? Tausend nein!
Was man sonst von ihr auch spricht,
Aber Neugier kennt sie nicht!

Ja, sie hat es ihm versprochen
Schon vor mindestens vier Wochen,
Wenn er den Prolog studirt,
Der ihr Wiegenfest verschöne
Und das Schäferfestspiel kröne,
Das sie nimmer spionirt;
Dies Geheimniß sei ihr Pflicht,
Neugier — nein, die kennt sie nicht!

Und nun ist der Tag gekommen,
Ach, wie ist ihr Herz beklommen,
Darf dem Kandidat sie traun?
Wie wird er in seinen Bildern
Und Sentenzen sie nur schildern —
Könnt' sie doch ins Herz ihm schaun!
Ob er nicht 'was Böses spricht!
Aber Neugier kennt sie nicht!

Und da ist sie mit der Zofe;
Sie das stolze Kind vom Hofe
Im Verstecke steht und lauscht!
Alle Fehler mög' sie haben,
Alle sonst'gen Evasgaben,
Aber was der Neid auch plauscht,
Selbst wenn ihr das Herz zerbricht —
Neugier — nein, die kennt sie nicht!

Glücklich ward er aufgefunden
Wie er in des Parks Rotunden
Einsam geht und memorirt;
Und sie hört es mit Entzücken:
„Eitel zwar in manchen Stücken,
Doch ich sag' es ungenirt:
Sie ist aller Frauen Licht,
Denn sie kennt die Neugier nicht!"

Hartwig Köhler.

Zwiſchen alter und neuer Welt.

Novellette von **Max Vogler.**

„Sie lieben mich alſo nicht, Emmy, wirklich gar nicht? Und Sie glauben mich nie lieben zu können?"

Er ſtand dicht vor ihr und ließ ſeinen ſcharfen Blick beobachtend auf ihrem hübſchen Geſicht ruhen. Wenn er nicht vor lauter Liebe ganz blind geweſen wäre, ſo hätte er ſehen müſſen, daß ſie, obgleich ſich dieſes Geſicht in keiner Miene veränderte, etwas bei ſich überlegte, bevor ſie ſeine in ziemlich leidenſchaftlichem Tone hervorgebrachte Frage beantwortete. Sie hatte die Augen niedergeſchlagen und ließ die Rechte, die einen ſehr ſchönen Fächer von weißem Elfenbein hielt, nachläſſig auf ihrem ſchwarzen Kleide ruhen.

„Ich habe Ihnen ſchon wie oft geſagt", verſetzte ſie endlich langſam, und es ſprach ein ſehr großes Selbſtbewußtſein aus ihren Worten, „daß ich Sie ſehr hochachte, Herr Doktor, aber daß ich nicht glaube, Sie jemals glücklich machen zu können, — Sie kennen mich eben nicht, und ich, — ich werde Sie nie verſtehen, — niemals!"

Das Richtigſte wäre geweſen, wenn er ſich jetzt vor ihr verbeugt und ohne weiteres das Zimmer verlaſſen hätte. Statt deſſen ſtand er wie an den Boden gewurzelt und ſtarrte ſie mit überaus ſchmerzlichem Ausdruck ſeiner Züge an.

„Iſt das wirklich Ihr letztes Wort, Fräulein Emmy?" fragte er. „Meinen Sie ganz im Ernſt, daß ich ſo ſchwer zu verſtehen ſei? Habe ich Ihnen nicht mein ganzes Weſen erſchloſſen, ſo ſehr ich es vermochte, hat nicht mein ganzes Herz in jenen Briefen gelegen, die ich Ihnen im vorigen Herbſt geſchrieben, und die zu beantworten Sie leider nicht die Güte hatten?" Die letzten Worte klangen doch etwas bitter, vorwurfsvoll, aber er beeilte ſich, ſogleich den warmen, innigen Ton von vorher wieder anzuſchlagen. „Und Sie haben mir geſagt, Sie wiederholten es eben jetzt, daß Sie mich ſehr hochachten, darf ich darin nicht auch den Beweis finden, daß Sie etwas an mir erkannt, was mich dieſer Hochachtung werth erſcheinen läßt? Und jetzt quälen Sie mich wieder mit derſelben herben Antwort, daß Sie mich nie würden verſtehen können! Wirklich, Emmy, ſind Sie feſt überzeugt, daß es, wenn es nicht jetzt ſchon der Fall iſt, nie zu geſchehen vermag, — niemals?"

Und ſeine Augen flammten heiß, ſeine Stimme zitterte.

„Niemals! Ich kann es Ihnen nur wiederholen und Sie bitten, jede weitere Bemühung, daran etwas zu ändern, aufzugeben!" Sie war bei dieſer Antwort etwas röther geworden, als ihre Wangen an ſich waren und hatte das Haupt zur Seite gewendet. Aber es war keine

Spur von innerem Kampf in ihrer Antwort; es lag vielmehr eine fast beleidigende Kälte darin. Er mußte das fühlen, und aus seinen Augen leuchtete jetzt unverkennbarer Zorn. Nur eine Minute lang stand er noch unschlüssig.

„Dann, Fräulein Emmy — ich kann es Ihnen nicht verhehlen, daß mir das Herz dabei blutet, wie ich es sage, aber dann: leben Sie wohl!“

Er hatte sich hoch aufgerichtet und war auf das äußerste erregt. Er machte eine kurze Verbeugung, die sie nur mit einem ganz leisen Neigen des Hauptes erwiederte; aber sie sah doch dabei blitzschnell zu ihm auf, als wolle sie jetzt sich überzeugen, ob er in vollem Ernste sprach. Es blieb ihr dazu kaum ein Augenblick Zeit; denn er hatte sich rasch herumgewendet, den auf dem Tisch liegenden breiten Hut ergriffen, und nun war er, die Thür ziemlich heftig zuschlagend, hinausgeschritten.

Sie saß an dem weit geöffneten Fenster des geräumigen, elegant ausgestatteten Zimmers allein. Es war ein Zimmer in einem der ersten Hotels der großen Stadt. Jedenfalls besaß das letztere die schönste Lage, die man sich denken konnte. Aus jenem Fenster sah man auf den großen Hafen mit seinem Mastenwald und Gewirr von großen und kleinen Fahrzeugen hinaus; der Hafen gehörte zu den schönsten der Welt. Die weiten Wassermassen des großen, in breiter Mündung sich dem Meere vereinenden Stromes wurden in der Ferne zu beiden Seiten von sanften Hügeln mit grünen Waldungen und freundlichen Dörfern und Landhäusern begrenzt; die mächtigen Dampfer, die sich in langsamer Fahrt darin kreuzten, spiegelten sich in der klaren und wenig bewegten Flut, und ihre Essen sandten den dunklen Rauch in leichten, fast zerfließenden Wolken in die klare, frühlingsstille Luft auf. Ueberall wehte es von bunten Flaggen und Wimpeln, und am Ufer herrschte ein fröhliches, bewegtes Treiben, das den Blick nicht nur in seiner Gesammtheit, sondern auch in Hunderten von einzelnen kleinen Bildern fesselte.

Auch die Aufmerksamkeit des am Fenster des Hafenhotels sitzenden, etwa neunzehnjährigen Mädchens schien durch den wunderbaren Anblick völlig gefangen genommen; wenigstens sah sie in einem fort hinaus, und man konnte dies hier mit noch gesteigertem, um so größeren Vergnügen thun, als die erhöhte Lage des Hotels auf einem ganz umfänglichen Hügel am Strande die bei weitem umfassendste Ueberschau ermöglichte, die man von der Stadt aus über den Hafen nur zu genießen vermochte.

Emmy Erbenwerk war eine anziehende Erscheinung, die zumal auf den, der sie zum ersten Mal sah, den vortheilhaftesten Eindruck machen mußte. Schlank, graziös, fiel ihre Gestalt von anderen sofort in die Augen. Ob ihr die Farbe blühendster Gesundheit tragendes Gesicht freilich schön war, darüber ließ sich streiten. Manche wollten ihre Züge etwas hart finden und meinten, daß der gefällige Reiz derselben jedenfalls verloren gehen werde, sobald der Schmelz der Jugend von ihnen hinweggeschwunden. Aber die großen dunklen Augen waren von einer unergründlichen Tiefe und wenn sie wollte, voll flammender Glut. Dazu stand der hohen, untadelhaften Gestalt und dem frischen, einnehmenden Gesicht das reiche, schwarze Haar, das ihr Haupt umschloß und in breitem Geflecht in den Nacken hinabfiel, vortrefflich. Kurz,

Emmy Erbenwerk gehörte jedenfalls zu jenen weiblichen Wesen, welche blenden, und die man, hat der Blick einmal auf ihnen geruht, nicht leicht wieder aus dem Gedächtniß verliert.

Und geblendet hatte sie den jungen Arzt Ludolf Bergen, der sonst so selten das Gleichgewicht seines Wesens verlor, wohl auch; sonst hätte er nicht, wie es eben geschehen, vor ihr stehen und in solcher Weise zu ihr sprechen können. Er war jetzt siebenundzwanzig Jahre alt und hatte während seiner ärztlichen Thätigkeit schon manchen „schwierigen Fall" gehabt; aber so sehr wie über dieses bestrickende Mädchen hatte er sich noch nie den Kopf zerbrochen. Er kannte sie schon seit ihrem sechzehnten Lebensjahre, hatte sie in einer befreundeten Familie kennen gelernt, seitdem häufig mit ihr verkehrt, und im vorigen Sommer war er während vier Wochen, als sie beide auf dem Lande weilten, fast täglich mit ihr zusammen gewesen. Damals war es denn auch geschehen, daß er ihr seine Liebe, die schon lange in ihm emporgekeimt gestanden, und sie hatte sich durch seine Erklärung ebenso überrascht gezeigt wie in dem Briefe, in welchem sie bald nachher seinen ersten leidenschaftlichen Liebeserguß an sie beantwortet. Er hatte ihr daraufhin noch zwei lange Briefe geschrieben, auf die sie nicht einmal etwas erwiederte. Sein Stolz gebot ihm darum, alles zu vermeiden, was wie eine weitere Annäherung an sie aussehen konnte; aber seine Liebe zu ihr vermochte er nicht zu unterdrücken, und so hatte er, sobald er erfahren, daß sie sich für einige Tage in der Hafenstadt aufhielt, sofort die Gelegenheit wahrgenommen, eine letzte, wie er wünschte, entscheidende Unterredung mit ihr herbeizuführen. Kaum mit der „Antilope", einem Amerikadampfer, auf dem er seit zwei Jahren die Stellung eines Schiffsarztes bekleidet, gelandet, hatte er sich darum in das Hafenhotel, wo sie mit einigen Verwandten wohnte, begeben und sie in jenem Zimmer, in welchem die oben geschilderte Unterredung stattfand, zu sprechen gewußt. Noch hoffte er immer, ihr ihre Bedenken auszureden, sie sich zu gewinnen, — nun war er, nachdem er ihr wiederbegegnet, nicht weiter als zuvor.

Noch in diesem Jahre sollte der Dampfer wieder seine Reise nach der neuen Welt antreten. In ärgerlichster Stimmung begab sich Doktor Bergen an Bord. Als er die Landungsbrücke betrat, warf er noch einmal einen Blick nach der Höhe hinüber, von welcher die bunte Flagge des Hotels herabwehte, in welchem er sich eben mit Emmy Erbenwerk befunden. Die letztere saß schon nicht mehr am Fenster, — sie hatte ihm also keinen Blick nachgesandt, dachte er, es schien ihr ganz gleichgiltig zu sein, daß er sich heute wieder dem Ocean anvertraute und von ihr schied, — vielleicht für immer. Und dieses Wesen ohne Herz, ohne Empfindung mußte er lieben; er vermochte sich nicht von ihr loszureißen, weil er es nicht glauben mochte, daß sich hinter diesen glutvollen Augen eine so kalte Seele verbarg, weil er immer noch meinte, daß sie ihn im Herzen heimlich zugethan war und es ihm nur nicht sagen mochte. Warum freilich nicht, das war ihm wieder ein Räthsel. Nein, sie hat wirklich keine Seele, keinen Funken natürlichen weiblichen Gefühls, sagte er jetzt zu sich selbst, mit sich unzufrieden, daß er sich jemals, durch den Reiz ihrer äußeren Erscheinung bestrickt von ihr hatte gefangen nehmen lassen, und ein immer tieferer Groll gegen sie legte sich in sein Herz.

Auf dem Schiff angekommen, begab er sich sogleich in seine Kajüte und warf sich hier auf die mit rothem Plüsch gepolsterte Bank. Er hielt beide Hände vor das Gesicht und schloß die Augen; er wollte alles vergessen. Ja, es sollte ein Abschied von ihr gewesen sein für immer.

Er hätte jetzt schon am liebsten das Aufrauschen und Rollen der Meereswogen an den Wänden des Schiffes gehört; statt dessen war auf dem letzteren ein unangenehmes Geräusch, ein Gehämmer und Gepolter, ein hastiges, lärmendes Hin und Her, das ihn störte. Man betrieb die letzten unvermeidlichen Vorbereitungen zur Abreise. Es wurde überall noch geputzt und gesäubert, man rollte die Frachtstücke an Bord, und die Passagiere stellten sich nach und nach ein. Dazwischen das Zischen des Dampfes in den Maschinen und von einem der anderen in der Nähe liegenden oder auf der Fluth steuernden Schiffe dann und wann ein hohler, ächzender Pfiff — es war nicht zu ertragen.

Endlich war alles zur Abreise fertig und der Dampfer fuhr, sich langsam herumwendend, vom Lande ab. Doktor Bergen war sehr zerstreut gewesen, als er auf die Kinder, die man an Bord brachte, einen kurzen, prüfenden Blick warf, um sich zu überzeugen, daß auch die Impfung an ihnen vollzogen war; jetzt hatte er sich schon wieder in seine Kajüte zurückgezogen und ließ sich außer bei Tische, wo er mit den Offizieren und Ingenieuren des Schiffes im Rauchzimmer des letzteren beisammen saß, nirgends sehen. Er lag auf seiner Bank und machte mit dem Bleistift kurze Randbemerkungen in das Handexemplar eines kürzlich von ihm veröffentlichten Buches. „Die Krankheiten des Gehirns" lautete sein Titel, und während sein Verfasser darin las, ziehen ihm die glühenden Liebesbetheuerungen durch den Sinn, die in den Briefen, welche er an Emmy Erbenwerk geschrieben, enthalten waren. So verdrießlich seine Stimmung war, hätte er doch in diesen Augenblicken laut auflachen mögen über sich selbst! . . . .

Der Kiel der „Antilope" durchfurchte seit zwei Tagen das Meer, und es ist selbstverständlich, daß um diese Zeit an Bord alles seekrank war. Der Kapitän, die Offiziere, Ingenieure, Maschinisten, Matrosen und anderen Mannschaften des Schiffes verrichteten mit sich immer gleich bleibender Ruhe und Gelassenheit ihren Dienst; kaum ein überlegenes Lächeln kam zuweilen auf ihr Gesicht, wenn sie die Scenen sahen, die durch die seekranken Passagiere herbeigeführt wurden. Doktor Bergen theilte ganz dieses Benehmen mit ihnen. Aus allen Räumen des Dampfers, in denen sich Passagiere befanden, wurde nach ihm geschickt, damit er helfen sollte gegen die schreckliche Krankheit. Doch er überschritt nicht die Schwelle seiner Kajüte, denn er kannte, nachdem er bereits fünfzehn Mal bei der Ueberfahrt gewesen, den Charakter dieses Unwohlseins genug. „Man muß es einfach aushalten — in drei Tagen wird den meisten besser sein!" beantwortete er in trockenem Tone die dringendsten Bitten um seine Hilfe. Er machte in diesem seinen Verhalten auch keine Ausnahme. So wenig er in das Zwischendeck hinabstieg, begab er sich in die ersten Kajüten, wo die vornehmen Damen stöhnten und ächzten und über den „abscheulichen Doktor" schimpften. Er hörte diese Verwünschungen von zarten Lippen nicht; aber es war ihm nichts gewisser, als daß sie, wie bei jeder Reise, gesprochen wurden, und daß es die

Damen thaten, erfüllte ihm gerade jetzt mit einer Art ingrimmigen Vergnügens.

„Ich will doch sehen, ob er nicht kommen wird! Er muß kommen, er soll sogleich mit mir gehen, dieser garstige Herr Doktor! O, wie abscheulich, ich könnte ihn hassen!“ Diese offenbar ebenfalls aus einem Frauenmunde kommenden Worte, die in äußerster Erregung gesprochen wurden, schlugen plötzlich an des Schiffsarzts Ohr, wie er jene häßliche, hämische Freude empfand. Er verzog die Lippen zu leisem Lächeln und öffnete, die braune schwere Portière vor ihr auseinanderschlagend, die Thür. Er war jetzt doch neugierig zu sehen, wer diese entsetzlichen Verketzerungen wider ihn hervorstieß.

Kaum war er auf die Schwelle getreten, so lächelte er noch mehr; aber er blieb ganz in seiner an ihm gewohnten gleichmüthigen Haltung und sah die vor ihm Stehende ruhig an.

Die letztere mußte plötzlich einen großen Respekt vor ihm bekommen haben; denn sie sank fast in die Knie und erfaßte, ihn mit flehenden Augen anblickend, aufgeregt seine Hand.

„O liebster, bester Herr Doktor! Bitte, bitte, kommen Sie! Mutter ist so sehr krank — Sie werden sie mir doch nicht sterben lassen!“ Und sie zerrte ihn, während sie so sprach, förmlich an seiner Rechten. Es war ein noch sehr junges Mädchen von wunderbarer Anmuth, die er vor sich sah; eine schmächtige, doch kräftige Gestalt mit einem zarten, schönen Gesicht, frischen Lippen und strahlenden meergrünen Augen; auf dem Rücken ihres hellgrauen Reisekleides schimmerte eine lange dichte Flechte goldfarbenen Haars, das an den Enden in zierlicher Schleife ein duftiges blauseidenes Band zusammenhielt. Die wirklich außergewöhnliche, ganz eigenartige Schönheit des etwa sechzehnjährigen Mädchens machte ohne Zweifel auf Doktor Bergen einigen Eindruck; er sah sie sehr freundlich an und behielt ihre niedliche feine Hand in der seinen.

Mit dem Kennerblick des Arztes hatte er sofort bemerkt, daß auch sie unter einem Anfall der Krankheit litt, wider die er jetzt allen auf dem Schiff beistehen sollte, und es war ihm ganz klar, daß das üble Befinden der Mutter dieser jungen Schönheit auf dieselbe Ursache zurückzuführen sein werde.

„Nicht so ungeduldig, liebes Kind!“ sagte er so heiter wie möglich. „Ihre Frau Mutter wird gar nicht so schlimm krank sein. Gehen Sie — legen Sie ihr ein mit kaltem Wasser angefeuchtetes Tuch auf die Stirn — wiederholen sie das, so oft sie wollen, und Ihre Mutter wird bald wieder wohlauf und munter sein!“

Und nun schickte er sich schon an, sie sanft von sich hinwegzuschieben und die Thür der Kajüte anzuziehen.

Sie starrte ihn ganz erstaunt an und suchte ihn über die Schwelle zu bringen.

„Wie? Sie wollen nicht sogleich mit mir gehen?“ stieß sie wieder hervor, und ein bitterer Zug legte sich ihr um Lippen und Stirn. „Sie wollen der armen Mutter nicht helfen? — Ich sage Ihnen, Sie sollen, Sie müssen!“ Sie war auf das höchste erregt.

Doktor Bergen mußte wieder lächeln und ließ sich jetzt wirklich von ihr auf den mit Gummituch belegten Gang hinausziehen, der zwischen den zu beiden Seiten befindlichen Kajüten hinlief. Er konnte dem

angstvollen Drängen des jungen liebreizenden Wesens nicht widerstehen; es lag etwas unsäglich Rührendes, etwas so kindlich Naives in ihren Bitten.

„Nun — nun, warten Sie nur, Kleine!“ versetzte er. „Sie müssen etwas ruhiger werden! — Wenn Sie es durchaus wünschen, so will ich ja gern einmal nachsehen!“

„O, Herr Doktor, Sie sind ein lieber, guter Herr!“ sagte sie erfreut, ihn mit den großen hellen Augen dankbar anblickend. „Kommen Sie nur recht rasch — bitte rasch!“

Und sie lief eilig neben ihm her.

Der Arzt schmunzelte immer noch freundlich in sich hinein und ging gesenkten Hauptes.

„Wie heißen Sie denn, liebes Kind?“ fragte er, während sie zusammen den Gang entlang schritten, langsam und ihr flüchtig das Gesicht zuwendend.

„Edwina Ezzard,“ antwortete sie unbefangen und einfach.

„Und Sie reisen mit Ihrer Frau Mutter nicht weiter als bis nach New-York?“ fragte er wieder.

„O nein! Bis nach Brasilien, nach Rio de Janeiro und dann noch ein Stück, bis dahin, wo des Vaters Kolonien belegen sind.“

„Dann wollen Sie wohl dort bleiben — oder gehen Sie nur zu Besuch?“ Und Ludolf Bergen gewann ersichtlich immer mehr Interesse an ihr.

„Das weiß ich eigentlich selbst nicht. Vater hat uns nur vor einem Jahre herübergeschickt und wünscht uns jetzt wiederzusehen; aber er meint, daß wir alle bald zurückkehren würden, wenn die Kolonien völlig eingerichtet sind.“

„Ah! Dann waren Sie also schon in Brasilien!“ sagte der Arzt.

„O freilich! Wenn man dort geboren ist! Ich bin immer dort gewesen und habe bisher nur den einen Besuch in der alten Welt gemacht! Aber, Herr Doktor, das kann ich Ihnen ja alles später erzählen, wenn Sie es hören wollen! Laufen Sie etwas rascher, ich sage Ihnen ja, daß Mutter sehr krank ist!“ Und sie legte die kleine Hand an seinen Arm und schob ihn vorwärts. Es lag eine Frische, eine Natürlichkeit und Kindlichkeit in ihrem Wesen, die ihn, der seit ein paar Tagen allen, was Weib hieß, so feindselig gestimmt war, im Innersten entzückte. Und Brasilien war also ihre Heimat, ihre Wiege hatte unter heißerer Sonne gestanden, das verlieh ihr in den Augen Ludolf Bergens einen neuen ganz seltsamen Reiz.

Edwina hatte ihn in eine Kajüte erster Klasse geführt. Hier fand er eine junge Frau, welche, den Kopf in beide Hände gestützt, beinahe ohnmächtig dalehnte und in einem fort stöhnte. Ihr an sich noch sehr schönes Gesicht war hochgeröthet, so daß der Arzt ohne weiteres erkannte, daß es sich hier um einen bedenklicheren Zustand handelte, als er durch die Seekrankheit in der Regel herbeigeführt wird. Er mußte die Anfänge eines heftigen Fiebers konstatiren.

„Sie haben mich noch zur rechten Zeit geholt“, sagte er zu der Kleinen scheinbar ruhig, aber sich doch einen ernsten Vorwurf machend, daß er nicht früher gekommen. „Wir werden Ihre Frau Mutter so-

gleich in das Hospital bringen lassen; dort will ich sie schnell wieder gesund machen."

Das junge Mädchen sah ihn, auf das heftigste erschrocken, mit großen Augen an.

„In das Hospital?" rief sie. „Aber dann wird sie ja sehr, sehr krank sein. Sehen Sie, ich habe es Ihnen gesagt, und Sie wollten noch gar nicht einmal mit hierherkommen, wenn mir Mutter stirbt so, so — —"

Ein heftiges Schluchzen unterbrach ihre Worte. Ihr Gesicht nahm einen überaus leidenschaftlicheren Ausdruck an, in welchem Schmerz und Zorn sich mischten, ihre Arme zitterten und ihre Finger krampften sich zusammen. Mit einem langen, tiefen Seufzer sank sie vor der Mutter nieder und umklammerte ihre Kniee.

„O wenn Du sterben, wenn Du mich verlassen müßtest", schluchzte sie und über das Gesicht der Kranken, die mit mattem Blick auf sie niedersah, ging ein seltsames Zucken.

Die innige Kindesliebe, die aus des Mädchens Worten sprach, rührte den Arzt und er klagte sich, wie er so dastand und seinen Blick auf der Kranken und auf Edwina ruhen ließ, immer heftiger an, daß er wirklich einen Theil seiner Pflicht versäumt hatte. Das Befinden der Kranken ließ den Ausbruch eines Nervenfiebers befürchten.

Nun erfaßte er entschlossen Edwinas Arm und zog sie rasch empor.

„Seien Sie doch ruhig, Kind!" rief er in sehr bestimmtem Tone. „Sie können durch Ihr Benehmen der Kranken nur schaden!"

Edwina stand schnell auf den Füßen und wischte sich mit einer hastigen Bewegung die Thränen aus den Augen. Mit ängstlichen Bangen hing ihr Blick jetzt an Ludolf Bergens Gesicht.

„Wirklich, liebes Fräulein", versetzte dieser jetzt freundlicher und die Hand zutraulich auf die Schulter des reizenden Mädchens legend, „Sie werden Ihrer Frau Mutter am meisten nützen, wenn Sie alles, was ich anordne, ruhig geschehen lassen."

Sie sah ihn mit ihren großen herrlichen Augen an, es sprach sich jetzt ein unbegrenztes Vertrauen zu dem Doktor darin aus, ihre Brust hob sich nur noch einmal unter einem leisen Seufzer; dann nickte sie ein paar Mal nachdenklich in sich hinein.

„O lieber Herr Doktor", sagte sie 'ganz leise und weich, „ich will mich gern allem fügen, was Sie für gut finden!"

Rasch hatte der Arzt einen der Schiffsdiener herbeigerufen und mit dessen Hilfe richtete er die Kranke auf. Zu beiden Seiten von ihnen geführt, gelangte die letztere mühsam nach jenem zwar kleinen, aber auf das zweckmäßigste eingerichteten Raum, welcher auf dem Dampfer die Stelle eines Hospitals vertrat.

Auf den Befehl des Doktors mußte sich Edwina hier entfernen, und sie that es willig, blieb aber draußen an der Thüre des Hospitals stehen und lauschte aufmerksam auf alles was drinnen geschah.

Nachdem die Kranke zu Bett gebracht und der Arzt die ersten weiteren Verfügungen in Bezug auf dieselbe getroffen hatte, trat er mit dem Diener wieder heraus.

Edwina, die noch immer an der Thür stand, sah ihn fragend an.

„Sie brauchen gar nicht ängstlich zu sein, liebes Kind", sagte Ludolf Bergen wieder in warmem Tone, „aber für die nächsten Tage darf ich

Sie nicht zur Mutter lassen." Der Arzt fürchtete, daß das Mädchen durch das Fieber, das sich während der letzten halben Stunde bei der Kranken immer unzweideutiger gezeigt hatte, eine Ansteckung erfahren könnte.

„Wie?" fragte Edwina wieder sehr erschrocken. „Ich soll gar nicht zur Mutter dürfen?"

„Nur für jetzt nicht", suchte sie der Arzt zu beschwichtigen. „Nach wenigen Tagen aber schon hoffe ich, werden Sie die Pflege der Kranken übernehmen dürfen. Bis dahin vertrauen Sie sich wohl meinem Schutze an, nicht wahr, Fräulein Edwina?"

Er sagte es so freundlich, so voller Fürsorge, daß sie unwillkürlich seine Hand ergriff und ihm leise zunickte.

Es war ein heiterer, milder Frühlingstag und der mächtige Dampfer glitt rasch und mit gleichmäßigen Auf- und Niederschwanken durch die grüne durchsichtige Flut. Das junge Mädchen schien den Anfall von Seekrankheit, den der Arzt erst an ihr bemerken wollte überwunden zu haben, so daß sie diesen bitten durfte mit ihm auf Deck zu gehen und sich nach der eben überstandenen Aufregung an der frischen, reinen Luft zu erholen.

Bald wandelten die beiden oben langsam auf und ab und befanden sich in vertraulichem Gespräch. Ludolf Bergen erfuhr dabei von dem Mädchen, daß ihr Vater — er mußte sich nach allem, was sie erzählte, bedeutender Reichthümer erfreuen — in Brasilien große Kolonien besaß, die er kurz vor seiner Verheiratung erworben und die er im Laufe der Jahre in einen solchen Zustand versetzt hatte, daß er ihre Ueberwachung bald ausschließlich seinen Beamten anvertrauen durfte und nach Europa zurückkehren konnte. Er wollte dann mit seiner Familie in der Hafenstadt, von welcher aus die „Antilope" ihre Reise angetreten, dauernden Aufenthalt nehmen und nur dann und wann, wenn es die Geschäfte dringend erheischen würden, nach Südamerika hinübergehen.

Edwina beabsichtigte mit ihrer Mutter deswegen nicht auf dem direkten Wege sich dahin einzuschiffen, sondern zunächst in New-York zu landen, weil sich hier ihr einziger Bruder Edwin, wie sie sagte, ein Knabe von acht Jahren in einer höheren Lehranstalt befand und Mutter und Schwester nach Rio de Janeiro begleiten sollte. Bevor die letzteren sich eingeschifft, hatten sie sich auf einer größeren Besuchsreise durch Deutschland befunden.

Auch in den nächsten Tagen sah man Ludolf Bergen und Edwina auf dem Schiffe häufig beisammen. Obwohl es dieser unter den Passagieren des Dampfers — es waren noch mehrere Familien mit Damen dabei — keineswegs an Gesellschaft fehlte, verweilte sie doch am liebsten in der Nähe des jungen Arztes, den sie immer und immer wieder nach dem Befinden ihrer Mutter zu fragen nicht müde wurde. Es waren bereits fünf Tage vergangen, und noch immer hatte ihr Doktor Bergen nicht erlauben wollen, die Mutter zu besuchen. Die Krankheit derselben nahm einen noch weit übleren Verlauf, als der Arzt befürchtet hatte, es entwickelte sich ein heftiges Nervenfieber und der Doktor nahm sich der Kranken in um so aufopferungsvollerer Weise an, als er diese schlimme Wendung des Fiebers zum Theil dem Umstande, daß er in seiner Sorglosigkeit nicht rechtzeitig eingegriffen, zuschreiben mußte.

Und gerade diese von ihm an den Tag gelegte Aufopferung, der große Pflichteifer, den er jetzt zeigte, gewann ihm das Herz des jungen Mädchens mehr und mehr. Sie wurde immer mittheilsamer ihm gegenüber, so daß er bald über alle ihre Verhältnisse unterrichtet war. Für ihren Vater empfand sie eine gleich herzliche Zuneigung, wie für die Mutter und nachdem, was er aus ihrem Munde über ihn erfuhr, verdiente er die Liebe dieses prächtigen Kindes in vollem Maße; er mußte ein ebenso thatkräftiger, wie gerechter und humaner Mann sein. Auch von ihren Verwandten, die sie in Deutschland besucht, hatte sie schon häufig gesprochen.

Noch am Morgen vor ihrer Abreise hätte sie sich in der großen Stadt von einigen ihrer Verwandten verabschiedet, erzählte sie. „Sie wohnten im Hafenhotel," fügte sie hinzu, „ich war entzückt von der herrlichen Aussicht, die man von da oben genießt."

Ludolf Bergen hörte ihr, als sie das Hafenhotel erwähnte, mit gespanntester Aufmerksamkeit zu. Ihre Worte besaßen ein besonderes Interesse für ihn, welches er ihr indessen zu verbergen suchte.

„Es waren wohl sehr nahe Verwandte?" fragte er leichthin.

„Ja, des Vaters Schwester," erwiederte sie unbefangen. „Ich lernte sie zum ersten Male kennen. Zwei ihrer Töchter und ein Schwiegersohn, der Gatte der einen, waren bei ihr. Die andere, das Fräulein, schien eine sehr stolze Dame. Man hatte sie uns schon als eine solche geschildert. Sie glaubt wohl, sie sei sehr schön, und will sehr hoch hinaus. Wie man mir sagt, hat sie sich einen jungen Gutsbesitzer in den Kopf gesetzt, den man für reich hält. Glaubs, daß sie ihn gern möchte. Sie würde gar so gern die vornehme Frau spielen, und ihre eigenen Mittel — sie besitzt ein sehr geringes Erbtheil von ihrem verstorbenen Vater — reichen dazu nicht aus. Ich mag Emmy gar nicht leiden!"

Sie hatte es in ihrer natürlichen munteren Weise herausgeplaudert, nicht ahnend, daß sie von einem Gegenstand sprach, der den Doktor so nahe anging. Der letztere war jetzt durch ihre Worte auf das äußerste überrascht und mußte einen Moment lang das Auge von ihr abwenden, um ihr seine innere Erregung nicht zu verrathen.

„Sie sprechen ja von ihrer Fräulein Cousine förmlich erbost," sagte er, alle Fassung zusammennehmend und seine besondere Theilnahme so wenig wie möglich verrathend. „Das muß ja eine ganz außergewöhnlich stolze Dame sein, daß Sie sich so sehr von ihr abgestoßen fühlen, Emmy" — setzte er etwas zögernd hinzu — „heißt sie, wie Sie sagen?"

„Emmy Erbenwerk," erwiederte sie so unbefangen wie vorher, gleich darauf lebhafter fortfahrend: „Ich hatte sie mir doch etwas anders gedacht; wenn wir zurückkehren — — ich glaube, wir werden nie gute Freundinnen werden."

Ludolf Bergen sah still zu Boden; er schien mit einem Male sehr verstimmt. Was er bisher schon als leise Befürchtung empfunden, wurde ihm durch die Worte Edwina's zur vollsten Gewißheit. Ja, Emmy entbehrte jedes tieferen Gefühls, sie war nichts als ein Wesen, das mit kluger Berechnung äußeren Vortheil sucht, ein Mädchen, das kein wahres Glück verlangt, weil sie ein solches noch nie erkannt — sie hing am Scheine, der bestrickende Reiz ihres Aeußern war selbst ein leerer Schein,

glänzende Form ohne rechten Inhalt. Sie besaß nicht den Adel der Seele, den er — es ist das rechte Wort — in sie hineingeträumt.

Aber er hätte ihr daraus keinen Vorwurf machen dürfen, sondern konnte höchstens über sich selbst ärgerlich sein, daß er so kurzsichtig gewesen, um sich durch den bestechenden Eindruck ihrer äußeren Erscheinung über ihr wahres Wesen täuschen zu lassen. Edwina Ezzard hatte sie auf den ersten Anblick besser zu beurtheilen gewußt. Was dieses einfache unverdorbene Kind in der Natürlichkeit ihres Empfindens sofort erfaßt und gegen ihn aussprach, gewiß, es war die Wahrheit. Und was sie ihm von Emmy weiter mittheilte gab ihm allerdings vollen Grund, ein noch bitteres Gefühl, als es sich ihm schon seit ihrer letzten gegenseitigen Unterredung mitgetheilt, wider sie in sich aufkommen zu lassen. Wenn sie ihn von Anfang an in seiner Liebe zu ihr auch nicht gerade aufgemuntert, so hatte sie doch durch mancherlei, was sie gesagt und gethan, zu erkennen gegeben, daß sie seine Neigung zu ihr nicht ungern sah, daß ihr dieselbe wenigstens schmeichelte. Erst als er seine Gefühle für sie zu deutlichem Ausdruck gebracht, war ihr Benehmen ein so schroff ablehnendes geworden wie bei der Begegnung im Hafenhotel. Aber sie hatte ihm noch durch keine Andeutung verrathen, daß sie sich einen anderen ausersehen, daß sie Liebe zu einem anderen Manne in ihrem Herzen trug. „Liebe?“ — Er lächelte bitter. Sie war der Liebe nicht fähig, sagte er sich jetzt, wenigstens nicht wie er die Liebe verstand. Warum aber hatte sie ihm nicht frei herausgesagt, daß sie ihn darum nicht mochte, weil sie jenen andern wollte? — Ja, sie war eben eine kluge Rechnerin, die mit klugem Vorbedacht ihr Benehmen einrichtete, und in gewissem Sinne hatte sie den Doktor betrogen.

Der letztere war in den nächsten Tagen sehr in sich gekehrt: es fiel ihm so schwer einen Traum fahren zu lassen, an den er seine schönsten Hoffnungen gesponnen.

Auch in seinem Verkehr mit Edwina vermochte er seine ganz verdüsterte Stimmung nicht zu verbergen. Das junge Mädchen fürchtete zuerst, daß die Krankheit ihrer Mutter vielleicht eine üble Wendung genommen und ihn besorgt machte; aber bald vermochte er ihr mitzutheilen, daß in dieser Beziehung das Schlimmste vorüber, und daß sie jetzt die Pflege der letzteren übernehmen dürfe. Edwina fand, als sie an das Krankenbett der Mutter trat, dieselbe, wenn auch noch schwer leidend, doch in der That wieder verhältnißmäßig wohl, und mit innigem Dank gedachte sie der vielen Mühe, die sich Ludolf Bergen um sie gemacht.

Und nun war er selbst so traurig! Sie hätte ihn am liebsten nach dem Grund seines stillen Kummers gefragt, aber sie wagte es nicht. Sie sah ihm nur still in die Augen, und in ihren Blicken sprach sich die größte Theilnahme für ihn aus. Ach, wenn sie ihm nur hätte helfen können! Das war, nachdem sie die Mutter außer Gefahr wußte, der einzige Gedanke, der sie fort und fort beschäftigte. Ludolf Bergen sprach jetzt auch nicht mehr so häufig mit ihr, es schien fast, als ob er dem Zusammentreffen mit ihr auswich, und auch das schmerzte, beängstigte sie.

Edwina selbst verbrachte jetzt die längste Zeit am Krankenbett ihrer Mutter, und wenn der Doktor einmal kam um sich über das Befinden der Kranken zu unterrichten, so ging er immer schnell wieder hinweg.

Eines Abends, als die letztere in tiefem Schlummer lag, entfernte

sich das schöne Mädchen und schritt still nach dem Deck empor. Es war eine wundervolle Frühlingsnacht. Eine milde, weiche Luft, die leis durch die aufgehißten Segel strich, ringsum nichts als die weiten, vom Kiel der „Antilope“ zurückrauschenden Wasser, und droben der klare, in der Ferne mit der blauen Meeresfluth verschwimmende Himmel, leuchtende, blitzende Sternenlichter daran, eine golddurchwirkte Schlummerdecke auf der träumenden, leise athmenden See ....

Das junge Mädchen stand am Schiffsgeländer und sah still auf das Meer hinaus. Der sanfte Nachtwind spielte mit ihrem weichen, lichtblonden Haar und raunte allerhand Seltsames in die Falten des warmen Tuches über ihrer Brust und in ihr Herz hinein. Ihr war ganz eigen zu Sinn, sie athmete manchmal schwer — war es nicht zuweilen ein leiser Seufzer, der sich aus ihrer Brust heraufrang und in das Rauschen des Meeres, in das Säuseln und Flüstern des Windes mischte?

Da fuhr sie rasch herum. Sie hatte einen Schritt in ihrer Nähe vernommen, und wie sie sich umwandte, sah sie Ludolf Bergen dicht hinter sich stehen. Sie war fast erschrocken.

„So spät ganz allein auf Deck, liebes Kind?“ sagte er weich, ihr die Hand reichend. „Wird Ihnen die Nachtluft auch nicht schaden?“

Sie schwieg einen Augenblick und sah ihn mit ihren klaren, schönen Augen eine kurze Weile an.

„O, die Luft ist ja gar nicht kalt,“ stotterte sie, und ein flammendes Roth übergoß dabei ihr ganzes Gesicht. „Aber vielleicht haben Sie recht, und am Ende ist auch Mutter schon wieder wach,“ setzte sie schnell hinzu und entzog ihm ihre Hand, die während der letzten Worte in der seinen gelegen, und eilte, ohne ihn noch einmal anzusehen, mit einem flüchtigen „Gute Nacht, gute Nacht, Herr Doktor!“ davon.

Drunten schlief die Mutter immer noch fest, Edwina setzte sich wieder an das Bett und ergriff sacht der Schlummernden Hand. Auf ihrer Stirn und in ihren Augen brannte es seltsam, ihr war so weh und bang, und sie wußte doch selbst nicht warum.

Ludolf Bergen blieb noch lange auf dem Deck. Seine Gedanken beschäftigten sich mit Edwina, und als er, am Schiffshospital vorüber, endlich seiner Kajüte zuschritt, hielt sein Fuß wie von selbst an der Thür des erstern an, er machte mit der Rechten eine Bewegung nach dem kleinen Raume, wo sie bei ihrer Mutter saß, hinein und murmelte ein leises, kaum hörbares „Gute Nacht!“ — — — —

Während des Restes der Reise suchte Doktor Bergen wieder öfter Edwina auf; aber nun schien ihr Wesen mit einem Male verändert. Ihre frühere Unbefangenheit, die ihn so sehr an ihr entzückt, schien verschwunden; sie war zerstreut und plauderte nicht mehr so munter mit ihm wie vorher. Sie war beinahe traurig, und man konnte fast meinen, daß sie jetzt selbst einen stillen Kummer trug.

Aber wie sie sich freute, als er, nachdem man nach zwölftägiger Fahrt in New-York landete, sich bereit erklärte, hier auch ferner die Behandlung der Kranken zu übernehmen! War der Zustand der letzteren auch entschieden besser geworden und in Bezug auf den Ausgang des Fiebers nichts mehr zu befürchten, so war doch der ärztliche Beistand durchaus noch nicht überflüssig, vielmehr die fortgesetzte Beobachtung der langsam Genesenden noch immer nothwendig.

Bevor Doktor Bergen jedoch mit seinem Schiffe nach Europa zurückfuhr durfte er aussprechen, daß nunmehr fernere ärztliche Hilfe zu entbehren sei und Edwina's Mutter ohne Bedenken die Weiterreise nach Rio de Janeiro antreten dürfe. Ludolf Bergen hatte sich, wie es in der Regel geschah, wenn man dort angekommen, vierzehn Tage in der großen amerikanischen Stadt aufgehalten.

Auch die jetzt Genesene konnte dem jungen Arzt für seine liebevolle Behandlung während der unerwarteten Krankheit nicht genug danken, und man nahm sich beim Abschied das bestimmte Versprechen ab, in dauernder Beziehung zu einander zu bleiben und sobald wie möglich ein gegenseitiges Wiedersehen herbeizuführen. Namentlich, sagte Frau Ezzard, würde es ganz gewiß auch ihren Gatten freuen, die Bekanntschaft Ludolf Bergen's zu machen und ihm auch seinerseits den Dank für seine mühevolle Aufopferung, für ihre Rettung aus so schwerer Lebensgefahr zu erkennen zu geben.

Und Doktor Bergen reiste mit der „Antilope" nach Deutschland zurück, und Edwina trat mit ihrer Mutter und dem kleinen Bruder nach kurzem Aufenthalt in New-York die Fahrt nach Rio de Janeiro an.

Nach wenigen Wochen schon erhielt der Doktor von Edwina's Vater ein überaus liebevolles Dankschreiben, und es entspann sich zwischen der Familie des letzteren und Ludolf Bergen in der Folge ein ziemlich reger Briefwechsel, in dessen Verlauf auch zwischen dem jungen Mädchen und dem Arzt einige kurze Briefe ausgetauscht wurden. Selbstverständlich kam man in denselben immer wieder auf die gemeinsame Reise zurück; aber der übrige Inhalt der von beiden Theilen gewechselten Briefe reichte doch aus, um einerseits Edwina das Wesen Doktor Bergen's mehr und mehr zu offenbaren und diesem immer und immer wieder die Freude an dem kindlichen, unverfälschten Gemüth des Mädchens zu erwecken. Freilich war der Ton von Edwina's Briefen lange nicht so munter und ungezwungen, wie sie sich ihm im Gespräch auf der Reise oft gezeigt hatte ....

Fast ein Jahr war vergangen, als Doktor Bergen von Herrn Ezzard die Mittheilung empfing, daß er mit den Seinen auf dem Umwege über New-York, wo er vorher noch Geschäfte zu erledigen hatte, nach Europa zurückzukehren beabsichtige, und daß es ihm sehr angenehm sein werde, in seiner Gesellschaft auf der „Antilope" die Ueberfahrt unternehmen zu können.

Ludolf stimmte diesem Vorschlag von Herzen bei, und als der Frühling wieder seinen Einzug zu halten begann, traf man sich in New-York.

Die Freude des Wiedersehens leuchtete in Edwina's Augen, als ihr Doktor Bergen aufs neue entgegentrat. Welcher Zauber lag nun erst in ihrem Wesen, um wie vieles war sie schöner geworden! Glich sie früher in ihrer Zartheit und Anmuth einer holden Blumenknospe, so schien diese jetzt zu voller, herrlichster Blüte entfaltet, so sehr hatte sie sich während der kurzen Zeit entwickelt. Ihre Formen waren kräftiger, voller geworden, und ihre Züge zeigten einen ausgeprägteren noch individuelleren Ausdruck. Und sie war wieder ganz so heiter, munter, ungezwungen wie einst.

Auch der Vater des Mädchens entsprach völlig den Erwartungen, die Ludolf in Bezug auf ihn gehegt. Selbst sein Aeußeres stand ganz

in Uebereinstimmung mit der Vorstellung, die sich der letztere davon gemacht. Es war ein großer, stattlicher Mann mit gebräuntem Gesicht, dessen Ausdruck auf den ersten Anblick Energie und Thatkraft bekundete; aus seinen blauen Augen leuchtete ein milder Ernst.

Während der Seefahrt plauderte man viel zusammen, und Edwina wurde nicht müde, Doktor Bergen über seine Erlebnisse während der letztverflossenen Zeit zu befragen. Sein ernstes Wesen mußte ihr wieder auffallen, und sie war mit sich darüber einig, daß er einen stillen Kummer trug, den sie ihm gar so gern von der Seele genommen hätte.

In der Hafenstadt angekommen, sah sich die Ezzard'sche Familie genöthigt, vorerst in einem Hotel Wohnung zu nehmen, da die eigene Behausung, die man beziehen wollte, noch nicht völlig hergestellt war. Man begab sich in dasselbe Hotel am Strande, in welchem Ludolf Bergen vor nun gerade einem Jahre mit Emmy Erbenwerk seine Unterredung gehabt hatte, und Edwina's Vater wußte den jungen Arzt zu bewegen, für die Dauer seines diesmaligen Aufenthalts in der Hafenstadt seine Wohnung auf dem Schiff mit einer solchen im Hotel zu vertauschen und hier die Gastfreundschaft des Herrn Ezzard zu genießen. Der letztere hatte mehrere geräumige Zimmer bestellt, von denen eines dem Doktor angewiesen wurde, und nun begann ein trauliches, behagliches Zusammenleben, in welchem man sich immer enger aneinander anschloß. Und am häufigsten saßen sich Edwina und Ludolf zur Seite. Sie plauderten, lasen und musizirten miteinander, und Ludolf gewann das muntere, schöne Mädchen mit ihrer frischen Natürlichkeit immer lieber. Wiederholt schon, wenn ihn ihr blühendes, heiteres Gesicht anlachte und die Goldfäden ihres Haares dicht vor ihm entgegenschimmerten, hatte er fast zu tief in ihre strahlenden blauen Augen hineingesehen, und wenn er Vergleiche zwischen dem nüchternen, kalten Wesen Emmy's und der einfachen, ungezwungenen, fast naiven Art dieses Mädchens anstellte, so mußten sie ohne Frage zu Gunsten Edwinas ausfallen.

Man wohnte seit etwa acht Tagen im Hotel, als Doktor Bergen zu solchen Vergleichen besonderen Anlaß fand. Es war in den späteren Nachmittagsstunden eines heiteren leuchtenden Frühlingstages, Ludolf betrat mit Edwina den großen, auf das luxuriöseste ausgestatteten Salon, der in der Mitte zwischen den von der Familie Ezzard und dem jungen Arzt bewohnten Zimmern lag.

„Wissen Sie, Herr Doktor", flüsterte das herrliche Mädchen dem letztern zu, noch einmal den Fuß anhaltend, bevor sie die Portière auseinanderschlug, „wissen Sie, wen Sie heute da drinnen sehen werden?"

Ludolf sah sie etwas betroffen an und versuchte zu lächeln.

„Nun?" fragte er gespannt.

„Emmy Erbenwerk, das stolze Fräulein, meine Cousine", erwiederte sie scherzend und ihn schalkhaft anblickend. „Sie müssen natürlich mit ihr sprechen und sollen mir dann sagen, was Sie von ihr denken."

Der Doktor war plötzlich zusammengefahren und blickte sie einen Moment lang ganz verwirrt an. Er überraschte das junge Mädchen offenbar damit; ihre Mienen zeigten den Ausdruck einer verwunderten Frage. Ludolf schien zu zögern, ob er eintreten sollte; aber schon hatte sie ihn in den Salon hineingedrängt.

Wirklich, dort stand Emmy Erbenwerk vor dem großen, goldge-

rahmten Spiegel, der von der Decke bis fast nach dem Fußboden des Zimmers herniederreichte. Sie trug wieder ein dunkles, enganliegendes Kleid, ihr schwarzes, reiches Haar glänzte ihr wieder im Nacken, und der Spiegel warf ihre hohe, schlanke Gestalt voll zurück. Es war wieder ein bestechendes Bild; sie schien bestrickender als je.

Bei seinem Anblick zeigte auch sie sich überrascht, wußte aber ihre Fassung zu bewahren und in der Unterhaltung, die sich alsbald zwischen den Dreien entspann, möglichst unbefangen zu erscheinen. Unbefangener fast als der Arzt, auf den der bezaubernde Reiz ihres Aeußeren wieder seine Wirkung ausübte. Diese brennenden, tiefen Augen, diese herrliche Gestalt — und keine Seele, kein Herz! dachte er still bei sich, und ein beinahe schmerzlicher Ausdruck legte sich wieder auf sein Gesicht. Er mußte dann und wann den Blick von ihr abwenden, um ihr seine große innere Erregung nicht zu verrathen. Jetzt hafteten seine Augen eben wieder auf der schweren, reichgestickten Decke des Tisches, an dem sie saßen, und gingen flüchtig über das Buch, das hier aufgeschlagen lag, hin. Es war das „Buch der Lieder" von Heinrich Heine in einem schönen, kostbaren Einband, und Doktor Bergen's Blicke trafen gerade die Verse:

„Der König Wiswamitra,
Den treibt's ohne Rast und Ruh,
Er will durch Kampf und Büßung
Erwerben Wasischta's Kuh.

O König Wiswamitra,
O welch ein Ochs bist Du,
Daß Du so viel kämpfest und büßest,
Und alles für eine Kuh!"

Ludolf erröthete plötzlich, als er diese Worte las, und seine Stirn legte sich in Falten. Im Augenblick als er wieder aufsah, ertönte die Stimme von Edwina's Mutter aus dem Nebenzimmer, und das junge Mädchen schlüpfte nach einer flüchtigen Entschuldigung eilig hinaus.

Zwischen den beiden, die im Zimmer zurückblieben, herrschte zuerst Schweigen. Dann äußerte Ludolf Bergen seine Ueberraschung, Emmy hier zu sehen, und sie antwortete kurz, daß sie jetzt bei einer verwandten Familie, die unweit der Hafenstadt wohne, längeren Aufenthalt genommen habe und nur nach dem Hotel gekommen sei, um Edwina und die Ihren nach ihrer Rückkehr zu begrüßen.

Dann sah sie plötzlich auf ihre goldene Uhr und wollte sich erheben.

„Entschuldigen Sie übrigens, Herr Doktor", sagte sie, „ich werde anderswo erwartet; wir haben für heute Abend den Besuch des Theaters verabredet."

Es war ihr offenbar peinlich, hier mit ihm allein zu sein. Das Gesicht Ludolf Bergens verdüsterte sich wieder.

„Weiter haben Sie mir nichts zu sagen, Fräulein, auch jetzt nicht?" fragte er, ebenfalls vom Stuhle aufstehend.

Sie sah ihn ruhig an.

„Was sollte ich Ihnen zu sagen haben?" erwiederte sie kalt. „Ich verstehe Sie nicht!" Und sie schickte sich an, zu gehen.

Da trat Edwina, die ihre letzten Worte vernommen hatte, wieder herein und stellte sich ihr in den Weg.

„Was?“ sagte sie, ihren Aerger über sie ihr nicht verbergend. „Du hast gehen, Du hast den Herrn Doktor allein lassen wollen? — Und was verstehst Du denn nicht? — Ich muß Dir sagen, daß ich diese Ziererei nicht leiden mag! Den Herrn Doktor kann man immer verstehen. Wenn ich sagen könnte, wie ich ihm dankbar bin! Du weißt doch, wie er sich für Mutter während ihrer Krankheit aufgeopfert hat?“

Emmy Erbenwerk antwortete nicht, aber sah sie mit einem halb verwunderten, halb zornigen Blicke an.

„Uebrigens, Emmy“, setzte sie in leichtem Tone hinzu, „hier sind Briefe“. Und sie sah sich die beiden Couverts, die sie in der Hand hielt, an. „Ich glaube, der eine dürfte Dich interessiren, — der andere, Herr Doktor, ist für Sie.“

Und nachdem sie den einen Ludolf hingereicht, zog sie aus dem anderen Couvert, das nicht verschlossen war, einen zierlichen Bogen hervor, auf dem nur wenige gedruckte Worte standen.

„Luise Falkner — Eberhard Uhlenhoff, Verlobte“, lauteten sie.

Doktor Bergen hatte seinen Brief noch nicht geöffnet, sondern sah unverwandt auf die beiden Mädchen hin. Die eine von ihnen, Emmy, war ganz purpurroth geworden, als sie jene Verlobungsanzeige las. Eberhard Uhlenhoff war der Name des jungen Gutsbesitzers, den sie einst den Ihren zu nennen gehofft hatte, — sie hoffte es bis zu der Minute, die eben vergangen. Sie brauchte durchaus nicht wie vor einem Räthsel zu stehen; es hatte sich alles in sehr einfacher Weise ereignet. Der junge Gutsbesitzer hatte freilich einmal mit ihr gescherzt, ihr aber noch mit keinem Worte gesagt, daß er etwa eine Neigung für sie empfand. Vielleicht hätte er sie sich zum Weibe auserkoren, wenn sie größere Mittel besessen haben würde; nun hatte er sich einfach für eine reichere entschieden.

Die große Verlegenheit, in der Emmy sich befand, war unverkennbar; der Boden schien ihr unter den Füßen zu brennen. Sie verneigte sich rasch zum Abschied.

Edwina hatte erst dem Doktor leise etwas zugeflüstert. Dann wendete sie sich zu Emmy, und das Lächeln, welches um ihre Lippen schwebte, war etwas boshaft.

„Du willst wirklich noch ins Theater gehen?“ sagte sie. „Was giebt man doch wohl? — Ah, da erinnere ich mich. Das neue Lustspiel: „Die Vergnügten“, zum ersten Mal“.

Und sie verneigte sich kurz und wendete sich herum.

„Aber was ist Ihnen denn, Herr Doktor?“ sagte sie zu diesem, der in tiefe Gedanken versunken dastand. „Sie scheinen ja ganz traurig?“ Und dann richtete sie den Blick nochmals nach dem Ausgang des Salons. „Ich bin vielleicht ein wenig unartig gewesen“, fuhr sie fort, „aber ich hasse nun einmal dieses hochmüthige Ding. — Lassen wir sie zu den „Vergnügten“ gehen, nicht wahr, — und ich, — darf ich bei dem Traurigen bleiben?“

Ludolfs Augen erweiterten sich zu einem großen, unbeschreiblichen Blick, mit dem er sekundenlang ihr schönes Gesicht umschloß. Dann leuchtete etwas Wunderbares über sein Antlitz hin und er stürzte, ihr beide Hände entgegenstreckend, in seliger Hast auf sie zu.

„Edwina!“ rief er jubelnd. „Edwina, so sprechen Sie, so spricht

dieses Kind! Muß man denn wirklich unter anderer Sonne, dort unten unter der Linie geboren sein, um noch ein Herz zu haben, so natürlich, so rein zu fühlen wie Sie? Noch einmal, Edwina, hat Ihnen Ihre Worte Ihr Herz eingegeben, sprachen Sie im Ernst?"

Sie mußte diese Worte, die sich aus seinem auf das höchste erregten Innern hervordrängten, verstehen. Ihr ganzes Herz hob sich selig empor, als er ihre beiden Hände fest in den seinen hielt, und sie sah ihn mit verklärten Blicken an.

„Edwina!" rief er noch einmal, wie sie bebend so vor ihm stand und mit zärtlichem Blick an seinem Antlitz hing. „Wär es möglich, dieses Kind, diese herrliche Seele liebt mich, Du willst mein Lieb sein, Edwina, mein Lieb?"

Diese Worte mit ihrem leidenschaftlichen Klange überwältigten sie. Sie antwortete nicht; aber ihre beiden Arme hielten ihn mit einem Male innig umschlungen und ihre Wangen glühten an den seinen. Dann hatten sich die Lippen gefunden zu einem langen, süßen Kuß. Und sie küßte ihn wieder und wieder und preßte ihn ein über das andere Mal an ihre Brust.

„Ja, ja, ich liebe Dich, wie, wie!" drängte es sich aus ihrem heißen Herzen herauf. „Dich nicht verstehen wollen, Du Guter? Man braucht Dir ja nur in die Augen zu schauen, in diese lieben, guten Augen! Wie wäre es thöricht, wenn man sagen wollte, man verstände nicht, was das Meer rauscht und die Sterne schimmern!"

„O Du herrliches Kind!" rief er aus, während sie ihm mit ihrer kleinen Hand über sein krauses, dunkles Haar strich. „Was das Meer rauscht und die Sterne schimmern! Ja, das darfst Du sagen, Du treues unverdorbenes Herz, Dich hat die Natur in Deinem reinen, edlen Kindersinn behütet, Du, Du hast ihre Sprache verstanden!"

Und dann offenbarte sie ihm, daß, als er sich ihrer Mutter auf dem Schiffe so aufopfernd angenommen, etwas Unsagbares, ihr Unerklärliches, nicht zu Ahnendes in ihr emporgestiegen, daß sie mit schweren Herzen von ihm Abschied genommen, daß sie unablässig seiner gedacht und eine Zeit lang sehr traurig gewesen. Dann aber sei sie wieder muthiger geworden, habe ihre frühere Heiterkeit wiedergewonnen, es habe sich eine so feste Zuversicht in ihr Herz gelegt, daß sich alles zum Guten wenden müsse, und diese muthige Zuversicht habe sie sich bewahrt bis auf diese Stunde.

„Zwischen der alten und der neuen Welt also", sagte er innig und mit feuchten Augen, „wäre diese wunderbare Liebe aufgewacht? Und alles, alles dieses Glück an einem Tage!" setzte er hinzu, ihr das Schreiben zeigend, das sie ihm vorhin gebracht hatte. Eine angesehene deutsche Hochschule berief ihn als Professor; seine Aufsätze in medizinischen Zeitschriften und vor allem sein Buch über die „Krankheiten des Gehirns" hatten ihm den Ruf eingebracht.

„Zwischen der alten und der neuen Welt", sagte Professor Bergen noch einmal nachsinnend, mit seligem Lächeln in allen seinen Zügen, als die Hochzeit nicht mehr ferne war. „Ich denke, wir bleiben in der alten, lieber süßer Schatz, aber wir gründen uns in ihr eine neue, schöne, glückselige Welt!"

Die Entdeckung Amerikas vor Columbus.

Ein Stück Kulturgeschichte. Von **Rudolf Müldener.**

Columbus bezeichnet man als Entdecker Amerikas, gleichwohl wurde der vierte Erdtheil schon lange vor ihm von Europäern betreten, nämlich von den Normännern, oder, um jedem bei Gebrauch dieses Namens etwa auftauchenden Mißverständnisse zu begegnen, von den Norwegern.

Bekannt war diese Thatsache allerdings schon lange, allein erst seit einigen dreißig Jahren sind wir durch die Kopenhagener Gesellschaft für nordische Alterthumskunde, namentlich durch die Forschungen des Dänen Christian Rafn und später durch die des Amerikaners Josua Toulmin Smith zur Kenntniß all der Thatsachen gelangt, aus denen die Entdeckung Amerikas durch die Norweger sich über jeden Zweifel erhebt.

Indem wir hier diese Thatsachen in einem gedrängten Bilde rekapituliren, beabsichtigen wir nur, an ein im Laufe der Zeit fast vergessenes Faktum zu erinnern, keineswegs aber den Ruhm des Columbus zu verringern, oder die Bedeutung, die ungeheure Wichtigkeit seiner That zu verkleinern.

Im Jahre 861 entdeckte, vom Sturm verschlagen, der Norweger Naddot Island. Nach neueren dänischen Berichten soll Naddot dort bereits christliche Bewohner vorgefunden haben, Irländer, die der Sturm gleichfalls nach Island verschlagen. Wenn diese Nachricht wahr ist, was sich heute freilich nicht mehr mit Sicherheit feststellen läßt, so haben die erwähnten Iren entweder Mittel gefunden, Island wieder zu verlassen, oder sind zur Kolonisation eines so rauhen Landes wahrscheinlich sehr übel ausgerüstet, dem Hunger, dem Klima erlegen, oder haben sich mit den später einwandernden Norwegern vermischt und sind auf diese Weise in denselben auf, oder vielmehr untergegangen; Thatsache ist, daß dieser irischen Bewohner Islands später nie wieder Erwähnung geschieht.

Nach anderen Berichterstattern, die die Entdeckung auf das Jahr 863 verlegen, war der Schwede Gardar, gleichfalls vom Sturme verschlagen, der erste Entdecker Islands.

Wie dem auch sein möge, die Nachricht von der Existenz einer großen (1870 Quad. Meilen) von Norwegen nur etwa 150 Meilen entfernten Insel im Norden erhielt sich in Norwegen und im Jahre 875 begannen die Norweger Ingolf und Hiorleif die Kolonisation der Insel. Sie gründeten, immer neue Nachzügler an sich ziehend, daselbst einen Freistaat, weshalb die Isländer im Jahre 1875 das tausendjährige Jubiläum ihrer politischen Existenz feierten; der König von Dänemark wohnte der Feier bei und war jedenfalls das erste gekrönte Haupt, welches je den Boden der Insel betreten.

Daß die Kolonisation Islands, obgleich von einem so dünn bevöl-

kerten Lande wie Norwegen ausgehend, so rasche Fortschritte machte, daß sechzig Jahre nach dem ersten Kolonisationsversuche die Insel bereits achtzigtausend Einwohner gezählt haben soll, erklärt sich aus zwei Gründen. Erstens befanden die Kolonisten, hauptsächlich der Viehzucht, der Schifffahrt und dem Fischfange obliegend, sich wohl, denn nach allen uns vorliegenden Berichten besaß Island damals eine mildere Temperatur, als die Insel sich heute erfreut, ohne daß wir darum eine seitdem erfolgte allgemeine Erkältung der Erde anzunehmen hätten. Wahrscheinlich beruht das Sinken der Temperatur in Island auf einer Aenderung im Laufe des Golfstromes und anderer den südlichen Meeren entstammenden Strömungen, die, Island berührend, der Insel eine Milde des Klimas mittheilten, welche sie heute schmerzlich vermißt.

Der andere Grund, der eine starke Einwanderung, namentlich angesehener und begüterter Leute erzeugte, das waren die Norwegen damals verheerenden Unruhen.

Norwegen hatte damals viele Könige, denn jeder größere Grundbesitzer, der Schiffe zu Seezügen ausrüsten konnte, schwang sich zum Jarl auf, eine Stellung, die der eines Königs nahe kam. Diese Jarl bekriegten sich häufig genug, dann schlossen sie zu irgend einem gemeinsamen Unternehmen wieder Bündnisse miteinander, betrachteten sich aber alle als ihres Gleichen und gehorchten einem aus ihrer Mitte nur zeitweilig zur Erreichung irgend eines bestimmten Zweckes.

Diesem Zustande machte Harald Harfagr ein Ende.

Die Sage erzählt uns, daß, als Harald um Gyda, Tochter eines freien Grundbesitzers, durch einen Abgesandten geworben, die stolze Schöne dem Abgesandten erwiedert habe: „Sage Harald, daß ich nur dann einwilligen werde, sein rechtmäßiges Weib zu werden, wenn er sich zuvor und um meinetwillen ganz Norwegen unterwirft, damit er so frei und so mächtig herrsche, wie Erik über Schweden oder Gorm der Alte über Dänemark, denn mich dünkt's, nur dann kann er der König eines Volkes genannt werden." König Harald legte ein feierliches Gelübde ab, nie mehr sein Haar abzuschneiden oder zu kämmen, bis er ganz Norwegen unterworfen habe, oder zu sterben in dem Kampfe.

Nach Verlauf von zehn Jahren war er unumschränkter Beherrscher fast ganz Norwegens und schickte Boten zu der stolzen Dirne und machte sie zu seinem rechtmäßigen Weibe. Dann stieg er in ein Bad und ließ sich das Haar schneiden und kämmen, welches seit zehn Jahren nicht geschnitten und nicht gekämmt worden war. Man hatte ihn das „häßliche Haupt" genannt und jetzt erhielt er den Namen Harfagr, oder Schönhaar.

Nachdem er sich zum Herrn von ganz Norwegen gemacht, organisirte Harald Harfagr († 934) das Land, führte aber zugleich ein so strenges Regiment, daß viele, namentlich der begüterten Freien, es vorzogen, sich ein anderes Vaterland zu suchen und viele derselben wanderten nach Island aus.

Im letzten Viertel des zehnten Jahrhunderts floh Erik der Rothe, ein begüterter Norweger, nach Island, weil er in der Heimat eines Mordes angeklagt worden war. Aber jähzornig und aufbrausend, wie er war, gerieth er auch in Island mit seinen Nachbarn rasch in Streitigkeiten und rächte einen ihm angethanen Schimpf durch den Tod seines

Gegners. Infolge dessen in der Volksversammlung zur Verbannung nach Thornasting verurtheilt, zog Erik es vor, statt sich dem Beschlusse der Volksversammlung zu unterwerfen, sich in ein anderes Land zu begeben.

Schon im Jahre 876 oder 77, also nur wenig Jahre nach der ersten Besiedelung Islands, hatte ein Norweger, Gunnbjörn, im Westen von Island Land entdeckt, es freilich nur gesehen und nicht auch betreten. Aber die Nachricht von Gunnbjörns Entdeckung hatte sich in Island erhalten und Erik rüstete nun 983 ein Schiff aus, dies westwärts belegene Land aufzusuchen.

Da die nordischen Seefahrer damals von dem den Chinesen freilich längst bekannten Kompaß nichts wußten, so führte Erik auf seinem Schiffe einige Raben mit, die er von Zeit zu Zeit fliegen ließ, um durch deren Instinkt auf die Spur eines Landes geführt zu werden.

Einem solchen schwarz befiederten Führer folgend, erreichte Erik das gesuchte Land, welches er, da er es mit frischem Grün bedeckt fand, Grönland, das heißt „grünes Land" nannte.

Die Mehrzahl der Geographen rechnen heute noch Grönland zu Amerika und für sie ist allerdings Erik der Rothe der erste Europäer, der je amerikanischen Boden betrat, und an Gunnbjörn, den ersten Europäer, der den neuen Welttheil erblickt, erinnern heute noch in Grönland die „Gunnbjörns-Scheeren" und das „Gunnbjörns-Land."

Für Diejenigen freilich, und ihre Zahl ist nicht gering, welche Grönland nicht als Theil Amerikas, sondern als sechsten Kontinent betrachten, trifft die oben angeführte Behauptung, die Erik den Rothen als Entdecker Amerikas bezeichnet, nicht zu; allein, wie dem auch sein möge, bald wurden, und zwar von Grönland aus, nun auch noch andere Striche entdeckt, die Amerika unleugbar angehören.

Erik der Rothe ließ sich mit den Seinigen in Grönland nieder, kehrte aber schon im folgenden Jahre nach Island zurück, um für sein neu entdecktes Land dort Kolonisten zu werben, was ihm bei dem abenteuerlichen Charakter seiner Landsleute auch nicht sehr schwer fiel; im Frühjahr des Jahres 986 schiffte sich Erik mit denen, welche sich ihm angeschlossen, auf 25 Schiffen, von denen jedoch nur 14 ihren Bestimmungsort erreichten, wieder nach Grönland ein.

Ueber die nun folgenden Ereignisse besitzen wir ein Werk des Isländers Arngrim Jonas: de Regnis Daniae et Norwegiae finitimisque Provinciis, welches 1629 zu Leyden erschien, aber so selten geworden, daß Schreiber dieser Zeilen es sich nicht zu verschaffen vermochte. Aber der Bischof Erik Pontoppidan von Bergen hat im Jahre 1752 eine Geschichte und Beschreibung von Norwegen herausgegeben, deren Original zwar dem Verfasser gleichfalls nie zu Gesicht gekommen, wohl aber eine 1753 erschienene und jedenfalls treue Uebersetzung desselben. *)

*) Versuch einer natürlichen Historia von Norwegen, worinnen die Luft, Grund und Boden, Gewässer, Gewächse, Metalle, Mineralien, Steinarten, Thiere, Vögel, Fische und endlich das Naturel, wie auch die Gewohnheiten und Lebensarten der Einwohner dieses Königreiches beschrieben werden. Aus dem Dänischen übersetzt von Joh. Adolph Scheibe, Kopenhagen. 1753. Der Titel des dänischen Originals lautet: Förste forsöy paa Norges naturlige historia. Kopenhagen. 2 Bd. 1752.

Pontoppidan excerpirt in seiner erwähnten Schrift das, was Jonas über die von Island und Grönland ausgehenden Entdeckungsfahrten seiner Landsleute berichtet und wir folgen Pontoppidans Bericht hier und da mit dessen eigenen Worten.

„Unter den Isländern, welche Erik nach Grönland folgten, befand sich auch Herjolf, dessen Sohn Björn sich gerade damals mit seinem Schiffe in Norwegen befand. Als Björn nach Island zurückkehrte und erfuhr, daß sein Vater nach dem neuentdeckten Grönland ausgewandert sei, so beschloß er, denselben in dem ihm doch fremden Lande aufzusuchen, obschon er ohne Wegweiser und Kompaß war, wie aus dieser Geschichte klärlich kann ersehen werden.

Es wird gesagt, daß er bloß aus dem Laufe der Sonne die Himmelsgegend und aus der allgemeinen Sage des Volkes den Weg geschlossen habe. So groß war die Dreistigkeit der Alten. In den ersten drei Tagen nahm er seinen Lauf gen Westen. Darauf drehte sich der Wind und sie bekamen einen starken nördlichen, wodurch sie gen Süden getrieben wurden. Als dieser Wind nachließ und sie 24 Stunden gesegelt hatten, sahen sie in der Ferne Land, und da sie ihm näher kamen, fanden sie es ganz eben, aber mit vielen Waldungen. Sie gingen nicht ans Land, sondern segelten gen Nordwest, und ehe sie Grönland fanden, sahen sie zwei Eilande, bei denen sie vorbei segelten."

Neuere Forschungen haben nachgewiesen, daß das erste Land, auf welches Björn stieß, zweifellos die Insel Nantucket, südlich von Boston, war, das zweite Neuschottland, das vierte Neufundland, oder vielleicht Labrador.

Für Diejenigen, welche Grönland nicht als Theil Amerikas, sondern als selbstständigen Kontinent betrachten, ist also Björn Herjulfson der erste Entdecker Amerikas, obgleich er das Land, eine Landung verschmähend, selbst nicht betrat. Ein starker Südwestwind brachte Björn endlich nach Grönland und zwar genau an der Stelle des heutigen Ikigeit, wo sein Vater sich angesiedelt hatte.

Björn blieb bis zum Tode seines Vaters bei demselben, dann aber unternahm er — Jonas giebt das Jahr 1002 an — eine Reise nach Norwegen, wo er dem Jarl Erik von den Ländern erzählte, die er gesehen, aber nicht näher untersucht habe, worauf ihn Erik sehr tadelte, daß er diese Länder nicht untersucht habe.

Damals befand sich auch Leif, der Sohn Erik des Rothen, in Norwegen, um, wie die Chronik berichtet, sich taufen zu lassen. Als dieser von Björn einen näheren Bericht über dessen Entdeckung erhalten, segelte er mit demselben nach Island, wohin Björn sich zunächst begab, kaufte diesem dort sein Schiff ab, fuhr mit demselben nach Grönland und beredtete dort seinen Vater zu einer Expedition nach den von Björn gesehenen, aber noch nie untersuchten Ländern.

Erik der Rothe war zu der Expedition bereit, als er aber, sich einzuschiffen, zum Ufer ritt, that sein Pferd einen Fehltritt und Erik, sich aufrichtend, sagte: „Das Geschick will nicht, daß ich noch ein anderes Land entdecke, als das, welches nun meine Heimat ist. Ich werde nicht mit Euch gehen." Er kehrte zurück zu seiner Wohnung und Leif bestieg darauf mit seinen Kameraden, 35 Mann, unter denen sich auch ein Deutscher, namens Tyrker befand, das Fahrzeug.

Das erste Land, welches sie erreichten, war das von Björn zuletzt gesehene. Obgleich das Land öde und wüst schien, so sagte doch Leif: „Wir wollen es nicht machen wie Björn, der nie seinen Fuß an das Land setzte" und landete. Da er aber auf dem Lande nichts anderes als Helder oder flache Steine, zwar Eis, aber kein Gras fand, so nannte er das Land Heltuland und schiffte sich rasch wieder ein.

„Nachher" — fährt Jonas fort — „fand Leif das andere Land, das Björn gesehen hatte. Dieses war ein ebenes Land, worauf keine Berge, aber viele Wässer waren; rund um dieses Land herum war ganz weißer Sand. Leif nannte es Markland (d. h. ebenes Land), das heutige Neuschottland. Davon segelte er in Südwest mit einem Nordost-Winde zwei Tage lang (48 Stunden) und fand das dritte Land, das ihm weit besser vorkam, als die vorigen Länder. Bei der Nordküste des Landes fand er eine kleine Insel, daselbst ging er ans Land. Hierauf begaben sie sich im Westen zu einem Vorgebirge, das vom Lande herausging und mit dem Schiffe segelten sie in eine kleine Bucht. Hierauf zogen sie das Schiff in einem Flusse hinauf bis in eine See, aus welcher der Fluß kam. Dieses Land schien ihnen sehr gut und schön, darin zu wohnen."

Das Land, von welchem hier die Rede ist, ist jedenfalls an der Küste von Massachusett zu suchen, wenn auch der Punkt, an welchem Leif landete, schwerlich mit Genauigkeit festzustellen sein dürfte; die meisten Forscher bezeichnen als Landungspunkt das heutige Kap Cod, auch das Stockfischkap genannt.

Da Leif das Land gefiel, so beschloß er in demselben zu überwintern. Er ließ Wohnungen bauen und nannte den Ort, sich selbst zu ehren, Leifsbudir.

Die Mannschaft lag dem Fischfange ob, und der Fluß, an welchem sie sich befand, wimmelte von Fischen, namentlich fing man außerordentlich große und schöne Salme.

Nachdem die Wohnungen oder Hütten fertig waren, theilte Leif seine Mannschaft in zwei Abtheilungen, von denen, abwechselnd, die eine in den Hütten und bei dem Schiffe blieb, während die andere Streifzüge zur Erforschung des Landes unternahm.

Obgleich Leif noch keine Bewohner des Landes zu Gesicht bekommen und es mithin für unbewohnt hielt, so fehlte doch eines Tages einer seiner Leute, Tyrker, der bereits erwähnte Deutsche. Da Leif den Tyrker, der, weil er in der Schmiedekunst bewandert, für die ganze Mannschaft von Wichtigkeit war, sehr liebte, so brach er sofort mit zwölf Mann auf, den Verlorenen zu suchen. Kaum jedoch hatten sie ihre Wohnungen verlassen, so kam ihnen der Gesuchte und zwar in einer den Leuten schwer begreiflichen Aufregung entgegen: er hielt der Mannschaft unbekannte Früchte in die Höhe und rief einmal über das andere: „Weintrauben! Weintrauben!" welches Wort die Leute, die niemals Weintrauben gesehen, noch gekostet, freilich auch nicht verstanden. Als aber Tyrker die Mannschaft in ihrer eigenen Sprache von seiner Entdeckung unterrichtet, da war die Freude groß, die Leute kosteten die Trauben und sie schmeckten ihnen vortrefflich und Leif nannte in seiner Freude das neuentdeckte Land Viinland, das heißt das Weinland, auch Vinlandet goda, das gute Weinland.

Leif ließ nun so viel Trauben sammeln, als er nur habhaft werden

konnte; ob er, da er in Vinland überwinterte und frische Trauben sich nicht halten, vielleicht auch unter Anleitung des Deutschen versuchte, dieselben zu pressen und Wein zu bereiten, können wir freilich nicht sagen.

Aus dem Mangel an Weinkultur im heutigen Neuengland haben Viele geschlossen, daß das von Leif entdeckte Vinland unmöglich Massachusetts sein könne, sondern nothwendig bedeutend südlicher liegen müsse. Ohne diese Frage hier entscheiden zu wollen, möchten wir doch auf die Berichte des Philipp Amadis und des Kapitän Barlow vom Jahre 1585 hinweisen. Dieselben fanden ihren ersten Landungsplatz sehr sandig und flach, aber voll von Trauben: sie fanden dieselben überall, auf dem Sande, wie auf fettem Boden, auf Hügeln und Ebenen, sahen die Reben sich sogar bis zu den Spitzen hoher Cedern emporranken, so daß sie dachten, in der ganzen Welt könne so kein Ueberfluß herrschen.

Im Jahre 1602 schreibt Kapitän Bar. Gosmoll: „Die Insel hat einen See von einer Meile im Umfange; außer diesem Raume ist der Boden völlig bedeckt von Bäumen, welche, gleich wie die Büsche, ganz mit Wein überwachsen sind, so daß wir kaum durch die Wälder dringen können. Dies veranlaßt uns, die Insel „Marthas Weinberg“ *) zu nennen.

Kapitän Eduard Haslow erwähnt 1614 in seiner Beschreibung von Massachusett die Kermesbeere, Johannisbeere, Maulbeere, Weintraube und Stachelbeere als einheimische Früchte.

Wie man sieht, enthält der von Leifs Fahrt uns überlieferte Bericht nichts, was demselben den Stempel der Unglaublichkeit aufzudrücken vermöchte.

Nachdem Leif in Vinland überwintert, kehrte er im Frühjahr, das Schiff mit Holz und Fischen beladen, an denen er ja im neuentdeckten Lande Ueberfluß gefunden, nach Grönland zurück. Unterwegs rettete er die Mannschaft des Thor, eines Norwegers, welcher Schiffbruch gelitten, und langte dann endlich in Brattahild, dem Wohnsitze seines Vaters, an.

Diese Expedition erhöhte nicht wenig Leifs Ruhm, auch war der Ertrag der in Vinland eingenommenen Ladung kein unbedeutender. Es kann uns daher auch nicht Wunder nehmen, wenn man Leif fortan Leif den Glücklichen nannte. Sein alternder Vater aber, der, ungleich dem zum Christenthume bekehrten Sohne, dem Glauben seiner Väter treu geblieben, sagte von ihm, daß Leifs Glück und Unglück sich gegenseitig die Wage halte, denn habe er auch ein schönes und fruchtbares Land entdeckt und die Mannschaft eines verunglückten Schiffes gerettet, so habe er doch auch einen schädlichen Menschen nach Grönland gebracht, nämlich den Priester.

Im folgenden Winter starb Erik der Rothe und Leif übernahm nicht nur die Besitzung des Vaters, sondern auch die Verwaltung, oder wenn dies besser gefällt, die Regierung der von seinem Vater gegründeten Kolonie, und offenbar war es dieser Umstand, der ihn hinderte, das von ihm entdeckte Land wieder zu betreten.

Aber die Wichtigkeit seiner Entdeckung verkannte er nicht, denn

*) Martha Vineyard gleich Mantucket zu Massachusett gehörig.

schon im folgenden Jahre rüstete er eine neue Expedition nach Vinland aus, deren Führung er seinem Bruder Thorwald anvertraute.

Thorwald schiffte sich — wahrscheinlich noch 1002, die Angaben differiren in dieser Beziehung um ein oder zwei Jahre — mit dreißig Mann ein, erreichte Vinland und verbrachte den Winter in den von seinem Bruder erbauten Hütten.

Ohne Zweifel dachte Thorwald an eine förmliche Ansiedlung, denn er hielt sich drei Jahre lang bis zu seinem Tode in Vinland auf.

„Im Winter" — berichtet Jonas — „untersuchte er (Thorwald) das Land westwärts und des Sommers ostwärts, und im dritten Sommer die westwärts gelegenen Inseln, die er, gleich dem Festlande, nicht bewohnt fand. An einem Vorgebirge litt sein Schiff Schaden und Thorwald besserte es auch daselbst wieder aus, und unweit davon stieß er plötzlich auf drei kleine Boote, die Hudkeiper genannt werden, und es waren auf jedem Boote drei Männer, von denen jeder dritte Mann schlief. Die Art, solche Fahrzeuge zu machen, ist in diesen Zeiten gänzlich unbekannt, und sie bestand darin: sie machten sie aus Fellen, Rippen und Weidenruthen, womit sie sie zusammenbanden, und solche Boote nannten sie Hudkeipa. Von diesen Leuten tödteten sie acht, aber der neunte entkam. Kurz darnach wurden sie so viele von diesen Leuten gewahr, die herbei gerudert kamen, daß sie sie kaum zählen konnten. Sie beschossen die Grönländer mit ihren Bogen und Pfeilen aufs beste, als sie konnten."

„Die Mannschaft", berichtet Jonas weiter, „hielt die Pfeile durch mit Weidenruthen oder abgeschnittenen Zweigen zusammengebundene Bretter, womit sie das Schiff oben bekleidet hatten, ab, so daß von den Leuten fast niemand beschädigt wurde; als den Feinden endlich die Pfeile ausgingen, da machten sie sich auf und davon. Kurz zuvor aber hatte Thorwald durch einen Schuß mit einem zweifellos vergifteten Pfeile eine Wunde am Kinn erhalten, woran er starb. Die Mannschaft beerdigte ihren Führer auf dem erwähnten Vorgebirge und richtete, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, zwei Kreuze auf auf seinem Grabe, das eine am Kopfe, das andere zu den Füßen. Davon erhielt auch das Vorgebirge den Namen Krossenäs oder Karsenäs, das Kap der Kreuze.

Die Mannschaft überwinterte nach dem Tode ihres Führers noch in Vinland, kehrte aber im Frühjahr nach Grönland zurück.

Was die Eingeborenen betrifft, mit denen die Schiffsmannschaft den Kampf bestanden, so bezeichnet die angezogene isländische Quelle sie als Skrälinger; jedenfalls waren es Eskimos, deren Wohnsitze, bevor sie von den Indianern immer weiter nach Norden gedrängt wurden, sich früher viel weiter nach Süden erstreckte, als heute.

Als Thorwalds Schiff nach Grönland zurückkam und die Mannschaft den Tod ihres Führers berichtet, da brannte Thorsten, Erik des Rothen dritter Sohn, vor Verlangen, den Leichnam seines Bruders zu holen und denselben in Grönland geweiheter Erde zu übergeben. Er schiffte sich also im Jahre 1005 mit fünfundzwanzig auserlesenen Mannen ein und nahm auch seine junge Frau, Gudrid, mit, die er erst kurz zuvor geheiratet hatte, und die nach allen Berichten, die ihrer gedenken, ein wahres Wunder von Schönheit und Anmuth gewesen.

Allein Thorstens Reise war unglücklich; widrige Winde trieben ihn

nach Grönland zurück, ohne daß er Vinland erreicht. Es war schon im Spätherbst, als er wiederum Lyßfiord in Grönland erreichte und dort starb er nebst dem größten Theile der Mannschaft im Hause Thorstens des Schwarzen, der Heide geblieben war, an der Pest, wie unsere isländische Quelle berichtet, wahrscheinlich dem sogenannten „schwarzen Tod", der bekanntlich namentlich den Norden wiederholt furchtbar heimsuchte.

Gudrid verwahrte die Leiche ihres Mannes und die seiner Gefährten den Winter über in Kisten und brachte sie im Frühjahr nach Erikfiord, wo sie in Brattahild feierlich begraben wurden; Gudrid verblieb zunächst in der Familie ihres Schwagers Leif.

Im Herbst (1006) kam Thorfin Karlsefne, ein angesehener Isländer, in Begleitung von Biarni Grimolfsson und Thorhall Gamlason mit drei Handelsschiffen nach Erikfiord und überwinterte dort. Thorfin machte dort Gudrids Bekanntschaft und heiratete sie, und Gudrid beredete ihren neuen Gemal und seine Begleiter zu einer Reise nach Vinland.

Leif verlieh Thorfin das Recht, seine in Vinland erbauten Hütten zu bewohnen, behielt sich jedoch das Eigenthumsrecht an denselben vor, was darauf hinzudeuten scheint, daß Leif den Gedanken einer abermaligen Reise nach Vinland noch nicht aufgegeben.

Die Expedition fand statt, mit im ganzen 160 Köpfen, darunter fünf Frauen. Gudrid begleitete natürlich ihren Mann, und außerdem schlossen sich noch Freydisa, eine uneheliche Tochter Eriks des Rothen, und deren Mann Thorwald dem Zuge an. Auch ein Schotte, Haki und dessen Frau, Hekia, befanden sich am Bord; Leif hatte dieselben vom König Olaf Trygvason in Norwegen erhalten und sie Thorfin mitgegeben, weil beide schneller zu Fuß waren, als selbst die wilden Thiere. Thorfin hatte auch viel Vieh mitgenommen, denn er dachte an eine ernstliche Kolonisation des Landes.

Nachdem Thorfin Heltuland und Markland passirt und das Land erreichte, welches er für Vinland hielt, setzte er Haki und dessen Frau an das Land und befahl ihnen, während dreier Tage das Land abzusuchen und dann zurückzukehren. Die Schiffe legten indessen an. Als der Schotte wieder an Bord erschien mit einem Bündel Reben in der Hand, da zweifelte Thorfin nicht länger, daß er Vinland nahe sei und setzte die Fahrt längs des Ufers fort, bis sie an eine Bai kamen, welche weit in das Land hinein ragte. Sie nannten diesen Ort Stromfiord (wahrscheinlich Buzzard-Bai). An der Mündung derselben lag eine Insel, an deren Küsten starke Strömungen brandeten. Sie betraten das Eiland und fanden eine so große Menge von Eidergänsen dort, daß sie kaum einen Schritt thun konnten, ohne die Eier zu zertreten. Sie lenkten nun in die Bucht ein, stiegen ans Land und bereiteten sich vor, da zu bleiben, denn die Lage dieses Platzes war sehr günstig und für ihr Vieh gewährte das Land eine vorzügliche Weide, „so daß", berichtet Jonas, „der mitgebrachte Bulle bald so geil und muthig wurde, daß er sich mit sich selbst nicht vertragen konnte". Im Herbst gebar Gudrid dem Thorfin einen Sohn. Sie nannten ihn Snorri Thorfinson, das erste Kind europäischen Blutes, welches in Amerika das Licht der Welt erblickte, der Vorfahre des berühmtesten Bildhauers unserer Zeit, Thorwaldsons. Der Gründer des

Museums zu Kopenhagen ist in der That ein Nachkomme Thorfins und Gudrids in direkter Linie.

In Stromfiord verlebten sie den Winter; aber es herrschte eine außergewöhnliche Kälte. Sie konnten weder jagen noch fischen und ihre Vorräthe schmolzen bedenklich zusammen. Doch überstanden sie den Winter und im Frühjahr boten ihnen Jagd und Fischfang Lebensmittel die Fülle.

Allein nunmehr, im Frühjahr 1008, trennte sich Thorhall Gamlason von Thorfin, um selbstständig die Gegend aufzusuchen, wo Leif überwintert und die, seiner Meinung nach, nördlich liegen mußte. Allein Thorhall erreichte sein Ziel nicht, sondern wurde mit seinem Schiffe nach Irland verschlagen und dort mit seiner Mannschaft zu Sklaven gemacht.

Auch Thorfin brach wieder auf; er segelte südwestlich und gelangte wahrscheinlich nach der Mount-Hope Bai, wo er an das Land ging, sich anzusiedeln. Bereits weilte er dort, beschäftigt Wohnungen zu errichten, über einen Monat, ehe er und seine Leute auf Eingeborene stießen, und der erste, welchen sie sahen, ergriff vor ihnen eilig die Flucht. Allein nach Weihnachten fanden eine Masse Skrälinger sich ein, um, wie sie durch Zeichen sich verständlich machten, mit der Mannschaft Handel zu treiben. Als sie aber den Bullen erblickten und ihn gar gräßlich brüllen hörten, da wurden die Skrälinger, wie Jonas erzählt, dermaßen in Schrecken gesetzt, daß sie nach den Häusern eilten, und, um gegen das ihnen unbekannte Thier Schutz zu suchen, hinein wollten und dabei auch eine Thür zerbrachen.

Nachdem die Skrälinger sich etwas beruhigt hatten, begann der Handel: Thorfin ließ den Skrälingern Milch und andere Speisen vorsetzen, „und die Skrälinger waren auf diese Speisen gierig und bezahlten für diese Beköstigung kostbare Sachen." Namentlich gefielen den Skrälingern alle rothen Dinge, namentlich rothe Kleider; auch Eisen und eiserne Werkzeuge hätten sie gern gehabt, allein Thorfin hatte, im Interesse ihrer eigenen Sicherheit, seinen Leuten strengstens verboten, den Skrälingern Eisen oder eiserne Gegenstände irgend welcher Art zu verkaufen.

Das Resultat des Handels war, wie gewöhnlich in solchen Fällen, daß die Skrälinger ihre zum Theil kostbaren Felle gegen allerhand nutzlose Kleinigkeiten glücklich loswurden.

Im folgenden Sommer kamen die Skrälinger wieder zu Thorfin. Einer von ihnen, der der Mannschaft eine Axt stehlen wollte, ward erschlagen und die anderen zogen mit dem geringen Erlös ihrer Waare wieder davon.

Der Verkehr der Schiffsmannschaft mit den Skrälingern hatte sie beiderseitig gelehrt, sich nothdürftig zu verständigen, und so erfuhr denn Thorfin, daß weiter südlich ein von weißen Männern, die auch lange, weiße Kleider trügen und Stangen mit sich führten, an welchen Tücher flatterten, bewohntes Land sich befinde. Thorfin hielt diese Männer für christliche Europäer, die schon vor ihm nach dem Lande gekommen, und nannte darum das von denselben bewohnte, von ihm freilich nie betretene Land Hvitramannaland, Weißmännerland.

Die Frage, wo dies Weißmännerland zu suchen und wer dessen

Bewohner gewesen, hat den Historikern ziemlich viel Kopfschmerzen verursacht. Im allgemeinen nimmt man an, daß dies Weißmännerland in dem zwischen Florida und Virginien belegenen Küstenstriche zu suchen und hält seine Bewohner für Iren und zwar für christianisirte Iren, die der Sturm dorthin verschlagen. Wir möchten hier daran erinnern, daß der erste norwegische Entdecker Islands dort später freilich nicht weiter erwähnte Bewohner irischer Abkunft gefunden. Man nimmt nun an, daß diese Bewohner nicht direkt aus Irland, sondern aus dem in Rede stehenden Weißmännerlande gekommen. Eine isländische Sage erzählt, daß Ari Marsson, ein vornehmer Isländer, aus dem Geschlechte Ulfs des Schielenden, im Jahre 982 nach dem gesuchten Weißmännerlande verschlagen und dort zum Christenthume bekehrt und getauft worden sei. Aber alles, was wir in dieser Hinsicht wissen, beruht auf sehr unklaren Sagen, denen auch die gewissenhafteste Geschichtsforschung späterer Zeit keine ausreichende historische Unterlage gegeben, weshalb ein näheres Eingehen auf dieselben hier unnütz erscheint; Thatsache ist, daß die späteren Entdecker und Durchforscher Amerikas in keinem Theile des Landes Urbewohner von nachweislich europäischer Abkunft vorgefunden.

„Im dritten Sommer", berichtet Jonas, „kamen die Skrälinger wieder, allein ohne Waaren und zum Kriege ausgerüstet, welches ihnen aber nicht glückte, also, daß sie viele aus ihrer Gesellschaft verloren. Dieses scheint doch damals eine sehr unvernünftige und lächerliche That dieser Skrälinger gewesen zu sein, daß einer von ihnen, der eine Axt bekam, die die Grönländer aus Unachtsamkeit verloren hatten, sogleich versuchen wollte, wozu die Axt taugte, und also damit denjenigen, der bei ihm stand, ob er von seinen eigenen Leuten war, mit Gewalt in den Kopf hieb. Dieses ward ein anderer von ihnen gewahr, der etwas vornehmer, als die andern, und ihr Anführer zu sein schien. Dieser nahm die Axt und betrachtete sie etwas, darauf lief er ans Ufer und warf sie so weit ins Wasser, als er konnte. Daraus kann man auch schließen, daß sie nicht gewußt haben, andere Waffen, als die Pfeile, zu gebrauchen."

Später von der Kopenhagener Alterthumsgesellschaft herausgegebene Berichte ergänzen Jonas Mittheilung dahin, daß Thorfins Leute, vom plötzlichen Angriffe der Skrälinger überrascht, flohen, obgleich die bereits erwähnte Freydisa, Erik des Rothen Tochter, ein beherztes Weib, welches wegen ihrer Schwangerschaft den Fliehenden nicht so rasch folgen konnte, ihnen vergeblich zurief, Stand zu halten. Da sah Freydisa einen Getödteten der Mannschaft, neben dem sein Schwert lag. Freydisa ergriff dasselbe und wandte sich gegen die Skrälinger, die bei ihrem Anblicke von einem so panischen Schrecken, bei welchem vielleicht irgend eine abergläubische Vorstellung mitwirken mochte, gepackt wurden, daß sie zurück nach ihren Fahrzeugen flohen.

Thorfin und seine Begleiter priesen den Muth der Freydisa, verbanden ihre eigenen Wunden und begruben ihre Todten; aber sie sahen ein, daß sie, trotz der vortrefflichen Eigenschaften des Landes, nicht länger verweilen könnten, wenn sie sich nicht den Gefahren neuer Angriffe aussetzen wollten. Sie bereiteten sich zur Abreise vor, kehrten zuerst wieder nach Stromfiord zurück und nach einem zweiten Scharmützel mit

den Eingeborenen fuhren sie nach Grönland zurück. Thorfin erreichte dasselbe glücklich, allein das Schiff Biarni Grimolfsons wurde von dem seinigen durch Sturm getrennt, und man weiß nicht, was aus Schiff oder Mannschaft geworden.

Thorfin, der, nach dreijähriger Abwesenheit, eine sehr werthvolle Ladung mitgebracht, ging nach Norwegen, blieb jedoch dort nicht lange, sondern ließ sich dauernd in Island nieder. Von ihm und Gudrid stammt ein zahlreiches und berühmtes Geschlecht, und selbst in neuester Zeit haben mehrere der angesehensten Männer Dänemarks ihre Abkommenschaft von demselben nachzuweisen gesucht. Nach Thorfins Tode unternahm Gudrid eine Pilgerfahrt nach Rom und beschloß dann ihre Tage in Island in einem Kloster.

Im Jahre 1011 landete zu Grönland, daselbst zu überwintern, ein den Brüdern Helge und Finbog gehöriges Schiff. Freydisa machte den Brüdern den Vorschlag, an einer neuen Fahrt nach Vinland theil zu nehmen; jeder Theil sollte dreißig Mann stellen und der Gewinn gleich getheilt werden. Die Brüder gingen darauf ein, und die Gesellschaft reiste ab. Dieselbe erreichte auch die von Leif errichteten Hütten, in denen man zu überwintern beabsichtigte; allein Freydisa, welche, entgegen dem Vertrage, fünf Mann zu viel mitgenommen, gerieth mit den beiden Brüdern in Streit, ließ dieselben mit aller ihrer Mannschaft heimtückisch umbringen und kehrte im Frühjahr wieder nach Grönland zurück, wo Leif, ihr Stiefbruder, über ihre Treulosigkeit in äußersten Zorn gerieth.

Arngrim Jonas erzählt uns in dem von Pontoppidan gemachten Auszuge Freydisas Verrätherei gleichfalls und charakterisirt dieselbe dabei mit folgenden Worten: „obschon sie (Freydisa) die Tochter Erik des Rothen und Leifs Schwester war, so war sie doch diesen beiden ganz unähnlich und der ärgste Teufel unter allen Frauensleuten."

Freydisas Fahrt nach Vinland war nicht die letzte. Im Jahre 1028 segelte Gudleif Gudlaugson von Grönland nach Island, von hier nach Irland und nun nach dem westlichen Vinlande, wo er das Hvitramannaland gefunden haben soll. Um das Jahr 1121 unternahm auch der erste grönländische Bischof, Erich Upsi, ein Isländer, eine Bekehrungsfahrt nach Vinland, was uns allerdings umsomehr überraschen muß, als Vinland zwar von Grönland aus öfter besucht, aber doch nicht eigentlich kolonisirt worden ist, also einem Bischofe kein besonderes Feld der Wirksamkeit darbot; es hätte es denn derselbe auf die Bekehrung der wenigen dort lebenden Skrälinger abgesehen gehabt. Die letzte Fahrt wird um das Jahr 1347 erwähnt, wo von Grönland aus ein Schiff mit achtzehn Mann nach Markland (Neuschottland) segelte, um Bauholz und andere Bedürfnisse zu holen. Es wurde auf seiner Rückreise vom Sturme verschlagen und landete im Westen von Island in Stromfiörd.

Aber woher kommt es, daß die Fahrten nach Finnland, die sich doch für die Unternehmer im allgemeinen als nutzbringend herausgestellt, auf einmal so gänzlich eingestellt wurden, daß einer späteren Generation selbst das Gedächtniß derselben verloren ging?

Alle nach Finnland gerichteten Fahrten gingen von Grönland aus, und das Aufhören derselben hängt zweifellos mit dem Verfalle und schließlichen Untergange der grönländischen Kolonien selbst zusammen.

Was diesen letzteren, nämlich den Untergang der grönländischen Kolonien anbelangt, so sind wir über denselben freilich auch nur sehr ungenügend unterrichtet.

In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verlor Grönland, gleich Island, seine Selbstständigkeit und wurde unter Mitwirkung des Papstes und der Geistlichkeit Norwegen unterthan, mit welchem es 1380, nach der Vereinigung Norwegens mit Dänemark unter Olaf V. (IV.), unter dänische Herrschaft gerieth.

Im Jahre 1260 kam nämlich der neue Bischof Olaf nach Grönland und beredete die Bewohner, sich dem Könige Hakon Hakonsen von Norwegen (Hako V., † 1262) zu unterwerfen, was auch geschah.

Fast alle Regierungen haben allezeit das Bestreben gehabt, die Kolonien pekuniär auszunutzen, weshalb die letzteren auch keineswegs immer Ursache haben, die ihnen seitens des Mutterlandes zu theil gewordene Fürsorge zu segnen.

So geschah es auch hier. Die Regierung beging die allerdings schwer begreifliche Dummheit, Grönland für ein königliches Schatzland zu erklären und, um den Verkehr mit dem Lande für sich zu monopolisiren, allen Privaten den Handel dorthin zu untersagen.

Die Folgen dieser unklugen Maßregel zeigten sich bald genug verhängnißvoll für das unglückliche Land. Da die damals Skandinavien in Anspruch nehmenden Kriege die Regierung hinderten, Schiffe nach Grönland zu schicken, da war das unglückliche Land hundert Jahre und darüber ohne jede Verbindung mit Europa, und als man sich unter Christian III. (reg. von 1534—59) dänischerseits endlich anschickte, die Kolonien wieder aufzusuchen, da war man selbst über deren Lage in Zweifel, und als man dieselben endlich auffand, so stieß man zwar auf Trümmer und Ruinen, die heute noch beweisen, daß die Kolonien sich einst eines verhältnißmäßigen Wohlstandes erfreut, traf aber keine Kolonisten mehr.

Was ist aus letzteren geworden? Diese Frage läßt sich selbst heute nicht mit Sicherheit beantworten, da mit dem Verfall und der endlichen Zerstörung der Kolonie uns auch alle etwaigen schriftlichen Aufzeichnungen der Kolonisten verloren gegangen sind.

Nachdem dieselben durch eine thörichte Maßregel des Mutterlandes so lange Zeit jeder Verbindung mit Europa und mithin auch jeder Möglichkeit beraubt waren, die Erzeugnisse ihres Landes gegen die ihnen mangelnden Produkte Europas auszutauschen, muß, die nothwendige Folge alles und jedes Monopols, bald Verarmung an die Stelle des früheren Wohlstandes getreten sein, welcher Umstand manche namentlich der reicheren Einwohner zur Auswanderung veranlaßt haben mag, wodurch dieselben vielleicht persönlich dem Ruin entgingen, den Ruin der Kolonie indessen um so sicherer beschleunigten: jedes Monopol, gleichviel welcher Art, ist eben ein wirthschaftlicher Fehler, der nicht ermangeln kann, sich auch politisch geltend zu machen. Streitigkeiten und Parteiungen unter den Kolonisten, an denen es natürlich niemals fehlt, die aber in Zeiten des Verfalles besonders üppig in das Kraut zu wachsen pflegen, mögen auch die Kraft der Kolonien zerfressen haben, so daß die Skrälinger, oder Eskimos ihnen bald anfingen gefährlich zu werden.

Erik der Rothe fand Grönland, so weit er es kennen lernte, un-

bewohnt, doch unterliegt es, nach neueren Forschungen, wohl keinem Zweifel, daß schon zu seiner Zeit Eskimos, wenn auch spärlich, das Südende Grönlands bewohnten, zunächst allerdings mit den ihnen in Bewaffnung, wie in Kriegskunst überlegenen Kolonisten auch nicht in Berührung kamen.

Bald aber zeigten die Eskimos sich zahlreicher, näherten sich auch mehr und mehr den Kolonien und gelangten infolge dessen auch mit den Kolonisten in feindliche Berührung. Wo kamen sie her? Numerisch so schwache Stämme, wie die Südgrönland bewohnenden Eskimos, konnten sich aus sich selbst nie so rasch vermehren, daß sie den sich anfänglich auch eines regen Zuzuges aus Island und Norwegen erfreuenden Kolonisten je hätten gefährlich werden können, wenn sie nicht selbst ihrerseits Zuzug erhalten. Da weder die Indianer Nordamerikas, noch die Eskimos uns zugängliche Aufzeichnungen besitzen, aus denen wir Auskunft über ihre Geschichte erhalten könnten, so tritt in diesem Falle eine allerdings sehr wahrscheinliche Vermuthung an die Stelle der nachweisbaren historischen Thatsache.

Nachweislich haben sich die Wohnsitze der Eskimos früher viel weiter nach Süden erstreckt als heute, und man nimmt an, daß, wahrscheinlich durch Gründung des aztekischen Reiches in Mexiko, auch Amerika im zwölften und dreizehnten Jahrhundert von einer großen Völkerbewegung ergriffen worden sei. „Die Mexikaner," sagt Kohl, „bedrängten erobernd die indianischen Stämme des Mississippilandes; diese warfen sich nach Norden und Westen auf die Eskimos, welche damals ihre Sitze noch weiter südlich ausdehnten, und die Eskimos flohen wieder von Neuschottland und Labrador nach Grönland hinüber, wo sie die durch den schwarzen Tod geschwächten norwegischen Ansiedlungen derart erdrückten, daß nichts von ihnen übrig blieb, als Gräber, wenige Ruinen von Kirchen, einige Runensteine, deren Inschriften wir jetzt studiren, und jene Traditionen, welche so meisterhaft, lakonisch und lebendig in den isländischen Annalen verzeichnet stehen."

Dies ist allerdings nur eine Hypothese, die indessen, da sie mit einigen uns bekannten Thatsachen trefflich harmonirt, wenigstens einer großen innern Wahrscheinlichkeit nicht ermangelt.

Die grönländischen Kolonien zerfielen in einen größern Ost- und einen kleinern Westdistrikt. Im Jahre 1379 überfielen die Eskimos den Westdistrikt und rieben die Kolonisten vollständig auf; als ihnen aus dem Ostdistrikt Hilfe kam, war es zu spät: die Zuzügler fanden nur noch das Vieh ihrer erschlagenen Stammesgenossen wild und herrenlos auf der Weide umher irren.

Der erwähnte Westdistrikt zählte damals vier Kirchen und neunzig Gehöfte und eine Einwohnerzahl von 3000 Köpfen, während der Ostdistrikt mit dem Bischofssitze Garden zwölf Kirchen und neunzig Gehöfte mit 7000 Einwohnern besaß.

Die Kolonien des Ostdistriktes behaupteten sich länger, wenn auch zweifellos unter bedrängten Verhältnissen. Aber im Jahre 1418 erschien daselbst eine feindliche Flotte, die neun Kirchen und eine Masse Häuser zerstörte, die Einwohner, deren sie sich zu bemächtigen vermochte, wegführte und als Sklaven verkaufte, wobei man nicht vergessen darf, daß die Sklaverei und der Sklavenhandel noch während des ganzen Mittel-

alters in Europa florirte und namentlich das christliche Rom bis in das fünfzehnte Jahrhundert ein Hauptstapelplatz des Handels selbst mit Christensklaven war.

Da die Engländer in jener Zeit in den nordischen Meeren in dieser Art von Seeraub excellirten und im Jahre 1432 König Erik VII., (IX.) der Pommer, von Dänemark und Norwegen mit Heinrich VI. einen Vertrag schloß, der ihm eine Entschädigung für die während der letzten zwanzig Jahre seitens englischer Schiffe in und auf den königlichen Schatzländereien — wozu doch auch Grönland gehörte — verübten Räubereien, und namentlich auch Menschenraub, gewährte, so nimmt man an, daß es englische Schiffe gewesen, die den grönländischen Kolonien im Jahre 1418 diesen so verhängnißvollen, die Kolonien vollständig lebensunfähig machenden Besuch abstatteten; was bei dieser Gelegenheit der Zerstörung oder Wegführung entgangen, wird zweifellos von den Eskimos allmählich aufgerieben worden sein.

Daß die Vinlandsfahrten mit dem Untergange der grönländischen Kolonien ein Ende fanden, ist begreiflich, weniger begreiflich aber ist es, daß man später von keiner Seite versucht hat, das von den Chronisten, welche dessen erwähnen, so viel gerühmte Vinland wieder aufzusuchen, so daß das Land selbst und die Fahrten dahin geradezu in Vergessenheit gerathen konnten.

An Chronisten aber, welche uns von Vinland und den Vinlandsfahrten erzählt, hat es, obgleich die isländischen Aufzeichnungen erst in neuerer Zeit publizirt worden sind, nicht gefehlt; der älteste derselben ist der unter dem Namen Adam von Bremen bekannte Domherr, der um das Jahr 1076 starb.

Derselbe berichtet in seiner für die Geschichte des gesammten Nordens so höchst wichtigen Geschichte des Bisthums Hamburg — Gesta hammenburgensis ecclesiae zuerst 1579 in Kopenhagen von Vedel herausgegeben, später öfter — daß Norweger zu seiner Zeit im fernen Westen Vinland entdeckt, welches, nach der mündlichen Erzählung des Königs Svend Estridson von Dänemark, Reben und den besten Wein habe, und dies sei keine fabelhafte Meinung, sondern eine auf sichere Berichte gestützte Thatsache.

Jonas und Pontoppidan's Schrift haben wir bereits erwähnt.

Da Columbus im Jahre 1477 zu Bristol war und sich von dort aus mit einem Stockfischhändler nach Thule (Island) einschiffte, so nimmt man an, daß Columbus in Island von den Vinlandsfahrten gehört und dadurch den Plan gefaßt habe, Indien auf dem Wege nach Westen zu suchen. Beweisen läßt sich das allerdings nicht, allein unmöglich ist die Sache keinesfalls, und, wenn wahr, so würden die Vinlandsfahrten für die Welt keineswegs unfruchtbar gewesen sein, sondern indirekt das für die Fortentwickelung der Menschheit bedeutungsvollste Ereigniß, welches die Geschichte kennt, nämlich die Entdeckung einer neuen Welt, veranlaßt haben.

Erzherzog Karl! Einen kühnen Sprung!

Ich ſtand in der kalten Dezembernacht
Am Burgthor verſunken in Träume,
Die Backe des Mondes in ſilberner Pracht
Schwamm langſam durch ſternloſe Räume.

Die Säulen des Thores glänzten wie Schnee
Und warfen geſpenſtiſche Schatten,
Die Wache ſang leiſe ein Liedchen vom Weh,
Das zwei in Galizien einſt hatten.

Vom Kaiſerhaus ſchritten in Roth und Blau,
Ein paar ſchnurrbärt'ge Panduren —
An des Horizontes fahlem Grau
Ringsum der Gebäude Konturen.

So ſcharf gezeichnet, ſo ſcharf gegrenzt,
Als ſei'n aus Papier ſie geſchnitten,
Und geklebt einem Glaſe, vom Monde durchglänzt,
Zur Rechten, zur Linken, inmitten!

Das ſind die Muſeen, zu bergen beſtimmt
Die Breughels, Van Dyks und Tiziane;
Iſt der Themis Palaſt, in dem Oeſterreich vernimmt
Den Spruch, der da ſühne und mahne!

Das Parlament, dem Parthenon gleich,
Für Volksvertreter, — entſendet
Zu ſchützen das Volk und zu fördern das Reich,
Das nach Weſt und nach Oſten gewendet,

Das Burgtheater, der Sprache geweiht,
In der unſer Schiller geſchrieben;
Den Shakeſpeare der Zukunft zu ſpielen bereit,
Und des Aeſchylos Genius zu lieben.

Und die Alma mater, noch weiter hinauf,
Beſternt mit glänzenden Namen;
Einſt nimmt ſie die Herrlichſten Oeſterreichs auf,
Die im Namen des Geiſtes kamen!

Ich aber ſtand vor dem Monument
Eines Helden mit fliegender Fahne,
Deß Roß entlockt Funken dem Poſtament,
Als ob vorwärts und aufwärts es mahne:

Und stadtwärts blickt der Reiter — voll Zorns?
Dem Rosse flattert die Mähne.
Ein Sperling schläft auf der Stange des Sporns,
Und im Lesen — da kommt mir die Thräne! — —

Gewonnener Schlachten Namen viel
Seh' ich auf Wappen und Schilden,
Sie künden des Erzherzog's Adlerziel
Dem Wanderer im Mondschein, dem Milden!

Ich lese im wandelnden Mondesglanz:
Dem Führer von Oesterreichs Heere!"
Und hier im eisernen Lorbeerkranz:
Dem Kämpfer für Deutschlands Ehre!"

Da faßt mich ein Grausen namenlos,
Und die Bauten, sie sind mir ein Babel,
Und die Söhne von Oestreich, so stark und so groß,
Sie scheinen mir Kain und Abel.

Und was sie wollen und was sie thun,
Es däucht mir wie endlose Irrniß;
Ich vergleiche das „einst" und das traurige „nun",
Und seh' überall Zwietracht und Wirrniß!

O Oesterreich! Eines Harlequins Kleid,
Aus Lappen von vielerlei Farben!
An Dir reißt ein jeder zu — niemands Leid,
Kein Band knüpft Dich mächtig zu Garben!

Und Du bist doch so ehren- und ährenreich,
Dein Volk gleicht den goldenen Halmen;
Wärst eins Du, wer käm' Dir am Ruhme gleich,
Dir, fruchtbar, wie Yemen's Palmen!

O stütze Dich doch auf Dein deutsches Schwert,
Entfalte die deutsche Fahne,
Laß wohnen die Deinen an deutschem Herd,
Vom Haupt bis zum Fuß sei Germane!

Ein Deutscher bin ich, und Dich lieb' ich mit Macht,
Hast Fremdem Du auch Dich verschrieben!
O Oesterreich sag, wie hast Du's vollbracht,
Daß man Dich trotz allem muß lieben!

Erzherzog Karl, einen kühnen Sprung,
Mach' Deine Fahne zum Speere!
Sei einmal noch wie bei Aspern jung
Und kämpfe für deutsche Ehre!

Alfred Friedmann.

Etymologische Kuriositäten.

Gesammelt von **Eduard Schranka.**

Außer der eigentlichen philologischen Etymologie hat der Volksgebrauch noch eine komische Volksetymologie geschaffen, welche keineswegs auf die Wurzel oder den Stamm Rücksicht nimmt, sondern nach dem Klange im Ohr urtheilt.

Um nur ein recht triviales Beispiel anzuführen, wird vom Volksmunde das Wort „Professor" als aus Brotfresser entstanden erklärt.

Doch auch diese fratzenhafte Etymologie habe ich hier nicht im Auge, sondern ich möchte eine Zusammenstellung jener etymologischen Kuriositäten versuchen, welche, ohne Etymologie zu sein, doch mit gewisser Berechtigung die Genesis mancher Worte und Namen zu erklären übernimmt oder, wo der Interpretation oft eine tiefere Bedeutung zu Grunde liegt, die sich gewissermaßen in einer akrostichalen Symbolik verhüllt. Beispiele mögen illustriren. Doch auch diese Beispiele wollen wir in gewisse Gruppen zu bringen trachten.

So hat man das Wort Fidibus verschiedenartig zu erklären versucht; einmal als fil de bois, Holzfaden mit Schwefel. Gundling wiederum, der Erzschelm des Tabakskollegiums Friedrich Wilhelms I. soll seinem Nachbar „Vide bos!" zugerufen haben und eine dritte Entstehung dieses Wortes wird den Papierstreifen zugeschrieben, welche die Einladung zur Zusammenkunft bildeten und auf denen die Worte standen: „Fidelibus fratribus". Diese Papierstreifen wurden dann auch bei den Zusammenkünften zum Anzünden des Tabaks verwendet.

Die angegebene Ableitung des Fidibus von fil de bois erinnert an die Entstehung des Firlefanz aus dem Französischen faire l'enfant, d. h. kindisch sein.

Nach Tillotson und Kant soll das Zauberwort Hocuspocus aus den ersten Worten der Konsekration des heiligen Abendmahls: „Hoc est corpus" gebildet sein.

Ratafia heißt ein Liqueur aus Obst, den man gewöhnlich bei Abschluß von Geschäften bei romanischen Völkern zu trinken pflegte, was an den Wein- und Bierkauf des germanischen Rechtes erinnert und welcher Ausdruck eben von seiner Bedeutung hergenommen ist, denn Ratafia soll kontrahirt sein aus „res rata fiat".

In all den angegebenen Fällen sind die Worte aus mehreren anderen oder einzelnen Silben derselben gleichsam zusammengeschweißt.

Es giebt aber auch eine Reihe anderer Ausdrücke, welche, ähnlich einem Akrostichon, bloß aus den Anfangsbuchstaben mehrerer Worte oder Namen gebildet sind oder aber man ist bemüht, den einzelnen Buch-

staben einzelne Worte zu unterlegen. Hier gilt des Meisters: „Legt Ihr's nicht aus, so legt Ihr was unter."

Da ist vor allem das englische Wort Cabale zu nennen, entstanden aus den Anfangsbuchstaben der Namen Cliffort, Asley, Buckingham, Arlington und Lauderdale. So hießen die geheimen Räthe Karls II. von England, sein intimstes Ministerium bildend, welche sich 1670 auf dem Schlosse Ham Castle zu ihren Sitzungen zu versammeln pflegten. Die sprachlich versuchte etymologische Erklärung vom hebräischen Rabala ist falsch.

Das Wort Interim, das in der Politik eine so große Rolle spielte, von dem man sprichwörtlich sagte: „Interim, es hat einen Schelmen hinter ihm" und das man auch als eine Umsetzung von mentiri (lügen) ansah, bedeutete nach einer spanischen Auslegung: Ihr Närrisch Teutschen, Euer Reich Ist Mein. Unser deutsches Wort Pfaff wird als pater fidelis animarum fidelium interpretirt und Rambam wird auch der talmudische Kodex genannt, als Abkürzung von Rabbi Moses Ben Maimon, der die talmudischen Gesetze geordnet hat. Die orientalischen Sprachen schrieben bekanntlich die Konsonanten und interpunktiren die Vokalisation.

Lange hatte sich einst ein Philologe mit dem lateinischen Worte S P Q R abgemüht, bis er darauf kam, daß es S. P. Q. R. und mithin senatus populusque romanus bedeute. Aehnlich ist es mit dem J N R J auf dem Kreuze, d. i. Jesus Nazarenus Rex Judaeorum.

Aus der Abkürzung der Grabinschriften Requiescat in pace sancta entstand R J P S und in manchen Gegenden ist es selbst im Deutschen gebräuchlich zu sagen: er ist „rips" d. h. weg, fort, hin oder todt.

Hierher gehört auch die Gewohnheit der Prinzessin Barbara Sophie, Tochter des brandenburgischen Kurfürsten Joachim Friedrich und Gemalin des Herzogs Joh. Friedrich von Württemberg, ihrer Namensfertigung beizufügen M. V. S. I. C. A., woraus man auf ihre Vorliebe für Musik schloß, doch hatte es ihrer eigenen Deutung zufolge, gelesen zu werden: „Mein Vertrauen Stehet In Christo Allein."

Aber auch die Komik und der Humor sind oft bei der Bildung oder Erklärung solcher Worte im Spiele. So war einmal zu Ehren des Geburtsfestes Napoleons eine allgemeine Illumination anbefohlen. An dem Fenster eines armen Mannes las man das Wort: „Zwang." Deswegen zur Rede gestellt, denn man witterte bereits ein crimen laesae majestatis, interpretirte er sein Transparent als: „Zur Weihe An Napoleons Geburtstage."

Unter den mehrfachen Erklärungen für die Redensart „einen Korb geben oder bekommen" ist auch eine, wenn auch nicht sehr wahrscheinliche, die hierher gehört.

In der ersten Hälfte des Mittelalters lebte ein Ritterfräulein Kunigunde von Sprödedorn. Zwei Ritter, Bernhard und Bruno, bewarben sich um ihre Gunst. Einmal versprach sie, sich Bernhards Wünschen fügen zu wollen, wenn er im Stande sein werde, den Sinn der Buchstaben zu errathen, die am folgenden Morgen an der Front ihres Schlosses zu lesen sein würden. Als er nun des anderen Tages kam, stand dort in großen Lettern K. O. R. B., was der Glückliche für: „Komm o redlicher Bernhard!" las, worauf aber Kunigunde, die Spröde meinte,

es bedeute: „Kein (Leben) ohne Ritter Bruno!“ Das uneingeweihte Volk aber las einfach „Korb“ und ſeit daher datire die Sitte oder Unſitte des Körbchengebens.

Auch mit zwei ſinnigen Fällen möchte ich noch aufwarten.

Der berühmte Muſiker und Kompoſiteur Sebaſtian-Bach kam auf einer Reiſe nach Altenburg. Da es gerade Sonntag war, ging er in die Kirche, wo er ſich unerkannt glaubte und wo ſein geweſener Schüler Krebs die Orgel ſpielte. Doch Krebs hatte ihn kaum bemerkt, als er eine Fuge mit dem Thema b a c h begann und zur Ehre und Freude ſeines Meiſters Bach meiſterhaft durchführte.

Die berühmte Künſtlerin Rachel erhielt einſt ein Diadem von Gold mit ſechs Edelſteinen, welche ſo geordnet waren, daß ihre Anfangsbuchſtaben (akroſtichal) ſowohl den Namen der Künſtlerin, als auch ihre vorzüglichſten Rollen andeuteten. Sie folgten nämlich ſo:

Rubin	—	**R**oxane
Amethyst	—	**A**menaide
Cornalin	—	**C**amille
Hematit	—	**H**ermione
Emerauda (Smaragd)	—	**E**milie
Lapis Lazuli	—	**L**aodice.

Gewiß höchſt originell und ſinnig.

Schließen möchte ich dieſe meine kleine Sammlung etymologiſcher Kurioſitäten, welche ſich jedenfalls noch durch ähnliche Beiſpiele bereichern ließe, mit einer witzigen Auslegung Goethes.

Dieſer ſoll, als einſt die Schauſpielerin Jagemann nach einer Ballnacht die Rolle der Iphigenie nicht zu ſeiner Zufriedenheit durchgeführt hatte, ihre Leiſtung mit ihrem eigenen Namen kritiſirt haben; er ſagte nämlich nichts, als: „Die jage man!“

Textrahmen zu unseren Bildern.

I. An des Feindes Leiche.

Da liegt er nun kalt und steif, der genialste und heiterste Vagabond in Wald und Flur, der gefürchtete Feind sorgsamer Rebhühner- und Hasenmütter, der Störer hühnerhöfischen Friedens und Glückes, der Mörder manches hoffnungsvollen Erpels oder Gänsefräuleins, der gehaßte Liebling des Weidmanns! „Mit Thränen des Mitleids in den Augen möcht' ich erwürgen die nichts taugen", ruft irgendwo poetisch Friedrich von Sallet, und ähnliche Gefühle bewegen den Jäger, wenn er dem lieben rothen Wilddieb eine Ladung Schrot Nr. 3 auf den Balg brennt. Es giebt keinen echten Weidmann, der nicht lieber einen Fuchs als einen Rehbock oder Hirsch schösse und der ihn nicht mit einem gewissen, mit Achtung gemischten Bedauern betrachtete, wenn er ihn, wie auf unserm trefflichen Bilde, verendet daliegen sieht. Kein Thier in Wald und Flur fürchtete der rothe nihilistische Wilddieb; selbst starkes Roth- oder Schwarzwild und wachsame Rieken wußte er zu überlisten und manch unschuldiges Rehlietzchen oder selbst manchen Frischling brachte er der erfreuten Burgfrau in sein unterirdisches Schloß Malepartus. Nur der Mensch war ihm über; gegen dummes Blei hilft nicht der stärkste Fuchsverstand und selbst die gescheitesten Menschen werden todtgeschossen!

Doch einen echten Weidmann kenne ich, der den armen Reineke ohne alles Mitleid verendet daliegen sieht und mit Wollust, die nichts weniger als lieblichen Düfte, die von ihm ausströmen, in seine sonst so empfindliche Nase einsaugt — des Försters wackerer Waldmann! Er denkt wie weiland Königin Katharina von Medicis: „Ein todter Feind riecht immer gut." Schadenfroh, aber mit mißtrauischem Auge betrachtet er den verendeten Reineke. Ob er auch wirklich todt ist, oder verstellt er sich nur? Dem rothen Schelm ist alles mögliche zuzutrauen! Waldmann kennt seine Schliche und hat seine Wissenschaft mit manchem Riß in seinem langen Behang und Gesicht erkauft. Sieht doch das letztere aus wie das eines Corpsstudenten, der die Certifikate seiner Ungeschicklichkeit mit stolzer Genugthuung straßauf straßab spazieren führt! Waldmann hat weit mehr Recht, auf seine Narben stolz zu sein, denn er erhielt seine Wunden, wenn er — ohne Mütze und ohne Binde und die Augen und Nase von lockerer Erde verklebt! — den doppelt so großen Feind in absoluter Finsterniß in dessen ihm unbekannter Festung ergriff. Jeder abgeführte Fuchs sollte vor jedem Dachsel, der ihm begegnet, die Mütze ziehen! Erdmann — Waldmanns hoffnungsvoller, acht Monate alter Sohn — naht sich dem traditionellen Erbfeind mit ehrfurchtsvoll scheuem Blick und zweifelhaft hängender Ruthe, als hab' er die Schrift auf der großen Kiste gelesen und sich gemerkt. Dem Künstler aber, der das Bildchen gemacht, alle Ehre, denn es ist eines der seltenen wahren Thierbilder, welches jeder Weidmann mit Wohlgefallen und nicht mit Achselzucken betrachten kann.

O. v. C.

II. Eine Reise nach dem Niagara.

Jüngst machten zwei junge eng befreundete deutsche Ehepaare, die sehr viel Geld und sehr viel Liebe übrig hatten, eine Reise nach dem Niagara. Die gewöhnlichen Hochzeitsreisen nach der Schweiz, Italien ꝛc. schienen ihnen zu abgebraucht und so setzten sie sich denn gleich nach der Hochzeit auf die Eisenbahn und den Dampfer und als sie in New-York waren, hielten sie sich nicht lange auf und fuhren nach dem wundersamen Niagarafall, von dem sie schon so viel gehört und — wenigstens in illustrirten Blättern — gesehen hatten. Sie waren von Kindheit an sehr eng befreundet gewesen, sowohl Gustav mit Adolf als Marie mit Therese. Gustav hatte Therese als Jüngling in der Tanzstunde die Cour und Adolf hatte

Marie schwärmerische Gedichte gemacht, die zwar, als er sie an den „Salon" schickte, in der Salonpost desselben ziemlich scharf mitgenommen wurden, jedoch das Herz der leicht entzündlichen Marie tief bewegten. In den spätern Jahren waren die beiden jungen Männer und Mädchen sich aus den Augen und aus dem Sinn gekommen, bis sie sich auf einem Balle in ihrer gemeinsamen Vaterstadt wiedersahen und schnell die alte Bekanntschaft wieder erneuerten. Nun aber wollte es das Schicksal, daß sich der ernste Adolf mehr zu der schelmischen Therese und der lebensfrohe Gustav mehr zu der schwärmerischen Marie hingezogen fühlte. Da beide Männer Compagnons eines sehr rentablen Geschäfts geworden waren, so beschlossen sie auch zwei weibliche Compagnons aufzunehmen und Adolf bekam von Therese und Gustav von Marie keinen Korb. Sie heirateten sich und die gemeinsame Hochzeitsreise nach Amerika wurde beschlossen.

Als sie am Niagarafall ankamen, dessen Brausen sie schon meilenweit vorher vernommen hatten, sahen sie, daß Diejenigen Recht hatten, welche behaupten, der Niagarafall sei ein einziges Naturschauspiel und von keinem andern erreicht. Diese riesigen Wassermassen, die in einer Minute einen Sturz von fünfzehn Millionen Kubikfuß aus einer Höhe von 163 Fuß repräsentiren, geben einen unbeschreiblich erhabenen Anblick, unter dessen Eindruck auch unsere Europäer wie gebannt standen. Bald jedoch versuchte Gustav durch den Gesang des bekannten tyrolischen Liedchens „der Wasserfall" die erhabene Stimmung ins Heitere zu übersetzen, und als die Vier sich in dem Ankleidehäuschen wiederfanden, welches für die Besucher der „Höhle der Winde" errichtet ist, da war die Stimmung bereits „ungeheure Heiterkeit". Die „Höhle der Winde" ist nämlich ein enger Raum, der sich zwischen der Felswand und dem über sie im gewaltigen Bogen herabstürzenden Niagarafall befindet. Natürlich wird der sich in dieser Höhle Befindende von mächtigem Sprühregen durchnäßt und muß sich deshalb in jenem Ankleidehäuschen einem Toilettenwechsel unterwerfen, der namentlich bei den Damenkostümen sehr komisch ist. Beide Geschlechter ziehen nämlich eingeölte wasserdichte Röcke und Kappen, sowie Filzpantoffeln an, um das Ausgleiten auf dem schlüpfrigen Boden zu verhüten. Die ganze Tracht giebt den Gestalten das Ansehen von Eskimos. Natürlich lachten die jungen Paare herzlich, als sie sich als Eskimopärchen auf den schwindelnden Steg wagten, auf dem sie, wie Gustav bemerkte, sehr in „den Thran" geriethen, denn, der Luftdruck, die graue, regentrübe Dämmerung, das donnernde Getöse, die gefährliche Schlüpfrigkeit des Bodens, das alles giebt dem Aufenthalt unter dem Wasser einen unheimlichen gefährlichen Charakter. Selbst der Führer und einige andere Besucher der Höhle konnten sich vor der Gewalt der Elemente nur mühsam an der durchnäßten Felswand halten. Nun aber erst die beiden zarten Frauen, die sich noch nie in einer solchen Situation befunden! Sie schrieen laut auf, als die erste Sprühwelle sie traf und glitten in den ungewohnten Filzschuhen auf dem glatten Boden alle Augenblicke aus, bis den Männern nichts übrig blieb, als sie fest zu umschlingen und an sich zu drücken. Da aber die nebelige Dämmerung des Sprühregens nichts genau erkennen ließ, und die gleichen Kostüme überdies eine Verwechselung sehr leicht möglich machten, so geschah es, daß Adolf statt seiner Frau Marie und Gustav Therese an sich drückte. Gustav lachte innerlich, ließ sich nichts merken und dachte: „Es geht alles auf Rechnung der Firma". Aber kaum hielt Adolf, der übrigens seine Frau herzlich liebte, seine Jugendliebe Marie in den Armen, die sich ängstlich eng an ihn anschmiegte, in dem Wahn, unter ihres Gustavs Schutz zu stehen, so erwachte die alte Leidenschaft des Schwärmers auf einen Moment und er drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen, der eben so heiß erwiedert wurde. „Das sei der erste und letzte", dachte er, als er Marie aus seinen Armen ließ, ehe sie ihren Irrthum erkannte. Die beiden Frauen haben es nie erfahren, in welch gefährlichem „Fall" sie sich unter dem Niagarafall befanden! H. H.

Neue Bücher.

Der Sohn des Flüchtlings. Roman von Moritz von Reichenbach. Breslau und Leipzig, S. Schottländer.

Zwei Novellen von Moritz von Reichenbach. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Moritz von Reichenbach ist ein Erzählertalent, das besonders durch die Wahrheit und Feinfühligkeit seiner Charakteristik sich schnell die Sympathie der exklusiveren Leserkreise erworben hat. In anmuthiger Stilform giebt der Erzähler Kabinettsstücke des modernen Lebens, die ohne Breiten, ohne Trivialitäten immer fesseln und vor allem einen unverwüstlichen Kern innerer Wahrheit besitzen. Für viele Leser dürfte die Novelle „Sillery mousseux" noch ein besonderes aktuelles Interesse haben, da zu der Heldin Nerona offenbar eine bekannte Taschenspielerin Modell gesessen hat.

Das kuriose Buch. Von Friedrich Schlögl. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.

Komische und tragikomische Geschichten von vernünftigen und anderen Sammlern, Liebhabereien und Fexereien, vereinzelten Originalen, Viertel-, Halb- und Ganz-Narren, merkwürdigen Käuzen, stillen Sonderlingen u. dergl. Nach persönlichen (meist Wiener-) Erlebnissen niedergeschrieben und zu Nutz und Lehre erzählt. Diese Inhaltsgabe genügt, für das originelle Buch, dessen Verfasser seine Themen mit bekanntem Humor und scharfer Menschenbeobachtungsgabe behandelt und so eine dankenswerthe Bereicherung des literarischen Raritätenkabinetts geschaffen hat.

Bilder aus der Vogelstube. Von Karl Ruß. Berlin, Louis Gerschel.

Das mit guten Holzschnitten geschmückte Buch wird jedem Vogelliebhaber willkommene Belehrung und Anleitung zur Behandlung seiner gefiederten Lieblinge geben. Karl Ruß schildert überdies die Vogelindividualitäten in so unterhaltender Weise, daß sich jedes Kapitel des Buches wie ein amüsantes Feuilleton liest.

Herr Braubach. Humoreske von Ernst Eckstein. Mit 7 Illustrationen. Leipzig, Karl Reißner.

Nach langer Pause des Schaffens auf humoristischem Gebiet tritt der Autor des lustigen „Besuchs im Karzer" wieder mit einem heitern Opus vor das Publikum. Herr Braubach ist ein ehrsamer Pfälzer Bürger, der — nun man mag eben nachlesen, wie urkomisch die Erlebnisse dieses Herrn Braubach sind, wir wollen nichts verrathen. Genug, daß Herr Braubach etwas von Samuels Heinzerlings liebenswürdiger Amboßhaftigkeit an sich hat, auf die irgend ein durchtriebener Hammer zuschlägt. Die Humoreske, welche die bekannten Stilvorzüge des Autors besitzt, ist in pfälzischem Dialekt geschrieben, der auch dem Norddeutschen leicht verständlich und außerdem den Leser in behagliche Stimmung zu versetzen geeignet ist. In einem sehr beherzigenswerthen Vorwort hat Eckstein das Wesen des Humors in einer Weise zu erklären versucht, die schwerer wiegt als lange gelehrt ästhetische Abhandlungen, weil hier ein Praktiker den Nagel auf den Kopf trifft. Eckstein behauptet mit Recht, daß es noch keine richtige Definition des Humors gebe und daß vielleicht infolge dessen das große Publikum (in Deutschland — setzen wir hinzu) die komische Literatur noch immer ein wenig von oben her betrachte. „Aesthetisch nicht rubricirt", sagt Eckstein sehr treffend, „und in dem großen Garten der Kunst gleichsam noch der klar und deutlich beschriebenen Aushängetafel entbehrend, gilt das Komische, sofern es nicht, wie etwa die Komödien des Aristophanes, durch das Alter oder sonstige Erwägungen geheiligt erscheint, dem Deutschen für eine Abart, für eine Stiefgattung, keineswegs aber für die gleichberechtigte Schwester des Tragischen und Pathetischen. Grämliche Pädagogen, die geneigt sind, das Lachen überhaupt als etwas vom Standpunkte des Menschenthums nicht völlig Erlaubtes aufzufassen, tragen ihre Anschauungen auf die heranwachsende akademische Jugend über, die sich zwar das Lachen nicht nehmen läßt, aber doch mehr oder weniger unter dem Einfluß jenes schulmeisterlichen Philosophems bleibt, und ihrerseits hinwiederum die Heiterkeit als eine Art Opposition gegen die Strenge und die pedantischen Anforderungen der Schule betrachtet. „Ernst", „würdig", „getragen", „werthvoll", „bedeutend" sind für die auf solcher Grundlage emporgeblühte Aesthetik synonyme Begriffe, ebenso wie „komisch", „humoristisch", „leicht", „geringfügig", „unbedeutend". Man vergißt dabei, daß die Eindrücke des Erhabenen und Großartigen schon auf einer weit ge-

ringeren Stufe der geistigen Entwickelung empfunden werden, als die, welche der humoristischen Wirkung zu Grunde liegen; daß z. B. der Neger zwar Sinn für das Imposante, aber nur geringes Verständniß für die Reize der Komik besitzt; daß überhaupt, wie Schopenhauer treffend betont, die Fähigkeit zu lachen Dasjenige ist, was den Menschen am entschiedensten von den ihm zunächst stehenden Thiergattungen unterscheidet. Das Thier und der vollkommene Philister sind allezeit ernst, allezeit ganz aufgehend in derjenigen Leistung, zu welcher die animalischen Triebe sie jedesmal hinführen: der gebildete Mensch allein besitzt die Fähigkeit des humoristischen Gaudiums".

Salonpost.

Bernh. in H. Den Wunsch können wir leicht erfüllen, aber — tu l'as voulu, George Daudin! Das Ideal eines Pariser Modehelden unserer Tage ist, wie ein Kutscher oder Stallknecht auszusehen. Man trägt einen Cylinder, der in nüchternen Linien geschweift ist, eine ganz enge Jaquette, die erst einen Zoll unter dem Stehkragen schließt, sehr enge Beinkleider und flache lange Schuhe und indem man breiten Schrittes mit etwas eingeknickten Knieen einhergeht, wie jemand, der gewohnt ist, sein Leben zu Pferde oder auf dem Kutscherbock zu verbringen, schwenkt man horizontal den Regenschirm, den man in der Mitte hält, oder hält vertikal nach unten hinab den dicken Spazierstock. Trägt man einen Ueberzieher, der am besten gelb ist, so muß er kurz sein, daß die Schöße des Fracks, den man etwa angezogen hat, um vier Zoll darunter hervorsehen. Wer nach dieser Vorschrift gekleidet ist, ist ein boudiné (ein Gedrehter) und ist pschutt. Dieses reizende Wort ist nämlich an Stelle des bisher üblichen „chic" getreten, um weltmännische Eleganz zu bezeichnen.

R. B. in F. Ein Sonett gleich drucken und honoriren? Stolz lieb' ich den Spanier, auch in der Lausitz. Nur der Anfang des Sonetts hat uns vom Druck desselben abgehalten, denn wenn Sie sagen:

Tief im Herzen in verborg'ner Falte
Ruht Dein Bild, Geliebte, stetig mir

muß man annehmen, daß Ihr Herz Falten und Runzeln hat. Für Dichter mit alten Herzen interessirt sich das Publikum nicht.

Edmund G. in Prag. Karolinenthal. Schicken Sie mehr. Ihr Talent ist nicht so klein, wie die Auswahl, die Sie treffen.

Stud. Tralla in Heidelberg. Ja, wenn nicht Damen unter unsern Lesern wären!

A. N. in Berlin. Ihre „Gedankenspäne über die Hygieineausstellung" können ihre hölzerne Abstammung nicht verleugnen. Jedenfalls ist in der Ausstellung mehr Gesundes zu finden, als in Ihren „Gedankenspänen".

Phil. in Halberstadt. Sie wären im Stande zu fragen, ob der Apfel, den Tell durchschoß, ein Borsdorfer oder ein Stettiner war.

B. v. D. Folgen Sie Ihrem weiblichen Taktgefühl! Quand le bon ton parait, le bon sens se retire!

Maifreund in E. Sie schreiben eine sehr hübsche Handschrift.

C. G. in Fr. Ist gar nicht so unwahrscheinlich. Die Gewalt des absolut Häßlichen imponirt uns zuweilen, während wir an einer ausdruckslosen matten Schönheit sehr oft theilnahmlos vorübergehen.

N. v. S. in A. 1. Korinther 10, Vers 33.

Neueſte Moden.

Nr. 1. Taille zu einem Anzug fürs Haus.

Dieſer Anzug iſt von Ottoman-Sammet mit einem Streifen von Smyrnaſtickerei garnirt. Das Gilet von blauer Surah wird durch kleine aufeinander fallende Bandſchluppen ſimulirt. Von der Taille ab iſt es zuerſt gereiht und endigt dann in drei übereinander ſtehende gefältelte Schößchen. Geſtickte Aermelaufſchläge. Runder zurückgeſchlagener Kragen. Das Gilet und die Aermel ſind mit einer Spitzenbordüre verſehen.

Nr. 2 u. 3. Jacket für die Frühjahr-Saiſon (Vorder- und Rückanſicht.)

Dieſes Jacket von Sammettuch oder Sergetuch iſt vorn übereinander geſchlagen

Nr. 1. Taille zu einem Anzug für's Haus.

und mit zwei Reihen auffallend großen Knöpfen beſetzt. Weit über die Hüften herabgehender halblanger Rock; die Taille iſt auf der Rückſeite durch zwei Knöpfe markirt. Die hintere Mitte der Schöße iſt mit einem Galon beſetzt. Von den Seitentheilen werden die hinteren Schöße durch zwei Atlasfalten getrennt. Die Ränder des Jackets ſowie des Kragens, Revers, der Taſchen und Aermel ſind mit ſchmalem ſchwarzen Seidengalon beſetzt. Breite Revers und hoch emporgebender umgeſchlagener Kragen. Auf den Hüften viereckige Taſchen und an den Aermeln anſtatt Aufſchlägen nur je 3 Knöpfe. Die hohe Calotte des ſchwarzen Cavalier-Strohhutes iſt mit einem breiten ſchwarzen Sammetbande umgeben, das durch eine lange ſchmale vernickelte Schnalle zuſammengehalten wird; an der Seite ein Tuff von hellen oder ſchwarzen Federn.

Nr. 4 bis 8. Anzüge für größere und kleinere Mädchen

Nr. 4 u. 8. Anzug für Mädchen von 14 bis 18 Jahren. (Rück- und Vorder-

Digitized by Google

ersichtet. — Der Rock ist von Schottenwollenstoff mit Falten und Tunika und von mittelgrauem Tuchstoff. Letztere besteht aus drei Partien; zwei vorderen und

Nr. 2. Jacke für die Frühjahr-Saison. (Vorderansicht.)

einer hinteren Partie. Von den vorderen Tuchbahnen ist jeder bis oberst in Falten gelegt. Der untere der Schräge schließt Tuchbesatz ab, wie die Abbildung

prinz, ganz ähnliche Jaketzüge. Beide Taschenteile, obwol auch unterm, werden unter dem breiten Sammetband plissiert, das in ungemeiner Ausdehnung unter

Nr. 3. Jacket für die Frühjahr-Saison. (Schnitt.)

der Taillenschärpe quer um den Leib geschlungen. Auf der linken Seite ist das Schluß bildende unter Taschenteil unter einer Schleifengarnitur mit Silberne Schnalle gestickt.

Digitized by Google

4 5

Ил. 4 из 8. Дизай

rechts tritt es unter die hintere Bahn und findet daselbst Halt. Letztere ist theils hohlfaltenartig, theils wellenförmig gerafft. Am Sammetgilet mit mittelalterlicher Schnebbe ein Guipürebesatz à la revers, der hoch emporsteigt und sich schließlich zu einem prächtigen Kragen erweitert. Am Aermel Sammetaufschläge und Guipüre-Manschetten.

Nr. 5. Mädchen von gleichem Alter. — Der Rock, dessen Stoff aus blau geripptem Seidenzeug mit vielfarbigen schrägen Carrés besteht, ist schottisch gefältelt. Die in drei Falten gerafste Schürzenschärpe von gleichem Stoff wird unter der in drei Schluppenreihen arrangirten hintern Bahn angehäkelt. Schooßtaille von dunklem Sommertuch mit kleinem Gilet von hellerm Atlas und vergoldeten Knöpfen. Offizierskragen. Runde galonnirte Aufschläge. Der gleiche Galonbesatz ist an allen Rändern der Schooßtaille und des Gilets angewandt.

Nr. 6. Mädchen von 6 bis 8 Jahren. — Kittelrock von rosa Caschmir. Am Gürtel und unten ist derselbe durch zwei Bänder von rubinrothem Sammet mit Schnalle in der Mitte zusammengezogen. Casaque von rubinrothem Plüsch Sie ist der ganzen Länge nach über ein in lange Falten gelegtes Plastron offen und

Nr. 9. Damen-Pantalon.

mit gestickten Spitzenrevers besetzt. Die Plastronfalten markiren sich an der Gürtelschnalle etwas aufbauschend Eckiger, mit Spitze garnirter Kragen. Spitzenaufschläge; rosa und rubinroth gestreifte Strümpfe.

Nr. 7. Mädchen von 10 bis 12 Jahren. — Kurzer schottisch gefältelter Rock mit kleinen dunkelblauen Carrés. An der linken Seite wird derselbe der ganzen Länge nach durch eine mit Phantasieknöpfen besetzte Patte geschlossen. Von rechts nach links übereinander geschlagene Polonaise, deren rechte Seite als Schürze à la Pächterin gerafft ist. Am untern Rande des Rockes tritt ein kleiner rother Plissé-Volant hervor. Zwischen dem herzförmigen, mit einem prächtigen Guipürekragen geschmückten Halsausschnitt ein rothes oder crêmeweißes gefälteltes Chemisett, das mit einer Spitzenfraise garnirt ist. Am Aermel Spitzenaufschläge.

Nr. 9. Damen-Pantalon.

Als Stoff nimmt man Percal oder Battist. Als Garnirung dienen 7 schmale Plisséstufen und Spitzenbesatz am untern Rande.

Nr. 10. Mancini-Kragen.

Unter dem mit Spitze übersetzten anschließenden Bündchen von Sammet treten zwei spitz herabfallende und zwar dachziegelartig ineinandergeschobene Motive von

Guipüre-Spitze hervor. Der Raum zwischen den beiden Motiven ist mit einer Battist-Plissélage ausgefüllt, an die sich ein großer Spitzenfächer anschließt.

Nr. 11. Anzüge für jüngere Damen.

Nr. 11. Von 18 Jahren. — Anzug von crêmeweißer Voile und algerisch crêmeweißer und rosa Voile. Der untere kurze Rock ist durchgängig mit fünf je am Kopf gereihten Volants von crêmeweißer Voile bedeckt, welche ringsum je dreimal mit schmalem rosa Veloutineband garnirt sind. Die Tunika von algerischer Voile ist vorn als abgerundete Schürze drapirt und nur auf der rechten Seite ist eine Art Panier darüber gelegt, das sich unter zwei in einen graziösen Puff drapirten Bahnen verliert. Uebereinander geschlagene und durch zwei Reihen Kugelknöpfe geschlossene Taille von algerischer Voile mit kurzem angesetzten, über den Hüften bogig ausgeschnittenem Schooß, der vorn in zwei Spitzen weit auseinander tritt; auf der Rückseite wird der Schooßrand durch die Tunika verdeckt. Der Rand des Taillenausschnittes ist von einem à la Bäuerin drapirten Fischü von rosa Merveilleux bedeckt. Kleiner gerader Kragen, aus dem eine Rüsche von crêmeweißer Spitze hervorgeht. Halblange Aermel mit einem ganz kleinen Revers von rosa Merveilleux und zwei

Nr. 10. Mancini-Kragen.

kleinen Volants von crêmeweißer Spitze. Enggereihter Hut von crêmeweißem Merveilleux, mit crêmeweißer Spitze und rosa Band garnirt. Zu diesem Anzug gehören 18 Meter Voile in der Breite von 60 cm.

Nr. 12. Von 16 Jahren. — Anzug von weichem, blau und elfenbeinweiß quadrillirten Wollenstoff und glattem blauen Wollenstoff. Der kurze Rock von glattem Stoff ist durchaus in Hohlfalten gelegt. Die polnische Tunika vom quadrillirten Stoff öffnet sich vorn über ein gefälteltes Gilet von dunkelblauem Ottoman-Sammet und ist vorn herab bis in die Taille mit zwei Reihen blauer Seidenknöpfe garnirt. Die Vordertheile der Tunika treten über dem Rocke weit auseinander und endigen ihre Drapirung zu beiden Seiten in einer ganz ausgeprägten Spitze. Der hintere Rand ist bis tief herab geschlängelt. Die hintere Bahn der Tunika ist aufwärts gerafft und als abgestufter Puff drapirt. Zurückgeschlagener Kragen von Ottoman-Sammet. Am langen Ellbogenärmel ein kurzer Aufschlag. Capote von himmelblauer Surah mit einer doppelten crêmeweißen Spitzenrüsche, auf der Rückseite eine Atlasbandschleife.

Nr. 13. Von 18 bis 19 Jahren. — Anzug von marineblauem Taffet und elfenbeinweißem indischen Diagonalstoff mit Ausputz von marineblauem Sammet. Der untere kurze Rock ist am Rande mit drei kleinen marineblauen gefälteten Stoffvolants umgeben. Die Schürze ist von einem unten nach innen umgebogenen marineblauen Taffet-Plissé bedeckt, über das ein langer Ueberrock vom Diagonalstoff

fällt, dessen unterer Rand in kleine Zinnenzacken ausgeschnitten ist. Aus der Naht der angesetzten Schöße entspringt die Tasche von marineblauem Sammet. Die Taille ist von rechts nach links über einander geschlagen und öffnet sich als Revers von blauem Sammet über einer Herrencravatte. An die erwähnte Tasche schließt

Nr. 11 bis 13. Anzüge für jüngere Damen im Alter von 16 bis 19 Jahren.

sich ein breites Sammetband an, das auf der Rückseite in eine unregelmäßige Schleife geschlungen ist. Lange, unten eng zusammengezogene Aermel mit runden Sammetaufschlägen. Runder cerngrauer englischer Strohhut, oben mit blauem Sammet garnirt, der von einer ciselirten Stahlagraffe zusammengehalten wird.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Hochzeitsgesellschaft unter dem Niagarafall.

Digitized by Google

In maitrisches Sommervergnügen.
Nach dem Originalgemälde von Max Kollmann.

No 2

Digitized by Google

Der Salon.

Die Schiffbrüchigen des Lebens.

Novelle von **Hugo Klein.**

Die Insel Incoronata. Ein heller Sommermorgen. Die Nebel, die über Meer und Küste lagen, zerflossen eben im Winde und eine glänzende Lichtwelle flutete über die stille weite Wasserfläche, sowie über die kahlen Felsen der dalmatinischen Küste hin. Die Küste erschien in der feinen, weißen Linie, welche sie auf dem verschleierten, bläulich-gelben, fernen Horizonte markirte, an einzelnen, schärfer hervortretenden Punkten in dunkle Purpurglut getaucht. Diese lagen wie Glühwürmer auf einem feinen, in zarten Nuancen verschwimmenden Gewebe, funkelnd und flammend, bald wieder verschwindend und verblassend, je nach dem Spiel von Wind und Sonnenschein zwischen den Scoglien und den gestaltenreichen Felsenkolossen, die aus der Meeresflut emporragten. Ein leuchtender Sommermorgen. Im tiefen Blau des Südens wölbt sich die weite Himmelsdecke über das Inselmeer, um in der Ferne, in den weißen Schleiern und Nebeln des Morgens, den zartgefärbten, bezaubernden Rahmen zu finden.

In dem kleinen Hafen von Incoronata gab es an diesem Morgen lebhafte Bewegung. Von den wenigen ärmlichen Fischerhütten, die zerstreut in einem Thalwinkel lagen, standen Frauen und Kinder und starrten hinaus in das Meer. Die Fischer selbst gestikulirten in eindringlichster Weise am Strande, schüttelten und wiegten die Köpfe, liefen wohl auch am Ufer umher, als wollten sie in die Flut springen oder machten die Boote frei und stellten sie in Bereitschaft. Kein Zweifel, ein großes Ereigniß hatte das stille, sonnige Völkchen aus seiner Ruhe aufgescheucht. Ein französischer Dampfer, die „Reine Blanche" remorquirte eben ein Wrack in den Hafen. Das arg mitgenommene Schiff war ein Opfer der Bora, welche die letzten zwei Tage längs der Küste dahingebraust und noch manche andere Verheerung angerichtet hatte. Das Wrack blickte kläglich genug darein. Ein Mast war gebrochen, dann schien es auf eine Sandbank oder besser, auf einen Felsengrund, angefahren zu sein und einem Leck bekommen zu haben. Die Fischer der Insel wußten, was in ein solchen Falle ihre Aufgabe. Rasch rückten die Boote dem Dampfer an den Leib. Es galt, die Passagiere

des „Eagle“ auf die „Reine Blanche“ zu bringen, damit sie ihre Reise unbehindert fortsetzen konnten. Nebenbei ließ sich wohl auch ein kleiner Handel mit Früchten treiben. Für die Passagiere war es ein wahres Glück, daß die „Reine Blanche“ zufällig auch die Route nach Triest nahm und auf den beschädigten „Eagle“ gestoßen war. Im günstigsten Falle hätten sie sonst wohl einige Wochen in diesem oder einem andern, ähnlichen, verlassenen und vergessenen Winkel der Erde zubringen können.

Ein verlassener und vergessener Winkel der Erde, in der That! Der Kapitän des „Eagle“ blickte um sich, nachdem die „Reine Blanche“ Abschied genommen hatte, nachdem die Hurrahrufe der Matrosen auf dem Schiffe und der Fischer in den Booten verklungen waren. Gewiß, ein verlassener und vergessener, aber doch auch ein malerischer Erdenwinkel. Zur Rechten und zur Linken des kleinen Hafens erhoben sich zwei mäßig hohe, grüne Berge, weiterhin, von höheren, mächtigeren Felsenriesen überragt, die sich terrassenförmig auf der Isola Incoronata erhoben. Am Fuße des Berges sah man die Trümmer eines Dörfchens, das gewesen, das kleine Tolosca. Zwei Jahre waren es her, daß das Dorf die Beute einer Feuersbrunst geworden war. Die Dorfbewohner aber hatten ihre Häuser nicht mehr an dieser Stätte aufgebaut. Sie zogen nach dem südlichen Ende der Insel, wo es einen ebenso guten Hafen, aber höhere Berge gab, welche vor der Bora besser zu schützen vermochten. Hier blieben nur die verlassenen Ruinen der steinernen Häuschen zurück. In langen Reihen standen sie da, die rauchgeschwärzten Mauern, man unterschied genau die Gassen, Höfe und Plätze, die sie abgegrenzt — aber nur der Fuchs wohnte noch in dem zerbröckelnden Gestein, nur die Eidechse huschte noch über die Schwelle der leergebrannten Häusergerüste. In den Fenstern und Thüren, die leer herüberstarrten wie die grausigen Augenhöhlen eines Todtenschädels, in den Ritzen der Mauern, die unter den Windstößen zu wanken schienen, am obern Rande der Wände, von welchem ein Steinchen nach dem andern herabkollerte, losgelöst von der lockernden Hand der Zeit, sproßte das grüne Gras empor, untermischt von rothen und blauen Blümchen. In den Höfen und Gassen bedeckte bereits hohes Gestrüpp den weißen kalkhaltigen Erdboden. Dort flog die Wachtel auf und sang die Lerche, die mit anderen Vögeln ihre Nester in dem Gemäuer gebaut, das heute, morgen zusammenstürzen mußte. Dieses Dorf in Ruinen zog sich vom Ufer der blauen Meeresflut an dem sanft aufsteigenden Bergrücken empor und wurde oben von einem Walde grüner Olivenbäume begrenzt, deren würzigen Duft der Wind herübertrug. Es war wie eine antike Kanne in kostbarer moderner Fassung, dieser Trümmerhaufe rauchgeschwärzten Mauerwerks, der im Glanze der Morgensonne schwamm, der im Glanze der leuchtenden Farben des Meeres und des ewig jungen, grünen Blätterschmuckes seinen Rahmen fand.

Der Kapitän wandte sich zum Lieutenant.

„Haben Sie mit den Maschinisten gesprochen?“

„Es sind Reparaturen genug zu machen. Die Schaufelräder sind beschädigt, Achsen sind gebrochen, von den Röhren der Oberflächenkondensation sind mehrere ganz zertrümmert. Wir haben zum Glück Reservestücke. Dann sind die Schiffswände auszubessern. Und so wird

es mindestens vierzehn Tage währen, bis wir vom Flecke können. Wir werden auch einige Leute zur Aushilfe bei der Arbeit aus Sebenico kommen lassen müssen."

„Wenn es nothwendig sein sollte. Unsere Leute sind zumeist Dalmatiner und damit geborene Schiffbauer. Ich werde übrigens selber die Anordnungen treffen."

„Wir haben wenig bei den Arbeiten zu thun", entgegnete der Lieutenant, „wir könnten die Zeit in Sebenico verbringen, denn es muß unerträglich werden, hier in Unthätigkeit zu verharren."

Gehen Sie nach Sebenico, zerstreuen Sie sich, wie Sie können. Ich geben Ihnen alle Freiheit."

„Und Sie?"

„Ich bleibe auf dem Schiffe, wie gewöhnlich."

Der Lieutenant zog die Brauen zusammen.

„Dann bleibe ich die nächsten Tage auch hier. Vielleicht reiße ich später aus. Sebenico ist übrigens ein langweiliges Nest."

Der Lieutenant hätte übrigens nicht fragen müssen, ob der Kapitän auf dem Schiffe bleiben wolle. Er hatte auch gewußt, welche Antwort er erhalten würde und die Fahrt nach Sebenico als ein Projekt vorgebracht, von dessen Hoffnungslosigkeit er von vornherein überzeugt war. Die Wasserratten lieben im allgemeinen die Ausflüge auf das Land, welche in ihr monotones maritimes Leben eine freundliche Abwechslung bringen. Der Kapitän Theodor Gavrilovics schlug aber aus der Art. Er mußte den schwankenden Boden seines Schiffes unter den Füßen haben, wenn er sich behaglich fühlen sollte. Zehn Jahre war er bereits Kapitän des „Eagle" und man konnte nicht von ihm sagen, daß er in dieser Zeit zehn Tage ununterbrochen auf dem Lande verbracht hätte. Er fuhr von Liverpool nach Alexandrien und von Alexandrien nach Liverpool. Er berührte alle wichtigen Küstenstationen, er hielt oft, wider Willen zurückgehalten, Wochen lang in einem Hafen, die Passagiere stiegen ein und aus, die Mannschaft eilte der Küste zu, um sich dort zu vergnügen und der Kapitän blieb nur müßiger Zuschauer des Kommens und Gehens. Er verließ nur sein Schiff, wenn es unumgänglich nothwendig war, was sich allerdings öfters ereignete; aber er wickelte seine Geschäfte regelmäßig in zwei, drei Stunden ab und kehrte dann unverzüglich in sein schwimmendes Haus zurück. Wenn ihn seine Freunde und Bekannten sehen wollten, mußten sie ihn an Bord aufsuchen, wo er der liebenswürdigste Gefährte war; sie luden ihn gar nicht ein, sie in ihren Villen und Häusern zu besuchen, denn sie wußten, daß er dort eine unerklärliche Verstimmung nicht bekämpfen konnte.

Das Meer war seine Freude und seine Lust. Er konnte sich nicht satt sehen an der weiten blauen Fläche, an den schäumenden Wogen. Wenn die Sonne mit ihren glitzernden Strahlen auf den Fluten lag und die aufspritzenden Wassertropfen wie tausend und tausend Edelsteine leuchteten, funkelten und blitzten, konnte er Stunden lang in der Betrachtung des schönen Schauspiels alles vergessen, was sich um ihn her zutrug, regte und bewegte. Und wenn die Bora pfiff, wenn Stürme drohten, wenn berghohe Wellen sich aufthürmten und das Schiff überfluteten, da glänzte sein Auge und gewann die stolze, sonst ruhige Ge-

ſtalt eine nervöſe Beweglichkeit. Und wenn das Schiff alle ſchweren Stürme überſtand, ſo war es nur dem frohen Sinn und dem vergnügten Muthe des Kapitäns zuzuſchreiben, welche in kritiſchen Momenten wie elektriſirend auf die Mannſchaft wirkten, auf die Mannſchaft, die ſich nachgerade daran gewöhnte, die Windſtöße mit Scherzworten zu begrüßen. Denn Theodor Gavrilovics ſcherzte nur im Angeſicht des Todes, ſonſt nie. Die letzte Nacht war die bedenklichſte geweſen, welche der „Eagle“ je durchgemacht, denn der Seeſturm überraſchte das Schiff in der Nähe der klippenreichen dalmatiniſchen Küſte.

„Da bleiben wir, Kinder!“ ſagte der Kapitän. „Sehe jeder, daß er mit Würde und Anſtand in den Rachen der Hölle verſinke!“

Am nächſten Morgen war auch jeder überraſcht, den andern noch immer auf der Adria und nicht auf dem Acheron wiederzufinden.

Gavrilovics mochte drei- bis vierunddreißig Jahre alt ſein und war von hoher, kräftiger Geſtalt. Das wettergebräunte Geſicht zeigte harte, verſchloſſene Züge, und wenn dieſes Antlitz trotzdem intereſſant und beinahe ſchön genannt werden konnte, ſo war das nur den großen, grauen Augen zuzuſchreiben, die eine unendliche Güte verriethen, ſo ſcheu ſie auch blicken mochten. Das kurze, ſchwarze Haar war ſchlicht zurückgekämmt. Lieutenant Delino war fünf, ſechs Jahre jünger als er und von heiterm Temperament. Ein hübſcher blonder Junge mit einem krauſen Schnurrbart, welcher den Frauen ſehr gefiel. Die beiden Männer waren einander freundſchaftlich zugethan, trotzdem der eine ernſter, der andere leichtfertiger war, als ſie nach ihrem Alter ſein ſollten. Sie ſpielten täglich nach dem Diner einige Partien Schach miteinander, ein Lieblingsſpiel des Kapitäns. Der Lieutenant fand ſich auch an dieſem Tage pünktlich in der Kabine des Kapitäns ein, wo ſeiner bereits der auf orientaliſche Weiſe bereitete Mokka und die Cigarretten harrten. Paro, der Diener des Kapitäns, ſtellte eben die ſchlanke Kaffeemühle zur Seite.

„Mit der Schachpartie“, ſagte der Kapitän, „iſt es heute ſchlecht beſtellt. Glauben Sie, daß ſie bei dieſem unſeligen Hämmern und Feilen, das wir von allen Seiten hören müſſen, möglich iſt?“

„Wir werden uns in vierzehn Tagen wohl daran gewöhnen.“

„Ich weiß nicht, wie wir uns retten könnten.“

„Ich wüßte wohl . . . Ein glücklicher Zufall . . .“

„Was denn?“

„Hier dieſe Karte. Eine Einladung.“

Der Kapitän lachte.

„Eine Einladung? Hier? Und von wem?“

„Von der Marcheſa Moronne.“

„Ich habe nie von einer ſolchen Marcheſa gehört. Ich kenne ſie nicht.“

„Sie bewohnt, wie man mir ſagte, ein Landhaus in der Nähe, am Thalabhang. Als ſie von unſerm Unfall hörte und vernahm, daß wir hier einige Tage unfreiwilligen Aufenthalt nehmen müßten, ſandte ſie einen Boten herab und ließ uns ihre Gaſtfreundſchaft anbieten. Ich habe mit dem Boten geſprochen.“

Gavrilovics ſagte nichts.

„Ich würde aus den verſchiedenſten Gründen dafür eintreten, daß

wir diese Einladung annehmen", fuhr Delimo fort, ohne sich durch das Schweigen des Kapitäns irre machen zu lassen. „Vor allem, weil der Schall der Hämmer und Sägen die Anwesenheit auf dem Schiffe unerträglich macht. Dann käme es einer Beleidigung gleich, einer so zuvorkommenden Höflichkeit schroff ablehnend zu begegnen. Schließlich glaube ich, daß wir uns vierzehn Tage in der Gesellschaft junger Damen besser amüsiren werden, als ohne die Gesellschaft junger Damen."

„Damen?"

„Ja. Bei der Marchesa lebt auch, wie der Bote sagte, eine Schwester. Ich werde übrigens noch Erkundigungen einziehen."

„Ich liebe nicht die Gesellschaft von jungen, schönen Damen, so barock dies auch klingen mag", sagte der Kapitän. „Ich bin mir zu sehr meiner Schwäche ihnen gegenüber bewußt und das erzeugt ein gewisses Gefühl der Unbehaglichkeit."

„Und doch sind die Frauen die Schwachen. Blicken Sie der Gefahr ins Auge, Kapitän!"

Gavrilovics lächelte.

„Es scheint, daß Sie solche Gefahren nicht scheuen. Nun, meinetwegen, oder besser: Ihnen zu Liebe. Ich bin Ihnen eine Revanche dafür schuldig, daß Sie die Fahrt nach Sebenico aufgegeben haben und mit mir hier bleiben wollten. Wir machen vorläufig einen Besuch in der Villa, um den Damen unsern Dank für die Einladung zu sagen. Und dann können wir bleiben, wenn es uns dort gefällt."

„Ich gehe jede Wette ein, daß es mir gefallen wird", sagte Delimo wohlgelaunt.

Auf dem Berge zur linken Seite des Hafens, mit der Aussicht auf die See und die Inseln, zwischen grünen Gärten lag das zierliche Schlößchen der Marchesa Morrone. Es hatte zwei Stockwerke und war größer als die Landhäuser an der dalmatinischen Küste zu sein pflegen, der leichte, villenartige Stil, in dem es aufgeführt war, ließ indessen vergessen, daß es eigentlich ein massiver Bau sei. Das kleine Schloß machte mit seinem weißschimmernden Dache, seinen grünen Jalousien, seiner epheuumrankten, in den Garten führenden Veranda einen überaus freundlichen Eindruck. Der Weg zu dem Schlosse führte unsere beiden Helden zwischen Baumgruppen, Blumengärten, üppigem, duftigen Strauchwerk dahin. Da waren die reichgeästete Cistrose mit den großen, weißen Blüten, deren Bläße durch die dunklen, schwarzrothen Flecke auf dem Grunde der Kronblätter noch schärfer hervorstach; der Frühlingscrocus mit den glockenförmigen Blüten, die in allen Schattirungen der blauen Farbe prangten, von jenem zarten, hingehauchten, ätherischen Blau, das ins Weiße hinüberspielt, bis zu jenem dunklen, dichten, prunkhaften Blau, das ins Violette schimmert; die Agave mit ihren mächtigen, fleischigen, dornigen Blättern, ihren Blütenrispen, an welche Tausende und Tausende honigweicher, süßer, duftiger Blüten hangen; die Pistagien mit ihren gefiederten Blättern und ihren röthlichen Blütentrauben; die Terebinthen mit ihren rothen, harten Früchten; die immergrüne Coratonia mit den braunen Stämmen, krummen Aesten und ihren

fleischigen Karuben; da war alles, was die südliche Vegetation der Insel Incoronata an herrlichen Gewächsen nur zu bieten hatte. Um übrigens die Wahrheit zu sagen, die beiden Seeleute schenkten der wohlbekannten Blütenherrlichkeit wenig Aufmerksamkeit. Lieutenant Delimo erzählte, was er mit seinen Erkundigungen über die gastfreundliche Marchesa in Erfahrung gebracht', und seine Erzählung war interessant genug, um den Kapitän ganz und gar in Anspruch zu nehmen.

Das Schlößchen, das die Marchesa bewohnte, hatte ursprünglich einem pensionirten Viceadmiral gehört, der sich hierher zurückzog, um alle Freuden des Landlebens zu genießen und dabei den Anblick seines geliebten Meeres nicht entbehren zu müssen. Er starb plötzlich und seine Erben verkauften rasch den Besitz, da sie für die Annehmlichkeiten der Isola Incoronata, die ja doch etwas gar zu einsam war, nicht das gehörige Verständniß besaßen. Eines Tages erschien ein grauköpfiger Diener, traf die Vorbereitungen zum Empfange der neuen Herrschaft, die auch bald darauf anlangte. Die Schönheit der Damen, besonders der Marchesa, machte in der ganzen Umgegend großes Aufsehen. Ihr Ruf verbreitete sich rasch, und da niemand sich der Bekanntschaft der Marchesa rühmen konnte, war man nur um so begieriger, sie kennen zu lernen. Die Damen machten aber keine Miene, aus der Einsamkeit ihres Buen Retiro herauszutreten, was selbstverständlich die allgemeine Neugierde noch erhöhte. Auf Incoronata sowohl wie auf den nächsten Inseln und an der Küste führen die Villenbewohner ein ziemlich angenehmes, geselliges Leben und so begannen auch eines Tages die Einladungen im Hause der Marchesa einzulaufen, heute zu einem Gartenfeste, morgen zu einer Tanzsoiree, übermorgen zu einem Weinleseamüsement — ohne indessen die Schöne aus ihrem Garten locken zu können. Die Marchesa wies alle Einladungen ab, ohne jedoch irgend einen allgemeinen Grund dafür anzugeben; sie entschuldigte sich von Fall zu Fall mit einer Migräne oder einer sonstigen Unpäßlichkeit — an einem Vorwande in ihren höflichen aber entschiedenen Absagebillets fehlte es ihr nie. Nun, zwei hübsche Damen, die allein und ungesehen sein wollen, die sich hinter den Mauern ihres Schlosses verbergen, erregen das Interesse in außerordentlicher Weise. Man sprach sogar in Sebenico von nichts anderm, als den geheimnißvollen Bewohnern des Schlosses am Meere. Einige Offiziere der dortigen Garnison unternahmen es, das Mysterium zu ergründen. Sie schlichen vor allem um die Gartenmauer herum, die leider aber sehr hoch ist und jeden indiskreten Blick abhält. Ein kühner Geselle läutete einmal auch keck und entschlossen an der Gartenpforte und erklärte dem grauköpfigen Bedienten, er wolle die Damen sprechen. Der Mann zuckte die Achseln und erklärte, die Damen seien nicht zu sprechen. Doch der kecke Eindringling ließ sich nicht abweisen; er sei einmal da, sagte er, und wolle nicht unverrichteter Dinge weitergehen. Das war klar. Der Bediente führte ihn nun in ein Gartenhäuschen und hieß ihn warten. Unser Offizier schwelgte bereits im vorhinein im Vergnügen der interessanten Bekanntschaft, aus der sich — wer konnte es wissen? — vielleicht gar eine interessante Eroberung entwickeln konnte. Er wartete entzückt und endlich erschien auch eine alte, magere, englische Gesellschafterin, welche den jungen Mann mit unzweifelhaftem Wohlgefallen beaugenscheinte und begrüßte.

Vergebens suchte er nun rasch loszukommen, die Dame erklärte, sich glücklich zu schätzen, eine Gelegenheit, eine angenehme, zur Uebung in der deutschen Sprache gefunden zu haben, die ihre Herrschaft, wie sie sagte, sehr selten gebrauchte, und der Held von Sebenico mußte sie, da er nun einmal schon zum Besuch gekommen war, zwei volle Stunden unterhalten. Man lachte über dieses Abenteuer sehr viel im Offizierskasino von Sebenico und überall im Lande, wohin die Kunde davon drang. Nun wußte man aber auch, daß die geheimnißvolle Marchesa nicht bloß eine schöne, sondern auch eine geistreiche Dame sei. Das war nun selbstredend nicht geeignet, das wachgewordene, eminente Interesse, das man an ihr nahm, irgendwie abzuschwächen.

Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches die allgemeine Stimmung gründlich veränderte. Man berief nämlich eines Tages einen Arzt aus Sebenico zur Marchesa. Von diesem Arzte erfuhr man, daß die Marchesa ein Kind besaß, wovon man bisher keine Ahnung gehabt hatte, ein schönes, kleines blondlockiges Mädchen. Ein Fieberanfall Giulettas, so hieß die Kleine, machte den ärztlichen Besuch nothwendig, der sich in den folgenden Wochen noch öfters wiederholte. Von dem Arzte erfuhr man auch den Grund der Zurückgezogenheit der Gräfin. Sie äußerte sich selbst freimüthig darüber: Die Trauer um einen erst jüngst verlorenen, geliebten Gatten habe sie in die Einsamkeit getrieben.

Nun war alle Neugierde mit einem Schlage befriedigt.

Man achtete das Gefühl der Marchesa und sie blieb fürder unbelästigt. Man sagte sich, die Zeit werde ihr Trost bringen und dann würde sie selbst die geselligen Kreise aufsuchen, die sie zur Zeit aus begreiflichen Gründen mied.

Diese Voraussetzung erfüllte sich insofern, als die Damen nach einiger Zeit ihre strenge Zurückhaltung wirklich aufzugeben begannen. Vor allem gelegentlich der Feuersbrunst in Tolosca, bei welcher sie die rettenden Engel der Bevölkerung waren. Sie nahmen die obdachlosen Frauen und Kinder in ihrem Hause auf, sie boten den Verarmten Unterstützung und gaben vielen sogar die Mittel, ihre Häuser am andern Ende der Insel wiederaufzubauen. Wenn die kleine Gemeinde seither in Nöthen kam, wandte sie sich nur an die Marchesa, welche immer eine offene Hand hatte, wenn es galt, dringenden Bedürfnissen abzuhelfen. In der Zeit jener Feuerkatastrophe sah man die beiden schönen Schwestern öfters auf den freien Plätzen der Insel. Dann zogen sie sich freilich wieder in ihre romantische Klause zurück und erschienen nur selten außerhalb der Mauern ihres Gartens. In den letzten Monaten begannen sie aber wieder, diesmal ernstliche Fühlung mit der Außenwelt zu nehmen. Man erzählte, daß sie größere Spaziergänge auf der Insel zu machen pflegten, auch die nächsten kleinen Küstenorte besuchten; bis Sebenico waren sie allerdings noch nicht vorgedrungen, wo man sie am liebsten gesehen hätte. Hier und da erschienen sie auch in der kleinen Kirche von Tolosca. Der Arzt, den sie einmal zu Rathe gezogen, erhielt, wenn er in der Nähe des Schlosses weilte und die Damen das erfuhren, jedes Mal eine Einladung; er fand sich auch ohne Einladung manchmal ein und war immer gern gesehen, wenn er zu Besuch kam. Nach alledem hatte die Gastfreundschaft, welche den Offizieren des

„Eagle" angeboten worden war, noch immer als eine Auszeichnung zu gelten.

Die beiden Freunde fanden die Damen vor ihrer Villa. Die Marchesa las in einem Buche, ihre Schwester war mit einer Stickerei beschäftigt. Was die Fama von der Schönheit des Paares erzählte, war nicht übertrieben; sie machte auch auf die Gäste einen bezaubernden Eindruck. Die Marchesa war eine hohe, üppige Gestalt mit weichem, rothblonden, gelockten Haar, blendend weißem Teint, feinen Zügen und besonders schönen dunkelblauen Augen von schmachtendem Ausdrucke. Sie mochte drei- bis vierundzwanzig Jahre zählen. Sie trug ein schwarzes Seidenröckchen und ein enganliegendes, mit bunten Stickereien geziertes Atlasleibchen von gleicher Farbe. Schwarz stand ihr vorzüglich zu Gesichte, das mußten die Gäste sofort wahrnehmen, da sie die geschmackvolle Toilette ins Auge faßten, welche die schönen Formen der Gräfin vortrefflich hervorhob. Gleich anmuthig war die Schwester, die um drei, vier Jahr jünger sein mochte. Sie hatte viel Aehnlichkeit mit der Schwester, doch war sie von kleiner Gestalt, schlank und niedlich, zarter gebaut als jene. Die Haare waren dunkel, die Augen braun.

Die beiden Offiziere stellten sich vor und entschuldigten sich über die Störung, die sie verursachten. „Wir beeilen uns, Ihnen den Dank für Ihre freundliche Einladung abzustatten", sagte der Kapitän.

„Die Sie hoffentlich annehmen?" fragte die Dame, indem sie den Herren mit einem graziösen Lächeln die Hand bot und die Schwester vorstellte.

„Wir haben nicht den Muth, sie abzulehnen. Und doch fürchten wir, die Ruhe Ihres Landlebens zu zerstören."

„Durchaus nicht. Ihr Besuch bietet uns nur Annehmlichkeiten. Wir sehen so selten Gäste bei uns, daß wir uns freuen müssen, wenn unsere Verlassenheit durch eine glückliche Fügung eine Unterbrechung erfährt."

„Seit zehn Jahren", sagte Gavrilovics, „schiffe ich jährlich einige Male an der Insel Incoronata vorüber, die ich niemals betreten habe, ohne Ahnung, welche gastfreundliche Feen dieses Eiland bewohnen."

„Wir bewohnen noch nicht so lange die Insel", meinte die Marchesa lächelnd, „doch leben wir bereits lange genug in der Oede, um ein Kompliment wieder einmal gern zu hören. Wir werden nach Kräften bemüht sein, uns dafür dankbar zu erweisen."

Die Dame hatte sich aus dem feinen Tabak einer kleinen, sammetüberzogenen Dose, die auf dem Gartentisch lag, eine Cigarrette gedreht, bot sie dann freundlich den Herren an und fuhr fort:

„Wir verbringen die Tage mit Musik, mit Malerei, mit Promenaden im Garten und ich hoffe, daß Sie unseren harmlosen Beschäftigungen Vergnügen abgewinnen werden. Der Garten ist, wie Sie sich überzeugen werden, sehr schön. Er vereinigt alle Blumenpracht, die dieser schöne Himmel bieten kann. Wir haben auch eine vorzügliche Küche", fügte sie lächelnd hinzu, „was Sie ebenso überraschen wird, wie uns selbst seinerzeit, da wir solches auf der Isola Incoronata nicht zu finden hofften. Allein der frühere Besitzer hinterließ uns einen Koch, einen hochstrebenden, einen ehrgeizigen Koch, vom Schlage jenes Vatel, welcher

den Ruhm Turennes ausmachte und über dessen Tod Frankreich in Trauer gerieth, wie in einem Scribeschen Lustspiel behauptet wird, das ich einmal gesehen habe. Wir nahmen die Dienste des dalmatinischen Vatel an und hatten uns nicht darüber zu beklagen. Dann haben wir auch noch etwas ganz Specielles für die Herren, nämlich einen Weinkeller, den uns auch der gute Viceadmiral hinterließ und dessen Schätze bis heute ungehoben blieben. Wir nippen nur manchmal vom Wein und haben da unten noch keine großen Verheerungen angerichtet. Es ist wirklich schade um den köstlichen Bugawa und den feurigen Ruschitsch, der da unten vergebens der Befreiung aus seinem Gefängnisse harrt. Sie werden ihm zu Hilfe kommen, nicht wahr?"

„Sie überhäufen uns mit Freundlichkeit", wandte Delimo ein, „und wir sind anspruchslose Leute. Der Seemann darf kein Gourmand sein und ich fürchte, Sie werden uns verwöhnen."

„Sie führen ein hartes Leben", sagte die jüngere der Damen, indem sie ihre Stickerei zusammenlegte. „Das beweist auch Ihr letztes Abenteuer.

„Wir klagen nicht darüber", sagte Delimo. „Wir geriethen in einen besseren Hafen, als wir gehofft."

„Ich bitte, erzählen Sie uns von der Sturmnacht", sagte die junge Dame, „und von Ihrer Rettung."

„Ich glaubte nicht, daß wir davonkommen", nahm der Kapitän wieder das Wort, „als uns die Bora zwischen den Scoglien überraschte. Wir geriethen auf eine Sandbank, der Sturmwind hätte uns aber auch an die Felsenklippen schleudern können und dann wären wir verloren gewesen. Eine stürmische Nacht voll Gespenster und böser Geister, die keinen schönen Morgen erhoffen ließ."

Die Konversation wurde durch eine alte Dame unterbrochen, welche die Stufen der Veranda herabstieg und sich der Gruppe näherte.

„Mrs. Black", stellte die Marchesa die Dame den Herren vor. „Mistreß, hier sehen Sie den Kapitän Gavrilovics und den Lieutenant Delimo, welche uns einige Wochen unsere Einsamkeit vergessen machen wollen."

„Ich bin bereits vom Besuche der Herren unterrichtet worden und habe den Gartenpavillon zu ihrem Empfange in Stand setzen lassen."

„Da können Sie sehen, wie fürsorglich Mrs. Black ist."

Die Herren verbeugten sich.

„Was würden wir beginnen ohne sie?" fuhr die Marchesa fort.

„Mama! Mama!" rief plötzlich eine helle Kinderstimme.

Sie kam aus dem Hause und einige Augenblicke später schmiegte sich ein bildschönes, fünf- bis sechsjähriges kleines Mädchen scheu an die Mutter, deren Ebenbild sie war.

„Und das ist die kleine Giuletta, mein Töchterchen", sagte die Gräfin. „Siehst Du diese Herren, Giuletta? Sie werden Dir schöne Märchen erzählen, Märchen, die sie direkt aus dem Orient mitgebracht haben, wo man die schönsten ersinnt."

Die Gesellschaft verplauderte noch einige Zeit, dann zogen sich die Damen in den Salon zurück, während die Herren den Weg nach dem Pavillon nahmen, den ihnen ein Diener zeigte.

„Ich erinnere mich nun", sagte der Kapitän beim Abschiede. „In

Neapel habe ich einen Cavaliere Morrone kennen gelernt. Vielleicht einen Verwandten."

„Nein, nein", sagte die Gräfin rasch, „unsere Familie stammt aus Venedig."

Die beiden Offiziere installirten sich im Pavillon, in dem sie einen größeren Luxus fanden, als sie seit vielen Jahren umgeben hatte. Lieutenant Delimo war auch jeden Augenblick gefaßt, von seinem Kapitän die Worte zu hören:

„Das kann nicht sein, Delimo, wir werden ja verwöhnt und verhätschelt, wie Frauen oder kleine Kinder. Wir müssen fort."

Allein der Kapitän sagte nichts dergleichen. Es schien ihm alles vortrefflich zuzusagen, die Villa sowohl wie ihre Bewohner. Die bequemen Ottomanen und weichen Teppiche erhielten ein Lob, die vortreffliche Bedienung erwarb sich seine volle Zufriedenheit. Delimo war über diese Verwandlung ganz verwundert. Wenn nicht alle Anzeichen trügten, so begann sein Kapitän am Landleben Gefallen zu finden. Delimo konnte sich einer kleinen Malice nicht enthalten.

Er begann sich nach Schiff und Meer zurückzusehnen.

„Welcher wunderbare Aufenthaltsort, dieser Garten!" rief der Kapitän.

„Auf dem Meere ist es doch schöner!" sagte Delimo.

„Da ließe sich ein wundervolles Märchen träumen", fuhr Gavrilovics fort, ohne die Worte seines Freundes zu beachten, indem er an das offene Fenster trat. „Da ist der Feengarten mit seinen still duftenden Blumen und geheimnißvoll rauschenden Bäumen, ein goldenes Schloß mit demantenen Säulen und blinckender Pforte, die sich auf das geheime Zauberwort vor dem Fremdling öffnet, und im marmornen Saale schlummert die verzauberte Prinzessin, harrend des kühnen Eindringlings, der sie mit einem Kusse erobern soll."

„Auf dem Meere ist es doch schöner!" seufzte Delimo.

Es war, als ob Gavrilovics aus einem Traume erwachte.

„Auf dem Meere? Gewiß, da ist es schöner! Wie war es heute Nacht so schön, als sich die Wellen thurmhoch bäumten und uns mit ihrem weißen Schaume bespritzten. Ach, wie ersehnte ich den Tod diese Nacht! Das nasse Grab unter den stürmenden Fluten, ein Grab dort unten in den Tiefen, wo es niemals Stürme giebt und die ewige Ruhe herrscht. Solch ein Tod ist auch wie ein Märchen!"

Delimo wurde es bange bei der plötzlich wiedererwachten Begeisterung seines Kapitäns für das Meer.

„Ich habe niemals von Ihnen solche Worte gehört, Kapitän!"

„Es ist wahr."

„Ich wußte nicht, daß Sie so lebensmüde seien."

„Lebensmüde? Vielleicht. Auch nicht! Mir hat das Leben nichts zu bieten, aber es kann mir auch nichts anhaben. Doch ein Tod während eines Meeressturmes! Das ist schön! Zu versinken in ein stilles Ruhebett während die Donner rollen, die Winde heulen, die Fluten schäumend ihre Riesenwellen werfen — hat man damit nicht alle irdischen Stürme ausgespielt?"

Er lachte. Doch dem Lieutenant war es ganz unbehaglich geworden.

„Das ist Geschmacksache", sagte er leichthin. „Ich spiele die Stürme lieber aus, indem ich in einen sichern und angenehmen Hafen gelange, wie etwa dieser da, den wir so unverhofft gefunden. Doch die Damen werden uns zum Souper erwarten. Hoffentlich wird sich ihre Passion für die Meerestiefen verlieren, wenn Sie in jene Augen blicken."

Er fand es gerathen, den Kapitän schleunigst in den Bannkreis jener Augen zurückzuführen.

In dem Bannkreise dieser Augen vergaß Gavrilovics alle düsteren Gedanken. Es waren, wie gesagt, sehr schöne, dunkelblaue Augen, die in feuchtem Glanze schimmerten. Im Gespräche belebten sie das Wort, dem sie mit ihrem rasch wechselnden Ausdruck Bedeutung verliehen. Aber noch schöner waren sie, wenn sie träumerisch vor sich hinblickten, wie dies oft geschah, wenn auch nur auf einige Minuten. Der schmachtende Blick bezauberte den Kapitän, der ihn sehr poetisch fand. Bei dem Souper herrschte in der Konversation bereits der angenehme, gemüthliche Ton bekannter Leute, die ganz vergessen hatten, daß sie sich erst vor einigen Stunden zum ersten Male gesehen und ganz fremd einander gegenüberstanden. Signorina Carola verlangte eine Schilderung des Lebens der Seeleute auf dem Schiffe und Delimo entwickelte bei derselben viel Humor. Er konnte es sich nicht versagen, dabei eine kleine Bosheit gegen seinen Kapitän auszuüben. Er schilderte seinen Ernst, sein Unbehagen, wenn er das Land betreten sollte und wie er jede Gesellschaft mied.

„Man sieht es ihm auf dem Schiffe gar nicht an, welches Vergnügen er an angenehmer Damengesellschaft findet", fügte er schließlich hinzu.

„Und Sie haben durch die Zurückhaltung Ihres Kapitäns selbstverständlich viel zu leiden?"

„Natürlich", sagte Delimo, trotzdem Gavrilovics die Hände zum Proteste erhob. „Es gilt Mühe, ihn an das Land zu locken und wenn ich heute auf dem Schiffe nicht gerade während unserer Schachstunde hätte hämmern lassen, daß einem die Ohren gellten, ich weiß nicht, ob wir zur Zeit hier wären."

Die Damen lachten und Gavrilovics drohte seinem Gefährten mit dem Finger.

„Er ist ein Schelm, nicht wahr? Manchmal hat aber auch das seine Vortheile."

Nach dem Souper spielte Carola einige Opernarien auf dem Klavier und Delimo begleitete sie mit einer hübschen Tenorstimme. Die Marchesa saß mit ihrer Tochter auf der Veranda und Gavrilovics erzählte der lauschenden Kleinen ein schönes Märchen von der Prinzessin mit den Perlenthränen, von den unverwelklichen Rosen, die ihren Lippen bei jedem Lächeln entfielen und den goldenen Fischlein, mit welchem sich das Wasser bevölkerte, welches ihre weißen Finger benetzte. Die Kleine hing an seinem Munde, so lange er erzählte und schlief dann in seinen Armen ein. Es war eine wundervolle Nacht und die beiden Freunde promenirten noch lange im Garten, bevor sie ihr Lager aufsuchten. Delimo war anfangs sehr gesprächig und wurde nicht müde,

die Anmuth der Damen zu preisen, Gavrilovics hörte ihm indessen nur mit halbem Ohre zu und blieb die Erwiederungen schuldig. Schließlich schwieg auch der Lieutenant und die beiden gaben sich ganz ihren Gedanken hin. Der Kapitän konnte die ganze Nacht nicht schlafen und setzte sich später an das Fenster, aus dem er nach dem Lichtschein hinüberstarrte, der im westlichen Theile des Schlosses seinen Blick anzog. War er verliebt und bezaubert auf den ersten Anblick einer schönen Frau? Bezaubert, gewiß, denn die Schönheit der Marchesa war bestrickend. Aber verliebt? Der Verkehr mit der schönen Frau hatte andere Gefühle in seinem Herzen wachgerufen, die dort für immer zurückgedrängt schienen und die nun plötzlich wieder erwachten, da er es am wenigsten erwartete. Er dachte an eine andere, schöne Blondine, an einen andern zärtlichen Blick, an den Verkehr, den beseligenden, mit einem andern, liebreizenden Geschöpf. Daß die Erinnerungen nicht zum Schweigen zu bringen waren! Und es war doch schon lange her, seitdem jene seinen Augen entschwand! Und doch quälte ihn nun wieder das Bild, das er bereits verblaßt hielt, mit dem Glanze seiner Farben, doch blutete wieder sein Herz, wie einst, in verzweiflungsvollen Stunden, Tagen, Jahren. Er glaubte, es wäre vorüber für immer und hatte sich getäuscht. Ja, er wäre glücklich gewesen, wenn die Marchesa dieses Bild aus seiner Seele verdrängt hätte, und war das wirklich unmöglich? Und darum setzte er sich an das Fenster und starrte hinüber nach jenem Lichtschein — die Gedanken aber weilten nicht dort, sie zogen immer wieder zurück zu jenem ersten Zauberbilde, das er nicht vergessen konnte. Es war die Prinzessin im Märchen. Die Rosen lagen auf den vollen Lippen und ihre Thränen waren wie die Perlen — sie hatte viele geweint.

Und weil das Bild nicht in die Nacht zurücksinken wollte, die es bedeckt hatte, vertiefte er sich in den nächsten Tagen immer wieder in den Anblick der Marchesa. Es war ein gefährliches Spiel. Und dabei quälend genug. Wenn er der schönen Frau ins Auge blickte, dachte er immer wieder: auch Du hättest einmal an der Seite eines holden Wesens das Glück finden können. Später dachte er aber auch: An der Seite dieses Weibes ließe sich wohl auch ein süßes Glück finden. Er verbrachte beinahe den ganzen Tag mit ihr. Er plauderte mit ihr, wenn sie ihre hübschen Aquarellen malte, anmuthige Scenerien von der Insel Incoronata. Er bewunderte ihr graziöses Malertalent und die feinen, eleganten, weißen Finger, welche den Pinsel führten. Die Marchesa ließ sich gern bewundern und heimste mit sichtlichem Vergnügen seine Komplimente ein. Sie war ein klein wenig kokett — Grund genug, um die angenehme Gefahr, in welcher der Kapitän schwebte, drohender zu gestalten. Er wurde sich derselben nach und nach vollkommen bewußt; in seinen Träumen erschien ja bald ihr Bild neben jenem andern und bald nur ihr Bild. Es gewann Gewalt über ihn und er gab sich mit Freuden einem Gefühle hin, das ein anderes, peinigendes so vollständig verdrängte. Dem Lieutenant Delimo ging es mit der Schwester der Marchesa nicht anders als ihm mit dieser selbst. Sie musizirten miteinander und Delimo lehrte seiner Dame eine Menge schöner melodiöser, italienischer Volkslieder und die meisten enthielten die zärtlichsten Geständnisse. Gavrilovics saß mit der Marchesa im Garten, da Delimos Gesang zu ihnen herübertönte:

„Ich möcht' in and're, fremde Länder eilen
Und and're Luft und and're Himmel sehen.
Allein umsonst, es kann mein Herz nicht heilen,
Und immer wird die Liebe mit mir gehen!"

Die Marchesa lachte.

„Ihr Freund singt sehr verliebt", sagte sie.

„In der That!"

„Und mit Gefühl!"

„Mit Gefühl!"

„Nun es wäre gerade kein Unglück, wenn es mit recht viel Gefühl wäre. Sie singen nicht?"

„Nein. Mais cela n'empêche pas le sentiment."

Die Marchesa lachte wieder.

„Es ist kein Unglück dabei, Sie werden sehen!"

War das wirklich nur weibliche Koketterie? Oder mehr? Die Frage beschäftigte ihn den ganzen Tag. Und Episoden, wie die kleine, die wir mitgetheilt haben, wiederholten sich oft. Eines Tages trat er im Salon eben zur Marchesa, als sie ein Buch zuklappte.

„Fertig", sagte sie. „Ein neuer, englischer Roman, nicht uninteressant. Nur das Ende all dieser Romane ist so gewöhnlich, und darum unnatürlich. Es siegt stets das Gute und das ist doch im Leben nicht immer der Fall. Auch in diesem Buche sperrt man eine schlimme Sünderin schließlich ins Irrenhaus. Ihre Sünden ließen sich aber entschuldigen, jedenfalls hat sie mir einige Sympathie eingeflößt. Das ist übrigens vielleicht ganz individuell. Könnten Sie ein Weib lieben, das ein Verbrechen begangen hat?"

„Das hängt vom Weibe ab, weniger vom Verbrechen."

„Dann geben Sie ja die Möglichkeit zu. Wenn ich zum Beispiel dieses Weib wäre?"

„Gewiß."

„Kapitän, ich hätte Lust, ein Verbrechen zu begehen, um sie auf die Probe zu stellen."

„Ich bin um Sie und um mich unbesorgt."

„Kapitän, Sie wissen nicht, wessen ein Weib fähig ist. Lesen Sie einmal dieses Buch."

Er nahm das Buch zu sich, las es aber nicht. Er besaß nicht mehr die Ruhe, sich in die Lektüre zu vertiefen. Der scherzende Ton der Marchesa bei ähnlichen Zwiegesprächen ließ ihn ganz und gar im Zweifel über ihre Empfindung. Die Damen langweilten sich in ihrem schönen, paradiesischen Garten und sie scherzten zum Zeitvertreib. Wenigstens die Marchesa, das erschien ihm oft sonnenklar, scherzte nur. Dafür wurde er sich aber immer mehr bewußt, daß sein Gefühl zu ihr ernster Art wurde. Ein Vorfall brachte ihm darüber volle Gewißheit.

Es war am achten oder neunten Tage seines Aufenthalts auf der Insel Incoronata, als er sich behufs einiger Verfügungen auf den „Eagle" begeben mußte. Er überzeugte sich bei dieser Gelegenheit, daß die Reparaturarbeiten rasch vorwärtsgingen. Die Matrosen unterhielten sich eben auf der langweiligen Insel, wo sie nur mit den halbverhungerten Schiffern in Verkehr kamen, nicht so vorzüglich, wie ihre Offiziere. Sie beschleunigten die Arbeiten mit Hinblick auf die angenehme Aus-

ſicht, bald in Trieſt einige Tage verbummeln zu können, wo man ſich ſicherlich angenehmer amüſiren konnte, als zwiſchen den Scoglien. Die Nothwendigkeit, in einer Woche vielleicht ſchon die Villa am Meere und ihre Herrin verlaſſen zu müſſen, erweckte in Gavrilovics einen Sturm der Gefühle. Er blieb einen halben Tag auf dem Schiff und bezeugte eine ſehr ſchlechte Laune. Er bemäkelte das und jenes an den Arbeiten und als er das Land wieder betrat, mußte er ſich doch ſagen, daß in acht Tagen auf dem Schiffe wahrſcheinlich alles ſchon in Ordnung ſein mochte. Er gab ſich über ſeine Stimmung nicht Rechenſchaft, aber es bemächtigte ſich ſeiner etwas wie Verzweiflung.

„Wo waren Sie heute, Kapitän?“ fragte die Marcheſa.

„Ich habe nach meinem Schiff geſehen, Gräfin.“

„Ach ja, das Schiff. Das hätte ich beinahe vergeſſen. Sie nicht, Kapitän?“

„Es war meine Pflicht, daran zu denken, was mir zur Entſchuldigung dienen ſoll.“

Die Dame lächelte zum Danke.

„Die Arbeiten ſchreiten vor — und in acht Tagen werden wir vielleicht ſchon dieſes ſchöne Eiland verlaſſen müſſen, um wieder in die wogende See hinauszuſchiffen.“

Seine Stimme bebte leicht, als er das ſagte, aber die Marcheſa bemerkte es nicht. Sie wurde aber ſchweigſam; ſie zog ſich bald, eine Migräne vorſchützend, in ihre Zimmer zurück und war den ganzen Nachmittag nicht zu ſehen. Während er vor der Veranda dem Geplauder der kleinen Giuletta zuhörte, beſchäftigte ihn unabläſſig der Gedanke, ob die plötzliche Verſtimmung der Marcheſa mit der Nachricht in Zuſammenhang ſtehe, die er ihr gebracht, mit der Nachricht, daß er bald wieder fort müſſe „in die wogende See“. Ein Gefühl unſagbarer Beſeligung durchzitterte ſein Herz, da er erwog, daß es ſo ſein könnte. Und wenn es ſo war, durfte es ſo ſein? Zwiſchen ihm und der Gräfin ſtand das Bild jenes anderen Weibes, das zwar nicht mehr ſeine Gefühle, doch ſeine Erinnerungen beherrſchte. Es war noch immer da und die Erinnerungen nagten an ſeinem Herzen. Und wenn die Marcheſa nur eine Migräne hatte und nichts weiter? Wie es immer war, das eine ſchien außer Zweifel zu ſtehen: für ſeine Ruhe erſchien eine raſche Flucht am zweckmäßigſten. Eine Flucht? Die war nicht recht möglich, auch wäre ſie einer Beleidigung gleichgekommen. Darum war ſie ja auch überflüſſig! Und Gavrilovics ſeufzte bei dem erleichternden Gedanken, daß er ja in Wochenfriſt mit dem „Eagle“ ohnehin wieder in die See ſtechen mußte.

Am Abend erſchien die Marcheſa wieder beim gemeinſchaftlichen Souper. Er erkundigte ſich nach ihrem Befinden. Sie dankte.

„Es geht ſchon beſſer, ich fühle mich nur ein wenig erſchöpft.“

Sie erſchien ihm wirklich etwas bläſſer, das that aber ihrer Schönheit keinen Eintrag. Er betrachtete ſie mit bewunderndem Auge. Er wäre ihr am liebſten zu Füßen geſunken und hätte ſie angebetet, wie ein holdes Muttergottesbild, deſſen Blick im Menſchenherzen Glaube und Hoffnung neu erblühen ließ. Und doch war in ihrer Schönheit

mehr von der Tizianischen Venus, als von den Bildern der Madonna. Während die Gabeln und Messer einen Theil des Tischgesprächs führten, blickte er ihr ins Auge. Welches Auge! Es lag eine holde, poetische Schwärmerei in ihrem Blick, der ihn entzückte. Er dachte daran, wie schön es wäre, ihr immer gegenübersitzen zu können, immer in dieses schöne Auge zu blicken. Er wollte in acht Tagen für immer scheiden, wollte fliehen, wie er es nannte, vor dem allzu gefährlichen Reize dieser Frau. Und wenn er es auch nicht wollte, er hatte kein Recht zu bleiben und konnte das Recht nicht einmal durch einen Vorwand ersetzen. Er mußte fort. Aus tausend Gründen. Er hatte sich alle tausend Gründe schon so oft vorgezählt, daß er darüber bereits ganz im reinen war, fortziehen zu müssen. Es wäre allerdings sehr schön gewesen, das Schiff fortsegeln zu lassen und in dem Eden zurückzubleiben, das von einer so holden Eva bewohnt war. Und wenn er nicht hier, an diesem Tische bleiben durfte, wer konnte es ihm wehren, in ihrer Nähe zu weilen? Dort drüben, am zweiten Berge der Insel Incoronata, dort könnte er wohnen, ein zweiter Ritter Toggenburg, zwischen den Ruinen von Tolosca, zwischen Eidechsen und Blindschleichen, das Auge nach dem Schloß am Meere gerichtet, harrend, „bis die Liebliche sich zeigte, bis das theure Bild sich ins Thal hinunterneigte, ruhig, engelmild."

Er füllte das Glas mit Wein und trank es in einem Zuge aus. Um seine Lippen spielte ein stilles, bitteres Lächeln. Nach so vielen Enttäuschungen, die ihm das Leben gebracht hatte, so dachte er, steckte noch ein gutes Stück Romantik in ihm.

Der Lieutenant meinte, Gavrilovics wußte nicht, worauf sich das bezog, das Leben sei doch voller Ueberraschungen.

„Das ist wahr", sagte er lebhaft, „das Leben ist seltsam, viel seltsamer aber ist noch das Menschenherz, das nicht müde wird, die wunderlichsten Träume zu spinnen. Dieses bereitet uns die größten Ueberraschungen."

Man erhob sich vom Tische. Carola setzte sich auf einen Puff und gab der kleinen Giuletta Räthsel zur Lösung auf. Dilemo betheiligte sich an dieser Unterhaltung und sie lachten viel über die Naivität des Kindes. Die Marchesa hörte eine Weile zu, dann sagte sie:

„Wollen Sie nicht einen kleinen Spaziergang im Garten machen? Es ist ein entzückender Abend, in der Stube aber so schwül."

Es war wirklich ein schöner Abend mit hellem Mondenschein und glitzernden Sternenlichtern. Gavrilovics leistete der Einladung mit Vergnügen Folge und schritt mit der Marchesa einige Minuten schweigend zwischen den duftigen Myrthengebüschen hin, die Wohlgerüche einathmend, die ihn umfächelten. Nach einer Weile fragte die schöne Frau an seiner Seite:

„Welches sind die wunderlichen Träume, die Ihr Herz gesponnen hat?"

„Träume des Glückes. Sind sie nicht wunderlich bei einem Schiffbrüchigen?"

„Schiffbrüchigen? Sie klagen doch nicht im Ernste über einen Unfall, der nicht von Bedeutung ist und welcher Sie in einen Kreis geführt hat, in dem man Sie gern sieht?"

„So war es auch nicht gemeint. Wenn jemals den Schiffbrüchi-

gen der See ein holdes Schicksal widerfuhr, so ist es uns zu theil geworden."

„Sie sind nicht aufrichtig."

„Wie können Sie das glauben?"

„Wie wäre es sonst, daß Sie sich von unserer Insel so sehr fortsehnen? Daß Sie sich so eifrig erkundigen, ob Ihr Schiff bald flott wird, das Sie uns entführen soll?"

„Auch eine solche Sehnsucht wäre begreiflich. Doch Sie dürfen mich nicht mißverstehen. Sie müssen wissen, daß ich seit vielen Jahren jetzt zum ersten Male länger als 24 Stunden auf dem Boden Europas stehe. Ich hasse diesen Welttheil. Ich habe eine Scheu vor der Scholle, die mich hier trägt. Ich fliehe das Land in der Furcht, daß es mir neues Unheil bringen könnte.

„Was ist Ihnen denn hier so Schreckliches widerfahren?"

Es entstand eine kurze Pause. Der Wind bewegte leise die Zweige der Bäume. Es war eine stimmungsvolle Nacht und Gavrilovics fühlte sich seltsam bewegt. Es drängte ihn, sein Herz einem menschlichen Wesen zu zeigen, das mit ihm fühlen konnte, zu gestehen, was ihn folterte und verbitterte. Sie betraten einen niedern Hügel, auf dem einige Gartenstühle standen. Die Marchesa setzte sich und sah ihn an. War es weibliche Neugierde, war es Mitgefühl, was sie antrieb zu ergründen, was die Stirn dieses Mannes so oft umwölkte und seine Augen mit frühzeitigem Ernst beschattete, sie wiederholte ohne Rücksicht auf sein Schweigen:

„Was ist Ihnen denn hier so Schreckliches widerfahren, sprechen Sie!"

„Ja", sagte er, „ich will sprechen und Ihnen meine Geschichte erzählen. Doch fügen Sie Ihren Spott nicht zu jenem, den mir das Leben angethan hat, es würde mir weh thun."

„Können Sie solches voraussetzen? Sehe ich aus wie jemand, der sich über das Leid anderer lustig zu machen liebt?"

„Ich habe diese Geschichte noch niemals erzählt, denn sie ist — sie ist — in manchen Punkten eine für mich demüthigende. Ich stamme aus einer vornehmen Familie, mein Vater war Graf und ein hoher Würdenträger in Oesterreich — meine Mutter aber nur eine Näherin, die starb, indem sie mir das Leben schenkte. Ich trage ihren Namen. Mein Vater nahm sich meiner an, ließ mir eine sorgfältige Erziehung zu theil werden und schickte mich schließlich zum Studium an die Triester Marine-Akademie. Er wollte mich auch adoptiren, doch überlegte er sich die Geschichte zu lange. Ein Schlagfluß machte seinem Leben plötzlich ein Ende. Ich drückte ihm die Augen zu, ich war der einzige, der in der Todesstunde an seinem Lager stand. Ich hatte nur einen ältern Bruder; er war der legitime Sohn des Vaters und befand sich zu jener Zeit in Wien, wo er in einem Ministerialamt Beschäftigung hatte. Wir hatten uns einige Male, aber immer nur flüchtig gesehen; mein Vater machte einige schwache Versuche, uns näher zu bringen und dachte wohl, die Adoption werde das Weitere besorgen; so wurden wir miteinander nicht näher vertraut. Der Bruder traf erst zum Leichenbegängnisse des Vaters ein. Als wir von dem letzten Wege des theuren Todten zurückgekehrt waren, rief mich sein Erbe in seine Stube. Er sagte mir, ziem-

lich unverblümt, daß er mir nichts zu bieten habe. Sein Vater habe für meine Ausbildung gesorgt und er glaube in seiner Intention zu handeln, wenn er mich auf den Weg des Erwerbes verweise. Er selbst habe Verpflichtungen und so weiter. Ich dankte ihm für seine Erklärung und sagte ihm, ich hätte gewußt, daß ich nichts zu fordern habe, wenn ich auch im Stillen vielleicht wünschte, er möge ein gutes Recht anerkennen, das mir das Gesetz nicht zuspreche. Ich wollte ihm nicht zur Last fallen. Ich wäre bescheiden erzogen worden und hätte bescheidene Ansprüche. Für die Vollendung meiner Studien habe mein Vater vorgesorgt und der Erbe seines Namens hätte auch in dieser Richtung nichts zu leisten.

Er reichte mir zum Abschied die Hand, die ich nicht ergriff. Ich wandte ihm den Rücken zu und verließ das Haus meiner Väter.

Das war der erste bittere Kelch, den mir das Leben bot. Ich war damals zweiundzwanzig Jahre alt. Ich suchte die traurige Unterredung zu vergessen, die ich gehabt, und oblag eifrig meinen Studien, die ich bald vollendet hatte. Es war beiläufig ein Jahr vergangen. Da ergab sich ein neues, schicksalschweres Ereigniß.

Ich rettete einem jungen Mädchen das Leben, das auf einer Spazierfahrt auf dem Meere verunglückte. Ihr Boot kippte um und ich brachte sie, die dem Ertrinken nahe war, heil ans Land. Schon mancher Liebesbund entstand aus solchen Vorfällen, so auch diesmal. Das Mädchen war schön und leicht gewonnen, wenn sie auch einem vornehmen, stolzen Geschlecht angehörte. Wir kamen oft am Vormittag in der schönen Allee zusammen, die nach Servola führt. Es ist dort um diese Stunden still und einsam, wir tauschten unbelauscht unsere Schwüre und blickten hinaus in das weite Meer, dessen Wellen brandend das Ufer beleckten und dessen Unendlichkeit uns ein Sinnbild unserer Liebe schien; oft fanden wir uns auch im Bosquetto und verloren uns in den schattigen Laubgängen, die zur Revoltella-Kapelle führten, dort konnten wir sogar einige Küsse tauschen. Die Sache blieb indessen nicht geheim. Der Bruder und Vormund meiner Geliebten erfuhr davon; er sprach mich eines Tages auf der Straße an und verbot mir in barschem Tone, mich in Zukunft seiner Schwester zu nähern. Ich sagte ihm, daß wir uns liebten und nicht voneinander lassen wollten. Er wurde beleidigend und nannte mich einen Bastard, ich gab eine heftige, unbedachte Antwort, da schlug er mich mit der Faust ins Gesicht.

Ich hatte eben die Marine-Akademie absolvirt und mit meinem Diplom auch die Offiziersepauletten erworben. Ich durfte den Schimpf nicht auf mir sitzen lassen und hatte auch keine Lust, ihn zu ertragen. Aus der Sache wurde ein Duell. Ich schoß meinen Gegner nieder und er hauchte die Seele auf dem Rasen aus, wo er zusammenbrach.

Ich hatte nicht überlegt, daß sich die Sache so tragisch gestalten könnte. Die Geliebte war nun für mich für immer verloren. Sie ließ mir sagen, sie könne mich nicht mehr wiedersehen und ich bin vor einem Wiedersehen geflohen. Wir waren für immer durch den Schatten getrennt, der zwischen uns stand. Ich verließ die Stadt, wo ich so viel Kummer erfahren habe. Ich trat in den Kriegsdienst. Später verließ ich denselben und wurde Kapitän auf dem Dampfer der Liverpooler Compagnie, der zur Zeit im Hafen der Insel Incoronata liegt. Ich

flüchtete mich hinaus in die weite See, flüchtete mich vor der unverdienten Verachtung der Menschen. Dort draußen gab es keine Standesunterschiede, keinen Hochmuth, keinen thörichten Stolz, keine Demüthigung, keine Erniedrigung, keinen Haß. Dort gab es nur Himmel und Meer, dort leuchten die Sterne allen gleichmäßig, dort treibt der Sturm mit allen ohne Unterschied sein Spiel, dort ist ein gleiches Grab für alle. Seit Jahren scheute ich mich, das Land zu betreten. Meiner Seele hatte sich eine tiefe Verstimmung bemächtigt und sie wich lange nicht von mir. Doch legte sich im Laufe der Zeit der Sturm der Gefühle und ich entschloß mich, als wir hier landeten, sogar vierzehn Tage auf dem Lande zu verweilen. Doch damit ist es auch bald vorüber. Ich will wieder hinaus in die See und leben nach wie vor als ein Mann, der keine Heimat besitzt, wie sie . . ."

„Und die Geliebte, haben Sie die Geliebte vergessen?"

„Sie lebt an eines andern Mannes Seite. Ob sie glücklich ist? wer kann es sagen. Vielleicht trug sie lange an dem Unheil einer Stunde, wie ich. Ich habe mich herzlich gefreut, als ich erfuhr, daß sie einen liebenden Gatten, daß sie eine Stütze im Leben gefunden hatte. Sie sehen, ich habe sie sehr geliebt."

Sie schwiegen. Die Marchesa erhob sich nach einer Weile.

„Kehren wir zur Villa zurück?" fragte sie.

Er nickte mit dem Kopfe und reichte ihr den Arm. Sie stützte sich auf denselben, als sie den mondbeschienenen Hügel hinabschritten.

Sie ergriff dann wieder das Wort.

„Wenn Ihr Herz wieder Träume des Glückes spinnt", sagte sie leise, „sollen Sie ihm darüber nicht grollen. Das Schicksal muß Sie für unverdiente Schläge schadlos halten, jedes Glück, von dem Sie nur träumen, kann sich erfüllen."

Er blickte sie an, doch sie schritt nun im Schatten der Bäume dahin und er konnte den Ausdruck ihrer Züge nicht wahrnehmen.

„Ihre Geschichte hat mich schmerzlich bewegt", fuhr sie fort, „ich fühle mit Ihnen."

Ihre Stimme bebte.

„Dank", sagte er leise, „für dieses Wort. Es war mehr, als ich erhoffte. Denn ich hatte es aufgegeben, Mitgefühl zu finden. Sehen Sie", setzte er lebhafter fort, „ich habe manche schöne Nächte verlebt. Vor allem beglückte Nächte unter den Fenstern der Geliebten, deren Schlummer ich segnete, während ich dort Wacht hielt, die Sinne befangen von süßen Träumereien und zärtlichen Phantasien. Dann schöne Nächte auf der See, im Sturm der Elemente, der meinem gepeinigten Herzen entsprach. Und schöne Nächte nach dem Sturm, da mich Frauen und Kinder umhalsten und mir für ihre Rettung dankten, während ich zu den stillen Sternen emporblickte, die es allein wußten mit mir, daß diese Rettung mit der Fortdauer meiner Qualen erkauft war. Schöne Nächte, nicht wahr? Aber schöner fand ich nie eine Nacht, als diese, da ich ein Menschenherz fand, das einen Augenblick für mich wärmer fühlte."

Sie waren vor der Villa angelangt. Sie wandte sich zu ihm und öffnete die Lippen, als wollte sie etwas sagen. Vielleicht etwa, daß diese Nacht zum Tage für ihn werden möge, zum ersten Tage eines

neuen Lebens? Sie hielt inne, da das Wort ihren Lippen entfliehen wollte. Im Garten war es kühl geworden und sie bebte zusammen. Sie drückte ihm die Hand.

„Es ist spät geworden. Gute Nacht, Kapitän", sagte sie tonlos.

Die lichte Gestalt verschwand hinter den dunklen Epheuranken der Veranda.

Während die Tage vergingen, trug sich Gavrilovics mit den abenteuerlichsten Plänen, die keinen andern Zweck haben sollten, als daß er in der Nähe der Geliebten weilen könnte. Mit der Marchesa war indessen auch einige Veränderung vorgegangen. Sie war gegen ihn noch liebenswürdiger als vorher, was er aber dem Mitgefühl zuschrieb, das sie für ihn empfand; im übrigen schien sie ihm ernstlich verstimmt und war sicherlich launenhaft geworden. In solchen Momenten konnte sie auch manchmal schroff gegen ihn sein, obzwar er ihr Gast war, sie wußte gewiß, daß er noch anderes geduldig und demüthig von ihr hingenommen hätte. Kein Zweifel, sie war sich ihrer Macht über ihn bewußt, weshalb grollte sie ihm aber dann und wäre es auch nur in flüchtigen Augenblicken gewesen? Grollte sie ihm, daß er sich nach ihrer stillen Insel verirrt hatte? Er hatte keine Schuld daran und eine Begegnung nicht gesucht. Oder daß sein Auge manchmal mit leidenschaftlichem Blicke auf ihr weilte, wobei sie ihn wiederholt ertappte? Er suchte sich nach solchen Momenten immer wieder zu verstellen. Er zeigte Kälte und erzählte ihr von seinen romantischen Reisen auf allen Meeren, die er durchschifft hatte, wie ein Mann, der keine andere Absicht hat, als eine Dame zu unterhalten, der er verpflichtet ist. Die Wahrheit war, daß beider Herz immer bewegter und bedrückter wurde, je näher der Tag des Abschieds rückte.

Sie gab sich vielleicht über ihre Empfindungen keine genaue Rechenschaft. War es denn auch möglich? Die beiden lebten kaum vierzehn Tage unter einem Dache und es sollte sie schon Liebe verbinden? Sie waren ja beide bereits über die erste Liebe hinaus, welche in den jungen Jahren die Herzen mit plötzlicher, ungestümer Gewalt erfaßt. Sie waren allerdings in dem Alter, in dem die Leidenschaft am stärksten aufzutreten pflegt. Aber sie reift langsam in dem Sommer des Lebens, wenn sie auch die größere Glut der Sonnentage besitzt. Ja, mit Monsieur Delimo und Carola, das war etwas ganz anderes. Wenn sich diese so rasch verliebten, so lag die Entschuldigung dafür in ihrer Jugend, die den zärtlichen Trieben so zugänglich ist. Dieses Paar lebte eine Zeit der Wonne; sie sangen von Liebe und Glück und wenn sie im besten Musizieren waren, hörten sie plötzlich damit auf, um sich in eine Fensternische zurückzuziehen und miteinander verliebt zu flüstern. Was den Kapitän besonders konsternirte, war, daß er bemerkte, seine geheime Liebe werde von anderen beobachtet. Sein Lieutenant vor allem gefiel sich bei jeder nur möglichen, passenden und unpassenden Gelegenheit, wenn sie allein waren, selbstverständlich, in versteckten Anspielungen, die ganz harmlos hingeworfene Worte schienen und doch immer ins Schwarze trafen. Dann traf er oft auf einen entschieden maliziösen Blick, den Carola auf ihn richtete. Der Blick schien zu sagen: Nun,

Du Einfaltspinsel, wagst Du nicht den Sturm auf die feste Burg, die Du einnehmen möchtest? Wenn er sicher gewußt hätte, daß dies die Gedanken der Schwester waren! So aber hütete er sich wohl, an den Sturm auch nur im Ernst zu denken. Wer war er denn, um ihn wagen zu können? Durfte er seine Blicke bis zu diesem schönen, vornehmen Wesen erheben? Hatte er noch nicht genug traurige Erfahrungen gesammelt? Wurde ihm nicht bereits genug gründlich dargethan, daß er sich zur Demuth bescheiden mußte?

Nachdem der „Eagle" nahe daran war, flott zu werden, beschlossen die beiden Offiziere an einem Morgen ihre Papiere zu ordnen, erbaten sich von den Damen Urlaub bis zum Abend und begaben sich auf ihr Schiff. Es war vermuthlich nur die Langeweile, welche die Marchesa zu dem Vorschlag führte, einmal eine Fahrt nach Sebenico zu machen, wo eben der Korallenmarkt abgehalten wurde. Carola war überrascht von diesem Vorschlag eines Ausfluges, wie ihn die Damen noch nicht unternommen, seitdem sie die Insel bewohnten: sie war aber gleichzeitig entzückt davon und hütete sich, zu widersprechen.

Als die Herren gegen Abend zurückkehrten, waren sie erstaunt, zu hören, die Damen seien in Sebenico gewesen und vor zwei Stunden von ihrem Ausfluge zurückgekehrt. Ihr Erstaunen wuchs, als sie den Salon betraten. Ueberall herrschte Unordnung und Verwirrung. In der Mitte des Salons standen zwei große Koffer und der alte Diener schleppte eben einen dritten herbei, während das Kammermädchen emsig bemüht war, die Seidenroben und die Spitzenfächer zu verpacken. Das Klavier war wider Gepflogenheit geschlossen und auf seinem Rücken thürmten sich Hutschachteln, Hüte und Coiffuren empor.

Was war geschehen? Wollten die Damen verreisen? Und wohin? Und warum so plötzlich?

Die Marchesa schien ganz verstört, als die Herren eintraten. Es mußte jedenfalls etwas Wichtiges vorgefallen sein. Was konnte die Störung in das ruhige, abgeschlossene Leben der Frauen gebracht haben? Gavrilovics erlaubte sich die Frage, ob die Gräfinnen etwa verreisen wollten. Die Marchesa schien die Frage ganz zu überhören; sie war offenbar sehr zerstreut, denn einige Augenblicke später machte sie ihm selbst die Mittheilung, sie müßte die Villa mit ihrer Schwester auf kurze Zeit verlassen. Die Herren sahen, daß sie im Wege waren und machten eine kurze Promenade im Garten. Dann traf sie ein Diener, durch den sich die Herrin des Hauses entschuldigen ließ, zufolge der Reisevorbereitungen das Mahl nicht gemeinschaftlich mit den Gästen einnehmen zu können. Man brachte ihnen das Abendessen in den Pavillon. Delimo machte die Bemerkung, die großen Koffer wiesen darauf hin, es handle sich um eine weitere Reise und auf längere Zeit. Die beiden waren im übrigen bei Tische wenig gesprächig. Gavrilovics dachte daran, wie sein schöner Roman ein so unerwartetes Ende nehmen sollte. Vielleicht war es besser so, wenn ihm auch das Herz darüber blutete.

Nach dem Speisen erschien der alte Jack und bat Gavrilovics, die Gräfin aufzusuchen, die ihn zu sprechen wünschte.

Er fand die Marchesa in dem Speisesaal, wo man eben den Tisch

abräumte. Gavrilovics machte die Bemerkung, daß die Damen die Speisen nicht berührt hatten.

„Ich bitte zu entschuldigen", begann die Gräfin, „daß wir abreisen und Sie so, wider alle Pflicht der Höflichkeit, die wir als Gastgeber üben müßten, allein hier zurücklassen. Das Schloß steht selbstverständlich auch weiterhin zu Ihrer Verfügung, so lange als Ihnen beliebt hier zu bleiben."

Gavrilovics sprach sein Erstaunen aus über den plötzlichen Reisebeschluß, der sie der liebgewordenen Gesellschaft der Damen beraube.

„Ja, diese Reise", sagte die Gräfin, „diese Reise, ich weiß ja selbst nicht, wohin ich reisen soll, wohin und wie lange."

Ein Strom von Thränen erstickte ihre Worte.

Gavrilovics war von diesem Ausbruch eines ihm unerklärlichen Schmerzes tief erschüttert.

„Thränen, Marchesa?" rief er bewegt. „Was soll das bedeuten? Bitte, reden Sie! Wenn Ihnen jemand ein Leid zufügen will, so haben Sie ja in mir einen ergebenen Beschützer! Was ist es, das Sie weinen macht? Wer wagt es, Ihnen Kummer zu bereiten? Kann ich nicht helfen? Wenn eine Hilfe möglich ist, so vertrauen Sie mir als einem Freunde!"

„Ach, es ist nichts", sagte die schöne Frau, ihre Thränen trocknend.

„O doch!" rief er mit steigender Aufregung. „Ihre Thränen sprechen eine zu beredte Sprache! Und dann diese Reise, diese fluchtartige Reise, sie muß eine ernste Ursache haben!"

„Fluchtartig, in der That", flüsterte die Gräfin, während ihr die Thränen wieder über die Wangen flossen, „das ist das rechte Wort. Sie haben mir einmal Ihr Vertrauen geschenkt, ich schulde Ihnen dafür gleichfalls Aufrichtigkeit. Dann sagen Sie ja, mein Freund, daß Sie mir helfen wollen, ich aber bedarf Ihrer Hilfe und Ihres Rathes. Ich habe Sie ja darum hierher bitten lassen, um ihn einzuholen."

„Verfügen Sie über mich. Sie wenden sich nicht vergebens an mich."

„Ich weiß, ich habe mich nicht getäuscht. Bevor ich aber dazu komme, was mich von hier vertreibt, muß ich Ihnen eine lange Geschichte erzählen. Denn auch ich, Kapitän, habe eine traurige Geschichte, eine Vergangenheit voll trüber Erinnerungen. Hören Sie!

Ich bin keine italienische Marchesa, wie Sie glauben, und trage nicht den Namen, den Sie kennen. Ich bin die Tochter eines deutschen Edelmannes, der in Westfalen begütert war. Wir wurden unter der Aufsicht einer zärtlichen Mutter erzogen, die im Laufe der Jahre sehr leidend wurde und zur Herstellung ihrer Gesundheit den Süden aufsuchen mußte. Ich war damals schon sechzehn oder siebzehn Jahre alt und begleitete meine Mutter nach Cannes und Nizza, wohin sie die Aerzte sandten. Wir lebten dort ziemlich zurückgezogen und traten mit der Gesellschaft eigentlich nur in nähere Berührung, wenn mein Vater zum Besuch bei uns erschien und zwei bis drei Wochen bei uns weilte. Bei einer solchen Gelegenheit wurde uns der Chevalier Chauvanne vorgestellt, ein französischer Kavalier, der bald ein lebhafteres Interesse für mich zu zeigen begann und sich mit Vorliebe dem Verkehr mit uns widmete. Chauvanne war ein sehr hübscher Mann, leichtlebig, witzig,

eine in den Salons beliebte Figur. Er warb offen um mich und ich wies seine Werbungen nicht ab. Ich liebte ihn allerdings nicht, doch er mißfiel mir nicht, mein Vater kannte seine Familie, von der man ihm nur das Beste berichtete, und so war er in unserm Hause nicht ungern gesehen. Er freite um meine Hand und ich gab meine Zustimmung zu einer Heirat, welche die Quelle meines Unglücks wurde. Denn in der Ehe erwies sich bald, daß unsere Charakter so verschieden angelegt waren, wie es mit einem glücklichen Zusammenleben unvereinbar ist. Ich war an ein stilles, freundliches, häusliches Leben gewöhnt, mein Gatte aber war ein Lebemann, welcher die lebhaften, die allzu lebhaften Gesellschaften liebte. Besonders die Gesellschaften in diesen südlichen Badeorten, wo die verschiedensten Nationalitäten und die verschiedensten Kranken bunt zusammengewürfelt leben, Kranke, die eigentlich ganz gesund sind. Sie suchen die Rendezvous an der schönen Meeresküste nur zum Vergnügen auf, wie mein Mann es that und wie ich es thun mußte. Wir lebten nur den Zerstreuungen, da mein Gatte nur diese suchte, es genirte ihn nicht, wenn wir manchmal dabei auch in schlechte Gesellschaft geriethen und abenteuerliche Gestalten unser Haus bevölkerten. Ich wurde dieses Leben bald überdrüssig, während er ein immer ungeschwächtes Gefallen darin fand. Wenn ich ihn geliebt hätte, würde ich mich seiner Eigenart wohl gefügt haben, es war mein Fehler, daß ich es nicht wenigstens aus Klugheit that. Doch ich war zu jung, um meine Handlungsweise wohl zu überlegen. Ich wollte nichts von seinen Zerstreuungen wissen und dadurch entstand mancher Zwist im Hause. Um den unerquicklichen häuslichen Scenen zu entfliehen, ergab er sich dem Spiele, was uns auf die Dauer hätte ruiniren müssen und mich über alle Maßen erbitterte. Es kam zwischen uns zum Bruche infolge eines skandalösen Verhältnisses, das er mit einer Pariser Halbweltsdame in Nizza unterhielt. Ich kehrte zu meinem Vater zurück, der mich vergebens zu versöhnen trachtete; ich strengte den Scheidungsprozeß an und mein Gatte war ritterlich genug, meiner Sehnsucht, die Ehe mit ihm aufgelöst zu sehen, kein Hinderniß entgegenzustellen. Meine theuren Eltern starben rasch nach einander, kurz bevor der Prozeß entschieden ward, der mit unserer vollständigen Trennung von Tisch und Bett nach kaum dreijähriger Ehe endete. Ich hatte erreicht, was ich wollte, ich war wieder frei von den lästigen Fesseln, die mich an die Seite eines ungeliebten, unwürdigen Menschen ketteten. Doch zu dem Schlage, den mir das Schicksal mit dem Tode meiner Eltern zufügte, gesellte sich noch ein anderer Schmerz, das Gericht, das die Scheidung zwischen mir und meinem Gatten aussprach, sprach ihm mein Kind zu, meine kleine Giuletta, die damals, als der Prozeß sein Ende fand, gegen zwei Jahre alt war. Ich liebte mein Kind mit aller Zärtlichkeit und Leidenschaft, die ein Mutterherz je erfüllt haben."

Wieder erstickten Thränen die Worte der Marchesa.

„Sie hätten daran denken müssen, daß Ihnen das Kind genommen werden könnte, damals, als Sie den Prozeß angestrengt haben", sagte Gavrilovics.

„Wir dachten nicht daran. Ich am allerwenigsten. Ich hätte nie den Gedanken fassen können, daß man einer Mutter das Recht auf ihr Kind zu bestreiten wagen würde, selbst wenn mich jemand darauf auf-

merksam gemacht hätte. Ich mußte das Kind ausliefern. Es sollte auf die Güter meines früheren Gatten in der Nähe von Arras gebracht werden. Ich war verzweifelt, war von Sinnen. Mit meiner jüngeren Schwester, mit Carola, der einzigen, die mir von meinen Theueren geblieben war, zog ich meinem Kinde nach, wie der Blick einem schönen Stern folgt, der seine Bahn beschreibt. Ich folgte ihm von Stadt zu Stadt und wir kamen so bis Lille. Da kam mir ein verwegener Gedanke. Ich wollte mein Kind entführen, wollte mein Kind mir zurückrauben. Ich bestach die Wartefrau, deren Obhut Giuletta anvertraut war und deren Herz ich rührte. Ich hatte wieder mein Kind. Wir flohen nach England und verbargen uns in London. Wo kann man sich besser verbergen, als in der Menge, als zwischen Millionen? Doch die Begegnung mit einem Freunde meines Vaters, der mich zufällig auf der Straße traf und durch seine Ansprache in eine arge Verlegenheit brachte, scheuchte uns aus unserer Ruhe auf. Wir fürchteten die englische Polizei, die unsern Aufenthalt gewiß bald ausgekundschaftet hätte, denn wir konnten nichts anderes denken, als daß mein Gatte unsere Verfolgung emsig betrieb. Wir wollten fliehen, aber wohin? Da fiel mein Auge eines Tages auf eine kleine Annonce in einer englischen Zeitung. Eine Villa war zu verkaufen, auf der Isola Incoronata, nächst der dalmatinischen Küste, in schönster Lage — wer würde uns tief unten auf der Balkanhalbinsel, in Dalmatien, auf einer kleinen Insel unfern der Küste suchen? Das Versteck schien ausgezeichnet. Ich war eine Stunde später bei Mr. Browing, Haymarket, wo die näheren Auskünfte über das angekündigte Landhaus einzuholen waren. In einigen Tagen war der Kauf abgeschlossen und wir entflohen auch der englischen Küste. Drei Jahre lebten wir hier unter fremden Namen, in Einsamkeit und Zurückgezogenheit, ungestört und unbeachtet. Ich wäre bis ans Ende der Welt gezogen, um meinen theuren Blondkopf bei mir behalten zu dürfen. Nun scheint man aber auch hier unsere Spur entdeckt zu haben."

„Wie das?"

„Hören Sie. Als ich heute die Unvorsichtigkeit besaß, nach Sebenico zu fahren, sah ich ein Gesicht, das mein Blut zu Eis erstarren ließ. Es war Dumont, der leibhaftige Dumont, der Sekretär und das Faktotum Chauvannes. Was machte dieser in Sebenico? Er kann nur uns suchen!" rief die Marchesa mit steigender Aufregung.

„Vielleicht ist es ein Zufall."

„Nein, kein Zufall. Denn Dumont that, als bemerke er uns nicht, aber ich beobachtete wohl, daß er mich gesehen und erkannt hatte. Chauvanne wird jedenfalls meinen Aufenthalt bald entdeckt haben, falls er von demselben nicht unterrichtet sein sollte. Ich weiß wohl, er muß wieder einen Prozeß anstrengen, um in den Besitz des Kindes zu gelangen, einen Prozeß, der in einem fremden Lande mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Ich habe darüber in England einen Anwalt zu Rathe gezogen und er hat mich über die Frage informirt. Aber Chauvanne wird alle Schwierigkeiten besiegen können und seinen Prozeß schließlich doch gewinnen. Darum ist das Klügste, wieder rasch das Weite zu suchen, damit er unsere Spur verliere. Es gilt wieder, ihm und der strafenden Gerechtigkeit zu entfliehen — aber wohin?"

„Wohin!“

„Das ist es, was mich Ihren Rath suchen ließ. Helfen Sie! Wohin soll ich fliehen? In welcher Richtung der Windrose? Wo soll ich mich verbergen? In welchem Erdenwinkel bin ich sicher vor Verfolgung?“

Die Gräfin hielt erschöpft inne. Sie erhob die weißen Hände mit den verschlungenen Fingern flehend zu ihm und die blauen, thränenfeuchten Augen blickten bittend zu ihm empor. Sein Herz floß über, er fühlte es, er war seiner nicht mehr mächtig. Er ergriff die weißen Hände, führte sie zu den Lippen und bedeckte sie mit Küssen.

„Nun wohl“, brachte er schließlich mit einer vor Aufregung zitternden Stimme hervor, „fliehen Sie mit mir! Ich bin nur ein schlichter Seemann, aber in meiner Brust schlägt ein Herz, das Sie leidenschaftlich liebt. Wir sind beide Flüchtlinge des Lebens, Schiffbrüchige, das Schicksal hat uns für einander bestimmt. Fliehen Sie mit mir hinaus in das weite Meer, das große Asyl. Später finden wir wohl auch einen stillen Port, wo wir bleiben können. Die Furchen, die das Schiff in den Meereswogen zieht, sind bald verwischt, wer wollte dort Ihre Spur verfolgen?“

„Sie lieben mich?“ fragte sie, während ein heiteres Lächeln ihre Züge überstrahlte. Sie überließ ihm ihre Hände, deren er sich bemächtigt hatte. „Ist es wahr?“

„Braucht es der Schwüre? Mußten Sie es nicht schon lange in meinem Blicke lesen? In der Nacht meines traurigen Lebens erschien mir Ihr Antlitz wie ein leuchtendes Bild der Hoffnung. Sind Sie nicht böse? Können Sie mir meine Liebe verzeihen? Könnten Sie mich vielleicht wiederlieben?“

Sie lächelte noch immer unter Thränen, während er sprach. Dann wandte sie den Kopf zur Seite und das Gesicht ab.

„Wir wollen fliehen, mitsammen fliehen“, flüsterte sie leise.

Ein unartikulirter Laut des Jubels und der Freude entrang sich seiner Brust. Er zog sie an sich und umschlang sie mit den Armen.

„Ja wohl, mitsammen fliehen!“ rief er.

Sie traten dann in den Salon, wo Carola mit verweinten Augen am Fenster stand und in die mondhelle Nacht hinausblickte. Die Marchesa strich der Schwester glücklich lächelnd das Haar aus der Stirn.

„Es ist schon alles gut“, flüsterte sie ihr ins Ohr.

Carola erhob mit strahlendem Auge das Haupt und blickte auf den Kapitän. Sie wußte zu lesen, was in seinen freudig bewegten Zügen lag.

„Wir reisen nicht?“ fragte sie.

„O doch“, sagte die Marchesa, „aber alle, verstehst Du wohl, alle zusammen.“

Carola verbarg ihr tief erglühendes Gesicht an der Brust der Schwester.

Am nächsten Morgen saßen sie alle beisammen, die Flucht am Abend besprechend, da der „Eagle“ in die See stechen sollte. Plötzlich erschien ein Diener und meldete die Ankunft eines fremden Herrn,

welcher die Marchesa zu sprechen wünschte. Der Diener überreichte die Visitenkarte des Besuchers. Die Gräfin erblaßte, als sie den Namen auf derselben las.

„Charles Dumont", sagte sie mit tonloser Stimme. Doch sie faßte sich rasch.

„Lassen Sie den Herrn eintreten", sagte sie.

Herr Dumont war ein steifer Herr zwischen vierzig und fünfzig Jahren mit einem etwas verwitterten Gesicht, das von frühzeitigen Furchen durchzogen war. Er gab vor allem seiner Freude Ausdruck, die Damen wiedersehen zu können und entschuldigte sich dann, daß er sie in ihrer ländlichen Ruhe störe.

Die Marchesa bot ihm einen Stuhl ihr gegenüber und sagte:

„Bringt Sie der Zufall her, Herr Dumont?"

„Nein", sagte er, „nicht der Zufall. Ich komme im Auftrage des Chevaliers. Er hatte Ihnen eine besonders wichtige Botschaft zu übersenden und ich machte die Reise hierher, damit sie sicher in Ihre Hände gelange."

Herr Dumont zog einen Brief aus der Brusttasche und überreichte ihn der Gräfin.

Paolina öffnete mit zitternder Hand dieses Schreiben und las:

„Theure Pauline!

Gestatten Sie, daß ich Sie so nenne. Denn Sie bleiben meinem Herzen theuer, was auch geschehen sei. Sie mögen ungläubig lächeln, dieser Brief aber lege ein neues Zeugniß meiner Liebe und Verehrung ab.

Es hat mich Mühe gekostet, Ihren Aufenthaltsort zu erforschen. Und vielleicht hätte ich ihn niemals entdeckt, wenn der Zufall mir nicht zu Hilfe gekommen wäre. Der Ruf Ihrer Schönheit lockte einen unserer gemeinsamen Freunde auf Ihre verlassene Insel und er erkannte dort in der Marchesa Morrone Madame de Chauvanne. Er machte von seiner Entdeckung nur mir allein Mittheilung. Ich errathe die Motive Ihrer Flucht und der seltsamen Wahl Ihres Aufenthaltsortes. Es ist darüber nichts zu sagen. Und diese Zeilen haben keinen andern Zweck, als Ihnen eine Beruhigung zu bringen. Ich kann nicht daran denken, Sie in Ihrem letzten Glück stören zu wollen. Ich habe Ihnen zu viel Leid zugefügt, als daß ich dasselbe noch vermehren dürfte. Ich verzichte hiermit auf die Rechte, die mir der Gerichtshof über unsere geliebte kleine Giuletta zusprach, verzichte darauf, wenn auch schwer und nur von der Erwägung geleitet, daß sich Ihre Liebe und Ihr muthiges Herz größere Rechte über den holden Engel erworben haben. Sie sollen meinetwegen nicht an das Ende der Welt, zu einem halbwilden Volke fliehen müssen. Kehren Sie in die Heimat zurück, die Sie lieben. Vielleicht werde auch ich dann die Gelegenheit finden, mein theures Kind auf einen flüchtigen Moment manchmal wiedersehen zu können. Meine Verzichtleistung aber, welche die letzte Wolke zerstreuen soll, die Ihr Mutterglück trüben mochte, soll mein Andenken in Ihren Augen minder schmerzlich und verhaßt erscheinen lassen.

Ch. de Chauvanne."

Paolina reichte den Brief tiefgerührt dem Kapitän. Dann trat sie an den Tisch, nahm die Feder zur Hand und schrieb auf ein Blatt Papier:

„Was geschehen ist, läßt sich nicht wieder gutmachen. Aber manches Unrecht, das Sie mir zugefügt, haben Sie heute vergessen gemacht. Dank! Und nochmals Dank."

„Bringen Sie, lieber Dumont", sagte sie, „diesen Brief dem Chevalier. Ich werde immer seiner Hochherzigkeit gedenken."

Als sich Dumont empfohlen und das Zimmer verlassen hatte, sank sie dem Kapitän an die Brust.

„Wir bleiben hier? nicht wahr?" fragte sie. „Es ist eine glückliche Scholle Land, wo wir uns gefunden haben und wir wollen sie nicht wieder verlassen."

Sie wandte sich dann an Delimo.

„Ob Sie hierher zurückkehren dürfen, wenn Sie den „Eagle" nach Triest gebracht haben, das müssen Sie Carola fragen."

Nachdem Fräulein Carola nicht grausam Herzens war, ist wohl anzunehmen, daß sie dem schmucken Lieutenant die Rückkehr gestattet hat. Und so mag auf der Isola Incoronata bald eine Doppelhochzeit gefeiert, in der kleinen Kirche von Tolosca eine Doppeltrauung vollzogen worden sein.

In der Sommernacht.

Die Nacht iſt lau und reich an Thau;
Es ſtreifen milde Lüfte
Mit leichtem Hauch an Baum und Strauch
Und athmen Blumendüfte.
Am Himmel ſteigt der Mond und neigt
Sich auf die nahen Berge,
Aus deren Schacht jetzt golden lacht
Der reiche Schatz der Zwerge.

Vom Wald zum Klee tritt ſcheu das Reh,
Geflügel ſchnarrt im Weiher;
Auf Wieſen ſchwebt, ſenkt ſich und hebt
Im Tanz der Elfen Schleier.
Es nickt im Traum der Apfelbaum
Und ſchüttelt an mein Fenſter
Die Zweige ſchwer, als zögen her
Schreckhafte Nachtgeſpenſter.

Mir wird zu klein mein Kämmerlein,
Es leiht der Traum mir Flügel. —
Es ſingt und klingt und leichtbeſchwingt
Schweb' ich ob Thal und Hügel.
Wie Heimwehklang tönt weich und bang
Ein Poſthorn fern im Thale;
Mich lockt der Ton, als riefe ſchon
Erlkönig im Mondenſtrahle.

Wo der Wildbach ſchäumt, wo die Waldfee träumt
Und goldene Märchen ſchweben,
Ragt ſtolz empor aus flüſterndem Rohr
Ein Schloß von Linden umgeben.
In ein Fenſterlein ſchau ich dort hinein,
Die Roſen am Fenſter lauſchen,
Um meinen Gruß, um meinen Kuß
Dem Schweſterlein auszutauſchen.

Und darf auch ich nur heimlich Dich
In meinem Herzen tragen,
Darf Leid und Luſt in unſrer Bruſt
Ein Blick nur klagen und ſagen:
Ich bin ja Dein, Du biſt ja mein.
Und unſrer Liebe Flammen —
Ob nah, ob fern — in einen Stern
Hell lodern ſie zuſammen.

Th. Röthig.

Die Verbreitung der Organismen.

Von A. Berghaus.

Die auffälligste Erscheinung bei der Verbreitung der Organismen ist die Abgrenzung der verschiedenen Arten von Pflanzen und Thieren durch die Medien, welchen dieselben jeweilig angepaßt sind. Wir haben große Gruppen von Pflanzen, von denen die einen auf das Leben in der Luft, die andern auf das im Wasser angewiesen sind, und von den Wasserpflanzen sind manche ausschließlich marin, während andere nur in Flüssen und Seen vorkommen. Unter den Thieren finden wir ebenso manche Klassen auf die Luft und andere auf das Wasser beschränkt und unter den Wasserathmern sind viele auf das Salzwasser, andere auf das Süßwasser angewiesen. Weniger allgemein bekannt ist die Thatsache, daß innerhalb jedes dieser streng voneinander gesonderten Medien noch zahlreiche engere Beschränkungen existiren. Im Meere finden sich gewisse Organismen nur innerhalb gewisser Tiefen, während andere Organismen nur innerhalb anderer Tiefen vorkommen. Die unterseeischen Thäler wimmeln von lebendigen Wesen; es sind dies jedoch nicht die Thiere der Küsten, die sich dorthin flüchten; diese Thäler sind von anderen Gattungen bewohnt, deren seltsame Formen die Naturforscher in Erstaunen setzen. Die Bevölkerung der Schlunde des Oceans hat nichts gemein mit derjenigen an der Oberfläche des Wassers. Die untere Schicht lebender Wesen hat kein Verlangen, sich zu erheben, um die Stelle der oberen Schicht einzunehmen und dies letztere kann ebenfalls ihr Medium nicht verändern, denn der Körperbau ihrer einzelnen Vertreter verbietet es. Auf dem Lande andererseits haben die niedrigen Regionen ihre besondere Flora und Fauna, und wieder besondere kommen den höheren Regionen zu. Diesen fügen sich die wohlbekannten geographischen Begrenzungen an, die durch das Klima bedingt werden. Gewisse Temperaturgrenzen schränken jede Art der Organismen zwischen bestimmte Isothermenlinien ein und ebenso können die hygrometrischen Verhältnisse die Ausbreitung einer Organismenart über die Gebiete hinaus verhindern, welche einen bestimmten Grad der Feuchtigkeit oder Trockenheit haben. Neben solchen allgemeinen Begrenzungen finden wir noch speciellere. Manche winzige Pflanzenformen kommen bloß im Schnee vor; heiße Quellen haben ihre besonderen Infusorienarten. Die Wohnorte mancher Pilze sind Bergwerke oder andere dunkle Orte, und es giebt sogar zahlreiche Geschöpfe, die nirgends anders zu finden sind, als in dem stehenden Wasser einiger besonderer Höhlen.

Nach diesen Grenzen der Verbreitung, welche durch physikalische Bedingungen gesetzt werden, kommen Grenzen einer ganz anderen Klasse,

welche durch die Gegenwart oder Abwesenheit anderer Organismen bedingt sind. Natürlicherweise sehen sich grasfressende Thiere auf Landstrecken angewiesen, welche gerade solche Pflanzen hervorbringen, die für ihre Ernährung geeignet sind. Große Raubthiere können nicht außerhalb der Gebiete leben, wo andere Thiere in hinreichender Anzahl und von hinreichender Größe vorkommen, um ihnen als Beute zu dienen. Die Bedürfnisse des Faulthieres weisen ihm seinen Aufenthalt in waldbedeckten Gebieten an, und wo keine in der Nacht schwärmende Insekten vorkommen, kann es auch keine Insekten fressende Fledermäuse geben. Zu dieser Abhängigkeit der relativ höheren Organismen von den relativ niederen Organismen, welche sie erbeuten, müssen noch gewisse entgegengesetzte Abhängigkeiten der niedrigen von den höheren hinzugefügt werden. Darwins Untersuchungen haben gezeigt, wie ganz allgemein die Befruchtung der Pflanzen auf der Thätigkeit von Insekten beruht und wie gewisse Pflanzen, da sie nur durch Insekten einer ganz bestimmten Struktur befruchtet werden können, auf Gebiete beschränkt sind, die von Insekten dieser Art bewohnt werden. Umgekehrt, wird die Verbreitung mancher Organismen häufig durch die Gegenwart besonderer Organismen jenseits bestimmter Grenzen verhindert, seien es mitbewerbende, seien es direkt feindliche Organismen. Eine Pflanze, die für ein Territorium, das an ihr eigenes Wohnungsgebiet angrenzt, sehr wohl angepaßt wäre, besetzt dasselbe trotzdem nicht, weil dieses Gebiet schon von einer andern Pflanze in Besitz genommen ist, welche ihr entweder in Fruchtbarkeit oder in der Fähigkeit, zerstörenden Einwirkungen zu widerstehen, überlegen ist, oder auch, weil in diesem Gebiete gewisse Säugethiere leben, welche ihre Blätter abfressen, oder Vögel, die beinahe alle ihren Samen verzehren würden. Ebenso wird häufig ein Bezirk, in welchem Thiere einer besonderen Species gar wohl fortkommen könnten, doch nicht von ihnen kolonisirt, weil sie nicht behend genug sind, um einem gewissen Raubthiere, das dieses Gebiet bewohnt, zu entgehen, oder weil dieses Gebiet von einem Insekt heimgesucht wird, daß ihnen schädlich ist, wie z. B. die Tsetsefliege die Rinderherden in gewissen Theilen von Afrika vernichtet.

Eine noch eigenthümlichere Reihe von Beschränkungen tritt infolge des Parasitismus auf. Es giebt schmarotzende Pflanzen, welche nur auf Bäumen von einigen wenigen Arten fortkommen, und andere, welche bestimmte Thiere als ihren Wohnbezirk ausgewählt haben, wie z. B. der Pilz, welcher der Seidenraupe verderblich wird, oder derjenige, welcher in so sonderbarer Weise aus einer neuseeländischen Raupe hervorwächst. Bei dem thierischen Parasitismus lassen sich die mannigfaltigsten Formen unterscheiden, von denen manche eine besondere Verbreitungsweise bedingen. Man zählt bei Fischen z. B. nicht weniger als gegen 300 parasitische Würmerarten, während bei den Vögeln circa 500 und bei den Säugethieren circa 250 sich finden. Höchst interessant sind dabei die mehrfach vorkommenden Erscheinungen des Generationswechsels, wobei z. B. derselbe Wurm im unvollkommenen Zustand an oder in einem Fische lebt und erst in einem Wasservogel, der diesen Fisch frißt, sich zum geschlechtsreifen Thiere entwickelt. Ferner haben wir jene Form, wo ein Geschöpf ein anderes benutzt, um sich von demselben fortbewegen zu lassen, wie z. B. die Chelonobia (ein Cirrhiped)

auf der Seeschildkröte reitet und wie eine gewisse Actinie die Schale benutzt, die von dem Eremitenkrebse bewohnt wird. Wir haben sodann jene Form, wo ein Thier regelmäßig in Gesellschaft eines anderen sich einfindet, um dessen Beute zu theilen, wie der Gliederwurm, der seinen Wohnort in der von dem Eremitenkrebse besetzten Schale aufschlägt, um demselben die Bissen seiner Nahrung wegzuschnappen, die er für sich erhascht hat. Wir haben den noch verbreitetern Parasitismus der Epizoa: solcher Thiere, welche sich an der Oberfläche anderer Thiere festsetzen und daselbst von ihren Säften oder ihren Ausscheidungen leben. Und endlich haben wir den ebenso verbreiteten Parasitismus der Entozoa: solcher Geschöpfe, welche im Innern anderer Thiere leben. Nicht nur, daß jede Species von Parasiten natürlicherweise in ihrer Verbreitung auf die Körper derjenigen Organismen beschränkt ist, welche sie bewohnt, sondern sie hat meistens noch engere Begrenzungen: in einigen Fällen bieten die inficirten Organismen nur in bestimmten Gegenden geeignete Wohnorte für die betreffenden Parasiten dar, in anderen Fällen nur dann, wenn sie sich in einem bestimmten Lebensalter befinden.

Endlich giebt es noch mannigfaltige mehr indirekte Modalitäten, durch welche die Verbreitung der Organismen sich gegenseitig bedingt. Pflanzen von besonderer Art werden von manchen Thieren nur dann gefressen, wenn es an anderen Pflanzen fehlt, die sonst von jenen bevorzugt würden, und somit hängt das Gedeihen solcher Pflanzen theilweise von der Gegenwart solcher bevorzugter Pflanzen ab. Bates hat nachgewiesen, daß gewisse südamerikanische Schmetterlinge in Gegenden vorkommen, wo die insektenfressenden Vögel dieselben unfehlbar vernichten würden, wenn sie nicht genau anderen Schmetterlingen einer ganz verschiedenen Gattung glichen, welche von den Vögeln verschmäht werden, und Darwin führt zahlreiche Fälle von noch entfernterer und verwickelter gegenseitiger Abhängigkeit an.

Dies sind die wesentlichsten negativen Ursachen der Verbreitung: unorganische und organische Agentien, welche die Räume abgrenzen, die von Organismen jeder Species bewohnt werden können. Um aber ihre Wirksamkeit vollständig zu verstehen, müssen wir sie nicht jede für sich, sondern in ihrer Gesammtheit betrachten. Wir müssen die physikalischen Einflüsse berücksichtigen, welche von Jahr zu Jahr variiren, welche heute eine Ausbreitung oder Beschränkung des Wohnortes nach dieser, morgen nach jener Richtung bedingen und welche sekundäre Ausdehnungen und Beschränkungen durch ihre Wirkungen auf andere Organismenarten hervorbringen. Wir müssen berücksichtigen, daß die Verbreitung jedes Organismus nicht nur durch Ursachen beeinflußt wird, welche die Vermehrung seiner Beute oder seiner Feinde innerhalb seines Wohnbezirkes begünstigen, sondern ebenso durch Ursachen, welche ähnliche Resultate in den benachbarten Gebieten hervorrufen. Wir müssen bedenken, daß die Kräfte, durch welche diese Grenzen aufrecht erhalten werden, auch alle meteorologischen Einflüsse in sich schließen in Verbindung mit den unmittelbaren oder mehr oder weniger entfernten Einflüssen beinahe aller gleichzeitig existirenden Organismen.

Eine allgemeine Wahrheit jedoch, welche schon durch mehrere der oben gegebenen Beispiele angedeutet wurde, bedarf noch besonderer Er-

Digitized by Google

Digitized by Google

wähnung, die Wahrheit nämlich, daß die Organismen stets bestrebt sind, sich über die Existenzsphären ihrer Genossen auszubreiten. Unter den mannigfachen Formen, in welchen sich dies kundgiebt, ist die gewöhnlichste die Eroberung eines neuen Wohngebietes. Das Bestreben, das wir bei den Menschenrassen beobachten, ihre Länder gegenseitig zu überziehen und in Besitz zu nehmen, wie auch die von niedrigeren Geschöpfen bewohnten Gebiete, ist ein Streben, das auf alle möglichen Weisen ebenso von sämmtlichen Organismenklassen kundgegeben wird. Bei ihnen, wie beim menschlichen Geschlechte giebt es dauernde Eroberungen, zeitweilige Besetzungen und gelegentliche Raubzüge. Die jährlichen Wanderungen sind Beispiele dieses Prozesses in seiner bekanntesten Form. Jedes Frühjahr wird von den Schwalben des Südens ein Streifzug in das Gebiet gemacht, das unsere eigenen fliegenfressenden Vögel bewohnen, und jeden Winter kommen die Wachholderdrosseln des Nordens, um von den Hagebutten und Mehlbeeren unserer Hecken den eingeborenen Vögeln einen gewissen Antheil wegzunehmen: eine theilweise Besetzung ihres Gebietes, welche unter unsern Standvögeln eine gewisse Sterblichkeit verursacht. Neben diesen regelmäßig wiederkehrenden Raubzügen finden sich zahlreiche unregelmäßige, wie diejenigen der Wanderheuschrecken nach Gebieten, die gewöhnlich nicht von ihnen besucht werden, oder diejenigen seltener Vögel, die in kleineren Trupps von Zeit zu Zeit Gegenden besuchen, die ihren eigenen Wohnorten zunächst liegen. Hier und da führt eine solche Invasion auch zu dauernder Niederlassung, vielleicht sogar zur Verdrängung eingeborener Species. Innerhalb weniger Jahre hat das amerikanische, speciell kanadische Wassergewächs, die sogenannte „Wasserpest", die füglicherweise bei ihrer großen Dungkraft „Wassersegen" heißen müßte, von unseren Sümpfen, Bächen und Flüssen mit wenigem Gefälle Besitz genommen und bis zu einem gewissen Grad unsere einheimischen Wasserpflanzen verdrängt, freilich nur vorübergehend, denn die „Wasserpest" verschwindet, sobald die kalkigen Bestandtheile des Bodens, auf dem sie mit staunenswerthester Fruchtbarkeit wuchert, von ihr aufgenommen sind. Unter den Thieren sei eine kleine Art rother Ameisen aufgeführt, welche in ihren Eigenthümlichkeiten manchen tropischen Ameisen gleicht und vor einigen Jahren viele Häuser in London heimsuchte. Der Fall von der Wanderratte, welche innerhalb der letzten Jahrhunderte erst die Schiffe überfallen hat, ist ein gutes Beispiel von dem Eifer, mit dem die Thiere neue Plätze in Besitz nehmen, die ihnen zugänglich werden. Und die Art und Weise, in welcher die nach Indien gelangenden Schiffe von der europäischen Schabe durch die verwandte Blatta gesäubert werden, zeigt uns, wie diese erfolgreichen Invasionen nur so lange dauern können, bis noch kräftigere Eroberer jenen über den Hals kommen.

Die Organismen verdrängen sich aber gegenseitig aus ihren Lebenssphären noch in anderer Weise, als nur durch Besitznahme ihrer Wohngebiete: sie nehmen auch gegenseitig die Lebensweise der andern an. In manchen Fällen findet diese Usurpation der Gewohnheiten langsam und nur zeitweise statt; in anderen Fällen aber tritt sie stärker hervor und ist dauernd. Die grauen Krähen vereinigen sich häufig mit den Möven und Strandläufern, um ihre Nahrung zwischen Flut- und Ebbegrenze aufzupicken, und die Möven und Strandläufer ihrerseits kann man ge-

wähnung, die Wahrheit nämlich, daß [illegible]
sich über die Existenzsphären [illegible]
mannigfachen Formen, in welchen sich [illegible]
die Eroberung eines neuen [illegible]
den Menschenrassen beobachten, [illegible]
und in Besitz zu nehmen, wie auch [illegible]
wohnten Gebiete, ist ein Streben, [illegible]
von sämmtlichen Organismenformen [illegible]
beim menschlichen Geschlechte [illegible]
Besetzungen und gelegentliche [illegible]
sind Beispiele dieses Prozesses [illegible]
Frühjahr wird von den Schwalben [illegible]
Gebiet gemacht, das unsere [illegible]
und jeden Winter kommen die [illegible]
von den Hagebutten und [illegible]
Vögeln einen gewissen Antheil [illegible]
ihres Gebietes, welche unter [illegible]
keit verursacht. Neben diesen [illegible]
finden sich zahlreiche [illegible]
schrecken nach Gebieten, die [illegible]
oder diejenigen seltener [illegible]
Zeit Gegenden besuchen, die [illegible]
Hier und da führt eine [illegible]
sung, vielleicht sogar zur [illegible]
halb weniger Jahre die [illegible]
gewächs, die sogenannte [illegible]
Dungkraft „Wasserlieger" [illegible]
und Flüssen mit [illegible]
gewissen Grad unter [illegible]
nur vorübergehend [illegible]
gen Bestandtheile [illegible]
Fruchtbarkeit [illegible]
sei eine kleine [illegible]
thümlichkeiten [illegible]
[illegible]

Formen
hr oder
nd Fisch-
und nur
größten
demselben
eere leben
ist, Wal-
nd und so
allgemein
s Wassers
Die Aale
giebt Fische
stacheln, die
nten Flüsse
n nach besse-
von Krabben
rgrenze aus-
en.
Verbindung,
nssphäre jeder
setzten Kräfte-
andere Wohn-
dringen, wird
nschen wie der
ese expansiven
uäten wechseln,
renze, die fort-
ndes hin- und

einzelnen Orga-
t und ihre Zahl
fällig und treten
leistet, um ein
oder Thieren zu

unserer Gärten
reich. Die Pflan-
en nicht zur Reife
Beete nur mittels
Auch in Gewächs-
men erzielen. Da
voraus in Blüte,
hatte zur Folge,
n selbst produzirt.
fall vor der ge-
n anfingen, haben
reich vermittelt. Ein
ptischen Gans. Sie
ankreich gebracht und

legentlich viele Meilen weit im Lande finden, wo sie auf Ackerfeldern, in den Mooren und auf ruhig fließenden Gewässern, wie auf der Spree innerhalb Berlins, wo sie sich in großer Menge während des vergangenen Winters aufhielten, ihrer Nahrung nachgehen. Darwin hat einen Fliegenfänger beobachtet, der Fische fing. Er führt an, daß die Kohlmeise manchmal die Gewohnheiten des Würgers und manchmal diejenigen des Nußhähers annimmt und daß manche südamerikanische Spechte Früchtefresser geworden sind, während andere Insekten im Fluge fangen. Das Gürtelthier bequemt sich zu jeder Nahrung; dasselbe, eigentlich ein Insektenfresser, nährt sich auch von Fleisch. Kann es keine Beute erhaschen, so begnügt es sich so gern wie ein wilder Hund mit Aas. Fehlt ihm thierische Kost, so lebt es von Pflanzennahrung und ist, wenn andere Thiergattungen verhungern, immer fett und kräftig. Von gewohnheitsmäßigem Eindringen in die Thätigkeiten wird uns ein schöner Fall durch den Seeadler geliefert, welcher nicht nur an der Oberfläche des Landes nach seiner Beute jagt, wie die übrigen Glieder der Falkenfamilie, sondern auch häufig ins Wasser nach Fischen stößt. Und Darwin erzählt von einer Sturmvogelart, welche die Gewohnheit des Tauchens angenommen und dem entsprechend eine beträchtliche Umänderung ihrer Organisation erfahren hat.

Die letzten Fälle führen uns zu einer noch bemerkenswertheren Klasse von Thatsachen der gleichen Gruppe über. Dieses Eindringen der Organismen in ihre gegenseitigen Lebensweisen erstreckt sich so weit, daß sie auch ihre verschiedenen Medien in Besitz nehmen. Die große Masse der Blütenpflanzen lebt auf dem Lande und sie sind dazu genöthigt durch den Prozeß ihrer Befruchtung. Allein einige derselben leben im Wasser und strecken dann bloß ihre Blüten über die Oberfläche hervor. Ja, es giebt hier ein noch auffälligeres Beispiel: an der Meeresküste findet man gelegentlich eine Alge mehrere hundert Meter landeinwärts und eine phanerogamische Pflanze, die im Salzwasser Wurzel schlägt.*) Aeußerst zahlreich ist dieser Wechsel des Mediums bei den Thieren. Beinahe alle käferartigen Insekten sind Landthiere; allein der Wasserkäfer, welcher ebenso wie die übrigen Glieder seiner Ordnung ein Luftathmer ist, hat die Gewohnheiten eines Wasserbewohners. Wasser scheint ein äußerst ungeeignetes Medium für eine Fliege zu sein und doch hat Lubbock mehrere Fliegenarten entdeckt, die unter der Oberfläche des Wassers leben und nur gelegentlich zur Aufnahme von Luft emporkommen. Die Vögel als ganze Klasse sind ganz besonders für die Existenz in der Luft angepaßt, allein gewisse Gruppen derselben haben sich ganz ans Wasserleben gewöhnt; sie schwimmen auf der Oberfläche des Wassers und machen beständige Exkursionen unter seine Oberfläche und bekanntlich giebt es einige Genera, die das Flugvermögen vollständig verloren haben. Auch unter den Säugethieren, deren Gliedmaßen und deren Lungen durchaus einen für das Landleben ein-

*) Hierher gehört auch in gewissem Sinne eine Pflanze, die die seltsame Gewohnheit hat, von Ort zu Ort zu wandern oder sich vielmehr dadurch fortzupflanzen, daß sie ihre Zweige zu Boden senkt und an einer andern Stelle Wurzel schlägt. Es ist dies das Adiantum Edwarthi, das in Massen in Jummoo, einige Meilen von Sealkote in Panjab wächst. Es liebt nasse Gegenden und gedeiht am besten in der Regenzeit.

gerichteten Bau zu verrathen scheinen, lassen sich zahlreiche Formen aufführen, die mehr oder weniger im Wasser leben und mehr oder weniger an dasselbe angepaßt sind. Wir haben Wasserratten und Fischottern, welche die beiden Lebensweisen miteinander vereinigen und nur erst geringe Modifikationen zeigen, Flußpferde, die schon den größten Theil der Zeit im Wasser verbringen und schon mehr sich demselben accommodirt haben, Seehunde, die beinahe ausschließlich im Meere leben und deren Säugethiergestalt bereits außerordentlich verwischt ist, Walfische endlich, die ganz und gar auf das Meer beschränkt sind und so wenig das Aussehen von Säugethieren bieten, daß man sie allgemein für Fische ansieht. Umgekehrt, machen manche Bewohner des Wassers mehr oder weniger dauernde Exkursionen auf das Land. Die Aale wandern zur Nachtzeit von einem Teich in den andern. Es giebt Fische mit besonders umgewandelten Kiemen und mit Brustflossenstacheln, die ihnen als Stelzen dienen, welche, wenn die von ihnen bewohnten Flüsse theilweise ausgetrocknet sind, herumzuwandern beginnen, um nach besseren Wohnorten zu suchen. Und während manche Arten von Krabben ihre Exkursionen auf das Land nicht über die Hochwassergrenze ausdehnen, führen andere ein beinahe ausschließliches Landleben.

Bringen wir diese beiden Klassen von Thatsachen in Verbindung, so müssen wir sonach zugeben, daß die Grenze der Lebenssphäre jeder Species durch das Gleichgewicht zwischen zwei entgegengesetzten Kräftegruppen bedingt ist. Das Streben, das jede Form hat, in andere Wohngebiete, andere Lebensweisen und andere Medien einzudringen, wird durch den direkten und indirekten Widerstand der organischen wie der unorganischen Lebensbedingungen eingeschränkt. Und diese expansiven und repressiven Kräfte, die beständig in ihren Intensitäten wechseln, halten sich rhythmisch das Gleichgewicht, bedingen eine Grenze, die fortwährend zu beiden Seiten eines gewissen Mittelzustandes hin- und herschwankt.

Wenn die Veränderungen in der Lebenssphäre der einzelnen Organismen in vielen Fällen sich schon von selbst vollzieht und ihre Zahl eine bedeutende ist, so sind dieselben nicht minder auffällig und treten in großer Zahl auf, sobald dabei der Mensch Hilfe leistet, um ein Andersgewöhnen dieser oder jener Art von Pflanzen oder Thieren zu erzielen.

Die als Chrysanthemum bekannte Zierpflanze unserer Gärten stammt aus China und kam im Jahre 1790 nach Frankreich. Die Pflanzen blühten hier und setzten auch Früchte an, die indessen nicht zur Reife gelangten; mehr als sechzig Jahre hindurch konnten die Beete nur mittels des durch den Handel bezogenen Samens gefüllt werden. Auch in Gewächshäusern und Mistbeeten konnte man keine rechten Samen erzielen. Da kamen im Jahre 1852 ein paar Stöcke den anderen voraus in Blüte, setzten Früchte an, die zur Reife gelangten, und das hatte zur Folge, daß Frankreich jetzt den nöthigen Chrysanthemumsamen selbst produzirt. Einige wenige Stöcke, die durch einen besonderen Zufall vor der gewöhnlichen Zeit ihren Entwicklungsgang zu durchlaufen anfingen, haben also das Einbürgern der hübschen Blume in Frankreich vermittelt. Ein noch auffallenderes Beispiel sehen wir an der ägyptischen Gans. Sie wurde 1801 durch Geoffroy Saint-Hilaire nach Frankreich gebracht und

hier fing sie im Monat Dezember an Eier zu legen, ganz wie in ihrem Vaterlande. Sie brütete dann mitten im Winter unter keinen besonders günstigen Umständen. Doch wurden nach und nach mehrere Sätze im „Jardin des Plantes" ausgebrütet. Da begannen die Gänse 1844 erst im Februar Eier zu legen, 1845 erst im März, 1846 endlich erst im April, also zu gleicher Zeit mit unserer gewöhnlichen Gans. Das zeigt doch wohl, daß die ägyptische Gans den in unserem Klima obwaltenden Verhältnissen sich anbequemt hat?

Diese merkwürdige Fähigkeit der lebenden Wesen sich anzubequemen, kann manchmal auch zu widerlichen Störungen Veranlassung geben. Französische Weinstöcke wurden nach der Insel Bourbon gebracht, und hier tragen sie ohne Unterbrechung Trauben; damit ist jedoch das Kellern erschwert, weil Trauben auf allen Stufen der Entwicklung und Reife gelesen und zusammengebracht werden. Ganz gleich ging es dort mit den Seidenraupen; sie legten das Jahr hindurch Eier und verpuppten sich zu unregelmäßigen Zeiten, weshalb die Züchtung dort aufgegeben werden mußte.

Bei der Acclimatisirung unserer Hausthiere in Amerika, wo sie alle ausdauern, kommt diese physiologische Anbequemung an die neuen Umgebungen in recht auffallender Weise zum Vorschein. Dort, wo die äußeren Verhältnisse, denen des Heimatlandes, ziemlich gleichen, treten keine besondere Umänderungen an den Thieren hervor. Wo dagegen diese Verhältnisse von den früheren ganz abweichend sind, da haben sich lokale Rassen gebildet. Auf den kalten Hochebenen der Cordilleren sind wollhaarige Schweine entstanden, in den heißen Thälern des Staates Magdalena der Föderativ-Republik Columbia haartragende Schafe und in den durchglühten Ebenen der Provinz Marquita derselben Republik kommen nackte Rinder vor. Offenbar sind doch diese Schweine, Schafe und Rinder mit dem neuen Medium, worin sie leben sollen, in ein harmonisches Verhältniß getreten.

Derartige harmonische Ausgleichungen werden jedoch meistens nur unter Kämpfen und Aufopferungen durchgeführt, und zwar auch von Seiten der Menschen.

Bekanntlich unterscheidet der Landmann je nach der Zeit der Aussaat Wintergetreide und Sommergetreide; jenes wird im Herbst, dieses im Frühjahr gesät, beide aber werden ziemlich zu gleicher Zeit geerntet. Natürlich ist der Entwicklungsgang beider Arten ein ganz verschiedener. Würde das Sommergetreide statt im Frühjahr im Herbst eingesät, so wären die äußeren Verhältnisse, unter denen es sich entwickelt, ganz andere, und das wäre ein Acclimatisationsversuch. Der berühmte Abbé Tessier hat diesen Versuch ausgeführt. Im Frühjahr säte er hundert Körner eines Winterweizens. Diese gingen alle auf, es entwickelten sich hundert krautartige Stengel, und diese durcheilten die gewöhnlichen Stufen pflanzlicher Entwicklung. Nur bei zehn unter diesen hundert Stöcken kam es zur Bildung von Samenkörnern, und unter diesen zehn reiften die Samenkörner nur bei vier. Von dieser ersten Ernte wurden wiederum hundert Körner im Frühjahr ausgesät, und diese Aussaat brachte bereits fünfzig befruchtete Stöcke. In der dritten Generation wurde bereits bei jedem der hundert Stöcke Weizen erhalten. Sehr ähnliche Ergebnisse lieferte der umgekehrte Versuch mit Sommerweizen.

Noch belehrender fiel der Versuch aus, Getreide zu Sierra Leona in Ober-Guinea anzubauen. Fast alle Pflanzen schossen im ersten Jahr ins Kraut; nur selten zeigten sie eine Aehre, und die einzelnen Aehren trugen nur wenige Körner. Die Körner dieser Ernte wurden zu einer neuen Aussaat benutzt; viele gingen in der Erde zu Grunde, ohne nur zu keimen; die zur Entwicklung kommenden Halme trugen aber häufiger fruchtbringende Aehren, als die Halme der ersten Aussaat. Genug, erst nach mehreren Generationen wurden normale Ernten erzielt.

Bei Tessiers Versuchen waren alle Individuen, die Körner und deren Keime lebenskräftig, es kamen aber keine Samenkörner oder dieselben gingen mehr oder weniger abortiv zu Grunde, und so erlitten die aufeinanderfolgenden Generationen Abbruch. Bei dem Versuch in Sierra Leona jedoch verkümmerten nicht nur die Generationen, sondern auch die Individuen; denn bei der zweiten Aussaat ging ein Theil der Samenkörner gar nicht auf.

Aehnliche Vorkommnisse werden auch von unseren Hühnern berichtet, die nach Amerika importirt wurden. In Cusco in Peru legen die Hühner jetzt gleich gut wie in Europa; wir erfahren aber durch Garcilasso de la Vega, daß die Hühner zu seiner Zeit weniger legten und auch die Küchlein sich schwer aufziehen ließen. Offenbar hat sich also seitdem die Acclimatisirung vollzogen.

Roulin hat über die Gänse, die in Bogota, die Bundeshauptstadt der Vereinigten Staaten von Columbia eingeführt worden sind, berichtet. Die erste Einführung auf der Hochebene von Bogota hatte zwanzig Jahre früher stattgefunden, als Roulin dahin kam, und die normale Fruchtbarkeit dieser Vogelart war immer noch nicht vollständig eingetreten. Zuerst legten die Gänse nur wenig Eier, von denen überdies höchstens der vierte Theil befruchtet war; außerdem ging auch die Hälfte der ausgekrochenen jungen Gänschen im ersten Monate zu Grunde. Der Züchter in Bogota erhielt also bei weitem nicht so viele Eier, als ihm die Gänse in Europa geliefert haben würden, und die aus jenen Eiern gezogenen Jungen betrugen nicht ganz ein Achtel einer europäischen Züchtung. Die näheren Umstände bei beginnender Züchtung der Gänse in Bogota ließen kaum erwarten, daß die Acclimatisirung gelingen werde: die Weibchen erwiesen sich unfruchtbar, indem sie nur wenige Eier legten, und die männlichen Thiere erwiesen sich unfruchtbar, insofern so viele Eier taub waren; es bestand also eine tiefe physiologische Störung im Bereiche jener Organe, auf deren Wirksamkeit allein die Fortdauer der Arten beruht. Dazu kam dann die große Sterblichkeit der jungen Gänschen, die auf eine nicht minder große Schwäche in den Organen des individuellen Lebens hinweist. Gleichwohl war zur Zeit, als Roulin Bogota besuchte, die Acclimatisirung der Gans beinahe durchgeführt und ist jetzt nach uns zugegangenen Nachrichten vollständig gelungen. Es waren aber mehr als zwanzig Jahre dazu nöthig, um die Organisation dieser europäischen Vogelart mit den äußeren Verhältnissen, wie sie sich auf den amerikanischen Hochplateaux finden, in Uebereinstimmung zu bringen. Die Züchter haben an Generationen so gut wie an Individuen Einbuße erlitten.

Aus diesen Mittheilungen über Hühner und Gänse, sowie über den Weizen ist folgendes herauszulesen: Bei der Einwanderung sind jene

Individuen, die den neuen ihnen entgegentretenden Verhältnissen allzu sehr widerstrebten, in dem neuen Medium alsbald zu Grunde gegangen. Eine Anzahl von Individuen vermochte in der Weise zu widerstehen, daß sie fast ebenso lange Zeit aushielten, als wären sie auf heimischem Boden geblieben; ihre Organisation war jedoch so geschwächt, daß sie der Reproduktion nicht mehr zu genügen vermochten oder daß sie es doch nur bis zu Zeugungsprodukten brachten, die alsbald erlagen. Inmitten dieser bedauernswerthen Zustände vermochten einzelne bevorzugte Organismen, den an sie gestellten Forderungen sich alsbald mehr oder weniger zu fügen. Die letzteren erfuhren nur schwache Umänderungen und überlieferten der Nachkommenschaft den neuen Erwerb mit sammt den früheren Eigenthümlichkeiten. Diese Nachkommen schritten dann auf den durch die Aeltern eröffneten Bahnen fort, die Anbequemung wurde von Jahr zu Jahr mehr durchgreifend, und so erfolgte die Acclimatisirung.

In den vorstehenden Fällen vertritt jedes einzelne Jahr immer eine ganze Generation. Die Vererbung und Accumulation, wodurch die Organisation allmählich mit den Verhältnissen der Umgebung in Uebereinstimmung versetzt wird, erfolgt vom Vater auf den Sohn. Ziehen wir uns statt der einjährigen Pflanze oder des Vogels, dessen Reproduktion in einem Jahreszyklus sich vollzieht, Arten oder Rassen in Betracht, deren Reproduktion in einem langsameren Tempo geschieht, dann dürfen wir nicht vergessen, daß nicht mehr nach Jahren gerechnet werden darf, sondern nur nach Generationen.

Und nun der Mensch, den wir oben nur kurz erwähnt haben! Deshalb kurz, weil der Mensch als organisirtes Geschöpf den nämlichen Gesetzen unterworfen ist, die für das Leben und die Organisation der Pflanzen und der Thiere maßgebend sind. Mag auch die Intelligenz dem Menschen im Kampf mit der Natur ein treuer Bundesgenosse sein, sie vermag doch nur bis zu einem gewissen Punkte hin Hilfe zu gewähren, und vielleicht stehen wir in keinem anderen Kampfe so wehrlos da, wie in jenem Falle, wo wir in ganz veränderte äußere Verhältnisse versetzt werden. Alle auch noch so umsichtigen Bemühungen werden dann doch nicht verhindern können, daß der Mensch mehr oder weniger Umänderungen unterliegt, die mit den vielen oben erwähnten Umänderungen und den zuletzt genannten des Getreides in Sierra Leona, der Hühner in Cusco, der Gänse in Bogota Aehnlichkeit haben.

Fast immer dürfen wir uns auf Opfer gefaßt machen, deren Menge und Bedeutung der Verschiedenartigkeit der äußeren Verhältnisse zwischen dem Auswanderungspunkte und der Einwanderungsstätte proportional sein wird; fast immer ist zu erwarten, daß eine Anzahl von Individuen und von Generationen zu Grunde gehen wird. Es kommt dabei auf eine richtige Beurtheilung der Verhältnisse an. Wir dürfen uns nicht lediglich durch den Pessimismus bestimmen lassen, vielmehr ist wohl zu erwägen, ob nicht trotz scheinbar ungünstiger Verhältnisse dennoch ein endlicher Erfolg zu erwarten steht. Haben wir es mit nur mäßigen Verlusten zu thun, gegenüber einem zu erwartenden größeren Gewinne, dann darf man dem mit der Zeit eintretenden Erfolge entgegenharren, der eben in einer Umänderung des Organismus des Menschen, in der Anbequemung desselben an das neue Medium bestehen wird.

Der Stein der Weisen.

Kulturgeschichtliche Novellette von **F. von Zobeltitz.**

Das kleine Zimmer des alten Baseler Bürgerhauses, das mit den winzigen in Bleimedaillons gefaßten Fensterscheiben nach der engen Straße hinausschaute, hatte nur selten einmal das Glück, sich voll im Glanze der Sonne zu baden, da es so tief unter den vorspringenden Erker des ersten Stockes eingebaut war, daß die hellen Strahlen des Tagesgestirns sich selbst am hohen Mittag kaum in dies, einer Puppenstube gleichende Gemach einschleichen konnten. In der Etage darüber, an deren Balkongeländer sich grünender Epheu emporrankte, wohnte der Professor Herr Johannes Huber, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, da unsere Schilderung spielt, ein, seiner bedeutenden Verdienste um die Naturwissenschaften und seiner sonstigen großen Gelahrsamkeit halber weit und breit wohlbekannter Mann — und in dem Zimmerchen des Erdgeschosses hatte sich dessen Famulus, der junge Leonhart Thurneysser, mit seiner Frau eingemiethet.

Es war unrecht gewesen, daß Leonhart Thurneysser sich mit der Margareta Müllerin verehelicht hatte, ohne genügende Aussicht auf eine sorgenfreie Existenz zu haben. Erst siebzehn Jahre alt, ein Knabe also noch, hatte er dem schönen Baseler Kinde die Hand gereicht — diesem Kinde, das mit seinen sechzehn Sommern doch schon ein sehr reifes Gemüth und einen übergroßen Hang für schöne Kleider und für blitzendes Geschmeide verband. Wäre der Leonhart bei dem Geschäfte seines Vaters geblieben, über dessen Grab auf dem Kirchhof der heiligen Cäcilie schon seit Jahren der Wachholder wuchs, er hätte sich leicht einen guten Verdienst schaffen können, denn Leonhart, das sagten alle aus der Nachbarschaft, besaß dieselbe Gewandtheit und dieselbe Fertigkeit in der Goldschmiedekunst, die einst dem alten Thurneysser einen geachteten Namen geschafft hatten. Aber Leonhart war von Kindheit an seinem eigenen Kopfe gefolgt; die bescheidene Arbeit seines Vaters sagte ihm nicht zu, dafür vergrub er sich in den Büchern, welche die geheimen Wissenschaften lehrten und suchte dem Himmel und der Erde ihre Mysterien abzulauschen. Das mochte gut sein und dem nach Vollendung ringenden jungen Geiste manche Vortheile bringen, aber eine materiell günstige Basis, und das war für Leonhart im Augenblicke die Hauptsache, schuf diese Thätigkeit nicht. Das karge Gehalt, das der Famulus von seinem Professor bezog, wurde zum Ankauf astrologischer, theurgischer und kabbalistischer Schriften verwendet, und so zog denn schon im ersten Jahre der Ehe die Noth und das Elend in das kleine Stübchen unter dem Erker ein.

Es war fast ganz finster in dem Gemach, so daß das suchende Auge nur schwer die Konturen einzelner Gegenstände zu erkennen vermochte. Aber jetzt flammte, von der Hand der Hausfrau entzündet, das Oellicht auf dem Kamingesimse auf und nun konnte man sehen, welch Unterschied obwaltete zwischen dem Gatten und der jungen Frau. Der schmächtigen Figur und dem hageren blassen Antlitz Leonharts merkte man die Nachtwachen, das grübelnde Studium und auch die Sorgen an; unter den ruhelosen Augen lagen bläuliche Schatten, und die Farbe der Wangen hatte etwas Durchsichtiges. Wie ein Abbild der Gesundheit erschien dagegen Margaretas voll-frische Gestalt, ihr leuchtender Blick und die Rosenglut ihres Gesichts. Jetzt freilich lag ein Zug entschlossenen Trotzes auf diesen hübschen Zügen, und ein düsterer Groll sprach aus dem blauen Augenpaar, das nur zum Lächeln geschaffen schien.

„Ich kann mir denken, was Ihr mir wieder einmal Wichtiges zu sagen habt", gab sie auf eine Mittheilung Leonharts zur Antwort und sie stützte dabei den runden Arm auf die Hüfte; „die alten Klagen über den geringen Verdienst und über meine sogenannte Verschwendung, was wirds weiter sein!"

Thurneysser schüttelte den Kopf, seine hohe und kluge Stirn furchte sich noch tiefer.

„Ich klage nicht mehr, Margareta", erwiederte er, „seitdem ich weiß, daß doch alles vergebens ist! Es ist Schlimmeres, was ich Dir mitzutheilen habe, als eine Jeremiade über unser verfehltes Leben, als ein erneuter Vorwurf über Deine maßlose Putzsucht. Das Messer sitzt mir an der Kehle, ich fürchte, es geht zu Ende mit mir! Du lachst, Grete, und beim Allmächtigen, es ist bittrer Ernst! Ich will mich nicht vertheidigen, ich selbst trage die Schuld daran, wenn ich untergehe, die Hauptschuld wenigstens, denn mit geholfen an dem Zusammenbruch hast Du auch!"

Ein verächtlicher Blick streifte den Sprechenden. „Natürlich, ich bin es ja gewohnt, von Euch verurtheilt zu werden! Lassen wir doch die alten Geschichten, Ihr wißt ja, daß Ihr mich doch nicht bessern werdet! Nun erzählt, was giebt es wieder?"

Leonhart seufzte tief auf, ehe er mit schwankender Stimme begann:

„Johann Schoenengel, unser Nachbar, steht am Rande des Abgrunds. Ich habe Dir nicht verhehlt, Margareta, daß ich vor drei Monden, als Isaak Stern, der Wieler Handelsjude, ihn auspfänden und sammt seiner Familie von Haus und Hof jagen wollte, für Schoenengel mich verbürgt habe. Ich hatte meine Gründe dazu, denn ich habe Schoenengel viel zu danken, er hat mich an Sohnesstatt angenommen, als man meinen Vater in die Grube bettete. Freilich, ich bin über meine Verhältnisse hinausgegangen, als ich seine Verpflichtungen übernahm; ich befreite ihn, um mich zu ruiniren. Am sechzehnten im Hornmond mußte ich zahlen, und ich war pünktlich. Aber die Goldstücke, die Isaak Stern aus meiner Hand entgegennahm und über die er quittirte, waren nicht das eitel Metall, für das ich sie ausgab. In meiner Verzweiflung und in der bangen Angst, mich und Dich um eines andern Willen mit Schande und Schimpf vertrieben zu sehen, ward ich zum — Fälscher! Ich nahm Bleiplomben, überzog sie mit einer dünnen Schicht

Goldes und preßte das Stadtwappen darauf, das ich mir selbst ciselirt hatte, während Du schliefst. Ich will die Qualen nicht schildern, die mir mein Gewissen bereitet und die ich in der beständigen Angst, entdeckt zu werden, empfunden habe; das längst Erwartete ist nun eingetreten, wie mir ein Freund aus Wiel unter der Hand mittheilte, hat Isaak Stern, der nur durch Zufall hinter die Fälschung gekommen, dem Magistrat bereits Anzeige erstattet, vielleicht sind die Schergen schon unterwegs, die mich in Fesseln schlagen wollen!"

Thurneyſſer richtete den Blick, den er bisher in den gedielten Fußboden vergraben zu wollen schien, auf Margareta, und da war es ihm, als greife eine eisige Hand tief in sein zuckendes Herz. Die junge Frau stand stolz aufgerichtet vor ihm; kein Strahl des Mitleids fiel auf den reuigen Mann, fast hohnvoll schaute das Weib auf den Unglücklichen herab.

„Ihr wißt, welche Strafe den Fälscher trifft nach Recht und Gesetz", entgegnete sie langsam, „der Tod! Was wollt Ihr beginnen, um ihm zu entfliehen?"

„Was beginnen?" rief Leonhart und sprang auf, sein bleiches Antlitz röthete sich bei dem Gedanken an das nahe Verhängniß. „Flüchten, Margarete, flüchten mit Dir! In den Kellern Schoenengels befindet sich ein geheimes Versteck, das selbst des Magistrats feinnasige Spürhunde nicht aufzufinden vermögen, dort bleiben wir, bis es uns möglich geworden, die Verfolger auf falsche Spuren zu lenken, und wandern dann in unkenntlicher Verkleidung weiter, durch die Berge, in das französische Land! Ich will ein anderes Leben beginnen, ein neuer Mensch werden, und das kann ich nur drüben, jenseit der Alpen, wo der Geist mehr gilt, als die rohe Arbeit der Faust!"

„Und glaubt Ihr wahrhaftig, ich würde thöricht genug sein, mich noch weiter an Euch zu ketten, an Eure verbrecherische Vergangenheit und an Eure nachtdunkle Zukunft — die Zukunft eines abenteuernden Projektenmachers? Euer Denken und Sinnen und Studiren und Grübeln galt der Entdeckung des Steins der Weisen — wohlan! sucht ihn — sucht ihn, aber sucht ihn allein, ich sage mich los von Euch!"

„Margarete!" Ueberlaut schrie Thurneyſſer den ihm so lieben Namen. Er stützte sich schwer auf den Tisch, er fühlte, daß er sonst zusammenbrechen müsse. Und leiser, mit ermatteter Stimme, als versage die Zunge ihm, fuhr er fort:

„Ich reichte Dir meine Hand, Margarete, weil ich Dich liebte! In den ersten Wochen unserer Ehe arbeitete ich redlich und unverdrossen, Dir ein behagliches Heim zu gründen. Ich warf meine Bücher fort, meine Lieblinge, mein Alles, nur die Goldschmiedszange führte diese Hand! Du verpraßtest meinen kargen Erwerb in nutzlosen Tändeleien, in eitlem Putz, auf dem Tanzboden und den Kirchweihspielen. Kein Reden half, kein Bitten, kein Drohen, da verlor ich die Geduld und die Lust an einer Arbeit, die mir nur die Liebe zu Dir erträglich gemacht hatte! Ich griff wieder zu den Büchern; ich warf mich wieder der Wissenschaft in die Arme, die mir für den Augenblick nur Genuß, keinen Verdienst gewährte. Statt Dich zu bessern, sankst Du noch tiefer. Ich gab Dir kein Geld mehr, dem Eitelkeitsteufel zu huldigen, da wendetest Du Dich an Lorenz Vlie, Deinen ehemaligen Vormund, das reiche, schleichende

Laster. O, Margarete, Du hast mir manch schwere Stunde, manch schlaflose Nacht bereitet, aber Du hast mich ins Herz getroffen, als ich zum ersten Male hören mußte, Du habest Arm in Arm mit Lorenz Vlie die Geschlechterstube*) besucht! Ich wußte ja nun, daß Du mich nicht liebtest — mich nicht!"

„Und Ihr? — und Ihr?" eiferte Margareta. „Haltet Ihr mich für blind, oder meint Ihr, ich hätte niemals gesehen, wie Ihr die Liebesblicke, die Anneken Schoenengel Euch bei jeder Gelegenheit zuwarf, erwiedertet? Ich wußte ja immer, daß das freche Geschöpf sich in Euch verguckt —"

„Halt, Margarete! kein Wort weiter über Anneken, Du hast kein Recht, dies arme Kind zu schmähen! Es ist wahr, und ich stehe nicht an, es offenherzig zu sagen: Anneken hat mich einst geliebt, aber sie hat diese Liebe still in der Brust verschlossen, als sie sah, daß ich Dich vorzog! Um Deinetwillen hat sie gelitten, und Du willst ihr nun die Ehre nehmen?" Thurneyßer horchte auf, schwere Schritte ertönten auf dem Pflaster des Hausflurs und das leise Geklirr von Waffen.

„Die Schergen!"

Thurneyßer stürzte zur Thür und schob den schweren eisernen Riegel in die Kramme.

„Hinten heraus!" rief Margareta, und nun endlich schien es, als überkomme auch sie das Mitleid mit dem gehetzten Manne. „Durch den Garten, nach Schoenengels Haus — ich halte die Häscher vorläufig auf!"

Einen Moment zögerte Leonhart noch; er ergriff die beiden Hände seines Weibes und preßte sie an seine Brust.

„Und Du willst mich nicht begleiten, Margarete, Du willst mich verlassen im Unglück und in der Verfolgung?"

Sie wandte ihr Antlitz von ihm und riß sich los.

„Ich bin nicht für die Armuth geboren, mein Weg geht höher hinauf! Wir sind geschieden von heute, aber ich wünsche Euch Glück auf der Lebensbahn, ich wünsche, daß Ihr den Stein der Weisen finden möget, nach dem Ihr forscht!"

Gegen die Thür donnerten wuchtige Schläge. „Leonhart Thurneyßer, öffnet!" ertönte eine dröhnende Stimme. „Im Namen und auf Befehl des hochwohllöblichen Magistrats unserer Stadt, wohldessen Schöffen und Beigesessenen, öffnet!"

Mit einem schluchzenden Laut war Leonhart fortgestürmt. Er riß die von der Küche aus nach dem hinteren Garten führende kleine Pforte auf und eilte hinaus, die Taxushecken entlang, begünstigt von der tiefdunkeln Nacht. Da sah er plötzlich einen Schatten neben sich auftauchen und hörte eine weibliche Stimme im Flüstertone nach seinem Namen rufen.

„Sein Herz jauchzte auf. „Anneken — Du? Gott lohne es Dir, Du wirst mich führen!"

„Eure Hand, Leonhart, wir müssen eilen! Euer Versteck ist bereit, aber die Schergen werden auch unser Haus umstellen — kommt, kommt!"

---

*) Die gemeinschaftlichen Tanzböden der mittelalterlichen Städte.

Die Rechte des Mädchens umschloß fest Thurneyssers Hand. —
Frau Margareta schob den Riegel von der Thür und trat den Häschern entgegen.

Es war an einem stürmischen Dezemberabend des Jahres 1570, als vor dem, ganz aus grauem Thongestein aufgeführten Gebäude der berühmten Eichhornschen Druckerei in der alten freien Hansestadt Frankfurt an der Oder ein Reisewagen hielt. Der hochaufgeschossene Mann im dunkeln Mantel, der demselben entstieg, klopfte ungeduldig mit dem breiten Schlagring der Hausthür an das hölzerne Getäfel derselben und verlangte von dem öffnenden alten Diener in einem Tone, dem man die Gewohnheit des Befehlens ohne weiteres anmerkte, vor den Besitzer der Druckerei geführt zu werden. Eine Minute später stand er denn auch wirklich vor jenem kleinen Herrn, aus dessen Magazin die meisten wissenschaftlichen Werke der Zeit hervorgingen und dessen Name daher bei allen denen, welche sich mit gelehrten Forschungen abgaben, in hohem Ansehen stand. Der kleine Herr Eichhorn pflegte gern kurz angebunden zu sein, er war es aber immer Leuten gegenüber, die er nicht kannte und die seine kostbare Zeit in Anspruch zu nehmen wagten. Er schaute sich deshalb den fremden Mann nur einige Sekunden lang von Kopf bis zu den Füßen musternd an und fragte sodann in sehr bestimmten Tone:

„Wer seid Ihr, Herr, und was wünscht Ihr?"

Ein beinahe spöttisches Lächeln glitt über die Lippen des Ankömmlings, dessen hagere Wangen ein dunkelbrauner, krauser, am Kinn in zwei Spitzen auslaufender Bart bedeckte.

„Man nennt mich Leonhart Thurneysser zum Thurn'" entgegnete er langsam und mit Betonung.

Der kleine Drucker sank fast zusammen, als er diesen Namen hörte.

„Thurneysser! der berühmte und gelahrte Thurneysser in hocheigener Persona!" rief er aus und schob eilig einen breitlehnigen Lederstuhl heran; „o, welche Ehre für mein bescheidenes Dach, den großen Magister, den Verfasser der „Planteologica", der „Weisheiten Alexandrias" und der „rebus magicis", den Mann, dessen Wünschelruthe Goldquellen hervorsprudeln läßt und der die Geheimnisse des Weltalls wie der Gebärerin Erde durchdrungen hat, bei mir begrüßen zu können! Nehmt Platz, edler Magister, und sagt, darf ich Euch einen kühlenden Schluck Frankfurter Bieres oder ein Glas kräftigen Gewürzweins vorsetzen? Es ist rasch besorgt und die Reise von Eberswald in den Tyroler Bergen — denn ich meine, daß Ihr alldorten zum letzten geweilt — hierher, ist langwierig gewesen und gar beschwerlich!"

Der Magister wehrte ab, nahm aber ermüdet Platz in dem ihm zugeschobenen Lehnstuhl.

„Ich bin in Unterbrechungen gereist, mein Bester", erwiederte er mit angenehm klingendem Organ, „da ich noch viele Besuche zu absolviren hatte, und die Bewirthung, so ich bei dem Grafen Daavernholz, dem großen Astrologen, beim Bischof Hieronymus Sartorius, dem Autor der „Weltsplitter", bei dem hochweisen Pater Antoninus von Bergatz zu Fürstenberg und vielen anderen unterwegs gefunden, hat mich die

Anstrengungen der Fahrt weniger fühlen lassen. Zuletzt weilte ich noch längere Zeit bei dem sehr edlen Grafen Johannes von Schlick, dem kaiserlichen Landvogt in der Oberlausitz, und von ihm bringe ich Euch ein Schreiben mit, das ich Euch, geht es an, sofort zu prüfen bitte."

Eichhorn nahm das dickgelbe Pergament, das Thurneyſſer aus der Tasche gezogen, entgegen und entfaltete es. Sein Antlitz glänzte.

„Ein Privilegium Seiner kaiserlichen Majestät für den Druck eines neuen Werkes aus hoch Eurer Feder?" rief er aus; „und mir, mir wollt Ihr den Verlag dieses jüngsten Produktes Eures Riesengeistes übertragen?"

Thurneyſſer nickte geschmeichelt. „Ich habe die ersten Bogen des Werkes bereits vollendet, der Titel mag Euch verrathen, um was es sich handelt; er soll lauten: „Pison, oder von kalten, warmen, mineriſchen und metalliſchen Wassern sammt der Vergleichung der Plantarum und Erdgewächse."

Der kleine Herr Eichhorn war ganz närriſch vor Freude Er war sich bewußt, durch die Verausgabung gelehrter Werke der Welt bereits viel Nutzen geschaffen zu haben, aber der Gedanke, nun endlich auch einmal eine Schrift Thurneyſſers verlegen zu können, dem Protégé Kaiser Ferdinands, dem Manne, dessen Ruf widerhallte im ganzen heiligen römiſchen Reiche deutscher Nation, das machte ihn förmlich taumelnd. Aber Thurneyſſer mußte festgehalten werden, er durfte keine seiner Schriften je wieder einem andern Verleger geben, als ihm, dem Frankfurter Eichhorn! O, wie würden die Konkurrenten sich ärgern. Allen voran der stolze Münſteriſche Buchdruckermeiſter Johannes Oſſenbrugk, der sich am größten dünkte in seiner Kunst, weil in seiner Offizin Holzſchneider arbeiteten, die Schüler waren des berühmten Lucas von Leyden!

„Wie lange gedenkt Ihr in unserer markgräflichen Residenz zu verweilen, vieledler Magiſter?" fragte Eichhorn mit ſchlauem Blinzeln der klugen, gekniffenen Augen.

„So lange, wie mirs allhiero behagt, mein Lieber", antwortete Thurneyſſer. „Ich habe bei meiner Fahrt durch das wendiſche Land die Entdeckung gemacht, daß der Spreefluß in seinem Schliche sehr wohl Goldkörner mit sich führen kann, das reizt mich zu näherer Unterſuchung. Meine Frau und meine beiden Kinder haben bereits Ordre erhalten, mir nachzufolgen; man sagt der Herr Kurfürst Johannes Georg sei ein Mann, der das Wiſſen zu schätzen verſtehe, unter seine Protektion will ich mich ſtellen. Nun aber noch eine Frage in privatissime, wackrer Herr! Durch einen seltſamlichen Zufall iſt mir zu Ohren gekommen, daß Euer Neffe Fernandus Eichholz, auch wohl der Nachfolger in Eurem Geſchäft, als er zu Baſel den Druck bei Sebaldus Sauerteig erlernte, ein Kind dieſer Stadt geehelicht hat. Wo lebt er anitzo und sagt man, daß er sich glücklich fühle?"

„Fernandus hat Anneken, des Bürgers Schoenengel zu Baſel, eines ehrenwerthen Mannes brave Tochter zum Altar geführt", entgegnete der Alte, etwas erſtaunt über die unerwartete Frage. „Er hat ein Druckgeſchäft zu Kölln an der Spree; sein Weib beſchenkte ihn im Laufe der Jahre mit vier frischen Kinderchen, Kathrin, Joſephus, Annemarey und Leonhart, juſt so, wie Ihr heißt, hat man den jüngſten getauft!

Die beiden sind glücklich, und, Herr Magister, sie verdienen es auch, Gott beschützt immer die Guten!"

Thurneyßer hatte den Kopf auf die Hand gestützt, der gelehrte Mann sah recht schwermüthig und nachdenklich aus.

„Was doch die Zeiten vergehen", sagte er in halbem Flüstern und mehr zu sich selbst, denn zu dem vor ihm Stehenden, „ich möchte sie wohl einmal wiedersehen, das kleine Anneken von einst!"

„Das „kleine" Anneken? O, Herr Magister, das ist eine stattliche Frau geworden, die trotz ihrer Jahre — sie mag hoch in den Dreißigern sein — noch immer so jugendfrisch ausschaut, daß sie es mit manchem Mädel kühn aufnehmen kann! Aber sagt, kanntet Ihr denn die Anneken einst, daß Ihr Euch so lebhaft nach ihr erkundigt?"

„Wir haben als Kinder zusammen auf den Straßen Basels gespielt, haben uns auch einmal lieb gehabt, nach Kinderart — ich bin längst verheiratet mit einer trefflichen Frau und bin glücklich in meiner Ehe, da darf man schon offen so etwas eingestehen! Aber rückt näher heran, Meister Eichhornus, die Erinnerung hat mich in Stimmung gebracht, ich will ein wenig schwelgen in der Vergangenheit, vielleicht machts Euch Spaß, mich anzuhören!"

Der kleine Drucker schob seinen Stuhl ganz dicht an den des Gelehrten und faltete die Hände andachtsvoll über dem gerundeten Wams. Alles, was Thurneyßer sagte, waren ja goldene Worte für ihn!

Leonhart begann zu erzählen von seiner Jugend in Basel, seiner Bekanntschaft mit Anneken Schoenengel, seiner ersten Ehe mit Margareta Müllerin und seiner Trennung von ihr.

„Verlassen, vereinsamt stand ich nun in der Welt", fuhr er fort, „ehrlos und rechtlos, nicht besser denn ein Vogelfreier! Ein Kauffarteischiff in Amsterdam nahm mich in den Dienst, und so sah ich Schottlands Küsten und das grüne Eiland Britannia. Die Schönheit der Welt aber vermochte nicht, in mir die Unruhe zu ertödten, und so kehrte ich denn zurück nach dem Kontinent. Allüberall erscholl hier das Kriegsgeschrei, und da wo es am lautesten tönte, wo am hellsten die Werbetrommel rasselte und am gellsten der Söldner Getümmel erklang, da wollte ich hin. Ich focht unter der Fahne von Albrecht Alcibiades, dem tollen Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, wie unter dem Banner Wilhelm von Grumbachs, ich raubte und sengte mit im fränkischen Lande und ward von den Mannen Moritz von Sachsen, des Kurfürsten, gefangen, als auf der Sievershausener Heide der Alcibiades erlag. Es gelang mir, zu fliehen, aber ich hatte genug an dem wüsten Landsknechtsleben! Von neuem griff ich zum Wanderstabe; im skandinavischen Norden half ich das Silber aus den Bergwerken ans Tageslicht fördern und lernte die Adern der Erde kennen. Das machte mir Muth, zurückzukehren zum alten Handwerk meines verstorbenen Vaters. In Straßburg, in Konstanz — wo ich Anna Huetlin, mein Weib, kennen lernte — in Bregenz und in Nürnberg suchte ich die Goldschmiedekunst wieder zu Ehren zu bringen. Und es gelang mir auch! Da traf plötzlich aus Eberswald im fernen Tyrol ein Abgesandter der dortigen Bergschaftsgewerke bei mir ein, der mich aufforderte die Aufsicht über die dortigen Knappschaften zu übernehmen. Der Zufall hatte

mir wohlgewollt: ein skandinavischer Gelehrter, den ich in den Bergen Norwegens kennen gelernt, hatte mich empfohlen. Nun begann eine neue Lebensepoche für mich; Ihr werdet wissen, was unter meinen Händen dort unten, zwischen den hängenden Felsen, Lawinen und Sturzbächen des Innthales entstanden ist. Mein Auge war heller geworden, mein Geist klarer. Ich sah das Salz liegen meilentief unter der Kruste der Erde, ich sah die Schwefelmassen fließen in den Venen dieser undurchdringlich scheinenden Steinwelt, ich sah das Gold und das Silber auf dem Grunde der Felsenwasser und sah die Smaragden leuchten im Bergesschacht. Und dahin und dorthin sandte ich meine Arbeiter und bezeichnete ihnen die Stellen, an denen sie der Tiefe ihre Schätze abringen sollten; ohne mich loben zu wollen, kann ich behaupten: ich habe Tyrol groß gemacht. Nicht alles belohnt sich im Leben, ich habe im Wechsel der Jahre oft genug diese Erfahrung gemacht, mein Streben und meine Mühen aber sollten doch anerkannt werden! Die bedeutendsten Männer der Zeit bewarben sich um meine Gunst und endlich zog der Kaiser selbst mich an den Hof zu Wien, und Erzherzog Ferdinand ernannte mich zu seinem Leibmedikus. Von der kaiserlichen Residenz aus unternahm ich jene Reisen, die mir zur Kenntniß fremder Pflanzen und Steine, zur Erforschung der Mysterien des Orients, zur Offenbarung des größten Geheimnisses, der Bewegung der Gestirne und ihres Einflusses auf das Geschick der Menschheit, nothwendig erschienen. In Portugal und in Hispanien folgte ich den Spuren der Maurenvölker, auf den Südseeinseln lernte ich die Sprache des Urgeschlechts der Welt, in Aegypten die Heilkunde der alten Kopter, in Persien las ich die Anfänge des Schriftverkehrs und im Lande Indien badete ich mich in jenem heiligen Strome, dessen Fluten schon das Paradies bewässert haben. So sah ich die halbe Erde mit ihren Wunderwerken und konnte getrost das große Werk meines Lebens, die „Archidoxa", beginnen, in der ich gezeigt habe, daß des Menschen Wille unterthan ist dem Lauf der Sternenwelt!*) Es sind jetzt gerade drei Jahre verflossen, daß ich wieder zurückkehrte nach Tyrol. Ich begab mich nunmehr zunächst nach Münster, um meine Schriften illustriren und unterstützt von dem großgeistigen Bischof Herrn Johannes Grafen von Hoya, drucken zu lassen. Meine Reisen hatten all meine Ersparnisse bis auf das letzte verschlungen, und ich bedurfte eines Laboratoriums, bedurfte menschlicher Kräfte, um in chemischen Prozessen und physikalischen Untersuchungen, begründet auf den während meiner Weltfahrten gesammelten Erfahrungen, jenes Urding zu finden, welches der Anfang und das Ende alles Wissens ist. Aber der Bischof verweigerte unter dem Vorwand, daß der Druck meiner Werke ihm bereits große Summen ge-

*) Von allen den wunderlichen, überaus thörichten und unsinnigen Schriften Thurneyssers, dieses merkwürdigen Mannes, der wie selten einer in seiner Person ein großes Stück Kulturgeschichte repräsentirt, ist die „Archidoxa" jedenfalls die interessanteste. Sie ist in Knittelreimen geschrieben und behandelt, wie oben erwähnt, den Einfluß der Gestirne auf das Geschick der Individuen. Aus allen Werken Thurneyssers gewinnt man den Eindruck, daß er nichts als ein unklarer, wüster, unverständiger Kopf, ein Projektenmacher und Charlatan wie hundert andere gewesen — und doch hat Handel, Industrie und Wissenschaft selbst diesem Manne unendlich viel zu danken gehabt, wenn auch nur durch seine Anregungen!

kostet, mir weitere Hilfe — bei Johann Georg, Eurem Herrn, hoffe ich sie zu finden!"

Der kleine Eichhorn bog sich erregt über die Lehne seines Sessels herüber.

„Und wie nennt Ihr jenes Urding, zu dessen Erforschung Ihr die Unterstützung unseres gnädigsten Kurfürsten bedürft?" fragte er.

Thurneyssер erhob sich.

„Den Stein der Weisen!"

In der Klosterstraße zu Kölln an der Spree stand das Kloster der Franziskaner. Schon vor langen Jahren hatte der letzte Mönch sich in seiner braunen Kutte aufs Sterbelager gelegt und seitdem waren die ausgedehnten Baulichkeiten unbewohnt geblieben. Mauer auf Mauer zerfiel, in den Giebeln rasteten die Schwalben und zwischen dem Gestein im Refektorium wucherte das Gras empor — kein Mensch bekümmerte sich weiter um den mehr und mehr stürzenden Trümmerhaufen. Da erschienen an einem Sommertage des Jahres 1572 plötzlich große Kohorten von Arbeitern und begannen den zerfallenen Bau neu aufzurichten. Zauberhaft schnell erhoben sich die geborstenen Mauern wieder empor, über den öden Hallen wölbten sich neue Dächer, schlanke Thürme und Kuppeln stiegen auf, und in dem verwahrlosten Garten begann frischer Buchsbaum zu grünen. Und als nun der Herbstwind über die Lande strich, da hielt statt der braunkuttigen Brüderschaft ein neu Regiment Einzug im Kloster. Ganze Lastwagen trafen ein voll wunderlicher Geräthe, voll Gläser, Retorten und Flaschen mit hunderterlei Mixturen, voll riesiger Fässer, buntbemalt und beschnörkelt, voll mächtiger Bücherladungen, gar seltsam anzusehen, voll Kisten mit getrockneten Gräsern und Pflanzen und anderer Dinge mehr. Dann wieder erschienen kleine Karawanen, wie man sie noch nie in Berlin-Kölln gesehen, Leute mit braunen Gesichtern, die fremdartiges Gethier an Stricken und Ketten führten: einen langbeinigen Strauß, ein Elen, eine Giraffe und ein Dutzend possirlicher Affen. Und alles dies untergebracht in den Gewölben und Räumen des Hauses und in dem mit Eisendrähten umzäunten Thierpark, da erschien der Besitzer dieser Wundersachen selbst und zog ein in sein neues Heim. Die sonst so öde Straße war dicht gedrängt voller Menschen an diesem ereignißreichen Tage, und von Mund zu Mund ging es im flüsterndem Tone:

„Dort kommt er, da ist er, der große Thurneyssер zum Thurn!"

Ja, da war er! Der Flüchtling, der Ausgestoßene, der Vogelfreie, da hielt er gleich einem Triumphator seinen Einzug in einen Palast voll stolzer Pracht, voll glänzenden Schimmers! Kurfürst Johann Georg, der nüchterne, sparsame, verständige Hohenzollern, er hatte den gelehrten Mann mit offenen Armen empfangen. Im Frühjahr des verflossenen Jahres, bei der großen Huldigungsreise durch die Mark, hatte der Druckereibesitzer Eichhorn Thurneyssер in Frankfurt den durchlauchtigsten Herren vorgestellt. Johann Georg wußte, was er schon jetzt dem Adepten zu danken, Thurneyssер hatte bei Lübben im Spree-

wald Goldkörner entdeckt, hatte im Zotzener Walde bei Friesack ein Bergwerk erschlossen und tief im Woriner Windsand sogar Rubinen aufgefunden. Er hatte ferner die Kurfürstin Sabina, deren Leiden bisher kein Arzt zu kuriren vermocht, durch magnetische Pillen geheilt und den Thronfolger durch Verabreichung eines auf geheimnißvolle Weise destillirten Eisenelixirs von einer bösen Geschwulst befreit. War Johann Georg da nicht verpflichtet, diesen großen Mann zum besten seines Landes und Volkes dauernd an sich zu fesseln?

Die todten Mönche vom Orden des heiligen Franziskus, die Reihe an Reihe schlummerten tief unten in den Sarghallen des alten Klosters, mochten wohl staunend die erloschenen Augen öffnen ob des verwunderlichen Lebens, das sich so plötzlich über ihnen zu entfalten begann. Im Thierparke schrieen die Affen und der Vogel Strauß wühlte den Sand auf, daß er gleich Wolken sein Gefieder umflog — in den Maschinenräumen krachten und ächzten die Druckerpressen — und in dem hochgewölbten Zimmer, das einstmals der Prior bewohnt, wanderte unruhig ein einsamer Mann auf und ab und zermarterte sich das Gehirn, um den Stein der Weisen zu finden, nach dem er gestrebt und gesucht hatte sein Lebelang. Dann kamen wieder stillere Tage friedlichen Familienlebens. Bei seiner Frau und seinen drei Kindern im engsten glücklichen Kreise, hoffte der Rastlose die Ruhe zu finden, nach der er sich sehnte, den Frieden, nach dem er dürstete. Und er fand beides nicht. Der Ehrgeiz — der Ehrgeiz, der verbrannte sein Hirn und warf schäumende Blasen hinter der hohen gedankenreichen Stirn. Der Ehrgeiz zerstörte die Eintracht seiner Seele und trieb ihn zu wahnwitzigen Charlatanerien, der Ehrgeiz stachelte ihn immer von neuem auf und fand doch keine Befriedigung in der Bewunderung und dem Staunen der Welt! Den stillen Tagen pflegten gewöhnlich um so geräuschvollere zu folgen: Thurneyſſer nahm Besuche an! Dann glich das alte Kloster einem Wanderlager, einer Fürstenherberge. Von nah und fern kamen Deputirte und Sendboten, Gelehrte und Höflinge. Heute erschien ein Flor eleganter Damen, die Schönheits- und Verjüngungsmittel verlangten und sie mit klingendem Golde bezahlten, und morgen ein einsamer Pilger aus dem Sande des Sinai, der dem weisen Manne ein neues wichtiges Rezept, ein neues Elixir überbrachte. Mit großem Gefolge zog durch das Hofthor des Klosters ein Sendling Elisabeths, der jungfräulichen Königin von England, um Thurneyſſer ein eigenhändiges Skriptum seiner hohen Gebieterin darzureichen und dann wieder ließ ein geistlicher Würdenträger in scharlachrother Soutane, ein sommatischer Prinz in barock-phantastischer Kleidung, ein märkischer Junker im Lederwams und Federbarett bei ihm sich melden!

An einem dieser bewegten Tage auch wars, da ein großer Mann in zerfetztem Koller aus Hirschfell, schmutzigen Pluderhosen nach Landsknechtsart, verwildert und verkommen von oben bis unten, Einlaß begehrte in des Adepten Palast. Der Thürhüter war gewohnt, die seltsamsten Gestalten ein- und ausgehen zu sehen, er verwehrte auch dem tollen Burschen den Eintritt nicht. So kam jener Landstreicher unangefochten bis in Thurneyſſers Laboratorium; der Theurg saß gerade bei einer Retorte, in deren Innern eine glühende Masse zischte und loderte, als der Fremdling ins Zimmer trat. Er zog den durchlöcher-

ten Filz schwenkend vom Kopfe und breitete die Arme aus. „Grüß Gott, Bruder", rief er lustig, „hei, Du erkennst mich wohl nicht?"

Thurneyssser sprang auf, schlaff sanken seine Arme hernieder.

„Alexander — Bruder — wo kommst Du her?"

„Weit hinten aus Welschland, doch direkt jetzt aus Basel, von wo ich Dir Grüße mitbringe von Deiner geschiedenen Frau, der Grete!"

„Daimon!" murmelte der Adept und unwillkürlich, gewohnheitsmäßig zog seine Hand beim Hervorstoßen des magischen Wortes einen Beschwörungskreis durch die Luft.

Daimon — Dämon! — ja, es war ein Dämon, der hier in Gestalt eines verkommenen Bruders Thurneyssers auftauchte! Er brachte das Unheil ins Haus, dieser lumpenbekleidete Abenteurer, und vertrieb den letzten Athem des Friedens, der noch diese Räume durchweht hatte.

Von Jugend auf war Alexander Thurneyssser ein schlechtes Subjekt gewesen, ein Trinker und Spieler, ein arbeitsscheuer Gesell. Wo Krieg es gegeben, im deutschen Reich oder jenseit der Grenzen, da hatte er sich eingefunden, um plündern zu helfen. So war er durchs Leben gewandert, ruhelos wie sein Bruder, aber auf tieferen Pfaden. In der Lombardei hatte er zum ersten Male von dem steigenden Glücksstern Leonharts gehört und gleich war der Gedanke in ihm mächtig geworden, sich an seine Fersen zu heften und ihn auszubeuten, soweit es nur möglich.

Und er thats — er thats nach Kräften. Er nistete sich ein in dem Hause der Klosterstraße wie eine Eule in einem verfallenen Schloß. Er wußte mit scharfem Auge hinter all die großen und kleinen Geheimnisse seines Bruders zu kommen, und er benutzte diese Kenntnisse zu einem maßlosen Terrorisirungssystem Leonhart gegenüber. Er verschwelgte die glänzenden Einnahmen des Adepten und schädigte dessen Ruf; er verdächtigte das brave Weib des eigenen Bruders in tückischer Weise, so daß dieses gramerfüllt auf das Sterbelager sank. Er kränkte Leonhart auf diabolische Art, er trug Schuld daran, daß der Theurg — ein Spott seiner Elixire — selbst auf das Krankenbett geworfen wurde. Der Dämon konnte triumphiren!

Thurneyssser genas wieder, aber es schien, als habe die alte Spannkraft ihn verlassen, die alte Ausdauer und Energie. Er, der sonst unermüdlich fleißig war und sei es nur gewesen, um die Kosten seines luxuriösen Haushalts zu bestreiten, konnte jetzt stundenlang unbeschäftigt in sich hineinbrüten; er haderte mit seinem Leben! Dazu kamen Ungelegenheiten von allen Seiten, man begann ihm im Auslande zu mißtrauen. Der Frankfurter Professor Dr. Kaspar Hoffmann bezeichnete ihn in seiner Broschüre „de Barbarie imminente" offen als einen Betrüger, der Magister Rollenhagen verspottete ihn in seinem „Froschmäuseler" auf hohnvolle Art, und der Greifswalder Gelehrte, Herr Franz Joël griff ihn schonungslos in seinem Werke „de morbis hyperphysicis" an. Sollte Johann Georg, des Kurfürsten Durchlaucht, nicht stutzig werden, nicht zu zweifeln beginnen an der Allmacht seines Leibmedikus — dann mußte etwas geschehen.

Drei Tage hindurch schloß Thurneyssser sich in seinem Laboratorium ein und in der Woche darauf wurde ihm eine Audienz bei Johann Georg bewilligt. Er kam mit der Bitte, als Zeichen seiner Kunst an-

gesichts des ganzen Hofes einen eisernen Nagel in lauteres Gold tingiren zu dürfen. Hocherfreut setzte der Kurfürst den Tag der Probe fest. Auf dem improvisirten Maschinentisch brodelten in Retorten und Pfannen glühende Flüssigkeiten, weißer Rauch wallte auf und stieg langsam zum Plafond empor. Thurneysser, in schwarzem Talar, die goldene Gnadenkette, ein Geschenk seines Landesherrn, um den Hals gewunden, versenkte den Nagel in den grüngelben Gischt der Retorte. Wild wallte die Flüssigkeit hin und her, große Blasen sprühten auf, es zischte und sprudelte, als suche die lebendige Kraft das Glas des Gefäßes zu sprengen. Der Alchimist streifte die Aermel empor, mit einer feinen Zange tauchte er in die Flüssigkeit hinein und erfaßte den Nagel. Dann warf er ihn in ein Becken eiskalten Wassers — rostig, schmutzig und unansehnlich war die eiserne Kramme wie zuvor. Aber nun griff Thurneysser nach einem kleinen ledernen Läppchen und begann damit die Außenfläche des Nagels zu putzen, die Patina löste sich allmählich und siehe da! strahlend und gleißend blitzte den Umstehenden die goldene Hülle entgegen.

Ausrufe des Staunens, der Bewunderung, der Freude ertönten von allen Seiten. Der Kurfürst reichte dem Adepten die Hand — glänzender konnte keine Probe gelingen als die soeben abgelegte. Der arme Kurfürst — die armen Hofleute! sie wußten nicht, daß in der Geschwindigkeit keine Hexerei liegt und daß ein gewandter Taschenspieler noch lange kein Goldmacher ist.

Einen Tag nach diesem Experiment besuchte eine einfache Frau den großen Gelehrten. Es war die Gattin des Berliner Buchdruckers Fernandus Eichhorn, Anneken Schoenengel, Thurneysers Jugendgespielin. Sie kam Abschied zu nehmen. Ihr Mann hatte zur Vergrößerung seines Geschäfts eine Filiale in Kölln am Rhein erworben, dorthin sollte die Reise gehen. Anneken war sehr glücklich; sie hatte ihre älteste Tochter, die siebzehnjährige Kathrin, am Tage vorher an einen braven jungen Glasermeister aus Grimnitz verheiratet und schwelgte noch in der Erinnerung an die zu Herzen gehende Traurede des Predigers Merkenthien. Dann fragte sie Thurneysser nach seinem Glück; sie hatte bereits gehört von der gelungenen Goldprobe im kurfürstlichen Schlosse und war der Bewunderung voll.

Der Adept nahm die Gefährtin seiner Kindertage bei der Hand und führte sie in seinem Hause umher. Er zeigte ihr im Thierpark die springenden Affen und die Giraffe, deren Hals sich weit über das Gitter reckte, auf den Pflanzenbeeten die heilsamen Kräuter, deren er bei seinen Arzneien bedurfte, im Blumengarten die exotischen Gewächse sonderlicher Art, die er von seinen Reisen heimgebracht hatte. Er erklärte ihr die Nutzanwendung von dem und diesem, führte sie dann in seine Bibliothek, wo auf den Regalen mächtige Folianten sich brüsteten und wo neben Globen und Dreifüßen und seltsam geformten Instrumenten große Gefäße standen, in deren trübgelber Flüssigkeit Schlangen sich ringelten und scheußliches Seegethier schwamm. Und nun ging es weiter, zum Laboratorium. Da glühte und kochte und zischte und brauste es in allen Ecken und Winkeln. Von der Decke herab hingen dicke Bündel getrockneter Kräuter, anatomische Präparate und ausgestopfte fremdländischer Thiere; ein eigenthümlicher, scharfer, doch nicht

unangenehmer Dunst zog durch den ganzen Raum. In der Mitte des Laboratoriums stand eine Art Altar und eine riesige eiserne Maschine in Kesselform darauf, unter der unausgesetzt Feuer loderte. Thurneysser öffnete ein Ventil an der Maschine und ließ Anneken in das Innere blicken. Ein breiter Strom flüssigen Goldes schlug da seine Wellen; die kleinen Blasen, die dort und hier auf die Oberfläche traten, blitzten wie Diamanten, und der weiße Schaum an den Wänden des Kessels leuchtete gleich echten Silber. Es war ein wunderbarer und doch unheimlicher Anblick.

Anneken trat zurück, sie maß fast voller Ehrfurcht des Magiers respektgebietende Gestalt.

„O Leonhart", sagte sie dann, „wie hoch, wie gewaltig seid Ihr gestiegen! Wahrscheinlich — jetzt glaube ichs, daß Ihr den Stein der Weisen gefunden habt!"

Thurneysers Auge umflorte sich. „Noch nicht, Anneken", entgegnete er wehmüthig, „noch nicht!"

Nicht weit von jener Straße zu Basel, da die Wiege Leonhart Thurneyssers gestanden, befand sich das ehemalig Iselinsche Grundstück, ein großes palastartiges Haus mit einem hübschen parkähnlichen Garten ringsum. Hier herrschte am 7. November 1580 vom frühesten Morgen an ein hochbewegtes, reges Leben und Treiben. Guirlanden aus Tannenzweigen zogen sich von Fenster zu Fenster, der Schnee vor dem Gebäude war fortgefegt und dafür mit vollen Händen das dunkle Grün ausgestreut worden. Das Volk, das auf der Straße sich angesammelt, jauchzte, johlte und schrie, denn Stunde für Stunde traten reichgekleidete Diener mit Speisen und Getränken aus der Thür und vertheilten dieselben unter der harrenden Menge. Hin und wieder auch öffnete sich eines der Fenster, hinter den man dann geputzte Gestalten sah und ein Regen von Goldstücken sauste auf die Häupter der Masse herab. Es war, als feiere irgend eine hohe Fürstlichkeit Hochzeit.

Keine Fürstlichkeit, nur ein alter thörichter Mann, den die blinde Welt für einen Weisen hielt! Leonhart Thurneysser, der große Adept, war zurückgekehrt in die Berge seiner Heimat, um hier, umweht vom Athem der Alpen, an Herz und Leib zu gesunden. Längst war dem berühmt gewordenen von den Räthen der Stadt jene Jugendsünde verziehen worden, um derenwillen er einst flüchten mußte; Basel war stolz darauf, seinen großen Sohn wieder aufnehmen zu dürfen! Aber die Rheinstadt hatte Thurneysser schon einmal Unglück gebracht, und wieder sollte sie ihm zum Fluche werden!

Alt und gebrochen und müde an Körper und Geist, hatte der Adept den unseligen Entschluß gefaßt, sich zum dritten Male zu verheiraten. Der traurige Ausgang seiner ersten Ehe mit Magarete Müllerin, die nun als Frau Vlie nicht allzuweit von seinem Heim selbst Haus hielt und der es schlecht genug ging, nachdem sie das Vermögen ihres zweiten Gatten vergeudet, schreckte ihn nicht. Seine Wahl war auf Marina Herbrottin, die schöne aber leichtfertige Tochter eines Ravensburgischen Junkers gefallen, ihr trug er seine Hand, sein Herz und sein Vermögen an.

Warum schaute denn der Adept, der sich rühmte, allsehend zu sein und Zeiten und Räume durchforschen zu können, an jenem Tage, da er mit seiner neuen Ehefrau vor den Altar Gottes trat, nicht in jenes winzige Haus hinein, das Margarete Vlie bewohnte? Warum hörte er, der kühnlich behauptete, die menschliche Stimme auf tausend Meilen weit zu vernehmen, denn nicht das Gespräch, das dort zwischen dem gebückten Weibe, dem man die einstige Schönheit kaum anzusehen vermochte, und Leonharts Bruder dem verkommenen Landsknecht, geführt wurde?

„Er hat mir die Thür gewiesen, der freche Betrüger", so sagte zu dieser Stunde Alexander Thurneyſſer und sein böses Auge glühte, „ich will Rache haben dafür!"

„Er stieg um so höher empor, je tiefer ich sank", fügte Frau Margarete bei, „er sitzt im Glück, ich im Unglück, er hat den Stein der Weisen gefunden, ich das Elend der Dummen, es soll anders werden!"

Und die beiden reichten sich die Hände und thaten einen furchtbaren Schwur, Leonhart Thurneyſſer zu vernichten, ehe der Tod sie abgerufen aus diesem Leben voll Sünde und Müßiggang.

Wie es vorauszusehen war, so kam es. Statt Frieden nach einem Dasein voll ruheloser Hast, fand Leonhart in seiner neuen Ehe eine Fülle von Kummer und Gram. Marina glich Margareta in vieler Beziehung, nur bösartiger war sie noch, schlimmer, leidenschaftlicher und unweiblicher. Bald kam es so weit, daß der in der Achtung aller tiefgesunkene Mann zum Spott der Straßenkinder ward. Und immer toller trieb es Marina, immer verwegener. Sie verkehrte viel mit Margarete und Alexander und jedesmal, wenn sie von einer Unterredung mit jenen beiden in das Haus ihres Gatten zurückkehrte, führte sie eine neue Bosheit im Schilde. Einmal fand Leonhart das Spindchen mit seinen Giften heimlich geöffnet; ein Pulver fehlte, ein unschuldig aussehendes, weißes Salz, doch todtbringend, gefährlich in seiner Wirkung. An demselben Tage rührte Thurneyſſer das Essen nicht an, das seine Frau ihm bereitet. Ohne daß sie es merkte, setzte er es einem seiner cyprischen Hunde vor, der es gierig fraß und fünf Minuten später verstarb.

Jetzt packte das Entsetzen den gepeinigten Mann. Er war nicht mehr sicher im eigenen Heim, Dämonen umlauerten ihn, er mußte fort, mußte wieder flüchten aus Basel wie einstmals, wieder in die Welt hinaus, ohne Ruhe und Rast! Er sagte sich schriftlich los von seinem Weibe und befahl seinem Geheimschreiber, Marina zu ihrem Vater zurückzuführen, er wollte nichts mehr wissen von ihr! Und während er nun in aller Schnelle und unter Zurücklassung seines ganzen Besitzes die Vorbereitungen zur Reise nach Berlin, dem alten Sitz seines Ruhmes, traf, da rieben sich im Hause Margarete Vlies zwei Leute schadenfroh kichernd die Hände — so mußte es kommen!

Was half es Thurneyſſer, daß er in Berlin vom Kurfürsten Johann Georg in alter Gnade aufgenommen wurde? Sein Herz war gebrochen, sein reger Geist stumpf geworden, es war vorbei mit ihm!

Am kurfürstlichen Hofe stand ein freudiges Ereigniß in Sicht. In Dresden sollte die Vermälung der ältesten Tochter Johann Georgs, der Prinzessin Sophie, mit dem Kurfürsten Christian von Sachsen gefeiert werden. Johann Georg, der in schier unbegreiflicher Verblendung noch

immer an Thurneyssers Wissen glaubte, hatte diesen aufgefordert, ihn in die Residenz an der Elbe zu begleiten und der kranke Adept hatte zugesagt.

Es war am Abend vor der geplanten Reise. Thurneysser saß, in Decken gehüllt, am Fenster seines Arbeitszimmers und schaute in die Wolken hinein. Da war es ihm plötzlich, als knarre leise die Thür und als löse sich aus den dämmernden Schatten im Hintergrunde der Stube eine wohlbekannte Gestalt. Zitternd erhob sich der Greis, vor ihm stand Alexander, sein Bruder, sein Dämon!

„Salve!" sagte er mit klingender Stimme; „Du hast das Recht, mich wieder von Deiner Schwelle zu weisen wie das erste Mal und ich will Dir dies Recht auch nicht wehren. Doch zuvor höre mich, ich komme mit einer Botschaft! Mattheus Herbrott, der Vater Marinas, hat Dich verklagt, das weißt Du. Noch nicht mag Dir aber bekannt sein, daß die Baseler Gerichte gegen Dich entschieden und daß sie Dich, weil Du nach ihrem Spruche Dein Eheweib böswillig verlassen, nach Recht und Gesetz verurtheilt haben. Drei Zeugen waren nöthig, dem Gericht zu beweisen, daß Marina unschuldig, Du schuldig seiest. Der erste Zeuge fand sich in einem alten Diener, den Du, weil er Dich mehrfach bestohlen, den Dienst gekündigt hattest, der zweite in einem Weibe, das Dir einst angehörte und das Dir nie vergeben konnte, gehungert haben zu müssen, da Du im Reichthum praßtest, der dritte in einem Blutsverwandten Deiner selbst, den Du in unbedachtem Uebermuthe aus Deinem Hause jagtest! Dieser zweite und dritte Zeuge wider Dich waren Margarete Blie und ich! Marina Herbrottin ist in den Besitz des ganzen Vermögens eingesetzt worden, das Du leichtsinnigerweise in Basel zurückgelassen hast, nun magst Du bei ihr betteln gehen! Nicht wahr, ein gewaltiger Sprung vom pfaustolzen, reichen Hofmedikus zum Bettler herab, das geht an die Nieren? Nun ist Dir nichts geblieben, nichts, nichts als die Hoffnung allein, jenes Urding zu finden, daß Ihr den Stein der Weisen nennt. Suche ihn, Leonhart Thurneysser, Leibmedikus, großer Adept, Bettler und Narr, suche ihn!

Immer starrer war des Theurgen Auge geworden, immer glasiger bei den Worten des entarteten Bruders — nun brachen ihm die Kniee, lang schlug er auf die Fußkacheln nieder.

In der dämmernden Luft aber schien es zu rauschen wie heimlicher Flug und zu klingen wie leises Gelächter. Ob sie sich freuten im unsichtbaren Chore, all die Dämonen, die jener Mann so oft vergebens gerufen — jener unselige Erdenbewohner, der vom Himmel herab und aus den Tiefen der Hölle die Geister des Lichts und der Finsterniß beschwören zu können vermeinte und noch nicht einmal die Geister im eigenen Innern zu bannen verstand?

Im Kreuzgang des Dominikanerklosters zu Kölln am Rhein schritt eine alte Frau zu Seiten eines hochgewachsenen Mönches. Sie traten in eine der kleinen Zellen, die rechts und links des Ganges lagen und blieben einen Augenblick abwartend an der Thür stehen.

Das Fenster des Gemachs war verhängt, damit der Sommersonnen-

ſchein den Kranken nicht blende, der hier auf einem ſchlichten Bette ſeiner Erlöſung entgegenſah. Die beiden Prieſter, die, Roſenkranz und Skapulier in der Hand, zu ſeinen Häupten ſtanden, traten zurück, als ſie ſahen, wie ſich das bleiche, graubärtige Antlitz des Sterbenden mit freudiger Verklärung der Eintretenden zuwendete.

„Ich wußte, daß Du kommen würdeſt, wenn ich nach Dir verlangte, Anneken", flüſterte ſchon mit brechender Stimme der Kranke und ſeine zitternde Hand griff nach der Rechten der alten Frau. „Du biſt ja die Einzige weit und breit, die mir einſt nahe ſtand, Du wirſt auch der Menſchheit erzählen, wie Thurneyſſer, der Adept, in die Ewigkeit einging! Sieh, Anneken, von früher Jugend an iſt es der Wunſch meines Lebens geweſen, den Stein der Weiſen zu finden. Dieſem Wunſche hab ich meine Kindheit geopfert, meine Manneskraft und meine alten Tage, denn ſelbſt nach dem letzten großen Mißgeſchick, das mich betroffen, gab ich noch nicht alle Hoffnung auf. In Prag und im heiligen Rom und in den ſonnigen Bergen der Schweiz habe ich, ſchon ein weltmüder Greis, immer wieder von neuem auf trügeriſchem Goldſtaub weitergebaut, vergebens! Nun endlich, endlich, im Angeſicht des Todes hab ich gefunden, was ich geſucht. Ich war mit Blindheit geſchlagen, Anneken, ich war ein Thor. Ich habe die Welt betrogen und mich ſelbſt, ich glaubte ſehend zu ſein und ſah doch nichts, weil mir das Glück fehlte und die Ruhe des Herzens. Nun habe ich beides, das Glück und den Frieden und damit auch den Stein der Weiſen gefunden — den rechten!"

Ein tiefer ſtöhnender Athemzug, ein ſeliges Lächeln. Anneken Eichholz ſank nieder, durch die kleine Stube drangen fromme Gebete, und auf der Höhe des Kloſterthurms begann die Glocke zu läuten.

So ſtarb Leonhart Thurneyſſer. Kein Sohn, keine Tochter weinte an ſeinem Grabe, nur eine alte Frau, die das längſt im Herzen getragen, wonach er ſich müde gerungen — den Stein der Weiſen.

Interessante Frauen.

I. Luise Raugräfin zu Pfalz.

Fürsten sind dem Wechsel des Glückes unterworfen wie gemeine Sterbliche, und wäre nicht hier und da das Schicksal einer Frau, welche liebt, in ihr Schicksal verflochten, vielleicht wäre ihr Lebensinhalt für den Geschichtschreiber weniger interessant, als derjenige einer leidenschaftlichen Geliebten. Einen Fürsten zu lieben, mag für ein weibliches Gemüth einen unbesiegbaren Reiz ausüben, und von ihm geliebt zu werden eine Wonne des weiblichen Geschlechtes sein.

Eine solche Coeurdame war Luise von Degenfeld.

Luise geborene Baroneß von Degenfeld entstammte einem alten freiherrlichen Geschlechte aus der Schweiz, das im Jahre 1280 in Württemberg sich ansiedelte und von der Herrschaft Degenfeld im Amte Gmünd seinen Namen erhielt. Ihr Vater hieß Christoph Martin von Degenfeld, der im Dreißigjährigen Kriege unter Wallenstein und Tilly, dann in den Niederlanden, unter Gustav Adolf, und später im Dienste der Republik Venedig wacker mitgekämpft hatte. Des Streitens müde, verlebte er seine letzten Lebensjahre in Ruhe auf seinen Gütern in Schwaben, wo er im Jahre 1653 starb. Noch sehr jung kam die Tochter an den Hof des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und ward Hofdame der Kurfürstin Charlotte, einer geborenen Landgräfin von Hessen-Kassel.

Luise vereinigte mit einer blühenden Jugendschönheit solche Vollkommenheiten des Geistes und Herzens, daß Karl Ludwig ein großes Vergnügen an ihrem Umgange fand, welches durch das Mißvergnügen noch mehr erhöht ward, das ihm die stolze und unzufriedene Gemüthsart seiner Gemalin verursachte. Nicht lange mochte dem scharfsichtigen Auge der Kurfürstin die Neigung Karl Ludwigs zu ihrer liebenswürdigen Hofdame entgehen, und sie konnte sich deshalb von dieser Zeit an nicht mehr entschließen, die Liebkosungen eines Gemals zu erwiedern, der sein Herz theilen wollte, auf dessen Besitz er ihr ein ausschließliches Recht zugestanden hatte. Uebrigens hatte Charlotte schon bei der Werbung des Kurfürsten um ihre Hand ihm wenig Neigung bezeigt, und nur dem Zureden ihrer Mutter Amalia, Wittwe des Landgrafen Wilhelm V., war es gelungen, das Heiratsverhältniß zu Stande zu bringen.

Karl Ludwig war ein Sohn des Kurfürsten von der Pfalz und unglücklichen Königs von Böhmen Friedrich V. und der Elisabeth, einer Tochter Jakob I. von England, geb. den 22. Dezember 1617 zu Heidelberg. Er hatte noch einen älteren Bruder Friedrich Heinrich und daher

keine berechnete Aussicht auf den Kurhut. Der Bruder starb jedoch in seinen jungen Jahren. Eine sorgfältige Erziehung und große Reisen hatten Karl Ludwig eine gute Bildung verschafft. Er war von mittlerer Statur, mehr schlank und dünn und konnte alle Beschwerlichkeiten ertragen. Er besaß eine regelmäßige und schöne Gesichtsbildung, und sein scharfes feuriges Auge flößte denen, die um ihn waren, Respekt und Ehrerbietung ein. Im Umgange war er ungestüm, aber nicht unangenehm. Ebenso sehr zu fröhlichem Scherze als zu männlichem Ernste aufgelegt, vergaß er nie seine Würde, obgleich er dem geringsten seiner Unterthanen den Zutritt zu sich gestattete, und sich oft in Unterhaltungen mit Männern aus dem Volke einließ, um Kunde über das Betragen seiner Beamten einzuziehen.

Während seines Aufenthaltes in England noch vor seiner Verheiratung, ward ihm von einer Gräfin, die er liebte, ein Sohn geboren, den er, nachdem er die Regierung schon eine Zeit lang angetreten hatte (seit 1648), unter dem Namen Ludwig von Rothschild nach Heidelberg kommen ließ, wo er ihn während seines Reichsvikariats legitimirte, zum Freiherrn von Selz erhob und die Einkünfte dieses Städtchens ihm zum Unterhalte anwies. Das muntere Wesen des jungen Barons erwarb ihm die Liebe seines Vaters, der ihn von seinem Hofprediger Professor Fabrice erziehen ließ. Aber in der Blüte seines Lebens starb Ludwig von Rothschild auf einer Reise nach Paris. Der Kurfürst beweinte ihn.

Inzwischen entspann sich zwischen Luise von Degenfeld und Karl Ludwig ein Briefwechsel, der den überzeugenden Beweis liefert, daß die Neigung des Kurfürsten mehr eine Frucht der Werthschätzung der hohen Geistesfähigkeiten und schätzbaren Gemüthseigenschaften der Baroneß gewesen ist, als daß ihr irgend ein unerlaubtes Verhältniß zu Grunde gelegen haben sollte. Auch war der Kurfürst jetzt noch keineswegs gesonnen, sich von seiner Gemalin zu trennen, sondern ließ ihr vielmehr durch seine vertrautesten Minister die eingehendsten Vorstellungen machen, sie auf den Weg ihrer Pflicht zurückzubringen. Aber alle diese Versuche, sowie die freundschaftlichen Bemühungen der Höfe von Stuttgart, Hessen-Kassel und Baden-Durlach eine Wiederaussöhnung zu bewirken, scheiterten an dem unbeugsamen und verbitterten Charakter der Kurfürstin. Dieser unbezwingliche Eigensinn und anhaltende Widerwillen gegen alle Aussöhnungsvorschläge lenkte das Herz des Kurfürsten immer mehr zu seiner geliebten Degenfeld hin und trieb ihn zu dem Entschlusse, ein Ehebündniß mit ihr einzugehen, welches allen seinen Wünschen entsprach. Deshalb verlangte er von seiner Gemalin die Einwilligung zu einer gesetzlichen Ehescheidung, die ihm indessen versagt wurde. Er hielt sich nunmehr an die Charlotten versprochene Treue nicht länger gebunden, sondern richtete all sein Denken und Sinnen auf seine vorhabende neue Verbindung mit der Baroneß. Nachdem er dieser unter dem 10. Februar 1657 einen schriftlichen Revers ertheilt, worin er sie für seine Gemalin erklärt, stellte er noch unter dem 6. März desselben Jahres eine förmliche Urkunde aus, in welcher er die Gründe seiner Ehescheidung angiebt — Widerwärtigkeit, Ungehorsam, auch Widerspenstigkeit gegen alle Zärtlichkeiten — und feierlich erklärt, daß er sich von dem seiner Gemalin gegebenen Eheversprechen ledig und frei glaube, da sie durch ihr bisheriges Verhalten alle ihm ertheilten

Versprechungen ihrerseits gebrochen habe, und kraft der ihm zustehenden landesfürstlichen Gewalt das zwischen ihm und ihr eingegangene Ehebündniß hierdurch aufhebe, obgleich wichtiger Ursachen wegen, welche vornehmlich die eigenthümliche Lage der zu seiner künftigen Gemalin ausersehenen Baroneß von Degenfeld beträfen, seine Ehescheidung noch nicht öffentlich bekannt gemacht werden dürfe. Diese Urkunde übergab Karl Ludwig nebst dem eigenhändigen Revers seiner Geliebten, der Baroneß Degenfeld. Trotzdem nun die tugendhafte Baroneß an der Aufrichtigkeit des Kurfürsten keinen Zweifel hegte, so konnte sie sich doch der Bedenken nicht entwehren, seine Wünsche zu erfüllen. Mehrere Monate vergingen, ehe sie einen festen Entschluß zu fassen wagte. Während dieser Zeit hatte sie öfters Konferenzen mit ihrem Beichtvater dem Pfarrer Heiland, und erst nachdem der Kurfürst sein ihr gegebenes Versprechen in Gegenwart dieses Geistlichen wiederholte und sie von letzterem die Absolution und das heilige Abendmahl empfangen hatte, willigte sie ein, daß ihre eheliche Verbindung mit dem Kurfürsten durch eine geheime Trauung vollzogen wurde am 15. Januar 1658. Von nun an fühlte er sich noch mehr zu ihr hingezogen und ihr gingen die schönsten Tage ihres Lebens auf, wie sie selbst gesteht. Es war am 24. Oktober des Jahres 1658, als er eine abermalige Urkunde, vor Notar und Zeugen unterschrieben, ausstellte, worin er den Inhalt der ersten bestätigte.

Inzwischen blieb die Kurfürstin Charlotte auf dem Schlosse zu Heidelberg, wo sie ihren abgesonderten Hofstaat hatte, und Karl Ludwig, der die Rache seiner heftigen und gekränkten fürstlichen Gemalin fürchtete, ließ seine morganatische Gattin auf dem Jagdschloß Schwetzingen wohnen, wohin eine kleine Besatzung abkommandirt war. Aber die Kälte, mit welcher der Kurfürst seine rechtmäßige Gattin behandelte, und die zunehmende Zärtlichkeit desselben gegen die Baroneß, die jener nicht verborgen bleiben konnte, hatte den stolzen Sinn der Fürstin sehr niedergebeugt. Zu spät sah sie den Fehler ein, den ihre zu weit getriebene Empfindlichkeit begangen hatte, und sie machte nun wiederholte Versuche, die verlorene Gunst ihres Gemals wieder zu gewinnen. Allein Luise, die sich auch als die Gemalin des Kurfürsten betrachtete, verstand die weitaus größere Kunst, dauernd ein Herz zu fesseln, das sich ihr ergeben hatte. Die zärtliche Neigung, die er für sie hegte, und das Gelübde ewiger Treue, die er ihr feierlichst geschworen, machten ihm den Gedanken unerträglich, sich jemals wieder von ihr zu trennen. Aus diesem Grunde scheiterten jetzt alle Versuche, welche die Kurfürstin machte, um eine Wiederversöhnung mit ihrem Gemal zu bewirken. Nachdem sie sich von der Erfolglosigkeit all ihrer Anstrengungen, die Gunst des Kurfürsten wiederzugewinnen, zur Genüge überzeugt hatte, wurde sie von einer dämonischen Wuth ergriffen, die sich bis zu dem unglücklichen Wahnsinn steigerte, dem Leben ihrer glücklichen Nebenbuhlerin ein gewaltthätiges Ende zu bereiten. Die Gelegenheit erschien. Beide Gemalinnen standen sich gegenüber. Eben im Begriff ein tödtliches Gewehr auf die Baroneß abzudrücken, sah sie sich vom Kurfürsten überrascht, der dazwischen trat und seiner Geliebten ein Lebensretter ward. Nunmehr war das Band völlig getrennt, das ihn noch lose mit der fürstlichen Charlotte verband. Keine Hoffnung blieb ihr übrig.

Sowie die Ehescheidung des Kurfürsten, so blieb auch seine eheliche Verbindung mit der Baroneß von Degenfeld sowohl bei Hofe, als in den kurfürstlichen Landen ein nur wenigen Personen bekanntes Geheimniß.

Am 13. Oktober 1658 kam die Degenfeld mit einem Sohne nieder. Dieser Umstand hatte zur Folge, daß sie mit allen ihren Nachkommen mit Einwilligung aller Agnaten vom Kaiser in den Grafenstand erhoben wurde, und der erstgeborene Sohn derselben den Titel und Namen Raugraf Karl Ludwig erhielt.

Endlich wurden aber doch diese Vorkommnisse am Hofe dem Volke bekannt, das anfangs mit Besorgniß erfüllt ward und nichts sehnlicher wünschte, als die endliche Wiederaussöhnung des Kurfürsten mit seiner verstoßenen Gemalin. Wenn dies nun auch, wie bekannt, nicht geschah, so erhielt er sich doch in der allgemeinen Gunst des Volkes, da er die innern und äußern Angelegenheiten seines Kurfürstenthums in einen blühenden und sichern Zustand erhob.

Der Kurfürst residirte außer in Heidelberg auch in der neu restaurirten Friedensburg, wo er sich mit besonderer Vorliebe aufhielt. Bei allerlei kleinen Kriegswirren und häuslichen Unruhen genoß er das schönste Lebensglück in dem ununterbrochenen Umgange, den er mit seiner geliebten Raugräfin pflog. Sie gebar ihm Söhne und Töchter, die er zärtlich liebte und väterlich versorgte. Er errichtete das Fräuleinstift unweit Heidelberg, in welchem fürstliche und adelige Damen ihre Lebenstage auf eine sorgenlose Weise zubringen konnten. Früher war es ein Kloster gewesen, Karl Ludwig ließ es in Stand setzen und einrichten zu einer Zufluchtsstätte für zwölf hochadelige und adelige Damen, welchen er diesen stillen und anmuthigen Aufenthalt mit hinlänglichen Einkünften zu einer standesgemäßen Unterhaltung anwies.

Sein größtes Unglück sah er aber darin, daß seine Ehe mit der Raugräfin die erforderliche Giltigkeit einer gesetzmäßigen Ehe nicht hatte; indem das Haus Karl Ludwigs dadurch mit Kindern überfüllt war, die keinen Anspruch auf die Succession machen konnten, war der eigentliche Fürstenstamm in Gefahr auszusterben. Der einzige Kurprinz war von einer schwächlichen Körperkonstitution und öfteren Krankheitsfällen ausgesetzt. Um seine Gesundheit zu kräftigen, ward er auf Reisen geschickt, währenddeß der Kurfürst auf seine Vermälung bedacht war. Die Wahl Karl Ludwigs für den Kronprinzen Karl fiel auf die Prinzessin Wilhelmine, eine Tochter Friedrich III., König von Dänemark, die zwar schön von Gesicht, aber zu starker Leibesbeschaffenheit war. Karl Ludwig soll, als er sie zum ersten Mal sah, gerade keinen sehr begeisternden Eindruck von der kolossalen Dänin erhalten haben. Das Beilager ward zu Heidelberg mit großem Gepränge gefeiert; aber die Ehe des Kurprinzen blieb zum größten Leidwesen des Kurfürsten ohne Kinder.

Eine andere Vermälung, die noch in demselben Jahre in der kurfürstlichen Familie stattfand, wurde für Karl Ludwig eine Quelle bitterer Leiden, obwohl sie anfänglich seinem Hause einen neuen Glanz zu geben schien. Die Wittwe des Prinzen Eduard nämlich, eines in Frankreich verstorbenen Bruders des Kurfürsten, kam von Paris nach Heidelberg, um eine Heirat zwischen Herzog Philipp von Orleans und Elisabeth Charlotte, der einzigen Tochter, die Karl Ludwig von seiner

fürstlichen Gemalin hatte, zu vermitteln. Das einnehmende Wesen dieser Fürstin vermochte den Kurfürsten bald zu bewegen, seine Einwilligung zu einer Verbindung mit dem Bruder des mächtigsten Monarchen Europas zu geben. Mehr Mühe kostete es freilich, eine tugendhafte und an eine echt deutsche Lebensart gewöhnte Prinzessin zu bereden, ihr Vaterland und ihre Religion den Staatsabsichten ihres Vaters aufzuopfern. Lange Zeit zauderte sie. Endlich willigte sie ein, dem väterlichen Ansehen Rechnung tragend, mit den Worten: „So bin ich denn das politische Lamm, das für den Staat und dieses Land geopfert werden soll." Diese Heirat brachte bekanntlich den Kurfürsten noch bei seinen Lebzeiten in die größte Verlegenheit, und sein Kurfürstenthum nach seinem Tode in die schrecklichsten Kriegsflammen. Der kaiserliche Hof verlor nämlich das Zutrauen zum Kurfürsten, und später verwüsteten die Franzosen auf die empörendste Weise die Pfalz.

Da ereignete sich das Fürchterlichste, was die letzten Lebenstage des Kurfürsten vollends verbitterte und ihn den Leidenskelch bis zur Neige leeren ließ. Ihm starb seine geliebte Raugräfin, nachdem sie ihm dreizehn Kinder, acht Söhne und fünf Töchter, geboren hatte. Die älteste Tochter Karoline ward im Jahre 1683 an den Grafen Meinhard von Schomberg nachmaligen Herzog von Briester verehelicht.

Seit der Stunde ihrer ersten Bekanntschaft mit Karl Ludwig besaß Luise seine unwandelbare und zärtliche Liebe. Sie verdiente sie auch in der That. Luise hatte bei den Vorzügen, die Schönheit und Geist gewähren, ein Herz, das jedem Eindrucke des feinern Vergnügens offen stand, welches religiöse und humane Gefühle bei wohlgebildeten Seelen zu erregen pflegen. Voll lebhafter und zärtlicher Gesinnungen fühlte sie keine höhere Sehnsucht, als Karl Ludwigs Tage zu versüßen; und als er sie einmal in einer trüben Stunde fragte: warum sie bekümmert sei? wußte sie ihm nichts weiter zu antworten, als daß es sie schmerze, ihm ihre Liebe nicht genug offenbaren zu können. Mit diesem gefühlvollen Herzen vereinigte sie jenes sanfte Wesen, welches die Stürme eines heftigen Charakters, unter welchen Karl Ludwig viel zu leiden hatte, wieder in ruhige Stille zu bringen so geeignet ist. Diese Gemüthsart war es, die ihr die unaufhörliche Zuneigung des Kurfürsten erhielt und ihm ihren Verlust unersetzlich machte. In Friedensburg, der Stätte holder Eintracht aller christlichen Konfessionen, ließ er ihre Gebeine einsenken in dieselbe Gruft, in welcher der Leichnam ihrer vorher schon abgeschiedenen Tochter Friedercia ruhte.

Am Tage der feierlichen Weihung erschien Karl Ludwig mit seinem Hofstaate in tiefster Trauer. Der Hofprediger Fabrice sprach über die Worte: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten."

Die Gebeine der erblaßten Raugräfin und ihrer Tochter genossen aber nicht lange die Ruhe des Grabes. Die Unmenschlichkeit der französischen Soldaten warf die Leichname aus den geplünderten Särgen, zur Zeit des orleanischen Krieges, der kurz nach dem Tode des Kurfürsten ausbrach.

Der Tod seiner geliebten Raugräfin Luise hatte einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Kurfürsten zurückgelassen, und seine gewöhnliche Heiterkeit des Geistes schien mit der sanften Seele seiner ihm so theuer gewordenen Geliebten entflohen zu sein. Mit Kummer sah er

die siebenjährige Ehe seines einzigen Prinzen noch kinderlos, und ängstliche Gedanken darüber, was einst nach dem Aussterben seines Hauses werden würde, brachten ihn zu dem Entschlusse, zu einer anderweiten Ehe zu schreiten. Aber noch war sein Ehebündniß mit Charlotte von Hessen auf eine rigorose Weise noch nicht getrennt, und ohne die ausdrückliche Einwilligung seiner noch lebenden Gemalin war an eine solche Ehescheidung nicht zu denken. Sie hatte sich seit dem Jahre 1662 nach Kassel wieder zurückbegeben und dort ihren dauernden Aufenthalt genommen. Ihr Leben beschloß sie einige Jahre nach dem Tode ihres kurfürstlichen Gemals.

Die letzten Lebensjahre Karl Ludwigs wurden mit Bitterkeit für ihn und mit trüben Ahnungen für seine Unterthanen erfüllt. Unter solchem Gram und Kummer eilte er seinem Lebensende entgegen. Er starb am 28. August 1680 im 63. Jahre seines Alters.

Die Raugräfin Luise von Degenfeld war ihm drei Jahre früher im Tode vorangegangen, am 18. März 1677.

Erwartung.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Der Abend sinkt so wonnereich hernieder.
Zur Ruh geht alles, nur mein Herz noch wacht,
Es klopft so sehnsuchtsvoll mir unterm Mieder,
Da ich, Geliebter, Dein gedacht.

Im Rathe klug, erprobt im Waffenspiele
Drin oftmals Du gewannst des Siegers Kron',
So schau'n zu Dir bewundert auf gar viele,
Du herrlicher Patriciersohn.

Und ach! Wie sanft ist, Tapfrer, Dein Gebahren,
Wenn Deines Hauses Frieden Dich umfängt,
Wenn Deine Seele mit dem Blick, dem klaren
Sich innig in die meine senkt.

Gar stolzem Herren gab ich mich zu eigen;
Schon nahet er — er winkt mir lächelnd zu!
Mein Herr, mein Hort, o laß mein Haupt mich neigen
An Deiner Brust in sel'ger Ruh!

H.

Bibliothekzimmer-Gespräche.

Es ist schon mehrfach darüber geklagt worden, daß manche deutsche „Rundreisende", welche nach ihrem ganzen Auftreten zu schließen den besitzenden Klassen angehören, in Italien, auch in den Millionenstädten des Auslandes einen den Angehörigen anderer Völker verletzenden nationalen Dünkel an öffentlichen Orten und an Wirthstafeln zur Schau tragen. Da sprechen sie in der Lagunenstadt bald nach ihrer Ankunft verächtlich von dem „Bißchen Piazza" und schreien einem Landsmann zu: „in Venedig ist nichts los", da rufen sie auf einer den herrlichsten Blick über Florenz bietenden Höhe nur aus: „Alles kein Berlin, weiß Gott", da erklären sie Rom für öde und langweilig, Neapel mit dem ewig blauen Himmel für monoton; nach kurzem Pariser Aufenthalt schelten sie auf die unbeständigen Franzosen und die noch unbeständigeren Französinnen; nach wenigen in London zugebrachten Tagen wähnen sie das „steinkohlenqualmige, maschinenschnurrende, kirchengängerische England" zu kennen. Allgemeine Bildung, Freude an der Natur, eine spießbürgerlichere Anschauungsweise bewahrende historische Betrachtung der Dinge geht ihnen ab; sie haben sich nicht vor ihrer Reise durch Bücher über Land und Leute unterrichtet, haben nur ein Buch und selbst das nur oberflächlich gelesen; ihren „Führer." Den sinnlichen Genüssen geht bei ihnen intellektuelle Schlafsucht zur Seite. Zu derartigen Erfahrungen stimmt die dem fremden Forscher verwunderliche Erscheinung, daß die vielen in Deutschlands großen öffentlichen Bibliotheken anzutreffenden Leser sehr schlicht gekleidet sind, daß sie mehr oder weniger dem gebildeten dort mit Fachstudien beschäftigten höheren Proletariat angehören, daß elegantere den Eindruck von Besitzenden erweckende Herren „durch Abwesenheit glänzen." Alles dies deutet auf einen Gegensatz zwischen Wohlstand und Bücherstudien.

Hat ein solcher aber, wird man fragen, nicht bis zu einem gewissen Grade in allen Landen und Zeiten obgewaltet? Oder befolgen viele unserer modernen Gentlemen nicht doch vielleicht durch ernste in eigener Bibliothek getriebene Lektüre eine gute Sitte der Alten und Neuern? In diesen Beziehungen ist es zu bedauern, daß die Bevölkerungsstatistik nicht schon immer existirt und von jedem Einzelnen die entsprechende Auskunft eingezogen: Lesen Sie Bücher? Haben Sie eine eigene Bibliothek? Indeß werden wir jenen Fragen näher treten, wenn wir der vornehmsten Kulturvölker Schriftthum, den Niederschlag ihres geistigen Lebens mustern, die Literatur des alten und neuen Italiens, sowie diejenige der drei großen Nationen Mittel-Europas auf Bibliothekzimmer-Gespräche hin prüfen.

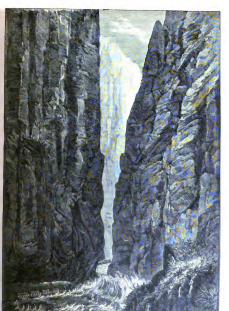
Bei den Römern haben wir es mit zwei Dialogen ihres größten Redners zu thun. Als Cicero sich eines Tages von seinem bei Tusculum belegenen Besitzthum nach der nahen bücherreichen Villa des jungen Lucullus begiebt, trifft er hier dessen Vormund, den unbeugsamen Cato, in stoischen Schriften schwelgend an — trieb der doch (ungleich manchem modernen plaudersüchtigen Volksvertreter) in der Rathsversammlung bis zum Beginn der Sitzung Lektüre — von diesem seinen Freunde läßt er sich dann die stoische Lehre auseinandersetzen, welche ja eine so große Bedeutung für Roms innere Geschichte hat. Dem andern Dialoge zufolge unterredet er sich in seiner eigenen Bibliothekshalle mit seinem tapfern Bruder Quintus. Dieser hat des großen Redners Buch über die Natur der Götter gelesen und hierin eine Behandlung der mit der römischen Staatsverfassung zusammenhängenden „Divinatio“ (Vorhersagung und Vorahnung), an welche er als Stoiker glaubte, vermißt. Er legt nun seine Ansichten über die verschiedenen Divinationsarten, die natürlichen (Träume, Orakel, Aussprüche begeisterter Propheten) wie die künstlichen (Sterndeutung, Eingeweide-Schau, Beobachtung des Vogelflugs, Weissagung aus Losen) näher dar — hierüber dürfen wir Modernen mit unserm Aberglauben in Bezug auf Kuckucksruf, Osterwasser, Bleigießen, Tischrücken und ähnliches nicht spotten. Cicero zollt dem Bruder Anerkennung für die Auseinandersetzung, bringt Zweifelsgründe gegen die Divinatio vor, geht auf deren einzelne Arten ein. Er selbst glaubt nicht an Opferschau, will sie indeß aus Staatsgründen beobachtet wissen; betrachtet mancher moderne Staatsmann die Religion ja auch lediglich als ein Mittel zur Niederhaltung des Volkes. Gelegentlich gesteht Quintus, er selbst habe die Stoikermeinung in einzelnen Punkten schon für zu abergläubisch erachtet. Die im Vorstehenden skizzirten Dialoge, deren zweiter nicht nur lehrreich, sondern durch eingeschaltete Erzählungen und wohlangebrachte Citate unterhaltend ist, zeigen uns, daß römische Gentlemen sich durch die damalige weltgebietende Stellung ihrer Nation in der Pflege geistiger Interessen nicht beirren ließen. Die letztere wurde von den unter den römischen Kaisern emporkommenden begüterten Freigelassenen anscheinend wenig geübt; wenn der steinreiche Freigelassene Trimalchio sich bei seinem uns geschilderten Gastmahl auch rühmt, Eigenthümer dreier Bibliotheken (zweier Sammlungen von lateinischen Schriften und einer von griechischen) zu sein, so hat er selbst doch nur Halbbildung oder Viertelsbildung — allerdings begnügt unser moderner Philister, sogar der bemittelte, sich mit dieser und verlacht überdies jeden, der Geld für Bücher ausgiebt. Einen späten Abglanz von jener Pflege finden wir noch in Dialogen des Macrobius, eines um die Wende des vierten und fünften Jahrhunderts lebenden antiquarischen Sammlers. Ihnen zufolge hält der gelehrte hochgestellte Prätextatus während der (von der großen Menge lärmend gefeierten) Saturnalien in seinem Büchersaal offene Tafel für Freunde und nähere Bekannte aus den verschiedensten Lebenskreisen und unterhält sich mit solchen über mancherlei kulturgeschichtliche Gegenstände aus der guten alten Zeit Roms, auch über Virgil, verglichen mit Homer; jener Dichter war ja bei den Römern so volksthümlich, wie bei uns Deutschen etwa Schiller. Es sind Tischgespräche mit dem eigenthümlichen uns historisch anmuthenden Dufte alter werthvoller Bücher.

In der Italiener Schriftthum ist von solchem ein hier interessirender lateinischer Dialog des großen Philologen Poggio erfüllt, dessen pikantere Werke noch jüngst mit einer französischen Uebersetzung erschienen sind, nachdem sein Leben längst von einem Engländer beschrieben worden. Als er in der Arnostadt bei einem feinsinnigen Gelehrten mit dem trefflichen Cosimo Medici, sowie einem schriftstellernden florentinischen Staatskanzler im Bibliothekzimmer zusammentrifft, bemerkt letzterer, daß der Dialogschreiber als einer der päpstlichen Senatoren seitens der großen Menge beneidet werde, weil diese das Oberhaupt der Christenheit und dessen vornehmste Diener im Besitz von Allem glaube, was zu einem glücklichen Dasein gehöre — nimmt die Masse des Volkes das bei uns doch auch noch immer von jedem Regenten an. Der Hausherr dagegen erklärt das Leben aller Herrscher für ein von schweren Sorgen beunruhigtes (während die anderen Menschen die staatsbürgerlichen Wohlthaten genössen) und begründet das durch zahlreiche von ernster Lektüre zeugende Anführungen aus der Geschichte; Gewalthaber verfielen bei dem Mangel äußerer Schranken zu leicht in Laster. Nachdem er einzelne Einreden der andern widerlegt, erkennt er Glück nur den Personen zu, die sich in weiser Beschränkung der Pflege ihrer Geisteskräfte widmen. Ein anderer lateinischer Dialog Poggios (wider die Gleißnerei, insbesondere die Scheinheiligkeit gerichtet) spielt sich in dem Bibliothekzimmer des obengedachten Staatskanzlers ab, der seitens des ersteren bei der Lektüre von Platos Staat angetroffen wird. Da die Italiener der Früh-Renaissance, gleich den Römern, nur abgeschriebene, nicht leicht zu beschaffende Bücher kannten, so hatte der Besitz einer Privatbibliothek bei ihnen viel mehr zu bedeuten, als bei Modernen.

Als infolge der Druckkunst ein weit größerer Grundstock von Kenntnissen, vornehmlich literarischen, durch zugänglichere billigere Bücher Gemeingut der Gebildeten wurde, gewann auch das Bibliothek-Gespräch an Leben, zumal bei den von Natur geistig regsamen Franzosen. In deren Schriftthum haben wir ein Werk des gescheiten Jesuiten Bonhours zu beachten, welchem letzterer nach einer Bemerkung einer Zeitgenossin, der Frau von Sevigné, der Esprit durch alle Poren drang. Zwei Pariser Gentlemen unterhalten sich in dem nahe der Hauptstadt belegenen Landhause des einen von ihnen und zwar vorzugsweise in dessen kleiner Bücherei über die in Schriften behandelten Gedanken. Der Villen-Eigene meint, daß hier das Wahre nicht genüge, daß diesem vielmehr etwas Packendes sich hinzugesellen müsse, wie man bei dem Bau eines Palastes emporstrebende Größe, selbst bestechende Feinheit neben der Solidität des Fundaments ins Auge zu fassen habe. Als von natürlicher Ausdrucksweise die Rede ist, erwähnt der Wirth einen einschlagenden schönen Ausspruch Ciceros über das Hinscheiden eines angesehenen Mitbürgers: der scheine, da er vor den die Republik und seine Angehörigen treffenden harten Schlägen starb, von den Göttern nicht des Lebens beraubt, sondern mit dem Tode beschenkt zu sein. Mit Auseinandersetzungen über Klarheit und Deutlichkeit der schriftthümlichen Gedanken endet die Unterredung und zugleich das Zusammensein der Freunde. Die treffliche Art und Weise, wie Franzosen sich durch Lektüre für die Konversation ausrüsten, wird durch die wohl gezeitigten Lesefrüchte der beiden Herren gekennzeichnet, von welchen der Gast mit Vorliebe das

Schriftthum der romanischen Nationen, der Wirth dasjenige der Alten studirt hat. Bei den Engländern sind voll von Kenntniß des letztern und der Geschichte, die (von Pessimismus nicht freien) Dialoge des geistvollen mit Rousseau befreundeten Philosophen Hume, denen zufolge ein Gutseigner in seinem Bibliothekſaal mit zwei Freunden Erörterungen über die natürliche Religion und darüber pflegt, wie Kinder in solcher am besten zu unterweisen seien; zu jener Zeit beschäftigte man sich ja angelegentlich mit der Erziehungslehre.

Da giebt es interessante Bibliothekzimmer-Gespräche nicht nur bei den Römern, sondern auch bei Italienern, Franzosen und Engländern. Wie steht es denn aber mit der „Nation von Denkern?“ Daß sie kein bücherkaufendes Volk ist, erweist die Nothwendigkeit der „Schillerstiftung“, welche bezeichnender Weise nicht von Großgrundeigenern, Kapitalisten und reichen Verlagsbuchhändlern geschaffen, sondern von einem armen Poeten angeregt und von einem gemeinnützigen Offizier in Flor gebracht worden. Bezeichnete doch ein Genfer Schriftsteller auch den größten deutschen Staat als ein Land, worin jeder lesen kann, aber die Aristokratie nicht liest. In Deutschland giebt es daher wohl viel weniger Privatbibliotheken, als in England oder Frankreich; und werden die älteren auch in der Neuzeit noch weiter fortgeführt? Ein preußischer Großgrundbesitzer interessirte sich dem Vernehmen nach neuerlich für ein sehr günstig kritisirtes historisches Schriftchen so lebhaft, daß er dasselbe — nicht für seine ererbte Schloßbücherei kaufte, jedoch gleich aus der Herrenhaus-Bibliothek holen ließ. Unter solchen Verhältnissen giebt es bei uns Deutschen Dialoge der bewährten Art begreiflicherweise nicht. Im gewöhnlichen Leben kommen zwar Bibliothekzimmer-Gespräche, aber solche ganz anderer Gattung vor: in der Leihbibliothek Unterhaltungen zwischen dem Besitzer oder seinem Gehülfen und den nach Lesefutter umherschnüffelnden Abonnenten — manche junge Dame, ermattet nach vielen Bescheiden „Augenblicklich verliehen“ in der Auswahl, bittet stillergeben um „etwas recht Nettes“ und läßt sich dann einen schlechten Roman aufschwatzen — oder Gespräche, welche in großen öffentlichen Bibliotheken von rücksichtslosen Angestellten unter sich oder mit Fremden zum Leidwesen dortiger Leser laut geführt werden. Ernste Lektüre, die während der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts noch in weiten Kreisen heimisch war, ist bei vielen Modernen durch literarische Naschhaftigkeit verdrängt; wird die letztere doch durch allerlei Zeitschriften mit Artikeln über die heterogensten Dinge begünstigt. Man darf sich nicht wundern, wenn man Aufsätze „Ueber den Holzdiebstahl bei den Pelasgern“, „Goethes Verhältniß zu Herrn von Stein, dem Gatten seiner Freundin“ und „Ein Besuch bei den Karaiben“, friedlich zueinander gesellt und von manchen, einer literarischen Zerstreuung bedürftigen Personen durchgekostet findet. Wie man früher in der schweren Zeit der verschlechterten Geldsorten über die „Kipper und Wipper“ seufzte, so könnte man heutzutage bei der Geringschätzung des Werthes geistiger Güter über die „Nipper und Stipper“ mit ihrer Halbwisserei klagen. Während bei Engländern, Franzosen und Italienern der Gentlemen Befreundung mit Büchern sich für die Gegenwart in dem Blühen der entsprechenden Zeitschriften offenbart („Notes and queries“, „Intermédiaire des chercheurs et curieux“ und das zu Padua erscheinende



Die Königsschlucht an der Ackmanseebahn.

„Giornale degli eruditi e curiosi“) hat sich bei uns das Gegentheil gezeigt in dem Eingehen einer Zeitschrift für Bibliothekwissenschaft und darin, daß die geräuschvollen Wiener Cafés vielerorten an die Stelle der stillen Lese-Konditoreien getreten sind. Wie unter den römischen Kaisern der reiche Freigelassene emporkam, so gewann bei uns infolge lebhafteren Handels und Wandels neuerdings der „unorthographische Rentier“ eine gewisse sociale Geltung. Derselbe kennt für seine Person keinen Literaturverbrauch und er fördert durch Bildergier mittelbar das Blühen unserer übermäßig zahlreichen illustrirten Zeitschriften, die ohne Geist redigirt sind und durch schockweise zusammengehäufte Illustrationen den Mangel an interessantem Text mühsam zu verbergen suchen. Er fragt auf Reisen allerorten zuerst: „Wo trinkt man hier das beste Bier?“ Er und mancher reiche mit einem Dutzbruder zusammenreisende Grünschnabel besuchen fremde Länder lediglich, um sagen zu können, sie seien dagewesen und reizen den Spott schweigender Engländer, zurückhaltender Franzosen und still-aufmerksamer Italiener durch schale Bemerkungen über Natur, Kunst und öffentliche Einrichtungen. Ein Tagesschriftsteller bemerkte, wie das Urtheil, welches Völker sich nach Reiseerfahrungen von einander bilden, für internationale Beziehungen bei Krisen schon von Belang gewesen, wie ein Kampf der Franzosen und Russen wider uns mit socialdemokratischen Erhebungen zusammentreffen könnte — dieser Herr ist indeß als Verehrer Carlyles leicht geneigt, an seiner konversationellen Orgel das prophetische Register zu ziehen. Da ein (schwerlich lange ausbleibender) europäischer Krieg aber das einzelne Volk wohl mehr als früher hinsichtlich der Tüchtigkeit auf die Probe stellt, so liegt es für uns doch vielleicht nahe, in höherem Maße, wie vordem, die „Freundschaft der Bücher“ zu suchen, um uns geistig zu stählen.

F. v. S.

Ueber alles die Pflicht.

Novelle von **Hans von Spielberg.**

„Versäume keine Pflicht und übernimm
Nicht eine neue, bis Du allen Alten
Genug gethan!“

Leop. Schefer.

Es dunkelte schon leicht, aber gerade jene Stunden der Dämmerung sind in den Waldungen Rügens die genußreichsten. Das Tageslicht grüßt noch einmal durch die dichte Laubwölbung und streift spielend die üppigen Farn, durch die Lichtungen bricht sich ein letzter voller Sonnenstrahl Bahn, vergoldet hier die Blütendolden der kleinen blauen Glockenblumen am Wege und lockt dort die zierliche Lacerte noch einmal aus ihrem grünen Versteck, um dann mit zitterndem Schein ganz zu entschwinden. Und tritt man, geleitet von melodisch dumpfen Brausen, aus dem Dämmerlicht des Buchenhains heraus, so schweift das Auge über den weißen Sand der Düne, die das scheidende Tageslicht festhält, entzückt hinüber auf die unendliche Wasserfläche mit ihrer Einsamkeit und ihrem ewig neuen Leben! Das ist des Meeres wunderbarster ureigenster Reiz: Der müde Blick holt sich neue Frische aus dem stillen Zauber der grünen Flut, der ermattete Geist gewinnt lebendigen Antrieb aus dem immer gleichen und doch unaufhörlich wechselnden Spiel der schäumenden Wellen, wie der Körper selbst in diesem wahren Jungbronnen der Natur zu neuer fröhlicher Schaffenskraft erstarkt!

Auf der Klippe, die jäh zur Düne abfällt, liegt ein einsamer Mann und athmet mit vollen Zügen den salzigen Duft der See ein. Es ist ein Mann in reiferen Jahren, das scharfgezeichnete Profil umrahmt ein dichter Vollbart, in dessen Schwarz sich schon hier und dort ein verrätherisch grauer Streif mischt, zwischen den dunkeln Augenbrauen schneidet sich eine tiefe Falte ein, die dem nicht unschönen Gesicht einen herben, fast düsteren Ausdruck verleiht; er ist elegant aber léger gekleidet, ein leichter Staubmantel liegt neben ihm, man muß vorsichtig sein an der Küste, der Abend bringt meist eine kühle Brise von Osten.

Der Einsame stützt den Kopf auf den Arm und schaut auf die brausende See und den neckischen Tanz der weißschäumenden Wellenkämme, die im tollen Lauf sich selbst überstürzen, bis sie am Ufer zerschellen. Es träumt sich so schön am Strand, jede Welle weckt Erinnerungen an alte Hoffnungen, die auch zerschellten im Leben und wie das Meer dort drüben so tief und so unsicher, so des Menschen Herz! Wer will es ergründen, ermessen, bemeistern? Wo leuchtet ein Pharus auf zum rettenden Hafen und wie ohnmächtig sitzt doch der Verstand am

Steuer, wenn das Lebensschifflein herumgeschleudert wird im Ocean der Leidenschaft! Vorbei, vorbei! Wie die Wellen kosen dort unten, sie schmeicheln dem Meergott seine Schätze ab, um sie dann achtlos ans Ufer zu werfen, wie der Mensch in seinem Egoismus alles erhaschen, alles besitzen möchte und doch das kostbarste Gut verschleudert, sein eigenes Selbst! Und drüben wühlt und bohrt das Wasser am Kreidefels und gräbt und nagt, bis der gewaltige Block sich loslöst zum vernichtenden Sturz in die Tiefe, so untergraben und zerstören auch wir unaufhörlich das blühende Leben in uns und um uns, eigenes und fremdes Glück!

Die Falte zwischen den Brauen zog sich schärfer und tiefer zusammen.

„Glück", stießen die halbgeschlossenen Lippen leise hervor, „Glück? Ja man könnte wohl eine Menge Glückliche machen mit dem Glück, das auf der Welt unbenutzt verloren geht — ist dies vielbegehrte Glück doch ein so armselig Ding, daß dreiviertheil der Menschheit sich schon glücklich nennen, wenn sie satt werden. Und wir vom letzten Viertel? Sind wir nicht um so armseliger! Oder wissen wir am Ende nur nicht was Glück ist und haben jene am Ende gar recht, wenn sie sich schütteln wie die Pudel, wenn sie naß geworden sind, und sich der Sonne freuen, wenn sie scheint!"

Ein leichtes Knirschen im Sande unterbrach seine bitteren Gedanken und ließ ihn aufblicken.

Unten auf der Düne mühte sich eine Dame, einen Rollstuhl vorwärts zu schieben, auf dem ein älterer in Decken gehüllter Herr saß. Tiefer und immer tiefer schnitten die schmalen Räder in den losen Sand — jetzt hielt die Dame an, noch eine vergebliche Kraftanstrengung und sie sah sich wie hilfesuchend um.

Der Einsame war aufgesprungen und eilte die Klippe hinunter.

„Sie gestatten?" wandte er sich fragend an den Herrn im Rollstuhl, indem er sich gleichzeitig gegen die Dame verneigte und die Hand auf die Rücklehne legte.

„Sie sind sehr gütig", entgegnete statt des alten Herrn seine Begleiterin. „Ich muß Ihre Hilfe wohl annehmen, denn ich sehe ein, daß ich den Wagen nicht weiter bewegen kann; unser Diener muß uns verfehlt haben."

Schweigend schritten sie nebeneinander her bis der gebahnte Weg erreicht war; hier wollte die, wie es schien noch jugendliche Dame die Führung des Wagens wieder selbst übernehmen.

„Erlauben Sie wenigstens, daß ich noch bis zum Dorf —"

„Ich möchte Sie nicht bemühen."

„Gewiß würde Ihr Herr Papa —"

„Mein Mann", verbesserte sie mit leise zitternder Stimme, „mein armer Mann, der seine Sprache gänzlich beraubt ist und Ihnen daher nicht einmal selbst danken kann."

Es ist stets peinlich, traurige Familienverhältnisse, und wenn auch noch so unfreiwillig, berührt zu haben; hier aber klang durch jedes Wort eine solche Welt voll verhaltenen Schmerzes hindurch, daß jede Beileidsbezeugung ein Sakrileg gewesen wäre.

Die ersten Lichter des Dorfes blitzten auf, als die junge Frau das

Gespräch wieder aufnahm. „Ich muß aber jetzt wirklich für Ihre Bemühungen danken", sagte sie, „es sind nur noch wenige Schritte bis zu unserer Wohnung."

Ihre Stimme war wieder fest und entschieden geworden.

„Wenn Sie wirklich befehlen, gnädige Frau? Aber gestatten Sie mir, daß ich nachhole, was die Umstände mich verhinderten, rechtzeitig zu thun: Mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist von Lanken."

„Mein Mann ist der Professor Rittberg. Und nun nochmals herzlichen Dank und gute Nacht!"

Lanken kannte jenen fürchterlichen Unglücksfall, der etwa vor Jahresfrist den gefeierten Physiologen betroffen hatte, die Journale hatten ausführlich berichtet, daß der Professor bei Gelegenheit der experimentellen Uebertragung eines neu entdeckten Giftstoffs selbst inficirt und von einer gänzlichen geistigen wie körperlichen Lähmung überfallen worden sei, das traurige Ereigniß erregte damals allgemeines Aufsehen. Aber daß Rittberg verheiratet gewesen sei, hatte er nicht gewußt.

Er blickte dem ungleichen Paar lange sinnend nach. „Armes Weib", flüsterte er dann leise, „wenn Du wüßtest, wie nahe Dein Los dem meinen verwandt ist, wie ich unter Tausenden allein empfinden kann, was Du fühlen mußt! Armes, armes Weib!"

Binz ist keines jener eleganten Modebäder, in denen die fashionable Unnatur sich brüstet, es ist auch heute noch das kleine Fischernest, als das Fürst Malte von Putbus es vor Jahren favorisirte. In der engen Dorfstraße duftete es bisweilen mehr nach Thran, als dem verwöhnten Näschen mancher Großstädterin lieb sein mag und die blondköpfigen Fischerjungen ersetzen ihren Mangel an Bildung keineswegs immer durch tadellose Sauberkeit. Auch die Wohnungsfrage kann durchaus noch nicht nach dem Maßstab schweizer Etablissements gemessen werden, denn die „Privatwohnungen", von denen der Führer auf Rügen spricht, sind primitive Fachwerkbauten mit nicht für das preußische Gardemaß berechneter Zimmerhöhe und das „Hotel" gleicht einer größeren Dorfschenke der Uckermark zum Verwechseln.

Aber Binz hat den herrlichsten Buchenwald, das ewig schöne Meer und den reinsten, klarsten Strand an der ganzen Ostsee; was aber das Beste ist, es ist noch nicht heimgesucht von jener Species Badegäste, die nicht das Bedürfniß nach der freien wunderbaren Natur, nicht der Rath des Arztes, sondern nur die eigene Geistesarmuth vulgo Langeweile ihr Heim verlassen hieß. Für sie würde der kleine Badeort allerdings auch wenig Reiz haben; rauschende Festlichkeiten und glänzende Reunions sind schon aus Mangel an einer passenden Lokalität unmöglich, ja Binz besitzt nicht einmal eine „Promenade", dafür aber hundert prächtige Spaziergänge im Schatten der unvergleichlichen Grimnitzbuchen und verfügt anstatt der üblichen schlechten Kurkapelle über das melodischste Waldesrauschen und den zauberisch düsteren Gleichklang der Brandung.

Trotz aller jener und noch einiger anderer Mängel in den Augen der modernen Badegäste spricht „Vater Potenberg", der patriarchalischste aller Hotelbesitzer, stets von der „Saison" und behauptet steif und fest, sein Binz sei berufen, dem benachbarten Saßnitz den Rang abzulaufen; der biedere alte Schiffskapitän, der sich auf seine alten Tage in das

Gasthaus hineingeheiratet hat, ist das Faktotum des kleinen Ortes, der unvermeidliche Freund und Rathgeber aller Badegäste, Wirth, Oberkellner und Portier, Badekommissar und Kurliste, Adreßkalender und Wetterprophet in einer Person.

Der biedere Alte saß am Nachmittag auf der weinumrankten Veranda seines Hotels, schlürfte seinen Mokka und war soeben im Begriff, sich in Anbetracht des günstigen Geschäftsganges heute ausnahmsweise eine zweite Pfeife Kanaster zu genehmigen, als ihn das Rollen eines nahenden Wagens aufschauen ließ. Die reglementswidrige Pfeife verschwand schleunigst in der Tischschublade und der letzte Anhauch des Nachmittagsschläfchens aus den Augen. Vater Potenberg eilte mit dem eigenthümlich beflügelten Schritt, den er auf dem Verdeck seiner Brigg angenommen hatte, die Treppe herunter und kam gerade noch zur Zeit, um den Wagenschlag einer heranrollenden Extrapost aufzureißen und dem aussteigenden Herrn das Handgepäck abzunehmen.

Es mochte ein Herr im Anfang der vierziger Jahre sein, obwohl man ihn seiner blühenden Gesichtsfarbe nach um ein Decennium jünger, freilich seines etwas lädirten Haarwuchses halber auch gut und gern um ein Jahrzehnt älter taxiren konnte. Ein wohlgepflegter, blonder Vollbart umschloß das frische runde Gesicht, um den Mund zuckte etwas von sarkastischer Bonhomie und aus den braunen Augen blinzelte durch die Brillengläser ein seltsames Gemisch von List und Gutmüthigkeit.

Der Wirth verbeugte sich einmal über das andere. „Ganz unterthänigster Diener, Herr Doktor, und willkommen in Binz. Wir erwarteten Sie eigentlich erst morgen, aber Ihre Zimmer sind bereit."

„Schön, schön, lieber Kapitän. Hoffentlich alles gesund, wie? Möchte hier nichts zu thun haben — nur Badegast, nicht Arzt, vortrefflichster aller Wirthe, verstehen Sie mich?" Der neue Ankömmling stieg langsam die Treppe hinauf. „Welche Zimmer haben Sie mir denn reservirt?"

„Nr. 5 und 6 hinten heraus mit der Aussicht auf den Wald! Wir wissen ja, wie der Herr Doktor das lieben — auch hatte Frau von Weller es so angeordnet."

Um den kräftig geformten Mund zuckte einen Augenblick lang ein fröhliches Lächeln, als der Doktor entgegnete: „Frau von Weller? Ja so, ich vergaß, ich hatte sie darum ersucht! Wo ist denn die gnädige Frau augenblicklich?"

„Frau von Weller ist nach dem Wald gegangen, gewiß nach Tetzlaffsreck, wo sie ihre Hängematte hat aufhängen lassen. Aber bitte sehr, Herr Doktor, hier sind Ihre Zimmer, belieben Sie nun einzutreten."

Der gefeierte „Stammgast", dem zu Ehren Vater Potenberg in der Zwischenzeit einige Flundern frisch aus der Rauchkammer zum Abendtisch kommandirte, hielt sich nicht lange in seinen Zimmern auf; er ließ sogar seine Koffer uneröffnet, säuberte sich nur von dem unvermeidlichen Reisestaub, blickte einige Male durch die weitgeöffneten Fenster und verfehlte nicht, seinem Wohlgefallen an der balsamischen Waldluft durch ein leises Summen oder vielmehr Brummen des armen Liedes „Wer hat dich du schöner Wald", möglichst unmusikalischen Ausdruck zu geben Dann warf er den Sommerpaletot über den Arm, eilte ziemlich ungestüm die Treppe herab, wobei er jedoch trotzdem Zeit fand, dem hüb-

schen Dienstmädchen, das ihm begegnete, in die runden Backen zu kneifen und schritt dem Walde zu.

Er wußte offenbar trefflich Bescheid und hatte sein bestimmtes Ziel vor Augen; durch ein ziemliches Labyrinth von Schleichwegen gelangte er in wenigen Minuten an eine schmale Lichtung, die weite freie Aussicht auf das Meer bot, ein kleines, wohlgeschütztes Versteck, so recht zum beschaulichen Ruhen geeignet. Zwischen zwei mächtigen Buchen war hier eine Hängematte ausgespannt, wie der Doktor schon von weitem bemerkte, und in ihr ruhte eine junge Frau. Sie hatte offenbar gelesen, aber das Buch war ihren Händen entfallen und die langen schwarzen Wimpern hatten sich herabgesenkt, die Gnädigste geruhte ein Nachmittagsschläfchen zu halten. Leise auf den Zehen schlich sich der Doktor heran und betrachtete schweigend das liebliche Bild: Die Dame war klein, fast unter Mittelgröße und nicht ohne einen leichten Anflug von Embonpoint, der vortrefflich zu dem zierlichen Stumpfnäschen und den muthwilligen Grübchen am Kinn paßte; wie sie so dalag, die rothen lebenslustigen Lippen ein wenig geöffnet, daß die weißen Perlenzähne hindurchschimmerten, die schwarzen Zöpfe auf die untergeschobene Rechte gestützt, sah sie wirklich bezaubernd aus!

Wer weiß, wie lange unser Freund diese angenehme Beobachtung fortgesetzt haben würde, wenn nicht eine schelmische Mücke sich plötzlich den linken Nasenflügel der Schläferin als Operationsfeld ausersehen hätte — so machte sie halb schlafend, halb eben erwachend eine hastige Bewegung, den unnützen Störenfried zu verjagen und der Doktor benutzte diesen Augenblick um mit einem lauten „Guten Morgen, gnädige Frau!“ herauszuplatzen.

Frau von Weller, denn sie war es, schaute zuerst erschrocken auf, als sie aber den Spender des der Tageszeit so wenig angepaßten Grußes erkannte, ließ sie das Köpfchen wieder in die Hängematte zurückfallen und öffnete den Mund erst zu einem behaglichen Gähnen, ehe sie jenem die kleine beringte Hand entgegenstreckte: „Also heute schon hier, Doktor Heimbruch? Und was werden die verlassenen Patienten in Berlin sagen?“

Der Arzt küßte die zarten Finger, bis die junge Wittwe sie ihm leicht erröthend entzog. „Ich wäre ja im Stande, alle Patienten der ganzen Welt zu verlassen, wenn ich Sie —“

„Aber bitte, liebster Doktor, geben Sie sich keine Mühe. Zu Ihren Jahren passen solche Dithyramben nicht.“ Sie sprang mit einem elastischen Schwung aus der Matte. „Und nun wirklich herzlich willkommen in Binz, mein unvermeidlicher Seladon! Hier bitte nehmen Sie meinen Band Béranger in den einen Arm, Sie können Ihre Ritterpflichten gleich damit beginnen, reichen Sie mir den andern und lassen Sie uns unserem lieblichen Sommerheim zuwandern, damit ich Sie dem erstaunten Publikum präsentiren kann. Was giebt es Neues in der Residenz? Ich vergehe vor Sehnsucht nach ihr?“

„Und damit empfangen Sie mich, Ihren Hausarzt, der Ihnen aufs strengste jede Verbindung mit diesem Pfuhl der Hölle, der Schwindsucht, der Diphteritis, der Leberkrankheiten, untersagt hat.“

„Bester Doktor, sparen Sie doch Ihre hygieinische Zusammenstellung für andere Ohren, als die meinen, und nennen Sie sich nicht

immer meinen Hausarzt! Bin ich nicht gesund wie ein Fisch im Wasser, haben Sie sich mir nicht geradezu als Arzt aufgedrängt? Sie können das doch nicht leugnen, wenn Sie ehrlich sind."

Dr. Heimbruch blieb stehen, legte das Gesicht in sehr bedenkliche Falten und hob wie beschwörend den kleinen ihm anvertrauten Band.

„So wahr diese Gedichte der unsterbliche Lenau geschrieben hat —"

„Béranger, mein Verehrtester, Béranger!" lachte jene.

„— Béranger geschrieben hat, ich halte Sie für ernstlich krank. Ihre Nerven —"

„Sind vortrefflich."

„Da haben wir es ja schon. Gerade dieser in Ihnen prickelnde Widerspruchsgeist beweist mir am besten, daß Ihre Nerven total angegriffen sind und der größten Schonung bedürfen." Der Doktor schien sich zu einem großen Staatsakt vorzubereiten, er setzte das rechte Bein vor und steckte die linke Hand in die Brustfalten seines Rockes, daß Béranger nur noch mit einem schmalen Goldschnittstreifen hervorlugte. „Ruhe", begann er, während die junge Frau lachte und kicherte, daß ihr fast die Thränen über die blühenden Wangen rannen. „Ruhe ist für Sie die erste Bürgerpflicht! Sie gehen ohne Ruhe dem sicheren Verderben entgegen, aber meine Aufgabe soll es sein, Sie noch am Rande des Abgrunds zu bewahren! Und nun Ihr Leben, Verehrungswürdigste, Ihr Leben während der Saison: Ball auf Ball, Diner auf Diner, keine Nacht vor zwei Uhr zu Haus, das muß Sie ja ruiniren! Was ich Ihnen schon so oft zu wiederholen die Ehre hatte, sei Ihnen auch heute wieder gesagt: Sie müssen heiraten!"

„Nun ists aber genug, Doktor, ich verbitte mir die Fortsetzung Ihres Vortrags! Lassen Sie uns lieber unsern Schritt etwas beschleunigen, es beginnt bereits zu dunkeln."

Aber Dr. Heimbruch war nicht der Mann, sich so leicht von einem Thema abbringen zu lassen. „Ich muß sehr bitten, gnädige Frau", begann er sofort aufs neue, „als Arzt wie als alter Bekannter werde ich doch wohl das Recht haben, um Ihre Gesundheit besorgt zu sein."

„Mir scheint, daß Sie die Rechte der alten Bekanntschaft sehr häufig in Anspruch nehmen. Derartige Rechte können auch veralten und vor allem, es ist wenig galant von Ihnen, mich mit Ihrer alten Bekanntschaft immer daran zu erinnern, daß wir vor zwanzig Jahren gemeinschaftlich bei Herrn de la Croix Terpsichore unsere ersten kindlichen Huldigungen darbrachten."

„Und habe ich nicht diese zwanzig Jahre hindurch treulich zu Ihren Füßen geschmachtet, Madame!"

„Und habe ich nicht diese zwanzig Jahre hindurch", replicirte sie, „Zeit genug gehabt, um zu erkennen, welcher Maßstab an Ihre — an Ihre —"

„Warum vollenden Sie nicht, gestrenge Herrin?"

Die junge Frau schlug mit ihrem kleinen Sonnenschirm einige energische Quarten. „Nun ja", ergänzte sie rasch, „welcher Maßstab an Ihre Phrasen zu legen ist. Wahrhaftig ich weiß nicht, soll ich mich mehr über Ihre Dauerhaftigkeit, Ausdauer möchte ich nicht sagen, oder über meinen Langmuth wundern."

„Wenn ich bitten darf, entschieden über das erstere! Es hilft Ihnen

doch nichts, Gnädigste, Sie werden mich nicht los und ich kann Ihnen als Ihr ärztlicher Berather wirklich nur den Rath geben, machen Sie Ihrem fortgesetzten Verdruß über meine Person endlich ein Ende, indem Sie —"

„Indem ich Binz verlasse", lachte sie.

Der Doktor aber warf sich in die Brust und erklärte mit dem Ton der Ueberzeugung:

„Das werden Sie nicht eher thun, als bis ich als Ihr Hausarzt es Ihnen gestatte. Nein, ich meinte, indem Sie mich heiraten!"

Ihr Lachen tönte silberhell durch den Wald. „Nr. 396! Beim Zeus, Doktor, Sie werden langweilig und es liegt wahrlich nicht in Ihrem Interesse, Ihren anderen liebenswürdigen Eigenschaften auch noch diesen gewinnenden Zug hinzuzufügen. Sie ermüden meine Geduld wirklich im höchsten Grade."

Der Doktor war vollkommen ernsthaft geblieben. „Das will ich auch", nickte er jetzt bedeutungsvoll. „Schließlich nehmen Sie mich aus reiner Verzweiflung und abgesehen davon, daß ich überzeugt bin, wir werden sehr glücklich werden, schaffte ich meinen Leidensgenossen damit einen Präcedenzfall, der sicher schnell Nachahmung finden würde."

„Ihre Arroganz ist unausstehlich, Doktor! Sie kennen meine Meinung ja ein für allemal, ich habe keine Lust, mir heute mit einer erneuten Definition derselben den schönen Abend zu verderben."

Sie waren aus dem Walde herausgetreten und näherten sich dem Dorfe, dessen rothe Dächer freundlich aus dem grünen Laubdach seiner Gärten hervorschimmerten. Der schmale Pfad, den sie bisher verfolgt hatten, bog in die große Straße ein, die von den vom Strand heimkehrenden Fischern belebt war. Jenen war der Dr. Heimbruch eine bekannte Erscheinung und mancher Zuruf begrüßte den willkommenen Gast, der seit Jahren jeden Sommer auf der Insel zubrachte. War er ihnen doch, so streng er sonst vermied in seinem Tusculum, wie er Binz wohl nannte, in seiner Eigenschaft als Arzt heimgesucht zu werden und „jedes hysterischen Frauenzimmers Nervenstricke neu zusammenzuflicken", ein stets bereiter Helfer in jeder wirklichen Noth gewesen. Und die biederen Inselbewohner vergessen den nicht, der ihnen wohl will, da drängte sich denn bald der Jürgen Grooth an ihn heran, um dem Herrn zu erzählen, daß die Marie seine Tochter, der er letzten August das Bein eingerenkt hatte, wieder ganz auf dem Damme sei und Peter Klaus blies seine rothen Pausbacken auf, um lebhaft zu demonstriren, daß die Lungenentzündung des vergangenen Sommers spurlos verschwunden sei. Und für jeden hatte der Doktor ein freundliches Wort, einen Scherz, eine kleine Erinnerung, Frau von Weller kam sich fast depossedirt vor, so ausschließlich war ihr Ritter von den robusten, breitschultrigen Insulanern, die sie mit der leisen Scheu der Stadtdame betrachtete, in Anspruch genommen. Sie athmete förmlich auf, als der Doktor sich plötzlich wieder zu ihr wandte, unmittelbar nachdem sie eines schnell vorüberschreitenden Herrn höflichen Gruß erwiedert hatte, und lebhaft fragte:

„Wer war der Herr, gnädige Frau?"

„Wollen Sie meine Bekanntschaften kontrolliren oder erachten Sie es vielleicht für mich als ungesund, wenn ich hier in Binz andere Herren

als Herrn Doktor Heimbruch kennen lerne? Aber trösten Sie sich, der Herr ist mir neulich nur flüchtig vorgestellt worden. Er ist sonst ungefährlich, der Einsiedler von Binz!"

„Der Einsiedler von Binz? Ein interessanter Kopf, Sie machen mich neugierig."

Frau von Weller lachte schon wieder. „Ich denke die Neugierde ist das Privileg von uns Frauen? Aber ich will Sie nicht auf die Folter spannen: Jener Herr mit dem interessanten Kopf ist ein Herr von Lanken, der etwas Menschenscheu zu sein scheint, sich in dem einsamsten Haus im ganzen Dorf, ganz nach dem Jagdschloß zu, eingemiethet hat und mit niemand verkehrt, außer seit einigen Tagen vielleicht mit Rittbergs, eine kleine heiratslustige Jungfrau aus dem Sachsenlande, die ihm vielleicht zu tief in die dunklen, melancholischen Augen geschaut hat, gab ihm etwas elegischer Weise an der Hoteltafel jenen Beinamen."

„Nannten Sie nicht den Namen Rittberg, gnädige Frau? Sind Rittbergs denn schon jetzt eingetroffen, ich glaubte Frau Gerta wolle erst im August reisen?"

„Seit drei Tagen ist sie hier, meine arme, arme Freundin." Ueber die dunklen Augen der schönen Wittwe legte sich ein düsterer Schatten. „Doktor", sagte sie, „wie tief beklage ich diese Frau!"

„Und wie bewundere ich sie", ergänzte jener, „das Schrecklichste ist, daß ich mir sogar keine Hoffnung machen kann, meinen alten lieben Kollegen je wieder hergestellt zu sehen. Es ist als ob jede Lebensthätigkeit in ihm erstorben wäre, ja ich neige beinahe zu der Ansicht, daß jeder neue ärztliche Eingriff in seinen gestörten Organismus dessen vollständige Auflösung eher fördern als hinausschieben würde."

Frau von Weller war ernst geworden. „Wenn man sich des lebensmuthigen und lebensfrohen Mannes erinnert, es ist entsetzlich! Und dabei kann Rittberg alt werden?"

„Alt wohl kaum", zuckte der Doktor die Achseln. Immerhin aber kann nach menschlichen Ermessen der sieche Körper noch jahrelang vegetiren, wie ein starker Baum, wenn auch tief getroffen nur allmählich ganz abstirbt. Aber da sind wir ja schon am Hotel."

„Und Vater Potenberg schaut sehnsüchtig nach seinem liebsten Gaste aus. Doktor, Doktor ich glaube, Sie sind heimlich am Hotel interessirt, daß Sie alle Ihre Patienten hierher weisen."

„So lange Sie hier weilen, gnädige Frau, bewegt sich allerdings all mein Interesse in seinen engen Räumen."

Sie drückte die Hände gegen die rosigen Ohren. „Genug, genug, verschonen Sie mich! Auf Wiedersehen also beim Thee!"

* * *

Für den Professor war ein möglichst langes Verweilen am Meeresstrand vorgeschrieben und Gerta brachte daher meist die ganzen Nachmittage am Ufer zu; sie hatte ein lauschiges stilles Plätzchen aufgefunden, hoch auf einer jäh zum Meer abfallenden Klippe, vor der Sonne durch mächtige Buchen geschützt und mit dichtem Farnkraut bestanden. Ein bequemer Weg führte von Binz herauf, so daß sie selbst den Rollstuhl bis auf die Klippe fahren konnte, denn sie liebte es nicht, von dem Die-

ner abhängig zu sein, und der Zimmermann des Ortes hatte ihr eine leichte Bank nahe am Rande des Felsens herstellen müssen.

Der Professor saß auf seinem Rollstuhl, die trüben Augen gedankenlos in das grüne Laub gerichtet. Gerta hatte ihm vorsichtig die graue, gestickte Wolldecke über die Kniee gebreitet, den Rollstuhl dicht an ihren Sitz herangeschoben und ihr Buch zur Hand genommen.

Sie schrak zusammen, als hinter ihr leise ihr Name genannt wurde. Lanken war es, lange hatte er in Gedanken versunken wenige Schritte entfernt gestanden und das seltsame Bild, das blühende Leben neben dem absterbenden Manne mit wehmüthigen Blick betrachtet. Endlich nahte er mit leisem Gruß.

In den letzten Tagen hatten sie sich häufiger gesehen, flüchtig meist nur, wie es das Badeleben mit sich bringt, aber es war doch ein gewisses Bekanntsein entstanden. Er hatte im Hause Rittbergs schließlich seine Karte abgegeben und Gerta benutzte eine Begegnung am Strand dazu, ihm nochmals für seine freundliche Unterstützung an jenem Abend zu danken; sie war höflich und kühl geblieben, indessen gab ihm ihr nicht gerade ablehnendes Benehmen doch wenigstens das Recht, sie hier anzusprechen und zu begrüßen.

Sie neigte, seinen Gruß nicht unfreundlich erwiedernd, leicht das ernste Haupt und deutete auf seine Frage: „Störe ich, gnädige Frau?“ höflich auf den freien Platz neben sich. „Durchaus nicht“ entgegnete sie ruhig, „nehmen Sie Platz, Herr von Lanken, es ist hier Raum genug für uns beide und die herrliche Aussicht wahrlich nicht für mich allein geschaffen.“

Ihre Stimme war von eigenthümlichem Wohlklang, der ihm bereits an jenem Abend am Strand aufgefallen war; weich und doch sonor erinnerte sie ihn wieder und immer wieder an den ernsten Klang einer Kirchenglocke. Er lauschte begierig den vollen Tönen, als sie etwas zögernd fortfuhr: „Ich kann Sie mit meinem Manne leider nicht bekannt machen.“

„O ich weiß, gnädige Frau, das Unglück Ihres Herrn Gemals ist mir in allen Einzelheiten bekannt.“

Er stockte, denn es war ihm, als ob er die wunde Stelle nicht weiter berühren dürfe. Sie selbst nahm aber, dies wohl bemerkend, das Gespräch wieder auf.

„Glauben Sie nicht, Herr von Lanken, daß es mich unangenehm berührt, von dem Zustand meines armen Mannes sprechen zu hören, schon die Gewohnheit hat mich gelehrt, daß es nicht zu umgehen ist.“

„So würde es Sie auch nicht verletzen, Frau Professor, wenn ich Ihnen mein tiefstes Mitgefühl ausspreche, es soll gerade aus meinem Munde sicher kein landläufiges sich aufdrängendes Bedauern sein, denn wenn jemand die Größe Ihres Unglücks ermessen kann, muß ich es sein, weil ich den Maßstab am eigenen Leide entnehme!“

Frau Rittberg sah erstaunt seine Züge wie im tiefen Schmerz sich zusammenziehen.

„Ich fühle, gnädige Frau, ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, Sie möchten dem halbwegs Fremden die Gegenüberstellung persönlichen Unglücks mit dem Ihren verargen und ich will gerade Ihnen nicht in einem falschen Lichte erscheinen.“

„Ich weiß nicht, Herr von Lanken“, schüttelte die junge Frau leicht

abwehrend das Haupt, „ob ich berechtigt bin, Ihre angedeutete Erklärung entgegenzunehmen, sicher aber bedarf es derselben nicht."

„Weisen Sie mich nicht ab, Frau Professor! Wenn irgend jemand, darf ich Ihnen mein Herz ausschütten, unser Schicksal ist zu nahe verwandt, als daß wir uns nicht gegenseitig verstehen sollten."

Gerta zögerte, es erschien ihr eigenthümlich, daß ein eigentlich fast Unbekannter sie zur Vertrauten machen wollte, aber sie hatte selbst zu viel Leid in ihrem jungen Leben erfahren, als daß sie den tiefen wahren Schmerz, der aus jedem Wort Lankens hervorbrach, nicht hätte verstehen sollen, ein schwer getroffenes Herz steht dem fremden Leid leichter offen, denn ein frohes der fremden Freude.

„Ich höre!" entgegnete sie endlich einfach.

„Ich war noch sehr jung, als meine Eltern starben", begann Lanken, „mein Oheim, zugleich mein Vormund, ließ mich in einer Anstalt am Rhein erziehen und mit kaum siebzehn Jahren trat ich in ein Kavallerieregiment ein, da ich die elterlichen Güter erst mit meiner Majorennität übernehmen sollte. Es war ein tolles Leben damals in Berlin und ich muß leider gestehen, ich war unter den Tollen der tollsten einer. Was fehlte mir auch? Gesundheit, Lust am Vergnügen und gleichgesinnte Kameraden, alles vereinigte sich, mir das Leben so angenehm als möglich zu machen und um eine volle Börse brauchte ich nie in Verlegenheit zu sein, denn der Onkel kam allen, auch den weitgehendsten Wünschen auf halbem Wege entgegen. Es war ein paar Jahre so gegangen, da fand ich eines Abends, als ich von einer Parforcejagd zurückkehrte, ihn vor meinem Kamine sitzen. Er reichte mir trübe lächelnd die Hand und gestand mir nach einigen Präliminarien, daß er von unseren Besitzungen herübergekommen sei, um mit mir, wie er meinte, endlich einmal eine ernste Angelegenheit zu besprechen.

„Grad heraus gesagt, mein Junge", meinte er, „es steht schlecht um uns; die letzten Ernten sind miserabel gewesen, Du hast viel, sehr viel Geld verbraucht und ich, nun ich will mich nicht besser machen als ich bin, ich alter Thor habe mich in unglückliche Spekulationen eingelassen, au fin, es muß irgend etwas geschehen, wenn nicht alles verloren gehen soll!"

Ich war erstarrt! Niemals hatte ich auch nur daran gedacht, daß mir von dieser Seite her Verlegenheiten erwachsen könnten, wenn man daran gewöhnt ist, aus dem Vollen zu schöpfen, hält man ja schließlich jede Quelle für unversiegbar. Niemand hatte mich den Werth des Geldes kennen gelehrt, ich sprach daher mehr instinktmäßig von Sparen, von Einschränken, ja vom Abschiednehmen, aber mein Onkel unterbrach mich mit kurzem Lachen:

„Du bist und bleibst ein Kind, mein Junge", fertigte er mich ab. „Du würdest Dich gut als sparsamer Majoratsherr auf Blinkersdorf ausnehmen mit Deinen Ansprüchen und Deinen Gewohnheiten! Uebrigens brauchst Du die Flinte nicht gleich ins Korn zu werfen, wenn ich Dir einerseits klaren Wein einschenke, will ich Dir andererseits doch auch den Weg zeigen, Dich mit einem Male aus allen Verlegenheiten zu retten: Du mußt heiraten, mein Junge!"

Ich muß gestehen, von allen Aushilfsmitteln schien mir dies das unleidlichste und es bedurfte des in langen Jahren festgewurzelten Ein-

flusses meines Oheims und seiner ganzen Ueberredungsgabe, um mich wenigstens zu bewegen, mit ihm, wie er sich ausdrückte, „auf die Brautschau" zu fahren — gnädige Frau, ich war sehr jung, aber das ist auch die einzige Entschuldigung, die ich für mich anführen kann, kurz und gut: Nach weingen Wochen war ich verlobt, nach kaum einem halben Jahr Ehemann.

Es werden gerade in unserer Zeit so unendlich viel Ehen geschlossen, ohne daß die beiderseitige Liebe ihre Grundlage wäre, und ich glaube fast, weitaus die Mehrzahl derselben verläuft glücklicher, als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist, so würde auch ich lügen, wenn ich sagen wollte, daß wir unglücklich gelebt hätten. Marie hing mit leidenschaftlicher Liebe an mir, mein Herz war frei gewesen und welcher Mann könnte auf die Dauer der Liebe einer Frau widerstehen, besonders wenn sie hübsch und liebenswürdig ist wie die meinige war. Wir mochten wohl drei Monate verheiratet sein, als sie aber plötzlich zu kränkeln begann, mehrfache Krampfanfälle folgten schnell aufeinander und beunruhigten selbst unsern Hausarzt ernstlich, Marie war merkwürdig befangen und scheu, fast schien es als ob sie von irgend einer schweren Last bedrückt sei, die sie niemand anvertrauen wolle. Dann erholte sie sich wieder überraschend schnell, ich führte sie auf ärztlichen Rath nach dem Süden und sie schien vollständig hergestellt, als wir zurückkehrten. Nach kaum einem halben Jahre aber begann dasselbe Leiden von neuem, ein peinigender Kopfschmerz gesellte sich ihm zu, das ganze Nervensystem meiner Frau schien tief erschüttert. Vergebens konsultirte ich die Autoritäten der Residenz, die Krampfanfälle folgten in immer kürzeren Pausen aufeinander, bis sie sich zu einer so furchtbaren Intensivität steigerten, daß mir nichts übrig blieb, als Marie einer Heilanstalt für Gemüthskranke zu übergeben!"

Lanken hatte die letzten Worte hastig, fast stoßweise herausgebracht. Von innerer Erregung überwältigt hielt er jetzt einen Augenblick inne, ehe er fortfuhr:

„Mein Hausarzt hatte mir die Anstalt des Dr. Mandel empfohlen, von jenem begleitet brachte ich Marie nach Schönberg zu dem berühmten Arzt und hier erst sollte ich das Schrecklichste erfahren, was mir zu erdulden überhaupt noch bleiben konnte: Dr. Mandel begrüßte in meiner Frau eine alte Patientin, sie hatte vor unserer Verheiratung bereits mehrere Jahre in seiner Anstalt zugebracht und er mußte achselzuckend erklären, ihren Angehörigen die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit ernster Rückfälle vorausgesagt zu haben! Sie können sich denken, gnädige Frau, wie die Wucht dieser Eröffnung mich zu Boden drückte, aber freilich sie erklärte mir auch vieles, was mir bisher im Wesen Mariens unerklärlich geblieben war! Ihre Scheu war nichts als Scheu vor sich selbst, ihre Zurückhaltung wurzelte in der sorgenvollen Angst vor dem eigenen Ich, sie schwieg, weil sie den Verlust meiner Liebe befürchtete und weil sie mich liebte, habe ich ihr vergeben, mit den Ihren aber und vor allem mit meinem Oheim, der alles wußte und doch im frevelhaften Leichtsinn mit dem Glück zweier Menschen gespielt hat, habe ich abgerechnet. Jahre sind seitdem vergangen, sie haben nichts in dem Befinden der unglücklichen Frau geändert noch gebessert, sie weilt noch immer in derselben Anstalt und wird von dem Arzt als unheilbar bezeichnet."

„Und Sie haben Ihre Gattin nicht wiedergesehen, Herr von Lanken?“ Frau Rittberg hatte bisher schweigend zugehört, auch sie war augenscheinlich tief ergriffen, jetzt hob sie aber die dunklen Augen und schaute ihn klar und fragend an.

„Ich habe ein Wiedersehen vermeiden wollen, weil ich fürchtete, mein Anblick würde Marie erregen, doch auf den Wunsch des Arztes mußte ich mich ihr noch einmal nähern. Sie erkannte mich nicht mehr, stumm und still starrte sie ins Leere und als ich sie anredete, als ich ihre Erinnerung zu erwecken suchte an die glücklichen Stunden, die wir gemeinsam verlebt, waren unverständliche Worte ohne Zusammenhang und ohne Sinn meine Antwort. Gerade seit jenem Tage haben die Aerzte jede Hoffnung aufgegeben und ich — ich mit ihnen!“

Lanken athmete tief und schmerzlich auf. Unendlich schwer war es dem starken Manne geworden, sich auszusprechen, aber dennoch fühlte er jetzt sein Herz erleichtert: Las er doch in den Augen der gleich unglücklichen Frau neben sich die Empfindungen eines mitfühlenden Herzens. Gerta reichte ihm die Hand, die er ehrfurchtsvoll küßte.

„Ich gestehe Ihnen offen, Herr von Lanken, Ihre Bitte mir die Geschichte Ihres Unglücks erzählen zu dürfen überraschte mich zuerst, jetzt danke ich Ihnen für Ihr Vertrauen!“

„Und ich, gnädige Frau“, fiel er lebhaft ein, „für Ihre Theilnahme und diese Worte. O ich habe es gewußt, eine nie trügende Stimme im Innern hat es mir gesagt, daß ich bei Ihnen finden würde, was mir durch so lange Jahre gefehlt hat: Ein Herz, das mehr kennt als des landläufigen Mitleids Phrasen, ein Herz, das selbst im Unglück gestählt, auch fremdes Weh mitzuempfinden weiß!“

Sie lächelte trübe, aber sie entzog ihm die Hand nicht, die er immer noch in der seinen hielt. Dann erhob er sich plötzlich kurz, beugte noch einmal seine Lippen auf die zarten Finger und schritt schnell in den Waldesschatten hinein, er mochte jetzt nicht mehr gleich gütige Worte finden, nachdem was er ihr gesagt! Gerta sah nicht auf — als wolle sie die kleinen Kiesel zählen, auf denen ihr Fuß ruhte, blickte sie unverwandt zu Boden, bis sich eine klare Perle aus ihren Wimpern löste. Erschreckt fuhr sie auf, eine ungeahnte Rührung hatte das starke Herz bewältigt und das Auge gefeuchtet, das so lange zu weinen verlernt hatte. Ja, nur der verwandte Schmerz entlockt Thränen, aber diese Thränen des Mitempfindens lindern das Weh der eigenen Brust! Arme — glückliche Gerta!

Die nächsten Wochen führten Lanken und Gerta häufig, schließlich täglich zusammen; jeden Nachmittag, wenn Heinrich, des Professors langjähriger Diener, den Rollstuhl mit dem gelähmten Mann in die wärmenden Sonnenstrahlen hinausschieben wollte, trat Lanken hinzu ihn abzulösen. Bald allein, Gerta und er, bald in Gesellschaft mit Frau von Weller und dem ewig heiteren Dr. Heimbruch zogen sie denn hinaus in den Wald und an den Strand und erst die Dämmerung führte sie nach Hause zurück.

Sie vermieden geflissentlich jede nochmalige Berührung ihrer schmerzensreichen Erfahrungen, aber wenn sich, unbewußt oft, ihre Augen fanden, fühlten sie beide im gemeinsamen Empfinden, was sie

verschwiegen: Daß das gleiche Leid ein Band um sie geschlungen, das sich von Tag zu Tag fester und unlöslicher fügte!

Es war ein merkwürdiges Paar und der weltkluge Heimbruch schüttelte oft leise das Haupt, wenn er hörte, wie sie ihre Ansichten im lebhaften Gespräch austauschten und in Harmonie zu bringen suchten, wie einer des andern leiseste Gedanken verstand. Er, der sonst überall spöttelte, legte ihnen gegenüber freilich seinem Sarkasmus Zügel an, aber es blieb doch nicht aus, daß er Frau von Weller wiederholt auf die sichtbare Annäherung zwischen den beiden Unglücklichen aufmerksam machte. Diese lachte dann freilich und erwiederte wohl:

„Sie verkennen Gerta — aber könnten Sie es ihr schließlich verdenken, wenn sie eine Anlehnung sucht, da ihr die natürliche Stütze entrissen ist? Sie nennen sich ja selbst einen Fatalisten, wie nun, wenn es das Fatum der beiden wäre, vom gemeinsamen Unglück zusammengeführt zu werden, wie andere das gemeinsame Glück eint?"

Und wenn er dann die Achseln zuckte und nur Unheil aus einer Leidenschaft vorhersehen wollte, die Lanken mit Gerta verknüpfen möchte, erklärte sie rundweg, daß dies ihrer Ansicht nach bei dem Charakter der Professorin unmöglich sei; übrigens würde sie sich jeder Einmischung zwischen Gerta und Lanken wohlweislich enthalten, die Leutchen wüßten selbst hinreichend, was sie sich und ihrer Ehre schuldig seien. Dann folgten stets auf die ernsten Worte einige mokante Vergleiche zwischen dem „interessanten Einsiedler" und ihrem „langweiligen Ritter" und benahmen dem Doktor bald die Lust, dasselbe Gesprächsthema neu einzuschlagen.

Es war fast zwei Wochen nach jener Unterredung, in welcher Lanken der Professorin die Geschichte seiner unglücklichen Ehe erzählt hatte, und wieder saßen sie wie damals auf der Klippe am Meer, nur der Rollstuhl fehlte, das Wetter war etwas unsicher geworden und der Gelähmte durfte dessen Unbill nicht ausgesetzt werden, zumal jetzt nicht, wo er schon seit einigen Tagen leicht fieberte.

Die See war erregter als gewöhnlich, die weißgeköpften Wellen brachen sich brausend an den Kreidefelsen zu ihren Füßen und eine leichte Brise strich vom Osten herüber und zerzauste im übermüthigen Spiel die Buchenkronen zu ihren Häuptern. Ihre Blicke schweiften hinüber über die unendliche Fläche gleich als wollten sie Erlösung in dem blauen Wunder des Meeres suchen — Erlösung, ja, deren bedurften sie beide.

Lange schwiegen sie und hatten sich doch so unendlich viel zu sagen.

„Gerta", begann Lanken endlich, „es kann so nicht weiter gehen. Wir reiben uns auf im nutzlosen Zögern."

Frau Rittberg sah auf. „Wir reisen übermorgen", sagte sie, „es war keine Antwort und doch sollte sie es sein. Ihre Stimme hatte jede Klangfarbe verloren.

„Sie reisen, Gerta, und ich? Nein, es kann nicht sein, wir können so nicht auseinander gehen?"

„Und doch muß es sein!"

„Muß? Muß! Haben wir beide nicht lange genug unter diesem elenden Wort gelitten, uns gefügt und gebeugt? Vor uns liegt die

Welt, liegt ein neues Leben, ein Leben voll Glück und Liebe, was hindert uns, Gerta, zuzugreifen und uns eine andere, goldene Zukunft zu gestalten!"

Sie blickte ihn ruhig und fest an. „Was uns hindert? Und das fragen Sie: Uns hindert die Pflicht!"

„Die Pflicht", rief er leidenschaftlich, „ich habe es längst abgeschüttelt dieses leere Phantom, mit dem wir uns selbst anketten an einem elenden Dasein. Das, Gerta, was Sie Pflicht nennen, ist nichts als anerzogene Gewohnheit, ein Stück von der Kette, die uns an den Staub fesselt, ich kenne eine höhere Pflicht: Die Pflicht der Liebe, die Pflicht gegen uns selbst!"

Sie wollte sich erheben. „Ihre Worte verletzen mich!"

Fast gewaltsam zog er sie nieder. „Ich weiß nicht, wie Sie verletzen kann, was Sie doch selbst fühlen, was Sie fühlen müssen. Nicht mit Worten haben Sie mir gesagt, Gerta, daß Sie mich lieben, aber aus Ihren Blicken hat es mein Herz herauslesen können. O schlagen Sie die Augen nicht nieder, schämen Sie sich dieser Liebe nicht, sie ist so rein, wie sie wahr ist."

„Herr von Lanken . . ."

„Nicht dieses kalte Wort, Gerta, ich kann es nicht ertragen! Doch lassen Sie uns ruhig sprechen: Wäre nur ein Funken von Hoffnung hier und dort, bei — bei mir und bei Ihnen, könnte eine Trennung unserer Ehen Ihrem Gatten und meiner Frau überhaupt wehe thun, ja hätten beide überdies eine Empfindung davon, was sie verlieren, jetzt oder später, ich wollte mich bescheiden und ob mein Herz brechen würde. Aber Sie wissen ja, beides ist unmöglich — unmöglich für alle Zeit!"

Ihr Haupt war herabgesunken und schwere Thränen hingen in ihren Wimpern. Er zog sie sanft an sich. „Gerta, geliebte Gerta, glauben Sie, daß ich weniger tief empfinde, als Sie, was der Schritt bedeutet, der uns doch allein übrig bleibt? Aber es hieße sündigen gegen die Allgewalt, gegen das Gebot der Liebe, wollten wir die Ketten weiter durchs Leben schleppen, jetzt noch, Gerta, wo sie doppelt schwer auf uns lasten müssen, wo wir wissen, was wir uns sind!"

„Ich kann nicht, Bruno, es ist unmöglich!" flüsterte sie tonlos.

„Der Liebe ist nichts unmöglich, oder sollte Deine Liebe so schwach sein, Gerta, wo ich bereit wäre, mit einer Welt den Kampf um Dich aufzunehmen?"

Ihr Widerstand schmolz unter seinen Küssen hinweg, sie sank an seine Brust und aus ihrem thränenfeuchten Auge konnte er die Bestätigung lesen, daß er gesiegt hatte.

Da plötzlich tönten vom Walde her laute, suchende Rufe nach der Frau Professor Rittberg. Gerta schrak zusammen und riß sich heftig aus den Armen Lankens, der aufsprang und dem Schall der Stimme nacheilte. Im Grunde bereits trat ihm der Diener Rittbergs athemlos vom schnellen Lauf und sichtbar erregt entgegen; schon war auch Gerta an Lankens Seite.

„Herr Dr. Heimbruch sendet mich zur gnädigen Frau", stieß jener hervor, „der Zustand des Herrn hat sich plötzlich auffallend verschlechtert, es ist Gefahr im Verzuge."

Wie vom Frost geschüttelt fuhr Gerta zusammen, kein Wort tönte von den festgeschlossenen Lippen, ein einziger Blick unendlichen Vorwurfs nur traf Lanken, einen Augenblick schien es als wanke ihre ganze hohe Gestalt, aber wie mit gewaltsamer Kraft raffte sie sich auf und eilte, kaum konnten Lanken und der Diener ihr folgen, dem Dorfe zu.

* *
*

Rittbergs weilten seit vierzehn Tagen wieder in der Heimat. Die Kunst des Arztes hatte den schweren Anfall, der den Professor betroffen, noch einmal überwunden, aber Gerta hatte, nachdem der Zustand ihres Mannes es gestattete, bestimmt auf die Abreise aus Binz gedrungen. Es waren entsetzlich schwere Tage für sie gekommen; mit einem Herzen voll Angst und Vorwürfen hatte sie am Bett des Gatten gekniet und dem müden Röcheln seiner Brust gelauscht, als ob jeder Ton eine Anklage gegen sie enthielte. Lanken sah sie nicht wieder; sie ließ ihn unbekümmert um das Urtheil der Welt rücksichtslos abweisen und auch für Frau Weller hatte sie nur wenige Augenblicke zu einer kurzen Unterredung gehabt, es schien ihr, als müsse sie mit allen brechen, was diese letzten Wochen ihr näher gerückt hatten.

Heute saß sie schon seit Stunden und kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst, ein uneröffneter Brief lag vor ihr, sie wußte oder sie ahnte wenigstens von wem die kräftigen Züge auf der Adresse stammten, aber sie konnte sich nicht entschließen, sollte sie ihn annehmen oder uneröffnet zur Post zurückgehen lassen. Schien ihr das erstere eine Sünde, so schlug ihr Herz erschreckt auf bei dem Gedanken an das zweite! Tausendmal waren ihre Gedanken zurückgewandert zu jener unglücklichen und doch so glückliche Stunde am Meeresstrand, sind doch Gedanken nicht zu bannen, wie Worte und Handlungen, und tausendmal hatte sie in bitteren Thränen bereut, was sie das Vergessen ihrer Pflicht nannte! Sie hatte die Kraft besessen, Lanken nicht wiederzusehen, seinen Brief zurückzuweisen vermochte sie nicht! Ein Zögern noch und sie brach das Siegel.

Lanken schrieb:

Du hast mich von Dir gewiesen, nachdem ich Dich in meinen Armen gehalten und mir nicht erlaubt, auch nur einmal noch in Deine Augen zu schauen, Deiner lieben Stimme zu lauschen! Du bist von mir geschieden mit einem Blick, aus dem fast Verachtung sprach und der sich meiner Seele auf ewig eingeprägt hat, und trotzdem mache ich mir keine Vorwürfe und trotzdem nenne ich Dich auch heute noch: Meine Gerta.

Ich verstehe wohl, was Dich in jenem Augenblick von mir trieb, was Dir verbot mir noch einmal eine Unterredung zu bewilligen; ich verstehe es, weil ich Dich kenne und weil ich weiß, daß Du in dem, was Dir die Erfüllung einer heiligen Pflicht scheint, unerbittlich streng gegen Dich selbst bist, strenger als je jetzt sein wirst! Vorwürfe aber, meine Gerta, brauchen wir beide uns nicht zu machen, denke an das eine, daß Gott selbst uns für uns frei gab, indem er entschied, daß unsere Ehen keine Ehen in seinem Sinne sein sollten, daß wir in jener Stunde uns nur mit Worten gestanden, was unsere Herzen längst wußten.

Es soll kein sophistisches Wortspiel sein, wenn ich Dir sage, daß

wir uns frei fühlen dürfen: Meine Fesseln, die ich in selbstquälerischer Laune so lange trug, sind gefallen, ich stand vor drei Tagen am Grabe meiner Frau! Und Du, Gerta? Ich appellire an Deinen scharfen Verstand, der mein bester Bundesgenosse sein muß. Er kann Dir nichts anderes sagen — verzeihe meine rücksichtslose Aussprache, aber sie allein kann uns fördern — als daß Du an der Stelle, an der Du Dich jetzt befindest, nichts helfen kannst, daß jede gut geschulte Wärterin die gleichen Dienste an Deiner Statt zu verrichten vermag. Du aber gehörst mir und an meiner Seite sollst Du vergessen und glücklich sein lernen! Und ich mit Dir!

Ich brauche Dir nicht zu sagen, Gerta, wie ich Dich liebe. Du weißt es und Du weißt auch, daß meine Liebe nicht der Rausch der Jugend, sondern die selbstbewußte vollste Hingebung des Mannes ist, soll ich Dich umsonst mahnen an den Augenblick, wo Dein Herz an dem meinen schlug und unsere Lippen sich fanden!

Du wirst einen schweren Kampf zu kämpfen haben, Gerta, und am tiefsten schmerzt mich, daß ich ihn Dir nicht ersparen und erleichtern kann! Aber ohne Kampf kein Sieg und ich will Dir mit einem ganzen Leben voll Liebe für Kampf und Sieg danken!"

Das Schreiben war ihren Händen entfallen und lange saß sie unbeweglich, während ihre brennenden Augen keine Thräne finden konnten. Nicht als ob sie der Inhalt des Briefes überrascht hätte, sie hatte gewußt, was er allein enthalten konnte und sie war auf ihn vorbereitet gewesen, aber nun sie das letzte entscheidende Wort sprechen sollte, krampfte sich ihr Herz doch gewaltsam zusammen und während Lankens Bild noch einmal vor ihrer Seele licht emporstieg, hüllte sich ihre eigene Zukunft in düsteren Schatten! O warum hatte sie ihn finden müssen — nur um zu erkennen, daß sie ihn nicht besitzen dürfe!

Endlich warf sie in fliegender Hast die wenigen Zeilen auf das Papier, die ihm sagen sollten, daß es für immer zwischen ihnen vorbei sein müsse, daß ihr Gefühl ihr höher stünde, als die nüchternen Abwägungen des Verstandes und daß dies Gefühl ihr verbiete, an eine Vereinigung mit ihm zu denken: „Ich müßte mich selbst erniedrigen und verleugnen", schrieb sie, „wollte ich verschweigen, daß mich der Gedanke, daß wir uns nicht angehören sollen, so unglücklich macht, wie eine Frau nur sein kann. Aber ich will und darf mich und auch Sie, mein Freund, dem nicht aussetzen, daß später einst an Ihrer Seite die Reue über mich hereinbrechen möchte, wenn es zu spät ist. Es kann ja nicht jedem Menschen ein volles Glück auf dieser Welt beschieden sein und vielleicht können wir beide, wenn wir auf das Unglück um uns blicken, das zu mildern unsere Lebensaufgabe sein soll, in diesem Beruf vielleicht auch noch ein Körnchen von der Himmelsgabe finden, die mir selbst allerdings jetzt nur noch eine armselige Abschlagszahlung auf das Glück erscheint: Ein Körnchen Zufriedenheit! So leben Sie denn wohl, mein Freund! Ich kann Ihnen nicht rathen mich zu vergessen, denn das Bewußtsein, daß Sie meiner gedenken, wird mich ja stets beglücken und es wäre eine thörichte Heuchelei, wenn ich Ihnen gegenüber aus dem was ich fühle, ein Hehl machen wollte. Mein Entschluß aber steht unwiderruflich fest und ich bitte Sie nur um das eine, erschweren Sie mir mein Leben nicht, indem Sie aufs neue in seine enggeschlossenen Kreise treten!"

Der Brief war längst geschlossen und gesiegelt, aber Gerta erhob sich nicht; ihr Haupt war auf die kalte Platte des Tisches herabgesunken, so daß die dicken blonden Flechten den Teppich fast berührten — sie weinte leise.

Ein leises Pochen an der Thür des Nebenzimmers kündete den hereintretenden Diener an.

„Der Herr Professor ist erwacht", meldete er.

„Ich — — ich komme!"

* * *

Vom See her wehte es erfrischend hinauf zu der kleinen Villa am Ufer. Die weißen Schneemassen des Watzmann leuchteten jenseits St. Bartholomä über die tiefgrünen Baumwipfel hinweg, zwischen denen ein breiter Aushau die Sicht auf die dunkle Fläche des märchenhaften Königsees öffnete.

Frau von Weller hat diesmal für die Sommermonate hier ihre Residenz aufgeschlagen und Gerta Rittberg ist seit einer Woche ihr Gast. Drei Jahre sind vergangen seit dem letzten Zusammentreffen der Freundinnen am Ostseestrand, drei Jahre voll heiteren Lebensgenusses für die Eine, voll schwerer Prüfungen für die Andere.

Gerta Rittberg ist seit Monaten Wittwe. Der Professor ist endlich seinen Leiden erlegen, er ist langsam eingeschlummert, wie die Aerzte es vorhersahen, ohne noch einmal seine treue Pflegerin zu erkennen, ohne einen Blick des Verständnisses für alle ihre Aufopferung. Ruhig und gefaßt wie am Krankenbette ihres Mannes, stand sie an seinem Grabe und sah mit thränenlosem Blick die Schollen in die Grube hinabfallen. Jede Unterstützung ablehnend war sie dann in ihr stilles Haus zurückgekehrt und hatte die ersten Monate der Trauerzeit gänzlich zurückgezogen gelebt, bis die dringende Einladung der Freundin sie hierherrief.

Sie saßen auf der, von dichtem wilden Wein umrankten Veranda vor der Villa und plauderten über die kleinen zierlichen Handarbeiten, mit denen sie die Stunde nach dem Diner ausfüllten, hinweg aus dem hundertsten ins tausendste. Frau Konstanze war noch unruhiger als gewöhnlich; wohl zehnmal schon hatte sie ihren Stickrahmen wie mißmuthig bei Seite geschoben und war an die Brüstung der Veranda getreten, um den schmalen Weg entlang zu spähen, der von Berchtesgaden heraufführte. Ueber Gertas ernste Stirn flog dann jedesmal ein leises Lächeln und schließlich konnte sie sich nicht enthalten, der Freundin leicht spöttelnd zuzurufen: Kommt er denn noch nicht, Dein allertreuester — Ungetreuer? Ich würde es ihm nicht verdenken, wenn er unter dem Einfluß Deiner schlechten Behandlung endlich einen kleinen Streik inscenirte, es wundert mich fast, daß der kluge Heimbruch noch nicht von selbst einmal auf diesen gescheiten Gedanken gekommen ist, der ihn am sichersten zum Ziele führen würde."

Frau von Weller zeigte ihre Perlenzähne. „Meinst Du, meine Liebe? Ich zweifle stark, ob ich, wie Du zu denken scheinst, überhaupt das Endziel seiner Wünsche bin. Sein ewiges Courmachen ist ihm zur Gewohnheit geworden, weiter nichts!"

„Du thust ihm unrecht, Konstanze. Er liebt Dich wirklich und es

ist nicht recht von Dir, daß Du ihn hinziehst, wenn Du seine Neigung nicht erwiedern kannst."

„Immer noch die liebe Moralpredigerin aus der Pension! Aber beruhige Dich, Gerta, so schlecht bin ich nicht wie ich scheine und wenn ich überzeugt wäre, daß er mich wirklich liebte —"

„Nachdem er sich fünf Jahre um Dich bemüht hat, könntest Du das eigentlich sein", unterbrach sie jene. „Aber verzeihe, was wolltest Du denn thun?"

Die junge übermüthige Wittwe lachte: „Ich heiratete ihn schließlich — zur Strafe!"

„Mit der Strafe dürfte unser guter Freund wohl zufrieden sein und, sei nicht böse, Konstanze, ich wünsche es Dir und ihm, daß Ihr endlich zur Ruhe kämt."

„Seit wann bist Du denn so für meine Wiederverheiratung eingenommen", replizirte Frau von Weller und legte nachdenklich den kleinen Finger an das zierliche Stumpfnäschen. „Ich hatte mir das eigentlich so schön ausgemalt, daß wir beide Wittwen nun einen gemeinsamen Haushalt führen und miteinander leben sollten", sie parodirte mit sonorer Stimme den pastoralen Ton, „bis daß sie uns hinabsenken in das kühle Grab, aus dem der Geist wohl, nicht aber unser irdischer Leib auferstehen mag. Oder solltest Du am Ende selbst — höre mal, Gerta, Du wirst ja ganz roth?"

Sie setzte sich neben die Freundin, zog die leise Widerstrebende herzlich an sich und fuhr fort: „Du hinterlistige, Du, was verbirgst Du mir Deine Gedanken. Aber Dein Mühen ist vergeblich, ich habe sie doch schon längst errathen: Soll ich Dich auf Flügeln der Phantasie leise zurückführen nach Binz, soll ich Dir das Bild eines ernsten Mannes ausmalen, den sie dort einst den Einsiedler getauft hatten, soll ich —"

Gerta wollte aufspringen. „Laß mich, Konstanze, Du quälst mich! Er — er hat mich längst vergessen!"

Frau von Weller hielt sie fast gewaltsam fest. „Ei, ei, mein Herzchen! Er — er? Wie das junge Backfischchen das sagt. Er der herrlichste von allen! Und er hätte Dich vergessen?"

„Wozu davon sprechen? Ich wies ihn zurück als ich nicht anders konnte und —"

„Nun: Und —"

„Und seitdem hat Lanken nichts mehr von sich hören lassen?"

„Aber konnte er sich Dir nahen, durfte er es, hattest Du es ihm nicht selbst untersagt?"

Frau von Weller spähte wieder in den Park hinaus, dann wandte sie sich lächelnd aufs neue an jene: „Du bist eine süße Thörin und es ist ein Glück, daß sich Deine Freunde Deiner annehmen. So kann ich Dir denn wenigstens mittheilen, daß Herr von Lanken zwei Jahre verreist war, er hatte sich einer Expedition nach Abessynien angeschlossen und suchte an den Ufern des blauen Nils gewisse blaue Augen zu vergessen. Er schrieb einige Male an mich, Du brauchst nicht eifersüchtig zu werden, und schließlich theilte er mir vor einiger Zeit aus Venedig mit, daß er auf der Rückkehr begriffen sei."

Gerta schwieg noch immer. „Willst Du seine Briefe vielleicht lesen?" fragte Konstanze und lachte übermüthig, als die junge Frau abwehrend

ernst das Haupt schüttelte. „Sie würden Dir vielleicht manches Interessante bieten, es finden sich auch bisweilen, sagen wir bisweilen, einige Stellen in ihnen, die man allenfalls auf eine junge Deutsche deuten könnte", fuhr sie fort. „Ja, aber beinahe hätte ich das Hauptsächlichste vergessen: Ich habe Lanken eingeladen, auf seiner Fahrt nach der Heimat einige Tage hier Station zu machen!

Die Professorin war leichenblaß geworden. „Um Gotteswillen, Konstanze", rief sie erregt, „das hättest Du gethan? Ich reise auf der Stelle ab, ich bleibe keine Stunde mehr in Deinem Hause!"

Konstanze blieb ganz ruhig. „Siehst Du, wie recht ich hatte, wenn ich Dich eine Thörin nannte, die von guten Freunden zum Glück gezwungen werden muß!" küßte sie ihr die bleichen Wangen. „Aber still, ich höre Tritte, sieh, es ist Heimbruch und ein fremder Herr kommt mit ihm! Nein es ist kein Fremder — aber was hast Du denn, Gerta, so bleibe doch, ich lasse Dich nicht fort!"

Gerta hatte sich losreißen und in das Haus eilen wollen, aber schon stürmte eine hochgewachsene Männergestalt die wenigen Stufen der Treppe herauf, es klang wie ein unterdrückter Jubelgruß und zwei kräftige Arme umschlossen die Wankende. „Endlich mein — ganz mein! Und nichts auf der Welt soll Dich mir rauben!"

Bedächtigen Schritts war der Doktor Lanken gefolgt und zog Frau von Weller bei Seite. „Ich faßte ihn gerad, als er aus der Post stieg", sagte er, und konnte kaum seine Ungeduld hinreichend zügeln, um Ihnen Zeit zu lassen, sie vorzubereiten. Da haben sie sich nun endlich die beiden! Wahrhaftig man könnte mit ihnen Freudethränen vergießen und mit ihnen jubeln, wenn — ja wenn —." Er stockte. „Konstanze", fuhr er endlich fort, „ich bin neidisch auf jene dort!"

Sie lachte. „Pfui, Doktor, welch neuer häßlicher Charakterzug an Ihnen!"

„Ja ich bin neidisch und Sie, Sie sind schuld daran! Nicht genug, daß Sie mit Ihrem Eigenwillen Ihre Gesundheit und Ihr eigenes Glück zerstören, verderben sie auch meinen Charakter, es geht so nicht weiter! Konstanze, ich liebe Sie und Sie müssen mich endlich erhören!"

„Nr. 500 — das halbe Tausend ist voll!"

„Ja meinetwegen und ich verspreche Ihnen sogar in der Ehe das Tausend Liebeserklärungen ganz voll zu machen! Ich verspreche Ihnen überhaupt, was Sie wollen, ich will, wenns sein muß dem Großkaiser von China den Zopf abschneiden oder dem Präsident von Frankreich alle sechsunddreißig Zähne ausziehen."

„Wenn er sie noch hat, Doktor? Seien Sie nicht leichtsinnig!"

„Nur sagen Sie endlich ja! Konstanze, seien Sie barmherzig, hier zu Ihren Füßen, den kleinsten angebetesten Füßen der Welt —"

„Um Gottes willen, Heimbruch, bei Ihrem Embonpoint! Nun denn, weil Sie mir doch nicht Ruhe lassen, so —"

„Konstanze!"

„So sei es denn, mein gutes Herz will sich Ihrer erbarmen, ich will Ihre Frau Doktorin sein — aber wehe, dreimal wehe Ihren Patientinnen!"

Langbärte und Perücken.

Ein Kulturbild aus dem alten Reich.

Von **Eduard Müller-Gauger.**

„Und so saß er, eine Leiche, eines Morgens da", der Schillersche Ritter Toggenburg. Der geschichtliche letzte Graf von Toggenburg war ein etwas mehr praktischer Herr. Er liebte vor allem seine Grafschaft, als den Stammsitz seiner Vorfahren; seine Bauern waren ihm ans Herz gewachsen, und als er anno 1436 ohne Leibeserben mit Tod abging, hinterließ er ihnen ein hübsches Testament: sie sollten künftig frei sein, frei wie ihre Nachbarn, die mächtigen Schweizer Eidgenossen; sie sollten sich selbst Gesetze geben dürfen, selbst ihre Beamten und Richter wählen, sich zur Landesvertheidigung vereinigen und sollten zur Aufrechthaltung ihrer Privilegien und Freiheiten mit den Kantonen Schwyz und Glarus ein Landrecht abschließen.

„Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr", heißts in Bürgers Ballade vom Abt von St. Gallen. Der geschichtliche Abt von St. Gallen aber, Herr Ulrich, der 1468 Landesherr von Toggenburg wurde, ließ sich von seinem Schäfer in der Klugheit nicht wie der Bürgersche beschämen. Er selbst gab seinen Leuten eine „artige Nuß" zu knacken. Er trachtete die unbequeme Verbindung eines widerspenstigen Volkes mit unruhigen Demokratien kraftlos zu machen und schwächte dessen Gerechtsame, indem er sich nach und nach die Polizei, die Rechtspflege, die Leitung des Kriegswesens zueignete, dem Landrath alle Gewalt entzog, Geldbußen und Zölle auferlegte und wie weiland Geßler, der habsburgische Landvogt wirthschaftete. Dieses System wurde Jahrhunderte lang befolgt. Nach der Reformation gesellte sich noch die Unterdrückung der Reformirten hinzu.

Lange glomm das Feuer unter der Asche. Gegen den Anfang des 18. Jahrhunderts sollte es zum Ausbruch kommen. Es ist nicht unsere Aufgabe, Entstehung und Verlauf des furchtbaren Bruder- und Bürgerkrieges, der unter dem Namen der Toggenburger Krieg in jedem größeren Geschichtswerk zu finden ist, hier zu schildern. Nur da, wo die Perücken der Diplomatie des heiligen römischen Reiches den „schmutzigen Bärten" des für sein Heiligstes, für seine Freiheit kämpfenden Schweizer Volkes zu nahe gekommen sind, so daß die wohlgeordnete Frisur der naseweisen Dame Diplomatie etwas zerzaust wurde und der Mehlthaupuder aufwirbelte, nur da wollen wir verweilen und obiges Goethesche Liedchen anstimmen.

Der Abt Leodegar, der Sohn eines Schusters, hatte eine Perücke in seinem Dienst (den Minister von Thurn), die genau à Louis-quatorze

auffrisirt war: Machtfülle, strenge Einheit mit der Devise: der Staat bin ich. Diese Perücke gab eines Tages den Rath, die von Utznach her bis an die Toggenburgische Grenze angelegte Straße durch das Toggenburgische weiterzuführen, und folglich befahl der Abt der Gemeinde Wattweil, sie durch den Hummelwald zu bauen. Aber die Bauern waren diesmal schlauer als die Perrücke. Sie witterten heraus, daß es sich dabei nur um eine bequemere Verbindung zwischen dem katholischen Theil der Schweiz, dem Kloster und dem lieben heiligen römischen Reich handelte. Ein Ausschuß der Gemeinde erklärt, der Bau der Straße sei eine ungerechte Zumuthung, da sie der Abtei keinen Tagwen (Frohndienst) zu leisten schuldig seien. Wegen dieses kühnen Wortes werden die sechs ehrlichen Männer von den fürstlichen Beamten um 1540 Speciesthaler bestraft, Ehr-, Gewehr- und Eidlos erkannt und zum Widerruf bei offener Thür genöthigt. Der Mann aber, der sie zu solcher Widersetzlichkeit gereizt hatte, der Landweibel German, ein rechtschaffener Vaterlandsfreund und fleißiger Erforscher und Sammler der Toggenburgischen Freiheiten, wird unter freundlichem Vorwand ins Kloster gelockt, ohne weiteren Prozeß alsda gefangen gesetzt und zum Tode verurtheilt, welches Urtheil nur durch mächtige Fürsprache in Kerkerstrafe umgewandelt wurde. Als die Landleute in Scharen vor das Kloster gelaufen kamen und die Freilassung des German verlangten, fertigte sie der Abt mit den Worten ab: „Hütet Euch lieber, statt für ihn zu sprechen, daß man Euch selbst nicht noch beim Kopf nimmt."

Worauf gründete sich so frevler Uebermuth? Auf die Perücken. Die Bauern hatten bei ihrer Weigerung, die Straße durch den Hummelwald zu bauen, ganz richtig argumentirt. Zu Wien wiegten sich die Perücken im süßen Traum, dem Habsburger Haus das Stammland wiederzugewinnen, und trösteten Kaiser Leopold I. einstweilen mit den Worten: „Ueben Sie Lammesgeduld und Milde bis die Zwietracht angefacht ist, dann erwache plötzlich der Löwe, es brechen Ihre Armeen dann ein und stellen Ew. Majestät Rechte über die Schweiz wieder her." Vorerst sollte dem Löwen der Weg durch den Hummelwald geebnet werden.

Aber am Ausgang des Hummelwaldes saß ein Mann, der auch ein Wort mitzusprechen hatte. Es war der Wirth im Gasthof zu Rothenthurm, zum Demagogen wie geschaffen, reizbar, beredt und von Haß und Rache gegen das Regiment des Abtes erfüllt. Er war vordem dessen Lehenvogt gewesen und wegen Beistandes zur Entführung einer Patrizierin durch seinen Bruder des Amtes entsetzt worden. Gern hätte er den Bau der Straße durch den Hummelwald schon gesehen, wegen des lebhafteren Zuspruchs der Durchreisenden. Aber größer als das Gebot der eigenen Erhaltung (er befand sich in zerrütteten Vermögensverhältnissen) war der Haß. Vor der Landesgemeinde in Schwyz donnerte er los: „Wir haben mehr Rechte an das Toggenburg als der Abt. Laßt uns den Vertrag, auf welchem diese Rechte ruhen, erneuern. Hier fragt es sich nicht, ob die Toggenburger Katholiken sind oder nicht? Selbst wenn sie Türken wären, müßten wir denselben von dem Joche helfen, das auf ihnen lastet. Nur die Perücken sinds, die in diesem Handel uns irre zu leiten versuchen. Ihr Reich soll aber zu Ende gehen und niemand mehr falsche Haare tragen, als der Henker." Mit

diesen Worten entfesselte Stadler den Sturm, der bald verheerend durch die Perücken fuhr.

Was antworteten die Perücken, als Schwyz und Glarus mit Toggenburg das Landrecht erneuerten? Sie unterzeichneten mit dem Kaiser einen Vertrag, in welchem sie Toggenburg ein Reichslehen nannten, dessen Vertheidigung sowie die einiger „abgerissener Theile" des Gebiets der Kaiser zu übernehmen versprach. Toggenburg ein Reichslehen! Das war die neueste Kanzleigeburt. Schwyz und Glarus antworteten: „Der westfälische Friede sichert den Toggenburgern die Unabhängigkeit so gut wie der übrigen Eidgenossenschaft, und man darf wagen, von einem Unterthanenverhältniß derselben zum Kaiser zu sprechen?"

Nun griffen die Perücken zu ihrem beliebten Hilfsmittel: sie ließen sichs etwas kosten, eine Partei zu bekommen und gewannen für Geld Freunde.

Inzwischen gingen die heimlichen Unterhändler zwischen den Feinden der nationalen freiheitlichen Bewegung hin und her. Kaiser Josef I. warnte Zürich und Bern vor der Begünstigung der Empörung; er sähe sich sonst genöthigt, seinem Vasallen, dem Abt von St. Gallen, zur Erhaltung seines Toggenburgischen Reichslehens die nöthige Hilfe zu leisten. Ein österreichisches Kürassierregiment rückte ins Wallgau vor. So eilig hatte man den Raub, zu dem das liebe heil'ge röm'sche Reich seinen Namen hergeben mußte, während der Patriot von Recht, Gewissen und Ueberzeugung, der Landweibel German, in siebenjähriger Gefangenschaft über die Rechte und Freiheiten seines Landes grübelte. Der ausgetretene Fußboden seiner Zelle zeigte, wie er verzweifelt auf und nieder gelaufen war.

Der Bürgerkrieg mit all seinen Gräueln war geschürt und brannte nun lichterloh. Wo es zu plündern gab, lagen die zuchtlosen Banden betrunken in den Weinkellern; wo eine Unternehmung mißlang, wurde über den Führer hergefallen, sein Körper in Stücke gerissen und die Glieder ins Wasser geworfen. Halbnackte Soldaten führten das Kommando; die Offiziere mußten den Befehlen der Gemeinen gehorchen oder sie wurden am nächsten Baum aufgeknüpft. Der Artillerist, dessen Schüsse keine Lücke in den Feind rissen, wurde niedergemetzelt als ein Landesverräther.

Der Kaiser hütete sich wohl vor direkter Einmischung in den Krieg. Erst als wieder etwas zu theilen war, als zu Aarau der Kongreß tagte, um über den Frieden zu verhandeln, sprach das heilige römische Reich auch wieder von seinen Interessen. Der Abgeordnete des Abtes von St. Gallen erklärte, der Kaiser untersagt meinem Gebieter auf irgend einen Vorschlag einzugehen, der die Rechte desselben an das Toggenburg schmälert." Der Gesandte von Bern erwiederte: „Wenn der Abgeordnete sich untersteht, uns ferner mit kaiserlichen Waffen zu drohen, so soll er vom Kongreß ausgeschlossen sein."

Es war in der That eine beispiellose Frechheit. Als Karl VI. 1712 beim Reichstag darauf antrug, die Schweiz wieder mit dem Reiche zu vereinigen, widersetzte sich der König von Preußen lebhaft. Trotzdem verurtheilten zwei sich rasch folgende Erlasse der Reichskommission die Toggenburger als Rebellen und bezeichneten das Benehmen der Städte, die sie unterstützt hatten, als eigensüchtig und gewaltthätig. Es

wurde Zeter geschrieen über die Einnahme eines Reichslandes, das vergossene Blut, die Plünderung der Klöster. Der schwäbische Kreis und der Herzog von Württemberg wurden angewiesen, die nöthigen Vorkehrungen zur Vertheidigung des Reichskörpers zu treffen.

Aber nicht alle Glieder des lieben heil'gen röm'schen Reichs waren mit der Politik des Hauptes und seiner Perücken einverstanden. Preußen und Hannover unterstützten die aufständischen Städte. Württemberg und Hessen-Kassel boten ihnen ihre freundliche Verwendung an. So kam die Reichsmaschine diesmal nicht in Gang. Die Abgeordneten der protestantischen Fürsten erwirkten einen Widerruf obiger Kriegsordre und die Perücken fuhren sich vor Aerger in die falschen Haare.

Der Volkskrieg wurde noch einmal geschürt. Wie viel Opfer brachte das Volk für seine Freiheit, wie viel Züge von Heldenmuth und Größe erlebte man! Die Bernischen Offiziere, welche ihre Leute zum Gemetzel in Sins führten, wollten den Soldaten einige Rast gönnen. „Vorwärts", riefen diese, „unsern Kameraden an der Sinserbrücke zu Hilfe!" In der Schlacht von Vilmergen lief ein Jüngling verzweifelt von Reihe zu Reihe der Luzerner und schrie: „Will denn niemand meinen Vater tödten? Ich der Sohn kann es ja nicht." Der Vater, der Luzerner Pfyffer hatte sich aus Parteirücksichten absichtlich überflügeln lassen.

Und als der Frieden endlich theuer erkauft war, war doch noch nicht alle Ursache zur Beunruhigung von Seiten des deutschen Reiches verschwunden. Karl VI. hatte die Frage, ob das Toggenburg sich im Reichsverband befinde, auf dem Regensburger Reichstag vor den Perücken zur Sprache gebracht. Ein erkaufter Perückenstock, der kaiserliche Rath Schnorf, auf dessen Kopf Zürich und Bern einen Preis gesetzt hatten und der kurz vorher noch ein französisches Jahrgeld bezogen hatte, bewies natürlich vor der Reichsversammlung, daß dieses Land Reichslehen sei.

Da kamen Zürich und Bern endlich überein, zur Vertheidigung ihrer Rechte eine Gesandtschaft an den Reichstag zu schicken. Zwei rechte und schlechte Biedermänner und Langbärte, Escher und Fischer, mußten sich mit den Perücken herumraufen. Den hohlen Perückenstöcken war kein Mittel zu verwerflich: sie machten die Siegel nach, um hinter die Briefgeheimnisse und Instruktionen der Langbärte zu gelangen. Diese waren offen und ehrlich genug, ihre Meinung ohnehin herauszupoltern, und unerschrocken genug, sich durch das ohnmächtige Gezeter der Diplomaten nicht einschüchtern zu lassen. Sie blieben dabei, daß die Eidgenossenschaft ein souveräner Stand ist. Es war ihr Ultimatum; hierauf reisten sie ab. Die Perücken kamen zu keinem Beschluß und liefen auseinander. Das Ansehen des heiligen römischen Reiches hatte eine furchtbare Schlappe erlitten.

Trotz aller Drohungen gegen die „schmutzigen Bärte", trotz aller Mandate an die Reichskommission, ließ der Kaiser seinen alten Verbündeten, den Abt Leodegar im Exil sterben. Der neue Abt, ein Oesterreicher Namens Josef von Rudolphi, scheerte sich den Henker um die Perücken, machte seinen Frieden mit den Städten, gab die Toggenburger frei und lernte, daß die Freundschaft eines Langbartes mehr werth war, als die des ganzen lieben heil'gen röm'schen Reichs und all seiner leeren Windbeutel zusammengenommen.

Cupido.

Von H. Villinger.

Vor langen Jahren, als eben die Menschheit ihre klassische Einfalt und Größe eingebüßt hatte, kamen die hehren Götter und Göttinnen nach reiflicher Ueberlegung überein, die demoralisirte Erde zu verlassen und sich im Olymp in den Ruhestand zu setzen. Vorher hatten sie noch eine lange Konferenz über das Menschengeschlecht, das ihnen trotz seiner Strafbarkeit unendlich bedauernswerth erschien, denn mit ihnen, den Göttern, mußte ja alle Pracht und alle Herrlichkeit von der Erde scheiden.

„Wir lassen freilich unsere Bilder zurück", sagte die edle Pallas Athene, „aber was ist das im Vergleiche zu der lebendigen Gegenwart!" Phöbos Apollo seufzte und deutete mit der Hand weit über das Land der Griechen hin: „Unsere Bilder, unsere Tempel sind dem Verfalle nahe", sprach er. „Man wird Magazine und Ställe aus den letzteren machen", sagte Hermes, „über unsere, von den Altären gestürzten Leiber wird der Pflug gehen und wir werden hübsche Schmarren davon tragen." „Wie", rief Aphrodite aus, „sollten wir denn ganz umsonst unter ihnen gewandelt sein! Ich glaube es nicht! Die Liebe zum Schönen kann nicht ganz erlöschen!" „Willst Du unter den Menschen bleiben", fragten die Götter, „und das heilige Feuer schüren?" Sie schüttelte das Haupt: „Ich kann mich zu der modernen Tracht nicht entschließen", sagte sie, „Ihr wißt wohl, daß wir, so wie wir sind, nichts mehr gelten." Man schwieg und sann. Da nahm Aphrodite kurz entschlossen Cupido bei der Hand und sprach: „Bleibe Du auf der Erde zurück!" Und sie hob das göttliche Kind empor und fragte, siegesgewiß im Kreise der Götter umher blickend: „Kann einer an diesem Anstoß finden?" Und es ging ein Lächeln über aller Antlitz, und insgesammt verneinten sie die Frage. Cupido aber ließ die Flügel hängen und begann bitterlich zu weinen. „Was", rief er, „ich soll allein dableiben! schämt Ihr Euch nicht, Ihr alten Götter, ich, der Kleinste! und wo soll ich denn hin, wenns regnet? kein einziges Plätzchen haben sie mir ja gelassen! Nein, nein —" er stampfte zornig auf die Erde, „und ich bleibe nicht, ich bleibe nicht!" Die Musen verwiesen ihm sofort einstimmig sein unartiges Betragen, Hermes aber, der freundliche Götterbote, nahm ihn auf den Arm und hielt ihn hoch über die zankenden Frauen: „Laßt mir den Burschen zufrieden", sagte er, „sehet Ihr denn nicht ein, daß er aller Erziehung entwachsen ist, sobald er den Menschen zu Liebe und uns zur Beruhigung auf Erden bleibt!" Die Musen schwiegen, Cupido aber hörte sofort auf zu weinen und schaute triumphirend auf seine

schönen Tanten herab, denen er die kleine Lehre außerordentlich gönnte. Aphrodite trat nun zu ihm und fragte ihn, ob er gesonnen sei, den Wunsch der gesammten Götterwelt zu erfüllen. Nach einigem Besinnen gab Cupido seine Zustimmung. Man trat alsbald zusammen und ließ sich weitläufig darüber aus, was allenfalls dem Liebling auf Erden passiren konnte. Allein alle, die edlen Tanten nicht ausgenommen, kamen zuletzt überein, daß die Menschheit, trotz ihres verderbten Geschmackes, der Unschuld und dem Liebreiz Cupidos nichts anhaben könne. Er bekam nun tausend gute Lehren; alle Götter und Göttinnen drückten ihn ans Herz, und sprachen: „Wandle unter ihnen, damit ihr Auge der schönen Form sich nicht entwöhne. Führe sie an Deiner Kinderhand dahin, wo unsre Tempel gestanden. Lehre sie der Schönheit wieder opfern. Und sei recht verständig!“ fügten die Musen hinzu.

Alsdann wandelten die Götter traurig über die Tempelruinen hin, der himmlischen Heimat zu. Cupido blieb zurück. Man hatte ihm nichts Geringes zugemuthet, das bedachte er denn auch unter Thränen, bis er einschlief. Früh morgens weckte ihn Phöbos Apollo vom Himmel herab mit heißem Kusse. Er schlug die Augen auf, streckte die Beinchen und rieb sich die kleinen Fäuste im Gesicht herum. Er machte das alles nicht besser und nicht schlechter als alle andern Kinder und schaute dann auch gerade so träge und verstimmt in die Welt hinein, wie diese. Sonst hatten ihn immer die Tanten des Morgens gewaschen und gekämmt und ihm die Flügelchen glatt gestrichen, die kamen aber heute nicht. Cupido richtete sich langsam auf, zog die Kniee bis ans Kinn, stützte die Aermchen darauf und brüllte von neuem los. Das war nun freilich keine würdige Art und Weise, eine hohe Mission zu beginnen, aber man darf nicht vergessen, daß Cupido ein Kind war. Wir werden später erfahren, daß er trotz seiner kindischen Art und Weise ganz tüchtig seine Aufgabe erfüllte. Also wie gesagt, Cupido saß im hellen Morgensonnenglanze und brüllte. Eine Bauernmagd kam des Weges daher, frisch und munter wie der junge Tag. Sie sang ein Lied von Lieb und Lust, schwieg aber plötzlich still über Cupidos Geschrei, eilte herbei und stand nun vor ihm. „Maria und Josef“, schrie sie, „bist vom Himmel gefallen!“ „Ja, ja“, schluchzte der Schelm. „Du meine Güte“, beklagte ihn das Mädchen, „ja, hast denn was angestellt?“ Und da er, noch immer schluchzend, das Köpfchen schüttelte, floß ihr das Herz vor Mitleid schier über und sie nahm sein Gesicht zwischen ihre beiden Hände und bat: „Weine nicht, weine nicht, Du herzlieber Engel, da unten ists auch ganz hübsch, oder“, setzte sie hinzu, „hast Du Dir vielleicht weh gethan?“ „Nein“, sagte Cupido, „aber ich bin noch nicht gewaschen.“ Die Dirne besann sich nicht lange, sie nahm den Buben bei den Flügeln und tauchte ihn ein paar Mal in den silbernen Bach, der an ihnen vorbei durch die Wiesen rauschte. Hernach trocknete sie ihn mit ihrer Schürze ab. Cupido wurde munter, schlenkerte ihr mit den Beinchen die Wassertropfen ins Gesicht und lachte lustig dazu. Die Magd hielt mit dem Abtrocknen inne und schaute ihn mit Blicken reinsten Entzückens an. „Zum Anbeißen ist der Fratz“, sagte sie, „weiß Gott, ich wollt er wär kein Engel, ich gäb' ihn nimmer her, so aber muß ich ihn der Kirche abliefern.“

Sie nahm ihn auf den Arm und trug ihn ins Dorf. Köcher und Pfeil blieben selbstverständlich liegen, denn Cupido wußte recht wohl,

daß er sich damit seine ganze Reputation als Engel verdorben hätte. Freilich kostete ihm das Verzichtenmüssen auf seine eigentlichen Berufsutensilien einen recht schweren Seufzer. So wie er war, standen weder der Herr Pfarrer, noch der Schulmeister, noch der Dorfbarbier an, ihn als Engel anzuerkennen. Sie riethen hin, sie riethen her, was mit ihm anzufangen sei, zuletzt setzten sie ihn in die Kirche, rechts vom Altar. Der heilige Laurentius hatte sonst sammt seinem Roste auf dieser Stelle gelegen, halb geschmort, und man that wohl, ihn weg zu thun, denn das ganze Dorf träumte bereits des Nachts von dem armen Märtyrer. Die Ueberraschung nun, als am nächsten Sonntag der bildschöne Engel auf dem Platze des heiligen Laurentius stand! Alles starrte ihn an! Alles hob die gefalteten Hände zu ihm auf. Er saß ruhig da, die Händchen lässig auf den Knieen gefaltet und schaute in der freundlichsten Manier auf das andächtige Volk herab. Da er ein Gott war, hatte er sich ohne die geringste Mühe in eine leblos erscheinende Marmorstatue verwandelt, freilich vom wärmsten Tone, so daß alle Augenblicke ihn irgend eine eifrige Beterin mit offenem Munde anstarrte, weil ihr war, als ob der schöne Engel in aller Wirklichkeit langsam und deutlich Athem geholt hätte. Was stand er aus, der arme Cupido, unter der christlich demüthigen Maske! Nur der Gedanke, daß das Mißlingen seiner Mission den ganzen Olymp in Trauer versetzen würde, hielt ihn davon ab, seinen heidnischen Gewohnheiten nachzugeben. In kurzer Zeit nun hatte er alle Heiligen in der Kirche in Schatten gestellt; Fremde kamen gewallfahrt, um ihn zu sehen; er bekam von jedermann seinen besondern Knix, die Kinder wurden empor gehalten und küßten seine Füße, und es wurden ihm wieder gerade so viel Ehrenbezeugungen wie in Athen zu Theil. Eines Tages kamen ein paar fremde geistliche Herren in die Kirche, starrten ihn unverwandt an, sprachen laut, wurden ganz aufgeregt, gingen und kamen — und den folgenden Morgen wurde Cupido von seinem Piedestal herunter geholt und machte nun in der Gesellschaft der frommen Männer eine lange Reise, während welcher er seine heidnische Natur abermals nicht wenig verleugnen mußte. Diesmal wurde er in eine neuerbaute, prächtige Kathedrale verpflanzt und riß auch hier, wie in der kleinen Dorfkirche, alle Herzen hin. Es kamen hauptsächlich allerlei eigenthümlich aussehende Männer mit langen Haaren und kühn drapirten Mänteln und setzten sich ihm Tage lang gegenüber, neue Engel nach seinem Ebenbilde formend. Einmal aber kam einer, der unendlich viel klüger aussah als alle andern. Eine große Kiste mit Armen und Beinen und sonstigen, aus Marmor gebildeten Körpertheilen, trug man hinter ihm her. Er redete und verglich, redete beinahe vier Stunden. Cupido wurde von allen Seiten besehen. Zuletzt strich ihm der Kluge lächelnd über das lockige Haupt, es war ein eigenthümliches Lächeln. „Aha", dachte Cupido, „der riecht Heidenthum!"

Er hatte richtig gerathen, unter Lachen und Scherzen fuhren sie ihn zur Kirche hinaus. „Ewige Götter", athmete Cupido auf, „nun brauche ich doch nicht mehr zu heucheln!" Der Kluge nahm ihn mit sich, stellte ihn in ein kleines, freundliches Gartenhaus und verbrachte ganze Stunden damit, ihn anzusehen. Und mit Recht! denn Cupido war nun wieder er selbst und stand in seiner ganzen göttlichen Keckheit vor dem Beschauer da. Es dauerte nicht lange, da erwachte in dem klugen Manne

eine unbezwingbare Sehnsucht, noch mehr solcher Gestalten zu besitzen; er theilte sie andern Männern mit und so zogen sie denn nach langem Hin- und Herreden in Cupidos Heimat und begannen dort ein gewaltiges Graben und Suchen.

Geduldig harrte Cupido ihrer Rückkehr, und siehe, sie kamen, beladen mit den Gliedmaßen seiner Mitgötter. Menschen wurden in die kleine Halle zusammengerufen, die Männer zeigten ihre Schätze vor. Der Kluge aber trat zu Cupido und legte Köcher und Pfeil in dessen ausgestreckte Rechte, mit den Worten: „Hier, Du Schelm, hast Du Deine Wehrzeichen wieder, daß sie Dir abhanden gekommen, war unser aller Glück!“ Und daran anknüpfend, erging sich der Kluge in einer langen, schwungvollen Rede; Cupido, dem der Kopf schwirrte vor Ungeduld und Lebenslust, konnte nur so viel daraus entnehmen, daß es sich um einen Tempel handelte, um eine hohe, herrliche Halle, welche die Götter aufnehmen solle.

Die Nacht brach an, und da der Kluge noch immer redete, so schlief allmählich ein Forscher nach dem andern ein. Zuletzt schlief auch der Redner. Da hüpfte Cupido lustig von seinem Postament herunter. Mit einem überaus losen Lächeln legte er den Bogen an die Wange und zielte auf die Herzen der Schlafenden: „Kein Bursche soll seinem Schatz so eifrig nachlaufen, als Ihr uns Göttern, und so fort von Geschlecht zu Geschlecht!“ Sprachs und drückte die Pfeile ab. Dann flog er auf, der göttliche Knabe und schwebte helljauchzend über die moderne Welt hinweg nach Hause, zu den Seinen.

Schwarze Augen.

Bekenntnisse einer Frau.

Auf dem Kaminsims, meinem Schaukelstuhl gerade gegenüber, in welchem ich so gern ein Stündchen ruhe und meinen Gedanken nachhänge, steht eine alte Pagode. Eine wenig schöne Porzellanfigur, ohne allen künstlerischen Werth; doch leistete sie mir einst einen großen Freundschaftsdienst, und deshalb halte ich sie heute noch, nach so vielen Jahren, die über ihr unbewußtes Eingreifen in mein Schicksal verflossen sind, hoch in Ehren. Die Sonne sendet ihre Strahlen hell und klar ins Zimmer und bescheint mit goldigem Lichte auch die alte unscheinbare Pagode; dabei fällt mir der sonst kaum sichtbare schwarze Streifen auf, der sich wie eine schmale Kette um ihren Hals zieht, und dieser erinnerte mich daran, daß ich auch nahe daran war, den Kopf zu verlieren, ein paar schwarzer Augen wegen zu verlieren. Nur mit Lächeln kann ich daran zurückdenken! Ja, ja, nickt die Pagode mir zu, als ob ihr die Stunde noch lebhaft gegenwärtig wäre, welche ihr den Kopf gekostet! Ja, ja!

Sinnend wende ich meine Blicke nach dem Bilde, welches dort an der Wand in goldenem Rahmen hängt und die Gedanken schweifen zurück nach längst vergangenen Tagen. Es ist ein Bild von mir aus meinen Jugendjahren. Blaue, unschuldige Kinderaugen schauen mir treuherzig aus einem runden, frischen Gesichtchen entgegen. Rothe Lippen lächeln fröhlich, blonde, ungefesselte Locken fallen auf die weißen Schultern.

Jetzt bin ich eine alte Frau mit runzlichem Gesicht und weißen Haaren, reich an Erfahrungen! Damals war ich jung und unerfahren, wenig weltgewandt und war schon Wittwe und Mutter eines kleinen Mädchens, eines kleinen blonden Engels, mit dem ich mein Spiel trieb, wie ein Kind mit seiner Puppe, ohne zu ahnen, welch eine schöne Aufgabe es ist, das Aufblühen solch eines knospenden Kinderlebens zu beobachten und zu behüten. Meinen Gatten verlor ich nach kaum zweijähriger Ehe; ich kleidete mich in tiefe Trauer und fügte mich in die strenge Zurückgezogenheit, wie es der Fall forderte, allein nach Ablauf eines Jahres glaubte ich mich dieser Pflicht entledigt zu haben, und nach und nach, meinem angebornen frohen Sinn viel zu langsam, verdrängten helle Farben das düstere Schwarz der Trauerkleider. Als ich dem reichen, viel älteren Grafen zum Altar folgte, war mir nur der lebhafte Wunsch meiner so innig geliebten Eltern Befehl gewesen. Der Graf war mir stets ein guter Gatte, doch glich er in nichts dem Ideal meiner Mädchenträume — ich konnte mich in seiner Nähe nie einer gewissen Scheu erwehren; dem Bild eines Lebensgefährten, wie sich ein junges Mädchen ihn denken mag, konnte der ernste Mann mit dem alle Weltfreuden verachtenden Sinn nicht entsprechen. Erst lange Jahre später, als mein Geist und Gemüth gereifter waren, lernte ich seinen Werth schätzen und fühlte den herben Verlust, der mich durch seinen Tod betroffen hatte.

So war ich denn eine junge, vielleicht schöne und obendrein reiche

Wittwe! Wie verlockend erschien es mir nun, die langentbehrten gesellschaftlichen Freuden der Großstadt genießen zu können!

Mit den dunklen Kleidern waren die traurigen Gedanken und Eindrücke verschwunden und, ein bißchen eitel und selbstzufrieden, musterte ich eines Abends mein Spiegelbild, als ich zum ersten Mal wieder einen reizenden Gesellschaftsanzug von rosa Seide trug. Das Kleid saß zum Entzücken! Blumen im Haar, und wie verloren in einem Meer von weißen Spitzen auf dem Kleide — ich fand mich bezaubernd, unwiderstehlich!

„Bezaubernd! Unwiderstehlich!" glaubte ich auch, als ich auf der Soiree meiner Freundin erschien, in einem schwarzen Augenpaar geschrieben zu lesen!

Ach, diese schwarzen Augen! Sie gehörten „ihm" und „er" war ein schöner Mann; Offizier und Träger des altadeligen Namens: Freiherr von Dankenfels, eine elegante männliche Erscheinung und der erklärte Liebling aller Damen.

Keiner saß so zu Pferde, wie der Baron! Keiner verstand es besser als er, den kleinen Schnurrbart mit der wohlgepflegten Hand so keck zu drehen, keiner wußte so hübsche Kotillontouren zu arrangiren, wie er.

Baron Dankenfels ließ von jenem Abend an keine Gelegenheit vorübergehen, mich zu sehen, zu sprechen und mir seine Huldigungen zu Füßen zu legen. Bald genug unterlag auch ich dem Zauber seiner Persönlichkeit und es war ein Wunder zu nennen, daß ich noch nicht besiegt war. Mein scheinbarer Widerstand und mein Reichthum, dies wurde mir jedoch erst später klar, spornten ihn zu immer eifrigerer Huldigung und Bewerbung an. Was verhießen mir nicht alles diese schwarzen Augensterne! Ich fand sie himmlisch! Sie verfolgten mich im Wachen und schwebten mir im Traume vor. Baron Dankenfels bemächtigte sich meiner Gedanken, meines ganzen Wesens und ich fühlte wohl, daß er mir nicht mehr gleichgiltig sei, aber ich fürchtete mich, es mir selbst einzugestehen. Tausend Entschuldigungen sagte ich mir, um meine Schwäche zu beschönigen, wußte ich doch, daß er meiner Zuneigung nicht werth war! Ich war viel umworben, viel beneidet, des Barons Huldigungen blieben nicht unbemerkt. Warnende Stimmen wurden laut und suchten mich von seinem Zauber zu befreien. Am meisten waren meine guten Freundinnen um mich besorgt!

„Ach, Baron Dankenfels ist ein großer Don Juan" sagte die eine. „Er ist ein Verschwender und spielt gar hoch im Klub, sagt mein Bruder", lispelte mir die zweite ins Ohr. Die dritte, meine beste Freundin, sagte unter rührenden Thränen und Umarmungen: „Mein Liebling, er will Dich nur Deines Goldes wegen, er ist tiefverschuldet und seine Gläubiger verfolgen ihn hartnäckig!"

Doch alle diese Warnungen rissen mich nicht aus meinen Liebesträumen und sie waren doch wirklich prosaisch genug! Ich sagte mir selbst, daß Dankenfels nicht der geeignete Mann sei, meinem Kinde den Vater zu ersetzen. Aber kaum sah ich die schlanke Gestalt, kaum strahlten mir die bezaubernden, schönen Augen entgegen, so waren die guten Vorsätze vergessen, vergessen was mir Nachtheiliges gesagt wurde, ich war fast machtlos seiner mich berückenden Persönlichkeit gegenüber.

Einmal, nachdem auch meine gute Mutter in ihrer ruhigen, überlegten Weise ein paar Worte über die Huldigungen des Barons fallen

ließ, da nahm ich mir es ernstlich zu Herzen und beschloß dieser Thorheit — ich sagte wirklich Thorheit — ein Ende zu machen und blieb unter dem Vorwand leichten Unwohlseins von einem Balle, auf welchem Baron Dankenfels keinesfalls fehlte, zu Hause. Es war kein kleines Opfer und ich kam mir wahrhaft erhaben vor, diesen heroischen Entschluß gefaßt zu haben. Ich legte mich in meinem kleinen Salon auf eine Ottomane, nahm ein Buch zur Hand und begann zu lesen. Es war eine höchst ehrbare Geschichte, sicher schloß sie auch mit einer Heirat, doch habe ich es nie erfahren, denn als ich gerade auf der dritten Seite war, schlug eine Uhr laut und geschäftig die achte Stunde. Vor einer halben Stunde hatte der Ball begonnen! Blitzschnell flogen meine Gedanken hin nach dem lichtstrahlenden Ballsaal! Das Buch entfiel langsam meiner Hand, ich träumte!

„Ob er mich wohl vermißt? Wie tanzt er doch so wundervoll! Tritt nie auf die Schleppe, tanzt nur, wenn wenige Paare angetreten sind! Wie leicht und sicher hält er seine Tänzerin! Wie zärtlich hielt er mich im Arme, als wir das letzte Mal zusammen walzten! Leise summte ich die Walzermelodie vor mich hin! Ich sah ihn so lebhaft vor mir, sah die schwarzen Augen, sah sie suchend nach mir ausschauend! Sehnsucht ergriff mich, ich bereute meinen Entschluß, zu Hause geblieben zu sein und fing an, bitterlich zu weinen! Wie ein Kind um das verlorene oder zerbrochene Spielzeug!

Schrill und laut ertönte die Vorsaalglocke! Ich sprang erschrocken auf. Mein Herz sagte mir, wer nun käme! Ebenso schnell als ich aufgesprungen war, setzte ich mich auch wieder, legte eilig die Falten meines Peignoirs zurecht — weißer Stoff mit tiefrothen Schleifen, es war sehr geschmackvoll, trocknete die nassen Augen, schob das Häubchen zurecht und vertiefte mich in meine Lektüre. Ich hörte eine sonore Stimme nach mir fragen, leise und unterthänig antwortete der Diener, Sporen klirrten, und als ich aufblickte stand Theodor vor mir. Wohl frisirt, parfümirt, stramm im enganliegenden Waffenrock, der tadellose Salonmann vom Scheitel bis zur Sohle!

„Ist es erlaubt, meine Gnädigste, ein paar Augenblicke hier zu verweilen?" frugen seine Lippen und die schwarzen Augen flehten: „schicke mich nicht fort, ich liebe Dich ja."

Ehe ich noch antworten konnte, fuhr er fort:

„Dem Balle fehlte die Königin, ich eilte hierher, mich zu erfragen, weshalb Frau Gräfin uns des Glückes ihrer Gegenwart beraubt haben?"

Er hatte eine gewisse Art, manche Wörter zu etwas gezogen zu sprechen, es klang so hübsch, ich war glücklich, ihn zu hören. Glücklich, daß er gekommen, mich vermißt hatte! In seiner gewohnten sichern Weise zog er sich einen kleinen Fauteuil ganz nahe, fast zu nahe, an meine Ottomane heran.

Die Situation wurde gefährlich für mich, ich fühlte es an dem Pochen meines Herzens und um meine Erregung zu verbergen, sagte ich lachend, es klang zwar nicht sehr natürlich: „Mein Gott, heute ist ja Ball bei X. Den hatte ich ganz und gar vergessen!

Nein, wie konnte ich nur so lügen!

„Wollen Sie eine Tasse Thee, lieber Baron?" fügte ich in möglichst

gleichgiltigem Tone hinzu und griff, mich erhebend, nach dem Klingelzuge! Doch der Baron erfaßte meine Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen! Fast schwanden mir die Sinne! Ich entzog ihm die Hand, sprang auf und machte mir am Feuer des Kamins zu schaffen. Es war eine kleine Pause eingetreten; auch Theodor hatte sich erhoben und war mir gefolgt.

„Emilie!" es war das erste Mal, daß er mich bei meinem Vornamen zu nennen wagte. Wie zärtlich sprach er meinen Namen aus! Mein Gatte hatte mich nur stets „mein liebes Kind" genannt. Da ich nicht antwortete, wiederholte er „Emilie" noch viel weicher und zärtlicher! und dann fuhr er fort zu sprechen, er liebe mich, er könne nicht ohne mich weiter leben und wenn ich ihm meine Hand versage, ihm nicht angehören wolle, so stürbe er vor Gram oder jage sich eine Kugel durch den Kopf, um seinen Qualen ein Ende zu machen! Dies klang alles so verführerisch, rührend romantisch in meinen Ohren!

„O, seien Sie nicht grausam, mein Herz liegt zu Ihren Füßen", und um dies symbolisch auszudrücken, ließ er sich — sehr theatralisch, fand ich später, nach ruhiger Ueberlegung — vor mir auf ein Knie nieder, seine Augen flehend zu mir emporgerichtet!

Ich sah in diese schwarzen Augen und ein Beben durchflog meinen ganzen Körper, magnetisch zog es mich zu ihm hin, ich wollte ihm sagen, daß auch ich ihn liebe, sein eigen sein wollte! Das schöne Antlitz war so malerisch vom rothen Schein des flackernden Feuers beschienen, alle guten Vorsätze, alle Warnungen waren meinem bethörten Sinn entflohen, langsam neigte ich, meiner selbst kaum bewußt, meine Stirn seinen Lippen zu, sein Arm hob sich, er wollte mich umschlingen — Krach! — klirrend fiel die Pagode vom Kamin herunter, noch im Todeskampfe nickend! Ein Schreckensruf entfuhr meinen Lippen! Theodor sprang wüthend auf, sah sich nach der Ursache des Lärms um und als er die Pagode auf dem Teppich lächelnd und nickend liegen sah, stieß er sie zur Seite und ihr armer Kopf flog in die entfernteste Ecke des Zimmers.

„Mama! Mama!" rief im selbigen Augenblicke eine geängstigte Kinderstimme aus dem Nebenraume, dem Schlafzimmer meiner Kleinen.

Zurückgerufen zur Wirklichkeit, herrschte ich dem Baron zu, mich augenblicklich zu verlassen und floh hinaus an das Bett meines Kindes! Die arme Kleine lag allein da, die Wärterin war hinausgegangen, der Lärm, den die fallende Pagode verursacht, hatte sie erweckt. Weinend saß sie jetzt in ihrem Bettchen! Mit tausend Küssen bedeckte ich ihr süßes Gesichtchen und beruhigte sie mit den zärtlichsten Liebkosungen!

Ihre Aermchen schlangen sich fest um meinen Nacken, ich legte meine Wange an ihr Köpfchen und als sie schon lange wieder schlief, saß ich noch an ihrem Bettchen! Ich fühlte mich von dem Zauber erlöst, und Ruhe kehrte allmählich in mein Herz und Gemüth ein! Hier gelobte ich, nur meinem Kinde zu leben und niemals hatte ich Ursache, dieses Gelübde zu bereuen.

Die Pagode war mein Retter gewesen! Sie hatte mich zurückgeführt zu meinem Kinde. An demselben Abend noch hatte sich Baron Dankenfels mit einer steinreichen, wenig schönen Fabrikantentochter verlobt!

Digitized by Google

In der Kirche.

Nach dem Originalgemälde von Hugo Oehmichen.

Der Buchhändler Palm.

Ein Bild aus trüber Zeit. Von P. Osmin.

Wenn man die jetzt recht selten gewordene kleine Broschüre „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" durchliest, jene Flugschrift, deren Erscheinen bekanntlich einem deutschen braven Familienvater und Patrioten in seinen besten Mannesjahren das Leben geraubt hat, so begreift man heutzutage schwer, wie eine derartige Veröffentlichung die Empfindlichkeit Napoleons bis zu blutiger Rachgier aufzureizen vermochte. Die Schrift ist nämlich so seicht und trivial abgefaßt und infolge der in ihr enthaltenen historischen Unbedeutendheiten und schlecht verdeckten Uebertreibungen so wenig anmuthend, daß sie — nach unsern jetzigen Anschauungen wenigstens — eher geeignet erscheint, der von ihr verfochtenen deutschen Sache zu schaden als zu nützen. Man gelangt unwillkürlich zu der Vermuthung, daß es dem despotischen Kaiser bei der von ihm verübten Gewaltthat weit mehr auf eine Konstatirung seiner unumschränkten Macht über die Bevölkerung der mit ihm verbündeten und von ihm abhängigen Staaten angekommen ist, als auf die Bestrafung einer die Sicherheit seiner Armeen bedrohenden Aufreizung.

Wie allgemein bekannt, hatten sich nach Abschluß des Preßburger Friedens Bayern, Württemberg und Baden immer enger an Napoleon angeschlossen, um wenige Monate später durch Gründung des Rheinbundes in völlige Abhängigkeit von dem französischen Kaiserreich zu verfallen. Kraft seines Protektorats über die genannten Staaten und unter dem nichtigen Vorwande bestehender Differenzen über einige Punkte des Preßburger Friedens, hatte Napoleon noch ein starkes Heer in Süddeutschland stehen, dessen Unterhalt den durch die vorhergegangenen Kriegszeiten ohnedies schwer geschädigten Wohlstand der Bevölkerung immer mehr zerrüttete. So war auch ein großer Theil Bayerns und die freie Reichsstadt Nürnberg — welche eben im Begriffe stand ihre Selbstständigkeit zu verlieren, um an Bayern abgetreten zu werden — von französischen Truppen besetzt und infolge der dadurch herbeigeführten Bedrückungen hegten die Bewohner dieser hart mitgenommenen Länderstriche einen tiefen Groll gegen die ihnen aufgedrängten sogenannten Beschützer.

Es war zu Anfang des Sommers 1806, als einige französische Offiziere, welche bei dem Pfarrer Sonnenmeyer in Mettingen bei Nördlingen einquartirt waren, auf dem Zimmer desselben die eingangs erwähnte Flugschrift vorfanden. Der Pfarrer hatte alle Vorsicht außer Acht gelassen, weil keiner seiner militärischen Gäste bisher ein Wort deutsch gesprochen hatte. Dennoch war einer der Offiziere der deutschen Sprache mächtig und meldete, empört über den Inhalt der Broschüre, den Fund seiner vorgesetzten Behörde, dem in Oettingen stehenden General Davoust. Die sofort angestellten Recherchen ergaben, daß dem

Pfarrer die Flugschrift von dem Weinhändler Schoderer in Donauwörth zugegangen war, welcher sie wiederum von der Stageschen Buchhandlung in Augsburg als Neuigkeit bezogen hatte. Der über die Angelegenheit vernommene Commis dieser Handlung, namens Jenisch, sagte aus, daß diese die Schrift von der Steinschen Buchhandlung in Nürnberg zugesendet erhalten habe und ein vom Journal de Paris veröffentlichter, in gehässiger Form abgefaßter Bericht über die stattgehabten Ermittelungen verbreitete die Kunde von dem Vorfalle in den weitesten Kreisen und machte großes Aufsehen.

Der Inhaber der Steinschen Firma war der Buchhändler Johann Philipp Palm. Er war 1766 geboren, hatte von seinem vierzehnten Jahre an bei seinem Oheim, Jakob Palm zu Erlangen, die Buchhandlung erlernt und als späterer Gehilfe seines Lehrherrn, auf einer Geschäftsreise nach Leipzig, den Buchhändler Stein aus Nürnberg kennen lernen, welcher ein so großes Wohlgefallen an dem jungen Manne fand, daß er ihm seine Tochter zur Frau gab. Durch diese Verbindung wurde Palm später Eigenthümer der Steinschen Buchhandlung, welche nun zunächst in Gefahr stand, wegen Verbreitung der Flugschrift verantwortlich gemacht zu werden.

Als die Untersuchungen, welche besonders von dem in München residirenden französischen Gesandten Otto betrieben wurden, bereits in vollem Gange waren, befand sich Palm selbst in Geschäften in dieser Stadt und hatte es nur dem Umstande, daß sein Name nicht mit der Firma der Buchhandlung zusammentraf, zu danken, daß er nicht damals schon zur Rechenschaft gezogen wurde. Als er den Aufsatz in dem Journal de Paris gelesen, bat er seine vorgesetzte Behörde, das Nürnberger Vormundschaftsamt, die Sache gerichtlich zu untersuchen; doch wurde seinem Anliegen nicht Folge gegeben, vermuthlich um nicht noch mehr Staub in der Angelegenheit aufzuwirbeln. In diesem Gesuche sowohl, als auch bei allen späteren Verhören hat Palm standhaft behauptet, daß er die Schrift nicht verlegt habe, daß sie ihm vielmehr von einer unbekannten Buchhandlung, in verschlossenen Paketen, zur weiteren Spedition übergeben worden sei. Er habe keine Ahnung von dem Inhalte dieser Pakete gehabt. Diese Behauptung hat er auch in einem später mitzutheilenden, eine Stunde vor seinem Tode an seine Gattin geschriebenen Briefe aufrecht erhalten. Dennoch unterliegt es nunmehr keinem Zweifel, daß Palm der Verleger der Broschüre war und als solcher auch den Namen ihres Verfassers kannte. Schon Julius von Soden hat in seiner Schrift*) über Palm, welche er auf Wunsch von dessen Hinterbliebenen verfaßt hatte, eingeräumt, „daß Palm wahrscheinlich die Flugschrift wirklich versendet haben mag, obwohl ohne ihren Inhalt genau zu prüfen und zu kennen." Später hat Friedrich Schultheis**) durch Veröffentlichung einer Korrespondenz, welche Palm mit seinem Buchhalter führte, unwiderleglich nachgewiesen, daß ersterer

*) Jul. G. Soden: Johann Philipp Palm, Buchhändler zu Nürnberg pp. Nürnberg, in der Steinschen Buchhandlung, 1814.

**) Friedr. Schultheis: Joh. Ph. Palm, Buchhändler in Nürnberg, erschossen auf Napoleons Befehl, pp. Verleger des Nürnberger Kurier 1860.

thatsächlich der Verleger der inkriminirten Druckschrift war. Palm schreibt nämlich u. a. von München aus an seinen Buchhalter Pech:

„Ist die Piece D . . . d fertig, so schicken Sie mir 12 bis 25, alle andern verstecken Sie im Gewölbe hinter Ballen. Auch Augsburger Buchhändlern wurde das Verbot gemacht, keine Schrift zu verkaufen, die gegen Frankreich seien. Man thut deshalb sehr wohl und verkauft au Particulier gar keine."

Pech dagegen schreibt seinem Prinzipal u. a. am 7. August nach München:

„Daß Sie bei Ihrer Zurückkunft ebenfalls vernommen werden, glaube ich wohl selbst, allein wenn Sie ebenfalls aussagen, daß Sie an Unbekannte verkauft oder in München zur königlichen Bibliothek abgegeben hätten, so sehe ich nicht ein, wie man es Ihnen durchaus aufbürden sollte können, daß Sie der Verleger sein müssen, da ja kein einziger Beweiß gegen Sie da ist. Sollte auch einer oder der andere ausgesagt haben, daß er es von Ihnen erhalten, so können Sie dies ja leicht einwenden, da ja die Fälle fast täglich vorkommen, daß wir Beyschlüsse an andere Handlungen erhalten, die wir nicht sagen können, wo sie her sind" pp.

„In Ihrem ganzen Hause ist kein Papier, daß verdächtig machen könnte, alles ist bei Seite" pp.

„Herr Reg. S.(örgel) sagte mir freilich schon zweimal sehr ernstlich, daß die Franzosen sehr nahe auf der Spur wären, und wenn Sie nicht der Verleger sind, so wäre es doch gewiß durch Sie debitirt worden, und er würde den recht sehr bedauern, auf den es heraus käme, allein ich habe ihm standhaft widersprochen und alles geleugnet." pp.

„Selbiger Herr J. K. sagt, daß Sie ja nicht über Ihre Zeit in München bleiben, auch nicht über Augsburg reisen sollten. Man könnte Ihnen auf alle Fälle hier nichts anhaben, Sie sollten sich nur vertheidigen und sagen, daß Sie Exemplare zwar gehabt, aber baar angekauft hätten, wie andere Handlungen, Verleger und Drucker aber nicht wüßten. Sollten Sie aber den Verfasser angeben können und wollen, so wären Sie nach den französischen Gesetzen ganz frei u. s. w."

Man kann also nichts anderes annehmen, als daß Palm bei seiner Behauptung blieb, um den Verfasser der anonymen Schrift zu schonen. Während seiner letzten Stunden mag ihn in diesem Entschlusse auch noch die Ueberzeugung bestärkt haben, daß er sein Leben selbst durch eine Denunciation des Autors nicht würde retten können.

Ende Juli erhielt der noch immer in München weilende Palm einen Brief seiner Frau, durch welchen sie ihm in tiefer Bestürzung mittheilte, daß am 28. Juli vier Herren in sein Haus gekommen seien, nach der Broschüre gefragt und nach vorgenommener strenger, doch ohne Resultat verbliebener Haussuchung sich wieder entfernt hätten. Palm beruhigte in einem Antwortschreiben seine Gattin und versprach baldige Rückkehr nach Nürnberg. Dieselbe erfolgte jedoch erst am 9. August Unterwegs waren dem Bedrohten mancherlei Warnungen zugegangen aber dieser verschmähte sie alle in der festen Zuversicht, daß die von ihm ersonnene Ausflucht jede Gefahr für seine persönliche Sicherheit beseitigen werde.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft in Nürnberg las Palm in den

Zeitungen, daß der Buchhändler in Augsburg verhaftet worden sei, eine Nachricht, die sich später als irrig herausstellte. Hierdurch beunruhigt und den inständigen Bitten seiner Familie nachgebend, begab sich Palm zu seinem Onkel nach dem damals noch preußischen Erlangen und wäre dort wohl vor allen Nachstellungen geschützt gewesen, wenn ihn nicht nach kurzer Zeit die Sorge um sein Geschäft wieder nach Nürnberg zurückgetrieben hätte. Oefters Nachfragen des in dieser Stadt kommandirenden Generals Frere bewogen jedoch Palm, seine Rückkehr zu verheimlichen, ja sogar sich in seinem eigenen Hause verborgen zu halten.

Man griff nun seitens der französischen Behörden zu einem nichtswürdigen Mittel, um die Anwesenheit Palms zu ermitteln. Am 14. August morgens erschien nämlich in dessen Buchladen ein in Lumpen gehüllter Junge, welcher für seine Mutter, eine Soldatenwittwe, um ein Almosen bat, Empfehlungsatteste mehrerer angesehener Männer vorzeigte und eine persönliche Unterredung mit dem Chef der Handlung — der ihn schon von früher her kenne — nachsuchte. Palm ließ den Knaben in sein Zimmer eintreten und beschenkte ihn, nachdem er Einsicht von den Zeugnissen genommen. Kaum hatte sich jedoch der Bettler entfernt, so erschienen zwei französische Gensdarmen, drangen ohne weiteres in die zwei Treppen hoch gelegene Wohnstube Palms und forderten diesen auf, sich anzukleiden und ihnen sofort zum General Frere zu folgen. Vor diesen Offizier gebracht und durch einen Dolmetscher befragt, ob er etwas von der Schmähschrift wisse und von wem er sie erhalten habe? erwiederte der geängstigte Mann, daß ihm die Broschüre von unbekannter Hand zugegangen und von ihm, laut der auf dem geschlossenen Pakete befindlichen Adresse, weiter gesendet worden sei. Er habe hierbei nur ein Verfahren beobachtet, von dem im Buchhandel sehr häufig Gebrauch gemacht werde. Der General verfügte hierauf, daß Palm so lange in Hausarrest zu halten sei, bis er angeben werde, von wem er die Schrift erhalten. Hierauf ließ er ihn wieder nach Hause bringen und daselbst durch die Gensdarmen bewachen. Gegen Mittag desselben Tages erschien aber, auf Befehl Freres, ein Offizier im Palmschen Hause, um zu untersuchen, ob die Lage und Beschaffenheit der Wohnräume eine Flucht des Arrestanten begünstigten und nachdem man festgestellt, daß dies der Fall sei, wurde letzterer in einem Zimmer des Rathhauses untergebracht.

Am andern Morgen wurde Palm wieder in sein Haus geführt und seiner Gattin befohlen, eine Chaise zu besorgen, da ihr Mann nach Ansbach zum Marschall Bernadotte geführt werden müsse. Alles Flehen der trostlosen Frau war natürlich vergebens und nur mit vieler Mühe setzte sie es durch, daß der angesehene Rechtskonsulent Dr. von Holzschuher den Gefangenen nach Ansbach begleiten durfte. Dort angelangt, wurde Palm und seinem Begleiter die erbetene Audienz beim Marschall Bernadotte verweigert, indem der Adjutant des letzteren erklärte, daß jede Bemühung vergeblich sei, weil der Arrestationsbefehl direkt von Paris aus erfolgt sei. Gleichzeitig wurde Palm eröffnet, daß er weiter transportirt werden müsse, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden; wenn er für die Reise keinen Wagen stellen könne, müsse er zu Fuße gehen. Dr. von Holzschuher blieb unter diesen Um-

ständen nichts weiter übrig, als für seinen Klienten Reisegeld zu leihen und dann wieder nach Nürnberg zurückzukehren mit dem festen Versprechen, alles Erdenkliche für die Befreiung des Gefangenen thun zu wollen.

In Nürnberg wurde allgemein angenommen, daß man Palm zunächst nach München bringen werde, während er in Wahrheit sofort nach Braunau geführt wurde. Seine bedauernswerthe Gattin sendete daher Geld und Kleidungsstücke nach München und wendete sich gleichzeitig mit beweglichen Bittschreiben an den dortigen französischen Gesandten Otto und den Fürsten Berthier von Neufchatel. Beide Gesuche, von denen das letztere von einem Freunde Palms persönlich übergeben wurde, blieben unbeantwortet.

Am 15. August war auch der Weinhändler Schoderer aus Donauwörth verhaftet worden, während sich die anderen Angeklagten, nämlich:

Jenisch, erster Commis der Buchhandlung Stage in Augsburg. Kupfer, Buchhändler und Buchdrucker in Wien, Eurich, Buchhändler in Linz und Merkel, Gastwirth zu Neckars Ulm in Württembergischen, rechtzeitig durch die Flucht gerettet hatten. Das Braunauer Kriegsgericht mußte daher gegen dieselben in contumaciam verfahren.

Nachdem Palm am 22. August an seinem Bestimmungsorte angelangt war, wurde er nebst Schoderer am 25. August zur Aburtheilung vor das Kriegsgericht gestellt. Dasselbe bestand aus dem Obersten Latrille vom 46. Linien-Infanterie-Regiment als Präsident und sechs Obersten als Richter. Adjutant-Kommandant Binot, Generalstabschef der 1. Division 4. Armeecorps fungirte als Referent.

Ueber das mit Palm angestellte Verhör ist etwas Näheres nicht bekannt geworden. Jedenfalls ist man ganz ähnlich mit ihm verfahren, wie mit Schoderer, der nur kurz über den Verleger und Verbreiter der Broschüre befragt wurde und dessen Einwände, gleich denjenigen seiner Vertheidiger, gänzlich unbeachtet blieben. Palm ist wider die Rechtsgrundsätze aller civilisirter Länder ohne Vertheidiger verurtheilt worden, obgleich das in den Städten und Dörfern der Rheinbundstaaten durch öffentlichen Anschlag bekannt gemachte „Urtheil" des Kriegsgerichts schamloser Weise das Gegentheil behauptet. Der Angeklagte hatte zwar einen ihm bekannten Rechtsverständigen namhaft gemacht, von welchem er vertheidigt zu werden wünschte; als aber dieser aus unbekannten Gründen nicht erschien, kam das Kriegsgericht der Pflicht, aus eigener Machtvollkommenheit einen anderen Vertheidiger zu bestellen, nicht nach.

Nach kurzer Verhandlung wurden sämmtliche Angeklagten mit Einstimmigkeit zum Tode verurtheilt. Palm fiel jedoch als einziges Opfer. Er und Schoderer waren, wie bereits bemerkt, die einzigen Gravirten, welcher man hatte habhaft werden können und letzterer wurde infolge der energischen Bemühungen seines Landesfürsten und einiger einflußreicher Freunde begnadigt und nach einer sechswöchentlichen Haft entlassen.

Bevor wir den Verlauf der letzten Lebensstunden des Verurtheilten erzählen, wollen wir an dieser Stelle konstatiren, daß man die Verhandlungen des Kriegsgerichts allseitig und zu allen Zeiten nur als ein leeres Gaukelspiel angesehen hat und überzeugt war, daß die Erschießung

Palms lediglich auf einen vorher gegebenen, unmittelbaren Befehl des Kaisers hin vollzogen worden ist. Diese Ansicht, welche sich auf das ganze, mit mehr als summarisch zu bezeichnende Verfahren des Kriegsgerichts begründete, finde ich vollkommen durch einen, vermuthlich nur wenigen bekannten Brief Napoleons an den Marschall Berthier bestätigt. Dieses Handschreiben ist in den Souvenirs historiques*) abgedruckt und lautet in wortgetreuer deutscher Uebersetzung wie folgt:

Saint Cloud, d. 5. August 1806.

„Mein Cousin, ich nehme an, daß Sie die Buchhändler von Augsburg und Nürnberg haben verhaften lassen. Meine Meinung (intention) ist, daß sie vor ein Kriegsgericht gestellt und in vierundzwanzig Stunden erschossen werden. Schmähschriften in den Orten zu verbreiten, in welchen sich die französischen Armeen befinden, um gegen dieselben die Einwohner aufzuwiegeln, ist kein gewöhnliches Verbrechen, das ist Hochverrath. Das Urtheil möge ausführen: Da überall, wo sich eine Armee befindet, es Pflicht des Oberbefehlshabers ist, über die Sicherheit der Truppen zu wachen, sind die so und so genannten Personen, nachdem sie überführt worden sind, den Versuch gemacht zu haben, die Bewohner Schwabens gegen die französische Armee aufsässig zu machen, zum Tode verurtheilt worden.

In diesem Sinne ist das Urtheil abzufassen.

Sie werden die Schuldigen in den Mittelpunkt eines Divisionsbezirkes bringen lassen und sieben Obersten zu ihren Richtern ernennen.

Sie werden in dem Urtheil feststellen lassen, daß die Schmähschriften durch die Buchhändler Kupfer aus Wien und Eurich aus Linz versendet und diese in contumaciam zum Tode verurtheilt worden sind, welche Strafe zu vollziehen ist, wenn sie in den von französischen Truppen besetzten Orten ergriffen werden.

Sie werden das Urtheil in ganz Deutschland verbreiten lassen.

Indessen bitte ich Gott, mein Cousin, daß er Sie in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme.

Napoleon."

Wir sehen also, daß der Stab schon längst über den unglücklichen Palm gebrochen war, als dieser noch in dem festen Glauben lebte, er habe sich in seinem letzten Verhöre vollkommen gerechtfertigt und seine Freisprechung werde zweifellos erfolgen. In diesem Gefühle erwachte er heiter am Morgen des 26. August und entwarf Pläne für seine Rückreise. Er war wie vom Blitz getroffen, als ihm ein halb elf Uhr in dem an sein Gefängniß angrenzenden Hofe das Todesurtheil vorgelesen wurde, welches schon nach drei Stunden vollzogen werden sollte. Nachdem er sich einigermaßen gefaßt hatte, bat er, ihm einen Geistlichen zu senden. Ein protestantischer Seelsorger war nicht vorhanden und so übernahm es denn — auf Nachsuchen des mit der Exekution beauftragten französischen Majors Güß — die katholischen Priester Thomas Pöschl und Michael Gropp, dem Verurtheilten den letzten Beistand zu leisten. Sie thaten dies mit soviel Zartheit, Menschenfreundlichkeit und Toleranz, daß ihre Namen dem deutschen Volke auf

*) Souvenirs historiques, Band I, bei Wilhelm Zirges. Leipzig 1835.

immer unvergessen bleiben sollten. Diese beiden Ehrenmänner haben später genaue schriftliche Rechenschaft über ihre Wirksamkeit und den Verlauf der letzten zwei Lebensstunden des unglücklichen Familienvaters an Frau Palm abgelegt.

Palm empfing die Geistlichen mit tiefer Rührung in seiner Zelle und unterhielt sich zunächst mit ihnen von den zu seiner Rettung etwa einzuschlagenden Mitteln. Als aber der Priester Gropp die schwere Pflicht erfüllte, dem Verurtheilten auseinanderzusetzen, daß er auf Erden nichts mehr zu hoffen habe, da war es nur noch der Gedanke an die unsichere Zukunft seiner Familie und unbefriedigten Gläubiger, welcher ihm die letzten Stunden qualvoll zu machen drohte. Aber unter dem Zuspruche seiner geistlichen Berather, welche im Sinne wahren Christenthums, alle konfessionellen Sonderheiten verschmähend, ihrer Pflicht oblagen, gewann Palm bald seine ganze männliche Fassung wieder und bereitete sich mit Ergebung und Würde auf sein nahes Ende vor. Er wünschte nun das heilige Abendmahl zu empfangen; da sich aber in der ganzen Gegend kein Geistlicher seines Glaubens befand, so trösteten ihn die katholischen Priester mit dem Hinweis auf die sogenannte geistige Kommunion, „wo bei dem Herrn jederzeit der Wille für das Werk gilt." Hierauf sang Palm mit Andacht seine zwei Lieblingslieder: „Alles ist an Gottes Segen" und „Gott Lob, nun ist es wieder Morgen", und bat, seiner Frau mitzutheilen, daß sie ihren Kindern diese Gesänge, welche ihm noch die letzten Stunden vor seinem Tode Trost und Beruhigung verschafft hätten, lehren möge. Nachdem die Geistlichen die Versicherung abgegeben hatten, sich von niemandem die Hinterlassenschaft Palms abdringen zu lassen, übergab er ihnen seine wenigen Effekten, unter denen sich auch sein Trauring befand, und den nachstehenden Brief zur Besorgung an seine Gattin:

„Herzens Schatz! Herzlich geliebte Kinder!

Von Menschen, aber nicht von Gott verlassen, urtheilte mein hiesiges Militärgericht über mich, nachdem ich nur zwei Verhöre hatte und gefragt wurde: ob ich politische Schriften verbreitet hätte; ich sagte, was ich wußte, daß höchstens nur per Spedition zufälligerweise dergleichen könnte versandt worden sein, aber nicht mit meinem Willen und Wissen.

Auf dieß richtete man mich vom Leben zum Tod, ohne Defensor. Ich bat mir dazu — aus, welcher aber nicht erschien; indessen vor Gott wird er mir erscheinen.

Dir, Herzens-Frau, sage 1000 Dank für Deine Liebe, tröste Dich mit Gott, und vergesse mich nicht.

Ich habe auf der Welt nun nichts zu sagen; aber dort desto mehr. Lebe wohl, Du und Deine Kinder, Gott segne Dich und sie.

Empfehle mich dem Herrn und der Frau Schwägerin und allen Freunden, denen ich für ihre Güte und Liebe danke.

Nochmals lebe wohl. Dort sehen wir uns wieder!

Dein

herzlicher Gatte und meiner Kinder Vater,

Joh. Phil. Palm.

Braunau im Gefängniß, am 26. August 1806.

Eine halbe Stunde vor meinem Ende."

Vergebens machten Pöschl und Gropp noch einmal den Versuch, von dem Kommandanten einen Befehl zur Aufschiebung der Hinrichtung, wenigstens auf einen Tag, zu erlangen. General St. Hilaire blieb unerbittlich und versicherte, daß nur der Kaiser, wenn er gegenwärtig wäre, begnadigen könne. Denselben Bescheid erhielt auch eine Deputation der angesehensten Frauen Braunaus, welche sich mit ihren kleinen Kindern zu dem Kommandanten begaben und vergeblich um Gnade flehten.

Ein halb zwei Uhr Nachmittags wurde Palm benachrichtigt, daß er seinen letzten Gang anzutreten habe. Trotz seiner und der Geistlichen inständigen Bitten wurden ihm, wie einem gemeinen Verbrecher, die Hände gebunden. Man setzte ihn auf einen mit Ochsen bespannten Leiterwagen, über welchen ein Brett als Sitz gelegt war, die beiden Priester nahmen rechts und links neben ihm Platz und so fuhr man, von einer großen, die innigste Theilnahme bekundenden Menschenmenge umgeben, nach dem Glacis vor dem Salzburger Thor, woselbst die Exekution vollzogen werden sollte. Voran marschirte die ganze Militärmusik, dann folgte eine Eskadron mit gezogenen Säbeln, hierauf der von Grenadieren umgebene Wagen und endlich eine zweite Eskadron, welche den Zug beschloß.

Palm beunruhigte anfangs der Anblick der gewaltigen Volksmenge, welche, wie er meinte, ihn für einen großen Verbrecher halten müsse. Als ihn aber seine Begleiter auf die thränenden Augen und kummervollen Blicke der Zuschauer aufmerksam machten, da erkannte er wohl, daß man seine Lage richtig beurtheilte.

Unter dem fortgesetzten tröstenden Zuspruche seiner geistlichen Begleiter erreichte Palm um zwei Uhr die Richtstätte, auf welcher die gesammte französische Garnison, in ein offenes Quarré formirt, aufmarschirt war. Er hatte kurz vorher die Absicht geäußert, eine Ansprache an die Zuschauer zu halten und seine Unschuld zu betheuern. Auf Bitten der beiden Priester aber, welche glaubten, dadurch selbst verantwortlich gemacht zu werden, gab er sein Vorhaben auf. Gefaßt betrat nun Palm die Stelle, auf welcher er den Tod erleiden sollte. Hier übergab er dem Kaplan Pöschl sein Taschentuch mit der Bitte, es seiner Frau zu überschicken und ihr mitzutheilen, daß es die letzten Thränen enthalte, die er bei seinem Leidensgange vergossen. Der Geistliche, welcher vor Rührung keines Wortes mächtig war, nahm das Tuch in Empfang und reichte Palm das seinige, welcher sich selbst damit die Augen verband. Dann nahte sich der Priester Gropp dem bereits Knieenden, umarmte ihn herzlich und flüsterte ihm, tief bewegt, die letzten Trostesworte zu. Er hatte sich nur erst wenige Schritte entfernt, als die Schüsse krachten und Palm laut stöhnend zu Boden sank. Sofort feuerten drei andere Soldaten, aber auch diese hatten schlecht getroffen, denn der hinzugetretene Gropp bemerkte, daß Palm noch athmete. Auf den lauten Ruf des entsetzten Geistlichen: „Herr Major! was ist das? Der Unglückliche lebt noch; machen Sie doch seinem Leiden ein Ende!“ liefen zwei Soldaten herbei, setzten die Mündungen ihrer Gewehre dicht an die Schläfe Palms und erlösten endlich durch die gleichzeitig abgegebenen Schüsse das bejammernswerthe Opfer von seinen Qualen.

Der Leichnam Palms sollte nach dem Befehle der Franzosen auf

der Richtstätte begraben werden. Der Magistrat von Braunau nahm es jedoch auf sich, diesem Befehle nicht Folge zu leisten. Auf seine Anordnung wurde der Leichnam in aller Stille auf dem katholischen Kirchhofe beerdigt. Kaplan Pöschl bezeichnete das Grab.

Nachdem die Franzosen am 10. Dezember 1807 Braunau und die österreichischen Staaten verlassen hatten, beabsichtigten angesehene Einwohner dieser Stadt, Palm ein Denkmal setzen zu lassen und war der Entwurf zu demselben bereits fertig, als siebzehn Monate später die Franzosen wiederum als Feinde in Braunau einzogen. Man konnte es unter diesen Umständen nur als ein Glück für die Stadt ansehen, daß sich die Ausführung des Denkmals verzögert hatte. Später ließen die drei Kinder Palms ihrem Vater und erst 1866 die Stadt Braunau dem Märtyrer für die deutsche Sache ein würdiges Monument errichten.

Die Erschießung Palms ist jederzeit und mit vielem Rechte als ein unverlöschlicher Schandfleck bezeichnet worden, der an dem Andenken Napoleons haftet. Allerdings hat der Befehlshaber einer jeden Armee, selbst wenn sich dieselbe in einem befreundeten Lande befindet, mit aller Strenge darüber zu wachen, daß keine gegen die Sicherheit seiner Truppen und die Würde seiner Regierung gerichteten Schriften in den von ihm besetzten Provinzen verbreitet werden. Aber die Gesetze des Völkerrechts verlangen, daß der Inhaber der höchsten militärischen Gewalt in denjenigen Fällen, bei denen es sich um einen Unterthan eines mit seinem Souverän verbündeten Staates handelt, die Bestrafung bei der kompetenten Behörde des Angeschuldigten beantragt. In der Palmschen Sache war diese Behörde der Magistrat der damals noch freien Reichsstadt Nürnberg. Erst wenn sich dieser in der Untersuchung und Verurtheilung des Straffalles säumig zeigte, konnte Napoleon, und zwar zunächst nur auf diplomatischem Wege, ein strengeres Vorgehen in der Angelegenheit erstreben. Den Unterthan eines mit Frankreich verbündeten Staates durch ein französisches Kriegsgericht nach französischen Gesetzen verurtheilen zu lassen, muß immerdar als ein Gewaltakt roher Napoleonscher Despotie angesehen werden und dies mit umsomehr Recht, als die Strafe ganz außer allem Verhältniß zum Vergehen stand.

Daß die Mitglieder des Kriegsgerichts den bestimmt gegebenen Befehlen ihres Kriegsherrn, dem sie eine höhere Einsicht beimessen mußten, nachkamen, ist verzeihlich, nicht aber die in dem Urtheile enthaltene Lüge: dem Angeklagten sei ein Vertheidiger beigegeben worden. Hier haben sich die sieben Obersten des Palmschen Kriegsgerichts einer Unwürdigkeit schuldig gemacht, die auch nicht dem treu ergebensten Diener von seinem Herrn zugemuthet werden kann und die der Soldatenehre dieser gewissenlosen Richter gewiß auch in den Augen ihrer Kameraden Abbruch gethan hat.

Der hiſtoriſche Clavigo.

Hiſtoriſche Wahrheit und klaſſiſche Dichtung.

Es war im Jahre 1764, als die chronique scandaleuse der Hauptſtadt des ſpaniſchen Reiches durch eine Affaire bereichert wurde, welche in weiteſten Kreiſen Aufſehen erregte. Damals lebten zwei Schweſtern in Madrid, Töchter des in Paris anſäſſigen Uhrmachers Beaumarchais, von denen die ältere an einen Baumeiſter verheiratet war, die jüngere, Marie, ihrer Vermälung mit dem jungen Schriftſteller Clavigo, oder wie er richtig ſpaniſch heißt, Clavijo entgegenſah. Letzterem, arm wie er war, bot ſich erſt nach ſechsjährigem Verlöbniß mit Marie Beaumarchais die Möglichkeit dar, ſich einen eigenen Herd zu gründen, als er zum königlichen Archivar ernannt wurde und ſomit zu einem auskömmlichen Amt gelangte. Schon war die nöthige Vorbereitung getroffen und das Aufgebot erfolgt, als Clavigo ſich plötzlich eines andern beſann und von der Hochzeit zurücktrat. Der herbe Tadel indeß, den er in der öffentlichen Meinung erfuhr und die Vorſtellungen des franzöſiſchen Geſandten beſtimmten ihn, ſeine Braut um Verzeihung zu bitten und ſein Wort zu erneuern, aber nur, um es nach wenigen Tagen abermals durch die Erklärung zu brechen, daß er die Verbindung einzugehen nicht willens ſei. Das betrogene Mädchen verfiel in eine ſchwere Krankheit, ihr Bruder aber, welchen damals geſchäftliche Intereſſen von Paris nach Madrid führten, faßte den Entſchluß, ſie zu rächen. Er eilte zu Clavigo, ſtellte ihn mit kühner Entſchloſſenheit zur Rede und zwang ihn zu einem ſchriftlichen Bekenntniß ſeiner Schuld. Von der ſofortigen Veröffentlichung dieſes Dokumentes hielten ihn nur die Bitten des reuigen Clavigo zurück, welcher noch einmal Mariens Vergebung erlangte und die Abſicht, ſich mit ihr zu vermälen, hinwiederum betheuerte. Beaumarchais verſöhnt ſich mit ihm, erkennt aber bald genug das falſche Spiel Clavigos, welcher inzwiſchen einen Verhaftsbefehl gegen den Franzoſen unter der Angabe erwirkt hat, daß derſelbe ihm die Piſtole auf die Bruſt geſetzt habe, um die Hochzeit zu erzwingen. Trotz der Warnung, den einflußreichen Mann nicht zum Aeußerſten zu treiben, eilt Beaumarchais unerſchrockenen Sinnes nach Aranjuez, wendet ſich an die Miniſter, dringt, als ihm hier nur der Rath ertheilt wird, ſich der gefährlichen Situation durch ſchleunige Abreiſe nach Frankreich zu entziehen, bis zum König ſelbſt und weiß die Amtsentlaſſung Clavigos durchzuſetzen.

Dieſe Geſchichte iſt in den Memoiren des Beaumarchais mitgetheilt, in welchen er, zehn Jahre ſpäter, die Details eines Skandalprozeſſes,

den er in Paris gegen die Frau eines Parlamentspräsidenten verlor und der ihm eine Verurtheilung wegen Bestechungsversuches zuzog, der Oeffentlichkeit übergab.

Als diese „Memoiren" im Frühling 1774 erschienen, befand sich der junge Goethe, als Dichter des „Götz" damals schon hochgefeiert, in seiner Vaterstadt Frankfurt, wo er im Kreise seiner Freunde ein gesellschaftlich bewegtes Leben führte. In „Wahrheit und Dichtung" erzählt er von einer lustigen Gesellschaft junger Leute, welche sich wöchentlich einmal versammelten und von denen eines Abends beschlossen wurde, es solle alle acht Tage gelost werden, nicht „um, wie vormals liebende Paare, sondern wahrhafte Ehegatten zu bestimmen. Wie man sich gegen Geliebte betrage, das sei ihnen bekannt genug, aber wie sich Gatte und Gattin in Gesellschaft zu benehmen hätten, das sei ihnen unbewußt und müsse nun, bei zunehmenden Jahren, vor allen Dingen gelernt werden." Als Regel galt, daß man thun müsse, als wenn man einander nicht angehöre, man dürfe nicht nebeneinander sitzen, nicht viel miteinander sprechen, viel weniger sich Liebkosungen erlauben, dabei aber habe man nicht allein alles zu vermeiden, was wechselseitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könnte, ja, man würde im Gegentheil das größte Lob verdienen, wenn man seine Gattin auf eine ungezwungene Weise zu verbinden wisse. Das Los wurde hierauf zur Entscheidung herbeigeholt, über einige barocke Paarungen, die es beliebt, gelacht und gescherzt, die allgemeine Ehestandskomödie mit gutem Humor begonnen und jedesmal am achten Tage wieder erneuert. Der Zufall wollte, daß Goethe dreimal nacheinander dasselbe Mädchen, die Freundin seiner Schwester Cornelia, Anna Sibylla Münch, für deren Reize er nicht unempfindlich war, zur Frau erhielt. Als dies zum dritten Mal geschah, erklärte die neckische Gesellschaft feierlichst, der Himmel habe gesprochen und sie könnten nun nicht mehr geschieden werden, ein Votum, welches sich das junge „Ehepaar" gern gefallen ließ. „Wäre ein Priester zugegen gewesen", meinte Goethe, „so hätten wir uns ohne vieles Bedenken auf der Stelle zusammengeben lassen."

Bei jeder dieser geselligen Zusammenkünfte mußte etwas Neues vorgelesen werden, und so brachte Goethe eines Abends als ganz frische Novität die Memoiren des Beaumarchais im Original mit. Es fand vielen Beifall und nachdem es lebhaft besprochen worden war, wurde Goethe von seinem „lieben Partner" aufgefordert, die Clavigoaffaire in ein Schauspiel zu verwandeln. „Damit Du siehst, meine Liebe", antwortete er, „daß Gebieterin und Frau auch in einer Person vereinigt sein können, so verspreche ich, heute über acht Tage den Gegenstand dieses Heftes als Theaterstück vorzulesen." Zu allgemeiner Verwunderung hielt er Wort. Am 1. Juni 1774 war der „Clavigo" fertig und am 3. November desselben Jahres wurde er in Berlin in dem kleinen „Komödienhaus" in der Behrenstraße gegeben. Auf dem Theaterzettel hieß es: „Mit Sr. königl. Maj. in Preußen allergnädigstem Privilegio wird von der Kochischen Gesellschaft deutscher Schauspieler zum ersten Mal aufgeführt: Clavigo. Ein Originaltrauerspiel in fünf Akten von Hrn. D. Goethe. Das Stück spielt in Madrid und endigt mit Mariens Leichenbegängniß. Den Beschluß macht: das pantomimische Ballet: Der Vogelfang. Der Anfang ist präcis um fünf Uhr." Brückner gab

den Clavigo, Withöft den Carlos, Müller den Beaumarchais, Mad. Hanischin die Marie.

Schon als Goethe das Memoire für sich allein gelesen hatte, war ihm das Theatralische des Stoffes aufgefallen. Die Bearbeitung selbst machte er sich ziemlich leicht, indem er, auf Shakespeares Vorgang gestützt, theilweise, so in der ganzen Hauptscene des zweiten Aktes, den Text der Memoiren eigentlich nur übersetzte. „Wenn ich bedenke", äußerte er später einmal, „wie Schiller die Ueberlieferung studirte, was er sich für Mühe mit der Schweiz gab, als er seinen Tell schrieb, und wie Shakespeare die Chroniken benutzte und ganze Stellen daraus wörtlich in seine Stücke aufgenommen hat, so könnte man einem jetzigen jungen Dichter auch wohl dergleichen zumuthen. In meinem Clavigo befinden sich ganze Stellen aus den Memoiren des Beaumarchais." Der ganze fünfte Akt ist sein geistiges Eigenthum. Nur den Abschluß entnahm er der Idee nach einer alten Ballade, nicht, wie er in seiner Selbstbiographie bemerkt, einer englischen, sondern einem der zwölf deutschen Volkslieder, welche er selbst in Elsaß „auf seinen Streifereien aus den Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht" und in eigenhändiger Abschrift an Herder geschickt hatte. In einem derselben, dem Lied „vom Herrn und der Magd", heißt es:

„Halt' still, halt' still, ihr Todtenträger,
Laßt mich die Leich' beschauen!"
Er hub den Ladendeckel auf
Und schaut' ihr unter die Augen."

„Ich habe ein Trauerspiel gearbeitet", schreibt Goethe in einem seiner Briefe aus jener Zeit, „Clavigo, moderne Anekdote, dramatisirt, mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit, mein Held, ein unbestimmter, halb groß, halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson. Was der Gestalt des Clavigo in seiner Feigheit, Schwäche und Haltlosigkeit des Charakters an Interesse und an Qualität zu einem tragischen Helden mangelt, gewinnt die Gestalt des Carlos. Der Bösewichter müde, die aus Haß, Rache oder kleinlichen Absichten sich einer edlen Natur entgegensetzen und sie zu Grunde richten, wollte Goethe im Carlos den „reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken lassen, um auch einmal auf diese Weise eine Tragödie zu motiviren."

Das tragische Ende des Clavigo und der Marie Beaumarchais war durch das Gesetz der poetischen Gerechtigkeit bedingt, wenn es sich bei ersterem auch äußerst willkürlich und zufällig vollzieht. Marie Beaumarchais überlebte in Wirklichkeit ihre Liebesgeschichte und freite einen andern. Der historische Clavigo, welcher überhaupt mit dem Goetheschen Clavigo wenig Aehnlichkeit hat, starb erst im Jahre 1806 als Vicedirektor der naturhistorischen Sammlungen zu Madrid und hätte bei einer gelegentlichen Reise durch Deutschland sich selbst, wie Lewes richtig bemerkt, auf der Bühne umbringen sehen können. Beaumarchais wurde nachmals nicht nur durch glückliche kaufmännische Spekulationen ein reicher Mann, sondern zudem ein gefeierter Schriftsteller, dessen „Barbier de Seville" und „Mariage de Figaro" ihn zum Lieblingsdichter seiner Zeit erhoben. Goethe nennt ihn einen „tollen

Christen." Prozesse waren das Element, in welchem er sich am wohlsten fühlte. Als er einst, ergrimmt über einen verlorenen Prozeß, die Treppe des Gerichtshofes hinabeilte, begegnete ihm der Kanzler, welcher hinauf wollte. Beaumarchais sollte ihm ausweichen, aber er weigerte sich und bestand darauf, daß jeder zur Hälfte Platz machen müsse. Der Kanzler, in seiner Würde beleidigt, befahl den Leuten seines Gefolges, Beaumarchais auf die Seite zu schieben. Dies geschah. Beaumarchais aber begab sich auf der Stelle wieder in den Gerichtssaal zurück und machte einen Prozeß gegen den Kanzler anhängig, den er denn auch schließlich gewonnen hat.

Bei den Autoritäten der Literatur erfuhr Goethes „Clavigo" divergirende Urtheile. Wieland, nachdem er das Stück gesehen, schrieb an Jacobi, der für dasselbe enthusiasmirt war, es fehle doch noch viel, daß Goethe der Wundermann sei, für den man ihn halte. Merck, der für seines Freundes Ruhm ein so aufrichtiges Interesse hatte, richtete das Stück mit den bekannten Worten: Solch einen Quark, wie diesen, müsse er ihm künftig nicht mehr schreiben, das könnten die anderen auch. Goethe nahm ihm dies gewaltig übel und meinte, „Mephistopheles Merck habe ihm einen großen Schaden gethan. Hätte ich damals", schreibt er in späterer Zeit, „ein Dutzend Stücke derart geschrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein Leichtes gewesen wäre, so hätten sich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten." Besser, daß er es nicht gethan. Gleich der „Stella", gehört „Clavigo" in ein Uebergangsstadium. Goethe hatte den Schaffensdrang in sich und so schuf er Kleineres, weil er für Größeres sich noch nicht reif fühlte. Bezeichnend aber ist es, daß zwei so verschiedenartige Naturen, wie Ludwig Tieck und Arthur Schopenhauer, in der Bewunderung des oft zu geringschätzend beurtheilten „Clavigo" zusammentreffen und daß ein so scharfer und bitterer Gegner Goethes, wie Wolfgang Menzel, sich gerade über diese Tragödie mit besonderer Achtung geäußert hat.

Die theatralische Wirksamkeit hat den „Clavigo" der Bühne gerettet. Eckermann schildert in begeisterten Worten den mächtigen Eindruck, welchen Tieck mit einer bloßen Vorlesung des Stückes erreichte. „Jedermann war im Anhören versunken", erzählt er, „die Lichter brannten trübe, niemand dachte daran oder wagte es sie zu putzen, aus Furcht vor der leisesten Unterbrechung; Thränen in den Augen der Frauen, die immer wieder hervorquollen, zeugten von des Stückes tiefer Wirkung und waren wohl der gefühlteste Tribut, der dem Vorleser wie dem Dichter gezollt werden konnte." Am 3. November des Jahres 1874 hat das königliche Schauspielhaus zu Berlin das hundertjährige Jubiläum der Tragödie festlich begangen; sie ist daselbst während des Säkulums fünfundsechzig Mal zur Aufführung gelangt. Uebrigens ist dem „Clavigo" sogar die Ehre eines Polizeiverbots zu Theil geworden. Nachdem er zehn Jahre lang auf allen Bühnen gegeben war, wurde er zu Hamburg auf Reklamation des — spanischen Gesandten verboten, dasselbe Schicksal, welches in Berlin wenige Jahre später Goethes „Stella" als ein „unanständiges und freigeistiges Stück" erfuhr.

M. R.

Textrahmen zu unseren Bildern.

Die „Königsschlucht." Der Arkansas, ein Sohn des „Vater der Ströme" d. h. Mississippi) hat ein Quellengebiet, welches an schauerlicher Großartigkeit im gesammten Felsengebirge (Rocky mountains) wohl vergebens seinesgleichen sucht. Wild, malerisch und gigantisch sind alle Formationen, bis der Strom durch eine 3000 englische Fuß tiefe Schlucht, welche den Namen „Königsschlucht" (Royal gorge) führt, ins Hochplateau hinausbricht. Unten im Grunde windet sich, dicht neben dem über große Felsstücken hinbrausenden und an tausend Ecken prallenden Wasser und unmittelbar an den Felsenschroffen, die Eisenbahn hin, von welcher aus der Reisende mit Schauer erfüllt an den steilen, nackten, bleichen Wänden emporblickt. Aber noch weit gewaltiger ist der Eindruck, welchen der Fußwanderer von oben in sich aufnimmt. Es ist keinem zu rathen, ohne kundigen Führer sich in diese Region zu wagen, denn ein einziger falscher Schritt kann ihn, in Atome zerschmettert, in den tiefen Abgrund stürzen lassen. Nachdem er durch einen dichten Nadelholzwuchs gedrungen ist, gelangt er an die völlig vegetationslosen Felsrücken, zwischen denen sich der Arkansas durch zahllose kleine Rinnsals verstärkt, gegen seine Fesseln wüthend und wie ein Löwe anspringend, fortwindet. In der Ferne heben sich in scharfen Umrissen schneebedeckte Piks der Rocky Mountains vom tiefblauen Himmel ab.

Vielleicht begnügt er sich mit dem Anblick der zwar steilen, aber immer noch etwas schräg fallenden Abhänge. Ist er jedoch kühn genug, so sucht er dem vollen Ueberblick der Wasserschlucht dadurch etwas näher zu kommen, daß er einen in den Grund hinabgestürzten Berg umgeht, bis sein Auge schaudernd zu dem Flußbett hinunterdringt. Zwar ist der Arkansas an dieser Stelle schon 40 bis 60 Fuß breit, aber von dieser Höhe aus sieht er aus wie ein schmaler Streifen geschmolzenen Silbers, und trotz des tobenden Geräusches, welches er unten macht, hört man oben gar nichts, sondern es waltet da die feierlichste Stille des Todes.

Geradezu Schrecken erregend ist aber der Blick in die „Königsschlucht" selbst. Hier beschleicht den Kühnsten ein Bangen und er tritt unwillkürlich einen Schritt vom Rande des jähen Abgrundes zurück. Es sieht aus, als hätte sich ein Berg nur zu dem Zwecke gespalten, das Wasser durchzulassen. Wer Muth genug hat, tritt weit genug vor, um unmittelbar unter sich, in 2008 Fuß Tiefe, das Wasser zu erblicken, welches von da oben „wie polirt" aussieht.

Ein malerisches Sommervergnügen.

Sie malt! Und was sie malt? Alles! Die Kunst hat ja keine Grenzen und die Natur auch nicht.

Folgen wir der kühnen Malerdilettantin auf ihren künstlerischen Naturpfaden!

„Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt!"

Auf ihren malerischen Streifzügen macht sie dem Herrn und der Dame Konvenienz das Zugeständniß, daß sie einem Livréediener den Nachtrab gestattet, wenn sie allein „auf Beute" in den Wald zieht.

Im Freien — wie poetisch, wie malerisch — wird ein romantisches Atelier mit malerischen Effekten eingerichtet und drinnen waltet die holde Künstlerin, auf ihrem Feldstuhl sitzend, als verkörperte Muse; hinter ihr, ebenfalls malerisch gruppirt, offenbar hat auch er Sinn für künstlerische Effekte, sitzt der Hund, ihr gegenüber, in respektvoller Entfernung, ruht Jean aus von des Tages Last und Hitze, von lauter Natur- und Kunstgenuß überwältigt, ist er sanft eingenickt.

Desto wachsamer ist ringsumher das Publikum, denn auch ein solches hat sich eingefunden, Zaungäste freilich nur, kein kunstsinniges, kunstverständiges Auditorium, aber doch immer etwas „romantischer Hintergrund" für die malerische Scene. Vielleicht erweckt auch eins oder das andere der frischen, runden Kindergesichter, nicht als Subjekt, sondern als Objekt, das Interesse der Naturschwärmerin, und den unwiderstehlichen Drang, alles, was gutwillig ist, zuweilen auch, was nicht gutwillig ist, unaufhaltsam zu skizziren.

Neue Bücher.

Katastrophen. Poetische Bilder aus unserer Zeit. Von Johannes Proelß. Stuttgart, Adolf Bonz und Co.

Die Tendenz ist ein übles Ding, das meist den reinen Eindruck trübt und verdirbt, aber sie kann auch Gutes schaffen, wenn sie — den umgekehrten Weg geht. Das heißt auf deutsch: Eigentlich ist die Tendenz in der Poesie die prosaische Absicht, die verstimmt, wenn sie sich zu sehr breit macht. Wenn aber die Tagesereignisse, das prosaische Leben in die Beleuchtung der Poesie gerückt werden, wenn der Poet aus dem Rohmaterial des nackten Ereignisses künstlerische Gestaltungen zu schaffen vermag, dann haben wir die Tendenz im besten Sinne und in diesem Sinne sind die „Katastrophen" von Johannes Proelß originellste Tendenzpoesie. Die großen Katastrophen der jüngsten Zeit sind in dem anregenden Büchlein echte Poesie geworden. Der Ringtheaterbrand, die finanzielle Krise in Paris, die großen Ueberschwemmungen — alle diese Schlagworte der Tagesgeschichte werden Fleisch, werden warmblütige Erzählung, welche die genannten Motive zur thatsächlichen Basis nimmt. Daß Proelß gut zu erzählen versteht, hat er oft bewiesen, in den „Katastrophen" hat seine Muse aber ihren beau jour gehabt. Ueberall ist ein feinfühliger Sinn, eine graziöse Poetenhand, die plastisch zu formen versteht, bemerkbar. Als die vollendetste der Erzählungen erscheint uns „Lili", die voll Heysescher Ruhe in der Bewegung und jener stilistischen Eleganz ist, die wohlthuend berührt. Ergreifend wirkt der „Todesgruß auf der Taybrücke", liebenswürdig führt das Märchen „Hans im Glück" in die Stimmung ein. Wir zweifeln nicht daran, daß die übrigens äußerlich sehr freundlich und elegant aussehenden Katastrophen Erfolg haben werden und daß dann Hans Proelß „Hans im Glück" sein wird.

Die Sklaven. Trauerspiel in fünf Akten von Gottfried Aga. Halle, C. E. M. Pfeffer.

Eine Spartacustragödie, die wohl das Dutzend vollmachen wird, sich aber doch über die dramatischen Dutzendarbeiten erhebt. Die Temperatur des Dramas ist jedoch zu kühl, um eines warmen Empfanges beim Theaterpublikum sicher zu sein.

Die Jungfrau vom Kynast. Ein Sang aus Schlesiens Bergen, von Julius Gesellhosen. Breslau, Josef Max u. Co.

Naiv, derb, der edlen Form oft ein Schnippchen schlagend, aber volksthümlich. Das genügt — wird der Verleger gesagt haben, als die erste Auflage vergriffen war.

Die Graphologie. Geschichte, Theorie und Begründung der Handschriftendeutung. Mit einem Bildnisse und vier Handschriftproben. Von Eugen Schwiedland. Berlin, J. H. Schorer.

Man kann ein immerhin problematisches Thema kaum gründlicher und geistvoller behandeln, als es in vorliegender Schrift geschieht. Die Möglichkeit einer auf sichern Regeln beruhenden Handschriftendeutung wird nach den Ausführungen des Verfassers zur Wahrscheinlichkeit. Die Grundrisse eines Systems, das von physiologischen und psychologischen Voraussetzungen ausgeht, treten uns klar vor die Augen und man muß gestehen, daß das elegant aussehende Büchlein ganz geeignet ist, der Graphologie — wäre übrigens die Bezeichnung Graphomantie nicht sachentsprechender als Graphologie? — viele Freunde zu gewinnen. Ueberraschend viel neue Aufschlüsse über die Wirkung des Charakters auf die Handschrift werden von Schwiedland, dem der Abbé Michon als Prophet der Graphologie gilt, gegeben. An Einwänden gegen die originelle Theorie wird es nicht fehlen. Nur einer sei hier angeführt. Wird eine durch berufsmäßiges Viel- und Schnellschreiben ungleichmäßig gewordene Handschrift, z. B. bei Bureau-Beamten und Schriftstellern, nicht alle Handhaben zur Charakter-Deutung entbehren? Und können nicht mechanische oder physische Fehler der Federhaltung ein Handschriftenbild geben, das eine unrichtige Charakterdeutung zuläßt? Die Graphologie — wir können uns schwer an den nicht präcisen Namen gewöhnen — soll auch, wie der Verfasser hervorhebt, von praktischem Werth sein. Zum Beispiel hat sie schon in manchen Fällen „die Expertise von Kalligraphen verdrängt oder letzterer gegenüber das entscheidende Wort gesprochen." Hier möchten wir doch warnen, die Hypothese zur These zu machen. Der Graphologe Henze hat bekanntlich als Expert vor Gericht mit seinen Entscheidungen kein großes Glück gehabt. Dagegen ist der Ausblick, den der Verfasser auf das Gebiet der Seelenkunde thut, ein weiter und freier. In Summa, das Büchlein ist hochinteressant und regt den Geist energisch an.

Anleitung zur Majolikamalerei von M. Drews. Berlin, J. H. Schorer.

Die Majolika feiert jetzt ihr zweites goldenes Zeitalter und da kommt die kleine

Schrift sehr gelegen, umsomehr als es bisher gänzlich an einer Anleitung zur Majolikamalerei fehlte. Die obige klare und übersichtliche Anleitung ist — das sieht man auf jeder Seite — aus vieljähriger Erfahrung hervorgegangen und giebt praktische Winke darüber, wie der Dilettant die mancherlei Schwierigkeiten der Technik überwinden kann. Das Buch ist sehr instructiv und der leidenschaftliche Majolikafreund, Herzog Guidobaldo von Urbino würde seine Freude haben, wenn man ihm das Werkchen in die Sprache des Vasari übertragen könnte. Majolikamalen ist eine edle Kunst und selbst Rafael soll ja aus Liebe zu einer schönen Majolikaschwärmerin auf Majolika gemalt haben.

Inventarium einer Seele. Von B. von Suttner (B. Oulot). Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Eine Dame, die so scharf denkt, wie ein zünftiger Philosoph! Und eine Dame, die so flott schreibt wie ein zünftiger Feuilletonist! De omnibus rebus et quibusdam aliis — Frau von Suttner wird gewiß auch Latein verstehn — wird hier gehandelt, aber meist in unterhaltender Form und immer drängen sich Ideen an Ideen. Belesenheit, Vorurtheilslosigkeit, Originalität der Lebensauffassung, das sind die Vorzüge des Buches, dem allerdings eine starke Dosis Paradoxie beigemischt ist.

Am Bache. Erzählung von Renata Greverus. Bremen, Hinricus Fischer.

Der Aufenthalt am Bache hat, wie es scheint, einigen Einfluß auf den Ton der Erzählung ausgeübt, denn es geht darin sehr wässerig zu und die Thränenflut kennt keine Ebbe. Aber die für den deutschen Autor unentbehrlichen „jungen Mädchen, denen man getrost solch Buch in die Hand legen kann", werden „Am Bache" gewiß so „süß" finden, wie — wir auch.

F. H.

Salonpost.

B. H. in L. Nach den Untersuchungen des Professor Pettenkofer in München athmet der Mensch von der in vierundzwanzig Stunden verbrauchten Luftmenge bei Tage 31 Prozent Sauerstoff ein und 69 Prozent Kohlensäure aus, bei Nacht 69 Prozent Sauerstoff ein und 31 Prozent Kohlensäure aus. Bei Nacht nimmt man also durch das Athmen einen Vorrath von Sauerstoff (Lebensluft) in sich auf, den man erst am folgenden Tage bei der Arbeit verbraucht und man bedarf nachts einer an Sauerstoff reichern Luft als bei Tage — also ist die Moral davon: Wählen Sie zum Schlafzimmer das größte und bestgelegene Zimmer.

C. St. in Greifswald. Ein Oberpräsident bezieht 21000 Mark, Graf Moltke 30,000 Mark und Dienstwohnung.

Otho G. in Düsseldorf. Sobald Du Dir vertraust, sobald weißt Du zu leben.

S. St. in Riga. Sirach 11, 2, 3.

Baum in Ch. Apollo Musagetes ist geduldig und wird Ihnen gnädig sein, da er ja auch als Apollo Karneios Gott der Schafherden ist.

Aug. Sh. in L. Warum haben Sie sich nicht einen Knoten ins Taschentuch gemacht, um die Melodie nicht zu vergessen?

C. R. in Weimar. Oft hat es den Anschein, als ob manche unserer konservativen Parlamentsredner mehr die Kirche der Rechte (im Parlament) als die Rechte der Kirche im Sinn haben.

A. H. in Kiel. Sie sind nicht richtig informirt. Es ist die jetzige Gräfin Holnstein, geborene Freiin von der Malsburg, die Emanuel Geibel in seinem schönen Gedicht: „Du Röslein jung, Du schlankes Reh" besungen hat. Geibel lebte damals auf der Burg Escheberg bei Kassel, die Herrn von der Malsburg gehörte.

Bertha S. in Eisenach. Wie Sie erkennen können, ob ein Mann der Ihnen nicht gleichgiltig ist, Geist und Charakter besitzt? Wenn er den „Salon" hält und denselben nächst Ihnen am schwärmerischsten verehrt.

E. v. V. in P. Die Bezeichnung „Schöne Seele" ist erst 1794 durch Goethes Wilhelm Meister in den deutschen Sprachschatz eingeführt.

Veilchen in Erfurt. Das wären alles — 15 Stück — Ihre ersten lyrischen „Versuche"? Weiche von uns, Versucher!

S. D. in Hermannstadt. „Ich bin", schreiben Sie, „so frei" — es wäre aber hübscher, wenn Sie auch auf dem Briefcouvert „so frei" wären.

Sarah W. in Fürth. Gehen Sie mit Ihrer Tochter in ein Modebad, z. B. nach Baden-Baden, Ischl oder Gastein. Fand doch auch Rebecca einst ihren Mann am Brunnen.

Neueste Moden.

Nr. 1 bis 3. Kinder-Anzüge.

Nr. 1 u. 2. Anzug für Mädchen von 4 bis 8 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.) — Stoff mit Stickereien von Hamburger und blauem Wollgarnirt. Hüte.

Nr. 1. Mädchen von 4 bis 8 Jahren. (Rückansicht.)

Nr. 2. Mädchen von 4 bis 8 Jahren. (Vorderansicht.)

Nr. 3. Anzüge von 4 bis 8 Jahren. (Vorderansicht.)

Nr. 3. Anzüge von 4 bis 8 Jahren. (Vorderansicht.)

Nr. 1 bis 3. Kinder-Anzüge.

dem Bolero) eine doppelte Garnitur gestickt Hamburg aus blauem Cachemir mit handgestickter Passe eingefaßt. Die zweite Jackenweite geht um den angeschnittenen Kragen herum und ist mit Stickerei garnirt. Der Rock mit entsprechender Stickerei verziert und Schurz. Auf dem Rücken ein Blumenstrauß aus blauem Cachemir und Die Mützen sind.

Digitized by Google

einer blauen Schleife. Der Aragen hat eine ähnliche Garnirung wie der Ärmel und ist mit dunkelblauem Cammet besetzt. An der Brustseite runder Cammet

Nr. 4. Jacket für den Sommer und Anfang Herbst.

aufhäufter Chiffonfall, an der Seite eine blaue Schleife.

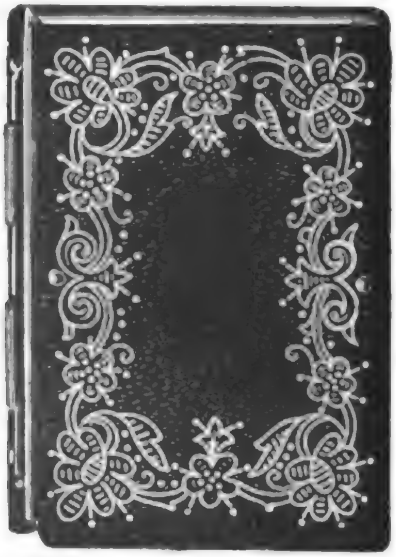
Corset aus blauem Taffetstoff und Jacke aus blauer und hellgrüner

Digitized by Google

Nr. 3. Promenaden-Anzug.

Nr. 6. Sommer-Anzug aus Wolle. Nr. 7. Gaze-Anzug.

Nr. 2. Anzug für Mädchen von 3 bis 4 Jahren. — Die Caſaque von pfirſichblüthrother Surah öffnet ſich weit über ein Vordertheil von gelblichweißem Atlas; der Schluß wird mittels vier Patten mit Phantaſieknöpfen bewirkt. Den Rand des Rockes zieren zwei Volants von engliſcher Stickerei auf gelblichweißem Grunde, darunter ein kleiner Pliſſévolant von pfirſichblüthrothem Sammet. Eckiger Surahkragen mit großem Mazarinkragen von engliſcher Stickerei. Aermelaufſchläge von derſelben Stickerei.



Nr. 8. Notizbuch. (Mit Deſſin.)

Nr. 4. Jacket für den Sommer und Anfang Herbſt.

Die Garnirung des hier gegebenen Jackets von ſchwarzer Sicilienne beſteht aus einer mit ſpaniſcher Spitze gemiſchten Stickerei auf Sammet, welche bogig aufgeſetzt und auf der Rückſeite unter einem Fächerpliſſé zuſammentrifft. Ueber dem Fächerpliſſé iſt ein Jetperlen-Agrément angebracht. Um den Hals bilden zwei abwechſelnde

Nr. 9. Deſſin zum Notizbuch.

Reihen Spitze und Stickerei eine kleine Pelerine. Im Nacken ſehr hoch emporſteigender Mediciskragen. Die Aermelaufſchläge ſind aus einer herabfallenden Spitze und einem mit einer Spitzenrüſche eingefaßten geſtickten Streifen zuſammengeſetzt. Der Mediciskragen wird durch eine flottirende Sammetſchleifengruppe geſchloſſen.

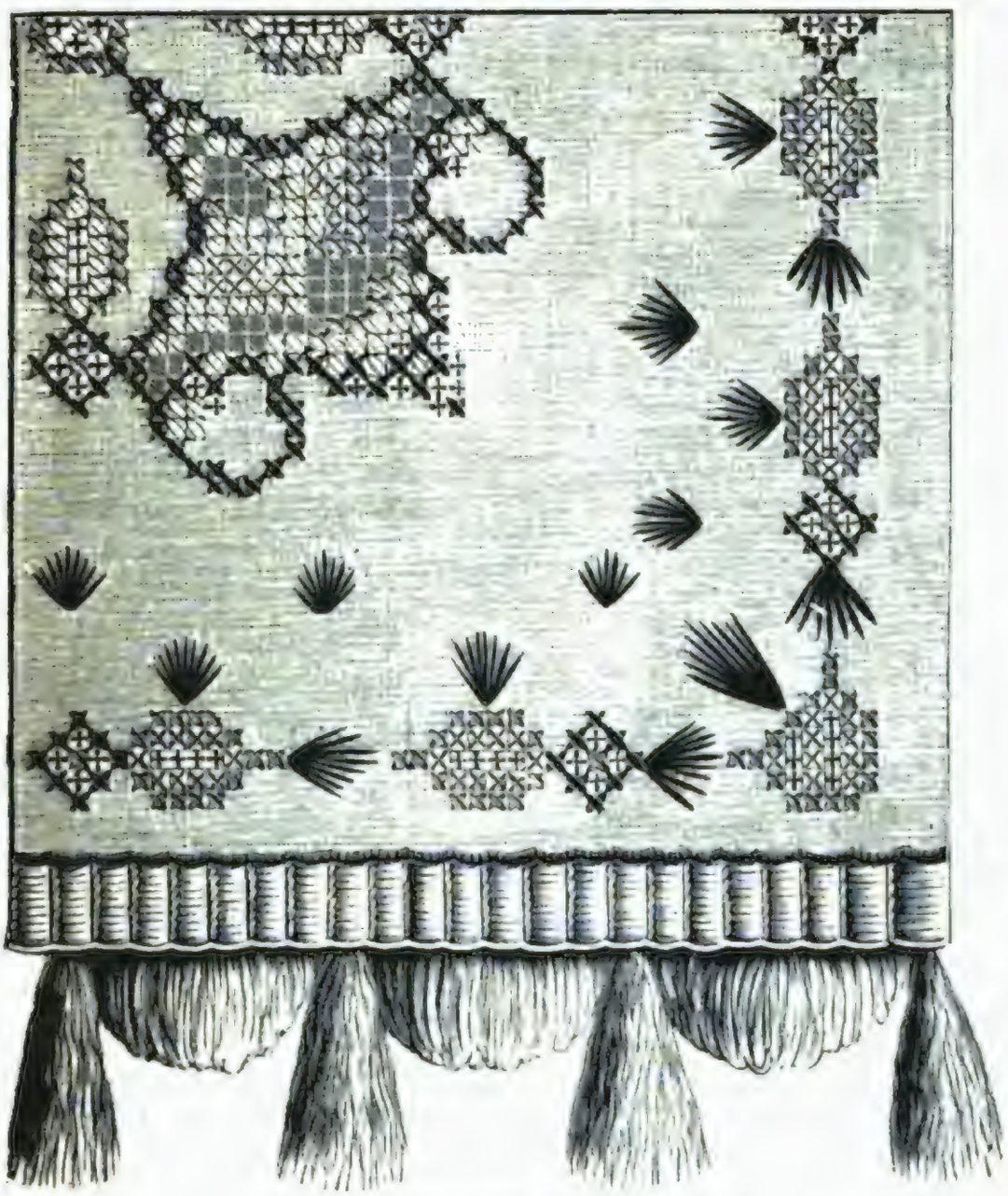
Nr. 5. Promenaden-Anzug.

Der Rock von wintergrüner Voile oder Caſchmir iſt in breite glatte Falten gelegt, welche durch ſchmale Falten von Sammet von einander getrennt ſind. Unter dem

Taillenschooß zieht sich eine als Schürze drapirte Schärpe hin. Der obere Theil der hintern Bahn ist auf der Mitte herab in lange Puffen drapirt und an den Seiten als Revers umgelegt. Unter den langen Puffen fällt der untere Theil der hintern Bahn abgerundet herab und wird auf der linken Seite gerafft. Taille von Halbtuch mit Moire-Revers und hohem umgelegten Kragen von Moire, von dem auch die runden Aermelaufschläge zu machen sind. Phantasie-Strohhut mit Surahschärpe und Federtuff an der rechten Seite, aber mehr nach hinten fallend.

Nr. 6 u. 7. Sommer-Anzug mit Visite und Haus-Anzug.

Nr. 6. Sommer-Anzug mit Visite. — Der Rock zu diesem eleganten Frühlings-Anzug ist von dunkelblauem Grosgrain. Am untern Rande eine Atlas-



Nr. 10. Viertel eines kleinen Teppichs.

balayeuse. Als doppelter Rock arrangirte, gepuffte Tunika von Ottomanstoff, welche sich auf einen halbkreisförmigen, mit drei Spitzenvolants garnirten Sammet-Schrägstreifen legt. Auf der Rückseite drei als Schluppen herabfallende kurze Raffungen. Fasanenblau broschirte Margarethen-Visite von fischotterbraunem Ottoman, deren Rücken und Rand mit Applicationen und Fransen verziert sind.

Nr. 7. Haus-Anzug. — Auf dem Rock wechseln grüne Sammetstreifen mit eingesetzten Falten von blaßblauem Grosgrain ab. Die Schärpe von grünem indischen Caschmir ist in tiefe, etwas wellenförmige Falten gebrochen. Mit rothem Atlas gefütterter und mit altsilbernen Knöpfen garnirter offener Ueberrock. Die Schnebbentaille ist mit Sammet bordirt. Ein breiter Herrenrevers von grünem Sammet bildet oben Kragen und geht dann herab bis zur Taillenschnebbe. Das gefältelte

Chemisett von Doppelsurah ist oben am Kragen gereiht. Auf der Mitte herab geht ein Spitzenjabot. Lange Aermel mit runden Sammetaufschlägen und Plissés. Darunter Surahmanschetten.

Nr. 8 u. 9. Notizbuch. (Mit Dessin.)

Von der Decke, welche das unter Nr. 8 vorgeführte Notizbuch ziert, stellt das Dessin Nr. 9 ein Viertel in wirklicher Größe dar. Der Grund ist pfauenblauer Plüsch und die Stickerei wird in Cordonnetseide im Kettchenstich, Lanzettstich und Knötchenstich ausgeführt; letztere sind in rother Seide. Die innere Fläche der Buchdecke wird mit weißem Moiré überzogen.

Nr. 10. Viertel eines kleinen Teppichs.

Diese niedlichen Teppiche eignen sich sehr gut als Unterlage beim Aufstellen von allerhand kleinen hübschen Gegenständen, mit denen man Kamine und Consolen decoriren will. Der vorliegende, von welchem wir ein Viertel geben, besteht aus dunklem brasilianischen Canevas. Die Arbeit wird nach der Vorzeichnung im Tapisseriestich auf vier Canevasfäden in algerischer Seide ausgeführt. Die dunkelsten

Nr. 11. Kinder-Robe.

Nr. 12. Kinder-Robe.

Striche sind in Havana- und die hellsten in einer lichtern Nüance. Die Carrés, welche durch Kreuze markirt sind, werden roth und diejenigen mit diagonalen Strichen blau ausgeführt. Quer durch zieht man Goldfäden. Die Palmblätter im Plattstich sind blau und roth mit Goldfäden gemischt. Für die Bordüre näht man einen Galon von Wolle mit Goldfäden durchwirkt ringsum, der mit Franzen und Quasten verziert wird.

Nr. 11. Kinder-Robe.

An dieser Robe von Surah, Atlas oder Caschmir mit großen runden farbigen Muschen sind die Schößchen auf der Rückseite gespalten und die kleinen Zwischenräume durch Blasbalgfalten von der Farbe der Muschen ausgefüllt. Zugeknöpft wird die kleine Robe der ganzen Länge nach, also vom Cardinalkragen an bis herab. Die Garnirung auf den Taillenrevers, dem Kragen, den Aermelaufschlägen und den Taschen besteht aus irländischer Guipürespitze.

Nr. 12. Kinder-Robe.

Als Stoff zu dieser Robe ist dunkelfarbiger Plüsch gewählt. Am Rande ist sie in tief spitze, unten abgestumpfte Zacken ausgeschnitten, welche auf einen sehr breiten Volant von Guipürespitze fallen. Aus der gleichen Spitze besteht auch die große Pelerine und der Aermelbesatz.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Söhne Rubens.

Digitized by Google

Der Salon.

Aktäon.

Novelle von **Konrad Telmann.**

Am Quai von Acqua Santa, der sich jenseits des Arsenals, gleichsam als eine landeinwärts gerichtete Verlängerung der langen, leuchtthurmgekrönten Mole im Nordosten des großen Hafens von Palermo hinzieht, standen um die späte Nachmittagsstunde eines Maitages eine größere Anzahl von jungen Männern vor den bunt bewimpelten, hölzernen Badezellen beieinander, um sich von der Sonne bescheinen zu lassen, die vereinzelten Schwimmer, die noch in den Wellen umherplätscherten, zu necken und in ungezwungener Weise über die Vorkommnisse in der Gesellschaft zu plaudern. Sie alle gehörten den besten Ständen an, mehrere Offiziere, junge, adelige Grundbesitzer, Justizbeamte und ein paar Studenten waren darunter. Sie kannten sich alle untereinander vom Kasino nuovo her, dessen Mitglieder sie waren, aus den Soireen, von den Korsofahrten, und weil sie sich seit dem Beginn der warmen Jahreszeit täglich um die nämliche Stunde in der Badeanstalt auf Acqua Santa trafen. Munteres Geschwätz und helles Lachen waren hier zu Hause. Dazu wölbte sich ein wolkenloses Firmament über ihnen und es war ein wohliges Gefühl, sich von den Wassern schaukeln zu lassen, die eine frische Brise von Norden her kräuselte.

Plötzlich entstand eine Bewegung in den angeregt plaudernden Gruppen. Eine elegante Equipage war an der Badeanstalt vorgefahren und ein Mann in mittleren Jahren, von kurzer, gedrungener Gestalt entstieg derselben, um nach einem flüchtigen Gruß gegen die Anwesenden in einer leeren Badezelle zu verschwinden. Er war mit vornehmer Nachlässigkeit gekleidet, das Haar, das beim Lüften des Hutes sichtbar geworden war, erschien gelichtet und hier und da ebenso ergraut, wie der große, ehemals schwarze Vollbart, der ein tiefgebräuntes und zerfurchtes Antlitz umrahmte, aus dem zwei dicht von den Wimpern beschattete Augen unter buschigen Brauen seltsam scheu in die Welt hinausblinzelten. Beim Gehen schleppte er mit dem linken Fuße etwas nach.

„Der verrückte Marchese!“ sagte ein junger Bersaglierilieutenant, als sich die Zellenthür hinter dem Ankömmling geschlossen hatte, halblaut, „wie kommt denn der hierher? Es ist das erste Mal, glaub ich.“

Die anderen schlossen instinktmäßig einen engeren Kreis als bisher um den Sprecher und gaben durch Geberden und Worte gleichfalls ihrer Verwunderung über das Erscheinen des seltenen Gastes Ausdruck. „Daß er seine Frau überhaupt so lange allein läßt, setzt mich in Erstaunen", fiel der Baron Tagliarini ein, „man sagt, daß er sein Wächteramt keine Minute bei Tag und Nacht aufgebe."

„Seine Frau?" höhnte ein dritter, „wer sagt Ihnen denn, daß sie seine Frau ist?"

„Natürlich, sie sind verheiratet."

„Nichts da, der Marchese hat sich seinen Harem aus dem Orient mitgebracht und dieses räthselhafte Weib, das Sie alle beschäftigt, ist in Wahrheit eine Mehrheit von Weibern, Odalisken, Cirkassierinnen und was weiß ich? die er in seinem Serail gefangen hält. Daß er sie von einen Eunuchen bewachen läßt, während er fort ist, versteht sich von selbst und so darf sein Sicherheitsgefühl niemanden überraschen."

Die anderen lachten.

„Schloß Pizzuto als modernes Frauengefängniß auf sicilianischem Boden, das ist eine köstliche Idee!" fing der Bersaglierioffizier wieder an, „man sollte die Sache eigentlich von Seiten der Polizei untersuchen lassen und wenn es sich wirklich so verhält —"

„So werden die Haremsfrauen des verrückten Marchese unter uns, als den Entdeckern seiner schändlichen Geheimnisse, zum Lohn vertheilt!" ergänzte ein anderer, während man allseitig lachend zustimmte.

„Wer ist dieser Marchese Pizzuto eigentlich?" fragte der junge Francesco Pedone, ein schlanker dunkellockiger Student, dazwischen seinen Nachbarn, den Baron Tagliarini.

„Sie wissen nichts von ihm?" fiel dieser verwundert ein, „Sie sind freilich kein Palermitaner! Und wenn ich Ihnen etwas Bestimmtes über ihn erzählen sollte, käme ich selber in Verlegenheit. Er heißt überall nur „der verrückte Marchese" und ist so eine Art mythischer Persönlichkeit in unseren Kreisen. Sehr früh ist er der Erbe ungeheuerer Reichthümer geworden und hat seine Unabhängigkeit dazu benutzt, den Don Juan Palermos zu spielen und der jeunesse dorée in allen sportmäßigen Zerstreuungen als tonangebender Führer zu dienen. Er hat aber immer Unglück gehabt. Seine Pferde sind mit ihm durchgegangen und seine Weiber ohne ihn. Nach so bösen Erfahrungen — man sagte ihm übrigens von jeher nach, daß er im Kopfe nicht ganz richtig sei, sich von jedermann aufs Leichteste düpiren lasse und voll von verschrobenen Ideen stecke, hat er seiner Vaterstadt den Rücken gekehrt und ist auf Reisen gegangen. Ein Jahrzehnt hindurch hat niemand etwas von ihm gesehen oder gehört, man glaubte ihn verschollen. Plötzlich erscheint er wieder in seinem Schlosse am Fuße des Pellegrino, einem der schönsten, feenhaftesten Besitzthümer der Welt, läßt sich aber vor keinem Menschen sehen, sondern verschließt sich hinter seinen hohen Parkmauern und man erfährt auf Umwegen, daß er eine bildschöne, junge Frau mit sich gebracht habe, die er vor allen sterblichen Augen verborgen hält und verborgen halten will. Das ist nun beinahe schon ein Jahr her und man weiß zur Stunde noch immer nichts weiteres. Was ist natürlicher, als daß sich ein ganzer Sagen- und Märchenkreis um das Schloß des verrückten Marchese gesponnen hat, daß die abenteuerlichsten Vermuthungen

über die schöne Unbekannte im Umlaufe sind und daß man sich allerorts in der Gesellschaft mit den Geheimnissen beschäftigt, die jene Mauern von Schloß Pizzuto bergen? Sie, als angehenden Poeten, muß diese romanhafte Geschichte übrigens vor allem interessiren, Francesco, aber ich kann Sie versichern, daß auch wir anderen nichts unversucht gelassen haben, um den Schleier von diesem Saïsbilde zu lüften und die Märchenprinzessin wenigstens einmal von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Alles umsonst. Wir wissen noch heute nicht einmal, welcher Nation sie entstammt. Manche behaupten, sie sei eine exotische Fürstentochter, und sie hielt den guten Marchese, der sie aus unwürdigen Ehebanden befreit, selber in respektvoller Entfernung, so daß ihre Gefangenschaft durchaus ihren Wünschen entspreche und ihr eigener Gatte ihr nur in seltenen Ausnahmefällen nahen dürfe. Näheres weiß keiner — übrigens, sprechen wir leiser, da kommt er — lieben kann ein Weib diesen Mephistopheles freilich nicht."

Der, von dem die Gesellschaft während der ganzen Zeit im Ernst und im Scherz geredet hatte, verließ eben die Badezelle, stieg die hölzernen Treppenstufen hinab, warf seinen weißen Bademantel von den Schultern und schritt vorwärts bis das Wasser ihm bis zur Schulterhöhe reichte. Dann schnellte er sich empor und schwamm mit kraftvollen Stößen weiter ins Meer hinaus. Die anderen Schwimmer waren inzwischen alle zurückgekehrt und mehrere von den Zuschauern schickten sich zur Rückkehr an. Die übrigen lehnten sich über das Holzgeländer, verfolgten die Bewegungen des einsamen Schwimmers und setzten ihr vorheriges Gespräch über die Geheimnisse von Schloß Pizzuto fort, während sie den blauen Duft ihrer Cigarretten behaglich in die Luft hinausbliesen.

Plötzlich scholl ein durchdringender Hilferuf vom Wasser her zu ihnen herüber. Den Marchese, der weit hinausgeschwommen war, mußten seine Kräfte plötzlich im Stiche lassen oder er wurde von einem Krampfanfalle gepackt und fürchtete zu versinken. Man sah, wie sich sein Kopf aus den Wellen heraushob und wie er verzweifelte Anstrengungen machte, die Aufmerksamkeit der Zuschauer vor den Badezellen zu erregen.

„Sapristi!" rief einer von den Offizieren, die zurückgeblieben waren, und klemmte sein Monocle ins Auge, „der Marchese kann nicht zurück, wir müssen ein Boot losmachen und ihm entgegenrudern."

„Das währt zu lange", fiel ein anderer hastig ein, „wir müssen einen guten Schwimmer hinausschicken, heda, wo ist denn der Bademeister?"

Man schrie und suchte nach dem Bademeister, der nirgends zu finden war, alle riefen durcheinander, eilten planlos auf der bretternen Terrasse hin und wieder, überboten sich in Rettungsvorschlägen und versäumten in ihrer Aufregung darüber den rechten Augenblick zu ergreifen. Nur Francesco Pedone hatte rasch seine Oberkleider abgeworfen und sich seiner Schuhe entledigt.

„Sie wollen doch nicht selber hinaus?" rief ihm der Baron Tagliarini zu, „es wird gleich jemand zur Stelle sein."

„Aber darüber verstreicht die Zeit und dringende Hilfe ist geboten. Sehen Sie ihn noch? Er ist vielleicht schon gesunken."

„So schnell sinkt er nicht. Sie dürfen nicht hinaus, Sie sind müde

vom Wettschwimmen vorher, bringen sich unnöthigerweise selber in Gefahr. He, laßt ihn nicht fort, Leute er ist tollkühn genug, sein Leben für den verrückten Marchese aufs Spiel zu setzen."

Aber der junge Student war schon ins Wasser gesprungen und ruderte mit kräftigen Armstößen hinaus. Jetzt warf er sich auf den Rücken und rief: „Schickt das Boot nach, vielleicht ermatte ich zu früh, tummelt Euch!"

Dann schwamm er in raschen, gleichmäßigen Bewegungen fort und hob nur hin und wieder den Kopf empor, um sich über die Richtung zu vergewissern, die er einschlagen mußte. Vom Strand her glaubte er noch eine Stimme zu vernehmen, die ihm cynischen Tons nachrief „Wenn Du zu spät kommst, erbst Du die junge Frau Marchesa!" Dann drang nur noch das Brausen der Wasser an sein Ohr und er lauschte angestrengt, ob sich die Hilferufe des Ertrinkenden nicht wieder hören ließen. Aber alles blieb still. Und doch mußte er jetzt der Stelle ganz nahe gekommen sein, von wo sie vorher durch die ruhige Luft bis zum Strande herübergeschallt hatten und zu gleicher Zeit fühlte er, daß er seinen eigenen Kräften, die durch ein früher stattgehabtes Wettschwimmen der jungen Leute erschöpft worden waren, nicht mehr allzuviel werde zumuthen dürfen. Sekundenlang überfiel es ihn dabei mit irrer Angst und ihm selber war zu Muthe, als müsse er jetzt einen Hilferuf über die Wellen hinaussenden.

Dann aber hielt ihn die Scham doch wieder davon zurück und er raffte seine Kräfte zu neuen Ruderbewegungen zusammen und rief dabei von Zeit zu Zeit: „Alto — là — alto — là", um den Ertrinkenden ein Zeichen zu geben, daß Hilfe nahe sei. Endlich, nach bangen Sekunden, in denen er jenen und sich selbst schon verloren gegeben hatte, hörte er hinter sich mit ersterbender, halb erstickter Stimme rufen: „Hier — Hilfe — Hilfe." Francesco war schon zu weit hinausgeschwommen. Er mußte wieder eine Strecke zurückrudern, bis es ihm gelang, den Körper des Marchese mit seinen Händen zu berühren. Im gleichen Augenblick aber fühlte er sich auch schon von den Armen desselben in wahnsinniger Angst umklammert, so daß ihm selber der Athem verging und er sich widerstandslos von dem anderen in die Tiefe herabreißen ließ. Die Sinne wollten ihm schwinden, als er plötzlich verworrenes Stimmengeräusch neben sich oder über sich vernahm und nun mit einem Male eine wilde Lebenslust, eine fieberhafte Gier, um sein Dasein mit dem letzten Rest seiner Kräfte zu kämpfen, wie ein elektrischer Strom belebend ihm durch alle Adern floß. Er rang nach Luft, er arbeitete sich empor, er befreite sich gewaltsam von der verderbenbringenden Umarmung, er selber schlang seinen Arm um den Leib, der jetzt starr und kalt neben ihm im Wasser lag und trug ihn mit sich fort, während er mit dem anderen Arm in verzweifelter Anstrengung weiterruderte, die Wellen zertheilte und dem Lande zustrebte. Dabei hatte er die instinktive Empfindung, er müsse eilen, wenn er nicht eine Leiche ans Ufer bringen wolle und jede verrinnende Minute könne über Leben und Tod des Mannes entscheiden, der, ohne sich zu regen, ohne noch ferner um sein Dasein zu kämpfen, ihm im Arme hing.

Und immer schwerer, immer mühsamer und keuchender rang sich der Athem aus seiner eigenen Brust los, immer matter wurden seine

Schwimmbewegungen, immer langsamer kam er vorwärts, und sein Herz klopfte, als wollte es ihm die Brust zersprengen. Er fühlte, nur noch Minuten werde er es so aushalten können, dann sei es vorüber. In seinen Schläfen siedete das Blut, vor seinen Ohren scholl dumpfes Getöse, alle Sehnen, alle Nerven in ihm waren angespannt bis zum Zerreißen, nicht einmal mehr um Hilfe hätte er rufen können. Und in dieser furchtbaren Erregung und Todesangst gaukelte es ihm plötzlich wie eine Vision vor den Sinnen: er sah auf einem schwellenden, rothen Divan in einem märchenhaft vom Ampellicht erhellten Saale ein schönes, üppiges, fremdartiges Weib die herrlichen, weißen Glieder dehnen und sich goldene Schaumünzen in die langen Strähnen ihres seidigen, schwarzen Haares flechten, das ihr aufgelöst, wie ein dunkler Strom über den marmornen Nacken herabfloß. Und zu Füßen des orientalisch-prächtigen Ruhelagers sah er sich selber auf einem Polster kauern und seine Hände spielten mit dem ebenholzfarbigen Gelock des Weibes, und seine Augen starrten geblendet das Wunder ihrer Schönheit an und sein Herz krampfte sich in bangem Schauer zusammen, während der Gedanke ihn durchzuckte, daß nie sterbliche Augen vorher so vermessenen Blicks auf dem todtbringenden, schönen Räthsel des Daseins hätten ruhen dürfen.

Und nun kam es ihm mit einem Male süß vor, so willenlos und so widerstandslos zu versinken, seine Glieder lösten sich in einem wohligen Erschlaffen, die Ermüdung, die ihn überfiel und seine letzten Kräfte lähmte, erschien ihm wie der Vorbote eines Schlummers, nach dem er sich lange gesehnt, und er schloß die Augen und sank tiefer, immer tiefer. Und doch war ihm das Bewußtsein noch nicht völlig geschwunden. Er fühlte ganz deutlich, daß ihn kräftige Arme wieder emporrissen, noch ehe die Ohnmacht seine Sinne umnachtet hatte, daß man ihn aufhob und trug und irgendwohin bettete und er ließ das alles mit sich geschehen, ohne eine andere Empfindung und einen anderen Wunsch, als daß es so gut sei, und daß er selber sich nicht hätte regen können und wollen. Dann vermochte er auch wieder zu athmen, ohne daß es ihm Schmerzen verursachte und sein Blut wallte gleichmäßiger, und nur sein Herz klopfte noch immer wild und seine Schläfen hämmerten. Nun flößte man ihm etwas ein, das ihm auf Lippen und Zunge brannte und dann wie Feuer weiter rann und sich durch seinen ganzen Körper verbreitete. Das that ihm wohl, und er fühlte, wie danach das Leben erst vollends wieder in ihn zurückkehrte. Nur die Augen mochte er noch nicht aufschlagen. Aber als man ihm eine scharfe, wohlriechende Essenz vorhielt, da sagte er laut und deutlich: „Danke — danke."

Um ihn her wurde gelacht. „Er ist nur zu träge, um die Lider in die Höhe zu ziehen", rief eine bekannte Stimme, die dem jungen Baron Tagliarini angehören mußte, „heda, machen Sie gute Miene zum bösen Spiel, Don Francesco, Sie leben noch, Sie haben Ihre Zukunft nicht dabei eingebüßt, es ist schade für Ihren Ruhm, Sie wären sofort als Dichter berühmt geworden, aber es ist nun einmal so, he, munter! munter!"

Der gleiche Trank wurde ihm noch einmal eingeflößt und nun schlug Francesco Pedone mit einem lauten Seufzer, unter dem seine Brust sich hob, die Augen auf. Er lag auf dem Boden eines Kahns

ausgestreckt, der langsamen Ruderschlags dem Ufer zustrebte, und bekannte Gesichter tauchten auf den Bänken um ihn her auf, nickten ihm zu, lachten und redeten auf ihn ein.

„Wo ist der Marchese?" war seine erste Frage, während er sich schnell auf alles besann, was mit ihm geschehen war und fühlte, daß alle seine Glieder ihm noch ebenso gehorchten wie früher.

Der junge Baron wies auf ein zweites Boot, das dem ihrigen voraus gegen das Ufer zu gerudert war und eben jetzt an der hölzernen Treppe der Badeanstalt anlegte.

„Gerettet und geborgen", war seine Antwort, „da, schauen Sie nur her, da führen sie ihn gerade die Stufen hinauf und er hält sich schon wieder ganz brav auf seinen Füßen. Für diesmal ist er Dank Ihrer heroischen Opferbereitschaft mit dem bloßen Schreck davongekommen. Aber ein schlechter Spaß wars, denn ein Krampf in seinem Bein hatte ihn gepackt und er konnte trotz aller Anstrengung nicht weiter. Das Schlimmste war dazu, daß er auf ein Haar auch Sie mit herabgerissen hätte und wenn die Boote nicht noch rechtzeitig zur Stelle gewesen wären, um Sie alle Beide aufzufischen — nun, lassen wir das, es ist ja glücklich vorbeigegangen. Sie haben sich als ein echter Tollkopf gezeigt und der verrückte Marchese ist gerettet. Wissen Sie was, Don Francesco? Als Lohn für Ihre kühne That fordern Sie einen Kuß von den Lippen der Frau Marchesa! Der Blaubart von Schloß Pizzuto darf seinem Lebensretter keine Gunst mehr verweigern, o Sie dreimal Glücklicher!"

Francescos bartlose Lippen umspielte ein träumerisches Lächeln, während seine Wangen sich wieder zu röthen begannen. Er richtete sich, leicht von einem der ihm zunächst sitzenden Freunde unterstützt, in die Höhe und prüfte die Muskelkraft seiner Arme. Bis auf eine Schwere und Müdigkeit in seinen Gliedern, denen die Ruhe wohlthat, spürte er keinerlei Beschwerden mehr von seiner Ueberanstrengung und die jugendliche Frische und Kraft in ihm machten sich wieder geltend. Ein Gefühl des Stolzes und der Freude über das, was er gethan, schwellte ihm die Brust und mit einer Art wollüstigen Behagens dachte er an die überstandene Gefahr zurück.

Als man unter munterem Gespräch bis an die Landungstreppe gekommen war, verschmähte er es, beim Aussteigen sich der Hilfeleistung der anderen zu bedienen und schritt, nachdem er sich aus seinen Umhüllungen herausgewickelt, rasch und ohne zu schwanken die Stufen empor, um in einer der Badezellen seine Wäsche zu wechseln und seinen Anzug zu ordnen. Die anderen riefen ihm ein lautes „Bravo" nach und klatschten in die Hände. Nicht lange danach klopft es an der Thür seiner Zelle und der Bademeister fragte, ob der Marchese Pizzuto, der den Herrn zu sprechen wünsche, eintreten dürfe. Francesco bejahte und der Marchese stand wenige Minuten später vor ihm. Er sah bleicher aus, als zuvor und die Muskeln an seinen Augen wie die in den Mundwinkeln zuckten noch krampfartig, sonst hatte sein Gesicht den gleichen starr-ehernen Ausdruck wiedergewonnen und nur seine Augensterne funkelten in einem seltsam-unbestimmten, fahlen Licht. Er bot Francesco seine von Ringen überblitzte Hand, verneigte sich leicht, mit vornehmem Anstand vor ihm und sagte mit etwas heiserer, unsicherer Stimme:

„Ich komme, Ihnen zu danken, Signor Francesco Pedone. Sie

haben mir den größten Dienst geleistet, den ein Sterblicher dem anderen leisten kann, ich schulde Ihnen mein Leben, das ohne Ihre heldenmüthige That verloren gewesen wäre. Sie dürfen von dieser Stunde an über mich und über alles, was mein ist, frei schalten und walten. Ich selbst würde nicht mehr ruhig weiterleben können, wenn ich nicht die Gewißheit habe, das Sie fortan über mich verfügen wollen. Und selbst dann, wie tief stehe ich auch dann noch in Ihrer Schuld!"

Francescos Wangen hatten sich mit einer Röthe der Verlegenheit bedeckt. „Herr Marchese", erwiederte er stotternd und wagte kaum seine braunen Augen gegen die des anderen emporzuschlagen, „eine allgemeine Menschenpflicht, die ich erfüllt habe, kann unmöglich so hoch in Anschlag kommen, es war ein glücklicher Zufall, nichts weiter und ich hoffe, daß Sie ohne jeden ernstlichen Schaden davongekommen sind, ich selbst hätte ja ohnehin nichts ausgerichtet ohne die anderen in den Böten, ich war schon ermüdet, ehe ich Ihnen nachschwamm und deshalb —"

„Deshalb ist Ihre That nur desto hochherziger und heldenmüthiger", fiel der Marchese in bestimmterem Ton ein, „Sie wagten sogar Ihr eigenes Leben, um das meine zu retten, ohne mich zu kennen, ohne sich einer Pflicht, so gegen mich zu handeln, bewußt zu sein. Es wäre durchaus vergeblich, junger Mann, wenn Sie versuchen wollten, Ihr Verdienst zu verkleinern oder gar von sich abzuwälzen. Betrachten Sie mich von heute an als Ihren Freund, der bereit ist, Ihnen seine Dankbarkeit auf jede Weise zu bezeigen. Wollen Sie?"

Francesco schlug in die ihm dargebotene Hand. „Sie ehren mich hoch, Herr Marchese."

„Und nun", fuhr der andere erleichtert fort, „nennen Sie mir gleich heute und gleich jetzt irgend eine Gunst, die ich Ihnen bezeigen, eine Bitte, die ich Ihnen erfüllen kann, nur um mich fürs erste zu befriedigen und mir den Stachel zu nehmen, daß ich nichts für Sie thun kann und allzutief in Ihrer Schuld stehe. — Besinnen Sie sich nicht lange, sprechen Sie aus, was Ihnen gerade einfällt. Ich lasse Sie nicht eher fort."

Francesco lächelte. Einen Augenblick dachte er nach, dann sagte er unter der Einwirkung dessen, was der Baron Tagliarini ihm vorher zugeraunt, oder in einer traumhaften Erinnerung an die Vision, die auf den Wassern draußen, während er der Gefahr des Ertrinkens nahe war, vor seinen wilderregten Sinnen gegaukelt hatte: „Es ist vielleicht nur ein Wunsch unverzeihlicher Neugierde, Herr Marchese, aber da Sie darauf bestehen und mir gerade nichts Besseres einfallen will — ich möchte Ihre Frau Gemalin sehen."

Der Marchese fuhr sichtlich betroffen zurück und in seinen Augen lohte es sekundenlang mit düsterem Feuer auf, so daß Francesco sein vorschnell unbedachtes Wort schon wieder bereute. Dann aber sagte er ruhig: „Kommen Sie."

Francesco sah ihn fragend an und er setzte mit einer einladenden Handbewegung hinzu: „Mein Wagen steht draußen bereit. Wenn Sie sich wieder wohl genug fühlen, können wir sofort fahren. Ich selbst habe mich, seit der Krampf vorüber, völlig erholt."

„Ich bedaure nur, gegenwärtig nicht in dem passenden Anzuge."

„Wozu das?" fiel der Marchese ein, „Sie verlangten ja nicht, vor

meiner Frau zu erscheinen, sondern nur, sie zu sehen. Ihr Wunsch soll Ihnen erfüllt werden. Kommen Sie.“ Sein Gesicht hatte einen kalten Ausdruck angenommen. Mit ruhiger Höflichkeit ließ er den jungen Mann vorausgehen, verbeugte sich leicht vor den draußen auf der Terrasse noch in Gruppen umherstehenden, anderen Männern und sagte kühl: „Ich werde mir erlauben, Ihnen Signor Francesco zu entführen, meine Herren. Noch einmal also: Ihnen allen meinen Dank! Auf Wiedersehen.“

Er lüftete seinen Hut und ging vorüber. Francesco vermied es, den Blicken seiner Genossen zu begegnen, als er der Equipage des Marchese zuschritt. Aber er hörte den Baron Tagliarini doch noch sagen: „Dieser Glückspilz von einem jungen Poeten! Um solchen Preis hätte jeder von uns sein Leben aufs Spiel gesetzt. — Andiamo!“ Und ein seltsam-beklommenes Gefühl bemächtigte sich seiner.

Draußen riß ein reich gallonirter Lakei den Wagenschlag auf, der Marchese ließ seinen Begleiter voraufgehen und nahm dann neben ihm auf dem weichen Atlaspolster Platz. Ein Wink, und die beiden Goldfüchse, die in ihrer Ungeduld kaum noch durch den Kutscher gezügelt werden konnten, brausten mit dem leichten Gefährt davon. Sie fuhren den langen Stradone del Molo hinauf, bogen bei Santa Lucia ein und wandten sich dann rechts auf die Chaussee gerade den prächtigen Felsmassen des Monte Pellegrina zu. Am Westabhange desselben, der sich sanft gegen die Ebene der Conca d'oro hin abdacht, hob sich Schloß Pizzuto aus einem Meer grüner Wipfel heraus.

Es lag auf einem Bergplateau von mäßiger Höhe, ein großer, weitläufiger, alterthümlicher Palast mit Bogenfenstern und Sandsteinfiguren in den Nischen. Eine Allee von Judasbäumen, die eben jetzt in ihrer vollen, röthlichen Blütenpracht standen, führte gerade auf das mächtige Portal mit dem steinernen Wappen zu. Der geräumige Hof war mit Gartenanlagen im Barockstil bedeckt; geradlinige, gleichmäßig beschnittene Taxushecken theilten die kiesbestreuten Wege ab und aus dem Dunkel halbkreisförmig gepflanzter und gezogener Koniferen hoben sich riesenhafte, von der Zeit und den Unbilden der Witterung grau gewordene Figuren in faltigen Gewändern herauf. Ein Triton blies in der Mitte des Platzes aus seinem moosbewachsenen Muschelhorn einen schmalen Wasserstrahl in die unbewegte, sonnenwarme Luft empor, aus der er mit leisem Plätschern in das breite, mit Wasserpflanzen aller Art überwucherte Sandsteinbecken zurückfiel.

Es war ganz still rundum und Francesco konnte glauben, daß er in ein verwunschenes Märchenschloß komme, das kein Leben mehr in sich berge. Erst als der Wagen, der langsam den breiten Mittelweg heraufgekommen war, nun am Fuße der mächtigen Steintreppe hielt, öffnete sich, wie von unsichtbaren Händen bewegt das breite Portal und ein älterer Diener erschien, der die Ankömmlinge schweigend, mit tiefer Verbeugung begrüßte. Der Marchese erwiederte die Bewillkommnung mit einem flüchtigen Kopfnicken und bat seinen Gast, mit dem er während der raschen Fahrt kein Wort gewechselt hatte, mit ihm zugleich die Stufen emporzusteigen.

Francesco fühlte sich von diesem stummen, feierlichen Empfang und von der ganzen Atmosphäre, die ihm aus dem stillen, alten Palast ent-

gegenwehte, wunderlich berührt, aber in seinen dichterischen Neigungen auch davon angezogen und gefesselt. Es war ihm als ob seiner irgend ein süßes Geheimniß warte oder ob er hier einer bestimmenden Wendung seines Schicksals entgegengehe, als er an der Seite des schweigenden Marchese durch das geöffnete Portal in einen hohen, kühlen Säulenvorhof eintrat, über die mit weichen Teppichen bedeckten Marmorfliesen hinschritt und ein reiches, mit verschwenderischem Luxus ausgestattetes Gemach ihn endlich aufnahm. Die Flügelthüren desselben schlossen sich hinter ihnen wieder, als sie beide über die Schwelle getreten waren und der Diener ließ sie allein.

Der Marchese warf sich auf einen Divan, bot seinem Gaste einen gleichen Sitz und sagte:

„Ruhen Sie ein paar Augenblicke aus, Signor Francesco. Dann führe ich Sie weiter, und der Anblick, nach dem Sie sich sehnen, soll Ihnen werden".

Ein sonderbares, halb triumphirendes, halb spöttisches Lächeln umspielte bei seinen Worten die Lippen des Sprechers. Dann drückte er auf den Knopf einer elektrischen Klingel, und als ein neuer Diener eingetreten war, rief er ihm zu, er solle eine Flasche Wein und Gläser bringen. Das geschah, und eine einladende Handbewegung rief Francesco in die Nähe des Marmortisches, auf dem ein goldgelber Wein in hohen Krystallgläsern funkelte. Der Marchese stieß mit ihm an, als er einen von den Kelchen ergriffen hatte. „Auf Ihr Wohl, Herr Lebensretter"!

„Auf das Ihrige, Herr Marchese"!

Sie tranken. Es war ein schwerer Wein von süßlichem, ihm unbekannten Geschmack, der wie Feuer durch Francescos Adern rollte. Einen Augenblick hindurch sah er den Marchese zweifelnd, fast angstvoll an. Aber dieser schien den Blick zu gewahren, lächelte sarkastisch und trank sein Glas mit einem neuen Zuge leer. So that Francesco das Gleiche, obwohl er fühlte, daß ihm sekundenlang alles vor den Augen verschwamm und die Adern in seinen Schläfen fieberhaft hämmerten.

„Es ist Wein aus einem Kloster auf der Insel Chios", sagte der Marchese, „mundet er Ihnen"?

Francesco stotterte eine Antwort, die ebensowohl Ja als Nein bedeuten konnte, und der Marchese füllte ihm sein Glas noch einmal. Dann blickte er auf die alterthümliche, kunstvoll ciselirte Stutzuhr über dem reich verzierten Marmorkamin, verglich ihren Zeigerstand mit dem seines eigenen Chronometers, den er an schwerer Goldkette aus der Tasche zog und drückte abermals auf die Klingel.

„Die Marchesa befindet sich im Park, Giovanni"? fragte er den eintretenden Diener.

Der Gefragte verneigte sich bejahend. „Es ist die Stunde, wo —" wollte er weiter hinzusetzen, aber der Marchese winkte ihm, zu schweigen.

„Es ist gut", sagte er kurz, „lassen Sie den Wagen bereit stehen. Dieser Herr wird in einer Viertelstunde zurückfahren. — Sie können gehen". Und dann zu Francesco gewandt: „Leeren wir das zweite Glas auf das Wohl dessen, was wir lieben, Signor!"

Sie klangen noch einmal mit den krystallenen Kelchen an, und

wieder rann ein Feuerstrom aus dem goldig perlenden Naß durch Francescos Adern und regte ihm das Blut siedend auf. Wie ein feiner Schleier legte es sich ihm dabei um die Augen. Auch der Marchese hatte sein Glas ausgetrunken. „Gehen wir"! sagte er dann kurz, stand auf und griff wieder nach seinem elfenbeinernen Krückstok, auf den gestützt er hinter seinem Gaste her durch die verhängten Glasthüren des Saales auf die Parkterrasse hinaustrat.

Dort breitete sich, von einer, in doppelter Mannshöhe errichteten Mauer umschlossen, die grünende, blühende Wildniß des Schloßparks vor Francescos Blicken aus, und es fiel ihm schwer, einen Ausruf freudigen Erstaunens dabei zu unterdrücken. Die in modernem Geschmack gehaltenen Parkanlagen entfalteten einen Reichthum tropischer Flora, eine erdrückende Fülle von Blüten, eine Mannigfaltigkeit der leuchtendsten Farben, wie sie dem Schauenden auf seiner, von der üppigsten, südlichen Vegetation beglückten Heimatsinsel doch noch niemals vor Augen gekommen waren. Hier hatten Natur und Kunst miteinander gewetteifert, ein duftiges Eden zu schaffen. Von den letzten Strahlen der sinkenden Frühlingssonne märchenhaft übergoldet und in träumerischer Ruhe, die kaum hier und da von einem Singvogelruf, dem leisen Plätschern eines Wasserstrahls oder dem vom Abendwind geweckten Blattgeflüster unterbrochen wurde, dehnten sich die schimmernden Blütenbeete, die dunklen, lauschigen Cypressengänge, die von Millionen weißer Kelche, wie von Schneeflocken übersäeten Heckenpfade den Berghang hinab in sanften, terrassenartigen Abflachungen aus. Nirgends blickte man dabei über die hohen Baumwipfel des Parks fort auf die Ebene oder zu den Bergen hinüber, es war, als sei dies ein Stück Welt für sich, und ein besonderes Dasein spiele sich darin ab; Wolken von Wohlgerüchen aber durchwallten fast berauschend die laue Luft. Der Laurus tinus stand in vollster Blütenpracht, die Erythrinien dufteten, Rosen in allen Farbennuancen hoben sich aus den von dunklem Lorbeergebüsch umrandeten Rabatten hervor, und an den Orangenbäumen barsten die schimmernden Knospen, während gleichzeitig goldhelle Früchte durch das bräunliche Blättergewirr glühten. Wohin man schaute, war Farbenpracht und Blumenfülle. Und in dieser ganzen, von balsamischen Düften geschwängerten, grünen Wildniß regte sich nirgends ein Ton, der an die Anwesenheit und den Aufenthalt von Menschen erinnerte, alles lag in traumhaftem Schweigen, wie verzaubert, wie das stille Reich einer der verbannten Göttinnen des Alterthums, deren Marmorbilder sich auf hohen Postamenten leuchtend von dunklem Nadelgeäst und von der tiefen, satten Bläue des Abendhimmels abgrenzten.

Der Marchese schien sich sekundenlang an der stummen Verwunderung seines Begleiters zu weiden, und ein befriedigtes Lächeln huschte um seine bärtigen Lippen. Dann schritt er schweigend die breiten Marmorstufen der Terrasse in den Park hinab, und Francesco folgte ihm. Sie gingen einen breiten Palmengang hinunter, dessen Fächergezweige sich über ihnen im Abendhauch geisterhaft bewegte, und kreuzten ein Gewirr von schmalen, halbversteckten Gartenpfaden, bis sie an einen weiten, von uralten Oliven bestandenen Rasenplatz kamen, auf dem ihre Schritte unhörbar, wie auf einem weichen Teppich, verhallten. Zum Ueberfluß legte der Marchese jetzt auch noch seinen Zeigefinger an die

Lippen, um seinem Begleiter Schweigen anzuempfehlen, und trat selber so leise und behutsam auf, als könne ein Geräusch, durch das er sich verrathe, ihm Verderben bringen.

Francesco begriff von alledem nichts und wußte nicht, wohin diese merkwürdige Wanderung durch den Park ihn führen solle. Er wagte auch nicht, danach zu fragen. Zuweilen nur streifte er den neben ihm hinschleichenden, unheimlichen Begleiter mit einem scheuen Seitenblick, als ob ihn plötzlich die Befürchtung anwandle, derselbe könne wirklich wahnsinnig sein und ihn irgendwelchen drohenden Gefahren gerade entgegenführen. Dazu kreiste das von dem schweren Wein in Wallung gebrachte Blut noch immer ungestüm durch seine Adern, und sein Herz klopfte wie in der Erwartung von etwas Großen und Ungeheuerlichen. Lockende Phantasiegebilde gaukelten vor seiner Seele hin, und der Blütenduft, der ihn umwogte, übte eine berauschende Wirkung auf ihn aus. So ließ er sich weiter geleiten, wie ein Träumender. Weshalb er eigentlich hierhergekommen war, und zu wem der Marchese ihn hatte bringen wollen, das alles war in diesen Augenblicken ebenso vergessen, wie die Ereignisse, die ihn mit den räthselhaften Bewohnern des Palazzo Pizzuto überhaupt in Beziehung gebracht.

Plötzlich blieb der Marchese stehen, deutete mit der Hand auf ein, von dichten Kirschlorbeerhecken umwachsenes Viereck in der Tiefe des Parkes hin, das gleichzeitig von Piniengestrüpp, Arbutus und stachlichtem Mastix wie von einem schützenden Wall umhegt wurde, als stehe es mit der grünen Parkwildniß in keinerlei Verbindung mehr, legte abermals den Finger über den Mund, zog die Stirnfalten bedeutsam in die Höhe und sagte endlich in leisem Flüsterton: „Dort sollen Sie sie sehen! Aber kein Geräusch, — um Gotteswillen nicht das kleinste Geräusch, — oder Sie und ich, wir alle beide sind verloren". — Dann schlug er einen engen, sich durch ein Rankengewirr von allerlei wildwucherndem Gestrüpp gleichsam hindurchkämpfenden Pfad ein, der genau in die gedeutete Richtung führte, trat behutsam nur mit den Fußspitzen auf und winkte seinem vor Erstaunen sprachlos verharrenden Begleiter, ihm zu folgen. Je näher sie der doppelten Heckenumfriedigung kamen, desto deutlicher gewahrte Francesco, daß sich hinter derselben der silberhelle Spiegel eines Weihers ausbreitete, dessen unbewegtes Wasser hier und da den Blätter- und Rankenzaun durchblickte. Jetzt stieg ihm auch plötzlich eine Ahnung dessen auf, was der Marchese im Schilde führte, und eine heiße Blutwelle schlug ihm ins Gesicht, während das sinnbethörende Klopfen seines Herzens ihm den Athem raubte. Sein Fuß stockte, — er wollte nicht weiter gehen. Da wandte sich der Marchese, der indeß schon das niedere Heckenthor erreicht hatte, nach ihm um, und in dem Gesicht, das er ihm zukehrte, lag so viel Spott und höhnischer Triumph ausgeprägt, daß es Francesco mechanisch weiterzog und nur ein Roth der Scham über seine knabenhafte Aengstlichkeit ihm an den Schläfen aufbrach. Nun scholl ein leises Plätschern vom Weiher her zu ihm herüber, und ein heißes, namenloses Verlangen trieb ihn plötzlich vorwärts.

Der Marchese winkte ihm, zur Seite zu treten, und als er das gedämpften Schrittes gethan, und die erste Umwallung durchbrochen hatte, seine hohe Gestalt zu bücken und seine Stirn gegen das Gewirr der

breiten, saftstrotzenden Blätter der Hecke zu lehnen. Auch hierin folgte er, und eine angenehme Kühle strömte ihm aus dem braun-grünen Blätterwall gegen die pochenden Schläfen, hinter denen das Blut immer fieberischer zu kreisen begann. Sekundenlang mußte er die Augen schließen, weil ein Schwindel ihn zu packen anfing, und während der Dauer von zwölf Herzschlägen war es ihm dabei so traumhaft zu Muthe, als schwimme er wieder draußen auf dem Meer, ohne sich fortbewegen zu können, rettungslos dem Tode des Ertrinkens preisgegeben, aber mit einer süß-wollüstigen Empfindung tiefer und tiefer sinkend, weil eine holdbestrickende Phantasmagorie vor seinen Sinnen gaukelte. — Und wie er nun die Lider hastig wieder emporschlug, mußte er glauben, daß sein Traum fortwähre, nur noch wonniger und verführerischer, als bisher. Aus dem Wasserspiegel, der an seinen Rändern mit blühenden Lilien und goldgelben Nymphäen umwachsen war, hoben sich die weißen Schultern und die schimmernden Arme einer badenden Nymphe herauf, deren langhinwallendes, ebenholzschwarzes Gelock auf der reglosen Flut schwamm. Leise, fast unhörbar ruderte sie mit den Armen auf einen zierlichen Badepavillon zu, der auf Pfahlwerk am jenseitigen Ufer des Teiches aufgeführt war. Auf der untersten Treppenstufe vor demselben stand eine ältere Frau mit einem weißen, faltigen Mantel bereit, sie zu empfangen, sobald sie dem feuchten Element entstieg, das ihre Glieder umschmiegte, wie ein funkelndes Gewand. Und jetzt war der Augenblick gekommen, in dem sie emporstieg, langsam, wie zögernd, die wohlthuende Kühle zu verlassen, wo sie die blitzenden Wassertropfen aus ihren Haaren schüttelte, die Glieder noch einmal wohlig dehnte und dann rasch nacheinander die beiden Füße auf die Treppe setzte. Nur während der Dauer eines Gedankens stand sie dort in ihrer ganzen, leuchtenden Marmorschönheit, wie wenn eine von den Olympierinnen draußen im Park plötzlich lebendig geworden wäre und ihr Postament verlassen hätte, um in die Flut niederzutauchen, hoch, schlank und gebieterisch in ihrer königlichen Haltung, ihrer sieghaften Herrlichkeit nicht nur voll bewußt, sondern sogar wie trunken im Anschauen ihrer Formenpracht. Dann hatte der Mantel selber sie wie eine weiße Wolke umhüllt, und langsam stieg sie die übrigen Stufen, gefolgt von der Dienerin, empor. Oben blieb sie stehen, ehe sie ins Gemach trat. Unter den geschwungenen Brauen hervor gingen ihre dunklen Augensterne mehrere Sekunden hindurch, als ob sie etwas suchten, in die Runde, am Heckenwall entlang, und Francesco war es, als durchdrängen sie das dichte Blättergewirr, erspähten ihn und blieben zornig, drohend an ihm haften. Dann wandte sich die weiße Gestalt dem Innern des Pavillons zu, dessen Thür sich hinter den Eingetretenen schloß.

Das alles war vorübergegangen wie eine Vision, wie ein Traumgebild. Francesco hatte nicht einmal die Zeit gefunden, einen einzigen, klaren Gedanken dabei zu fassen. Erst als es vorbei war, athmete er schwer auf, strich sich mit der Hand über die Stirn hin, auf der die hellen Tropfen perlten, und drehte sich alsdann nach dem Marchese um, der bis dahin lautlos neben ihn verharrt hatte, und ihn jetzt mit einem lüstern-triumphirenden Blick betrachtete, der Francesco plötzlich wie derjenige eines Faun erschien, der eine Nymphe im Bade belauscht hat. Ein Gefühl des Widerwillens stieg in ihm auf, und er selber schämte

sich der albernen Rolle, die er hier gespielt hatte. Dieser cynisch lächelnde Marchese, der einen Fremden an den verschwiegenen Badeplatz seiner Frau führte, um sie in ihrer nackten Schönheit bewundert und sich selbst als ihren Gatten beneidet zu sehen, erregte jetzt seinen Ekel sogar seinen Haß. Er hätte drohend seine Faust gegen ihn erheben mögen, so niedrig, so gemein, so erbärmlich kam er ihm plötzlich vor, so entwürdigend für alle Betheiligten erschien ihm das Possenspiel, das hier aufgeführt worden war. Er schämte sich, aber nicht nur für sich selber, auch für die Frau, die er durch sein heimliches Lauschen beleidigt hatte, vor allem jedoch für den Marchese, den seine Sucht, sich als den alleinigen Besitzer von so viel Reiz und Schönheit mißgünstig angestaunt zu sehen, verführt hatte, eine schmähliche Handlung zu begehen. Und doch regte sich gleicherzeit auch wieder eine seltsame Empfindung tiefinnerlicher Befriedigung und wohligen Behagens in ihm, als hätte er geschaut, was sich nie wieder vergessen läßt, sondern noch auf lange hinaus das Herz erwärmt und beseligt. „So muß jenen selig-unseligen Sterblichen zu Muthe gewesen sein, die der Zufall eine der olympischen Göttinnen von Angesicht zu Angesicht schauen ließ", dachte er, „nur daß ihr Zorn den Vermessenen heute nicht mehr in eine Thiergestalt oder gar in einen leblosen Gegenstand zu wandeln vermag! Arme Göttin! Aber nur doppelt feig ist es deshalb, auf Deine Ohnmacht trotzend, Dich in Deiner hilflosen Schönheit zu beschleichen! Verzeihe dem bußfertigen Sünder!"

„Gehen wir! Gehen wir!" hatte der Marchese schon mehrmals und in immer dringlicherem Tone dem in seine Träumerei Versunkenen zugeflüstert. Jetzt legte er ihm schwer die Hand auf die Schulter und wiederholte abermals: „Wir müssen gehen, Don Francesco".

Der junge Mann wandte sich, ohne ihn eines Blickes oder eines Wortes zu würdigen, und schritt auf dem schmalen Pfade durch das Dickicht der Hecken den Weg nach dem oberen Theile des Parkes zu.

Die Dämmerung begann sich über dem grünen Wipfelmeer hinzulagern, und eine linde Kühle hauchte aus den schattendunklen Laubgängen. Der Wind trug immer neue Wogen von Wohlgerüchen auf seinen weichen Schwingen ihnen entgegen, wie wenn er sie darin baden wollte. Francesco hastete, ohne aufzublicken, vorwärts. Sein Antlitz glühte, und sein Herz zuckte wie im Krampf, alle seine Nerven waren gespannt wie zum Zerreißen. Er athmete schwer auf, als er endlich die breite Freitreppe des Schlosses erreicht hatte und die Stufen emporeilte, um sich in dem hohen, dunklen Gemache gleichsam vor etwas, das ihn unablässig bis hierher verfolgt hatte, zu verbergen.

Nach einigen Sekunden stieß der Marchese zu ihm. Das rasche Gehen hatte ihn angegriffen, er trocknete sich die Stirn und ließ sich keuchend in einen breiten Fauteuil nieder. Ein paar Augenblicke hindurch herrschte Schweigen, Francesco wußte nicht, wie er seinen Abschied einkleiden sollte, nach dem es ihn verlangte. Dann stand der Marchese plötzlich wieder auf, stellte sich mit über der Brust gekreuzten Armen dicht vor seinem Besucher hin und raunte ihn, während ein irres Funkeln in seinen Augen aufglomm, zu: „Ich habe Ihnen Ihren Wunsch erfüllt, Don Francesco. Ich erwarte von Ihnen nunmehr, daß Sie

mir als Galantuomo Ihr Ehrenwort darauf geben, niemanden je etwas von dem zu verrathen, was Sie hier eben erlebt haben."

In Francesco wallte etwas wie Empörung gegen den Sprecher auf. „Und wenn ich mich dessen weigerte, Herr Marchese?" fragte er kalt.

Ein grausames Lächeln irrte um die zusammengekniffenen Lippen des andern. „Sie vergessen, daß Sie in meiner Gewalt sind, Don Francesco. Von den Geheimnissen des Palastes Pizzuto dringt nichts in die Welt hinaus, es ist Sorge dafür getragen. Und wer wollte das Räthsel Ihres Verschwindens lösen, wenn Sie nicht zurückkehrten? Es giebt noch unterirdische Gefängnisse im Schlosse, von denen Keiner etwas weiß. Und Sie begreifen, daß ich es der Ehre meines Namens schuldig bin, eher —"

Francesco unterbrach ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung. „Nicht weiter, Herr Marchese! Sprechen Sie Ihre wahnsinnigen Drohungen nicht aus, denn es soll nicht den Anschein haben, als ob ich ihnen wiche. Seit wann glauben Sie, einen Sicilianer durch leere Hirngespinste schrecken zu können. Wenn ich Ihnen das Versprechen gebe, das Sie verlangen, so geschieht es um der Ehre jener Dame willen, die nichts davon weiß, daß sie zu einem schmählichen Schauspiel gemißbraucht wurde, — einzig um deswillen, Herr Marchese. Mein Ehrenwort also: es soll niemand je davon erfahren! Und nun —"

„Niemand", wiederholte der Marchese mit triumphirendem Ausdruck, „niemand, — auch sie selber nicht —"

„Sie selber? Sie am wenigsten. Es wäre der Inbegriff aller Niedrigkeit. — Und so leben Sie denn wohl."

Er verneigte sich kühl, berührte die ihm dargebotene Hand nicht und folgte dem Diener, den ein Glockenzeichen des Marchese herbeirief, durch den hallenden Korridor und dem hohen Säulenvorhof bis an das Portal, vor dessen Rampe die wappengeschmückte Equipage mit den silbergeschirrten Goldfüchsen seiner harrte. Während er über die bunten Marmorfliesen hinschritt, war es ihm, als ob ihn aus dem Innern des Gemaches, daß er eben verlassen, ein spöttisches Lächeln nachklinge, das mißtönig an dem Gewölbe wiederhallte. Francesco schauerte leicht dabei zusammen; es war wie das Lachen eines Wahnsinnigen, und nur mit einem Wahnsinnigen konnte er es zu thun gehabt haben. So athmete er auf und suchte den ganzen tollen Spuk von seiner Seele zu verbannen, als er die Allee von Blütenbäumen wieder thalab fuhr und durch die vom Laternenlicht schon erhellten Straßen seiner Wohnung in der Via Butera zurollte. Dort aber warf er sich in den Kleidern mit lautpochenden, anklagenden Schläfen auf sein Lager, schloß die Augen und versuchte, seiner stürmischen Erregung Herr zu werden. — —

Der Marchese hatte sich indeß eine Flamme des krystallenen Kronleuchters im Gemache anzünden lassen, und sich auf einer Couchette hingestreckt, um die Dampfwolken einer langen, schwarzen Cigarre in bläulichen Ringen vor sich hinzublasen. Der Ausdruck faunischen Behagens, der Francesco Pedone so widrig berührt hatte, wich dabei von seinem Antlitz nicht, und mit halbgeschlossenen Lidern träumte er sich immer weiter, vom Cigarrendampf umhüllt, in eine wollüstig-befriedigte Stimmung hinein, in der er seine Glieder müßig dehnte. So mochte

ihm fast eine Stunde hingegangen sein, als sich die seinem Lager gegenüber befindliche Thür des Nebenzimmers leise öffnete und eine hohe, in luftige Gewänder gekleidete Frauengestalt geräuschlos durch dieselbe eintrat.

Ihr nur am Hinterkopf in einen Knoten geschlungenes, schwarzes Haar wallte aufgelöst den Nacken hinab, und ihre weißen Arme hoben sich, da sie die Thür hinter sich wieder ins Schloß drückte, aus den weiten, dunklen Kleidärmeln hervor. Der Marchese hörte sie nicht, als sie über den weichen Teppich durch das Gemach glitt. Sie kreuzte in seiner Nähe leicht die Arme über dem Busen und sah ihn eine kleine Weile mit seltsam fremden, leeren, kalten Blicken ihrer großen, nachtschwarzen Augen an. Dann rief sie: „Vittorio!"

Der Marchese fuhr empor, ließ seine Cigarre fallen und sprang, sich verwirrt mit den Fingern durch Bart und Haare greifend, auf seine Füße. „Du, Carlotta?" stammelte er und wurde noch röther im Gesicht, als er es von Natur war, „Du, verzeih! Ich — ich wußte nicht —"

Sie veränderte weder ihre Miene noch ihre Haltung. „Vittorio", sagte sie kalt, mit klangloser Stimme, „Du hast mich heute zum dritten Male im Bade belauscht!"

Ein heftiger Schreck durchfuhr ihn, er bebte am ganzen Körper und streckte wie flehend seine Arme gegen sie aus. „Verzeih'" stammelte er abermals und wagte nicht die Augen zu ihr emporzuheben, „verzeih mir's, Carlotta, ich — Du weißt nicht, wie — es trieb mich unwiderstehlich — Du bist so eisig, so gefühllos, und meine wahnsinnige Liebe zu Dir, meine Sehnsucht, nur ein einziges Mal — o, wenn Du das doch begriffest, Carlotta! Ich konnte nicht anders, ich konnte nicht. — Soll es aber das letzte Mal gewesen sein, so mußt Du — Du mußt, Carlotta, — es giebt keinen andern Ausweg — endlich, endlich —"

Sie hörte das alles an, ohne daß in ihrem schönen Antlitz die geringste Veränderung vorgegangen wäre, kalt, unbeweglich und hoheitsvoll, wie ein Marmorbild. Kaum daß ein verächtliches Lächeln ihre Lippen kräuselte oder ein verächtlicher Ausdruck durch ihre Augensterne hinging. Nur als er nahe daran war, sie mit seinen konvulsivisch zitternden Fingern zu berühren, scheuchte ihn ein jäh unter den schmalen, gewölbten Brauen aufflammender Blitz zurück. Dann sagte sie: „Dich selbst strafe ich für Deine schmachvolle Handlungsweise, wie sonst. Du wirst mich eine Woche lang nicht sehen. Aber Du warst heute nicht allein, Vittorio."

Der Marchese stöhnte auf, als ob ihn ein wuchtiger Schlag getroffen hätte. „Carlotta!" flehte er leise, ließ sich auf dem Teppich des Zimmers vor ihr nieder und umklammerte ihre Kniee, „Carlotta, vergieb mir! Meine verblendete Leidenschaft, mein wahnsinniger Stolz, der Triumph, die schönste Frau der Erde mein nennen zu dürfen, rissen mich fort, und dann —"

Sie sah mit einem Lächeln halb des Mitleids halb der Verachtung sekundenlang zu ihm herab. „Dein!" stieß sie dann fast belustigt aus, „Dein!" — Und nach einer Weile erst setzte sie hinzu: „Du handeltest wie ein Ehrloser, Vittorio. Es wird lange währen, bis ich diesen schnöden Verrath vergesse, ja, es ist möglich, daß ich ihn nie vergesse,

nie — Du hast das Unerhörte gewagt, trage nun auch, was darauf folgen wird. Und Du meintest wirklich, es könnte unbemerkt und ungestraft geschehen? Meine Augen reichen weit, Vittorio, auch durch Hecken und Zäune". Sie machte sich von ihm los und wandte sich kurz ab, während er, wie in sich versunken, auf dem Teppich kauern blieb. „Wer war es?" fragte sie plötzlich mit einer gebieterischen Wendung ihres Hauptes.

Er antwortete nicht gleich. Ich will es nicht wissen, laß nur!" fiel sie gleich darauf ein, „ich könnte ihn — nein, nein, ich will ihn selber entdecken — wir wollen, — ja, so geht es: heute über acht Tage ist die erste Soiree im Palast Pizzuto. Du wirst eine Anzahl junger Männer einladen, und er wird darunter sein. Ich will ihn schon herausfinden und ihm die Maske vom Antlitz reißen. Es kann nicht befremden, wenn Du eine Anzahl Deiner Standesgenossen zu Dir einlädst, und Du wirst ausſprengen, dies habe nicht eher geschehen können, weil ich bis dahin leidend gewesen. Hörst Du? Heute über acht Tage! Bis dahin."

Der Marchese hatte mit wachsendem Erstaunen zugehört. Er stand auf, und seine Brauen zogen sich finster zusammen. „Was soll das?" fragte er unmuthig, „wozu willst Du ihn sehen?"

„Ich will meine Rache haben, Vittorio."

„Und worin soll sie bestehen?"

„Das überlaß getrost mir selber. Es wird davon abhängen, wen ich in ihm finde."

„Und die andern? Wozu die andern? Es ist wider die Verabredung, daß Dich andere sehen."

Ihre Augen blitzten ihn düster an. „Du warst es, der diese Verabredung zuerst in der schmählichsten Weise verletzte! Trage nun auch die Folgen, sage ich Dir noch einmal, feiger Schwächling! Die andern will ich sehen, um durch die Ladung des einen kein Aufsehen zu erregen, und ihn selber nicht vor der Zeit argwöhnisch zu machen. Begreifst Du das? — Thu', wie ich Dir gesagt habe. Leb' wohl!"

„Carlotta!" rief er in flehentlichem Ton, „es war Dein Ernst nicht, daß Du mir eine Woche lang unsichtbar bleiben willst, ich beschwöre Dich, — wenigstens heute noch — und auf mein Ehrenwort: es soll zum letzten Male geschehen sein."

Sie schüttelte kurz die Stirn. „Bleib'! Was ich gesagt habe, bleibt bestehen. Laß Padre Atanasio kommen und beichte; dabei wird Dir die Zeit nicht lang werden."

Ein grausames Lächeln umglitt ihre weich-geschwellten Lippen, und ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, schritt sie in der gleichen, geräuschlosen Weise, in der sie gekommen war, hinaus. Hinter ihr drehte sich der Schlüssel der Thür, und er hörte, daß ihre Hand sich noch einmal prüfend auf den Drücker legte, um sich zu vergewissern, daß sie fest geschlossen sei. Dann ballte er, wie in ohnmächtiger Wuth, die Fäuste hinter der Verschwundenen her und knirschte mit den Zähnen. Er lief im Zimmer auf und nieder, wie ein wildes Thier im Käfig, und murmelte unabläſſig Flüche und Verwünschungen zwischen den Lippen. Wie ein Rasender geberdete er sich. Dann schellte er plötzlich nach dem Diener, ließ sich Wein kommen und warf sich in einer Anwandlung

von Schwäche auf das Kanapee. Als der Wein gebracht war, füllte er sich sein hohes Kelchglas und stürzte es hinunter. „Bringe mir noch eine zweite Flasche herauf!“ befahl er, „dann kannst Du gehen, — ich will allein sein.“

Die Fenster des Zimmers, das Francesco Pedone in der Via Butera bewohnte, blickten auf das foro italico, den breiten, südlich von der Porta felice am Meer entlang führenden Quai, dessen Bäume mit jungem Grün und Blüten geschmückt waren, auf dem um die Stunde des Sonnenuntergangs die Equipagen der vornehmen Welt hin- und wiederrollten, und der die Aussicht über das Meer, im Süden den Monte Catalfano, im Norden den Monte Pelegrino, freiließ. Und so oft er die schön geschwungenen Linien und Formen des letzteren gewahrte, mußte er jetzt jenes Maiabends in Schloß und Park von Pizzuto denken, und sein Herz brannte in namenloser, unverstandener Sehnsucht. Er hatte geglaubt, den ganzen, tollen Märchenspuk jener Stunde vergessen zu können, aber die nackten Felsmassen des Pilgerberges, in dessen Einsattelung der auf Pfeilern und Bogen ruhende Pfad gleich einem Aquädukt im Zickzack emporsteigt, mahnten ihn immer wieder daran, daß seine sterblichen Augen die unsterbliche Schönheit hatten schauen dürfen, und daß solch ein Anblick sich nimmermehr vergessen lasse. Dann erwachte oft ein so wildes, unbezähmbares Verlangen in ihm, daß er sich selber nicht mehr kannte.

Tagsüber ertrug sich's noch eher. Dann vergrub er sich in seinen Büchern, feilte an seinen Poesien, entwarf neue Pläne und Skizzen und zwang sich, sein Leben fortzuführen, wie bisher. Aber nachts trieb es ihn immer wieder auf, verführerische Träume umgaukelten seine Phantasie und sein heiß durch alle Adern pulsendes Blut raubte ihm die Ruhe. Dabei galt es, den Freunden und Genossen gegenüber sich zu verstellen. Er hatte ihre neugierig-drängenden Fragen damit beantwortet, daß er zwar im Palast Pizzuto gewesen sei, die Marchesa aber nicht gesehen habe, vielmehr sei er nach einer eingenommenen Erfrischung und einer Wanderung durch den Park mit vielen Dankesworten in Gnaden entlassen worden, und nicht zur Wiederkehr aufgefordert.

Wie es kam, wußte er selber nicht, aber von dem Tage an, da er in dem verzauberten Schloß gewesen, fühlte er sich plötzlich in dem Kreise, der ihn umgab, nicht mehr heimisch. Die laute Fröhlichkeit, das ungebundene Treiben der Genossen stieß ihn ab, er begriff nicht einmal mehr, daß er je Geschmack daran gefunden, daß er sich nicht früher schon, davon angewidert, ausgeschlossen habe. Er war freilich ohne sein eigenes Zuthun dahinein gerathen. In der Provinz als Sohn eines begüterten Grundherrn geboren, hatte er seine Jugend auf dem Lande verlebt und war nach dem Tode seiner Eltern, nachdem er seine Besitzungen verkauft, weil das Landleben keine Reize für ihn besaß, sondern ein innerer Drang ihn zum Studiren und Dichten trieb, in die alte Hauptstadt der Insel gekommen. Dort warf er sich mit dem ganzen Feuereifer seiner Jahre und seines Naturells auf die Bücher, war der fleißigste Hörer an der Universität und fand doch kein rechtes Genüge in den exakten Wissenschaften, die er über seiner Lust am Fabuliren dann wieder oft tage- und wochenlang vernachlässigte, bis er, vom eigenen Schaffen unbefriedigt, zu ihnen zurückkehrte. Der Gedanke einer

großen, seine Seele ganz ausfüllenden Dichtung lebte in ihm, und er konnte das erlösende Wort dafür nicht finden. So blieb eine Leere in seinem Dasein, die ihn ruhelos umhertrieb und ihn zwang, sich draußen in der Welt Genuß zu suchen, um die Vollkraft seiner Jugend verschäumen zu lassen. Er hatte mit den andern gelacht, getrunken und gesungen, war auf den wildesten Pferden geritten, bei stürmisch-bewegter See im Segelboot hinausgefahren, hatte mit allen um die Wette getanzt, gefochten und geschwommen, aber es war ihm immer nur gewesen, als verliere er bei alledem das bessere Theil seines Selbst, ohne das Gleichgewicht seiner Seele zurückzugewinnen, nach dem er sich sehnte, ohne sich die Kraft für eine bedeutende, erlösende, künstlerische That zu erobern.

Und wenn er sich nun während der letzten Tage auch von den Genossen zurückgezogen hatte, mit denen zusammen er sich bis dahin in dem Leben der jungen, vornehmen Welt Palermos gefallen, so erwachte das alte, unbestimmte Verlangen nach dem Großen und Bleibenden in seinem Dasein nur noch machtvoller in seiner Seele. Weich und träumerisch geschaffen, war er eher geneigt, von außenher eine treibende Kraft zu erwarten, als daß er sie in sich selber gesucht und gestählt hätte, um ein lockendes Ziel zu erreichen. „Wissen Sie, woran es Ihnen gebricht, Don Francesco?“ hatte der junge Baron Tagliarini einmal gesagt, der einzige, zu dem sich Francesco inniger hingezogen fühlte, „an einem rechten Liebeskummer, an einer Verliebtheit mit allem Zubehör! Unser Liebeln und Courmachen ist nichts für Sie, Sie müssen eine echte, große, alles besiegende Leidenschaft haben, deren Flammen Sie zum Dichter stählen werden.“

„Und wo die finden?“ hatte Francesco lächelnd erwiedert, „bei unseren schönen, geistlosen, geputzten Damen doch wohl nicht? Sie beschäftigen unsere Phantasie, wenn sie in den Polstern ihrer Equipagen durch die Laubgänge der Favorita rollen, es sind die entzückendsten Modelle für Künstler, die süßeste Augenweide für Poeten, aber unser Herz lassen sie unberührt. Wir können für sie schmachten und schwärmen, wir können sie sogar heiraten, — nur Leidenschaft können wir für sie nicht empfinden!“

Francesco dachte an jene Worte zurück, als er bei den Klängen der Musik an einem trüben, stillen Frühlingsnachmittag wieder einmal die Laubgänge der Flora durchschlenderte und die ganze elegante Welt Palermos unter den Blütenbäumen dieses schönsten aller öffentlichen Gärten Italiens an sich vorüberziehen sah. Die linde Luft war mit tausend Wohlgerüchen gesättigt, farbensprühende Blütenkelche hoben sich von den Rabatten herauf, Marmorgruppen schimmerten im dunklen Grün, und während die schmelzenden Weisen aus Verdi's und Rossini's Opern durch die Stille zitterten, wandelten zwischen den duftenden Hecken die schönsten, graziösesten Frauengestalten aus der Hauptstadt Siciliens. Es war ein Bild voll Glanz und Reiz, aber Francescos Herz blieb kalt dabei. In beinahe trauriger Stimmung klomm er die Marmorstufen bis auf die Balustrade in der südlichen Ecke des Gartens empor und blickte über das unbewegte Meer hin. Wieder kam eine namenlose Sehnsucht über ihn, als er die Felsmassen des Pellegrino heraufsteigen sah, und er träumte ins Wesenlose hinaus.

Da rief ihn von unten eine Stimme an: „He, Don Francesco — Don Francesco!“

Es war der Baron Tagliarini, der am Quai entlang ritt und sein Pferd jetzt unterhalb der Balustrade zügelte. Francesco grüßte ihn mit einem Anflug von Verlegenheit, er erwartete Vorwürfe über sein langes Ausbleiben im Kasino. Aber der andere fragte nur lachend: „Nun, was sagen Sie zu dem Ereigniß des Tages? Die Thore des Paradieses fliegen auf, und wir Glücklichen dürfen einziehen.“

Francesco verstand ihn nicht. „Wovon reden Sie eigentlich?“ fragte er zurück.

„Nun, santo diavolo, wovon anders, als vom Palazzo Pizzuto? Eine feierliche Ladung zu morgen Abend und der Name des verrückten Marchese darunter, das ist mindestens ebenso merkwürdig, als wenn die Fischer der Kalsa einen Walfisch in ihrem Netz heraufzögen! Aber Sie sehen ja drein, als erzählte ich Ihnen da etwas Neues? Sie sind doch gleichfalls geladen? Ihnen verdanken wir ja offenbar nur die Sprengung dieser dreifachen Ketten, die uns bisher den Einzug in das Zauberschloß wehrten!“

Francesco hatte mit roth überloderter Stirn zugehört. „Ah!“ machte er dann, „Sie sind zum Marchese Pizzuto geladen?“

„Und Sie?“

„Ich nicht.“

„Seit wann sind Sie von Hause fort?“

„Seit heute morgen.“

„So finden Sie die Einladung auf Ihrem Tische. Er hat alle geladen, die damals Ihrer Rettungsthat auf Acqua Santa beiwohnten. Früher oder später mußte er sich wohl entschließen, wenn man ihn nicht ganz aus der Gesellschaft verweisen sollte, und das neuliche Ereigniß hat seinen starren Sinn erweicht. Ob wir übrigens glücklicher sein werden, als Sie, und die Marchesa zu Gesicht bekommen, ist noch zweifelhaft genug, denn die Einladung geht nur von ihm aus und nur Männer sind geladen. Nun, wir werden ja sehen. Aber à propos: was treiben Sie eigentlich, Don Francesco? Im Klub sind Sie unsichtbar geworden, und seit heute früh nicht zu Hause gewesen — was bedeutet das alles? Hat der irrende Odysseus die Circe gefunden, die ihn umgarnt hat und nicht wieder freiläßt? Wandeln Sie auf verbotenen Pfaden? Suchen Sie Käfer? Oder welche Leidenschaft hat Sie gepackt und uns Kindern der Welt entfremdet?“

Francesco brachte stotternd eine Antwort hervor, auf die der andere nicht mehr Acht gab, da sein Pferd unruhig wurde und ungeduldig in den Zügeln zu steigen begann. Er hatte Mühe, es zu halten und rief nur noch nach der Balustrade hinauf: „Also auf Wiedersehen in Armidas Zaubergärten, Don Francesco, wenn Sie sich uns bis morgen Abend entziehen wollen. Auf Wiedersehen!“ Dann sprengte er, seinen Hut lüftend, davon.

Francesco stürmte die Treppe hinunter, durcheilte den Garten in der Quere bis zum Ausgang an der Via Lincoln, stieg in den ersten der dort harrenden Miethswagen, und jagte in scharfem Trab zu seiner nahegelegenen Wohnung. Dort flog er die Stufen empor und riß athemlos die Thür seines Zimmers auf. Unter Briefen und Zeitungen

lag das Blatt, das er suchte. Seine Augen irrten mit sonderbarem Lächeln über die Zeilen hin — „morgen Abend zum Souper — Marchese Vittorio Pizzuto" — dann warf er es plötzlich wieder fort. „Ich werde nicht gehen", sagte er vor sich hin, „es ist besser für meine Ruhe."

Den ganzen folgenden Tag glaubte er daran, daß er nicht gehen werde, er nahm sich eine bestimmte Arbeit für den Abend vor, und warf ein paar Zeilen, die sein Ausbleiben entschuldigen sollten, auf ein Blatt Papier. Dann redete er sich, je näher die Stunde kam, in der man ihn erwartete, desto fester ein, er werde das Gleichgewicht seines Innern nur dann wiederfinden, wenn er gehe und der Marchesa gegenübertrete. Vor dem Anblick der Wirklichkeit mußte der Traum verschwinden, der seine Phantasie umgaukelte, er mußte ernüchtert werden, und seine eigenen Illusionen verlachen. Vermuthlich war die Marchesa gar nicht so schön, wie er sie damals, vom Wein erhitzt, in der Dämmerung des Frühlingsabends am Parkweiher gesehen, und wenn sie es war, doch nicht mehr jung genug, um wirklich an eine Statue der schaumgeborenen Göttin zu erinnern, ja, auch wenn sie schön war, war sie sicherlich gleichzeitig so leer und hohl, wie alle ihre Schwestern in Palermo, eben nur ein vollkommener Körper, der von keinem ebenbürtigen Geist beseelt wurde, und ihm völlig ungefährlich. Es gab kein besseres Mittel, seiner tollen Phantasmagorien Herr zu werden, als wenn er sich von der vollen Wirklichkeit mit eigenen Augen und Sinnen überzeugte.

Und so ging er. Die stattliche Front des alten Feudalschlosses leuchtete ihm heute in hellem Kerzenglanz entgegen, als er die breite Allee heraufkam. Das Portal stand weit offen, der Säulenhof war von Fackeln erhellt, die in den Eisenringen befestigt waren, rothe Laternen warfen ihr magisches Licht über die Hecken und Sandsteinfiguren des Vorgartens. Eine Schar von betreßten Dienern in ihren Galalivreen standen bereit, die Ankommenden zu empfangen und durch eine Flucht von luxuriös ausgestatteten Gemächern bis in den Saal zu geleiten, wo der Marchese seine Gäste mit vornehmem Anstande bewillkommnete. Alle Pracht und aller Reichthum des Palastes, der sich heute zum ersten Male wieder der eleganten Männerwelt Palermos öffnete, waren entfaltet. Die Geladenen gehörten verschiedenen Altersstufen an. Es waren ihrer mehrere darunter, die noch mit dem Marchese gezecht und gespielt hatten, ehe dieser, von allem übersättigt, die Gesellschaft und die Stadt geflohen, andere, die den Gastgeber kaum kannten oder doch nur durch ihre Väter und Brüder in Beziehungen zu ihm standen, Offiziere, Landedelleute und die Mitglieder jener palermitanischen jeunesse dorée, von der man nicht genau weiß, wie sie leben, was sie treiben, und woher sie stammen.

Das alles wogte nun in buntem Getriebe durch den kerzendurchflammten Hauptsaal des Schlosses, plauderte, lachte, medisirte und wartete auf das Erscheinen der Schloßherrin, die keiner von allen bisher gesehen. „Wird sie kommen oder wird sie nicht kommen?" fragte man sich hin und wieder. Aber die Gesellschaft war vollzählig, man reichte den Thee herum, und die Marchesa kam nicht.

„Wird uns Ihre Frau Gemalin die Ehre nicht schenken, Herr Marchese?" fragte der junge Baron Tagliarini endlich geradezu.

Der Marchese lächelte diplomatisch. „Sie begreifen, Baron, daß sie sich scheut, die einzige Dame unter so vielen Männern zu sein. Meine Frau ist schen und leidend. Ihr Fernbleiben darf uns in unserer geselligen Fröhlichkeit aber nicht stören."

„Das heiß ich einen guten Christenmenschen gründlich düpiren", brummte der Baron, als er zu den andern zurückkam, „in diesem Falle wird kaum etwas anderes übrig bleiben, als der Baccarat. Was meinen Sie, Signori?"

„Natürlich, spielen wir!" hieß es von allen Seiten.

Der Marchese stimmte bereitwilligst zu, man trug die Spieltische herein, brachte Karten, die Gruppen vertheilten sich, und die Goldstücke klirrten in den Händen der Spieler. Nach wenigen Minuten war alles im regelrechten Gange, man pointirte, man gewann und verlor, das Interesse aller Anwesenden war in Anspruch genommen, man dachte nicht mehr an die fehlgeschlagene Hoffnung, die räthselhafte Schöne, die im Palast Pizzuto gefangen saß, bewundern zu dürfen.

Währenddessen stand die Marchesa Carlotta Pizzuto in ihrem, mit orientalischer Pracht ausgestatteten Gemache vor dem hohen Trumeau, der ihre in eine Toilette von weißem Sammet gehüllte Gestalt wiederspiegelte. Weich und züchtig, wie das Gefieder eines Schwans, umschmiegte das schillernde Gewand, auf dessen Schleppe das Kerzenlicht des Lüsters in wechselnden Reflexen spielte, die königliche Erscheinung, während ein Schleier aus spanischen Seidenblonden den herrlichen Nacken verhüllte und, in der Mitte des Kopfes befestigt, in reizvollstem Kontrast zu der tiefdunklen Farbe des Haares stand, das, leicht geknotet, fesselos über die Schultern herabwogte. Die Marchesa betrachtete das Bild, das der Spiegel ihr zeigte, mit ruhiger Prüfung. „Bin ich jetzt schön genug?" fragte sie die alte Dienerin, die hinter ihr am Boden des Zimmers kniete, und an den Atlasfalten über der Schleppe nestelte.

„Schön, Herrin, schön genug, um alle Männer Siciliens zu versuchen", klang die Antwort herauf.

Die Marchesa nickte. Dann trat sie zurück, ließ sich die langen, bis zu den Ellenbogen hinaufreichenden Handschuhe geben und streifte sie langsam über die feinen, schlanken Finger und den weißen, plastisch gerundeten Unterarm. Dann warf sie noch einen letzten Blick von der Seite her in den Spiegel. „Wenn ich ihn jetzt nur finde!" sagte sie, „aber ich werde ihn finden, nicht wahr, Camilla, ich werde?"

Die Alte lächelte. „Was vermöchten Sie nicht, Padrona?" gab sie zur Antwort.

Die kleine Tapetenthür, die von einem der Nebengemächer in den großen Saal führte, öffnete sich geräuschlos und die Marchesa trat ein. Minutenlang wurde sie von niemandem bemerkt. Die Männer saßen über die Tische gebeugt, die Augen starr auf die Karten gerichtet, die zerknitterten Banknoten in den Händen. Alle ihre Sinne waren angespannt, alle Leidenschaften geweckt. Man spielte hoch. Die Augen der meisten funkelten, hier und da war ein Gesicht in der wilden Erregung des Augenblicks unangenehm verzerrt und krampfhaft umschlossen die Finger den Rest des Papiergeldes, der noch nicht verloren worden war. Aber über die fest zusammengekniffenen Lippen kam kein Laut; es ging sehr still zu an den Tischen.

Die Augen der Marchesa gingen eine Zeitlang über dies stumme Schauspiel hin und sie betrachtete einen von den Männern nach dem andern mit dem gleichen, schnellen, kühlen Blick. Zuletzt den Einzigen, der seit einiger Zeit sich vom Spiel ausgeschlossen hatte und abseits von den Tischen in der Fensternische lehnte, die heiße Stirn gegen eine der Fensterscheiben gepreßt. Es war Francesco Pedone. Sie vermochte sein Gesicht nicht zu sehen, aber er fiel ihr auf, weil er nicht spielte und mehr als einmal überflog sie prüfend seine schlanke, hohe Gestalt.

Dann trat sie weiter vor in den Bereich des Lichts, das von dem großen venetianischen Kronleuchter ausstrahlte und die Schleppe ihres flimmernden, weißen Gewandes rauschte vernehmlich. Die Herren am ersten Tische fuhren in die Höhe, warfen die Karten zusammen und starrten die jäh aufgetauchte, fesselnde Erscheinung an, wie eine Phantasmagorie. „Die Frau Marchesa!“ lief es von Mund zu Mund und alles fuhr auseinander. Die Herren verbeugten sich, während der zuerst vor Schreck und Ueberraschung fast sprachlose Marchese sich zu fassen suchte und sie nacheinander bei Namen nannte.

„Wir hatten Dich nicht mehr erwartet, Carlotta“, fügte er dann mit einem verbindlichen Lächeln hinzu, hinter dem er seine unangenehme Ueberraschung verbarg.

„Jedenfalls hätten wir Ihnen sonst einen würdigeren Empfang bereitet“, fiel der allezeit schlagfertige Baron Tagliarini ein, „uns Ihnen aber nicht in so unvortheilhafter Beleuchtung gezeigt, Signora.“

Die Marchesa lächelte. „Im Gegentheil, ich würde gleich wieder bereuen, von meinem Entschluß fernzubleiben, doch abgewichen zu sein, wenn ich sähe, daß Sie sich durch meine Gegenwart in Ihrem Vergnügen stören ließen, Herr Baron. Ich kann nur unter der Bedingung bleiben, daß Sie in Ihrem Spiel fortfahren.“

„Unmöglich, Signora.“

„Und doch lasse ich Ihnen nur diese Wahl. Man spielte weiter und ich darf der Reihe nach mit einem und dem anderen der Herren plaudern.“

„Das lasse ich gelten. Wir würden sonst voller Eifersucht einander den Rang abzulaufen versuchen und keiner käme zu seinem Recht. Also zu den Karten, Signori! Ich aber, Frau Marchesa, mache von dem Recht des ersten Eindringlings Gebrauch und lasse mich von Ihrer Unterhaltung zuerst fesseln. Wenn Sie wüßten, welch einen Legendenkreis wir während dieses Jahres — denn beinahe ein volles Jahr weilen Sie schon in unseren Mauern! — um Ihre uns verborgen gebliebene Schönheit ausgesponnen haben! Davon ließe sich stundenlang erzählen. Sie sind uns viel schuldig geblieben.“

Die Herren waren dem Beispiel des Marchese gefolgt, hatten ihre Sitze um die Tische wieder eingenommen und setzten in der früheren Schweigsamkeit ihr Spiel fort. Währenddeß plauderte die Marchesa mit dem Baron Tagliarini. Aber sie ließ sich nicht lange von seinen galanten Redewendungen festhalten. Eine kühle, vornehme Verneigung ihres Hauptes hieß ihn verstummen und mit der ruhigen, gebieterischen Haltung einer Königin, die jedem ihrer Gäste ein huldvolles Wort zukommen lassen will und jeden mit ihrer herablassenden Freundlichkeit beglückt, schritt sie von einem zum andern, verwickelte die hastig von ihren Sitzen Emporschnellenden in ein kurzes Gespräch und verließ sie

wieder mit dem gleichen, sicheren, natürlichen Anstand, der jede ihrer Bewegungen auszeichnete. Dabei merkte man ihr an, daß das alles nicht eingelernt oder künstlich nachgeahmt war, daß sie sich vielmehr gab, wie sie war und nur einem inneren Antriebe folgte, ohne vielleicht je vorher in ihrem Leben sich in gleicher Lage befunden zu haben. Und die Anwesenden, die durch den Anblick schöner Frauengestalten verwöhnt waren und die Grazie und Anmuth ihrer schlanken Landsmänninnen bei jedem Feste, auf jeder Soiree zu bewundern Gelegenheit hatten, wurden alle gleicherart von dem bestrickenden Wesen der Frau Marchesa gefangengenommen. Man hatte in der verborgen gehaltenen Herrin von Schloß Pizzuto entweder ein schönes Kind vom Lande vermuthet, das sich in den Salons der vornehmen Welt nicht werde zu benehmen wissen oder eine Ausländerin, eine Orientalin, die den „verrückten Marchese" durch ihre Reize zu bezaubern im Stande gewesen war, aber in die Gesellschaft und als Herrin des Palazzo Pizzuto mit ihren Sitten und Anschauungen nicht taugte, vielleicht nicht einmal der Landessprache mächtig war. Und nun fand man statt dessen eine junge, schöne Frau, die nur einem vornehmen Hause entsprossen sein konnte und das Italienische mit einem unverkennbaren Anfluge sicilianischen Dialekts sprach, eine geborene Schloßherrin, die nicht nur zu repräsentiren verstand, sondern alle ihre Gäste spielend für sich gewann, so daß sie sich immer erstaunter untereinander frugen, weshalb sich Schloß Pizzuto erst heute und da die Gesellschaftssaison schon zu Ende ging, für den Verkehr geöffnet habe und weshalb der Marchese seine Gattin, von der plötzlich alles Märchenhafte und Außergewöhnliche abfiel, nicht früher schon in berechtigtem Stolz den bewundernden Blicken der Männerwelt preisgegeben habe.

Die Marchesa schien diese Frage nicht zu fürchten, aber sie wich ihr mit einem fast traurigen Lächeln aus oder entgegnete kurz, sie sei eben immer leidend und dadurch ganz menschenscheu geworden. Dabei ruhten ihre großen, dunklen Augen forschend jedesmal auf dem Antlitz und auf der Gestalt dessen, mit dem sie gerade sprach, bis sie mit einem Ausdruck der Enttäuschung oder mit einem leisen Kopfschütteln sich abwandte und ihr Blick wie suchend durch den Raum glitt und an den darin versammelten Männern haften blieb. Dann hatte sie mit ihnen allen geredet und näherte sich dem letzten, der an keinem der Spieltische Platz genommen hatte, sondern sie neben dem Fenster, an dem er gelehnt gestanden, erwartete. Es war Francesco Pedone. Er hatte, seit er bei ihrem Eintritt in den Saal erschrocken zusammengefahren war, jede ihrer Bewegungen, jedes leiseste Spiel der Muskeln in ihrem Antlitz, jeden nervösen Fächerschlag ihrer schlanken Hände beobachtet und die reizvoll-majestätische Erscheinung wie mit dürstenden Lippen in sich gesogen. Nun schritt sie in dem schillernden Schwanengewand, dessen Schleppenrauschen alle geheimsten Fasern seiner Seele in Aufruhr brachte, gerade auf ihn zu und er fühlte, daß er am ganzen Körper bebte, als sie vor ihm stand und der Glutblick ihrer Augen ihn traf.

Er hatte sich tief vor ihr verneigt. „Auch wir haben uns früher noch nie gesehen, nicht wahr?" fragte sie ihn mit dem dunklen, vollen Klang ihrer Stimme.

„Nein, Signora."

Seine Stimme zitterte, als er es sagte, er mußte die Augen von ihr abwenden und eine dunkle Röthe lief ihm über Stirn und Wangen.

Eine Pause trat ein, während derer ihre Lippen sich zu einem halb befriedigten, halb grausamen Lächeln verzerrten. Dann fuhr sie ruhig fort: „Einer von den Herren drüben hat mir erzählt, Sie seien ein junger Gelehrter, Don Francesco, und sogar ein halber Poet. Ich komme deshalb mit einer Bitte zu Ihnen."

„Mit einer Bitte, Signora?"

„Ja; weshalb überrascht Sie das, Don Francesco? Fürchten Sie sich vor mir?"

Er zwang sich zu einem Lächeln. „Nein, Signora. Nur begreife ich nicht, welche Bitte ich Ihnen erfüllen könnte."

„Sie sagen das, als ob ich im Besitze alles Wünschenswerthen wäre und Sie selber nichts gewähren könnten. Aber der Schein trügt oft. Sie sind reich, wenn Sie ein Poet sind, und ich möchte, daß Sie mir von Ihrem Reichthum spendeten."

„Ich verstehe Sie noch immer nicht, Signora."

„So will ich deutlicher sprechen. Ich bin viel allein und entbehre das, woran Sie Ueberfluß besitzen: den seelischen Genuß, den uns die verständnißvolle Lektüre unserer Dichter bereitet. Ich möchte Sie zu mir laden, um mir in einer müßigen Stunde draußen unter den Laubkronen des Parks einen Gesang der „Gerusalemme liberata" oder der „divina comedia", einen Dithyrambus des Leopardi oder eine Scene aus den Römerdramen Pietro Cossas von Ihnen vorlesen zu lassen. — Sie erschrecken, Don Francesco?"

„Nur vor dem Uebermaß der Gunst, die Sie mir zu Theil werden lassen, Signora."

Sie lächelte. „Seit wann sind die Poeten so übertrieben bescheiden bei uns, Don Francesco?"

„Signora — ich — ich weiß kaum, ob Sie im Ernst reden — Sie sehen mich heute zum ersten Male."

„Der Freund meines Gatten ist auch der meine, Don Francesco. Ohne Umschweife: sind Sie geneigt, meine Bitte zu erfüllen?"

„Zu jeder Stunde — so oft Sie mich rufen werden."

In ihren schwarzen Augensternen blitzte es auf. „So kommen Sie morgen, Don Francesco — um die fünfte Nachmittagsstunde. Wollen Sie?"

„Ich werde bereit sein, Frau Marchesa."

„Ihre Hand darauf."

Er reichte sie ihr und sie legte die ihre hinein, während ihre Blicke fest an ihm hingen und die seinen nicht losließen. „Ich danke Ihnen, Don Francesco, für heute leben Sie wohl. Gute Nacht."

Er verbeugte sich tief, und als er wieder aufsah, war sie fortgerauscht, hatte die kleine Tapetenthür aufs neue gewonnen und verschloß sie geräuschlos hinter sich. Nur ein feiner Nelkenduft blieb an dem Platze zurück, wo sie gestanden hatte. Francescos Hirn schwindelte sekundenlang, er wußte wiederum nicht mehr, ob er geträumt oder das alles wachend in Wirklichkeit erlebt hatte. Inzwischen sprangen die Herren von den Tischen auf, man rief zum Souper und die Gruppen ordneten sich, um in den Speisesaal hinüberzugehen.

Dort blieb bei den auserlesenen Weinen und Delikatessen der Tafel die Marchesa Carlotta fast der alleinige Gegenstand des Gesprächs. Nur Francesco betheiligte sich nicht daran. Als die Herren sich nach der Mahlzeit abermals zum Spiel niedersetzten, nahm er seinen Abschied und wanderte einsam durch die sternenklare Maiennacht der Stadt zu, während drinnen im großen Saal des Schlosses die erhitzten Trinker sich immer mehr an Wein und Spiel berauschten und ihr wüstes Gelärm in die Parkstille hinausdrang.

Um die ihm bezeichnete Stunde trat Francesco am nächsten Tage den Weg wiederum nach Schloß Pizzuto an. Als er die lange Fahrstraße durchwanderte, die den Abhängen des Pellegrino zuführt und von dem die Allee nach dem Schlosse zur Linken abbog, war es ihm, als ob die Equipage des Marchesa in schneller Fahrt an ihm vorübersause und der Schloßherr selber die Zügel darin führe. Das Gefährt stob so hastig wie eine Vision vorbei, aber ein seltsames Herzklopfen bemächtigte sich des Wanderers, als er daran dachte, daß er die Marchesa allein im Schlosse finden werde. „Ich bin viel allein" — hatte sie gestern mit eigenthümlicher Betonung zu ihm gesagt. Aber warum rief sie gerade ihn zu sich und warum leistete er dieser Sirenenlockung Folge?

Schweigend in der Sonnenstille lag der Vorgarten des Schlosses wieder da, nur das hohe Portal öffnete sich diesmal dem Ankömmling nicht, sondern als er zögernd die Rampe hinaufstieg, erschien plötzlich neben ihm eine alte Dienerin, die hinter einer Thujahecke sein Kommen abgewartet haben mußte, verneigte sich vor ihm und deutete ihm durch eine ehrfurchtsvolle Geberde an, daß er ihr folgen möge. Dann führte sie ihn an der Front des stumm in der Nachmittagssonne träumenden Schlosses entlang bis an eine schmale Pforte, die dem leisen Druck ihrer Finger nachgebend aufsprang und hieß ihn vorangehen. Er that es und gelangte in einen dunklen, engen Gang, auf dem er sich behutsam forttastete, während seine Führerin so schweigsam wie bisher hinter ihm dreinschritt. Nach einigen Sekunden stand er abermals vor einer Thür und diesmal drückte er selber dagegen. Sie öffnete sich ohne jedes Geräusch und Francesco sah sich zu seinem höchsten Erstaunen nunmehr in einem der hohen, luftigen, mit gediegener, alterthümlicher Eleganz ausgestatteten Gemächer des Schlosses. Eine Geberde der Alten wies ihn an, zur Rechten seinen Weg fortzusetzen, und er durchwanderte mehrere, im Zeitgeschmack Louis XV. dekorirte Zimmer, deren weiße, vergoldete Thüren die Führerin leise wieder hinter ihm schloß, und die alle nur dämmerig erhellt, öde und unbewohnt aussahen, als hätte nie ein Mensch darin gehaust. Auch die Schritte der beiden verhallten auf den weichen Teppichen.

Dann gelangten sie an einen, von schwerer, dunkelrother Sammetportière verhängten Eingang, vor dem Francesco zaudernd innehielt. Die Alte trat ihm voran, schlug den schweren Vorhang weit auseinander und hieß ihn mit einer tiefen Verbeugung eintreten. So überschritt er, von der geheimnißvollen Einführung seltsam erregt, die Schwelle, während die Alte zurückblieb und der Vorhang hinter ihm niederrauschte. Sekundenlang blendeten ihn Licht und Farbenpracht des Gemachs, in das er getreten war, so daß er erst nach einer Weile gewahrte, er stehe

vor der Herrin des Schlosses, die ihn zu sich entboten, und nun verwirrt und erröthend seine Begrüßung stammelte.

Die Marchesa lag auf einem schwellenden, lichtblauen Divan halb ausgestreckt, ein Tigerfell zu ihren Füßen, auf dessen Kopf mit den schillernden Glasaugen sie ihre zierlichen, rothen Pantöffelchen gesetzt hatte. Ein Eisbärenfell hatte sie sich bis über die Kniee als Decke heraufgezogen. Ueber ihr von der, mit bunten, lang herabhängenden Tüchern und Vorhängen drapirten Zimmerdecke schwebte, an einer Schnur gehalten, mit weitausgebreiteten Schwingen ein Adler. Allerlei Waffen und fremdländisches Geräth standen, lagen und hingen an den Wänden, sowie auf kleinen Marmortischen und Etagèren umher. Alles war phantastisch, grell und nach orientalisch-luxuriösem Geschmack dekorirt. Durch die weitgeöffneten Glasthüren strömte das volle Sonnenlicht des Nachmittags und wallten die balsamischen Wohlgerüche des Parkes.

Carlotta war heute in ein schwarzes Sammetkleid gehüllt, dessen Vorderbahn ein riesiges Netz von Jetgeflimmer bedeckte und in dunklen Flammen gleichsam zu überglühen schien. Sie reichte ihrem Besucher, ohne sich zu rühren, die schmale Hand, die sich marmorweiß von dem enganschließenden, dunklen Gewandärmel abhob, und richtete aus den träumerisch verschleierten Augen einen forschenden Blick auf ihn. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind!“ sagte sie leise.

Er hielt ihre Hand zitternd in der seinen und führte sie dann rasch an seine Lippen.

„Es war wie die Einführung in ein Märchenschloß, Signora“, sagte er dann stotternd und wurde wieder roth dabei, „und hier — auch hier ist es märchenhaft.“

Sie nickte und deutete auf einen Polstersessel in ihrer Nähe. Er nahm ihn ein und saß ihr nun gerade gegenüber, daß er ihr unverwandt ins Antlitz schauen mußte, ob er wollte oder nicht. Sekundenlang war es ganz still drinnen und draußen, nur das Plätschern eines Springbrunnens klang herüber. Francesco wagte nicht zu sprechen. Er kam sich vor wie in einer andern Welt und hätte sich um keinen Preis den süßen Bann zerstören mögen, der ihn umstrickte.

Dann sagte die Marchesa plötzlich: „Sie haben meinem Gatten das Leben gerettet, Don Francesco.“

„Durch einen Zufall, ja.“

„Ich erfuhr es erst heute, ich hätte Ihnen sonst eher dafür gedankt. Ich bin Ihnen nun in gleicher Art verpflichtet, wie mein Gatte selber. Lassen Sie mich Ihnen einen Wunsch zum Lohn gewähren, Don Francesco, — gleichviel, welchen? Nennen Sie ihn mir!“

„Sie erfüllen meinen höchsten Wunsch in diesem Augenblick, Signora.“

„Welchen?“

„Den, bei Ihnen weilen zu dürfen.“

Sie nahm eine rothe Rose aus einer Majolikavase voller Blüten, die in ihrer Nähe auf einem runden, schwarzen Marmortischchen stand, und zerrupfte die Blätter derselben langsam, eines nach dem anderen, mit ihren schlanken, weißen Fingern. „Wie bescheiden Sie sind, Don Francesco“, sagte sie dabei, ohne ihn anzusehen und mit einem träu-

merischen Lächeln um die Lippen, „zu bescheiden fast für Ihre Jahre — wie alt sind Sie eigentlich, Don Francesco?"

Er sah dem Spiel ihrer Finger zu und hätte am liebsten aufspringen und sie daran hindern mögen, so wehe that es ihm, sie die Blütenblätter der Centifolie zerpflücken zu sehen. „Fünfundzwanzig Jahre, Signora."

Sie hielt in ihrem Zerstörungswerk inne und sah ihn lächelnd an. „Ein halbes Kind noch!" sagte sie. Dann nach einer Weile fuhr sie fort: „Erzählen Sie mir etwas von Ihrem Leben, — Ihren Kinderjahren, — Ihrer Heimat; — Sie sind kein Palermitaner?"

Er erzählte, so gut ers vermochte, oft mit stockender Stimme, dann wieder fließend und mit Nachdruck, in farbiger, poesiereicher Schilderung. Sie hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen, ohne ihn nur einmal anzusehen. Als die Rose zerpflückt war, nahm sie die sämmtlichen Blütenblätter in ihre Hand und streute sie sich über Haar und Antlitz, wie einen duftenden Regen, dessen Wohlgerüche sie mit den feinen, zitternden Nasenflügeln einsog. Dann, als er schwieg, weil ihr Spiel ihn wunderlich erregte, frug sie plötzlich: „Warum erzählen Sie mir nichts von Ihrer Liebe?"

„Von welcher Liebe, Signora?" fragte er bebend.

„Sie müssen doch schon einmal geliebt haben."

„Nein, — nie."

Sie nahm eins von den Rosenblättchen zwischen die weißen Zähne und zerbiß es. „Wie das sonderbar ist!" sagte sie, ohne daß er wußte, ob sie seine letzte Erklärung damit meine.

Dann schwiegen sie wieder eine Weile, bis er sich Muth faßte und fragte: „Auch Sie sind keine Palermitanerin, Signora?"

Sie schüttelte die Stirn. „Nein. Unser Geschlecht war von Altersher in Syrakus ansässig. Mein Vater war der Principe Montalto; — ich bin die letzte unseres Geschlechts und seit ich Marchesa Pizzuto wurde, erlosch es."

Ein trauriger, beinahe düsterer Zug breitete sich bei ihren Worten über ihr Antlitz aus. „Schließen Sie die Thüren, Don Francesco", sagte sie dann, „es wird kühl." Und sie schauerte, leicht fröstelnd, zusammen und zog das weiße, schimmernde Fell höher über ihre Kniee herauf.

Er that, wie sie ihm geheißen. Die Sonne verschwand hinter den Parkwipfeln und aus der grünen Wildniß zog ein frischer Lufthauch herüber; aber im Zimmer blieb es schwül und der Blumenduft war gleichsam darin gefangen. Es beklemmte ihm fast den Athem. Carlotta aber hatte neue Gräser und Blumenkelche aus der Vase entnommen, die sie spielend zerpflückte. „Sie haben mir vorher viel von Palermo und von den Eindrücken erzählt, die seine wunderbare Welt zuerst auf Ihr empfängliches, junges Gemüth ausgeübt", fing sie nach einer Weile wieder nachdenklich an, „ich möchte den gleichen Zauber auch kosten, Don Francesco, Sie haben mich lüstern gemacht. Seit ich als Herrin in dies Schloß einzog, habe ich seinen Bannkreis noch nie verlassen und auch noch niemals Sehnsucht danach empfunden. Ich bin so weltfremd und menschenscheu da drunten in der alten, verödeten, schlummernden Stadt aufgewachsen, die einst groß und mächtig gewesen

sein soll und die jetzt so unendlich schwermüthig daliegt, daß man kaum einen lebensfrohen Gedanken in ihren Mauern zu fassen im Stande ist. Wollen Sie mein Führer sein, Don Francesco, wollen Sie mir die Wunder auch erschließen, die Sie an Palermo fesselten, als Sie es zuerst betraten? Ich möchte auch davon berauscht werden, wie Sie es gewesen sind."

„Signora", stammelte er, „wenn Sie es wollen — wenn ich darf."

„Warum sollten Sie nicht dürfen, Don Francesco? Und zuerst von allem möchte ich den Monte Pellegrino sehen, — die Rosalienkapelle, den Fernblick des Gipfels; — das liegt mir am nächsten und reizt meine Phantasie am mächtigsten. Wollen wir morgen früh hinauf? Man soll uns Bergpferde bringen, und wir wollen den Aufgang der Sonne droben erwarten und vor dem Bilde der Heiligen beten; — soll es so werden?"

„Es wird berauschend schön werden, Signora."

„Dann ists also entschieden und so fangen wir morgen unsere gemeinsamen Wanderungen durch die Wunder der Stadt an. Und nun — haben Sie etwas zu lesen mitgebracht?"

Er verneinte.

„Dort drüben liegt der Dante. Lesen Sie mir einen Gesang aus dem „Inferno", damit wir den Tag würdig beschließen."

Er brachte ihr das Buch und sie blätterte eine Weile nachlässig darin, um es ihm dann aufgeschlagen zu reichen. Seine Augen gingen rasch über die Seiten hin, er stutzte und sah flüchtig, fast scheu zu ihr hinüber. Aber sie setzte ihr Spiel mit den Gräsern und Blumen fort und beachtete seinen Blick nicht. Dann las er. Es war die Stelle, wo der Höllenwanderer an der Seite Virgils das unglückselige Liebespaar Paolo Malatesta und Francesca von Rimini findet und aus ihrem Munde ihre traurige Geschichte vernimmt.

Die Stimme des Vorlesers zitterte leicht, und als er an den Satz gekommen war: „An jenem Tage lasen wir nicht weiter" — schlug er das Buch zu, athmete schwer und stand auf.

„Sie schließen schon?" fragte die Marchesa, unbefangen unter ihren langschattenden Wimpern heraufblickend.

„Ja", sagte er gepreßt, „es wird Zeit. Ich muß gehen."

Sie lächelte. „Um morgen früh rechtzeitig zur Stelle zu sein und sich doch den Schlaf nicht abkürzen zu müssen, nicht wahr? — Schlafen Sie wohl, Don Francesco!"

Ein leiser Spott zitterte durch ihre letzten Worte. Er erröthete dabei bis in die Schläfen hinauf, aber er erwiederte nichts, küßte ihr die Hand, hörte ihre Mahnung, pünktlich zur Stelle zu sein, schweigend mit an und ging.

Als er die Sammetportière zurückgeschlagen hatte und das Nebengemach wieder betrat, stieß die Alte zu ihm, die ihn hereingeführt hatte und ihn jetzt auf dem nämlichen Wege wieder stumm bis vor das Schloß hinausgeleitete. Keiner gewahrte ihn auf dieser Wanderung, keinem begegneten sie. Es war ganz still rundum, auch draußen in der dämmerungumwobenen Ebene, und Francesco vernahm keinen Ton, als das Klopfen in seiner eigenen Brust — — —.

Auf kleinen, schnellfüßigen, sicher auf dem Plaster des steilen Zick-

zackweges emporhastenden Bergpferden ritten die Marchesa und Francesco in der dämmerigen Frühe zum Monte Pellegrino herauf. Es war noch kalt, aber die Luft ganz unbewegt. Die Marchesa war in eine graue, pelzbesetzte Jacke gehüllt. Sie saß hoch und schlank, im kurzen, dunklen Reitkleide, auf ihrem Pferde, einen Schleier vor dem, vom Morgenhauch gerötheten Antlitz, die Zügel fest in den dunkel behandschuhten Händen. Francesco hielt sein Thier dicht neben dem ihren, aber er sprach wenig und nur, um sein Erschrecken zu verbergen, wenn ihre schwarzen Augen ihn sekundenlang anglühten, fast, als zürne sie ihm, daß er sie unverwandt in schweigender Bewunderung betrachtete.

Dann ging es in sanfterer Steigung auf dem anfangs beschwerlichen Wege weiter und vor den zurückgewendeten Blicken lag das Häusermeer der großen Stadt, die üppige Ebene mit ihren Citronenwaldungen und Maisfeldern, der Hafen mit seinem Mastenwald und das Meer, das seine Wogen gegen das Gestade rollte. Kein Mensch begegnete ihnen, kein Ton regte sich und die ganze Welt unter ihnen lag noch im Schlummer befangen. Vor ihnen und um sie her aber starrte nur das nackte Gestein gigantisch, drohend empor.

Dann rasteten sie zum ersten Male neben dem, zur Linken auf einer Anhöhe errichteten Kreuze. Drüben ragten die Felshäupter, welche die Conca d'oro mit schützendem Steinwall umgeben, grüßend zu ihnen herüber, nur die kahle Stirn des Monte Cucio umwogten Nebelschleier, die im Frühwind zu zerflattern begannen. Noch kündete sonst nichts den nahenden Morgen.

„Wie schön hier die Welt ist!" sagte Francesco leise.

„Ja", erwiederte sie mit sonderbar hartem Ton, „weil wir über ihr stehen und nicht in ihr. Das macht die Seele frei und das Herz leicht."

Sie ritten weiter und hörten nun das erste Geräusch, das die Nähe lebender Wesen andeutete. Es war das Geläut der Schellen, das die an den hier grasigen Abhängen weidenden Herden zahlloser Ziegen, Maulthiere und Rinder vernehmen ließen. Dann wurde die unter einem überhängenden Felsen des höchsten Gipfels errichtete Kapelle der heiligen Rosalia sichtbar und weiterhin ein paar dürftige Bauernhäuser, die an die Bergwand geklebt waren.

Francesco schien unter der Gewißheit, sich wieder in der Nähe von Menschen zu befinden, erleichterter aufzuathmen. Die Stille und Einsamkeit hatten ihn bedrückt. Die Marchesa aber sagte: „Lassen Sie uns zunächst hier vorüber, Don Francesco. Ich möchte droben die Sonne aufgehen sehen."

Er blickte prüfend nach Osten, wo die zarten Wölkchen sich mit einem ersten, rosigen Anhauch zu färben begannen und erwiederte: „Wir müssen uns eilen, Signora. Lassen Sie uns hier links weiter über den Bergkamm bis zur Statue reiten und von dort uns den jungen Tag begrüßen. Bis zum Gipfel tragen uns unsere Pferde nicht."

Sie nickte zustimmend und sie ritten nun in rascherer Gangart mitten durch ein Bauerngehöft, zwischen den Herden hindurch, in südlicher Richtung über den Felssattel hin, bis die kopflose Kolossalstatue der heiligen Rosalia ihnen an der Spitze der mächtigen, schroff ins Meer abfallenden Felskante entgegenragte. Dort sprangen sie von den Pferden, die sie am Berghang weiden ließen und lagerten sich

neben dem vom Blitz zerstörten und von allen Unbilden der Witterung verwaschenen Heiligenbilde, um über die unendliche Fläche des Tyrrhenermeeres hinauszuträumen und der aufsteigenden Sonne entgegenzublicken.

Denn nun klomm sie siegreich aus dem sich zertheilenden Dunstgewölk empor, röthete mit grellen Tinten weithin den Horizont und hob sich, einer leuchtenden Goldkugel gleich, in das blaue Aethermeer herauf. „Ecco il sole" sprach Francesco leise.

Carlotta aber, die eine Zeitlang, wie in schweigender Andacht versunken, dagestanden hatte, setzte hinzu: „Ja, die Sonne! Ueber wie viel Elend und Jammer, wie viel Lüge und Heuchelei wird sie wieder scheinen müssen!"

Der Tag war erwacht, reine Morgenlüfte wehten, in Tönen und Farben redete die goldig überstrahlte Welt wieder, und zu Füßen der steilen Felswand rauschte, wogte und schimmerte das ewige Meer, auf das die Blicke der beiden Wanderer hinausgingen. Carlottas Brust hob sich unter schweren Athemzügen, als ob sie gegen etwas ankämpfe, das in ihr heraufstieg und sich nicht wollte niederzwingen lassen. „Wer da hinauskönnte", sagte sie endlich gepreßten Tons, „in die Ferne, — in die Freiheit!"

Er hing mit bewunderndem Blick, wie hingerissen von ihrer Schönheit, an ihr. „Lassen Sie uns doch gemeinsam hinaus, Carlotta", wollte er rufen. Aber ehe noch seine Lippe es zu stammeln gewagt hatte, hatte sie sich umgewandt, ihn eine rasche, rückwärts deutende Bewegung gemacht und langsam, gesenkten Hauptes den Heimweg angetreten. Er ergriff die Zügel der beiden Pferde und fragte, ob sie nicht reiten wolle. Sie lehnte ab, nur mit der Stirn schüttelnd, und ging voraus; so mußte er, die Pferde an den Zäumen führend, hinter ihr dreinwandern.

Als sie an die Bauernhäuser kamen, sahen sie die Leute bei einem Morgenimbiß vor den Thüren, auf den steinernen Treppen und Schwellen sitzen. Sie ließen sich von den ersten Sonnenstrahlen bescheinen, lagerten in malerischer Stellung, tranken Wein, aßen ihr Brot dazu und plauderten behaglich zusammen, während die Glöckchen der weidenden Thiere melodisch herüberklangen. „Hier ist gut sein", sagte Carlotta plötzlich innehaltend, „wir wollen uns zu ihnen setzen und an ihrem Mahl theilnehmen, — kommen Sie, Don Francesco!"

Sie trat an die Leute heran, die sie ehrerbietig gegrüßt hatten, und nun freundlich lachend ihren Wunsch mit anhörten. Man wollte ihnen mit echt sicilianischer Gastfreundschaft das Beste herbeiholen, was die Häuser nur irgend bieten könnten, die Männer trugen Stühle heraus, und die Frauen machten in ihrer gutmüthigen Harmlosigkeit der Signora Komplimente über ihre Schönheit und über den Muth, den sie durch ihre morgendliche Bergwanderung bewiesen. „Freilich, wenn man einen jungen Gatten zur Seite hat, wie die Signora, kann man schon waghalsig sein!" meinte eine alte Bäuerin lächelnd.

Carlotta trank aus einem groben, irdenen Gefäß die Milch, die sie sich erbeten hatte, und biß mit ihren weißen Zähnen in das graue, säuerliche Brot, als hätte ihr nie etwas besser gemundet, als das. „Der Herr ist mein Gatte nicht", sagte sie ruhig.

Digitized by Google

Ein hoffnungsvoller Kegelklub.

Nach dem Originalgemälde von Max Kaltenmeſer.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ebbene, so ist's eben der Geliebte der Signora", fiel die Alte ein, „und das kommt auf eins heraus oder ist wohl gar noch besser. Die Signora braucht sich nicht zu schämen, unsereins weiß auch, wie es in der Welt zugeht, und der junge Signor da kann einer Frau schon gefährlich werden —"

Francesco war sehr roth geworden und versuchte, mit einem der Männer hastig ein Gespräch anzuknüpfen. Als sein Blick dabei die Marchesa verstohlen streifte, gewahrte er, daß sie starr und finster vor sich hinbrütete. Er hätte in diesem Augenblick fast vor ihr erschrecken können. Dann brach sie auf, legte ein Bankbillet in die Hände eines der umherspielenden Kinder und entzog sich den Dankesäußerungen der Leute durch rasches Davoneilen. Francesco wollte ihr folgen, aber einer von den Männern hielt ihn zurück und fragte: „Wer ist die schöne Signora, Herr?"

„Die Marchesa Pizzuto."

Der Frager erschrak und schüttelte bedauernd den Kopf.

„Was habt Ihr?" fragte Francesco.

„Nichts, Herr, — oder doch: warum sollt' ich's nicht sagen? Die schöne Marchesa thut mir leid, Herr, sehr leid; — denn es wird kein Glück auf ihr ruhen —"

„Wie versteht Ihr das?"

„Ueber den Frauen im Palazzo Pizzuto ruht ein Verhängniß, Herr, sie werden alle unglücklich. Darum hat der jetzige Marchese auch so lange keine Frau gefunden, und eine Palermitanerin wollte ihm nicht angehören, so reich und vornehm er auch ist, — er hat eine Fremde heiraten müssen, die nichts von dem Fluche gewußt hat. Eine Marchesa Pizzuto ist's vor langer Zeit gewesen, der die Madonna jahrelang die Nachkommenschaft versagt hatte. Und als sie nun endlich doch einen Knaben geschenkt erhielt, da starb er wenige Stunden darauf. Weil sie aber wußte, daß ihr damals abwesender Gemal ihr nur dann seine Liebe wieder zuwenden würde, wenn sie ihm einen Sohn als Erben geboren hatte, so ließ sie heimlich das todte Kind bei einer Bäuerin, die eben damals auch niedergekommen war und schwer krank lag, in die Wiege legen und deren Knaben rauben und behielt ihn bei sich, als wenn es ihr eigener wäre. Die arme Frau merkte den Betrug aber, wollte sich durch kein Geld, so viel man ihr auch bot, beschwichtigen lassen, und kam in's Schloß, um ihr Kind zurückzuholen. Der Marchese war gerade auf die freudige Botschaft von der Geburt eines Sohnes hin heimgekehrt und hörte die Erzählung der Frau finster-drohend mit an. Aber die Marchesa schwur ihm mit heiligen Eiden zu, daß das alles erlogen und das Kind in der Wiege ihr rechtes Kind sei, die Bäuerin aber sei in ihrer schweren Krankheit nach der Niederkunft irrsinnig geworden und wolle nicht glauben, daß ihr Kind inzwischen, als sie bewußtlos dagelegen, verstorben sei. Da ließ der Marchese das Weib mit seinen Hunden vom Schloßhofe hetzen. Sie aber hat einen gräßlichen Fluch ausgestoßen, daß das ganze Geschlecht verdammt sein solle, daß nie eine Marchesa Pizzuto mehr glücklich werden könne und daß der Irrsi .., dessen man sie mit Unrecht beschuldige, erblich in dem Hause werden möge. Und dann ist sie in den Parkteich gegangen und hat sich ertränkt. Das ist lange her, Herr, aber der Fluch besteht noch fort und

hat sich immer bewährt. Die Frauen aus dem Hause sind alle unglücklich gewesen, und früh gestorben, viele haben sich selbst den Tod gegeben. Die Mutter des jetzigen Marchese war wirr im Kopfe und hat sich eines Tages aus dem Fenster gestürzt, und was den Marchese selber betrifft, so sagt man ihm auch nach, er sei nicht ganz bei Sinnen. Die junge Frau aber — die Madonna sei ihr gnädig! — die sieht auch nicht aus, als ob sie glücklich wäre, und sie kann's ja nicht werden. Am besten wär's, das Geschlecht stürbe nun aus, Herr, denn Segen wird niemals mehr darauf ruhn, — der Fluch läßt's nicht zu."

Francesco hatte mit allen Zeichen der Ungeduld zugehört. „Das sind Ammenmärchen", sagte er jetzt, ohne ganz seiner unangenehmen Empfindungen Herr werden zu können.

Der Bauer lächelte trübe. „Wie der Herr meint", murmelte er, „wie der Herr meint, — aber ich will zu unserer Schutzpatronin beten, daß sie es gnädig macht mit der jungen, schönen Signora, — sie ist ja schuldlos daran."

Carlotta hatte inzwischen die zur Kapelle umgestaltete Grotte der Schutzheiligen Palermos betreten und war unwillkürlich vor der liegenden Marmorstatue derselben, die in reichem Goldgewande hinter einem Gitter bei der matten Kerzenbeleuchtung des Innern sichtbar wurde und fast zu athmen schien, in die Kniee gesunken. So fand sie Francesco, als er ihr nacheilte. Ihre Hände waren übereinander gefaltet, ihre Stirn gesenkt, und ihre Lippen bewegten sich leise. Ihm selber stürzten, ohne daß er es wußte und wollte, unzusammenhängende, fast sinnlose Gebete über die Lippen, als er sie so sah.

„Um was haben Sie gefleht?" fragte ihn die Marchesa, als sie sich erhob und ihn in seine Andacht versunken fand.

„Um Erlösung von einem Verhängniß", murmelte er verwirrt.

„Umsonst!" sagte sie und schüttelte die Stirn, „es muß sich erfüllen". Dann rauschte sie aus dem dämmerigen Dunkel hinaus in die goldige Sonnenhelle des Maienmorgens. Er folgte ihr stumm, mit sich selber im Zwiespalt.

Die Pferde, die ein Pförtner der Kapelle inzwischen gehalten hatte, wurden vorgeführt, und die Marchesa schwang sich, auf Francescos Hand sekundenlang ihren Fuß setzend und sich an seine Schulter lehnend, in den Sattel. Bang und wollüstig zugleich erschauernd fühlte er, wie im Taumel die süße Last, spürte er ihren Athemzug, der die Haare an seinen Schläfen bewegte und sog den Duft ein, der ihren Locken entströmte. Dann ritten sie schweigend, langsam thalab. Vor ihnen breitete sich der herrliche Thalkessel Palermos und die meerbeherrschende Stadt mit ihren Kuppeln, Thürmen, Schiffen und Gärten aus, vom leuchtenden Goldnetz der siegreichen Frühlingssonne überwebt.

„Sie sind ja ein Poet, Don Francesco", sagte die Marchesa, als sie an einer Wegbiegung eine Zeitlang rasteten, „können Sie diese Morgenwanderung auf den schönsten Berg Siciliens nicht in Verse bringen? Hier soll ein karthagischer Feldherr in vorchristlicher Zeit sein Heer gelagert haben, um den Römern das feste Panormus, das wir heute Palermo nennen, zu entreißen, hier lebte die Tochter des Herzogs Siniballo, des Normannen, in Weltentsagung als eine Heilige, um noch nach ihrem Tode die Hauptstadt der Insel von der wüthenden Pest zu

befreien und zur Schutzpatronin unseres Volkes zu werden, das ihr Dome, Kapellen, Klöster und Statuen errichtete. Und auf diesen selben Berg, der einst von dunklem Hochwald soll umrauscht gewesen sein, und auf dessen Abhängen man Getreide zog, der aber nun nackt und kahl eine isolirte Felsmasse, halb vom Meer, halb von der Ebene umschlossen, aufragt, zogen an einem Frühmorgen im Mai zwei Kinder der modernen Welt, um auf Stunden zu vergessen, daß drunten im Dunst der Großstadt ein Schicksal über ihnen lag, vor dem es kein Entrinnen gab. — Nun? Ist das kein dichterisches Motiv, das Ihrer Kunst würdig wäre? Würden Sie nicht fähig sein, davon zu singen und zu sagen, wenn ich es von Ihnen erbäte?"

Er sah sie starr an. „Und welch Schicksal liegt denn über den beiden, dem sie nicht entfliehen könnten?" fragte er bebend.

„Wissen Sie es nicht, Don Francesco? — Dann freuen Sie sich der Sonne, so lange sie Ihnen leuchtet, und vergessen Sie, was ich sagte. — Kommen Sie! Wir müssen eilen!" Ein sausender Gertenhieb traf das Pferd unter ihr, das fast kerzengerade emporstieg und dann Miene machte, mit seiner Reiterin in den Abgrund hinabzusetzen. Aber Carlottas Hand hielt die Zäume straff, sie regte sich kaum im Sattel, und gleichmäßigen, raschen Schrittes trug das Pferd sie weiter bergab.

Als sie den Fuß des Berges erreicht hatte, ließ sie es erst ausgreifen und sprengte nun in kurzem Galopp dem nahen Schlosse zu. Francesco vermochte ihr kaum zu folgen. „Darf ich bleiben?" fragte er leise, als sie den Vorgarten erreicht hatten, und er sein Pferd wieder neben dem ihren hergehen ließ.

Sie sah ihn nicht an. „Ja, bleiben Sie", klang es eben so leise zurück.

Sie sprangen von den Pferden. Das Schloßportal war geöffnet, die Diener erwarteten die Herrin und begrüßten den Gast mit ehrfurchtsvoller Verneigung. In der Säulenhalle ertheilte die Marchesa mit gedämpfter Stimme, kurz und gebieterisch, ihre Aufträge. Dann wandte sie sich zu Francesco, reichte ihm die Hand, nickte ihm zu und sagte: „Auf Wiedersehen im Park!" Dann ging sie.

Einer von den Dienern geleitete Francesco in einen Gartensaal, brachte ihm allerlei Erfrischungen, bat ihn, es sich bequem zu machen, und fragte nach seinen weiteren Befehlen. Als man ihm nichts auftrug, ging er, und Francesco blieb allein. Wieder herrschte die gleiche märchenhafte Schweigsamkeit um ihn her, die er im Bannkreis des Palastes gewohnt war, und nachdem er ein Glas Wein getrunken, und eine Weile das Zimmer unruhig durchwandert hatte, trieb es ihn in den Park hinaus, wo er die Marchesa wiederfinden sollte. Die Thüren, die auf die große Terrasse führten, standen offen. Aber auch draußen war alles wieder traumhaft still, nur vom Sonnengold des jungen Tages überwebt.

Er schlenderte zwischen den Blumenrabatten, in den Laubgängen umher, sah seinen Schatten allein mit sich über die Kieswege wandern, athmete den Blütenduft, lauschte dem Tropfenfall der Fontäne und gerieth mehr und mehr in eine träumerisch wunderliche Stimmung, wie zwischen Wachen und Schlaf. Dabei achtete er des Pfades nicht, den er einschlug und verirrte sich immer weiter in der grünen, duftigen Wildniß. Seine Gedanken gingen sonderbar in ihm um; bald spann er Verse, die Car-

lottas Worte heute in ihm angeregt hatten, bald träumte er mit offenen Augen vor sich hinaus in die Sonnenstille, oder sah sich mit der schönen, räthselhaften Frau gemeinsam durch die Irrgänge dieses blühenden Labyrinths wallen, Auge in Auge, Hand in Hand, — und das war so deutlich, daß er ihre leibhafte Nähe zu spüren wähnte, ihren Athem fühlte und die Wärme ihrer Finger bis in die seinen hinüberzuströmen schien, wie bei körperlicher Berührung. Erst als er emporfuhr und um sich blickte, sah er, daß er allein sei, und nun dachte er mit jähem Erschrecken daran, daß er sich verirrt habe und daß Carlotta ihn wahrscheinlich bereits vergebens erwarte, während er hier wie ein Nachtwandler am hellen Tage, planlos die Wege durchstrich.

Hastig wandte er sich um und betrat zur Linken den Eingang eines, von Myriaden gelber Rosen überkletterten und umdufteten Laubgangs, durch dessen schattenkühle Dämmerung er weiterhastete, bis er plötzlich mit einem Ausruf jäher Ueberraschung vor einer halbkreisförmigen Ausbuchtung desselben stehen blieb. Denn hier, unter dem Schirmdach der Blütenranken, die nur hie und da einem spielenden Goldlicht der Sonne den Durchblick gestatteten, ruhte in einer indischen Hängematte, die sie mit dem Arm hin und wieder in eine leise schaukelnde Bewegung setzte, die Marchesa Carlotta auf weichen Kissen und Polstern, in ein rosafarbenes Damastkleid gehüllt, auf dem eine Wolke von feinen, weißen Spitzen sich bauschte. Neben ihr auf einem niedrigen, drahtgeflochtenen Sessel saß die alte Dienerin, die mit einem Fächer aus Pfauenfedern die im schmalen Sonnenstreif spielenden Insekten verscheuchte. Ein aufgeschlagenes Buch und ein paar Orangen lagen auf einem Tischchen zu ihrer Rechten.

„Kommen Sie endlich?“ fragte die Marchesa und blinzelte, wie traumverworren, zu dem jungen Manne hinüber, der reglos, gefesselt auf seinem Platze verharrte, „ich fürchtete, Sie hätten sich weiter hinabverirrt, etwa gar bis an den Weiher — vor dem warne ich Sie, Don Francesco. Die Leute schreiben ihm eine magnetische Anziehungskraft zu, und sein unbewegtes Wasser soll schon manch dunkles Geheimniß bergen. Es ist nicht geheuer dort, und allerlei Spukgestalten gehen um; — hüten Sie sich davor!“

Ihm war es, als ob bei ihren Worten ein unheimliches, gräuliches Licht aus ihren Augen zwischen dem schmalen Spalt ihrer Lider hervorbreche, und ein leiser Frostschauer überlief ihn. Dann nahm er den Platz ihr gegenüber auf einem der umherstehenden, niedrigen Sessel ein, den sie ihm deutete, und stotterte zur Antwort: „Es ist wirklich ein Zaubergarten, in dem man auf seiner Hut sein muß, um keinen Schaden zu nehmen. — Ich weiß kaum, wie ich hierher gelangt bin —“

„Und wie erhitzt Sie aussehen, Don Francesco“, fiel sie ein, „gerade als ob Sie einer von den Marmorgöttinnen dort begegnet wären, die leibhaftig durch den sonnenstillen Park wandelte!“

„So war es auch, Signora Carlotta, — nur nicht heute — damals.“

„Wann?“ Sie sah ihn sonderbar forschend an, und er erröthete, strich sich verwirrt mit der Hand über die Stirn und stammelte: „Ich träumte —“

Um ihre Lippen zitterte ein Lächeln. Dann nahm sie eine von den

großen Goldfrüchten vom Tische, wog sie in den Fingern und fragte: „Wollen Sie sie mit mir theilen, Don Francesco?“

Mit geschickten Fingern löste sie die Schale, brach die Orange auseinander und reichte ihm die beiden Hälften dar. Dann, als er gewählt hatte, biß sie mit ihren blitzenden Zähnen in die saftige Frucht und fragte gleich danach: „Mundet sie Ihnen? — Da, nehmen Sie sie ganz, — ich mag nicht.“

Sie warf ihm ihre Hälfte, die noch die Spuren ihrer Zähne trug, zu, und er sog den Saft an der Stelle aus, die sie zwischen die Lippen genommen hatte. Dabei sah er sie an, aber keine Muskel zuckte in ihrem Antlitz, reglos ruhten ihre großen, nachtschwarzen Augen auf ihm. „Wollen Sie wieder lesen?“ fragte sie nach einer Weile.

Er bejahte, und sie reichte ihm das aufgeschlagene Buch. Es war die „Messalina“ des Pietro Cossa. An der Stelle, wo das Buch auseinandergeschlagen war, las er weiter. Seine Stimme war umschleiert, und er wußte selber nicht, was er las. Es waren die Scenen, in denen Messalina, während Claudius in Ostia weilt, ihre Vermälung mit dem römischen Ritter, Cajus Silius, feiert. Bei dem Schrei: „Die Prätorianer!“ entflieht die entsetzte Hochzeitsgesellschaft, auch Silius macht sich aus den Armen der Kaiserin frei, die an seine Brust gelehnt, die „Stunde des Verhängnisses“ erwarten wollte. Dann folgte nach Messalinas leidenschaftlich-wildem Monologe ihre große Scene mit dem Gladiator Bitus, dem Freigelassenen des Asiaticus. Er hat sich rächen wollen, durch ihn ist Claudius benachrichtigt und heimgerufen worden, und nun sagt er selber, daß in ihm der rächende Genius aller der Männer erschien, die von der schönen Buhlerin auf dem Thron geliebt und dann getödtet worden sind. Messalina fleht ihn an, sie nicht lebendig in die Hände der Libertinen Agrippinas fallen zu lassen sondern sein Werk zu vollenden und sie zu tödten. „Dich tödten!“ ruft er erschreckt; und als sie ihn fragt, welch Haß es sei, der nicht zu tödten Kraft habe, erwiedert er: — —

„O! mich versengen Deine süßen,
Verhängnißvollen Augen! Andre Kräfte
Kannst Du mir geben: die, für Dich zu sterben
Vieltausendmal!“

Sie wirft sich in seine Arme und ruft verzweifelt:

„So rette Du mich denn,
Und ich will Dein sein!“
„Mein?“ . . .
„Was sinnst Du? Wähle!
Rett' oder tödte mich!“

Und nun, nach einem Augenblick furchtbaren, krankhaften Schwankens schreit Bitus auf:

„Ich wählte! Komm' . . .
„Verzeih' mir Du, Asiaticus; dies Weib
Ist übermächtiger, als Dein Gedächtniß!
Folg' mir . . .“

Aber es ist zu spät. Die Prätorianer, die er selber hergeführt, erscheinen schon, und Bitus kann nichts thun, als sein Schwert ziehen und bei der Vertheidigung Messalinas sterben. Sie anstarrend ruft er

mit seinem letzten Seufzer: „Ich sterb' und liebe Dich!" Und sie fügt mit einem Blick auf seine Leiche hinterdrein: „Nun fürcht' ich nichts mehr!"

Francesco hatte mit wachsender Leidenschaftlichkeit gelesen, seine Stimme bebte von verhaltener, tiefer Erregung. Jetzt ließ er, schwer aufathmend, das Buch sinken. Als er die Marchesa ansah, gewahrte er, daß sie mit dem kleinen Messer spielte, mit dem sie vorher die Orangeschale gelöst hatte; sie hielt es, wie einen Dolch, zwischen den weißen Fingern und schien damit auf ihn zu zielen. Aber sie war ganz ruhig, wie abwesend, dabei und blickte an ihm vorüber ins Leere. „Giebt es solche Männer?" fragte sie plötzlich und ließ das Messer sinken.

„Ja", sagte er tonlos, „weil es solche Weiber giebt."

„Und an wem liegt dann die Schuld?"

„An keinem von ihnen; — höchstens an dem Verhängniß, das Weiber werden läßt, bei deren Anblick dem Rächer seines Gebieters der Dolch entfällt, und er selber zum Sklaven wird und freudig für die Frevlerin, die er einmal in seinen Armen halten durfte, in den Tod geht."

„Die Geschichte jener Messalina ist lange her", sagte sie gleichmüthig.

„Aber Frauen, denen die gleiche Macht und Unbezwinglichkeit innewohnt, wandeln noch heute unter uns, Signora, uns allen zum Verderben."

Sie entgegnete nichts mehr. Eine Weile lag sie mit geschlossenen Lidern da, als ob sie ihn in der Betrachtung ihres stolzen Kopfes und ihrer herrlichen Glieder nicht stören wollte. Dann sagte sie, wie aus tiefem Nachdenken auffahrend: „Ich weiß nicht, ob das in des Dichters Absicht lag, aber ich habe Mitleid — fast hätt' ich gesagt: Sympathie für diese Messalina."

Er hob verwundert die Stirn. „Mitleid?"

„Ja. Sie kann mit ihrem liebedurstigen Herzen doch nicht an der Seite eines Claudius Genüge finden. Dem Triebe ihrer Natur folgend muß sie den leidenschaftlichen Werbungen andrer, heißblütigerer Männer Gehör schenken, und es ist nicht ihre Schuld, daß sie sie zu Grunde richtet. Ihr einziges Verbrechen ist, schön zu sein."

„Und einem Claudius sich vermält zu haben!" fiel er ein.

„Das verstehen Sie nicht, Don Francesco", gab sie kalt zur Antwort, „wie oft sind wir Frauen denn freie Herrinnen unserer Entschließungen? Daß wir doch immer die Verantwortung für unsere Handlungen auf uns nehmen sollen, ohne handeln zu dürfen, frei, unabhängig, rücksichtslos, wie die Männer!"

Sie nahm das kleine Messer wieder auf und warf es mit sicherer Hand in eine Latte des Holzspaliers ihr gegenüber, in der die Klinge zitternd stecken blieb. Es war, als ob sie irgendwie ihrer inneren Erregung habe Luft machen müssen. Dann lehnte sie sich wiederum zurück, und die Lider fielen ihr zu. Die Sonne brannte immer heißer am wolkenlosen Azur, kein Lüftchen bewegte sich mehr und es war drückend und schwül vom Rosenduft unter dem grünen Rankendach.

Francesco ertrug es nicht mehr. Er stand auf, näherte sich unsicheren Schrittes ihrem Ruhelager und sagte: „Ich verlasse Sie jetzt, Signora Carlotta, leben Sie wohl, haben Sie Dank!"

Sie sah ihn wie traumverworren an. „Leben Sie wohl.“

„Und wann — darf ich wiederkommen?“

„Wann?“ Sie dachte eine Weile nach, das Kinn leicht in die Hand gestützt, „wenn Ihr Gedicht fertig ist und Sie mirs vorlesen können.“

„Welch Gedicht, Signora?“

„Gab ich Ihnen nicht heute ein Thema dazu?“

„Ja, das von Pellegrino, der einst Eirkte geheißen hat, als Hamilcar und seine Karthager darauf lagerten.“

„Freilich das war's. Aber es fesselte Sie nicht und Sie begriffen das Motiv kaum. So würden Sie auch keine Verse darüber dichten können, die dem Hörer das Herz bewegen und doch möchte ich Sie nun einmal als Dolmetsch Ihrer eigenen Dichtung vernehmen, nachdem Sie sich zweimal schon zum Interpreten anderer gemacht haben. Da fällt mir ein, daß Sie vorhin sagten, Sie wären im sonnenstillen Park einmal einer von den Marmorgöttinnen begegnet; behandeln Sie den Mythus vom Aktäon und der Diana in einem Gedicht! Wollen Sie?“

Er sah sie wie entgeistert an. „Aktäon?“ stammelte er.

Sie aber blieb ganz ruhig und unbefangen. „Ja, ist Ihnen die Sage nicht mehr gegenwärtig? Aktäon belauschte die Göttin —“

„Ich weiß, ich weiß“, fiel er beinahe angstvoll ein, „hat nicht Ovid den Mythus schön behandelt? Aber gleichviel, wenn Ihnen daran liegt, ich will's versuchen.“

Sie nickte befriedigt. „Wenn Sie zu Ende sind, erwart' ich Sie, Don Francesco. Nochmals: auf Wiedersehen!“

Sie regte ihre Hand nicht, er aber ergriff sie und küßte sie leidenschaftlich, wie seiner selbst nicht mehr mächtig, wieder und wieder. Sie ließ es geschehen, schien es kaum zu bemerken und sah ihn nicht dabei an. Ohne Abschied stürmte er davon, seine hastigen Schritte knirschten noch eine Weile über den Weglies des Parks, dann verstummten sie.

„Zieh das Messer heraus!“ befahl Carlotta der Alten, die während des vorigen Auftritts reglos an ihrem Platze verharrt und nur mit dem Federfächer gewedelt hatte.

Als die Gerufene das Messer zurückbrachte, fragte sie: „Werden Sie ihn tödten, Herrin?“

„Ja“, versetzte die Marchese ruhig. Dann die demüthige Geberde und das erschrockene Gesicht der Alten gewahrend, fügte sie hinterdrein: „Du bittest wohl für ihn, Camilla? Hat Dich seine Schönheit und seine Jugend gerührt? Nun, ängstige Dich nicht! Er wird leben bleiben — wenn er will.“

(Schluß folgt.)

Gouvernanten und Hofmeister.

Ein Schattenbild der Zeit.

In vielen der besser situirten Familien ist es heute Modesache geworden, für die Knaben einen Hofmeister, für die Mädchen eine Gouvernante zu halten. Die Eltern glauben vollständig ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn sie dann und wann nach den Fortschritten ihrer Kinder fragen, vierteljährlich Prüfungen abhalten, sonst aber in der beruhigenden Gewißheit, die physische und geistige Entwickelung ihrer Kinder den besten Händen anvertraut zu haben, ihren geschäftlichen und geselligen Beziehungen leben.

Gouvernanten und Hofmeister müßten Muster von Gewissenhaftigkeit und Treue sein, wenn sie, die Miethlinge, denen man ihre Abhängigkeit auch oft recht fühlbar macht, pflichtgetreuer sein wollten, als die Eltern, die sich leichtsinnig, um bequemer, ruhiger und ohne Verdruß leben zu können, ihrer heiligsten Aufgaben entschlagen. Sie sind es in vielen Fällen, in den meisten jedoch fassen sie ihre Thätigkeit geschäftsmäßig auf, ohne daß ihnen nur annähernd ein Verständniß für die hohe Aufgabe inne wohnte, die man ihnen übertragen.

Ist es denn gar so leicht, Menschen bilden? Der Künstler, der in Erz und Stein meißelt, muß jahrelang studiren, ehe er, selbst bei hervorragendem Talente, ein Kunstwerk schafft. Auch der Erzieher steht im Range eines Künstlers, auch er müßte, wenn er es mit seiner Aufgabe ernst nimmt, jahrelang studiren, eine besondere Befähigung für seinen Beruf an den Tag legen, ehe man ihn mit der Bildung eines Menschen betrauen sollte.

Fragen wir uns vor allem, wen man heut als Hofmeister und Gouvernanten zu engagiren beliebt. Bald ist es ein armer Student, der, um nur nicht Hunger leiden zu müssen, den Entschluß faßt, eine Erzieherstelle anzunehmen, bald ein stellenloser Beamter, der die Uebergangszeit, bis er wieder einen passenden Posten gefunden, mit Unterricht ertheilen, auszufüllen denkt; sie haben weder erziehliche Erfahrung noch pädagogische Kenntnisse, oft ist sogar ihr Vorleben ein sehr zweifelhaftes, ihre moralische Gesinnung keineswegs geprüft worden; noch bedenklicher ist die Sache bei den sich Gouvernanten nennenden Erzieherinnen. Die Wenigsten haben ein Examen gemacht, sich fachgemäß für ihren Beruf vorgebildet. Eine unglückliche Liebe, schlechte Vermögensverhältnisse ꝛc. zwingen gar manche sich gebildet denkende Mädchen in Stellung zu treten. „Selbstverständlich" kann sie den Unterricht der Kinder bis ungefähr zu ihrem zwölften Lebensjahre leiten, „selbstverständlich" muß sie ihnen — sie wird ja dafür bezahlt — die nöthige Pflege angedeihen lassen, „selbstverständlich" sie vor jedem bösen Beispiel warnen, ihre Seele vor jeder unreinen Berührung hüten. In Wahrheit versteht sie aber von alledem herzlich wenig, hatte vielleicht gar, als sie in das Haus kam, ganz andere Pläne. Junge Gouvernanten denken gewöhnlich, wenn sie in reiche Familien eintreten, daran, einen reichen Freier an sich zu fesseln, ältere sind so verbissen und griesgrämig, daß sie in

seltensten Fällen einen günstigen Einfluß auf die Gemüthsbildung der ihnen anvertrauten Kinder haben können.

Als französische oder schweizerische Gouvernanten haben wir eine eigene Species, die, mit wenig Ausnahmen, eher vom Uebel als vom Guten ist. Man glaubt an ihre geistige Befähigung keinen zu hohen Maßstab legen zu dürfen, (sie sind ja nur da, um mit den Kindern zu „parliren"), um ihre Vergangenheit kümmert man sich noch weniger. Wer wollte auch nach dem Auslande hin Recherchen anstellen? Zumeist besitzen sie gute Zeugnisse, haben ein empfehlendes Aeußere, französischen Chic — es ist zweifelsohne, daß Lieschen oder Gretchen von ihrem Umgang profitiren muß.

Bedauernswerthe Eltern, die Ihr Eure theuersten Kleinodien solchen Händen anvertraut! Des Kindes leicht empfängliche Seele nimmt im jahrelangen Verkehr mit jenen als Bonnen, Gouvernanten, Hofmeistern 2c. engagirten Personen gar oft Eindrücke in sich auf, die ihm ewig fern bleiben sollten.

Wie anders würde der Umgang einer gemüthvollen Mutter, eines verständigen Vaters wirken! Doch die Mutter hat ja keine Zeit für ihre Kinder, sie hat das Haus zu ordnen, die Dienstboten zu beaufsichtigen, Anschaffungen zu machen, den Verkehr mit den Leuten aufrecht zu erhalten, ihre Toilette zu versorgen — wo bliebe ihr da noch Muße sich mit Erziehungsfragen zu beschäftigen? Und der Vater? Er ist tagsüber im Bureau, im Geschäft thätig; kommt er mittags oder abends heim, so will er nicht damit behelligt werden, was in der Kinderstube vorgefallen. Das überläßt man den dort amtirenden Personen, sie müssen ja das alles viel besser verstehen und sind verpflichtet, ihre ganze Zeit, ihr bestes Wissen und Können den Kindern zu widmen.

Die Frage ist nur, ob sie es auch wirklich thun. Eine meiner Freundinnen hat eine sehr kenntnißreiche Gouvernante, sie ist der Ansicht, daß ihre Kinder bei dieser mehr, als bei manchem Professor lernen könnten. Unglücklicherweise denkt die Gouvernante aber nur an ihr eigenes liebes Ich; die Kinder beschäftigt sie stundenlang mechanisch, läßt sie Aufgaben machen, abschreiben, wiederholen, während sie selbst sich in ihre wissenschaftlichen Werke vertieft. Daß es ihre Pflicht sei, die Kinder zum Denken anzuregen, die Keime des Guten, Edlen und Schönen in die jungen Seelen zu verpflanzen, ahnt sie vielleicht kaum. In einem anderen Hause beobachtete ich eine Gouvernante, die nach Ansicht der Eltern Treffliches leistete. Sie war pünktlich zur Unterrichtszeit am Schultisch, promenirte nachher stundenlang mit den Kindern, wußte, wenn Gesellschaft war, durch ihr musikalisches Talent prächtig zu unterhalten, hatte stets ein bezauberndes Lächeln auf den Lippen. In Wahrheit aber unterrichtete Fräulein L. so gut wie gar nicht; während die Kinder schrieben, rechneten, sich mit unverstandenen Gedächtnißübungen quälten, saß sie mit einer Stickerei neben ihnen und arbeitete fleißig. Die Stickerei war offenbar Hauptsache, sie hatte ja für ihre Aussteuer etliche 60 Meter Languetten anzufertigen, um Bett- und Leibwäsche hübsch zu garniren. Nach den Unterrichts-, richtiger Uebungsstunden, promenirte man im nahen Wäldchen. Die Kinder fanden da Gespielen, mit denen sie sich unterhielten, Mademoiselle saß abseits im traulichen Bosket mit ihrem — Bruder, von dessen Anwesenheit sie den Kindern

zu erzählen verboten. Der zärtliche Bruder besuchte sie auch abends öfter, brachte den Kindern Zuckersachen und Backwerk mit, wofür sie ihm das Versprechen gaben, sogleich zu melden, wenn Papa oder Mama nach Hause kämen. Die guten Eltern hatten keine Ahnung, wie sehr der unschuldsvolle Sinn ihrer Kinder durch all das, was sie da sahen, vergiftet wurde, wie man sie zur Lüge und Heuchelei abrichtete.

Und die Herren Hofmeister, die ja zumeist ihre erziehliche Thätigkeit nur als ein Uebergangsstadium ansehen, wenig oder gar keine fachmännische Vorbildung haben, sie nehmen es in den meisten Fällen nicht ernster mit ihrer Pflichterfüllung. Da beklagen wir uns denn über Hohl- und Halbbildung des heranwachsenden Geschlechts, über laxe Sitten, lockere Grundsätze ꝛc. Thatsache ist es, daß unsere bedeutendsten Denker, Forscher und Erfinder, alle jene Männer und Frauen, die als nützliche Glieder im Kreise der Menschheit wirken, mit wenigen Ausnahmen weder von Hofmeistern noch Gouvernanten, sondern von verständigen, pflichtbewußten Eltern, die in dem Herzen ihrer Kinder zu lesen wußten, erzogen sind. Es ist ein bedauernswerther Wahn, daß manche Mütter glauben, die Fremde könne mehr Pflichtgefühl für ihre Kinder haben, als sie selbst. Ihnen ist es zu beschwerlich, zu anstrengend, sich mit den Kleinen zu unterhalten, sie zu belehren, ihnen ihre Unarten abzugewöhnen, und — last not least — sich ihrer körperlichen Pflege zu unterziehen. Die bezahlte Person soll das alles thun und selbst wenn sie es thut, welch ein Unterschied zwischen der Art, wie eine verständige Mutter all die zarten Geistesblüten entwickelt und jener, in der zumeist von den sich als Erzieherin gerirenden Personen gelehrt wird. Ist es denn, recht genommen, nicht eine vielleicht unbillige Forderung, die wir an Fremde stellen, wenn wir verlangen, daß sie jene Obliegenheiten gewissenhaft erfüllen sollen, denen wir uns, obgleich sie uns die nächsten und heiligsten sind, entziehen?

Wer leidet nun hauptsächlich unter dieser Misere? Nicht wir, nicht die Gouvernanten und Hofmeister, sondern — unsere Kinder.

Sie sind in den meisten der besser situirten Familien in die Kinderstube verbannt, fast ausschließlich auf den Einfluß ihrer Erzieher angewiesen. Hat die Gouvernante irgend eine Verstimmung, einen Verdruß gehabt, er macht sich an den Kindern geltend; drücken den Hofmeister Schulden, beschäftigt ihn das Examen, ist er auf der Suche nach einer Stellung, wer will von ihm verlangen, daß er sich ganz dem Unterricht widme?

In gar vielen Häusern ist auch das Verhältniß, in dem die mit der Erziehung betrauten Personen zu den Eltern stehen, ein derart unangenehmes, unwürdiges, daß ihm Lust und Liebe zu ihrer Thätigkeit vergällt wird. Sie werden zumeist nur als bezahlte Diener angesehen; wenn man sie auch bei Gesellschaften ꝛc. heranzieht, so fühlen sie doch, daß sie nur geduldet sind. Das herzinnige Verständniß, das zwischen den Personen, die an der Bildung des jungen Menschen betheiligt sind, obwalten sollte, fehlt zumeist. In den seltensten Fällen ist die Gouvernante die Freundin und Beratherin der Hausfrau. Das sollte sie aber sein, wenn eine harmonische Einwirkung auf das zu erziehende Kind angestrebt wird. Ist sie nicht würdig genug, als Familienmitglied betrachtet zu werden, so ist sie auch nicht würdig genug, des Kindes Herz und Gemüth zu entwickeln.

Eine Frau, die ihren Kindern eine Gouvernante giebt, welche sie selbst für eitel, hoffärtig, gefallsüchtig, oberflächlich und wie all jene Prädikate heißen, mit denen man die Erzieherinnen zu beehren pflegt, hält, macht sich einer unverzeihlichen Sünde schuldig. „Woher aber jene Muster-Gouvernante nehmen", höre ich fragen, „die dem Ideal, das man sich von einer Erzieherin zu machen geneigt ist, entsprechen? Nach reiflicher Beobachtung möchte ich behaupten, daß sie überhaupt nicht da sind und nicht da sein können.

Was eine Mutter zu leisten verpflichtet ist, kann keine Fremde leisten. Aller Verdruß und Aerger könnte erspart, alle jene durch falsche oder mangelnde Erziehung eingetretenen Mißerfolge könnten vermieden werden, wenn man sich zu der Ueberzeugung bekennen wollte, das bezahlte Kräfte in den seltensten Fällen mit dem Eifer, der Hingabe und unermüdeter Sorgfalt am Erziehungswerk arbeiten, die dasselbe bedingt. Unterrichten und Unterrichten ist zweierlei. Gar mancher Hofmeister, manche Gouvernante sitzt stundenlang mit den Kindern am Schultisch, ohne ihnen auch nur einen Gedanken beizubringen. Schade, jammerschade um all die verlorene Zeit und Geduld, um den Lerntrieb, der durch solches Lehren im Kind getödtet wird.

Das Lehren ist eine Kunst; man sollte es nie jenen sich als Gouvernanten und Hofmeister verdingenden Personen überlassen, wenn sie nicht Zeugnisse über ihre Befähigung, ihre systematische Vorbildung beibringen.

Noch allseitiger verbreitet als die Ansicht, daß jeder halbwegs gebildete Mensch befähigt sei, ein Kind in den ersten Schuljahren zu unterrichten, ist die, daß die körperliche Pflege gar leicht zu handhaben sei. Schauen wir uns doch einmal die Kinder des Volkes und die der sogenannten besseren Gesellschaft an! Erstere sind zumeist blühend, frisch, Frohsinn und Lebenslust lacht aus ihren Augen, letztere haben jetzt schon jene vornehme Bläße, jenes schläfrige, abgelebte Aussehen, das uns bei den Großen erschreckt. Woher kommt das? Dort leitete eine Mutter jeden Schritt des Kindes, überwachte sein Waschen, seinen Ausgang, seine Bewegungen in freier Luft, hier hat man all das, was des Kindes Gesundheit kräftigen und festigen soll, Fremden anheim gegeben, läßt es wohl gar mit ihnen speisen ꝛc. Thatsache ist es ja, daß manche Wärterin dem Kinde gewässerte Milch giebt und die fettreiche für sich behält, daß in vielen Häusern die gehaltreichsten und besten Portionen nicht den Kindern des Hauses zukommen, sondern — den beaufsichtigenden Personen. An Orten, wo gute Schulen sind, Gouvernanten und Hofmeister zu halten, ist ein Unding; auf dem Lande muß man gar oft (selbst gebildete und über ihre Zeit frei gebietende Eltern wollen sich ja selten dem Unterricht ihrer Kinder unterziehen) zu diesem Auskunftsmittel greifen, doch wähle man mit Bedacht! Das Gros der sich ohne pädagogische Vorbildung zum Amt anbietenden Hofmeister und Gouvernanten ist zu allem eher als zur Jugendbildung zu verwenden. Es ist eine Sünde, derartigen Leuten seine Kinder anzuvertrauen, eine noch größere, sich in der Meinung, sie werden schon alles nöthige thun, in das Bewußtsein der gethanen Pflicht einlullen.

Der Gouvernanten- und Hofmeistermisere, wie sie jetzt in allen größern Städten grassirt, kann nur dadurch gesteuert werden, daß man

nur solche Personen engagirt, die einen Begriff von der Größe und Heiligkeit der zu übernehmenden Pflichten haben und — eine staatliche Prüfung bereits bestanden. Gleich mächtig scheint mir noch der Umstand, daß man dann aber den mit der Bildung der Kinder betrauten Personen die Stellung in Haus und Familie gebe, die ihnen gebührt. Nur wenn sie innerlich froh, heiter gestimmt, voll Interesse und Mitgefühl für die ihnen übergebenen Zöglinge sind, kann in ihnen die Liebe zu ihrem Beruf, zu der ihnen anvertrauten Jugend andauern.

Und selbst wenn alle Vorbedingnisse erfüllt sind, wenn Befähigung, Pflichteifer, Liebe zur Sache vorhanden, selbst dann noch sollte man sich, wo irgend die Theilnahme, die einem öffentlichen Unterrichte möglich, die Frage nahe legen, ob ein solcher nicht dem Privatunterrichte vorzuziehen sei.

Unbedingt lernt das Kind im Wettkampf mit andern leichter, legt viele Untugenden ab, accomodirt sich, erlahmt nicht so leicht, als wenn es allein lernen müßte. Die in der Schule unterrichteten Kinder sind im allgemeinen frischer, mehr zum Denken und schnellen Erfassen bereit, als die privatim unterrichteten. Zwar lernen letztere vielleicht einige Knixe und französische Redensarten mehr, doch dadurch werden sie noch keine Menschen, wie sie unsere Zeit braucht.

Hoffentlich wird die Ansicht, daß es vornehmer sei, seine Kinder im Hause durch Gouvernanten und Hofmeister unterrichten zu lassen, bald zu der überwundenen gehören. Ehedem, als die öffentlichen Schulen wenig leisteten, war es nöthig, im Hause unterrichten zu lassen, heut ist das Schulwesen so geregelt, daß kaum eine private Nachhilfe nöthig ist.

Die Frage, ob Eltern, die Zeit und Fähigkeit haben, ihre Kinder selbst zu beaufsichtigen, sich so leichten Kaufs vertreten lassen dürfen, ist eine oft erörterte, aber noch ungelöste.

Ich kenne kein lieblicheres, herzerfreuenderes Bild, als eine Mutter, die umgeben von ihren Kindern, bildend und belehrend auf sie einwirkt, da sieht man, wie es aus den unschuldsvollen Augen leuchtet, wie die Kindesseele sich der Mutter erschließt, wie diese strahlend in dem Glück, auf ihre Kleinen veredelnd einwirken zu können, ihre Mutterwürde begreift. Doch kalt und herztödtend ist jenes andere Bild, das uns die Kinder hinten im entlegenen Kinderzimmer unter Aufsicht einer fremden Person zeigt. Die Mama steht vorn im Salon vor dem Spiegel, unterhandelt mit ihrer Kleiderkünstlerin oder empfängt Besuch, weiß von allem schöngeistig zu sprechen, auch davon, daß es doch eine rechte Misere sei, sich nicht auf seine Leute verlassen zu können, daß man im letzten Monat bereits dreimal die Gouvernante und noch öfter die Hofmeister wechseln mußte und gar nicht zur Ruhe kommt. Es waren eben nicht die Rechten, ihre Stellung war vermuthlich nicht die rechte und — besser jedenfalls, Vater und Mutter möchten sich genöthigt fühlen, selbst das Rechte zu thun, d. h., soweit es ihre Zeit und Fähigkeiten gestatten, an der körperlichen und geistigen Entwickelung ihrer Kinder thätigen Antheil zu nehmen. Damit wäre die Gouvernanten- und Hofmeistermisere gar bald aus der Welt geschafft.

J. B.

Immergrün.

Plauderei in einem Akt von Otto Felsing.

(Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript. Das Aufführungsrecht ist nur durch die Agentur von A. Entsch in Berlin zu erwerben.)

Personen.

Susanne von Berneck, eine junge Wittwe (ca. 28 Jahre alt).
Baron von Scharffenstein, (33 Jahre alt).
Bärmann, Hotel-Kommissionär.
Jeannette, Dienstmädchen bei Fr. v. Berneck.

Ort der Handlung:
Salon bei Frau von Berneck.

Zeit:
Die Gegenwart.

(Salon bei Frau von Berneck. Elegant, mit einem gewissen künstlerischen Geschmack ausgestattet. Links und rechts im Hintergrunde Thüren; dazwischen eine Chaiselongue. Rechts [vom Zuschauerraum] Fenster, vor demselben ein runder Tisch und Stühle, daneben nach links zu ein Taburett. — Links vorn ein brennender Kamin mit Aufsatz, auf welchem u. a. Vasen mit Blumen stehen, darunter auch Immergrün. An dem Kamin ein Sessel. Auf derselben Seite ein Klavier. Im Vordergrunde links ein viereckiges Tischchen und vor demselben, dem Publikum zugewandt, ein amerikanischer Schaukelstuhl und ein Taburett. Auf dem runden Tische am Fenster ein Arbeitskörbchen und eine Schreibmappe, in der sich einige Bogen Brief- und Konzeptpapier befinden. Die Scene beginnt bei Dämmerlicht und es dunkelt bald stärker.)

Susanne (sitzt beim Aufziehen des Vorhanges am Klavier und spielt leise, wie träumerisch; sie hört nach einem sanft ausklingenden Accorde gänzlich auf). Es dämmert; noch wenige Minuten und diese freundliche Tageshelle ist dahin. (Steht auf, geht auf das Fenster zu und schlägt den Fensterflügel auf.) Noch einen Blick hinaus auf den bleicher und bleicher werdenden Himmel! — (Sieht empor, dann auf die Straße). Was ist denn das! Der Mensch von vorhin noch immer da? Der muß ja schon mindestens eine Stunde da auf und ab promeniren. (Leise lachend.) Er ist wirklich unermüdlich. (Sie klingelt.)

(Jeannette erscheint.)

Susanne. Jeannette, zünde die Lampe an.
Jeannette. Im Augenblick, gnädige Frau.

[illegible] — eine staatliche [illegible] der Kinder betrauten [illegible] Interesse und Mitge- [illegible] Liebe [illegible] andauern.

[illegible] wenn Befähigung, [illegible] Sollte man sich, [illegible] möglich, [illegible] Privatunterrichte vorzu- [illegible]

[illegible] mit andern leichter, legt [illegible] nicht so leicht, als wenn [illegible] Kinder sind [illegible] Denken und schnellen Erfassen bereit, [illegible] Jener lernen letztere vielleicht einige [illegible] durch werden sie noch [illegible]

[illegible] daß es vornehmer sei, seine Kinder im [illegible] unterrichten zu lassen, bald [illegible] als die öffentlichen Schulen [illegible] unterrichten zu lassen, heut ist [illegible] eine private Nachhilfe nöthig ist. [illegible] Zeit und Fähigkeit haben, ihre Kinder [illegible] Hause vertreten lassen dürfen, ist [illegible]

[illegible] erfreuenderes Bild, als eine Mutter, [illegible] und belehrend auf sie einwirkt, [illegible] aus den unschuldsvollen Augen leuchtet, wie die [illegible] wie diese strahlend in dem Glück, [illegible] zu können, ihre Mutterwürde be- [illegible] und herzbrechend ist jenes andere Bild, das uns die [illegible] unter Aufsicht einer fremden [illegible] Salon vor dem Spiegel, unter- [illegible] oder empfängt Besuch, weiß von al- [illegible] daß es doch eine rechte Mi- [illegible] daß man im le- [illegible] der Gouvernante und noch öfter die Hofm- [illegible] Ruhe kommt. Es waren eb- [illegible] vermuthlich nicht die rechte und [illegible] mochten sich genöthigt fü- [illegible] wenn es ihre Zeit und Fähigkeit [illegible] geistigen Entwickelung ihrer Ki- [illegible] Dann wäre die Gouvernanten- [illegible] der Welt geschafft.

(Salon bei Frau
Geschmack
zwischen eine
selben ein
Links vorn ein
Blumen stehen,
Auf derselben
Tischchen

Susanne. Aber die heute gebrachte mit den Bacchanten! (Jeannette ab.) Wenn Scharffenstein heute Abend kommt, wird es ihn freuen, sie brennen zu sehen. Was mag ihn nur bewogen haben, mir gerade eine Lampe zu schicken und noch dazu mit diesem Bacchanten-Ornament? Man findet sich doch sonst, wenn man ein Vielliebchen verloren hat, mit einem Photographie-Album, einem Fächer, dem neuesten Moderoman, oder irgend einem anderen Dinge ab, das natürlich der glückliche Gewinner bereits in mehreren Exemplaren besitzt.

Jeannette (bringt die Lampe herein, setzt sie auf den runden Tisch am Fenster und geht dann wieder ab).

Susanne. Der gute Baron hat wieder einmal seinen eigenen Geschmack gehabt; (das Ornament betrachtend) aber man kann nicht gerade sagen, daß er einen schlechten bewiesen hätte.

Jeannette (eintretend). Gnädige Frau, es ist ein Mann da, der nach dem Herrn Baron von Scharffenstein frägt.

Susanne. Er soll wiederkommen. Der Herr Baron ist noch nicht da. (Setzt sich in den Schaukelstuhl links und nimmt eine Stickerei.)

Jeannette. Er glaubt es nicht.

Susanne. Glaubt es nicht?

Jeannette. Der Herr Baron müsse da sein. Ich sagte ihm, daß der Herr Baron erst nach sieben Uhr zu kommen pflege, wenn er den Thee bei der gnädigen Frau einnehme. Der Mann behauptet, er sei bestellt; es sei wichtig, der Herr Baron wäre bestimmt hier.

Susanne. Das muß ja ein wunderlicher Heiliger sein. Ruf' ihn einmal herein.

Jeannette (ab, dann)

Bärmann (die eine Hand mit einem Briefchen hinter dem Rücken. In der Thür, für sich). Wahrhaftig nicht da, und er sagte doch, sobald ich Licht in der Wohnung sähe .... (Laut.) Gnädige Frau!

Susanne (die ihm den Rücken zugedreht hatte, sich umwendend. Für sich). Herr Gott, das ist ja der von der Straße! (Laut.) Nun, haben Sie sich überzeugt, daß der Herr Baron wirklich nicht da ist?

Bärmann. Leider! Der Herr Baron müßte aber da sein. Ich bin der Kommissionär des Hotels, in welchem der Herr Baron zu speisen pflegt, und soll ihm Antwort auf einen Brief bringen, den ich fortgetragen habe. Er hat mir gesagt, wenn ich im Vorübergehen Licht in der Wohnung sähe, sollte ich nur hier heraufkommen; die gnädige Frau wären dann zu Hause und hätten seinen Besuch angenommen, da brauchte ich nicht erst den weiten Weg in seine Wohnung zu machen. (Den Brief zeigend.) Da habe ich nun die Antwort — sie ist sehr eilig und der Herr Baron ist nicht da!

Susanne. So warten Sie im Vorzimmer bis der Herr Baron kommt.

Bärmann. Das kann ich leider nicht. (Nach der Uhr sehend.) Es ist gleich sieben Uhr; um ein viertel Acht muß ich wieder im Hotel sein.

Susanne. Nun, so lassen Sie den Brief hier, der Herr Baron wird die Antwort schicken. (Streckt die Hand danach aus.)

Bärmann (hält ihr zögernd den Brief hin, sobald sie ihn berührt, zieht er ihn zurück). Entschuldigen Sie, Frau Baronin! (Den Brief be-

sehend, für sich.) Damen-Handschrift?! Nee! (Laut.) Ich . . . ich bekomme Antwort darauf . . . ich werde in einer halben Stunde wiederkommen. (Verbeugung, ab.)

Susanne. Sonderbar! Er wollte mir den Brief nicht geben und besah die Aufschrift so genau? Und dieses durchdringende Parfüm, pff! (Sich fächelnd, dann plötzlich innehaltend.) Sollte eine — Dame im Spiel sein? Ah, nicht doch; fort mit diesem Gedanken! — Er hat noble Passionen, er huldigt dem Sport, vielleicht auch dem Spiel; aber . . . . ah pah, was interessirt das mich. Er hat sich meiner nach dem Tode meines Mannes warm angenommen, als ich unsere verwickelten Verhältnisse nicht recht zu entwirren vermochte; er kommt zwei-, auch dreimal in der Woche zu einer Tasse Thee zu mir, ich unterhalte mich gern mit ihm — das ist alles, muß alles sein. — Dieser dumme Brief hat mir beinahe meine gute Laune geraubt.

Jeannette (welcher der Baron unmittelbar auf dem Fuße folgt, anmeldend). Der Herr Baron von Scharffenstein. (Ab.)

Baron. Gnädige Frau, ich bin entzückt, Sie so wohl aussehend zu finden, und wäre noch entzückter, wenn ich nicht bei jedem Besuche aufs neue empfinden müßte, wie fremd ich Ihnen eigentlich noch bin.

Susanne. Wie das?

Baron. Jeannette meldet mich noch immer, wie bei meinem ersten Besuche, mit nahezu spanischer Grandezza an (parodirend): „Der Herr Baron von Scharffenstein." Ich hoffte schon lange, meine Gnädigste, aus Ihrem Munde das Wort zu hören: „Jeannette, der Ritter wird künftig unangemeldet vorgelassen".

Susanne. Das wäre nach den Bräuchen unserer guten Gesellschaft ein Vorrecht, das man nur einem nahen Anverwandten gewährt oder . . .

Baron . . . Einem, dem man damit die Anwartschaft auf ein solches Glück zugestehen will.

Susanne. Und da ich weder einen solchen Anverwandten besitze . . .

Baron. . . . Noch Sie die Absicht haben, jemals wieder einen Sterblichen zu Ihrem — Anverwandten zu erheben, so bleibt alles beim Alten. Abgemacht, Sela! Und nun: sprechen wir von etwas anderem.

Susanne. Gut. Sprechen wir von — Parfüms!

Baron. Parfüms?

Susanne. Parfüms! — Natürlich nicht von solchen, von deren — Trägerinnen man nicht spricht . . .

Baron. Also zum Beispiel: Patschouli . . .

Susanne. Aber Sie sprechen ja doch davon! . . . sondern von solchen, die Sie einer Dame der guten Gesellschaft empfehlen würden. Welches ist denn Ihr Lieblingsparfüm?

Baron. Nun, sagen wir einmal: Veilchen.

Susanne (bei Seite). Veilchen war es nicht, ich kann ganz ruhig sein. (Laut.) Sonst bevorzugen Sie weiter kein Parfüm, Baron?

Baron. Früher schwärmte ich einmal . . . mein Gott, ist das wirklich schon vierzehn Jahre her . . . schwärmte ich stark für peau d'Espagne.

Susanne. Mir gänzlich unbekannt.

Baron. Ein kleines prononcirt duftendes, ledernes Parfümkißchen, das man namentlich gern zwischen die Wäsche und Briefbogen legt.

Susanne (schnell aufstehend). Briefbogen! Und das ist wirklich schon vierzehn Jahre her?

Baron. Genau! Wie es Heine so unhöflich wie treffend ausdrückt: Zur Zeit der blöden Jugendeseleien. Im übrigen natürlich so harmlos, daß ich davon in Ihrer Gegenwart sprechen darf. Denken Sie sich, ich — liebte damals eine Kunstreiterin, die bezaubernd schöne Coraly, die sechzehnjährige prima donna assoluta des Cirkus Renz, so zärtlich und so schmachtend, wie ich später oft gewünscht habe, noch lieben zu können.

Susanne. Oft?

Baron. Das heißt (zögernd) eigentlich nicht oft . . .

Susanne. Das heißt, Sie blieben Ihrer Kunstreiterin eine Zeit lang treu . . .

Baron. Meiner Kunstreiterin! Wie das klingt! Wenn ein wochenlanges ihren Spuren auf vierzig Schritt Entfernung Folgen, ein aus der Ferne Anbeten, genügt, um einen Rechtstitel auf die Angebetete zu erwerben . . .

Susanne. Das war der Anfang. Dann kam . . .

Baron. Nun ja, dann kam — kamen Bouquets . . .

Susanne. Jene wagenrad-großen, auf steifen Draht gebundenen Geschmacklosigkeiten, jene Riesensträuße, welche an Umfang ersetzen sollen, was ihnen an Poesie abgeht; ich kenne sie. Es gehört ja leider jetzt bis hoch hinauf zum guten Ton, dergleichen dargebracht zu bekommen. Nun, ich für meinen Theil nehme mit wenigen, von zartem Duft erfüllten Blumen vorlieb; die Wagenräder überlasse ich den — Kunstreiterinnen, gerade so wie die penetrant duftenden Räucherkissen, mit denen diese Damen Briefe für den Empfänger angenehm zu machen suchen.

Baron. Sie echauffiren sich ja einigermaßen über dieses unschuldige peau d'Espagne, meine Gnädigste. Weshalb denn?

Susanne. Mag sein, daß ich mit etwas mehr Nachdruck spreche, als die Sache werth ist; aber ich — ich ärgere mich, wenn ein Mann Derartiges liebt.

Baron. Derartiges — das läßt mehrerlei Deutungen zu. Uebrigens, so stark peau d'Espagne auch duftet, Sie vergessen, daß der Geruch keine — vierzehn Jahre anhalten kann!

Susanne. Lieber Freund, wenn ein Mann einer Dame gegenüber von einer Liebe spricht, die er vor vierzehn Jahren gehabt haben will . . .

Baron. Wir sprachen aber von einem Parfüm!

Susanne. . . . Unterbrechen Sie mich gefälligst nicht! . . . so wird die Dame wohl selten fehl gehen, wenn sie statt vierzehn Jahre — vierzehn Tage annimmt!

Baron. Ah, wie boshaft! Womit habe ich das verdient?! Wenn ich Ihnen nun auf Kavalliersparole versichere, daß seit jener Zeit meiner Schwärmerei für das peau d'Espagne . . .

Susanne (im selben Tone). Für die Kunstreiterin . . .

Baron. Nun ja doch, daß seit jener Zeit wirklich vierzehn Jahre verflossen sind; wenn ich Ihnen ferner die Versicherung gebe, daß ich ganz und gar nicht mehr für dies Parfüm schwärme, ja, daß ich es verabscheue und es mir höchst unangenehm ist, wenn mich dieser Geruch zufällig einmal an die längst vergangenen Zeiten der schönen Coraly erinnert . . .

Susanne (für sich). Sollte ich mich doch in dem Brief geirrt haben? (Laut.) Nun gut, so werde ich sagen: ich glaube Ihnen, verzeihen Sie mir mein Mißtrauen. (Reicht ihm die Hand, er küßt dieselbe.)

Baron. Und außerdem war ich damals erst neunzehn Jahre alt!

Susanne (mit Humor). Das entschuldigt Sie vollständig.

Baron (für sich). Gott sei Dank! Wenn sie wüßte, daß Coraly wieder in der Stadt ist, und mich sogar zu heute Abend eingeladen hatte!

Susanne. Aber ich glaube, Baron, ich habe wegen dieser Ihrer Jugendliebe . . . (protestirende Bewegung des Barons) . . . vollständig vergessen, Ihnen für Ihr reizendes Vielliebchen zu danken — da brennt Ihre Bacchantenlampe. Ich habe mich sehr darüber gefreut, wenn mich auch der Gegenstand Ihrer Wahl einigermaßen überrascht hat.

Baron. Das glaube ich wohl. Aber so bin ich nun einmal Egoist vom Scheitel bis zur Sohle. Mir gefiel diese Lampe auf der kunstgewerblichen Ausstellung so sehr, daß ich sie gern recht oft vor mir sehen möchte. Da ich nun aber niemals des Abends zu Hause bin, so vereinigte ich das Nützliche mit dem Angenehmen, indem ich sie Ihnen als Vielliebchen zusandte.

Susanne. In der That — höchst geistreich ausgedacht; nur werde ich infolge dieser Kombination künftig nicht recht wissen, ob Ihre abendlichen Besuche mir oder — der Lampe gelten. Im übrigen wundere ich mich, daß Sie gerade an diesem Bacchantenfeste ein so großes Vergnügen finden konnten.

Baron. Sie werden es begreiflich finden und sogar theilen, sobald ich Ihnen den Namen des Künstlers nenne, nach dessen Gemälde das Ornament der Lampe getrieben ist: Es ist kein anderer, als Ihr bremenser Hexenmeister, der Dichter und Maler Arthur Fitger. Meine Wahl wird nunmehr wohl Ihren Beifall finden!

Susanne. Ist das nun eine Aufmerksamkeit oder eine Ihrer kleinen Bosheiten?

Baron. Nehmen Sie das erstere an.

Susanne. Ich glaube sicherer zu gehen, wenn ich mich an das zweite halte! Sie liebten es ja stets, mich wegen meiner Bewunderung für diesen so vielseitig begabten Mann zu necken, und auch diesmal wird Ihr Vielliebchen wohl keinen anderen Zweck haben. (Lächelnd.) Wissen Sie, daß das wie — Eifersucht aussieht?

Baron. Zu der habe ich leider keine Berechtigung.

Susanne. Immerhin verdienen Sie eine kleine Strafe. Sie soll Ihnen werden und zwar nach dem Worte: Womit Ihr sündigt, damit sollt Ihr gestraft werden. Reichen Sie mir doch gefälligst einmal jenes rothgebundene Büchlein vom Tische dort! —

Baron. Ach Gott — Gedichte von Fitger? Ach, bitte — keine Gedichte — heute keine Gedichte!

Susanne. Holen Sie es nur und lesen Sie eines davon! — Danken Sie Gott, daß Sie diesmal noch so gelinde davonkommen. Ich hätte Ihnen leicht eine Klopstock'sche Ode auferlegen können!

Baron. Um Gottes willen — das wäre zu grausam gewesen! (Holt das Buch.) Klopstock riskire ich nur in schlaflosen Nächten, wenn weder Morphium noch Chloral mehr verfangen will. Nach den ersten zwanzig Verszeilen bin ich dann regelmäßig entschlafen, aber ich finde jedesmal, daß die Nachtruhe um diesen Preis doch zu theuer erkauft ist.

Susanne. Also fangen Sie an.

Baron. Welches Gedicht soll ich lesen — wenn es doch einmal sein muß?

Susanne. Welches Sie wollen!

Baron. Gut also, machen wir „Stichcomment".

Susanne. Stichcomment? Was ist das?

Baron. Eine Reminiscenz aus der Studentenzeit. (Nimmt sein Taschenmesser und öffnet es.) Man sticht mit dem Messer zwischen die Seiten des zugeklappten Kommersbuches, so — (thut es) . . .

Susanne (nimmt ihm das Buch fort). Aber erlauben Sie — Sie ruiniren mir ja das ganze Buch!

Baron (nimmt es ihr wieder aus der Hand). Nun, dann wollen wir es für sich selbst sprechen lassen — es wird uns sagen, welches Gedicht Ihnen das liebste, das am häufigsten gelesene ist!

Susanne. Wie wollen Sie das anstellen?

Baron. Gerade so, wie mit den Photographie-Albums der jungen Mädchen, wenn man sehen will, welche Photographie sie am häufigsten betrachten. Meistens offenbart sich dabei eine schmucke Uniform und der schüchterne Versuch eines Schnurrbartes; sehen Sie: so! (Stellt das Buch mit dem Rücken auf den Tisch und läßt es sich aufklappen. Blickt hinein.) Dieses lesen Sie am häufigsten?

Susanne (über eine Arbeit gebeugt.) Welches? Lassen Sie doch hören.

Baron (liest).

Vom bergversunk'nen Hort —
Kennst Du die dunkle Sage?
Zur rechten Stund' ein Wort
Beschwört ihn Dir zu Tage.

Aus tiefer Abgrund-Nacht
Steigt er Dir selbst entgegen;
Umsonst, Du hast nicht Acht,
Wie nahe Dir der Segen.

Umsonst, — es rinnt der Sand,
Umsonst — es schlägt die Stunde;
Auf ewig festgebannt,
Sinkt er zurück zu Grunde.

(Der Baron läßt bei diesem Vers das Buch sinken, Susanne erstaunt und fragend anblickend.)

Susanne (nimmt ihm das Buch aus der Hand und liest weiter vor):

Einst war die Zeit, da lag
Mein ganzes Herz Dir offen,
Und harrt' und ließ nicht nach,
Auf Deine Huld zu hoffen.

Umsonst — die Stunde schlug;
Von Eigenliebe trunken,
Warst Du Dir selbst genug;
Da ist der Hort versunken.

Was raunst Du nun und singst
Eitle Beschwörungslieder?
Die rechte Stunde bringst
Du ewig niemals wieder.

Laß ab, mit Deiner Noth
Mich aus der Ruh' zu schrecken,
Mein Herz ist stumm und todt,
Kein Gott mehr kann es wecken.

Baron (nach einer Pause). Ist das wahr — Susanne?

Susanne (fährt sich mit der Hand leicht über die Augen und Stirn). Ein wunderlicher Zufall, daß sich das Buch gerade bei diesem Gedicht öffnete.

Baron. Nichts unter der Sonne ist Zufall, sagt die Gräfin Orsina.

Susanne. Bitte, lieber Freund, lassen Sie uns nicht sentimental werden — im neunzehnten Jahrhundert!

Baron. Gewiß — Gefühl zeigen im neunzehnten Jahrhundert, wie lächerlich! Also zu etwas anderem! — — Sie sind mir noch Revanche schuldig!

Susanne. Für das verlorene Vielliebchen. — Sie müssen sich Ihre Revanche aufheben, bis wir wieder einmal an Krachmandeln kommen.

Baron (aufstehend, auf den Kamin zutretend und zwei kleine Zweiglein Immergrün aus der Vase nehmend). Das ist nicht nöthig — wir können ja ein italienisches Vielliebchen an die Stelle des in Deutschland gebräuchlichen setzen.

Susanne. Mit Immergrün?

Baron. Mit Immergrün! (Giebt ihr einen der Zweige.) Aber beruhigen Sie sich — es wird nicht gegessen, wie die Krachmandeln.

Susanne. Was wird denn mit dem Immergrün gemacht?

Baron. Das will ich Ihnen sagen. In Italien ist unter dem jungen Volke, namentlich an der neapolitanischen Seeküste, die hübsche Sitte des Immergrün-Vielliebchens in folgender Weise zu finden. Mädchen und Bursch' brechen sich jeder ein Zweiglein Immergrün, tauschen es aus (tauscht das seinige mit dem Susannens) und tragen dann dieses symbolische Zeichen andauernder Zuneigung beständig bei sich.

Susanne. Und dann?

Baron. Dann sucht jeder den andern in einem Augenblicke zu überraschen, wo er, respektive sie das Immergrün nicht bei sich trägt. Alle Listen und Intriguen gelten, es ist ein Krieg, keine Zeit und kein Ort sind heilig.

Susanne. Mit Ausnahmen natürlich!

Baron. In Italien nicht — wir in Deutschland werden aber wohl Schlaf- und Toilettenzimmer ausnehmen müssen. In Italien giebts gar kein Asylrecht; selbst beim Baden in der See taucht plötzlich ein Kopf und eine Immergrün bewaffnete Hand vor einer schönen Schwimmerin auf und ruft: „Dein Immergrün?"

Susanne. Ich finde die Sitte doch recht ländlich!

Baron. Was aber nicht hindert, daß auch die feine Welt Italiens, und die Fremden in den Seebädern dem Immergrün mit Leidenschaft huldigen.

Susanne. Ah, wenn wir dies Spiel acceptirten, so würden Sie mir am Ende nach Norderney folgen und mich dort zu überraschen suchen — ich danke! Im Stande wären Sie dazu!

Baron. Doch nicht — ich würde mich wohl hüten. (Bei Seite.) Das wäre etwas für unsere konfiskationslustige Polizei — Susanne im Bade!

Susanne. Nun, und die schließliche Pointe? Ein Geschenk wie bei uns?

Baron. Nicht so ganz — mit dem kleinen Unterschiede, daß der Verlierende dem glücklichen Gewinner geben muß, was dieser verlangt! — Es scheint Ihnen das zu riskant?

Susanne (mit Bedeutung.) Einem Kavalier gegenüber nicht.

Baron. Also abgemacht?

Susanne. Abgemacht! (Sie legt das Zweiglein auf den Tisch, aber so, daß sie es jederzeit ergreifen kann.)

Baron. Wohlan! Ich hefte mich an Ihre Sohlen, ich stehe vor Ihnen auf jedem Balle, Sie erblicken mich unweigerlich im Theater, auf jeder Straße werden Sie mich treffen, ich tauche vor Ihnen auf, wo Sie sind ....

Susanne. Ausgenommen in Norderney!

Baron. Ausgenommen in Norderney! So lange soll es übrigens nicht dauern, hoffe ich. (Für sich.) Und gewinn ich, so fordere ich den höchsten Siegespreis — dich selber, schöne Susanne!

Susanne. Und wann beginnt der Feldzug?

Baron. Er hat bereits begonnen, und ich empfehle Ihnen, Ihr Immergrün nicht dorthin zu legen, sondern stets bei sich zu behalten; wenn ich frage: Ihr Immergrün? (Ihr das seinige entgegenstreckend.)

Susanne. Keine Sorge — so werde ich antworten (es empor haltend): voilà! Aber wo trage ich es nur zum Beispiel auf der Straße bei mir?

Baron. Stecken Sie es in das Portemonnaie — das muß man ja heutzutage immer bei der Hand haben!

Susanne. Nicht wahr, daß Sie es mir bei erster bester Gelegenheit aus der Paletottasche eskamotiren lassen? Es ist ja ein Krieg, sagten Sie, und alle Mittel gelten!

Baron. Wenn das einmal geschieht, so bedanken Sie sich dafür bei der jüngsten Damenmode, die Taschen, anstatt unter den Augen, hinter dem Rücken zu haben — man sollte wirklich glauben, die Taschen würden nur da angebracht, um den Herren Dieben ihr schwieriges Handwerk etwas leichter zu machen. (Bewegung des Beiseitebringens.)

Susanne. Ja, wo trage ich es dann?

Baron. Befestigen Sie es an der Brust.

Susanne. So würde es bald abblättern und ich hätte nach ein paar Tagen statt des Immergrüns nur einen melancholischen braunen Stiel aufzuweisen. — Halt, ich hab's. Ich wickele es in Papier — warten Sie einmal. — (Nimmt ein Blatt Papier aus der Schreibmappe

und reißt ein Stück ab.) Einmal umgeknickt, (sie knickt das Immergrün einmal um) und nun eingewickelt. (Sie wickelt das Immergrün in das Papier ein. Das so entstehende viereckige Päckchen darf aber nur so lang und breit sein, daß es später als Knäuelwickel benutzt werden kann.) So! (Zeigt das Päckchen emporhebend.) Und nun trage ich's in der Uhrtasche — da werde ich es keinesfalls vergessen.

Baron. Wenn Sie nun aber ein Kleid anziehen, welches keine hat?

Susanne (sucht an ihrem Kleide nach der Uhrtasche.) Wie dieses zum Beispiel. . . . Nun, darüber will ich mir jetzt den Kopf nicht zerbrechen. Vorläufig lege ich es in Griffnähe in mein Arbeitskörbchen. (Thut es, indem sie das Körbchen zwischen sich und den Baron stellt.)

Baron. Wissen Sie, daß ich diese Arbeitskörbchen, Stickneceſſaires, Strickbentel ꝛc. eigentlich hasse?

Susanne. Warum denn? Ich finde sie sehr hübsch praktisch; man kann sie überall mit sich führen und die Hände mit nützlicher Arbeit beschäftigen, während man plaudert.

Baron. Wie zum Beispiel in den leider Gottes so beliebten Kaffeegesellschaften, wo die zierlichsten Finger allerlei kleine Nichtigkeiten hervorbringen, während die spitzigsten Zungen den Nebenmenschen so durchhecheln, daß oft kein gutes Haar an ihm bleibt.

Susanne. Ich setze nie einen Fuß in derlei Zusammenkünfte von Kaffeeschwestern; mich trifft also Ihre Bemerkung nicht.

Baron. Und dann wohnt diesen sogenannten weiblichen Handarbeiten noch die natürliche Infamie inne, uns den Anblick schöner Augen zu entziehen. Sie werden mit grausamer Konsequenz auf die Arbeit gerichtet, damit nur ja nicht ein Stich weniger oder mehr gemacht wird, als das Muster hat. Am schrecklichsten finde ich es, wenn junge Mädchen oder Frauen ihre Arbeitsamkeit dadurch öffentlich zeigen wollen, daß sie ihre Stickereien in Konzerten und öffentlichen Vergnügungslokalen zur Schau tragen. Deswegen beißt noch kein Mann an!

Susanne. Sollen die jungen Mädchen vielleicht dasitzen und die Daumen umeinanderwirbeln, erst rechts herum, und dann zur Abwechselung auch einmal links herum? Nun, damit Sie wenigstens einen gerechten Grund haben sich über unsere Stickereien zu ärgern, sollen Sie jetzt einmal mithelfen!

Baron. Was, ich — ich sticken?

Susanne. Das würde etwas Schönes werden! Nein, Sie sollen mir nur diese Strähne halten, während ich ein Knäuel mache. Meine rothe Wolle ist mir ausgegangen. Eine gerechte Strafe, nicht wahr, Baron?

Baron. Grausam, grausam! Ich appellire an diese Stuhllehne, welche dieselben Dienste thun wird. (Legt die Strähne um die Stuhllehne.)

Susanne. Nichts da, Baron, Sie selbst!

Baron. Aber da ist ja noch ein Knäuel rother Wolle im Körbchen.

Susanne. Das ist eine Nuance heller als ich brauche. (Sucht im Körbchen.) Aber wo sind denn meine Knäuelwickel? Keines mehr da — nun, ein zusammengefaltetes Blatt Papier thut es auch. (Nimmt

aus der Briefmappe einen Bogen Konzeptpapier, zerreißt ihn und faltet einen Theil desselben mehrfach zu einem starken, aber kleinen Viereck zusammen, das dem Immergrünpäckchen ähnlich sein muß.) Ich brauche viel Roth zum Füllen, da, halten Sie. (Giebt ihm die Wolle.) Einen Augenblick, lieber Freund, erst die Papierschnitzel in den Kamin. (Sammelt sie, geht zum Kamin und wirft sie hinein, währenddessen:)

Baron (für sich). Vortrefflich — jetzt hab' ich sie! Sie selbst soll ihr Immergrün so verstecken, daß sie es nirgend wiederfindet — sie soll ihre rothe Wolle herumwickeln, ohne daß sie es merkt — es ist ein Krieg, alle Listen gelten. (Macht das von Susanne zusammengefaltete Papierknäuel auseinander und läßt das Papier, wie absichtslos vor den Tisch, dem Publikum sichtbar, fallen; nimmt sodann das Immergrünpäckchen aus dem Arbeitskorb und knickt es noch einmal zusammen.)

Susanne (währenddessen noch am Kamin, halb für sich). Wie die Funken in dem verglimmenden Papier durcheinanderirren — und jetzt ist alles Asche. Ein Bild des Menschenlebens! (Zurückkehrend). Ich scheine heute Anlage zur Sentimentalität zu haben.

Baron. Was die Damen gewöhnlich mit „Poesie" zu verwechseln pflegen. Hier, wickeln Sie Knäuel — die Prosa dieser Beschäftigung wird Ihnen heilsam sein — wickeln Sie, Baronin!

Susanne (ihm das zusammengefaltete Papier aus der Hand nehmend). Etwas dick — aber das schadet nichts. (Legt dem Baron die Wollsträhne über die Arme und fängt an zu wickeln). Immer hübsch mit den Armen nachgeben, Baron. Je geduldiger Sie sind, desto eher ist mein Knäuel fertig.

Baron. Ich warte mit Ungeduld darauf.

Susanne (einen Augenblick mit den Wickeln innehaltend). Haben Sie es denn gar so eilig. (Lacht.) Ein Herr der Schöpfung, der ins Garn gegangen!

Baron (halb für sich). Oder umgekehrt!

Susanne. Wie meinen Sie?

Baron. Nur ein Stoßseufzer, welcher der Unendlichkeit dieser Strähne galt — sie wird sich als rother Faden durch die Träume meiner Nächte ziehen.

Susanne. Wenn Sie Klopstock gelesen haben?

Baron. Oder Fitger!

Susanne. St! Nichts gegen meinen Bremer Hexenmeister! So (fertig mit Wickeln) nun sind Sie erlöst! (Legt das Knäuel hin).

Baron (nimmt sein Immergrün hervor, für sich). Gelungen! Gehen wir zum Sturmangriff über. (Laut.) Und nun, Frau Baronin, erlauben Sie mir die Frage: Wo haben Sie Ihr . .

Susanne (erblickt das am Boden vor dem Tisch liegende Knäuelpapier, tritt vor den Tisch um es aufzuheben, ihn unterbrechend). Was ist denn das?

Baron (verwirrt; das Papier aufhebend und glatt streichend). Das — das, — das ist ein Blatt Papier — ein bloßes Blatt Papier!

Susanne. Das sehe ich; aber wo kommt es nur her?

Baron (für sich). Jetzt muß sie die Geschichte merken. (Laut.) Ach — das wird vorher heruntergefallen sein.

Susanne. Warum streichen Sie es denn mit diesem nervösen

Eifer glatt — werfen Sie es doch in den Kamin! Es ist ja doch zu nichts mehr zu verwenden.

Baron. Zu einem Briefe wohl nicht mehr; höchstens noch zu einem Knäuelwickel.

Susanne. A propos, Brief — vorhin war Ihr Hotel-Kommissionär hier, um Ihnen einen eiligen Brief zu bringen. Er wollte wieder kommen, wenn Sie da wären.

Baron (aufschreiend). Was! — Einen Brief? (Für sich.) Der ist von Coraly!

Susanne. Er müsse unbedingt Antwort haben.

Baron. Es wird so eilig nicht sein. (Für sich.) Herrgott, er sollte mir mündlichen Bescheid geben, ob er ihr meine Absage persönlich überreicht hätte!

Susanne. Der Brief hatte ein ganz durchdringendes abscheuliches Parfüm.

Baron (für sich, verzweifelt). Peau d'Espagne — sie schöpft Argwohn. (Laut.) Ich möchte nur wissen, warum mich der Mann hier bei Ihnen aufsucht!

Susanne. Sie haben ihm ja selbst gesagt, wenn er im Vorübergehen Licht in der Wohnung sähe, wäre ich zu Hause und würde Ihren Besuch angenommen haben.

Baron (mit plötzlicher Idee). Wenn er Licht .... (aufspringend, nach dem Fenster gehend und das Rouleau herunterlassend). Erlauben Sie, Baronin, Ihr Mädchen vergaß das Rouleau herunterzulassen. Dieses doppelte Licht beleuchtet Ihre Züge eigenthümlich, aber nicht gerade vortheilhaft.

Susanne. Es ist ja schon ganz dunkel draußen.

Baron. Schon dunkel? Wahrhaftig! (Für sich.) Der Kerl muß glauben, es wäre niemand zu Hause, sonst platzt die Bombe! (Setzt sich).

Susanne. Sie sind heute recht merkwürdig, Baron.

Baron (zerstreut). Sehr merkwürdig! (Für sich.) Man kann den Lichtschein draußen sehen — die Lampe muß vom Fenster weg.

Susanne. Was haben Sie nur eigentlich?

Baron. Ich — ich — glaube, es zieht hier am Fenster.

Susanne. Warum nicht gar!

Baron (sich den Rockkragen hoch schlagend). Doch, ich spüre schon so etwas im Nacken. Wollen wir uns nicht lieber an die Kaminseite setzen?

Susanne. Und Winterpelze im geheizten Zimmer anziehen!

Baron. Sie spotten! Haben Sie schon einmal Rheuma — Rheumatismus gehabt?

Susanne (schüttelt verneinend den Kopf).

Baron. Sehen Sie! Das wird man im ganzen Leben nicht mehr los.

Susanne. Das kommt davon, Baron, wenn man stundenlang in den zugigen Cirkusthüren herumsteht.

Baron (für sich). Sie spielt immer auf Coraly an. (Laut.) Im Gegentheil, von den schlecht schließenden Fenstern. (Für sich.) Der Kerl darf hier nicht heraufkommen.

Susanne. Nun, meinetwegen, setzen wir uns hinüber. (Stehen

beide auf, lassen aber das Arbeitskörbchen stehen; der Baron trägt die Lampe hinüber; setzen sich.)

Baron (für sich). Gott sei Dank; nun sieht man von der Straße kein Licht! (Laut.) Ah — das laß ich mir gefallen. Sie sollten überhaupt niemals am Fenster sitzen, Baronin — da zieht's immer.

Susanne (etwas suchend). Ich bin nicht ängstlich. (Steht auf, geht nach dem runden Fenstertisch und sucht dort.)

Baron (für sich). Nehmen wir den abgeschlagenen Sturmangriff wieder auf.

Susanne (für sich.) Ohne Licht kann ich es unmöglich finden.

Baron (nimmt sein Immergrün sichtbar aus der Brusttasche). Frau Baronin, erlauben Sie mir die bescheidene Anfrage, wo haben Sie Ihr . . .

Susanne (ihn unterbrechend). Zuerst bitte ich Sie, mir einmal die Lampe herüberzubringen.

Baron (für sich). Alle Wetter — das fehlte gerade noch. (An den runden Tisch tretend, laut.) Darf ich Ihnen nicht behilflich sein? Was suchen Sie, Frau Baronin?

Susanne. Ich — ich suche meine rothe Wolle. Bitte, holen Sie die Lampe, Baron.

Baron (für sich). Sie sucht ihr Immergrün — da kann sie lange suchen. (Laut.) Da ist die Wolle. (Giebt ihr das Knäuel.)

Susanne. Nun fehlt mir noch — — meine rothe Seide — so bringen Sie mir doch die Lampe, Baron; man kann ja hier absolut nichts sehen.

Baron, Ja, ja — die Lampe! (Für sich.) Na, dann in Gottes Namen. (Bringt sie und stellt sie auf den runden Tisch. Laut.) So, da haben Sie Ihre Lampe. (Für sich.) Ich will mich wenigstens davor stellen — gewissermaßen als Lichtfang. (Tritt zwischen Lampe und Fenster.)

Susanne. Danke. Aber sie stellen sich ja an das Fenster — ich denke, es zieht da?

Baron (nach dem Kamin zugehend). Wahrhaftig, es zieht noch immer.

Susanne (suchend). Bleiben Sie hübsch am Kamin; da ist es am wärmsten. (Als sie bemerkt, daß der Baron nicht hinsieht, wirft sie auf dem Tische, zornig suchend, alles wild durcheinander.) Nicht zu finden!

Baron (währenddessen für sich). Wenn sie wüßte, daß sie es in der Hand hat —! Aber wird sie mir nicht zürnen, wenn sie meine List merkt? Wird sie es nicht für unkavaliermäßig ansehen, sie sofort zu überrumpeln?

Susanne. Baron, giebt es in unserem kleinen Kriege auch Waffenstillstände?

Baron. Wenn sich die kriegführenden Mächte darüber einigen!

Susanne. Gut; wir schicken also einen Parlamentär mit weißer Fahne in das feindliche Feldlager.

Baron. Wir hissen die weiße Fahne gleichfalls auf und fragen: Welches Begehr hat der Feind an uns zu stellen?

Susanne. Kurz und gut, Baron — ich vermisse mein Immer-

grün und hege den Verdacht, daß Sie es mir, nun, drücken wir uns parlamentarisch aus — annektirt haben.

Baron. Annektirt? Auf Ehre und Seligkeit nicht, Sie haben es unbedingt! (Für sich.) Donnerwetter, dabei vergesse ich ganz und gar die Lampe. (Laut.) Sollten Sie es nicht mit zum Kamintischchen genommen haben? (Holt die Lampe, und beide gehen hinüber; er setzt die Lampe auf das viereckige Tischchen am Kamin. Erleichtert.) So!

Susanne (suchend). Hier ist es auch nicht!

Baron (für sich). Sie wird mir ernstlich böse sein — es ist vielleicht auch unkavaliermäßig! A hah, es ist ein Krieg! (Laut.) Aengstigen Sie sich nicht so ab, Baronin. Ich bin großmüthig und lasse den Waffenstillstand heute so lange dauern, bis Sie es gefunden haben.

Susanne. Ich könnte weinen vor Zorn!

Baron (für sich). Es ist eigentlich recht schlecht von mir! Könnte ich es nur rückgängig machen! Wie — wenn ich sie mein Immergrün finden ließe? — Gewiß, so gehts und ich behalte für den schlimmsten Fall das ihrige in der Wolle! (Geht an den Tisch, wickelt sein Immergrün sichtbar in das vorher glatt gestrichene Papier und legt das Päckchen unter das Arbeitskörbchen.)

Susanne (nimmt die Lampe und geht damit an den Fenstertisch). Es muß doch hier sein; hier sah ich's zuletzt! (Sucht.)

Baron (für sich am Kamintische). Setzen wir uns inzwischen in den erb- und eigenthümlichen Besitz ihres Immergrüns. (Nimmt das Knäuel.)

Susanne (hebt das Arbeitskörbchen auf). Hier ist es — ich hab's unter dem Arbeitskörbchen gefunden!

Baron (für sich). Kunststück! Wenn ich es erst dahin legte! (Mit plötzlichem Einfall.) Mein Kommissionär mit dem Brief von Coraly — Die Lampe muß wieder weg — aber ohne Aufsehen! (Laut.) Heben wir also den Waffenstillstand wieder auf — aber eine Anerkennung, eine substantielle Anerkennung verdient doch wohl ein so großmüthiger Feind — nicht wahr?

Susanne. Jede, die wir ihm gewähren können.

Baron. Also, wir bekennen: wir sind in Proviantnöthen und bitten um die Vergünstigung der Verproviantirung!

Susanne (lachend). Unbildlich gesprochen, Baron, Sie haben Hunger, und wünschen, daß der Thee gebracht werde . . .

Baron . . . . und etwas dazu!

Susanne. Zugestanden, Herr Feind! (Sie klingelt.)

Baron (für sich). Das wollte ich gerade — der Thee muß drüben servirt werden und so kommt die Lampe vom Fenster weg.

(Jeannette tritt ein.)

Susanne. Ist der Thee bereit?

Jeannette. Ja wohl, Frau Baronin.

Susanne. So bringe ihn herein. (Jeannette ab; zum Baron, der die Lampe vom Tisch nimmt und zu diesem Behufe das Knäuel aus der Hand in den Arbeitskorb legt.) Was wollen Sie denn mit der Lampe, Baron?

Baron. Nun, hinübertragen, damit wir dort den Thee trinken

können. (Setzt die Lampe auf den viereckigen Tisch. Für sich.) So; das hätten wir einmal genial angefangen! (Setzen sich beide; Susanne in den Schaukelstuhl und Baron auf das Taburett vor dem Kamintische, so daß sie nicht sehen, was hinter ihnen passirt.)

Jeannette (tritt mit einem Tablett ein und servirt rasch den Thee auf dem runden Tischchen am Fenster; den Arbeitskorb setzt sie auf ein Taburett rechts vom Tische).

Susanne. Sie sind heute von einer merkwürdigen Rastlosigkeit und Zerstreutheit, Baron; noch nicht ein vernünftiges Wort haben Sie heute gesprochen. Sie konnten doch sonst so geistreich sein!

Baron. Da habe ich mich nur verstellt!

Susanne. Seitdem wir unseren Immergrünkrieg begonnen, sind Sie wie ausgewechselt — haben Sie denn so große Furcht, auch diesmal zu verlieren?

Baron. Ich fühle mich siegesgewiß!

Susanne. Nun, den Eindruck machen Sie eigentlich nicht. (Sich umwendend.) Der Thee ist servirt. (Aufstehend.) Und nun bringe die Lampe hinüber. (Jeannette setzt die Lampe auf den runden Tisch am Fenster.)

Baron (entsetzt, für sich). Ach, du lieber Himmel — das war mein genialer Gedanke?! In fünf Minuten ist der Kerl von Kommissionär mit Coraly's Briefe oben!

Susanne (am Theetisch). Nun — Sie waren ja so hungrig; verproviantiren Sie sich doch, Herr Feind!

Baron (sich setzend. — Beide trinken und essen während des folgenden). Es ist hier beinahe wie auf Vorpostendienst vor Paris — nur etwas gemüthlicher. — Als dem Feinde der Proviant ausgegangen war, hielten wir mit den französischen Vorposten gelegentlich auch eine Frühstückspause ab, was aber nicht hinderte, daß wir uns später wieder aufs heftigste beschossen.

Susanne. Genau so, wie wir.

Baron (für sich). Da liegt mein Knäuel im Arbeitskorb. (Greift danach.)

Susanne. Reichen Sie mir doch Ihre Tasse.

Baron (für sich). Abgeblitzt! (Zieht die Hand zurück und giebt ihr die Tasse, welche sie füllt.)

Susanne. Sie sind heute wirklich recht wunderlich, Baron; man kennt Sie kaum wieder. Haben Sie etwas auf dem Gewissen? Ich möchte fast glauben — Ihre Unruhe hinge mit jenem parfümirten Briefchen zusammen ....

Baron. Aber Baronin, wie können Sie nur glauben! (Für sich.) Sauve qui peut — die Lampe muß aus! (Dreht die Lampe auf und nieder; laut.) Ich glaube, die Lampe blakt.

Susanne. Passen Sie auf, Sie werden sie noch ausdrehen.

Baron (dreht die Lampe aus).

Susanne. Aber — wie ungeschickt, Baron.

Baron. Ich bin untröstlich; aber einen Augenblick — ich habe Wachsstreichhölzer bei mir. (Er zündet eins an; für sich.) So — nun einen kühnen Griff. (Er nimmt ein rothes Knäuel aus dem Arbeitskorb und steckt es in die Tasche; laut). So!

Susanne. Zünden Sie die Lampe an, Baron.

Baron. Ich werde dem Mädchen klingeln! (Das Wachsstreichholz erlischt.)

Susanne. Sie werden mich noch kompromittiren! Zünden Sie selbst an!

Baron (entzündet ein neues Streichholz). Aber ich bitte Sie — der Cylinder ist heiß! Ich werde mir die Finger verbrennen!

Susanne. Das sei die gerechte Strafe für Ihre Ungeschicklichkeit.

Baron (zündet die Lampe an, nimmt sein Taschentuch und faßt mit diesem den Cylinder an). Au!

Susanne. Geschieht Ihnen schon recht!

Baron (stärker). Au!! (Er setzt den Cylinder auf die Lampe und dann die Glocke darüber. Auf die Finger blasend.) Ich habe mir faktisch die Finger verbrannt. Wenn das das Vergnügen ist, welches ich mir von der Lampe versprach, als ich sie für Sie kaufte, so danke ich für eine öftere Wiederholung desselben.

Susanne. So straft sich der Egoist stets selber durch seinen Egoismus. Wenn Sie unser Immergrünvielliebchen ebenso verlieren wie das erste . . .

Baron (auf die Tasche klopfend). Kommt nicht vor!

Susanne. Abwarten! . . . so werden Sie Ihrer Selbstsucht wohl schwerlich wieder die Zügel schießen lassen.

Baron (sein Knäuel aus der Tasche langend und anfangend abzuwickeln). Ich bin gewappnet und werde nicht verlieren.

Susanne. Was wollen Sie denn mit dem Knäuel da machen?

Baron. Abwickeln.

Susanne. Abwickeln?

Baron. Abwickeln! (Wickelt ab; wie er beinahe damit zu Ende ist). Mir gefiel nämlich das Knäuel nicht recht, welches Sie vorhin mit meiner nothgedrungenen Beihilfe verfertigten. Ich werde ein neues, rundes daraus machen.

Susanne. Das verstehe, wer kann. Wenn Ihnen übrigens das vorhin gewickelte rothe Knäuel nicht gefiel, so würde ich Ihnen empfehlen eben dieses neu zu wickeln, und nicht ein anderes, wie Sie das jetzt thun.

Baron. Ein anderes? (Wickelt hastig ab, reißt das Papier auf, aufschreiend.) Nichts darin — ich habe ein falsches gefaßt!

Susanne. Ja, was soll denn das heißen? (Es klingelt.)

Baron (erschreckend). Es klingelt.

Jeannette (eintretend). Der Mann mit dem Brief.

Baron (in komischer Verzweiflung auf den Stuhl sinkend). Auch das noch!

Susanne. Er soll eintreten! (Jeannette ab.) Baron, Ihr merkwürdiges Benehmen fängt an mich zu beunruhigen. Ich denke aber, der Mann mit dem Brief wird Aufschluß über die Ursache desselben geben.

(Jeannette läßt Bärmann eintreten.)

Bärmann. Gnädige Frau — ich bitte um Verzeihung für die wiederholte Störung. (Giebt dem Baron den Brief.)

Baron (leise). Sind Sie des Teufels, mit einem Brief hierher zu kommen? (Laut.) Es ist gut, Sie können gehen!

Susanne. Ich denke, es ist eilige Antwort erforderlich? So öffnen Sie doch, Baron.

Baron (Bärmann zuwinkend zu gehen). O — es ist nicht gar so eilig, es handelt sich um — — um eine Wohnung. Mein Hauswirth hat mich nämlich gesteigert. — Ich kann die in der Friedrichstraße doch bekommen?

Bärmann (erst total verdutzt, dann sein Notizbuch vornehmend und darin blätternd). Friedrichstraße Nummer 107 beim Wagenfabrikanten Neuß, kostet eintausend Thaler und ist eine Familienwohnung mit allem Komfort der Neuzeit.

Baron (leise). Esel!

Bärmann. Bitte! Mein Name ist Bärmann!

Baron (laut). Miethen Sie sie auf jeden Fall. — Hören Sie?

Bärmann (leise). Im Ernste? Na meinetwegen. (Für sich.) Hier ist 'was los — darauf wette ich! (Laut.) Gnädige Frau — Herr Baron! (Ab.)

Susanne (streng). Herr Baron, Sie begreifen, daß ich Sie nur mit Rücksicht auf die Gegenwart dieses Menschen Ihre Komödie habe spielen lassen, ohne Sie zu unterbrechen. Ich habe kein Recht, mich um Ihre Angelegenheiten zu bekümmern, wohl aber das Recht, mir eine Erklärung darüber auszubitten, zu welchem Zweck Sie gerade meine Wohnung zum Schauplatze dieser Komödie machten.

Baron. Nun denn, so will ich die Wahrheit bekennen. Sie haben recht, meine Gnädige — es war eine Komödie, ich gestehe es zu, so beschämend es für mich auch ist. Der Brief bezieht sich nicht auf eine Wohnung, sondern es ist ein Brief von ....

Susanne. Von ....?

Baron. Von Coraly!

Susanne (auffahrend, sehr streng). Herr Baron, Sie empfangen Briefe von Ihren — Kunstreiterinnen in meiner Wohnung — das übersteigt alle Grenzen! (Nimmt ihr Immergrün aus dem Papier, geht auf den Kamin zu, betrachtet es noch einmal und wirft beides hinein.)

Baron. Frau Baronin, was thun Sie?

Susanne. Ich werfe es in die Flammen, dieses „symbolische Zeichen andauernder Zuneigung". Sehen Sie, (bitter) Rauch und Asche, das ist, was daraus wird.

Baron. Aber Baronin, so hören Sie mich doch an, gestatten Sie mir doch eine Rechtfertigung.

Susanne (sich am Kamin auf einen Stuhl niederlassend). Ich will nichts mehr hören — es giebt keine Rechtfertigung — o, ich bin unerhört betrogen!

Baron (erst seinen Aerger niederkämpfend, dann beinahe freudig). Aber so spricht ja die — Eifersucht! Baronin, könnten Sie denn wirklich glauben ....

Susanne. Mein Herr, so spricht nicht die Eifersucht, zu der ich keine Veranlassung hätte, so spricht das in seinem Tiefsten verletzte Gefühl eines Weibes, welches an die Freundschaft eines Mannes glaubte und nun sehen muß, daß derselbe solcher reinen Gefühle nur in den Zwischenpausen der — Cirkusvorstellungen fähig ist.

Baron (für sich). Das ist mehr, als ich glaubte, das ist — Liebe!

(An sie herantretend, laut.) So lesen Sie den Brief Coraly's selbst — er ist noch uneröffnet. Ich gebe Ihnen denselben, weil ich weiß, daß er nichts enthalten kann, was mich in Ihren Augen als einen Unwürdigen erscheinen lassen könnte. (Warm.) Lesen Sie, Susanne, und wenn Sie gelesen haben, so erinnern Sie sich der Stunden, wo Sie an meine Freundschaft glaubten, wo Sie an mehr zu glauben schienen, als an Freundschaft. Es waren dieselben, in denen auch ich glaubte, daß einst mehr als Freundschaft zwischen uns bestehen würde.

Susanne (in Erinnerung versunken).

Was raunst Du nun und singst
Eitle Beschwörungslieder?
Die rechte Stunde bringst
Du ewig niemals wieder.

Laß ab, mit Deiner Noth
Mich aus der Ruh' zu schrecken,
Mein Herz ist stumm und todt,
Kein Gott mehr kann es wecken.

Baron. Susanne, — — so lieben Sie mich? Und jetzt, wo ich Ihnen bekenne, daß ich Sie liebe, daß ich Sie liebe mit der vollen und andauernden Glut des Mannes, nicht mit der wie Strohfeuer aufflackernden Liebe des Jünglings — jetzt sagen Sie mir: Mein Herz ist stumm und todt — Kein Gott mehr kann es wecken?

Susanne. Aber, wenn das so ist, warum diese Komödie, warum Ihre Besorgniß dieses Briefes wegen?

Baron. Weil ich fürchtete, was jetzt eingetreten ist — daß in dem Augenblicke, wo wir uns einander innerlich nähern würden, ein unglückseliges Mißverständniß, ein bloßer Argwohn sich wie ein düsterer Schatten zwischen uns legen würde. Das wollte ich meinet- und Ihretwegen vermeiden, — besonders Ihretwegen, auf deren Herz der Argwohn wie Mehlthau auf die knospenden Blüten fallen mußte — und wenn es auch nur für eine Viertelstunde gewesen wäre, ich wollte es Ihnen, uns beiden ersparen.

Susanne. Wirklich — wirklich? War es nur dies?

Baron. Lesen Sie den Brief Coralys — er wird Ihren, wie ich bekenne, gerechten Argwohn zerstreuen.

Susanne. Nein, ich lese den Brief nicht. Ich muß Ihnen ohne Beweis glauben können, oder ich darf Ihnen gar nicht glauben.

Baron. Meine Rechtfertigung verlangt aber, daß Sie Kenntniß von seinem Inhalte nehmen. (Oeffnet den Brief und liest.) „Herr Baron! Ihre Absage, am heutigen Abend bei mir zu erscheinen, habe ich erhalten und bedauere sehr, Sie unter der Zahl derer vermissen zu sollen, welche bei der Feier meines Rücktrittes von der Stätte equestrischer Triumphe und meiner gleichzeitigen Verlobung mit dem Bankier Salomon" ... Verlobung mit dem Bankier Salomon — Sie hören doch Baronin? ... „zugegen sein werden. Vielleicht erscheinen Sie nun nach Lesung dieser Zeilen doch, wenn Sie nicht etwa von zarten Banden zurückgehalten werden. Ihre ergebenste Karoline Metzner, genannt Coraly."

Susanne. Baron — vergeben Sie mir meinen Argwohn — ich — bitte!

Baron. Gern — indeß müssen Sie mich nun schon wohl oder übel für heute Abend beurlauben.

Susanne. Wie — Sie wollten dorthin gehen, und jetzt, nachdem was heute zwischen uns —

Baron. Muß ich nicht? Hieße wegbleiben nach dem Wortlaute des Briefes nicht zugestehen, daß mich — zarte Bande hier fesselten?

Susanne. O, Baron, Sie sind grausam.

Baron. Noch dürfen Sie mich nicht grausam schelten, aber ich denke, Ihnen das Recht dazu zu geben. (An den Korb gehend, das richtige Knäuel nehmend und aufwickelnd.) Und nun erlauben Sie mir die Frage, gnädige Frau, wo ...

Susanne. Was solls denn wieder mit dem Knäuel?

Baron. Halt — nun nicht mehr mitten in der entscheidenden Frage unterbrechen! ... (Das Papier aufwickelnd und das Immergrün emporhaltend) erlauben Sie mir die Frage, wo haben Sie Ihr Immergrün?

Susanne. Darin Ihr Immergrün? ... Und meines (auf den Kamin weisend) habe ich selbst verbrannt! — Ich bin besiegt, und erwarte großmüthigen Pardon vom Feinde.

Baron. Der auch zugestanden wird, nachdem wir dem Besiegten die übliche Kontribution auferlegt haben.

Susanne. Und die wäre?

Baron (warm). Ihre Hand, Susanne!

Susanne. Für jetzt und immer!

Baron. Und Coraly?

Susanne (den Brief in den Kamin werfend). Rauch und Asche.

Baron. Und so bleibt allein übrig von allem: unserer Liebe Immergrün!

Extravaganzen im Ordenswesen.

Von G. Wißmann.

„Cela coûte si peu, et fait tant de plaisir", so sagte Leopold I., König der Belgier, bei Stiftung des nach ihm benannten Ordens. Er kannte die Welt und die Menschen, wie sie nun einmal in Europa sind und allem Anscheine nach auch bleiben werden. Er wiederholte, nur in etwas höflicherer Weise, das Urtheil Napoleons I., der, als Staatsrath Bertier 1802 die Einrichtung der Ehrenlegion als eine dem Geiste der Republik widerstrebende Institution mit den Worten mißbilligte: „Die Auszeichnungen seien die Kinderklappern der Monarchie", ihn abfertigte: „Man zeige mir eine alte oder neue Monarchie, in der es keine Auszeichnungen gegeben hätte. Man nennt dieses Kinderklappern. Nun denn, mit Kinderklappern leitet man die Menschen." In der That lassen sich bei einer Menge den alten Geistlichen- und Ritterorden nachgebildeter Orden keine anderen Zwecke denken, als die von Spielzeugen zur Unterhaltung der Höfe; schon die sonderbaren Namen, die ihnen beigelegt wurden, beweisen, daß sie höhere Ziele nicht verfolgten.

Am häufigsten kommen unter den seltsamen Orden die das Vergnügen, den Lebensgenuß und das Amüsement der Höfe betreffenden Orden vor. Obenan steht natürlich das edle Waidwerk. Von den vielen, dahin gehörenden, ist der württembergische „goldene Adlerorden" der bekannteste geworden. Sein Stifter, Herzog Eberhard Ludwig († 1733) war Reichsjägermeister; er gab aber dem Orden gleichzeitig eine höhere Bestimmung, als „Jagdorden für Tugend, Verdienst und Freundschaft"; 1818 verwandelte ihn König Wilhelm mit dem von ihm 1806 als Kurfürst gestifteten „Civilverdienstorden" in den der „Württembergischen Krone". Auch Preußen hat einen solchen Orden aufzuweisen, den „des goldenen Hirsches", welchen der letzte schlesische Herzog aus dem Stamme der Piasten, Georg Wilhelm, zur Beförderung der Jagdlust 1671 bei einer Lustjagd, freilich nur auf sehr kurze Zeit, gründete. Selbst vereinzelte derartige Belustigungen gaben schon Veranlassung zur Ordensstiftung, wie z. B. eine Jagd Kaiser Karls IV. bei Brandis dem Grafen Friedrich Anton von Spork 1723 zu der des „St. Hubertus-Orden von Böhmen". Das mochte alles noch hingehen. Bedenklicher waren schon die vielfachen, zur Kultur des Weins und des Bieres, im Gegensatze zu den „Temperanzorden" gestifteten „Zechorden". Als der älteste, aus dem Jahre 1411, erscheint der „Hopfenorden" Herzogs Johann von Burgund, in der Geschichte unter dem Namen „der Unerschrockene" bekannt. Er bezweckte in der That nichts Geringeres, als die Verherrlichung des Hauptgetränkes von Flandern, des Bieres. Sein Seitenstück fand dieser Orden in dem „von der Weintraube", welchen Herr von Demas 1701 in der Provence schuf. Er hieß zugleich „Medusenorden" und war ein

Trinkorden strikter Observanz. Beförderung heiterer Lebensgenüsse bezweckten geradezu der „Orden des fröhlichen Einsiedlers", von Herzog Friedrich III. zu Gotha, 1739, und der „Rosenorden", 1780 vom Herzog von Chartres in Frankreich gegründet. Letzterem, der sehr ausartete, schob man schon damals politische Zwecke unter; ersterer blieb seiner Devise: „Vive la joie" lange getreu und erwarb sich eine gewisse Berühmtheit.

Hauptzweck war der in § 1 der Statuten angedeutete: Leurs Altesses zu amüsiren. In dem Garten von Friedrichswerth hatte jeder Herr und jede Dame des Ordens eine besondere Klause; sie erschienen dort stets in Eremitentracht und redeten sich mit besonderen Ordensnamen an, als z. B. „Content", „Gentil", „Désirant", oder „Brillante", „Florissante", „Modeste"! Man grüßte sich mit „Vive la joie", und nach § 13 der Statuten sang man beim Nachtische französische Chansons, ganz wie man das in Frankreich zu thun pflegt. Die Ordenstracht bestand in einem braunseidenen Domino mit einem um den Nacken gebundenen gleichfarbigen Mäntelchen, einem rosafarbigen Gürtel, einem mit Rosaseide gefütterten, mit Rosaband geschmückten Strohhute, grauen Maroquin-Schuhen und einem Pilgerstab, den eine Myrthenkrone schmückte und ein Rosenband umschlang. Das auf der linken Brust zu tragende Ordenszeichen, eine weiße, grüngesäumte Bandschleife, zeigte die Devise: „Vive la joie". Der Orden erlosch im Anfang dieses Jahrhunderts.

Als der harmloseste von allen Orden erscheint der „Tanzorden", welchen die Landgräfin Maximiliane von Hessen-Kassel 1724 gegründet hatte. Eine unermüdliche Tänzerin, rühmte sie sich, daß ihre Kräfte jeder Tanzleistung gewachsen seien. Das Ordensprogramm besagte, daß die Gesellschaft 24 Stunden beisammen sein und während derselben vier gute Mahlzeiten einnehmen müsse. Das Ordenszeichen bestand in einer kleinen goldenen Medaille am rothen Bande, welche auf dem Avers das Porträt des Landgrafen, auf dem Revers das Bild eines auf den Hinterfüßen sitzenden Löwen mit der Inschrift zeigte: „Vigilo pro patria" (ich wache fürs Vaterland). Diese Tanzwuth der Landgräfin war ein gewaltiger Stein des Anstoßes für den eifrigen Hofprediger. Bei ihrem nächsten Kirchenbesuch donnerte er gewaltig von der Kanzel herab gegen diese sündige Wollust. Ob dieser keineswegs gerechtfertigten Strafpredigt gegen eine ganz harmlose Vergnügung verlangte die Landgräfin in ihrem ersten Zorne die sofortige Entlassung des Predigers; doch kam derselbe für dieses Mal noch mit einer strengen Verwarnung davon.

Das Gegenstück hierzu bietet der „Orden vom heiligen Jonathan", mit dem Zusatze „zur wahren und vollkommenen Freundschaft", oder auch „zur Vertheidigung der Ehre der göttlichen Vorsehung". Sein Zweck war: den Glauben an die Dreieinigkeit zu befördern, zugleich aber auch — sich des Tanzens, namentlich des Walzers, sowie des Hazardspieles zu enthalten, und für Frauen — die Kinder selbst zu säugen! Der Orden wurde 1753 von deutschen Edelleuten gestiftet, der erste Großmeister war der Herzog Christian von Sachsen-Koburg.

Derartige Orden der Treue und Freundschaft scheinen damals die vorherrschende Mode gewesen zu sein. Auch die Gemalin Augusts II.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zwischenakt
Pastell, 47,5 x 63,5 cm, A. Kuhn

Digitized by Google

von Sachsen, die Kurfürstin Königin Christine, stiftete 1719 einen solchen für Kavaliere und Damen. Er verfolgte im Grunde edle Zwecke und war diesem nach eine wohlgemeinte, aber völlig resultatlose Protestation der frommen Brandenburgerin gegen — la Saxe galante. Die Dekoration bestand in einem goldenen, grün emaillirten Kleeblatt, welches an einem goldenen Kettchen von Herren im Knopfloch, von Damen am Busen getragen wurde. Der Orden erlosch bald wieder.

Ganz besonders aber findet unsere Bemerkung ihre Bestätigung in den vielfachen Damenorden, die vorzugsweise in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufkamen und im Grunde nichts anderes waren, als ein Mittel, sich und den Hof zu amüsiren.

Dahin gehört zunächst ein schottischer Frauenorden, welcher den schönen Namen des „Kranzes der Liebe" führte. Derselbe soll 1479 gestiftet worden sein. Wir erfahren von dieser Stiftung nur, daß es von dieser oder jener Dame heißt, sie habe zum Orden des Kranzes der Liebe gehört, und daß sich auf den Grabsteinen etlicher schottischer Fräuleins ein Kranz von Distelblumen (das Wahrzeichen Schottlands) und Akantusblättern finde. Dieser Kranz dürfte das Ordenszeichen der Damen des Kranzes der Liebe von Schottland gewesen sein.

Sicherer ist uns der fast gleichzeitige französische „Hoforden der ritterlichen Damen vom Gürtelstrick" (l'ordre de dames chevalières de la cordelière). Die Königin Anna von Bretagne stiftete denselben 1498 nach dem Tode ihres Gemals, des Königs Karl VIII. von Frankreich. Der Strick sollte an die Stricke erinnern, mit welchen der Heiland bei der Geißelung gebunden worden, vielleicht auch nur an den Gürtel- und Geißelstrick des heiligen Franz von Assisi, nach welchem die Franziskaner in Frankreich Cordeliers genannt wurden. Einige schreiben diesem ritterlichen Damenorden sehr strenge religiöse Pflichten zu, namentlich auch die Freitagsfasten und schwere Selbstgeißelungen. Dann wäre der Strick mit dem Knoten mehr als ein Ordenszeichen gewesen. Andere wollen die in der Heraldik „Liebesknoten" genannten Zierathen, mit welchen die Wittwen des französischen Adels ihren rautenförmigen Wappenschild umlegten, auf diesen Orden vom Gürtelstrick zurückführen, aber mit Unrecht; die französischen Liebesknoten haben nachweisbar ihren Ursprung in der Wittwenschaft; wahrscheinlich kommt diese Ansicht daher, daß die Ritterdamen der Königin Anna, unter denen ja auch Wittwen sein mochten, ihren Gürtelstrick um ihr Wappen legten, wie ja auch wirkliche geistliche Ordensfrauen ihr Wappen mit geistlichen Emblemen, z. B. dem Rosenkranz, umlegten.

Und so giebt es noch eine ziemliche Anzahl von Stiftungen in älterer und neuerer Zeit, die nach kurzem Bestehen wieder erloschen und die man allenfalls den Frauenorden beizählen könnte, die aber weiter nichts waren, als gesellschaftliche Verbindungen. Bei der Dürftigkeit der Nachrichten ist die Grenze oft sehr schwer zu finden. Ferner giebt es noch einzelne Orden, die, obwohl nicht für Frauen gestiftet, doch plötzlich an Frauen verliehen wurden, z. B. der merkwürdige „Orden vom Stachelschwein" l'ordre du Camoyeul, du Camail, du Porc-Epic). Diesen Orden stiftete Herzog Ludwig von Orleans 1394, als ihm seine Gemalin Valentine von Mailand den ersten Sohn gebar, für 25 Ritter. Diese Ritter, die eine Zeitlang wenigstens gleichen Rang mit den Rit-

tern vom goldenen Vließ hatten, trugen einen Mantel von violettem Sammet mit einer Kapuze von Hermelin, dazu an einer Kette ein goldenes Stachelschwein, welches auf einem Bande mit der Devise: „Cominus et Eminus" stand. Jeder Ritter bekam auch einen Siegelring mit dem Stachelschwein. Diesen Orden erhielten plötzlich im Jahre 1438 ein Fräulein von Muzat und Frau Pothron du Saintrailles. Wir erfahren darüber nichts Näheres, obwohl der Orden noch längere Zeit fortbestand, die letzten Spuren desselben finden sich im 16. Jahrhundert.

Einer der enthusiastischsten und albernsten Ausbrüche endlich, welche der Geist des Ritterwesens nahm, war im 14. Jahrhundert der „Orden der verliebten Leidenschaft", den Ritter de la Tour als Augenzeuge unter den Namen der Galois und Galoises beschrieben hat. Die Ritter und Knappen, Frauen und Jungfrauen, die sich zu diesem Orden vereinigten, erhoben die Liebe zu ihrer Gottheit und die Pflichten und den Dienst der Liebe zu einem wirklichen Gottesdienste. Die Ordensbrüder und Ordensschwestern suchten einander in den Proben der Standhaftigkeit zu übertreffen, womit sie die Beschwerlichkeiten der Witterung und Jahreszeit ertrugen. Männer und Weiber machten aus Sommer Winter und umgekehrt. Im Sommer trugen sie die wärmsten Kleider, die dicksten Pelze und heizten ihre Zimmer. Im Winter hingegen hüllten sie sich in die dünnsten Gewänder, schliefen unter den leichtesten Decken, bekränzten ihre Kamine mit Laubwerk und Blumen und hielten es für eine Schande, bei der strengsten Kälte Feuer anmachen zu lassen oder sich daran zu wärmen. Wenn ein Ordensbruder eine verheiratete Ordensschwester besuchte, so entfernte sich der Mann augenblicklich und kehrte nicht eher in sein Haus zurück, als bis der Ordensbruder wieder weggegangen war, woraus eine sehr heitere Gemeinschaft der Weiber entstand.

Diese Schwärmer kamen um vor Kälte und starben, wie der gute Ritter de la Tour nicht zweifelt, in ihren Ordenspflichten als wahre Märtyrer der Liebe. Auf diese Art war bald die ganze Sekte verschwunden.

Die höchste Staffel des höhern Blödsinns aber erreichte der „Lorenzorden von der hörnernen Dose". Der Stifter dieses Hofschäferordens war Jakoby 1769. Die Veranlassung dazu gab eine Stelle in Sternes „empfindsamer Reise", wo anmuthig erzählt wird, daß Yorik, der sich gegen einen ihn um Almosen ansprechenden Franziskaner Lorenzo übereilt hatte, in dessen Erkenntniß und zur Sühne der Beleidigung mit dem Franziskaner seine schildpattene Dose gegen dessen einfachere hörnerne austauschte. Eine hörnerne Schnupftabaksdose, die auf dem Deckel die Inschrift „Pater Lorenzo" trug und innen „Yorik", war das Symbol des Ordens, dessen Tendenzen wir aus einem Briefe Jakobys an Gleim kennen lernen. „Wir thaten alle das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen, jedem Franziskaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns ansprechen würde. Sollte in unserer Gesellschaft sich einer durch Hitze überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor und wir haben zu viel Gefühl, um dieser Erinnerung auch in der größten Heftigkeit zu widerstehen. Unsere Damen, die keinen Tabak brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttische eine solche Dose stehen haben."

In grellem Kontraste zu diesem Orden der verliebten Leidenschaft

und dem Lorenzorden erscheint der 1624 von der verwittweten Herzogin Sophia Magdalena von Münsterberg und Oels, geborenen Herzogin von Liegnitz, gestiftete: „ritterliche Orden des Todtenkopfs" (ordo calvariae), für Damen und Ritter „zur steten Erinnerung an die allgemeine Nothwendigkeit des Sterbens und Erweiterung aller adeligen und rittermäßigen Tugenden". Ordenszeichen war ein Ring mit silbernem Todtenkopfe am schwarzen Bande, an der linken Hand, „weil solche dem Herzen am nächsten". Die Mitglieder sollten sich „aller unziemenden Lust und Ueppigkeit" enthalten. Man mußte sich darum bewerben; starb ein Mitglied, so mußten die andern ein ganzes Jahr trauern. Der Orden ging nach mehreren Decennien wieder ein, wurde aber 1709 durch die Urenkelin der Stifterin, Louise Elisabeth, als sie Wittwe des Herzogs von Sachsen-Merseburg war, erneuert und bloß für Damen bestimmt. Großpriorin sollte nun stets eine Prinzessin von Württemberg sein. Die Dekoration blieb der silberne Todtenkopf an einer emaillirten Schleife, jedoch mit der Inschrift: Memento mori. Der also erneuerte, aber mit der Stifterin Tode gleich wieder erloschene Orden hat gleichwohl seinen Dichter gefunden:

„Der Todtenkopf ist nur ein Frauenzimmerorden,
Von einer Fürstin Hand allein gewidmet worden:
Werft eure Spiegel hin, ihr Schönen unsrer Zeit,
Bespiegelt euch nur hier und schauet, was ihr seid."

Ein Seitenstück zu diesem Todtenkopforden war wiederum der „Orden der Sklavinnen der Tugend", den 1662 die Kaiserin Eleonore Gonzaga, Wittwe Kaiser Ferdinands III., stiftete, und zwar für 30 Damen, mit Ausnahme der Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses. Das Ordenszeichen, welches bei Festen und Feierlichkeiten an einer goldenen Kette um den linken Oberarm getragen wurde, bestand aus einer großen goldenen Medaille, auf welcher man die von einem Lorbeerkranz umgebene Sonne erblickte, mit der Devise: Sol ubique triumphat. Für gewöhnlich trugen die Sklavinnen der Tugend eine kleinere goldene Medaille an einem schwarzen Bande. Da die Kaiserin sechs Jahre nach der Stiftung, am 18. September 1668, wieder einen Orden, den „Sternkreuzorden" stiftete, so wird der Orden der Tugendsklavinnen wohl mit demselben verschmolzen sein. Zwanzig Jahre später erneuerte die fromme Kaiserin Eleonore Magdalene von der Pfalz, dritte Gemalin Leopold I., den inzwischen wieder in Vergessenheit gerathenen Sternkreuzorden, dessen Austheilung noch heute an den jährlichen Kirchenfesten der Kreuzerfindung und der Kreuzerhöhung vorgenommen wird.

Sämmtliche bis jetzt genannte Damenorden waren katholischen Ursprungs. Den ersten protestantischen Frauenorden finden wir in Schweden. Als Gustav Adolf bei Lützen gefallen war, gründete seine Wittwe, die Königin Marie Eleonore von Brandenburg, aber nur für die Prinzessinnen von Geblüt den nach ihr benannten Damenorden. Die Dekoration zeigte das Grab des Gebliebenen mit der Devise: Post mortem triumpho, et morte vici, multis despectus, magna feci. Triumphator nach dem Tode, Sieger im Tode, von Vielen verleumdet, habe ich Großes verrichtet. Sie wurde um den Hals getragen und bestand in einem goldenen Herzen mit der königlichen Krone darüber und dem Bildnisse des Königs auf der einen Seite. Eleonorens Tochter dann, die abenteuer-

liche Königin Christine, stiftete ein Jahr vor ihrer Abdankung, am Dreikönigstage 1653, den „Amaranthenorden" (l'ordre de l'amaranthe) für 15 Ritter und 15 Damen. Der sonderbare Zweck dieses Ordens war die Ehelosigkeit, in welcher die Königin selbst zu verharren beschlossen hatte, am schwedischen Hofe herrschend zu machen. Wer den Orden empfing, legte damit das Gelübde der Ehelosigkeit ab; wer schon verheiratet war, mußte sich verpflichten, niemals eine zweite Ehe einzugehen. Dafür hatten die Mitglieder des Ordens die hohe Ehre, jeden Sonntag Abend bei der Königin zu speisen. Die Dekoration bestand aus einem goldenen Lorbeerkranz, in dessen Mitte zwei verschlungene A waren; dieselbe wurde an einem amaranthenfarbigen (blaßrothen) Bande um den Hals getragen; auf dem Bande las man die Devise: „Dolce nella memoria". Der erste, welcher den Orden empfing, war der spanische Gesandte Don Antonio Pimentel, der damals in besonderer Gunst bei der Königin stand. Die weitere Geschichte dieses Ordens ist dunkel; es bestand nämlich noch in diesem Jahrhundert in Schweden ein Amaranthenorden mit maurischen Symbolen, Prüfungen u. s. w., eine Art von Damenloge, der seinen eigenen Sitz, das Westmännische Haus neben der Adolf-Friedrichskirche, hatte, wo jetzt die Akademie der Wissenschaften ist. Einige behaupten nun einen Zusammenhang dieses Amaranthenordens mit der Stiftung der Königin Christine; nach anderen hat der eifrige Freimaurer König Karl XIII. den neuen Amaranthenorden gestiftet.

Der „Orden vom Fächer", den die Königin Luise Ulrike von Schweden, eine Schwester Friedrichs II. von Preußen, im Jahre ihrer Vermälung 1744 noch als Kronprinzessin gestiftet hat, war ursprünglich nur für Damen bestimmt, später erhielten ihn auch Herren. Die Dekoration bestand aus einem goldenen Schildchen mit der Krone; das Schildchen lag auf einem Andreaskreuz und einem senkrechten Ständer. Die Devise lautete: „La liaison fait ma valeur, la division me perd." Dieser Orden soll, zeitweise wenigstens, politische Bedeutung gehabt haben und seine Tendenz gegen die damals fast allmächtige schwedische Aristokratie gerichtet gewesen sein. Es verbargen sich überhaupt damals oft, wie wir noch weiter sehen werden, allerlei Intentionen hinter diesen uns wie Spielereien erscheinenden Ordensstiftungen.

In Dänemark stiftete die Gemalin des Königs Christian VI., Sophie Magdalena, eine geborene Prinzessin von Brandenburg-Kulmbach-Weverlingen (geboren 1700, † 1770), am 11. Jahrestage ihrer Vermälung (7. August 1732) im Schlosse zu Hirschholm zur Erinnerung an dem Tage dieser ihrer ehelichen Verbindung nämlich den „Orden der Treue" oder „Ordre de l'Union parfaite", dessen Mitglieder sie selbst zu ernennen hatte. Die Dekoration bestand aus einem goldenen weiß emaillirten Kreuze; im ersten obern Felde dieses Kreuzes war der nordische Löwe und darunter der preußische Adler, im zweiten Felde umgekehrt der preußische Adler oben und der nordische Löwe unten zu sehen. In der Mitte des Schildes prangten auf blau emaillirtem Schilde unter einer Krone die goldenen Namenschiffern des Königs und der Königin (C. und S. M.) Auf der Rückseite des Kreuzes las man die Worte: „In felicissimae unionis memoriam". Dieser Orden wurde an einem blau moirirten, mit silbernen Rändern eingefaßten Bande auf der linken Brust getragen; Großmeisterin war die königliche Stifterin. Der Orden

theilte das Schicksal vieler anderen; er erlosch — sei es an Mangel an Treue oder vollkommener Einigkeit (Union parfaite) — in Dänemark; im Jahre 1811 zählte er noch acht männliche und fünfundzwanzig weibliche Mitglieder, zumeist deutschen Fürstengeschlechtern angehörig. Zu den letzteren gehörte einst die berühmte italienische Sängerin Vittoria Tesi (geboren 1690 in Florenz), der die Königin Sophia Magdalena 1739 den Orden der Treue verlieh. Signora Tesi heiratete, um den Huldigungen eines alten, häßlichen österreichischen Kavaliers aus dem Wege zu gehen, über Nacht den Theaterfriseur Tramontini, und war eben kein allzu glänzendes Beispiel weiblicher Treue, denn sie hatte mehr Liebhaber als Schminkpflästerchen auf ihrem selbst im hohen Alter noch immer reizenden Gesichte. Sie starb 1775 und hinterließ ein Vermögen von 300,000 Gulden. Sie war, so viel uns bekannt ist, die erste Sängerin, die einen Orden erhalten hat.

Noch kürzere Dauer als diese „Orden der Treue" hat der „Mathildenorden" gehabt, den wieder eine dänische Königin, die unglückliche Gemalin Christians VII., Karoline Mathilde, Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales und der Prinzessin Auguste von Koburg (geboren 22. Juli 1751, † 11. Mai 1775, erst 24 Jahre alt), auf Struensees Rath am 29. Januar 1771 gestiftet hat. Derselbe wurde von den männlichen Mitgliedern an einem rosenrothen, weißgestreiften Bande von der Schulter bis zur Hüfte, und von den weiblichen Mitgliedern in Form einer Schleife an der linken Achsel getragen; er bestand aus einem mit Brillanten besetzten Kranze, in dessen Mitte die beiden Anfangsbuchstaben des Namens der Königin zu sehen waren. Die Königin beabsichtigte eine zweite Klasse dieses Ordens zu kreiren und diese zur Aufmunterung der Wissenschaften und Künste an verdienstvolle Gelehrte und Künstler zu verleihen, ganz nach dem Beispiele ihres Bruders Georg III. von England, der einen Minervenorden zu gründen willens gewesen war. (Die Zahl der Ritter sollte auch nur aus 23 Personen, wie beim Mathildenorden, bestehen, und der silberne Ordensstern mit dem Bilde der Minerva und der Devise: „Omnia post-habita scientiae" an einem goldgelben Bande getragen werden.) Aber schon die Publikation der ersten zehn Mitglieder des Mathildenordens veranlaßte eine solche Flut boshafter Bemerkungen, daß die Königin alle Lust verlor, an die Kreirung neuer Ritter zu denken. Ihre Feinde suchten das falsche Gerücht zu verbreiten, sie habe dieses Spielzeug nur darum geschaffen, um das jungfräuliche Knopfloch ihres geheimnißvollen Günstlings Struensee damit zu schmücken. Die Masse derer, die ihn um die Gunst der Königin beneideten, beeilte sich, ein altes Epigramm aufzuwärmen, welches in der von Struensee und Brandt redigirten „Monatsschrift zum Nutzen und Vergnügen" erschienen war, also lautend:

„Sonst ging man sparsam um mit Orden,
Man schmückte nur die Brust des Ehrenmanns;
Jetzt, Freunde, ist es anders worden,
Jetzt prunkt damit gar mancher — Affenschwanz."

Nach der vom Gerichte ausgesprochenen Ehescheidung mußte der Mathildenorden auf Befehl des Königs abgelegt werden. Eine englische Dame aus dem Hause Drummond, Lady Beverly, ist im Besitze der-

jenigen Dekoration, welche die Königin Karoline Mathilde einst selbst getragen.

Große Berühmtheit erlangte der Orden, den eine andere deutsche, unglückliche Prinzessin, Karoline Amalie Elisabeth von Braunschweig, Gemalin des Königs Georg IV. von England, die unglückliche Schwester der noch unglücklicheren Augusta von Württemberg, der Gemalin Königs Friedrich von Wüttemberg, noch in neuerer Zeit, 1816, als Prinzessin von Wales, auf ihren vielbesprochenen und übel beleumundeten Reisen stiftete, nämlich der „Orden der heiligen Karolina von Jerusalem", zu dessen Großmeister sie den vom Bedienten zum „ersten Kammerherrn" parvenirten Bartholomäus Bergami ernannte, während seine Sippe, dann der junge William Austin, über dessen Herkunft so manches gemunkelt wurde, und andere Vertraute mit Ritterkreuzen begnadigt wurden. Als Rarität lassen wir das Diplom dieses Ordens folgen, welches der englische Schiffskapitän Hownam in dem famosen Ehescheidungsprozesse der Königin 1820 auf Verlangen dem Oberhause vorlegte.

Jerusalem, den 16. Juli 1816. Durch gegenwärtiges, von Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin von Wales eigenhändig unterschriebene und mit Ihrem Petschaft versiegelte Instrument ist ein neuer Orden errichtet, um die treuen Ritter zu belohnen, welche die Ehre gehabt haben, Ihre königliche Hoheit au Ihrer Pilgrimschaft nach dem heiligen Grabe zu begleiten.

Statuten des Ordens!

1) Dieser Orden soll nur Denjenigen verliehen werden, die Ihre königliche Hoheit nach Jerusalem begleitet haben, mit Ausnahme des Leibarztes Ihrer königlichen Hoheit (Dr. Mochetti), der nur durch einen Zufall daran verhindert wurde, Ihrer königlichen Hoheit zu folgen.

2) Herr Bartholomäus Bergami, Baron Francini, des großen Malteser und des heiligen Grabes von Jerusalem Ordensritter und Stallmeister Ihrer königlichen Hoheit, soll Großmeister dieses Ordens sein; seine Kinder beiderlei Geschlechts sollen diesen Orden erben und tragen und soll dieses Recht von Nachkommenschaft zu Nachkommenschaft bis zum Ende der Welt übergehen (!).

3) Derselbe Vorzug wird auch dem Ritter vom heiligen Grabe, Herrn William Austin, zugestanden, und sollen seine ehelichen Kinder beiderlei Geschlechts diese hohe Ehre genießen.

4) Ihnen, Joseph Robert Hownam, Kapitän in englischen Seedienſten, ist die Ehre zugedacht, zum Ritter dieses Ordens im Gefolge Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin von Wales ernannt zu werden. Dieser Auszeichnung haben Sie sich jedoch nur als einer persönlichen Ehre zu erfreuen und ist nach Ihrem Ableben das Ordenskreuz und das Diplom an den Großmeister zurückzuliefern.

5) Der Großmeister soll das Ordenskreuz um den Hals tragen, und die Ritter tragen es im linken Knopfloche.

6) Die Insignien des oben erwähnten Ordens bestehen in einem rothen Kreuze mit dem Motto: „Honny soit qui mal y pense" und soll derselbe der „Orden der heiligen Karolina von Jerusalem" genannt

werden. Das Band dazu soll von violetter Farbe mit Silberfaden durchflochten sein.

gez. Karolina.

Bartholomäus Bergami
Baron Francini,
Ritter des Malteser-, Ritter des Ordens
vom hl. Grabe und
Großmeister dieses Ordens.

Ob die arme Prinzessin den Ritterschlag mit einem Schwerte oder mit ihrer Lilienhand vollführt habe, davon ist nichts bekannt geworden; daß aber die Vorlesung dieses sehr wichtigen und so großen Scharfsinn verrathenden Instruments ein allgemeines Gelächter im Hause erweckte, läßt sich leicht denken, Der Karolinenorden erlosch mit dem 7. August 1821, an welchem Tage die Königin an einer verdächtigen „Entzündung der Eingeweide" plötzlich starb, und gegenwärtig dürfte sich kaum mehr ein Verzeichniß seiner Mitglieder auffinden lassen.

Wir müssen nochmals an die Höfe und in frühere Jahrhunderte zurückkehren. Viele Orden verdankten ihren Ursprung den Liebschaften und Vermälungen ihrer Gründer, wie z. B. der „der Gensterblume", den Ludwig IX. zum Andenken an seine Hochzeit mit Margaretha von Navarra; der „Orden vom Zopf", oder „Orden von der Locke", den Herzog Albrecht III. von Oesterreich zum Andenken des Geschenks einer schönen Locke seiner Gemalin Beatrix 1376 stiftete, ebenso der „Orden des glücklichen Bundes", der vom Herzog Ernst von Hildburghausen 1749 zur Feier seiner Vermälung mit der dänischen Prinzessin Luise geschaffen ward. Auch den englischen „Hosenbandorden" das bekannte Honny soit qui mal y pense Eduards III. kann man hierher rechnen. Mitunter waren es nur einzelne, ganz bestimmte Persönlichkeiten, die man auf diese Weise feierte, so der „Orden der brüderlichen Liebe und Einigkeit", den Kurfürst Christian II. von Sachsen lediglich für sich und seine Brüder August und Georg gründete, der dann mit des letztern Tode, 1615, wieder erlosch, dann der „Orden der vier Kaiser", den ein Graf Limburg-Styrum 1768 in Belgien zum Andenken an die Kaiser Heinrich VII., Karl IV., Wenzel und Sigismund ins Leben rief, der sogar heimlich noch jetzt fortleben soll. Selbst Kaiser Joseph II. stiftete einen derartigen Orden, „des h. Joseph", für guten alten Reichsadel, namentlich aber für die Burg Friedberg in der Wetterau. Auch rein zufällige Ereignisse gaben die Veranlassung her. So stiftete König Eduard III. von England das Andenken an die durch einen hervorbrechenden Hasen veranlaßte Flucht der Franzosen unter Philipp von Valois, 1338, durch den „Orden der Hasenritter", König Ferdinand I. von Neapel das Andenken an die Versöhnung mit seinem, ihm einst nach dem Leben trachtenden Bruder Menno Maezano, durch den „Orden des h. Hermelius". Und so glaubte auch Karl VI. von Frankreich seine Rettung von einer Verirrung auf der Jagd durch den „Orden des Gürtels der Hoffnung" der Nachwelt aufbewahren zu müssen. Höhere, wissenschaftliche Zwecke strebten dagegen der „Palmen-" und der „Blumenorden" an. Ersterer, auch „Orden der fruchtbringenden Gesellschaft" genannt, verehrte seinen Stifter in Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar († 1626) und bezweckte die „Erhaltung deutscher Treue und Bildung deutscher

Sprache"; letzterer, unter dem Namen der „Pegnitzorden" in weiteren Kreisen bekannt, sollte vorzugsweise zur Verherrlichung und Veredlung der Poesie dienen. Seine Mitglieder hießen „Pegnitz-Schäfer"; die Gründer waren — 1644 — die Rathsherren Harsdörffer und Klaj zu Nürnberg. Mit weniger Spielereien hätten beide Orden Großes leisten können. Auch der „Orden der Eintracht", den Fürst Ludwig Friedrich von Rudolstadt 1718 stiftete und den Fürst Johann Friedrich 1767 erneuerte und nach dem Beispiele Friedrich Wilhelms I. von Preußen mit einem Tabakskollegium vermehrte, fällt noch in diese Klasse, denn Beförderung der Wissenschaft, Kunst und Literatur gehörte zu den ausgesprochenen Zwecken. Als eine vollständige Ausartung muß man bezeichnen die geradezu auf die Beförderung von Thorheiten abzielenden Orden, als: „den vom Gecken", welchen 1381 Graf Adolph I. von Kleve; den „Narrenorden von Dijon", welchen Herzog Philipp III., der Gute von Burgund 1454; und die sogenannte „Babinische Republik", welche der Starost Pfanka auf seinem Rittersitze Babin mit dem Lubliner Richter Cassarius 1568 für alle diejenigen gründete, welche sich durch eine Lächerlichkeit auszeichneten. Weil man in dieser Gesellschaft jedes Laster, jede Schwachheit der Lächerlichkeit preisgab, wurde sie in kurzer Zeit der Schrecken, die Bewunderung und der Zuchtmeister der polnischen Nation. Sie erhielt endlich einen so weiten Umfang, daß man selten unter dem Senat, der Geistlichkeit, den Hofleuten und den Ständen des Reichs eine Person fand, die nicht ein Amt in derselben bekleideten. Einige wurden auch zu Infanten von Spanien, Favoriten und Hofnarren ernannt. Als König Sigismund August von der Sache erfuhr, äußerte er sein Wohlgefallen über diesen komischen Ordensstaat und fragte, ob er auch einen König hätte? Worauf der Starost dieser Republik, eine wunderliche Persönlichkeit mit beständig jovialer Laune, antwortete: „Ferne sei von uns, allerdurchlauchtigster König, daß wir, so lange Sie leben, einen anderen König wählen sollten; Sie sind auch unser Oberhaupt." Der König lachte, nahm die Antwort gnädig auf und erging sich so sehr in Witzeleien, daß alle in die größte Heiterkeit versetzt wurden.

Ein ähnlicher Orden: „Die rothe Brüderschaft", war am Warschauer Hofe 1721 vom General-Feldmarschall Flemming gestiftet. In der Stiftungsurkunde hatte man den Mund ziemlich voll genommen: „wir haben es mit dem edelsten Theile des Menschen, mit der Seele, zu thun", heißt es darin. Aber das ist nur eitel Phrase und Spiegelfechterei. Es ist uns ein dickes Aktenstück über das Thun und Treiben dieses Ordens hinterblieben, aus dem sich auf jeder Seite ergiebt, daß die rothen Brüder um kein Haar besser waren als die Glieder anderer Orden. Liest man diese Berichte aus der guten alten Zeit, so muß man in der That erstaunen, mit welchem Ernst selbst angesehene Staatsmänner so höchst läppische Spielereien betrieben. Ja diese Lektüre erweckt absonderliche Gedanken über das Thun und Treiben in der crême de la crême der Gesellschaft, denn diese allein war aufnahmsfähig. Nur wer sechzehn Ahnen nachweisen konnte, war befähigt zum Eintritt in das Allerheiligste der rothen Brüderschaft. Außerdem mußte der oder die Novize auch gesellige Talente besitzen, insbesondere ein guter Erzähler sein.

Sich gegenseitig zu vergnügen und aufzuheitern, war auch der Zweck dieses Ordens und dies glaubte man vorzugsweise zu erreichen durch Erzählen wahrer oder erdichteter Geschichten, die aber der Wahrscheinlichkeit nicht ins Gesicht schlagen durften. Es war Pflicht der Ordensbrüder und Schwestern, getreuen Bericht abzustatten über alles, was ihnen selbst begegnet war oder sich bei anderen zugetragen hatte; dabei durfte man weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, weder Gemal noch Gemalin, weder den Geliebten noch die Geliebte, weder Freund noch Freundin verschonen. Man hielt dies für eine ganz unschuldige Sache, da alle zum strengsten Geheimniß verpflichtet waren. Außerdem war jedem Ordensbruder eine Ordensschwester zugetheilt; es war ihm nicht allein erlaubt, sondern er war sogar verpflichtet, in dieser nach seinen besten Kräften die zarten Gefühle der Liebe zu erwecken. Die Eifersucht war aus diesem Kreise dermaßen verbannt, daß es jedem Ordensgliede verstattet war, dem andern die Ordensschwester abspenstig zu machen, und dieser mußte das widrige Geschick ohne Murren ertragen.

Die exklusive Richtung dieses Ordens erregte ihm viele Widersacher bei Hofe, so daß man sehr auf der Hut sein mußte, um sich gegen das Eindringen falscher Brüder zu schützen. Andererseits diente dieser Orden als eine Art Versicherungsanstalt gegen die rastlosen Ränke und Kabalen, mit denen man sich in jener Zeit allseitig an den Höfen bekämpfte.

Tief unter diesen beiden polnischen standen die Ordensverbrüderungen am russischen Hofe in Moskau. Hier bestand, gleichfalls und gleichzeitig, 1721 von deutschen Diplomaten gegründet, ein „Orden der Traube", der dem Dienste des Bacchus gewidmet war. Die Ordenstracht bestand in einem blauen Domino mit fleischfarbener Bordüre; das Ordenszeichen, eine Traube von Emaille, wurde an einem fleischfarbenen Bande auf der Brust getragen. Die Statuten enthielten eine sehr bedenkliche Verpflichtung: ein guter Bruder der Traube mußte ohne Murren jeden Wein trinken, der ihm angeboten wurde.

Außerdem bestand am Moskauer Hofe unter dem Vorsitz des Herzogs von Holstein noch eine „lustige Gesellschaft". Sobald der Rumormeister rief: „Vivat Confucius", ging der Randal los; wer dann den größten Blödsinn losließ, der wurde am meisten bewundert.

Das alles aber wurde wieder weit überboten vom französischen Hofe. Hier errichtete zunächst die Herzogin von Maine auf ihrem Schlosse zu Scau einen „Orden der goldenen Birnen" oder der „weißen Nächte", der aber nicht so ganz harmloser Natur war, indem man hier unter dem Deckmantel harmloser Vergnügen bestimmte politische Zwecke verfolgte. Am berüchtigsten aber wurde der „Orden der Ritter und Nymphen der Rose", (L'ordre des Chevaliers et Nymphes de la Rose), dessen Urheber der Herzog von Chartres (1780), der später als Philipp Egalité eine so hervorragende Rolle in der französischen Revolution spielte, war. In den wilden Orgien dieser Ritter und Nymphen, in denen die frechste Sinnlichkeit sich brüstete, hörte man den dumpfen Groll des verzweifelnden Volkes nicht. Unbekümmert um das gräßliche Elend ringsum, half man redlich mit, in toller Lust das Mark des Landes zu verprassen. Und als endlich das französische Volk aus dem

ersten üppigsten Traume, in den es Ludwig XIV. durch den Waffenruhm und allerlei äußere Erfolge gelullt, erwachte und mit Schrecken erkannte, daß der große König, dessen Despotie man jauchzend zugejubelt hatte, Frankreich nicht erhöht, sondern erniedrigt, ja an den Rand des Abgrundes gebracht und jede geistige Freiheit unterdrückt hatte, da wußte auch der schlaue Herzog von Orleans mit seinen Spießgesellen, den Rittern des Rosenordens, aus dem hereinbrechenden Chaos Kapital zu schlagen.

Der Orden enthielt, wie jetzt mit Bestimmtheit ausgemittelt ist, den Kern der nachmaligen Partei Orleans, welche in dem Drama von 1789 eine so unheilvolle Thätigkeit entwickelte. Endlich ereilte die rächende Nemesis seinen Gründer. Am 6. November 1793 fiel Egalités Haupt unter der Guillotine, neun und einen halben Monat später, nachdem, hauptsächlich durch ihn und sein Betreiben, selbst sein Votum, das Blut Ludwig XVI. geflossen war!

Frankreich, wie es die größte Pflanz- und Kulturstätte für das Ordenswesen von jeher war, hat diesem in seinen Auswüchsen noch ein gründliches Ende bereitet. Es waren nicht weniger, wie 51 bestehende, gesetzlich anerkannte Orden, welche die große Revolution hinwegfegte. Sie schüttete allerdings das Kind mit dem Bade aus und eine gesunde Reaktion, wie sie Napoleon I. durch seinen Orden der Ehrenlegion mit der schönen Devise: Honneur et Patrie, in Scene setzte, konnte nicht ausbleiben. Solchen Ausschreitungen aber, wie wir sie unseren Lesern vorgeführt, haben die Ideen von 1789 wohl für immer ein Ende gemacht.

Die russische Prinzessin.

Nach dem Spanischen von K. von Wissell.

I.

Ein weiblicher Tiger.

Petersburg, diese fabelhafte Schöpfung Peters des Großen, war nie so glänzend, als in den ersten Tagen der Regierung des Kaisers Nikolaus. Es schien, als ob die Jugend der Thronerben Alexanders die Triebfeder zu unaufhörlichen Festen wäre. Doch der eigentliche Zweck dieser Bälle, Ceremonien und glänzenden Luxusentfaltung war, den Repräsentanten des alten Europa Sand in die Augen zu streuen und die diplomatischen Gäste das Epitheton von nordischen Barbaren vergessen zu machen, mit dem sie gewohnt waren, die Russen zu bezeichnen.

An einem Dezemberabend war großer Ball im Palais Michael. Die breiten Straßen der Stadt waren mit schlecht gewaschenen, schlecht gemalten und schlecht lackirten Vierspännern angefüllt. Geführt wurden diese Fuhrwerke durch einen Kutscher und einen Postillon. Der letztere, ein mit schmutzigem persischen Armiak bekleideter Knabe, war geschickt, gewandt und kühn, so daß er ohne von Stimme und Peitsche Gebrauch zu machen, sich nur der Trensenzügel bediente.

Alle diese originellen, malerischen, doch wenig eleganten Equipagen blieben vor der äußeren Façade des Palastes halten, der in seiner ganzen Länge mit einem Portikus im italienischen Stil geziert war. In den Arkaden hingen Papierlampen in Form von Tulpen, Leiern, Vasen und Urnen. In der Halle drängte sich die Menge von vornehmen Damen und Herren, deren elegante Toiletten und glänzende Uniformen unter schweren Pelzen verborgen waren. Alle beeilten sich, in das glanzvolle, blumenreiche, dufterfüllte Eden zu gelangen, in das Abbild der Zauberpaläste jener nordischen Sagen, in denen die Schrecken des russischen Winters in ewigen Frühling verwandelt werden.

Das Licht der zahllosen Lampen bestrahlte die Säulen des Palastes, wie die Bäume des Gartens. Dieser war mit einer Menge von Volk gefüllt, welches die Rollen des unbeweglichen Chors der antiken Tragödien übernommen zu haben schien. Aus dichtem Gebüsch erklangen militärische Symphonien, während verborgene Orchester von ferne antworteten wie das Echo der Hörner bei den großen Parforcejagden. Aus nächtlichem Dunkel strahlten von versteckten Flammen beschienene Gebüsche hervor, deren gespenstisch beleuchtete Blätter jene nebelhaften Tinten annahmen, die nicht dieser Erde anzugehören schienen.

Das Innere der Galerie, wo getanzt wurde, war ein neuer, wundervoller Garten, der über zweitausend tropische Gewächse in Kästen enthielt.

Im Hintergrunde des Saales, von exotischen Bäumen umgeben, beschützt von stacheligen Aloes, Kaktus und Feigen, erhob sich ein Wasserbassin, aus welchem ein krystallheller Strahl hoch emporstieg, um dann in tausend funkelnden Sternen niederzufallen oder als glänzender Staub die Blätter der Palmen und Bananen zu erfrischen.

Mit Ausnahme derjenigen, die zum Aus- und Eingehen dienten, waren die hohen Fenster hinter riesigen, goldgerahmten Schirmen von Spiegelglas, aus einem Stück, verborgen, deren Füße sich in Blumenbeeten verloren. Diese mächtigen Spiegel, von unzähligen Lichtern umgeben, schienen im Winde zu zittern, wie die Diamantenvorhänge, welche die Thüren von Aladins Zauberpalast verbargen. Auf diese Weise vergrößerte sich der Saal ins Unendliche. Es war ein Prisma von Licht, Gold, Blumen und Reflexen, und über diesem Chaos schwebte ein unbestimmter Nebel, der die Umrisse aller Gegenstände ineinander verschmolz.

Noch hatte der Tanz nicht begonnen und die Gäste, in Erwartung des Kaiserpaares, beschäftigten sich damit, die Ankommenden einer genauen Musterung zu unterziehen. Eine Bewegung besonderer Neugierde ging durch die Menge dieser wohlwollenden Beobachter, als der Ceremonienmeister die Namen des Fürsten Muriakin und seiner Tochter, der Prinzessin Weratschka ausrief. Es bildete sich ein Spalier von Uniformen und Roben, durch welches die Gemeldeten sich begeben mußten, während die Unterhaltungen stockten und die Kritik auf den affektirt stolzen Damenlippen verstummte; es schien, als ob die neidischen Blicke das Geheimniß erforschen wollten, welches der triumphirenden Rivalin zu ihren Siegen verhalf. Die Männer hingegen waren bestrebt, ein Lächeln, einen Wink oder einen Blick von dieser göttlichen Prinzessin zu erhaschen.

Noch nie war die Schönheit dieser eleganten jungen Dame so glänzend hervorgetreten. War es Ziererei, war es Gleichgiltigkeit, aber ein anmuthiges Sichgehenlassen, ein lächelnder und doch kalter Ausdruck ihres Gesichts und eine stolze Haltung, alles an ihr schien das Bewußtsein und die Gewohnheit des Triumphes zu bekunden.

Wie eine Herrscherin durchschritt sie die Reihen, während ihr Blick den Herren sagte: „Bewundert mich!“ und den Damen: „Beugt Euch vor mir!“

Schön war sie in der That und besaß jenen seltsamen, geheimnißvollen Zauber, welcher allezeit die Damen von rein slavischer Rasse auszeichnet.

Ist es die Verschmelzung des asiatischen und europäischen Typus, welche ihren Zügen und ihren Formen eine Feinheit und unvergleichliche Distinktion gegeben hat? Ist es das Leben in einem warmen Treibhaus, zu dem die vornehmen Damen verurtheilt sind, welches ihnen die aristokratischen Formen erhalten und sie vor der Berührung mit jenen Kalmücken bewahrt hat, deren Züge gedrückt, gewöhnlich und eckig sind? Wir wissen es nicht zu sagen, das aber steht fest, die junge Prinzessin Muriakin konnte den Vergleich mit den ersten Schönheiten

der früheren Höfe aushalten, hatte aber keine Aehnlichkeit mit einer Madonna Rafaels oder Murillos.

Ihre heidnische Stirn war nicht hoch, aber gerade und breit genug, um einen eigenen und leidenschaftlichen Willen zu bekunden. Ihre Augen waren echt slavische, von reinem Schnitt, aber das unbestimmte, dunkle Himmelblau der Pupille, welches an die Augen der Sarmaten des Tacitus erinnerte, war von jener seltenen Färbung, die dem verschleierten Blick der jungen Walküren des Nordens jenen unwiderstehlichen Zauber verleiht. Ihre feine griechische Nase erhöhte den aristokratischen Charakter ihres Gesichtes, der eigenthümlich durch das lange, weiche und glänzende Haar gemildert wurde, das ihre Wangen wie ein zitternder Heiligenschein umfloß.

Ein oberflächlicher Beobachter würde aus ihrer Haltung, aus ihrer zarten Figur und der Weiße ihrer Haut auf eine zarte, gebrechliche Natur geschlossen haben, wenn er nicht in dem flüchtigen Zucken der Augenbrauen und der Lippen eine außerordentlichenervöse Kraft errathen hätte, die unter jenen bezaubernden Formen wie die Stahlfeder unter einem Sammetkissen verborgen war.

Die Toilette der jungen Prinzessin war duftig wie sie selbst: Ein mit silbernen Sternen besäetes Tüllkleid war mit Guirlanden von Convolvolus besetzt und umhüllte mit leichten Falten den göttlichen Körper. Diamanten hielten die einzelnen Bouquets zusammen, schlängelten sich durch die feinen blonden Haare und umfaßten den prachtvollen Schwanenhals.

Es war unmöglich, selbst im Traume, ein mehr verführerisches Bild weiblicher Schönheit zu denken.

War dieses nicht für die Jugend die flüchtige Inkarnation ihres Ideals? War es nicht in den Augen gereifter Männer das seltenste Zeugniß von der Kraft der Natur in Schöpfung höchster Vollkommenheit? War es nicht endlich für die Alten die glänzendste Erinnerung vergangener Jugend, welche für einen Moment ihre eisigen Herzen wieder erwärmte?

Was den Fürsten Muriakin anbelangt, so schritt er, seine Tochter am Arme, die Brust mit Orden und Ehrenzeichen aller Nationen bedeckt, durch die Menge, strahlend vor Wichtigkeit über die, der Schönheit Weratschkas dargebrachten Huldigungen. Trotz seiner diplomatischen Kälte erwärmte er sich daran, sie wie eine Göttin durch die Wogen der staunenden und bewundernden Höflinge schweben zu sehen.

An dem Eingang zur Galerie hatte ein junger Soldat, ein armer Edelmann die Wache. Auch dieser konnte seine Augen von dem Zauber der jungen Prinzessin nicht abwenden und sah nur sie allein in diesem Gewühl von eleganten Damen.

Erblassend fühlte er eine Verwirrung, wie wenn der Kaiser ihn angeredet hätte und fast vergaß er, daß er sich im Dienst befand. Plötzlich trieb der Gedanke an seine untergeordnete Stellung ihm das Blut wieder in die Wangen. Die unbefangene Heiterkeit der Jugend hatte in seinem Herzen einem neidischen, fieberhaften Ehrgeiz Platz gemacht.

Vor wenigen Augenblicken noch war er glücklich in dem Gedanken gewesen, die Wache bei diesem Feste und den Anblick dieses wundervollen Schauspiels haben zu können, und nun würde er den besten

Theil seines Lebens geben, könnte er einer jener Bevorzugten sein, welche das Recht hatten, mit der Prinzessin einige Worte zu wechseln und mit ihr tanzen zu dürfen.

Doch als Kadett von heruntergekommener Familie mußte er hier stehen, scheinbar kalt, gefühllos, gehorsam wie ein Sklave, fern von jener Erscheinung voll Poesie.

Mit Eifer, gleich dem Neophiten in härenem Gewande, nahm er seinen Posten wahr und hoffte dadurch seine thörichten, ziellosen Versuchungen zu bekämpfen, deren Zauber Kopf, Herz und Sinne zu verbrennen drohten. Vergebens! Es gelang ihm nicht, jenes gefährliche Bild zu verjagen, immer und immer kehrte es zurück, um seine Gedanken zu verwirren. Endlich beschloß er, um andern Sinns zu werden, das Ohr der Unterhaltung, die in seiner Nähe geführt wurde, zu leihen.

Zuerst vernahm er nur unnütze und leichtfertige Phrasen, doch plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch das Gespräch zweier Personen gefesselt, die hinter Granatbäumen halb versteckt waren und von denen er den einen als den englischen Gesandten, Lord George W. erkannte, während der andere, ein blonder junger Mann von zartem Körperbau mit spöttischem Blick, blassen zusammengekniffenen Lippen die Uniform eines Flügeladjutanten trug.

„Kennen Sie diese reizende Dame, Mylord? fragte der letztere.

Der Kadett errieth sofort, daß es sich um die Fee des Tanzsaals handelt.

Der Gesandte erwiederte lächelnd:

„Wer kennt denn nicht die Prinzessin Weratschka, die Tochter des menschenfreundlichsten russischen Bojaren, des Fürsten Muriakin und Besitzers des reichen Bezirks Bogorodsky in der Provinz Tula?

„In der Provinz Tula!" sagte überrascht der junge Soldat zu sich und gab sich einer Art von hoffnungsvollem Aberglauben hin, weil die kleine Besitzung seiner Vorfahren ganz nahe bei Bogorodsky lag. Zwischen ihm, dem gemeinen Soldaten und der vornehmen Weratschka schien sich die Entfernung zu verkleinern.

„Haben Sie denn nie von dem prachtvollen Schlosse des Fürsten bei Jsrog gehört", fuhr der Gesandte fort, „aus dem derselbe ein wahres Paradies gemacht hat?"

„Bedenken Sie, Mylord, daß ich von der Reise komme", erwiederte der Adjutant. „Ich schneie mit meiner neuen Uniform in diesen Saal, aber mein Auge ist noch von der italienischen Sonne geblendet, mein Ohr von dem französischen Geschwätz betäubt und mein Gehirn von der Langeweile Ihres feuchten Heimatlandes verwirrt. Betrachten Sie mich daher, Mylord, wie einen Fremden, dem Sie einen falschen Schritt ersparen wollen. Ich bin noch nicht wieder Russe geworden, deshalb: Gnade für meine Unwissenheit!"

„Wahrhaftig", sagte Lord George mit ironischer Ruhe, „der kalte Sohn der Neva wird sich an dem Lichte verbrennen wie eine Motte! Lassen Sie sehen, ob Sie auf Ihrer Tour durch Europa auch Beobachter und Physiognomist geworden sind: Wie beurtheilen Sie diese Prinzessin nach ihrem Aeußeren?"

„Sie ist schön, wie der schönste Traum", antwortete der Flügel-

adjutant mit Feuer. „Ihre vornehme Würde scheint die Huldigungen und die Hoffnungen derjenigen fern zu halten, die mit einem Sonett auf den Lippen ihr nahen. Diese zurückstoßende Kälte steht ihr vortrefflich und wie der Schnee die Hände verbrennt, so dringt der kalte, unbestimmte Ausdruck ihrer Blicke tiefer in mein Herz, als die feurige Glut der schönen Augen in Florenz und Sevilla."

„Der fühlt gerade wie ich", dachte der Kadett.

„Ist sie verheiratet, verlobt oder Wittwe? fragte der Adjutant.

Lächelnd, mit jener diplomatischen Ruhe, welche ein Engländer sogar in dem Toilettenzimmer einer Dame zu bewahren weiß, antwortete der Gesandte:

„Weder die eine, noch die andere dieser gesellschaftlichen Strafen hat sie bis jetzt erduldet, mein junger Freund. Die Prinzessin Weratschka ist einfach ein Tiger im Weiberrock!"

Der Adjutant erbebte.

„Wundern Sie sich nicht zu sehr", fuhr Lord George fort. „Der Tiger ist, wie Sie sehen, auf das reizendste travestirt, um die Schlauesten irre zu führen. Ich aber würde sie lieber unter die Tatzen eines wirklichen Tigers, als unter den Fächer dieser Prinzessin Katze gerathen lassen."

„Katze!" wiederholte mit zornigem Blick der Adjutant.

„Doch genug davon, Tschertokonsky", fuhr der schlaue Diplomat fort, „es ist unrecht zu vergessen, daß man seinen Freunden nur solche Lehren geben darf, die sie gern hören."

Hätte er den Blick nach dem jungen Gardisten gewandt, würde er sein Leben zwischen zwei Feinden in Gefahr gefunden haben.

Der Adjutant machte einen Versuch zu lächeln und sagte mit veränderter Stimme:

„Fahren Sie fort, o Mylord, dieses Exordium interessirt mich ganz ausnehmend."

„Nun denn, diese Maske vollkommener Unschuld und Natürlichkeit", fuhr der Lord fort, „birgt eine Seele voll einstudirter Kunst, eine Kokette ohne Herz, mit Stolz und Grausamkeit überklebt."

„Grausamkeit?" lachte der junge Mann. „Läßt sie vielleicht ihre Sklavinnen durchpeitschen wegen einer schlechtgesteckten Nadel oder wegen eines Tropfens Eau de Lavande, der auf ihr Kleid gefallen ist?"

„Sie mißverstehen mich", sagte der Gesandte kühl. „Sie ist gleichgiltig oder wohlwollend mit dem Elend, je nach ihren Launen. In England würde man sie einfach „an excentric lady" nennen, aber —

„Aber auch hier, Mylord, Sie wissen es ebensogut wie ich, gilt völlige Toleranz und Freiheit für die Excentricitäten der Bojaren, so lange sie nicht die Politik berühren."

„Wahrhaftig", erwiederte der Lord, „wir sind wie zwei Advokaten, welche das „Für" und das „Wider" verfechten. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich das Urtheil ihrer zahlreichen Anbeter wiederhole, wenn ich die Prinzessin für herzlos erkläre."

„Unmöglich!"

„Unmöglich" ist ein sehr undiplomatischer Ausdruck. Ich bedaure, Ihnen eine Illusion zu rauben, jedoch ich habe Beweise. Die schöne

Weratschka hat ihre männlichen Hampelmänner, ihre Liebesnarren und ich möchte nicht dazu gehören."

„Wie kann ein Mädchen mit so reinem Ausdruck, so keuschem Blick die unwürdige Rolle einer Koketten spielen?"

„Circe, Strigilla und Armida wußten von der Liebe, welche ihre Schönheit in den leichten Herzen der Männer entzündete, keinen schnöderen Gebrauch zu machen, als diese Prinzessin."

„Aber Mylord", murmelte verlegen der Adjutant, „Sie machen mir da die Beschreibung eines Ungeheuers."

Wie gern hätte der junge Kadett mit dem Kolben seines Gewehrs dem großbrittannischen Gesandten — selbst auf die Gefahr eines Casus belli — den Schädel eingeschlagen.

„Ich weiß nicht", fügte Lord George hinzu, „welche Prinzessin es war, die eines Tages ihren Handschuh in die Arena warf, damit ihr Kavalier ihn den Klauen eines hungrigen Löwen entreißen sollte. So etwa liebt es die schöne Weratschka, mit dem Muthe, der Würde, ja mit der Ehre ihrer eifrigsten Anbeter zu spielen."

„O, Mylord, ich bemerke zu spät, daß Sie sich über mich lustig machen wollen."

„Glauben Sie wirklich, mein Freund?" fragte der unverwüstliche Engländer und fuhr dann fort: „Dort gerade kommen meine lebendigen Beweise! Sehen Sie jenen Bojaren, der jetzt mit der Prinzessin spricht; fragen Sie diesen Gutsbesitzer vom Don, diesen Edelmann aus der Steppe, wer ihn auf so lächerliche Weise in einen Stutzer verwandelt, wer ihn auf einmal aus seinen Wäldern und Sümpfen, von den Ufern seiner Seen und Flüsse gerissen hat, um wie ein Meteor mitten in diese elegante Welt zu fallen, wo er eine so tölpelhafte, komische Figur spielt? Er wird Ihnen antworten, daß es eine Laune, ein Einfall war, der schönen Prinzessin zu gefallen! — Nun wenden Sie dorthin Ihr Auge. Sehen Sie jenen Herrn mit dem finstern, traurigen Blick, der wie ein wilder Nomade aussieht? — Würden Sie glauben, daß er ein französischer Edelmann, aber naturalisirter Russe ist, welcher von seinem Vaterlande noch die geistige Lebendigkeit, die beißende Ironie und den leichten Sinn der Beaumonde bewahrt hat? — Fragen Sie ihn nur, auf wessen Geheiß er Petersburg, wo man den Knoten seiner Krawatte bewunderte, verließ, um in der Steppe zu verwildern, wo er Bären jagt und wo ihm zwei Zehen erfroren sind. — Auch dieser wird antworten: Weratschka!"

„Aber, Mylord, danach müßte ja diese Prinzessin ein moralisches Ungethüm sein", sagte der Adjutant, sichtbar aufgeregt. Uebrigens habe ich immer den Herkules um seinen Ruhm als Besieger der Ungeheuer beneidet. Sollte mir mal eines in den Weg kommen, so würde ich das Abenteuer unternehmen und sollt ich darüber zu Grunde gehen."

„Hören Sie auf, Tschertokonsky", fuhr Lord George fort; „ich sage Ihnen ganz aufrichtig: Wer diese Prinzessin Muriakin liebt, setzt sein Leben aufs Spiel."

„Sein Leben aufs Spiel!" wiederholte eine dumpfe Stimme.

Ueberrascht blickte der Adjutant sich um, doch verbarg ihm eine Flut von Menschen den Posten, dessen Lippen dies prophetische Wort entschlüpft war. Er wollte jedoch nicht unter dem Eindruck dieser

Warnung bleiben, welche er wie eine Drohung anſah, er drückte daher dem Geſandten die Hand und ſagte mit jugendlichem Selbſtvertrauen:

„Danke für die Warnung, Mylord. Da aber meine Füße bei dieſer Unthätigkeit einſchlafen, will ich die Prinzeſſin Weratſchka um die erſte Quadrille bitten.“

Kalt, ohne zu antworten, lächelte der Geſandte und der Adjutant verlor ſich in der Menge, ohne zu bemerken, daß die eiferſüchtigen Blicke der jungen Schildwache ihn verfolgten.

II.

Eine Flamme.

Der Kadett fühlte ſein Herz erbeben, als er die Tochter Muriakins mit ſolch unerbittlicher Strenge angreifen hörte.

Er mochte nicht an die häßlichen Epiſoden glauben, mit welchen Lord W. das Leben dieſer Dame befleckt hatte, deren engelhafte Züge eine jungfräuliche Seele bekundeten.

„Iſt es nicht klar“, ſprach er zu ſich, „daß ſie noch nicht liebt? und freudig bewegte ihn der Gedanke, daß ihre Courmacher nur die Opfer ihrer eigenen Launen wären und daß Weratſchka einen verborgenen Grund hatte, die Unabhängigkeit ihres ſtolzen Herzens zu bewahren. Die Grauſamkeit ihrer Koketterie erklärte ſich einfach durch die ſchnöden Prätenſionen ihrer Anbeter, welche ihm ebenſo unbeſcheiden vorkamen, wie die der keuſchen und fleißigen Königin von Ithaka. In der Aufwallung ſeiner thörichten Träume vergaß der junge Krieger, wie niedrig die Stufe war, die er auf der Leiter der ruſſiſchen Rangordnung einnahm und obgleich er ſelbſt noch nicht auf die Liebe der Prinzeſſin zu hoffen wagte, peinigte ihn doch der Gedanke, daß ein anderer ſich dieſer Glückſeligkeit werth hielt.

Mit lebhaftem Unwillen bemerkte er, wie der Adjutant mit jugendlicher Dreiſtigkeit ſich der ſchönen Weratſchka näherte und ſich vor ihr verbeugte, als ob er ihr die Füße küſſen wollte.

Schon glaubte er, der zudringliche Menſch wäre toll geworden, als er bemerkte, daß derſelbe ein prachtvolles Bouquet aufhob, welches die Prinzeſſin hatte fallen laſſen und es ihr mit vollendeter Gewandheit überreichte.

Weratſchka warf dem Fremden einen eiſigen Blick zu, welcher zu ſagen ſchien:

„Was wollen Sie? Ich kenne Sie nicht!“

Aber der Adjutant war zu erfahren, um ſich durch dieſe vorhergeſehene Kälte einſchüchtern zu laſſen. Mit triumphirendem Lächeln und Blicke, die eher Blaſirtheit als Leidenſchaft ausdrückten, erwiederte er auf die ſtumme Sprache der Prinzeſſin:

„Geſtatten Sie, gnädigſte Prinzeſſin, dieſem Bouquet, Ihnen den Adjutanten Iwan Tſchertokonsky, Neffen des Generals P . . . vorzuſtellen.“

Weratſchka hatte ſich nicht gerührt und hoffte ſich an der Verlegenheit des Offiziers zu ergötzen; als ſie aber bemerkte, daß ihr bojariſcher Stutzer wüthend mit den Augen rollte, beeilte ſie ſich, dem neuen Cour-

macher zuzulächeln. Bezaubert von seinem ersten Erfolge fuhr dieser lebhaft fort:

„Prinzessin, ich bin stolz darauf, dieses beneidenswerthe Bouquet, an dessen Düften Sie sich erfreut haben, in meiner Hand zu halten."

Bei dieser faden Aeußerung wurde das Gesicht des Bojaren scharlachroth und komisch war es anzusehen, wie er sich in seiner engen Hoftracht grimmig schüttelte.

Weratschka aber gab keine Antwort, sondern nahm das Bouquet und ließ es, ohne hinzublicken, wieder fallen. Von neuem bückte sich Tschertokonsky, um es aufzuheben, doch die Prinzessin sagte kurz:

„Bemühen Sie sich nicht, die Blumen sind verblüht, dann trat sie mit ihrem kleinen Fuß auf das Bouquet, welches der Adjutant mit solchem Eifer aufheben wollte. Wie vom Donner gerührt fuhr er zurück und nie haben eine einfache Bewegung, einige unbedeutende Worte solche Wirkung hervorgebracht.

Der kosmopolitische Don Juan blickte mit so betrübter Miene auf die armen Blumen zu seinen Füßen, daß selbst der Bojar sich für hinreichend entschädigt hielt und den unglücklichen Nebenbuhler mit Mitleid betrachtete.

Obgleich gedemüthigt, wollte Tschertokonsky das verlorene Terrain wiedergewinnen. Er verbeugte sich tief, um sein Erröthen zu verstecken und murmelte dann mit gepreßter Stimme:

„Dürfte ich um die Ehre der ersten Quadrille bitten?"

„Ich tanze nicht", erwiederte die Prinzessin mit einer Bewegung, welche ihre Ungeduld verrieth, „für mich ist der Tanz eine Arbeit."

Immer mehr fühlte sich der Adjutant in seiner Eitelkeit verletzt und drehte krampfhaft an seinen goldenen Fangschnüren. Er fühlte das Lächerliche seiner Lage, doch hatte die Geistesgegenwart ihn verlassen. Als er die Augen von den zertretenen Blumen zu der Prinzessin erhob, bemerkte er auf ihrem göttlichen Gesicht ein grausam ironisches Lächeln.

„Haben Sie etwas verloren?" fragte sie mit verstellter Theilnahme. „Ach wahrscheinlich ein Madrigal? Sie können es heute Abend wohl noch einmal gebrauchen zu Ehren eines frischen Bouquets."

Tschertokonsky war zu Sinnen, als ob seine Füße am Boden festgewurzelt wären oder als ob sie im tiefen Sande wühlten und seine Zunge klebte am Gaumen fest. Verlegen verbeugte er sich und als er sich zurückzog, vernahm er, wie die Prinzessin sich mit folgenden Worten an den Bojaren wandte:

„Ach, Graf Betukoff, das sind die Dienste der heutigen Ritter: Man hebt ein paar Blumen auf und verlangt für diese Herkulesarbeit ein Lächeln zum Lohn! Sie alter eifersüchtiger Russe sind nicht der Einzige, der solche Ansprüche macht."

Nachdem der Bojar einige unverständliche Worte gemurmelt hatte, fuhr die Prinzessin fort:

„Ah, man spielt eine Mazurka! Wollen Sie meinen Fächer halten, Graf?"

„Aber soeben sagten Sie, daß Sie nicht tanzen wollten, Prinzessin."

„Weiber sind veränderlich. Dieses Sprichwort stammt aus dem Paradiese, ist in Frankreich renovirt und in allen andern Ländern naturalisirt. — Aber mein Fächer wird ungeduldig!"

„Versprechen Sie wenigstens, daß Sie nur mit mir tanzen wollen", sagte der Bojar mit einer Miene, die zugleich Leidenschaft und Aerger ausdrückte.

„Aber, Graf Betukoff, vergessen Sie, daß das Tyrannisiren bei mir nicht angebracht ist? Ich mag lieber Vaudevilles als Melodramen. Schonen Sie hier Ihre rauhe Stimme und Ihre wilden Blicke und sparen Sie Ihren Despotismus für Ihre Flitterwochen auf."

Krampfhaft und mit zweifelhafter Grazie ergriff der Graf den Fächer und flüsterte, indem er sich dem Ohr der spottenden Dame näherte:

„Weratschka, haben Sie denn kein Mitleid mit meinen Qualen?"

Mit Mühe hielt sie ein lautes Lachen zurück.

„Ihre Qualen? Gehen Sie doch, ich glaube, ein Trauerspiel-Dichter hat Sie gebissen, ha, ha, ha! — Warum schelten Sie mich nicht „Grausame, Unmensch, Tiger?" Wahrlich für einen gequälten Bojaren sind Sie zu blaß!"

„Wahrhaftig ich leide", sagte Betukoff und schlug auf seine Brust.

„Vielleicht in Ihrem Stolz! Weil alles sich Ihrem Willen unterwirft, Menschen und Dinge, ärgert es Sie, daß Sie den meinigen nicht beugen können. Ich bin kokett, nicht wahr? eine excentrische Dame, herzlos, gefühllos! Nun denken Sie, mein armer Graf, daß hundert Verehrer mir dasselbe sagen. Muß ich da nicht mein Herz in hundert Theile theilen? — Aber jeder will es ganz! — Wie ist das möglich? — Gebt Euch Mühe es zu gewinnen! — Habe ich Ihnen nicht den Weg dazu gezeigt? Gebe ich mir nicht die größte Mühe, Ihre schlimmsten Fehler zu verbessern? Ist das nicht sehr großmüthig von mir? Sie mögen freilich lieber lamentiren und mich beleidigen, statt endlich einmal ein Zeichen von Besserung von sich zu geben! Nehmen Sie sich in Acht!"

Wüthend spannte der Graf den Fächer auf und zu, so daß das mit Perlmutter eingelegte Holz unter seinen Fingern krachte.

„Nehmen Sie sich in Acht!" wiederholte die Prinzessin und streckte die zarte weiße Hand aus; „wahrhaftig mein Fächer steigt Ihnen zu Kopfe und wären Sie mein Mann, ich glaube, Sie würden mich damit schlagen."

„Ich flehe Sie, Weratschka, schonen Sie mich", stöhnte der Graf, dem der Zorn die ganze Wildheit seiner Natur zurückgab.

„Aha, die Maske drückt!" fuhr die junge Dame, kalt lächelnd fort. Die Heuchelei der Sanftmuth können Sie nicht lange ertragen. Man sagt, die Russinnen möchten gern von ihren Männern ebenso behandelt werden, wie sie ihre Sklavinnen behandeln: Mir, lieber Graf, fehlt es in dieser Richtung an Patriotismus, ich huldige dem Fortschritt. — Seltsame Thorheit, daß ich nicht geschlagen werden mag! — Nun, Sie brauchen Ihre Lippe nicht zu zerbeißen. Ich bin offen, glauben Sie mir, und will lieber einen Löwen bändigen, als einen Bären tanzen lassen. — Bitte, nun geben Sie mir meinen Fächer zurück!"

Dem Grafen schoß alles Blut zum Herzen, sein Gesicht wurde

erdfahl, die dunklen Augen richteten sich auf die junge Prinzessin, wie die eines wilden Thieres auf seine Beute. Die unerbittliche Weratschka aber spielte mit dieser ohnmächtigen Wuth, wie der Thierbändiger mit seinen Tigern und Hyänen, sie streckte die Hand nach ihrem Fächer aus, da drückte der Bojar ihn mit solcher Gewalt zwischen seinen Fingern, daß krachend die hölzernen Rippen zerbrachen.

„Bedanke mich für die Lehre", sagte die hochmüthige Tochter des Fürsten Muriakin und fügte dann mit besonderem Ausdruck hinzu:

„Merken Sie sich, daß ich ungeschickte Diener nicht zu behalten pflege."

Diese Scene hatte der hinter einem riesigen Kaktus verborgene Adjutant mit angehört und würdigte nun seinerseits mit einem Blick des Mitleids die Niederlage des Bojaren. Diesem kam nichts gelegener als ein weniger unverletzbares Wesen wie die schöne Weratschka war und schon stand er im Begriff auf den Offizier loszufahren, als er hörte, wie die Prinzessin im ruhigsten Tone mit seinem französischen Nebenbuhler sprach:

„Ach nein, Herr von Rocheblanche, ich tanze heute nicht. Uebrigens werden Sie ja auch Mazurka und Redowa verlernt haben, seit Sie Ihren Tanzsaal in die Steppe verlegten."

Weratschka hatte, während sie an den neuen Nimrod diese Worte richtete, dem Bojaren einen bedeutungsvollen Blick zugeworfen, der deutlich sagte:

„Sehen Sie, Ihr Rival wird nicht besser behandelt als Sie."

Gebannt durch die Zaubermacht ihrer Augen, blieb der Graf auf seinem Posten, vergaß die Scene mit dem Fächer und den herausfordernd-mitleidigen Blick Tschertokonskys.

Der letztere fuhr fort die Prinzessin zu beobachten, wobei er rücksichtsvoll sich den Anschein gab, als ob seine Augen dem Gewoge der Menge folgten, welche die Ankunft des Zaren erwartete.

„Herr von Rocheblanche, welcher trotz seiner äußeren Veränderung die angeborene Distinktion nicht gänzlich verloren hatte, beeilte sich, anstatt über seine Abweisung in Zorn zu gerathen, zu erwiedern:

„Sie sind grausam, Prinzessin. Ich hatte gehofft, daß meine Probezeit nun endlich vorüber wäre."

„Jakob diente Laban vierzehn Jahre", sagte die Prinzessin lächelnd. „Haben denn die Franzosen weniger Geduld als jener tugendsame Patriarch?"

Ohne sich durch diese biblische Erwiederung entwaffnen zu lassen, fuhr Rocheblanche mit sanfter Stimme fort:

„Habe ich nicht Ihren innersten Wünschen gehorcht? Weil Sie sagten, daß Sie die verweichlichten Höflinge, die Polkamazurka-Diplomaten, die Vorzimmer- und Paradesoldaten nicht ausstehen könnten, habe ich einen der beschwerlichsten Feldzüge im Kaukasus mitgemacht, die Kosaken der Ukraine auf ihren Jagdzügen in die Steppe begleitet und bin fast wie ein Eingeborener jener Gegenden geworden, wo ich alles, alles verlernte und vergaß, nur nicht die Gewohnheit, Ihr Sklave zu sein."

„Wenn ich zu Ihrer Umwandlung beigetragen habe, mein Herr", sagte Weratschka und fächelte sich mit ihrem gestickten Taschentuch, „dann glaube ich Ihnen einen Dienst erwiesen zu haben."

„Einen Dienst!“ rief der Franzose erstaunt.

„Gewiß, mein Herr“, erwiederte die Prinzessin mit Ernst. „War es früher nicht Ihr Vergnügen, den Ruf von Damen zu kompromittiren? Nun, ich hatte die Absicht, Ihren Ruf des unwiderstehlichen Verführers zu kompromittiren. Da mir dieses gelungen ist, können Sie Ihren Posten im Gefolge der jungen Frauen aufgeben.“

Herr von Rocheblanche bemühte sich zu lächeln, um seinen Aerger zu verbergen, als sich ihm eine Gelegenheit darbot, seine Dreistigkeit zu rächen. Weratschka ließ nämlich, sei es aus Versehen oder aus Koketterie, während sie den Bojaren ersuchte, ihren Vater aufzusuchen, ihr Taschentuch fallen und sofort hatte der Franzose es heimlich aufgehoben, in der Meinung, daß sie es nicht bemerkte. Als aber der heißblütige Edelmann das Tuch in der Tasche seines Rockes verschwinden lassen wollte, wandte sich die Prinzessin mit ernstem Blick zu ihm und sagte:

„Entschuldigen Sie, das ist mein Tuch! Sie sind wohl unter den Kosaken etwas zerstreut geworden?“

„Der Adjutant und der Bojar warfen ironische Blicke auf den unglücklichen Rocheblanche.

„Prinzessin“, sagte dieser finster, indem er das Tuch wieder hervorzog und zurückgab, „da Sie darauf bestehen, mich als verliebten Wilden und Idioten zu behandeln, so mögen Sie auch die Folgen verantworten — und mit drohenden Blicken auf seine Rivalen, fuhr er fort:

„Ich schwöre Ihnen, Weratschka, daß heute Abend kein anderer als ich mit Ihnen tanzen soll! Sie haben einen Bauer aus mir gemacht, wohlan! der Bauer wird Sie auf seine Weise lieben! Sie haben mich gelehrt, die üblichen Formen zu vergessen, wohlan! ich werde mich den Teufel um die Etikette kümmern, wenn ich Sie zwingen will, mich zu lieben!“

Die Prinzessin hielt ihr Tuch vors Gesicht, um nicht in heftiges Lachen auszubrechen über diese Prahlerei, die so gar nicht zu den blonden Haaren, den geistvollen Augen und dem feinen, kaustischen Gesichtsausdruck von Rocheblanche paßte.

Unglücklicherweise bemerkte sie nicht, daß als sie sich umdrehte, ihr leichtes Gewand an dem stachligen Blatte eines Kaktus hängen geblieben war und durch den Luftzug, den ihre rasche Bewegung hervorbrachte, von einer, unter den Blättern jener exotischen Pflanze verborgenen Flamme, sich ein Funken ablöste und auf ihr Kleid fiel — — —.

In diesem Moment verkündete der Ceremonienmeister mit lauter Stimme die Ankunft ihrer kaiserlichen Majestäten.

Die zusammengedrängte Menge von Excellenzen, Ministern, Generalen und Gesandten ging feierlich, respektvoll, wie eine Phalanx dem Zaren und der Zarin entgegen.

Um die Taille der Prinzessin züngelte eine feurige Schlange, Weratschka war, ehe sie sich umdrehen konnte, in eine leuchtende Flamme gehüllt!

Von dem plötzlichen, entsetzlichen Ereigniß erschrocken, standen die drei Rivalen rathlos, wie versteinert. Die junge Dame raffte sich in die Höhe, als sie die Hitze des Feuers fühlte, doch gab sie keinen Laut von sich. Sie bewahrte ihre Kaltblütigkeit, ihren patrizischen Stolz und bemühte sich vergebens mit den Händen den Brand zu löschen.

Ihre Augen suchten den Vater, welcher eingekeilt in die Menge, die einen Blick des Zaren zu erhaschen suchte, vergebliche Anstrengungen machte, zu seiner unglücklichen Tochter zu gelangen.

Trotz des strengen Gesetzes der Etikette entfernten sich die in der Nähe der Prinzessin befindlichen Personen, vom Schrecken ergriffen, getrieben von schmählichem Egoismus, aus der gefährlichen Nähe des bezaubernden Geschöpfes.

Schon war das prachtvolle Haar im Begriff von den Flammen erfaßt zu werden, mit denen nur noch der Kopf und die Arme in unberührter Schönheit kämpften, als ein Mann sich auf sie stürzte, sie in die Arme schloß, an seine Brust drückte und indem er sich selber Hände und Arme verbrannte, heldenmüthig gegen die Flammen kämpfte.

Im Augenblick verdoppelte sich die Heftigkeit der Flammen bei der Berührung dieser so seltsam vereinten Wesen, doch der Mann riß mit rascher Hand einen Sammetvorhang herab, wickelte Weratschka in die schweren Falten desselben wie in einen Mantel, erstickte so die ersterbende Glut und trug vor den Augen der staunenden Menge diese werthvolle Last hinaus auf den Hof des Palastes.

Ein Freudenruf erscholl aus dem Haufen der Herren, doch dieser Schrei des Fürsten Muriakin verhallte sofort in dem Präludium des großartigen Orchesters, welches dem Throne gegenüber aufgestellt war und als der Erretter Weratschkas diese ohnmächtig auf dem Schnee niederlegte, begann der Tanz in dem glänzenden Saal.

Der Mann, welche trotz der Ankunft des Zaren nicht den grausamen Muth gehabt hatte, eine Dame verbrennen zu sehen, war der Kadett, der am Eingang der Galerie auf Posten stand.

Die Aufopferung Alexanders, die übrigens durch die Leidenschaft diktirt war, trug in sich schon unendlichen Lohn.

Der Soldat hatte die schöne Prinzessin in seinen Armen getragen. Ein leidenschaftlicher Schauer durchfuhr seine Glieder und ungern legte er die theure Last von sich auf den Schnee.

Weratschka kam durch die schmerzenden Brandwunden wieder zu sich. Als sie die Augen öffnete, las sie in den Mienen Alexanders die innigste Theilnahme, deren Gegenstand sie war.

Das Mitleid eines Mannes zu erregen, beleidigte sie; in den Falten des beschmutzten, verbrannten und verkohlten Vorhanges wandt sie sich, dann besiegte sie ihre Schmerzen und sprach mit aristokratischem Lächeln, welches die offizielle Entfernung zwischen ihnen andeuten sollte, zu dem Kadetten:

„Man wird Euch belohnen."

Alexander stieg das Blut ins Gesicht, seine Extase erlosch und mit Staunen betrachtete er diesen schönen Mund, welcher mit Silberstimme so schnöde Worte hervorbringen konnte. Sein Stolz erwachte und kalt erwiederte er:

„Ich bin Edelmann, Prinzessin!"

Trotz ihrer Schmerzen lächelte Weratschka und sagte:

Ah, Sie sind stolz! Ich verstehe, ein Kadett; mein Vater vermag viel bei Hofe, er wird für Ihr Avancement Sorge tragen."

Der Kadett zuckte mit den Achseln und fragte sich, ob sie toll oder boshaft wäre, dann erwiederte er:

„Mein Fräulein, ich habe Sie fünf Minuten in meinen Armen gehalten, das ist mir Belohnung genug."

Weratschka fuhr zusammen und blickte den Verwegenen mit ihren großen, dunklen Augen drohend an.

„Vergessen Sie es", sagte sie lebhafter als ihre Gewohnheit war, „sonst muß ich glauben, daß Sie Ihre Dienste übermäßig hoch anschlagen."

Entmuthigt schwieg Alexander und ließ den Kopf sinken, so sehr ging ihm dieser ungeheuere Undank zu Herzen, so sehr verwundete ihn dieser unsinnige Stolz und die rasende Verachtung. Endlich vermochte er nicht mehr sich zurückzuhalten und rief aus:

„Ah, Prinzessin, ohne Zweifel schämen Sie sich, daß Ihr Retter ein Soldat nur ist! Gewiß, es war ja viel Ehre für mich! Doch alle Ihre Freunde ließen Sie im Stich, da blieb mir ja nichts anderes übrig —"

Weratschka unterbrach ihn streng:

„Wenn Sie jede Belohnung verschmähen, hätten Sie mich nicht zu retten brauchen! Ich liebe die Gläubiger nicht, mein Herr! Uebrigens habe ich etwa um Hilfe gerufen, gezittert oder Furcht gezeigt? Warum denn mich ungestraft beleidigen im Namen eines Dienstes, den ich nicht verlangt habe?"

„O, sie haben recht gehabt, sie hat kein Herz!" murmelte der Jüngling und fühlte bittere Thränen in seinen Augen brennen, als er dieses schöne Mädchen betrachtete, um deren Lächeln er gern sein Leben gelassen haben würde.

Die drei Verehrer der Prinzessin kamen nun endlich herbeigeeilt und drückten ihr Bedauern über den Unfall aus; die junge Dame aber ließ sie ihre Klagelieder nicht beenden.

„Sie kommen sehr spät, meine Herren. Ich bin nicht so nachsichtig wie das Sprichwort, denn ich denke: Besser nie als spät. Wenn Sie mit großer Mühe gelernt haben, eine Mazurka schlecht zu tanzen, oder auf fünfzehn Schritt einen Bären vorbeizuschießen, so haben Sie dabei doch nicht vergessen, daß es vortheilhafter ist, Seine Majestät den Zaren zu begrüßen, als einer Dame, in die man sterblich verliebt ist, das Leben zu retten. Ich beobachtete Sie, meine Herren, als ich mir die Hände verbrannte, um mir die brennenden Fetzen meines Kleides abzureißen! Sehen Sie diesen Soldaten, der ist nicht verliebt und doch hat er seinen Posten verlassen, um mich einem entsetzlichen Tode zu entreißen! Sagen Sie mir doch, die Sie immer Ihren Muth rühmen, ist das nicht wahrer, besserer Muth?"

„Seine Pflicht hat er verletzt", sagte der neidische Bojar, „aber ohne die Ankunft unseres Herrscherpaares würde jeder von uns Ihnen zu Hilfe gekommen sein."

„Was den Muth dieses jungen Mannes betrifft", fügte Rocheblanche lebhaft hinzu, „so werde ich mir Gelegenheit nehmen, denselben auf die Probe zu stellen."

„Auch ich werde mir Gelegenheit nehmen" — sagte Tschertokonsky.

„Ah, Sie wollen meinen Lebensretter fordern? Das nenne ich doch die Liebe zu weit getrieben!" erwiederte die Prinzessin.

Endlich kam Fürst Muriakin keuchend mit verstörtem Blick, mit

schlotternden Knieen, voll Angst, seine Tochter todt oder gräßlich entstellt zu finden. Als er sie blaß und ruhig sah, als er ihre Stimme hörte, stieß er einen Freudenschrei aus, bückte sich über ihr Gesicht, küßte sie auf die Stirn, blickte ihr in die Augen und streichelte ihre Wangen im Uebermaß der Freude. Dann nahm er sie in seine Arme, ließ den Wagen vorfahren, auf dessen Kissen er Weratschka mit mütterlicher Sorgfalt niederließ.

„Sie sind Arrestant, Alexander", sagte in diesem Moment der Major der Compagnie und klopfte vertraulich dem jungen Gardisten auf die Schulter, der immer noch in Gedanken versunken dastand.

Die drei Prätendenten fühlten durch diese Verhaftung ihre Eifersucht noch wachsen, denn dadurch stieg das Opfer dieses Jünglings noch im Werth. Der Adjutant besonders warf Blicke tödtlichen Hasses auf Alexander, der ein wichtiger Nebenbuhler werden mußte, wenn die Prinzessin werth hielt, sich ihres Lebensretters zu erinnern und ihn zu protegiren.

Während der Wagen sich von dem Palaste entfernte, fragte sich der Kadett, ohne an seine vielleicht zerstörte Zukunft zu denken, ob die Weratschka am andern Morgen sich noch erinnern würde, daß er auf der Welt wäre und dieser Gedanke war für ihn eine furchtbare Pein. Aber lange kann ein Verliebter nicht an die Fehler seines Ideals glauben; lägen sie sonnenklar vor aller Augen, er allein wird sie nicht sehen, er allein wird sie leugnen gegen alle. Man kann sich daher denken, wie groß die Freude Alexanders war, als nach Ablauf eines vierwöchentlichen Arrestes der Fürst bei ihm eintrat.

„Mein Freund", sagte freundlich der Diplomat, „wenn Seine Majestät Sie hat bestrafen müssen, weil Sie gegen die Gesetze der Disciplin verstoßen haben, so will er heute Ihren Muth belohnen: Sie sind Fähnrich geworden, hier ist Ihr Patent. Nach den eingezogenen Erkundigungen über Ihre Familie, Ihre vortreffliche Erziehung und Ihre von allen Vorgesetzten anerkannte, ausgezeichnete Führung, gestattet Se. Majestät, daß Sie zu Ihrer Frau Mutter reisen, um derselben Ihr Glück mitzutheilen."

In den Augen des Junkers glänzte eine Thräne.

„Durchlaucht, wie kann ich Ihnen danken!"

„Ich kenne die vortreffliche Natalie", fuhr theilnehmend der Fürst fort; „als Wittwe eines alten Offiziers ist sie ohne Vermögen und ohne Beschützer, sind Sie nicht ihre einzige Hoffnung, ihr einziger Stolz, ihre einzige Freude, Alexander? Sehen Sie, junger Freund, ich kenne Ihren Namen!"

Gerührt ergriff der neue Offizier des alten Diplomaten Hand und küßte sie.

„O, Durchlaucht beschämen mich!"

„Danken Sie mir nicht, Alexander, ich habe nur den Willen meiner Tochter getreulich erfüllt."

Der Fähnrich glaubte zu träumen. Wahrlich ein süßer Traum! Weratschka hatte seiner gedacht, ihr verdankte er sein Glück! Gleich einer Fee reichte sie ihm den ersten Ring zu der Kette, welche den jungen Kadetten der edlen Prinzessin näher bringen sollte! Ach, welche Strafe für seinen Zweifel und Verdacht! — Aber plötzlich verdunkelte ein

schwarzer Gedanke die Strahlen des Glücks: War denn dieses nicht jene Belohnung, mit der Weratschka ihn bedroht hatte? — Sie trug ihre Schuld gegen ihn ab, das war alles! Seine Aufopferung bezahlte sie mit dem Fähnrichspatent, um dann berechtigt zu sein, ihren Lebensretter zu vergessen!

Alexander schlug beide Hände vors Gesicht, es war, als wollte sein Herz zerspringen.

„Mein junger Freund", sagte der Fürst, indem er auf der Schwelle stehen blieb, „Ihrer Mutter Landgut ist nur eine Stunde von meinem Schlosse entfernt. Meine Tochter und ich hoffen, daß wir den braven Offizier, dessen Heldenmuth über unseren Dank erhaben ist, zu unseren Gästen zählen werden. Wir reisen nämlich schon diesen Abend nach der Provinz ab."

Kaum konnte Alexander einige unzusammenhängende Dankesworte stammeln, so plötzlich führten ihn die Worte des Fürsten aus der Hölle in den siebenten Himmel, denn diese Einladung kam von Weratschka, welche damit jede Spur ihrer unwillkürlichen Beleidigung verwischte.

III.

Die beiden Talismane.

Sobald der Diplomat den jungen Gardeoffizier verlassen hatte, fühlte dieser sich wie neugeboren und sein unschuldiger Ehrgeiz folgte dem leidenschaftlichen Schwunge seines Herzens.

Fähnrich! Vierzehnte Rangstufe! Fähnrich, erste Stufe auf der Leiter, die man das Leben nennt und diese ist schon so hoch, daß man nicht sehen kann, wohin sie führt und doch beurtheilen, ob die anderen leicht zu erklimmen sind!

Er war Fähnrich! Das heißt, er konnte nun in einem Wagen fahren, mit dem Opernglas bewaffnet ins Theater gehen, seine neuen Epauletten auf dem Newsky-Prospekt zeigen und an der Offizierstafel speisen! Endlich brauchte er nicht mehr ängstlich sich nach jedem mürrischen General umzuschauen, der in Gegenwart der schönen Spaziergängerinnen an seinem Dienstanzuge etwas zu tadeln fand.

Als Alexander von Petersburg Abschied nahm, um in die Arme seiner Mutter zu eilen, hatte er schon mit dem Kommißrock die Haltung des Soldaten abgelegt; unter der Offiziersuniform mit den blanken Knöpfen und der glänzenden Schärpe schien er ein ganz anderer Mensch. Und welche Mühe gab er sich, seinen Tschako mit dem weißen Busch in der rechten Weise aufzusetzen, wie sorgte er, seiner Taille die gehörige aristokratische Biegung zu geben, mit welcher Koketterie suchte er mit den Fingerspitzen die ersten Anfänge seines Schnurrbärtchens, wie oft ließ er seine Augen von dem obersten Knopf bis zu den Fußspitzen zufrieden herabgleiten und auf der Reise, so lang sie auch war, wie oft schalt er, mit der Miene eines Grandseigneur, mit den Posthaltern.

Als er aber plötzlich das Haus seiner Väter erblickte, das Dach, unter dem seine Mutter wohnte, den Ort, von dem so viel Liebe für ihn ausging, fühlte der Fähnrich sich seltsam bewegt und blieb einen Mo-

ment in Nachdenken versunken, dann aber sprang er leichtfüßig aus dem Wagen und sagte:

„Sie wird schon schlafen, es ist besser ich warte, bis sie erwacht."

Die Dienerschaft lief noch im Hause hin und her:

„Er ist es! Der junge Herr ist da!" riefen sie.

Endlich, mitten in dem Aufruhr, erschien eine alte Dame im Nachtgewande und eilte zitternd dem jungen Manne entgegen. Sie schlug die Hände zusammen und konnte in ihrer höchsten Freude nur die Worte hervorbringen:

„Saschinka, bist Du es wirklich, mein Sohn?"

Dann flog sie weinend und schluchzend in die Arme des geliebten Sohnes.

„Saschinka ist müde von der Reise", rief die gute Mutter, „er muß schlafen! Bereitet schnell seine Kammer. — Himmel, wie weiß bist Du von Staub! — Rasch, rasch, daß er zu essen bekommt und dann zu Bett!"

Vergebens erwiederte Alexander:

„Ich bin nicht müde, liebe Mutter. Ich bin gar nicht müde; laß uns lieber zusammen plaudern."

Doch die alte Dame hörte nicht darauf.

„Wie viele Jahre habe ich Dich nicht gesehen", fuhr sie fort, „laß mich Dich einmal recht betrachten. — Weißt Du, daß Du etwas mager geworden bist, Saschinka? — Aber nein, daß nicht ein einziger Traum mir Deine Ankunft prophezeit hat! Und Du, böser Junge, hättest mir wohl eine Silbe schreiben können! Ach, morgen ist ja Dein Geburtstag, Du hast es gewiß vergessen!"

Dann erblickte sie den Diener des Fähnrichs und rief:

„Da bist ja auch Du, Paul! Guten Tag, Paul!"

Der Diener küßte die Hand seiner Herrin und die gute Dame begann wieder zu weinen beim Anblick des alten Dieners.

Alexander mußte sich nun von der alten Kammerfrau, der Amme und den anderen Dienstboten die Hand küssen lassen. Alle geriethen in Extase über seine Erscheinung und sein hübsches Gesicht. Endlich, nachdem er etwas gegessen hatte, ging er zu Bett.

Er schlief schon lange, aber das ganze Haus blieb wach und die gute Mutter dachte nicht mehr an Schlaf.

„Ach", sagte die gute Dame betrübt, „morgen ist sein Geburtstag und ich habe nichts ihm zu schenken. Wenn er aufwacht, muß er doch ein Geschenk sehen. Was ich nach Petersburg sandte, hat er nicht mehr bekommen. Ach! ich bin in Verzweiflung! Helft mir, Kammerfrau, Amme, rathet mir!"

Nun begannen die drei zu proponiren, zu diskutiren und zu expektoriren; es wurden Schränke geöffnet und in Kisten gewühlt, aber nichts gefunden. Natalie wurde, nachdem sie das ganze Haus auf den Kopf gestellt hatte, so aufgeregt, daß die Kammerfrau ihr endlich sagte:

„Madame, Sie werden krank werden! Sehen Sie, es wird bald Tag."

Aber in diesem Augenblick der höchsten Verzweiflung, als die Müdigkeit über die Erfindungsgabe der Kammerfrau und der Amme gesiegt

hatte, schien die Mutter, welche deren Lust zum Schlafen nicht theilte, plötzlich von einer glücklichen Idee ergriffen zu werden.

„Ha! ich habs!“ rief sie mit freudigem Stolz aus. „Das ist prachtvoll und passend für einen Offizier. — Freilich knüpft sich ein altes Vorurtheil an derartige Geschenke, doch das macht nichts. Geht, holt mir das Familienkleinod.“

Dieses wurde geholt, aber beide Rathgeberinnen beeilten sich zu sagen:

„Es ist prachtvoll, gnädige Frau, aber nie, nie dürfen Sie es verschenken. — Wie können Sie an so was denken!“

Unentschlossener als anfangs, zögerte die gute Alte, doch konnte sie nicht lange dem Wunsche widerstehen, ihrem Sohne eine angenehme Ueberraschung zu bereiten.

„Man darf es nicht verschenken, man darf es nicht!“ wiederholte sie; „aber das ist thöricht. Und wenn dieses Geschenk Saschinka Freude macht?“

Der Gegenstand, um welchen es sich handelte, war ein heiliges Vermächtniß und schon über drei Generationen alt. Unter einem glühenden Himmel angefertigt von einer geschickten, heißblütigen Hand, war es der Rache gewidmet; es war bestimmt zum Abschneiden von Christenköpfen, zum Lieblingsspielzeug orientalischer Beys und Emirs, zum schönsten Schmuck eines asiatischen Gürtels: Es war ein Yatagan.

Die große Wüste, welche in ein civilisirtes Land verwandelt, Rußland genannt wird, ist von Flüssen durchzogen, die den Adern eines Riesen gleichen. Die einen winden und drehen sich wie Schlangen durch die Steppen, während andere sich zu Seen erweitern.

Einer der malerischten ist der Krakubaa-Meb (das schöne Schwert), welcher im Gouvernement Tula fließt.

Beim Ursprung steigt er wie eine Fontäne aus der Erde in dem Distrikt von Bogorodsky und fällt dann von Felsen zu Felsen, um sich in die breiten Wasser des Don zu ergießen.

An eine Stelle, wo der Fluß sich wie ein Bogen krümmt, knüpfen die Bewohner von Isrog eine Tradition, welche den Namen „das schöne Schwert“ erklärt:

„Eines Nachts, als der reichste Bojar des Distrikts Jeroslaw zu Wagen die beschädigte Brücke bei Isrog passiren wollte, scheuten seine Pferde und sprangen in den Fluß. Der Bojar wollte dasjenige, welches er am meisten liebte, retten, zog das Schwert, um die Taue zu zerschneiden, wurde aber in seinem zu großen Eifer von den Fluten erfaßt und fortgerissen.“

Von hier aus macht das blaue, klare, ziemlich reißende Wasser eigenthümliche Zickzacks wie eine Schwalbe, welche vor dem nahenden Gewitter mit ängstlichem Flügelschlag über die Wellen streicht. Die kräftigen, schwankenden Binsen beugen sich unter dem Winde, welcher das zerklüftete Ufer und die Stämme hundertjähriger Bäume mit Schaum bespritzt.

Es ist eine ernste, stille Landschaft, welche meist keine andere Staffage bietet, als einen Adler, der sich auf einem Hügel niedergelassen hat; hinter jenem Hügel aber ändert sich die Scene und dem Auge des

Wanderes bietet sich eine weite Ebene voller Dörfer, Wiesen und Wäldchen dar.

An einem schönen Juniabend war an dem Ufer dieses malerischen Flusses, in dem dufterfüllten Park des Fürsten Muriakin, eine auserwählte Gesellschaft um den traditionellen Theetisch versammelt.

„Wünschest Du noch Thee, lieber Vater?" sagte mit ihrer weichen Stimme Weratschka.

„Aber, liebes Kind", antwortete der Vater, „ich kann diese nicht einmal austrinken, denn Du hast sie mir so süß gemacht wie eine Kindersuppe. Dafür hast Du aber Herrn Stephanowitsch ganz vergessen.

Nach dieser boshaften Bemerkung machte der Fürst es sich in seinem Lehnsessel bequem, ließ sich eine Pfeife bringen und amüsirte sich damit, die leichten Rauchwolken von sich zu blasen.

Weratschka beeilte sich, ihr Versehen wieder gut zu machen, aber über ihre vorher so heiteren Züge flog eine leichte Wolke des Unwillens und die weiße Hand zitterte, als sie Andreas Stephanowitsch eine neue Tasse überreichte.

Dieser kam der Prinzessin so ungestüm entgegen, daß er den nun sorgfältig gezuckerten Thee umstieß. Er verneigte sich, dienerte mit dem Kopfe, mit dem Halse, mit dem Rücken, mit den Knieen und mit den Händen, dann versicherte er, daß er um den Zucker nur wenig gäbe und immer leicht zuviel davon bekäme. Endlich setzte er sich, seiner Gewohnheit gemäß, in eine Ecke des Stuhles und so von der Seite, daß er seinem Nachbar vollständig den Rücken zuwandte, dann nach einer langen Reihe von Entschuldigungen entschloß er sich erst, seinen fast kalt gewordenen Thee zu trinken.

Andreas war einer jener Provinzialschöngeister, die Klatschgeschichten sammeln und verbreiten und seine größte Beredsamkeit bestand in der Deklination von „Euer Durchlaucht".

Wenn der Fürst auch zuweilen über die Bemühungen dieses entsetzlichen Schwätzers lächelte, hielt er sich doch nicht verpflichtet, ihm zuzuhören.

Der Fähnrich Alexander unterhielt sich mit der jungen Prinzessin, während die gute Natalie ihren Sohn betrachtete. Weratschka wagte nicht die leiseste Bewegung, welche die epigrammatische Ader des Fürsten hätte erwecken können, doch irrte ein feines, schelmisches Lächeln über ihre Lippen. Der schöne Flügeladjutant Tschertokonsky wandte Kopf und Augen gen Himmel, während er es sich in einem Lehnsessel bequem gemacht hatte.

Inmitten des Kreises prüfte der Oberst Gurosloff mit Kennermiene den Yatagan, welcher auf den Wunsch des Fürsten herbeigeholt war.

„Erlauben Sie mir eine, vielleicht kindliche Bemerkung", sagte er und warf der Prinzessin einen Blick zu, der etwas Geistreiches in Aussicht stellte: „Man pflegt nicht gern schneidende Gegenstände zu verschenken, zum Beispiel ein Messer, einen Spaten oder eine Scheere!"

Die Scheide dieses Yatagan war mit grünem, etwas schäbig gewordenen Sammet bekleidet, auf dem drei goldene Platten glänzten. Der gedrehte Elfenbeingriff war mit kostbaren Steinen und einzelnen Perlen verziert. Mancher Stein hatte sein Feuer eingebüßt, manche Perle war

verloren gegangen, doch dem ganzen war ein solcher Anstrich von asiatischem Glanz verblieben, daß man nicht zweifeln konnte, diese aus den Werkstätten von Damaskus hervorgegangene Waffe mußte einem Bey, Pascha oder Vezier angehört haben.

„Ich hatte aber", sagte die gute Mutter, in welcher Gurosloff abergläubische Zweifel erregen wollte, „die Vorsicht, mir von ihm zwei Kopeken dafür geben zu lassen."

„Das ist nicht genug, Natalie Stephanowna", bemerkte der Fürst. „Als Gardeoffizier durfte Ihr Sohn nicht mit Kupfermünzen zahlen."

„Deine Bemerkung, lieber Vater, ist wohl nur Scherz. Wie ist es möglich, daß man sich darüber aufregt, wenn jemand einen Dolch zum Geburtstag bekommt", sagte die schöne Weratschka und ordnete ihre etwas wild gewordenen Locken, um die lebhaften Blicke zu verbergen, die von dem Obersten zu dem Flügeladjutanten und von diesem zu dem Fähnrich flogen.

Augenscheinlich war sie als höfliche Wirthin bemüht, die Konversation in Fluß zu halten; aber jedesmal, wenn ihr dieser muthige Akt gelungen war, wandte sie sich wieder zu dem Fähnrich, welcher an ihrer Seite saß und dann vergaß sie die Gegenwart der anderen und hörte ihm mit solchem Interesse zu, daß man auf ihrem zarten Gesichte errathen konnte, wie lebhaft ihre Gedanken beschäftigt waren.

„Aufrichtig gestanden, Prinzessin, mich läßt dieser Aberglaube kalt", sagte der junge Fähnrich und erhob seine Stimme so, daß die anderen ihn verstehen konnten. „O, so leicht läßt sich das Herz eines Gardefähnrichs nicht einschüchtern. Doch erzähle uns, liebe Mutter, war es nicht mein Urgroßvater, der den Yatagan einem Seraskier oder Pascha mit drei Roßschweifen abgenommen hat?"

„Dein Urgroßvater Iwan ist ein wahrer Held gewesen", erwiederte Natalie. „Obgleich verwundet und entwaffnet, entriß er einem Türken dieses große Messer, warf den Ungläubigen zur Erde und schwang sich auf dessen Pferd, mit dem er glücklich das russische Lager erreichte.

„Es ist ein altes Erbstück", meinte Alexander, „welches, weit entfernt, den Nachkommen Furcht einzuflößen, dieselben ermuthigen sollte, ein so gutes Beispiel nachzuahmen. Ich verspüre schon gewaltige Lust, irgend einem Schamyl der Berge seinen Ehrensäbel abzunehmen. Was meinen Yatagan anbetrifft, so will ich ihm einen neuen Sammetüberzug machen lassen und hoffe, Prinzessin, daß er dann für die Augen schöner Damen seine Schrecken verlieren wird."

„Der Yatagan ist ausgezeichnet", brummte der Flügeladjutant, indem er das Kinn in seine schwarze Krawatte zog; „man könnte sogar behaupten, daß er schön wäre, wenn es sich ziemte, in Damengesellschaft von der Schönheit eines blutbefleckten Mordinstruments zu sprechen".

Bislang hatte Tschertokonsky ein stoisches Schweigen und eine diplomatische Kaltblütigkeit bewahrt, während er sich einer nachlässigen Haltung befleißigte. Allein seine Gleichgiltigkeit war erheuchelt und seine Augen verfolgten mit Aufmerksamkeit die Bewegungen des Fähnrichs und die Blicke der Prinzessin.

Verletzte und gekränkte Eitelkeit vereint sich in dem unwillkürlichen Zucken seines Gesichts, der gezwungenen Nonchalance und durch die

ungewöhnliche Artigkeit gegen den würdigen Obersten, ohne sich um die übrige Gesellschaft zu kümmern.

Als Neffe eines hochstehenden, vom Zaren geliebten Mannes, als Adjutant eines Generals, der drei bis vier Dörfer im Kaukasus verbrannt hatte, ließ sich in Petersburg der schöne Tschertokonsky dem Fürsten Muriakin vorstellen und dieser lud ihn ein, den vierwöchentlichen Urlaub in Krakubaa-Meb zuzubringen. Hier traf er häufig mit Oberst Gurosloff zusammen, dessen Garnison nicht weit entfernt war. Bald entdeckte er dieses reifen Helden leidenschaftliche Liebe für die Prinzessin, deren Schönheit noch mehr als ihr Reichthum ihn im höchsten Grade anzog. Aber dieser Nebenbuhler machte ihm wenig Sorge, ihm dem Flügeladjutanten, dem Weltmann, gewandten Tänzer, eleganten Schlittschuhläufer, der eine Konversation führen konnte wie ein Gast der Geoffrinschen Salons.

Hier auf dem Lande genoß er des seltenen Vortheils, einzig in seiner Art zu sein! als einziger Kämpfer, der den hauptstädtischen Ton kannte, ließ er sich herab, die Prinzessin als Sieger zu blenden, welcher großmüthig, nicht zu rasch von seinem Vortheil Gebrauch machen will. Als Gascogner des Nordens repräsentirte er in den Augen der friedlichen Gutsbesitzer der Umgegend das eingefleischte, peinliche und stolze Ehrgefühl. Wenn in einem Salon der Schwätzer Andreas oder ein anderer tölpelhafter Landbewohner unglücklicherweise seinen Rock, seinen Hut oder seine Schuhe nur leise berührte, so entflammte sich in seinen Augen ein Vulkan von Zorn, die demüthigsten Entschuldigungen waren kaum hinreichend, ihn zu beschwichtigen und ein strafender Blick von oben bis unten bedrohte den Schuldigen.

Wenn von Muth die Rede war, sagte er mit der Miene eines Soldaten, der seine Probe bestanden hat:

„Glaubt nicht, wenn jemand sagt, er fürchte keine Kugeln und Bomben, aber glaubt auch nicht an die Feigheit. Auf dem Schlachtfeld Furcht zu haben, ist gar nicht möglich, wenn man mitten zwischen den Kameraden, mit der Waffe in der Hand, im Pulverdampfe sich befindet."

Aber ach! Am Himmel seines Triumphes tauchte plötzlich eine Wolke auf, als der junge Lieutenant erschien. Da trat an die Stelle der freudigen Zuversicht des Sieges der finstere Humor des Intriganten.

Auch an diesem Abend, beim Theetisch plagte ihn die fixe Idee seiner Niederlage und er konnte nicht einen jener guten Witze finden, welche die Konversation so angenehm würzen. Endlich gab er es auf, den Fähnrich und die Prinzessin zu beobachten, näherte sich dem Obersten und begann mit lauter Stimme — noch immer in Beziehung auf den Yatagan — zu erzählen, daß er in Krasnoi einen krummen Dolch gekauft hätte, den ein französischer General getragen. Dann sprach er ein Langes und Breites über Mamelucken und Circassier und ihre Fertigkeit in Handhabung des Yatagans und im Schießen, aber seine Worte schienen ins Blaue, statt wie die Kugeln der Mamelucken, ins Schwarze zu treffen.

Die Gedanken der Prinzessin waren weit vom Yatagan entfernt, denn Alexander bewies ihr gerade, wie wenig das Theetrinken sich für das Landleben eigne: Eine höchst wichtige Frage!"

„Lachen Sie nur", sagte lebhaft der Jüngling, „ich behaupte, daß

das Theetrinken gar nicht in den Sommer und an die Ufer eines Flusses gehört. Thee muß man in der Stadt und im Winter trinken. Thee am hellichten Tage ist entsetzlich, während das Lampenlicht ihm eine wunderbare Anziehung verleiht. Besonders nach einer Vorstellung in der italienischen Oper, um 11 Uhr abends, wenn Ihre kleinen Finger über die Tasten des Flügels gleiten und die Schneeflocken an die Fenster rieseln, da erst zeigt sich der unwiderstehliche Zauber des Thees.

„Wahrhaftig! Diese Apologie des Winterthees verdiente in französische Verse gebracht zu werden!" bemerkte schelmisch die Prinzessin.

Dann begann sie dem Thee unter freiem Himmel ein Loblied zu singen, schalt auf die Abende in der Residenz, die erst anfingen, wenn vernünftige Leute zu Bett gehen sollten, kritisirte alle hauptstädtischen Gewohnheiten und lobte endlich die Reize der unschuldigen, ländlichen Vergnügungen.

Der Oberst Gurosloff glaubte die Zeit gekommen, eine Lanze für Weratschka einlegen zu müssen.

„Sie haben ganz recht, Prinzessin, der Thee unter freiem Himmel ist dem im Salon weit vorzuziehen."

Aber durch seine kühne Behauptung hatte er nichts erreicht, denn während Weratschkas Silberstimme die Morgenröthe, die einsamen Spaziergänge und das Landleben rühmte, lächelte ihr Auge dem Gardeoffizier zu und in ihren Gedanken wogten Toiletten, Diamanten, Walzer und Theater durcheinander. Das ahnte der brave Oberst nicht!

Steif und unbeweglich, wie eine Schildwache blieb er stehen, immer den verd . . . . . Yatagan in der Hand, mit dem er nicht hin wußte und den er von Zeit zu Zeit wieder besah. Dann stützte er die Hand mit dem Yatagan auf den Tisch, setzte den rechten Fuß vor und drehte sich den Schnurrbart. Diesem Mangel an Erziehung gegenüber war seine Brust mit vielen Orden und Medaillen geziert, von denen ein jedes eine ehrenvolle Wunde bedeckte. Aber weder sein männliches Gesicht, noch seine Orden oder sein schöner Titel galten der Prinzessin so viel wie die klangvolle Stimme des jungen Lieutenants.

Plötzlich wandte sich der Oberst an den letzteren und sagte:

„Auch ich besitze ein altes Erbstück."

„Einen Yatagan?" fragte Alexander.

„Nein, eine Türkenpfeife", antwortete der Oberst ruhig, während die Prinzessin und pflichtschuldigst alle Anwesenden laut lachten.

„Gestehen Sie, Herr Oberst", sagte der Sohn Nataliens, „daß ich, der einfache Fähnrich, besser bedacht bin, als Sie. Mein Yatagan stammt aus dem Jahre 1750, gewiß ist er älter als Ihre Pfeife, und welche Erinnerung kann sich an diese knüpfen?"

„Sie irren, Alexander", sagte Gurosloff, „zuerst weil meine Pfeife älter ist als Ihr Dolch, dann gehörte sie nicht einem simplen Pascha, sondern dem Sultan Mahomed IV., dem nicht immer unglücklichen Gegner des Helden Sobiesky."

„Erzählen Sie uns die Geschichte, Herr Oberst", sagte der Fürst Muriakin.

„Es ist eine Familien-Tradition", erwiederte Gurosloff verlegen, „doch sie ist kurz: Die Zarin Sophie hatte einen schönen Traum, welchen später Peter der Große verwirklichen sollte. Sie schickte mei-

nen Vorfahren, Demetrius Gurosloff an der Spitze von zwölftausend Strelitzen nach Polen, um vom Könige Michael Koribut die Ausführung seines Vertrages zu erzwingen. Dieser Vertrag versprach der Zarin für die Hilfe, welche sie Polen gegen die Türken geleistet hatte, einen Theil der nördlichen Provinzen dieses Königreichs. Als nun Demetrius in dieses unglückliche, durch Streitigkeiten verödete Land einrückte, fand er einen neuen König vor, welcher vor seinen Augen den Vertrag Michaels zerriß: Es war Sobiesky.

„Seht", sagte er dem Strelitzen, „ob ich nicht alles wagen kann, trotz meines feigen Souveräns, welcher einen Preis auf meinen Kopf gesetzt hat und uns den Ungläubigen ausliefert! Seht hin, meine Soldaten haben geschworen, nur die Kleider besiegter Feinde tragen zu wollen, deshalb sind sie unbesiegbar!"

Wirklich sah Demetrius ein ganzes Regiment Polen als Türken mit dem Turbane gekleidet, vorbei defiliren. Diese tapferen Leute schwuren beim Anblick der Strelitzen, daß sie lieber sterben, als das Joch ihres Königs ertragen und nicht das kleinste Stück ihres Landes hergeben wollten.

Einige Tage darauf sah Mahomed IV. in Begleitung zweier Söhne, wie sein großes Heer von Janitscharen und Tartaren vor Sobieskys Schwert zerstob.

Sein Lager war fast von den Polen eingeschlossen, als es Demetrius gelang, als Aga verkleidet, in Mahomeds Zelt einzudringen.

Der Sultan, vorher im Begriff zu fliehen, war voller Freude, denn er glaubte von weitem die Turbane seiner Soldaten zu erkennen, die beschämt über ihre Feigheit ohne Zweifel zurückkehrten, um ihren Herrn aus den Händen der Feinde zu befreien.

„Du irrst, erhabener Padischah", sagte ihm entschlossen der Strelitze. „Diese Soldaten sind nicht die Söhne der Donau, sondern vom Don und Niemen!"

„Du lügst! schrie blaß vor Zorn der Sultan und schlug mit seiner prächtigen Pfeife meinem Vorfahren über den Kopf. Dieser aber entriß wüthend, ohne ein Wort zu sagen, dem Padischah die Pfeife, ward aber in demselben Moment schon von den Eunuchen umringt und gefesselt.

„Du bist ein Spion, nicht wahr Giaur?" fragte der Sultan, welcher seine Kaltblütigkeit wieder gewonnen hatte.

„Ein Spion, welcher Dich retten will, aber Du bist blind, taub und undankbar."

„Du hast mich beleidigt, folglich mußt Du sterben", sagte Mahomed kalt; vorher aber bitte Dir eine Gnade aus."

„Wohlan", erwiederte der Strelitze, „ich möchte einmal aus der Pfeife des Sultans rauchen; es ist eine prächtige Pfeife."

Mahomed schien erstaunt und fragte nach einer Pause:

„Was soll dieser seltsame Wunsch!"

„Nun, ehe ich den letzten Zug geraucht habe, möchte ich Dich als Gefangenen Sobieskys sehen."

Dann setzte er sich ruhig hin und begann zu rauchen, während Mahomed Patrouillen aussandte, die von den falschen Türken mit Flintenschüssen empfangen wurden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Großmamas Geburtstag.
Nach dem Originalgemälde von Jac Leißen.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Der Giaur hat recht gehabt", rief der Sultan, im Begriff sein Pferd zu besteigen, bevor er aber davon ritt, um den Polen zu entfliehen, sagte er dem Demetrius:

„Du bist frei, ich schenke Dir die Pfeife zum Lohn für Deine Dienste und Deinen Muth. Hätte ich nur zehntausend solcher Braven in meinem Heere!"

IV.

Steeplechase.

„Und der Segen des Propheten ruhte seitdem auf dem Besitzer und den edlen Erben jenes kostbaren Geschenkes!" sagte der Adjutant in ironischem Tone.

„Jawohl, meine Herren, antwortete der Oberst, ernst und gerührt. „Sie werden mich für närrisch halten, wenn ich Ihnen erzähle, wie jedesmal, wenn ein Unglück oder ein großes Glück unserer Familie bevorsteht, die Pfeife ein Vorgefühl davon bekommt."

„Alle Wetter, mein Verehrtester", unterbrach ihn Tschertokonsky, „da ist wohl Ihre Pfeife eine Fee?"

„Die verdient ja als Hexe verbrannt zu werden", bemerkte lachend Andreas.

„Ich würde einmal den Versuch machen, Oberst, auf dem Pfeifenrohr zum Hexensabbath zu reiten", sagte Fürst Muriakin.

„Und ich brenne vor Begierde, ihre Bekanntschaft zu machen", fügte der Fähnrich hinzu.

„Das ist ein unbesonnener Wunsch, der Ihnen Unglück bringen kann", erwiederte der Oberst.

Natalie und Weratschka erbebten unwillkürlich bei dem schaurigen Tone, in welchem der Oberst diese Worte sprach, während derselbe fortfuhr:

„Sie lachen, meine Herren; das ist nicht recht! Ich bin gewiß nicht abergläubisch. Um an Gespenster zu glauben, habe ich zu lange im Zelte geschlafen. Doch ich schwöre Ihnen, daß die unbestimmten, flüchtigen Rauchwolken, welche dieser Pfeife entsteigen, menschliche Formen annehmen und wir sehen dann wie im Traume die unvermeidliche Zukunft, welche uns lächelt oder uns bedroht."

Ein allgemeines Gelächter unterbrach die Worte des Obersten.

Nur die Mutter des Fähnrichs und die Prinzessin verhielten sich still, denn die Damen glauben leichter an übernatürliche Geheimnisse und gern an das Wunderbare.

„Sie scherzen über meinen Glauben", sagte der Oberst, ohne sich irre machen zu lassen. „Ich aber kann Ihnen sagen, daß Demetrius, von dem ich soeben erzählte, schon nach zehn Jahren durch den Talisman vor einem Unglück gewarnt wurde. Alle Häupter der Strelitzen, die der Zarin Sophie ergeben waren, wurden von Peter dem Großen zum Henkerbeil verurtheilt, der sogar einige davon eigenhändig enthauptete. Dank der Pfeife konnte Gurosloff rechtzeitig aus Moskau entfliehen, dank der Pfeife haben die Nachkommen dieses Helden seit anderthalb Jahrhunderten ihrem Zaren dienen können und dank der Pfeife lebe ich heute und konnte Ihnen diese unglaubliche Geschichte erzählen."

„Sie sind kein schlechter Erzähler", sagte der Fürst lächelnd, „aber trotz Ihrer ernsten Versicherungen nimmt mein Geist nicht so leicht die Wahrheit dieser Zauberei, die über Ihrer Familie waltet, an. Uebrigens gleicht der Tabaksrauch den Wolken des Himmels, die ja alles verstecken, was man zu sehen wünscht."

„Das ist sicher", fügte Tschertokonsky mit wichtiger Miene hinzu und blickte nach Andreas Stephanowitsch, dem Schöngeist, welcher schwieg, um dem Obersten nicht zu mißfallen, aber durch Gesten dem ungläubigen Fürsten zustimmte.

„Es ist ein Märchen, welches sich für Kosaken-Abende eignet", fuhr der Adjutant fort. „Ich habe Voltaires Schriften aus Paris mitgebracht, Herr Oberst, und kann Ihnen daraus die Unmöglichkeit Ihrer Geschichte beweisen. Man muß nur glauben, was man wirklich sieht und darf im Leben nur die Fakta annehmen, welche die Vernunft zuläßt. Nichts geschieht ohne Ursache, und Vorahnungen sind Fabeln, die nur im Gehirn der Dichter, Romanschreiber und der Damen existiren, die zu starken Kaffee trinken."

Ein unvorhergesehener Zwischenfall störte plötzlich die glänzende Beredsamkeit des Adjutanten: Während er zu Gunsten der gesunden Vernunft plaidirte, bemerkte er nicht, daß seine frisch gefüllte Theetasse durch die Bewegung seines Armes in gefährliches Schwanken gerieth und einen Augenblick darauf kippte sie um und ergoß ihren Inhalt auf Weratschkas Gewand.

Die junge Dame sprang auf und stieß einen kleinen Schrei aus. Sie konnte ihren Aerger nicht gleich überwinden, sodaß er allen sichtbar ward und Purpurröthe des Adjutanten Gesicht überzog. Alle erhoben sich von ihren Sitzen, der Fähnrich näherte sich der Prinzessin und rief dem verblüfften Logiker zu:

„Hätte doch der Oberst dem Herrn von Tschertokonsky seine Türkenpfeife geliehen, so hätte unser Gönner vorausgesehen, daß er das Unglück haben würde, die Prinzessin zu begießen."

Auf dem hochmüthigen Gesicht des Adjutanten wich die Verlegenheit dem Zorne; aber er erwiederte nur durch einen Blick tiefster Verachtung, welcher Alexander vor Wuth erbleichen machte. Ein einziges Wort, noch ein Blick konnte eine schreckliche Scene zwischen den beiden Herren herbeiführen. Aus den unruhigen Blicken der Mutter des Fähnrichs errieth Weratschka die Gefahr, die demselben drohte; rasch entschlossen verließ sie dessen Nähe und nahm Tschertokonskys Arm, um sich von ihm ins Schloß zurückführen zu lassen.

Die Gesellschaft trennte sich in schlechter Laune, Andreas entfernte sich mit der Absicht, in der ganzen Umgegend die Neuigkeit von der Güte der Prinzessin gegen einen simpeln Fähndrich zu verbreiten. Alexander mußte sich eine Strafpredigt seiner Mutter gefallen lassen, in welcher ihm vorgehalten wurde, daß er die maßlose Eitelkeit eines eingebildeten Flügeladjutanten und Generals-Neffen verletzt hatte.

Was Gurosloff anbelangt, so berührte ihn Weratschkas Gleichgiltigkeit schmerzlich, doch tröstete ihn der Gedanke, daß die umgeschüttete Tasse einen seiner Rivalen lächerlich gemacht hatte. Während er den Rückweg antrat, dachte er:

„Die umgestürzte Theetasse hat mir Recht gegeben gegen diesen

dummen Adjutanten und diesen französischen Schriftsteller — übrigens will ich doch morgen einmal wieder meine Türkenpfeife rauchen!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Morgen stand Prinzessin Weratschka im Reitkleide hinter einer Glasthüre, welche auf eine Terrasse führte, die mit Blumenbeeten geschmückt war. Vor derselben erstreckte sich eine breite Allee von symmetrisch geschnittenen Bäumen, deren dichte Zweige kaum einen Sonnenstrahl durchließen.

Sicher, nicht gesehen zu werden, hatte die junge Dame ihr Augenglas genommen und beobachtete mit ängstlicher Neugierde, was am Ende dieser grünen Galerie vorging.

Zwei Reiter kamen aus dem Gehölz des Parks und waren im Begriff in den Garten einzubiegen. Der erste von ihnen, in dem Gedanken, daß er von den Fenstern des Schlosses gesehen würde, ließ als gewandter Reiter sein Pferd alle möglichen Kunststücke machen, doch das störrische Pferd warf sich plötzlich herum und gegen den zweiten Reiter, den es fast umgerannt hätte.

Ohne ihr Opernglas würde die Prinzessin schon an den Epauletten erkannt haben, daß diese beiden Centauren keine anderen waren, als der hochmüthige Tschertokonsky und der hübsche Fähnrich, welcher beinahe ein Opfer der Eitelkeit seines Begleiters geworden wäre.

Aber der Verlauf dieses Ereignisses nahm die Aufmerksamkeit der jungen Dame in noch höherem Maße in Anspruch und verwandelten ihre Neugierde in Schrecken, als sie sah, daß der erste Reiter unbeweglich und steif vor dem zweiten hielt, in der Haltung eines Mannes, der nicht Platz machen wollte und daß der zweite, der sich ihm genähert hatte, ebenfalls nicht von seinem Posten weichen zu wollen schien.

Die Prinzessin bemühte sich mit den Augen die Worte zu errathen, welche die Entfernung sie zu hören verhinderte. Als sie bemerkte, daß die beiden Herren die reservirte Haltung des vornehmen Russen fallen ließen, überkam sie große Angst. Die Unterhaltung der beiden Nebenbuhler konnte kein Geheimniß mehr für sie sein, sie errieth alles. Plötzlich athmete sie freier, als sie bemerkte, wie der Fähndrich sein Pferd einige Schritte zurücknahm, während der Adjutant sich nach der entgegengesetzten Seite, dem Schlosse zuwandte.

Unglücklicherweise aber, im Uebermaß seines gewohnten Leichtsinns, wendete der letztere sich noch einmal um und machte mit Kopf und Schultern nicht mißzuverstehende Bewegungen. Rasch war der Fähndrich wieder an seiner Seite und zeigte mit dem Finger auf die Allee und das Schloß, als ob er andeuten wollte, daß es angemessener wäre, sich weiter zu entfernen.

Nachdem der Adjutant mit dem Kopfe zustimmend genickt hatte, setzten beide Herren ihre Pferde in Galopp und verschwanden im Dickicht des Gehölzes.

Sobald Weratschka sie nicht mehr sehen konnte, fühlte sie ihr Herz erstarren, Himmel und Bäume schienen ihr in einen Trauerflor gehüllt und erschreckt schloß sie ihre Augen. Plötzlich gedachte sie der Mutter des Fähnrichs und an die Dankbarkeit, welche sie diesem schuldete.

Eine Viertelstunde zuvor hatte sie abgelehnt, ihren Vater in das

Gehölz zu begleiten, weil sie gehört, daß ihre drei Liebhaber dabei sein würden und sie Streitigkeiten unter ihnen befürchtete.

Woher kam denn bei Weratschka diese Unruhe und Traurigkeit, diese fieberhafte Aufregung, diese Verwirrung in allen ihren Gedanken? Sie war doch sonst entschlossen und bestimmt! War es nur das Gefühl der Dankbarkeit, welches sie antrieb, dies voraussichtliche Duell zu verhindern? Weshalb schleuderte sie den Operngucker von sich und stampfte heftig mit dem Fuße? Sie liebte den Fähnrich nicht, sie durfte ihn nicht lieben, aber sie zeichnete ihn vor seinen Rivalen aus. Sie hätte eingewilligt, ihn nicht wieder zu sehen, aber sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß in diesem Augenblick sein Leben in Gefahr und sie nicht an seiner Seite wäre, um ihm beizustehen!

„Nun, meine Tochter", fragte der Fürst, welcher in diesem Moment eintrat, mit der unzufriedenen Miene, die schwache Menschen annehmen, wenn es nicht nach ihrem Wunsche geht. „Gestern gefiel Dir die Spazierfahrt und heute hast Du keine Lust?"

Weratschka erbebte, aber rasch unterdrückte sie ihre nervöse Aufregung und war ganz die vorschriftsmäßige Prinzessin, die kalte, undurchdringliche russische Aristokratin.

„Und was soll dies Reitkleid?" fragte der Fürst verwundert, „hat eine neue Laune Deinen Sinn geändert?"

„Ja, mein Vater", erwiederte Weratschka und bemühte sich zu lächeln; „aber es ist keine Laune, sondern ein guter, weiser Entschluß. Du wunderst Dich? Ich dachte, daß Du nur ungern Deine Spazierfahrt aufgeben würdest und wollte Dich nicht erzürnen."

„Kind, Kind, Du thust ja, als hätte ich Dir eine große Sünde zu vergeben", bemerkte der Vater erstaunt und beunruhigt.

„Das Wetter ist prachtvoll, lieber Vater", fuhr die Prinzessin fort. „Komm, laß uns keine Minute verlieren. Im Park fährst Du am liebsten — ich glaube die Kalesche ist bereit — ich folge Dir zu Pferde."

„In der That", sagte der Greis liebevoll, „als ich die Kalesche für mich allein bestellte, der verdammten Gicht halber, war ich sehr egoistisch, doch, ich will — —"

„Nein, nein, bester Vater, laß mich reiten, damit ich mein neues Amazonenkleid probiren kann."

„Ah, ah, also eine kleine Koketterie ist dabei im Spiele!"

Der Fürst hatte zuerst geglaubt, daß in der Abwesenheit der Offiziere der Grund zu dem veränderten Entschluß seiner Tochter gelegen hätte und wurde durch die anscheinende, ungewohnte Unterwürfigkeit derselben gerührt. Er benutzte diese Gelegenheit zu einer längeren Rede über die Pflichten, die Verbindlichkeiten und die Verstellung, welche die Welt von den Menschen von Erziehung verlangt; aber die Prinzessin bestieg ihr Pferd und hörte nicht ein Wort von dem väterlichen Sermon, sondern begnügte sich zu dieser unnöthigen Beredsamkeit respektvoll zu lächeln.

Erfreut über seinen Erfolg, bereute der vortreffliche Herr, daß er nicht eher die Rolle des Mentor übernommen hatte, welche so gut anzuschlagen schien.

„Hätte ich nur etwas mehr Muth gehabt, würde ich gewiß die Fehler der guten Weratschka leicht gebessert haben", sagte er zu sich.

Plötzlich aber schwanden die Illusionen des Fürsten, als die junge Dame, ohne die letzten Worte seiner Rede abzuwarten, mit ihrem Pferde davon jagte und im Gehölz verschwand.

Er waffnete sich nun mit der gewohnten Geduld, stieß einen tiefen Seufzer aus und machte es sich im Wagen bequem, um die Rückkehr Weratschkas zu erwarten.

Sobald die muthige Amazone den Blicken ihres Vaters entzogen war, konnte sie sich ohne Zwang der Angst überlassen, welche sie unter der Maske der vornehmen Dame versteckt hatte, die sie zu ersticken drohte.

Mit Sporn und Peitsche trieb sie ihr Pferd zur größten Eile an, wobei sie den Park vermied, da sie annahm, daß aus Gründen der Rücksicht die beiden Gegner die Nähe der fürstlichen Wohnung nicht zum Orte ihres Kampfes wählen würden.

Die Minuten lasteten auf ihr wie Jahrhunderte und jeden Augenblick fürchtete sie das Geräusch eines Schusses zu hören.

Unterdessen hatten die beiden Herren, nachdem sie die Allee verlassen, ihre feurigen Rosse angehalten, um einige scharfe, herausfordernde Worte zu wechseln.

„Also Sie willigen nicht ein, Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie nicht mehr beim Fürsten erscheinen wollen?“ fragte der Adjutant im heftigen Tone.

„Nein, denn dem Fürsten verdanke ich viel und wenn ich sein Schloß verließe, würde ich handeln wie ein Schuldner, der seine Schuld zu vergessen sucht, um das Recht zu haben, den Gläubiger zu hassen.“

„Sie scheinen ja recht vergnügt, Herr Fähnrich.“

„Man ist immer vergnügt, Herr Flügeladjutant, wenn man mit einem Manne zusammen ist, der so außerordentlich liebenswürdig ist wie Sie. Nicht immer, Gott weiß es, aber bei großen Gelegenheiten, zum Beispiel, als Sie die Theetasse umwarfen —“

Der Flügeladjutant wurde blaß und biß sich in die Lippen, aber Alexander fuhr ruhig fort:

„Oder wenn Sie einen armen Teufel wie mich verhindern wollen, Ihre geistreichen Abhandlungen über die Handhabung des Yatagan in Circassien mit anzuhören —“

Tschertokonskys Augen schossen Blitze und wüthend rief er:

„Genug! Ich wiederhole, daß Sie das Schloß nicht wieder betreten sollen, ich habe ein Recht zu diesem Befehle!“

„Ein Recht?“ fragte der Fähnrich verwundert.

„Die Prinzessin nahm gestern meinen Arm, um in das Schloß zurückzukehren“, sagte der Adjutant hochmüthig. „Beim heiligen Nikolaus! sind Sie denn blind, muß man Ihnen denn den Punkt auf das I setzen?“

„Ich habe nie Räthsel und Charaden rathen können“, sagte Alexander ruhig. „Drücken Sie sich deutlicher aus. Wenn Sie mir einen Befehl geben, ohne Ermächtigung des Fürsten oder seiner Tochter, so können Sie nicht erwarten, daß ich ihm Folge leiste.“

„Das werden wir sehen“, rief Tschertokonsky. „Ich will Sie zu zwingen wissen.“

„Es kommt auf die Probe an“, erwiederte lachend der Fähnrich.

„Ich glaube, ſo ganz leicht wird es Ihnen nicht werden, mir den Eingang zu verſperren.“

„Leider darf ich mich nicht mit Ihnen ſchlagen!“

„Und warum nicht? Das wäre ja der allereinfachſte Weg, wenn Sankt Nikolaus Ihnen beiſtände, mir einen Arm oder ein Bein abzuſchießen.“

„Warum nicht, fragen Sie? Aber, Herr Fähnrich, Sie haben ja erſt den vierzehnten Rang und ich kann doch meine Flügeladjutanten-Uniform nicht entehren.“

Alexander erbleichte nun ſeinerſeits, ohne aber ſeine Kaltblütigkeit zu verlieren.

„Iſt dies ein ernſter Grund?“ fragte er mit ſanfter Stimme, in der nichts Beleidigendes lag.

„Wiſſen Sie einen beſſeren?“

„Jawohl, mein Herr! Wenn man verweigert, ſich mit jemand zu ſchlagen, den man beleidigt und provocirt hat, ſo kann dies nur aus Furcht geſchehen.“

„Furcht!?“

„Gewiß.“

„Das glauben Sie ſelbſt nicht, Herr!“

„Iſt es vielleicht zu unterſcheiden von mir?“

Tſchertokonsky riß unwillkürlich den Rock auf, griff in ſeine Halsbinde und rief endlich verzweiflungsvoll:

„Ah, wär ich doch noch Fähnrich! Verdammter Rang! Unglückliche Uniform.“

Alexander hatte Mitleid mit dieſer Verzweiflung, die er für echt hielt.

„Herr Adjutant, ich weiß ein Mittel, daß wir uns duelliren, ohne Ihren hohen Rang und die Würde Ihrer Uniform zu ſchädigen.“

„Ein Mittel? Herrlich! Dank für Ihren guten Willen, Herr Fähnrich! Sprechen Sie ſchnell!“

„Haben Sie ein gutes Pferd?“

„Zum Rennen ausgezeichnet, vor der Front ſchlecht.“

„Gut für unſren Fall. Mein Koſaken-Rappe würde einer Heerde hungriger Wölfe entgegen gehen. Wir haben jeder unſere Büchſe, allein dieſe ſoll in unſrem Duell keine Rolle ſpielen. Ha, welch köſtliches Duell! Die Yankees werden es gleich nachmachen, wenn ſie in ihren Journalen davon leſen.“

„Sie ſpaßen wohl?“

„Einige Worte werden genügen. Ich ſchlage Ihnen ein ſehr originelles, aber doch ganz einfaches Duell vor; Ein Steeplechaſe auf Tod und Leben. Wir ſetzen unſre Pferde in Galopp und nehmen alle Hinderniſſe, Bäche, Büſche, Mauern und Schluchten, ohne uns von der geraden Linie zu entfernen. Wir überwinden die Hinderniſſe, bis eines einen von uns überwindet.“

Ueberraſcht durch dieſe wunderbare Propoſition ſchien Tſchertokonsky zu zögern.

„Weshalb beſinnen Sie ſich?“ fragte der Fähnrich. „Dieſes Duell mag Ihre Uniform mit Schmutz und Blut bedecken, entehren kann es dieſelbe nicht.“

„Angenommen!“ rief der Adjutant. „Vorwärts denn.“

Beide gaben ihren Pferden die Sporen und dahin gings in sausendem Galopp. Die Erde erdröhnte, die Funken stoben, Hecken, Barrieren und Wälle schienen sich zu bücken vor den wahnwitzigen Reitern, die ihre Ehre darin suchten, sich zu überbieten, um den Tod in nächster Nähe zu begrüßen.

In rasender Eile näherten sie sich dem Ufer des Flusses; da plötzlich parirt Tschertokonskys Pferd beim Anblick des Wassers, wirft den Reiter ab, der im Bügel hängen bleibt und läuft dann am Ufer weiter.

Der Adjutant stieß einen fürchterlichen Schrei aus. Wie ein Lappen wurde er von dem Pferde fortgerissen und sein Gesicht von Dornen und Kieseln zerfetzt; seine Hände griffen nach den Büschen, vergebens wand sich sein ohnmächtiger Körper, der schmerzhaft verrenkte Fuß konnte sich nicht befreien.

Der Fähnrich drehte den Kopf und sein Herzblut stockte beim Anblick des unglücklichen Adjutanten. Es ist nicht mehr der Nebenbuhler, sondern ein Mensch in Gefahr! Wie konnte er ihn retten?

Vergeblich bemühte er sich, sein Pferd zum Stehen zu bringen, ob auch das Gebiß sich mit blutigem Schaum bedeckt. Der tolle Lauf hat das Thier verrückt gemacht. Die Gurten zu lösen wäre Selbstmord.

Unterdessen sprang das Pferd des Adjutanten bald hier, bald dort hin und schleifte über Stock und Stein den verstümmelten Leib des eleganten Edelmanns, der herzzerreißende Hilferufe ausstieß.

Auch Alexander rief wie ein Wahnsinniger um Hilfe, doch nur das Echo antwortete dem Schreien. Ueber seiner schweißbedeckten Stirn standen ihm die Haare zu Berge. Mit zitternder Hand ergriff er seine Büchse und sich umwendend, zielte er auf das Pferd seines Nebenbuhlers — eine Minute später wäre es unmöglich gewesen. Er fühlte, daß Hand und Waffe beben, doch zögert er nicht abzudrücken.

Der Schuß geht los — der Rauch verzieht sich — er sieht das Pferd rascher laufen. — — Statt des Thieres hat er den Menschen getroffen! — — Tschertokonskys Schulter ist zerschmettert!

— — — — — — — — — — — — — —

Mit verhängtem Zügel, die Haare im Winde flatternd, schön wie eine Walküre erscheint jetzt Weratschka. Sie hat den Schuß gehört, sieht die Büchse in der Hand des Fähnrichs und zittert in dem Gedanken, daß sein Gegner ihm fluchen wird.

„Sie haben ihn getödtet!“ ruft sie aus. „Alexander, ein Mörder, Verbrecher, Verräther! Ah, wenn mein Vater es mir geschworen hätte, ich würde das nicht geglaubt haben!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Leichenblässe überzog des Fähnrichs Gesicht, der Schein zeugte gegen ihn. Weratschka hatte ihn schießen sehen, sie hielt ihn für schuldig! Lieber möchte er an Tschertokonskys Stelle sein, mit der Hoffnung von ihr beweint zu werden. Um jeden Preis mußte er sie von seiner Unschuld überzeugen! Er stieß sein Jagdmesser in den Hals des Pferdes, welches in einer Blutlache zusammenbrach.

Die Prinzessin hatte des Adjutanten Pferd aufgefangen, dieser war ohne Besinnung, dem Tode nahe.

Alexander flog herbei und kniete an dem blutbedeckten Körper nieder. Weratschka warf ihm einen strengen Blick zu.

„Fliehen Sie, Unglückseliger! Ich werde Sie nicht verrathen.“

„Fliehen, und weshalb?“

„Ich sah alles, wollen Sie noch leugnen?“

Der strenge Ausdruck ihrer Augen erschreckte den Fähnrich, er beugte sich nieder, ergriff ihr Kleid, küßte es mit flehender Geberde. Mit einem Blick voll Haß und Verachtung wandte sie sich ab.

„Auf mein Ehrenwort, Prinzessin, ich wollte ihn nicht tödten, ich wollte ihn retten.“

„Dann müssen Sie ja sehr ungeschickt sein.“

Eine Thräne erglänzte in den Augen dieses muthigen Jünglings, der verzweiflungsvoll ausrief:

„Ich wußte doch, daß Sie ihn nicht liebten, weshalb sollte ich ihn tödten?“

Einen Moment glitt ein Freudenstrahl über Weratschkas Gesicht, welches aber sofort seine eisige Kälte wieder annahm.

„Wie können Sie in Gegenwart des Sterbenden so sprechen!“

„Ach! wenn er mich hörte, er würde mir vergeben“, murmelte Alexander, während er versuchte, mit Weratschkas Tuch das Blut, welches aus der Schußwunde quoll, zu stillen.

Der Sterbende stieß einen tiefen Seufzer aus, die farblosen Lippen öffneten sich halb, die matten Augen blickten umher. Als er Weratschka erkannte, überflog ein Lächeln das bleiche Gesicht.

„Ah! er kommt zu sich! Gott erhalte sein Leben! Er wird nicht sterben“, rief die junge Dame mit unbeschreiblicher Freude aus, deren geheimen Quell der Fähnrich nicht verstand.

Tschertokonsky erhob schwerfällig sein zerschlagenes, blut- und schmutzbedecktes Haupt und flüsterte mit kaum hörbarer Stimme:

„Ihre Hand, Prinzessin — geben Sie — kann sie nicht lange halten — habe kaum Kraft, sie zu fühlen. Ja, ich sterbe — aber mein Auge sieht Sie noch — letzter Sonnenstrahl vor der ewigen Nacht —. Könnt ich dort von Ihnen träumen! — Ach! — Ich hatte eine schönere Zukunft gehofft!“

Sanft drückte Weratschka seine eisige Hand und winkte mit den Augen Alexander, daß er den Sterbenden um Verzeihung bitten möchte.

(Schluß folgt.)

Joseph Ignaz Kraszewski.

Von **Heinrich Nitschmann.***)

Am 17. März 1879 weihten die Polen einem ihrer größten Schriftsteller den Jubelkranz der Ehre und innigen Anerkennung seiner Verdienste als eines jener nur in seltenen Zwischenräumen auftretenden Auserwählten, eines der edelsten und berufensten Darsteller nationalen Wesens, der in seinem nunmehr 53jährigen Schaffen, auf ein unerschöpflich reiches Naturell gestützt, stets den Begriff der Literatur als konkreten Bestandtheil der Wirklichkeit des Volksgeistes, nicht als etwas demselben fernliegendes, von ihm getrenntes Ideales auffaßte. Blieb, trotz einer phänomenalen Vielseitigkeit, die ihn zugleich als Dichter, Historiker, Dramatiker, Redacteur und Zeitungskorrespondent ganz Ungewöhnliches leisten ließ, der Roman immer sein Hauptorgan, so wußte er doch in demselben der jetzigen Generation einen neuen historischen Lebensreiz zu geben und den nationalen Begriff der Natur angesichts des übergährenden Bildungsstrebens festzuhalten. Gerade durch seine historisch-romantischen Sittengemälde weckte er den Geschmack an der gediegenen polnischen Erzählung in Hütten und Palästen und verwandte seine Wissensschätze dazu, in leicht eingehender, so zu sagen sokratischer Methode seine Landsleute zu belehren und sie erkennen zu lassen, daß die Kunst nicht bloß ein pikanter Sinnenreiz sei, wie in den Zeiten der französischen Geschmacksrichtung, sondern daß sie als ein Bedürfniß des Menschengeistes höhere Aufgaben zu erfüllen habe. Dieser tiefe Denker und Meister der Darstellung, dessen urkräftiger Geist in so verschiedenen Gebieten Wurzel schlug und Blüten trieb, und der die Worte „Wahrheit und Arbeit" für alle Zeit auf seine Fahne geschrieben hat, ist Joseph Ignaz Kraszewski.

Er erblickte am 28. Juli 1812 zu Warschau das Licht der Welt. Seine erste Kindeszeit verlebte er jedoch in Romanow, wo bald darauf seine Eltern sich niederließen. Glückliche Jahre verflossen ihm dort. Im elterlichen Hause liebte man die Literatur; die Mutter las trefflich vor, der Vater besaß ein nicht gewöhnliches Erzählertalent. Zwei Jahre lang besuchte Kraszewski die Schule in dem Radziwillschen Biala, aber er bekennt selbst, daß er dort nicht besonders fleißig gewesen, „er habe nicht immer das gelernt, was nöthig war, sondern das, wozu ihn seine Phantasie und eine nie zu sättigende Neugier hin-

*) Bei dem erhöhten Interesse, welches dem greisen Dichter Kraszewski infolge seiner Verhaftung wegen „Vorbereitung zum Hochverrath" — eine Anklage, die sich hoffentlich als unbegründet erweisen wird — jetzt zu Theil wird, dürfte die obige eingehende und warme Charakteristik, welche wir der ersten in deutscher Sprache erschienenen trefflichen „Geschichte der polnischen Literatur" von Heinrich Nitschmann, Leipzig bei Wilhelm Friedrich entnehmen, recht zeitgemäß sein. Die obige Probe wird der gediegenen, mit großer Sachkenntniß und lebendigem Kolorit verfaßten Literaturgeschichte des begabtesten unter allen Slavenvölkern gewiß viele Freunde erwerben. Die Redaction.

zog." Dann wurde er nach Lublin und endlich nach Swislocz gegeben. Der würdige Professor des dortigen Gymnasiums, Walicki, den er, allem Anschein nach, im ersten Theil seiner „Erzählung ohne Titel" (1855) verewigt hat, wußte in ihm die Lust zu ernsten Studien anzuregen, und so schnell waren seine Fortschritte, daß er nach Verlauf zweier Jahre mit dem Zeugniß der Reife zu der damals in hohem Rufe stehenden Wilnaer Universität abgehen konnte. Der Wissensdurst des Jünglings suchte und fand nun in den verschiedensten Fächern Befriedigung: Medizin, Arabisch, Hebräisch, Poesie, altpolnische Literatur und Geschichte unter Anleitung des Professors Borowski wurden mit gleichem Feuereifer getrieben. Er, der nachmalige Titane geistiger Thätigkeit, schrieb damals an seine Mutter: „Ach, wie schön ist es doch, zu arbeiten, so viel man nur vermag; zum Ausruhen wird es ja noch Zeit sein, wenn die Hand nicht mehr die Feder halten, das Auge nicht mehr die Buchstaben auf dem Papier erkennen, der Kopf nicht mehr den Gedanken festhalten kann." Als siebzehnjähriger Student verfaßte er bereits zwei Skizzen, welche unter dem angenommenen Namen „Pasternak" in dem „Literarischen Wochenblatt" Klimaszewskis abgedruckt wurden.

Nach den Vorgängen von 1830 und 1831 wurde Kraszewski, weil er behufs Theilnahme am Kampfe mit mehreren andern Studenten nach Warschau durchbrechen wollte, längere Zeit in Wilna gefangen gehalten. Zum Tode verurtheilt, dann aber begnadigt, setzte er seine Universitätsstudien weiter fort. Nach deren Beendigung schrieb er in der Aussicht auf einen Lehrstuhl an der Universität Kiew eine „Geschichte der polnischen Sprache." Da ihm die erstrebte akademische Wirksamkeit indeß versagt blieb, begab er sich 1834 nach Volhynien und widmete sich auf dem Pachtgute Omelno der Landwirthschaft. Kaum zweiundzwanzig Jahre alt, gewann er bereits durch die Romane „Sigmunds III. letztes Regierungsjahr" (1833), „Herr Karl" (1833) und „Die vier Hochzeiten" (1834) große Beliebtheit. Schon damals kennzeichnete ihn die ihm heute noch eigene Wahrheit in der Porträtirung sowohl vergangener als auch gegenwärtiger Zustände. Es ist, als sei er überall selbst zugegen gewesen und habe die Gespräche belauscht. Frühzeitig erwachte seine kritische und satirische Befähigung; im Besitz gründlicher Sprachkenntnisse, verfaßte er auch ein „Polnisch-deutsch-französisches Wörterbuch" (1832), das nachmals vervollständigt in drei Bänden herausgegeben wurde.

Einige Jahre später vermälte er sich mit Sophie Woronicz, einer Nichte des Erzbischofs und Primas von Polen, und erwarb dann das Landgut Hubin bei Luck, welches er bis 1856 fast ausschließlich bewohnte. Dort, zugleich Oekonom und Literat, arbeitete er lange im Stillen, um dann desto schöner seine geistigen Schwingen zu entfalten. Eine zur Stärkung seiner Gesundheit unternommene Reise nach Odessa beschrieb er später (1845—46) in drei Bänden. Als er dann im Jahre 1856 mit der Familie nach Zytomierz übergesiedelt war, fand er schnell und in immer wachsender Ausdehnung eine seinem Talent und seinem Charakter entsprechende Thätigkeit. Er wurde von seinen Landsleuten einstimmig zum Kurator des dortigen Gymnasiums, zum Direktor des „Theaters des volhynischen Adels" und zum Vorsitzenden des statistischen Komitee erwählt. Wie in der Literatur lagen ihm auch auf allen andern

Gebieten Egoismus und Koterienstreit von jeher durchaus fern, er erstrebte stets Einigkeit und Gemeinwohl. Sein segensreicher Einfluß schuf in Zytomierz eine neue Epoche — ein Leben des Denkens und der organischen Arbeit — und sein Andenken wird dort noch heute in Ehren gehalten, wenn er auch durch die in seinen „Volhynischen Abenden" und in den Briefen an die „Warschauer Zeitung" niedergelegten Grundsätze einen Theil des Adels gegen sich aufbrachte und in seinen utopistisch genannten Bestrebungen zur Aufhebung der Leibeigenschaft Wiederstand fand. Im Jahre 1858 unternahm er eine Reise nach Italien. Nachdem er bereits seit 1851 mit Warschau in literarischen Beziehungen gestanden hatte, erkor er im Jahre 1860 diese Stadt zu seinem Wohnsitz und übernahm die Redaktion der dortigen „Täglichen Zeitung", die später in die „Polnische Zeitung" umgewandelt wurde. Dort von allgemeiner Achtung, von Liebe und Vertrauen umgeben, wirkte er, treu seinen Grundsätzen und Ueberzeugungen, mit Energie und Aufopferung in dem doppelten Beruf: als Bürger wie als Autor und Publizist, mußte indeß, kompromittirt, Warschau und Polen verlassen. Er langte am 3. Februar 1863 in Dresden an und fand dort ein neues, dauerndes Heim. Im Jahre 1875 besuchte er die Schweiz und Frankreich und weilte dann zur körperlichen Erholung noch eine Zeit lang in Meran, ohne indeß seine geistigen Arbeiten einen Augenblick zu unterbrechen.

In Kraszewskis ersten Erzählungen, namentlich in der „Biographie des Sokaler Organisten" (1831), in „Herr Valerius" (1831), „Die große Welt einer kleinen Stadt" (1832) und auch noch in dem späteren „Meister Bartholomäus" (1837) macht sich der Einfluß Sternes oder vielmehr seines Nachahmers Friedrich Skarbek bemerkbar. Beide haben auch die Abneigung gegen deklamatorische Gefühlsdarlegung miteinander gemein und lieben es, ernste Scenen durch komische Zwischenfälle zu unterbrechen. Kraszewski hatte aber schon damals, obwohl seinen Werken noch die übersichtliche Einheit und feste Charakterzeichnung abging, originale Züge, welche neu in der Literatur waren. Er weilt lieber inmitten des Landvolks als in den Salons des Adels, den er gern in ein lächerliches Licht stellt, und bildet mit einem plastischen Sinn, wie er bei den früheren Novellisten nur selten angetroffen wird, Land und Leute ab.

In den historischen Erzählungen der ersten Schaffensperiode „Das letzte Regierungsjahr Sigmunds III.", „Die Kirche des heiligen Michael in Wilna" (1833) 2c. ist fremder Einfluß weniger wahrzunehmen — Kraszewski formte sich seine eigene Methode. Dann folgt eine Phase, in welcher er mit den phantastischen und grellen Farben eines Hoffmann malte, so in „Leo Leontina", „Bedlam" und „Gastmahl des Bettlers." Die gelungenste Erzählung aus jener Zeit — an Charakterschilderung und Genauigkeit der oft freilich zu realistisch behandelten Einzelheiten — ist „Die vier Hochzeiten" (1834). Während des dreijährigen Aufenthalts in Omelno war Kraszewski ein thätiger Mitarbeiter an dem damals blühenden „Petersburger Wochenblatt" und gleichzeitig gaben zwei Bände „Gedichte" (1838) und die in Versen abgefaßte, ohne sein Wissen und seine Erlaubniß gedruckte Erzählung „Satan und das Weib" Zeugniß von einer poetischen Vertiefung, die sich dann auch in seinen prosaischen Schriften, z. B. in der phantastischen Improvisation „Es

waren unser Zwei" und in der kleinen Erzählung „Die Tataren auf der Hochzeit", geltend machte. Als ein Gedicht, wenn auch in Prosaform, und zwar als eine die ganze damalige Welt der Träume und Gefühle des Jünglings umfassende, mit einem bis dahin ihm noch nicht eigenen Schwunge und hinreißender Kraft des Wortes geschriebene Dichtung ist auch „Die Welt und der Poet" (1839) zu betrachten. Dieses Werk trug den Ruhm des Autors nicht nur durch sein ganzes Vaterland, sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus. Jetzt entstand auch sein Heldengedicht „Witolorauda", welches den ersten Theil der Trilogie „Anafielas" bildet. Die beiden letzten Theile derselben „Mindows" (Mendog) und „Witolds Kämpfe" erschienen erst 1843 und 1844. „Anafielas" besitzt viele Eigenschaften eines echten Epos: plastische Ruhe, Großartigkeit im Anschaulichen und Objektivität. Unter Benutzung von Volkssagen macht uns der Dichter mit den Gebräuchen und der Denkweise der alten Litauer bekannt. Der dritte Theil „Witolds Kämpfe", führt uns zunächst den litauischen Großfürsten Olgierd, den Sohn Gedymins vor Augen, welcher, ein Zeitgenosse Kasimirs des Großen, berühmt durch viele siegreiche Kämpfe und durch seine Begünstigung des Christenthums, im Jahre 1381 starb. Sein Sohn Witold, der eigentliche Held der Dichtung, war der Bruder des Begründers der polnischen Jagiellonen-Dynastie. Anafielas ist nach der litauischen Mythologie der Berg der Unsterblichkeit.

Die Thätigkeit Kraszewskis gewann seit 1840 eine immer größere Ausdehnung. Von seinem volhynischen Tusculanum aus redigirte er das in Wilna erscheinende Athenäum und gab von 1841 bis 1851 sechsundsechzig Bände dieser Zeitschrift heraus, was bei der hundert Meilen betragenden Entfernung vom Druckort und den schlechten Kommunikationswegen nur ein so energischer Geist, wie der seine, durchzusetzen im Stande war. Beinahe der dritte Theil der Artikel des Athenäum rührt von ihm selbst her. Dabei lieferte er damals, wie noch heute, gehaltvolle Korrespondenzen für unzählige, ja fast für alle polnische Zeitschriften. Und so spendete er sein ganzes Leben hindurch wie aus einem Füllhorn Erzählungen mannigfaltigster Art, Gedichte, Lustspiele (Alte Geschichten, 1858, Des Kastellans Meth, 1860, Mein Lieber, 1867, Die Sense und der Stein, 1873, Die beiden Almosen, 1878 ꝛc.), Dramen (Ebenbürdig dem Wojwoden, 1868, Der dritte Mai, 1876 ꝛc.) in Prosa und Versen, literarische Studien (u. a. über Dante, 1869), Reisebeschreibungen, Journalartikel, Uebersetzungswerke, ethnographische, archäologische, ikonographische, historische und philosophische Arbeiten, Volks- und Jugendschriften, die sich zum großen Theil weit über den Horizont des Gewöhnlichen erheben. Die Zahl seiner Werke beläuft sich auf mehr als dreihundert; rechnet man aber alle kleineren Artikel und Korrespondenzen hinzu, so dürfte dieselbe wohl 700 Bände übersteigen. Er allein schrieb sicher ebensoviel wie alle polnischen Romanschriftsteller zusammengenommen.

Außerdem hat Kraszewski zu wiederholten Malen öffentliche Vorträge gehalten, er zeichnet gern und trefflich in Blei und Kreide und hat viele seiner Werke selbst illustrirt. Er radirt, fertigt Holzschnitte, malt in Oel und Aquarell, desgleichen auf Porzellan und ist darin fast ebenso produktiv wie mit der Feder. Endlich spielt er Klavier, liest

fließend Noten, verfolgt alle neuen musikalischen Erscheinungen und hat sogar einige eigene Kompositionen herausgegeben. Das sind seine Erholungen. Sein Lieblingsstudium ist die Archäologie, und er hat viel dazu beigetragen, das Interesse dafür in Polen zu beleben.

Wenden wir nun unsere Betrachtung noch einigen seiner hervorragendsten schriftstellerischen Schöpfungen zu. In den Erzählungen entrollt er eine Menge Bilder und Typen, aber vielleicht in keiner so viele und so wahre, wie in dem socialen Romane „Die Zauberlaterne" (1843, 44). In der psychologischen Phantasie „Unter Italiens Himmel" (1845) verläßt ein träumerischer Jüngling das Land seiner Väter, das ihm zu prosaisch dünkt und folgt seiner Sehnsucht nach der Sonne und dem blauen Himmel Italiens, wo er indeß von seiner Geliebten verrathen, in Verzweiflung endet. In „Sphinx" (1847), einem an Goethes Wilhelm Meister heranreichenden Werke, sehen wir ein Malergenie über die Misere des ihn umgebenden Lebens sich mit siegender Begeisterung erheben. „Eine Million Mitgift" (1847), „Vorsichtig mit dem Feuer" (1849) gehören in die Kategorie der Sittenromane, während „Der Ulane" (1843), „Jaryna" (1850), „Die Kathe hinter dem Dorfe" (1854) „Jermola" (1857) sich als ländliche Bilder darstellen. Zu den volhynischen Erzählungen bot der Aufenthalt in Hubin seiner Beobachtungsgabe ergiebigen Stoff. In das Jahr 1857 fällt auch das Erscheinen der „Hymnen des Schmerzes", wehmuthsvoller Klänge, welche eine Verstimmung über das egoistische Treiben der Außenwelt verrathen und den Schmerz als etwas Heiliges, Göttliches feiern; im Eingange singt der Dichter:

Klängen jemals meine Lieder
So aus meiner Seele wieder,
Wie sie Gott hineingesenkt!
Ach, es sind ja jene Laute,
Die, was tief mein Herz erbaute,
Künden sollen, so beschränkt;
Können, blaß und ohne Leben,
Weder mich noch Euch erheben!
Meiner Lieder schönsten Sinn
Hält gebannt des Busens Schranke.
Manch verborgener Gedanke
Stirbt dereinst mit mir dahin.
Wer begreift des Sängers Wesen?
Könnt Ihr ihm im Herzen lesen?
Ward Euch je vollkommen kund,
Welche goldnen Traumgestalten
Sich in seinem Geist entfalten,
Die, bevor durch seinen Mund
Sie als Lieder auferstehen,
Schon verrinnen — schon vergehen!

In demselben Jahre gab Kraszewski die aus verschiedenen kleinen, mit rührender Einfachheit entworfenen Bildern bestehende Idylle „Das Dörfchen" heraus, der wir folgendes Lied entnehmen:

Hab' lange mich umgesehen
Auf diesem Erdenball,
Konnt' nirgend das Glück erspähen —
Wo weilt es im weiten All?

Ich sah die Birke zittern,
Der Eiche wankenden Muth;
Die Axt wird beide zersplittern,
Ihr Loos ist Flammenglut.

Ich hörte die Gräser sagen,
Daß sie der Huf versehrt;
Ich lauschte des Wassers Klagen,
Daß es der Sand verzehrt.

Die Wolke sollte mich lehren,
Ob ihr im Himmel so wohl;
Da schwamm ihr Auge in Zähren,
Sie wetterte dumpf und hohl.

Nun ging ich die Menschen fragen;
Ach, keiner kennt das Glück,
Nur Kampf und Mühen und Plagen,
Das ist der Menschen Geschick!

Hab' lange mich umgesehen
Auf diesem Erdenball,
Konnt' nirgend das Glück erspähen —
Wo weilt es im weiten All?

Auch die Fabel fand in Kraszewski ihren Vertreter:

Das Schiebfach und der Kopf.

Ein geehrter
Hochgelehrter
Oeffnete sein Schreibtischfach:
„Seht", so sprach er, „ich bewahre
Hierin vierunddreißig Jahre
Alles Wissen nach und nach." —
„Schade", hob ein andrer an,
„Daß der hochstudirte Mann
Alle Kenntnisse und Lehren,
Die nach hergebrachter Art
In den Kopf hineingehören,
Nur im Schiebfach aufbewahrt!"

In der Erzählung „Die Krankheiten des Zeitalters" geißelt Kraszewski mit einem hier wohl erklärlichen, stark schattirten Pessimismus die materialistische Richtung der Gegenwart. Die in „Zwei Welten" aufgeworfene Frage, ob das Bestehen einer Adelsklasse nothwendig sei, wird in „Morituri" (1874) weiter ausgeführt, findet aber ihre eigentliche Beantwortung erst in dem Roman „Resurrecturi" (1876). Von Kraszewskis historischen Romanen behandeln „Capräa und Rom" (1860) und die Meisterschöpfung „Rom zu Neros Zeit" (1866) die Gegensätze zwischen Heidenthum und Christenthum; in den Erzählungen aus der ersten polnischen Geschichte prägt er, auf Legenden der Altvorderen und Forschungen der Neueren fußend, das Historischstoffliche mit merkwürdiger Treue und Schärfe aus und eröffnet manche lehrreiche Perspektive. In den Erzählungen aus der Sachsenzeit: „Die Gräfin Kosel" (1873), „Brühl" (1875), „Flemmings Handschreiben" (1879), „Bilder aus dem siebenjährigen Kriege" (1879) tritt das polnische Element mehr in den Hintergrund. Sie gehören jedoch nebst den Spiegelbildern aus der Zeit Stanislaw Augusts zu Kraszewskis künstlerisch vollendetsten Werken in Bezug auf harmonisches Gefüge und lebenswarmes Kolorit. „Die letzten Augenblicke des Fürsten Wojwoden" (1875) und

das „Tagebuch des alten Großvaters“ (1879) verrathen die Hand eines Meisters. Den Gestalten des Volkes weiß Kraszewski wirkliches Leben einzuhauchen und zugleich die Lokalfarben treu wiederzugeben. Ihm dient jede Fabel, jede Anekdote ebenso wie alle, auch die scheinbar geringfügigsten Fragen des Lebens, von denen die Gesellschaft gerade bewegt wird, zum Aufbau einer Erzählung. Unter seinen neuesten Schöpfungen nennen wir: „Im Exil“ (1882), „Die Obristin, Historie aus der Sachsenzeit“ (1882) und das mit Kasimir Zalewski verfaßte fünfaktige Drama „Die Familie“ (1882).

Wir schließen diesen Abschnitt mit Aussprüchen Kraszewskis, die sein eigenstes Thun und Denken wiederspiegeln.

„Der Künstler ist ein Priester, der mit Verständniß und Gefühl des Schönen mehr für die Menschheit wirkt, als es durch Gaben des Reichthums möglich ist.“

„Wahrheit in der moralischen Welt ist das Aufopfern seiner selbst für das Gesammte, das Leben eines Theiles für das Ganze. Die allerhöchste Wahrheit ist der Quell des Lebens — Gott!“

Frühlingsboten.

(Philippine Welser. 1558.)

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Von der Burg, wo sie verborgen
Weilt mit ihrem Ingesind,
Wandelt nieder in den Morgen
Augsburgs schönes Bürgerkind.
Ihren erstgebornen Knaben
Führt sie zärtlich an der Hand,
Denn er hat des Vaters Gaben,
Des Erzherzog Ferdinand.

Ihre Schönheit hat entzücket
Einst des Kaisersohnes Sinn,
Als in Augsburg er erblicket
Philippine Welserin.
Und er ruht nicht, bis vermälet
Er mit ihr durch Priesters Mund.
Doch dem Kaiser ward's verhehlet,
Weil er zürnt dem Liebesbund.

Heimlich naht ihr der Geliebte,
Heimlich blüht ihr Eheglück,
Und die Seele, die betrübte,
Drückt das grausame Geschick.
Da nach strengen Winters Wüthen
Sieht sie auf der kalten Flur
Frühlingsboten, junge Blüten,
Und sie folgt des Frühlings Spur.

Hoffend, daß es besser werde,
Daß der Frühling endlich naht,
Eilt sie zu der Heimaterde.
Denn zu Augsburg großen Rath
Hält der Kaiser. Ihn versöhnet
Sie durch Liebreiz unerkannt,
Und gerührt der Kaiser krönet
Sie und ihren Ferdinand.

Salonpost.

G. v. N. in S. und anderen Verehrern von Rubens hierdurch die Mittheilung, daß das an der Spitze dieses Heftes befindliche Bild der Söhne von Rubens zu den berühmtesten Schöpfungen des großen Meisters gehört. Wer das gemüthliche Bild in der Münchener Pinakothek gesehen hat, welches Meister Rubens und seine erste Frau Isabella Brant darstellt, der wird in diesem Gemälde einen stummen und doch beredten Zeugen für das häusliche Glück erblicken, dessen sich Rubens zu erfreuen hatte, und dem um diese Zeit nur noch der Segen der wachsenden Nachkommenschaft versagt war. Erst im Jahre 1614 sollte sich die Hoffnung der Eltern durch die Geburt eines Sohnes erfüllen, der in der Taufe nach seinem Pathen, dem Erzherzoge, den Namen Albrecht erhielt; ein zweiter Sohn, namens Nikolas, wurde 1618 geboren. Rubens hat sie beide später, noch als Knaben, in reicher spanischer Tracht, lebensgroß in ganzen Figuren gemalt, ein entzückendes Bild, von dem zwei Exemplare von des Meisters Hand erhalten sind, das bekanntere in der Dresdener, das ungleich schönere und, wie die Spuren der Vergrößerung der Bildfläche beweisen, ursprünglichere in der Liechtenstein'schen Galerie zu Wien.

B. Sch. in L. Trotz aller Schönfärbereien muß konstatirt werden, daß das Wagnerbeater ohne Wagner keine Zukunft hat. Selbst die aufrichtigsten Freunde der Wagner'schen Richtung — zu denen auch wir gehören, soweit Wagner's Kunst bis zu den Meistersingern inklusive gemeint ist — können sich nicht verhehlen, daß dem Wagnerthum die belebende Seele genommen ist. Das Publikum hat sich regelmäßig in drei Klassen getheilt: die erste rekrutirte sich aus der großen Masse, die überall „dabei gewesen sein muß;" die zweite — namentlich die weibliche — bestand aus jenen Elementen, welche der Reiz und die sich leichter als sonst darbietende Gelegenheit, mit einem weltberühmten Manne, wie Richard Wagner, in nähere Berührung treten zu dürfen, gen Bayreuth zog; sie durften sich einige Tage in dem Ruhme des Genies sonnen und ihre Eitelkeit war befriedigt. Die dritte Klasse endlich war diejenige der ernsten musikalischen Verehrer. Diese werden bei einer Wiederholung wieder in Bayreuth eintreffen, bei anderen beiden kaum. Den Eindruck, daß die Bayreuther Festspiele nicht lebensfähig bleiben können, hat jeder, der die diesjährigen Vorstellungen in Bayreuth gesehen hat. Es fehlt der großartigen Unternehmung der imponirende Kopf. Hauslick wird vielleicht mit seinem Ausdruck: früher ging Europa nach Bayreuth, jetzt wird Bayreuth nach Europa gehen müssen, Recht behalten. Dazu kommen noch die Taktlosigkeiten gewisser „maßgebender" Persönlichkeiten. So hat man z. B. die Wagnerfreunde aus allen Ländern zur Gründung eines Richard Wagnervereins auf den 10. Juli nach Bayreuth eingeladen. Aus allen Ländern, aus Rußland, Italien, Spanien kamen die Enthusiasten mit großen Opfern an Zeit und Geld zum anberaumten Termin nach Bayreuth, dort aber wurde ihnen von oben herab gnädigst eröffnet, daß man es für besser befunden habe, die Versammlung zur Gründung des Richard Wagnervereins auf den 31. Juli anzuberaumen. Eine vorherige desfallsige Benachrichtigung hatten die maßgebenden Herren für überflüssig gehalten!

S. G. in Meiningen. Die lateinische Klosterchronik, welche die Quelle für Scheffel's „Ekkehard" ist, sind die „Casus S. Galli Ekkehardi IV." Der Verfasser — derselbe Ekkehard, den man für den poetischen Redacteur des Heldengedichts von Walthari und Hildegund hält — lebte von 980 bis 1036.

P. v. S. in B. Wir halten es mit Luthers Wort: Allerwelt Freund, Jedermanns Geck!

E. H. in Berlin. Die „Linden" haben eine Länge von 1800 Meter.

Neueſte Moden.

Nr. 1 bis 3. Kinder-Anzüge.

Nr. 1 u. 2. Schottiſcher Anzug für kleine Knaben. Vorder- und Rückanſicht. — Der Rock von grauem Tuch iſt vorn glatt und an den Seiten, ſowie auf der

Nr. 1 bis 3. Kinder-Anzüge.

Rückſeite gefältelt und mit ciſelirten Metallknöpfen verziert. Der gerade, halbanliegende Paletot iſt etwa 10 cm. kürzer als der Rock. Die Zuſammenſtellung der einzelnen Schnitttheile dieſes Paletots iſt ebenſo eigenartig als neu. Schooß und

Digitized by Google

Nr. 6 u. 7. Anzug für's Haus. (Rück- und Vorderansicht.)

Normalgestaltige sind ebenfalls mit einfachem Metallfutter versehen. Feinere Stiefeln haben. Die Schäfte von Tuchen oder ähnlichen Stoffen in über den Fuß gelegt zu legen und auf der linken Seite in einen Knopf zusammenzuschließen, und den Boden des beiden mit Fronte verschenen Enden herabhallen. Unter Stiefeln hat bei Abbildung 1 die Schäfte nur deshalb über die linke Schulter gelegt, um in beiden Fällen, also beweist bei der Breiten- als auch bei der Nähtlichkeit den Inneren der Schäfte leben zu lassen. Beiere von marodrauenem Stoff, beiden Kanten sind sich anfgerollt sind.

Nr. 3. Anzug für Mädchen von 6 bis 8 Jahren. — Gestrickter Rock von schgrauer Tuch. Spenser-Taillenen, deren Schöße in drei große Falten aufgeschnitten sind. Die mantelartigen Garnituren sind vorn auf beiden Seiten patentartig aufgelegt, wodurch ein Stück Hemdlein wird. Aermlöcher, aber nachrückt und kleinere Falten treten an den Seiten auf, welche sie noch mit einer Schleife und einer Puffenfassade verziert sind. Garnituren-Aufschläge an den Aermeln. Ein Gürtel wird gleichfalls durch eine Puffenfassade festgehalten. Strohhut mit hoch empor-

Nr. 3 u. 9. Anzüge für kleine Mädchen von 4 bis 5 Jahren.

gebogenem Rändern, die mit mantelartiger gestickter Tuach gestützt sind. Auf den Rand herab windet sich eine kleine gestickte Fetter.

Nr. 4. Promenaden-Anzug.

Glatter Rock von mattenfarbem brochiertem Stoff, dessen unterer zimmetfarbig gemalter Rand sich auf einem dunkelbraunen Taffetrocken legt. Diese wird durch eine Bordenmasche gestaltet, mit deutlich garnirte Schäfte. Es liegt darüber ein Rock mit Kapuzen, der gleichfalls mit einer Bordenmasche garnirt ist. Als Kopf besteht ein Hemd, das sich vorn in einer Spitze endet. Aermelpaar ebenfalls verziertem Band, über mit breiter Spitze besetzt. Aermeln von mattenfarbenem brochiertem Stoff, die nicht glatt, sondern in lange Falten gebrochen, herabfallen, dabei auch eine reiche Fronte zu bemerken ist. Aufschläge mit feinem verzierlichen Schmuck und breiter Knopfreihe; Taschen und Aermeln den glatten Ottoman. Das Knöpfen erfolgt auf rechten Seite. Den bezüglichen Stoffstoff mit an der einen Seite eingebrochenem Kante zieht eine lange durch eine große Stahlschnalle gehaltene Feder, welche auf der Klaffeite herabfällt; um die Taille ein Atlasband.

Digitized by Google

Nr. 5. Pariſer Blouſe oder Staubmantel.

Als Stoff kann entweder quadrillirter Cheviot oder, wie auf der Abbildung ins Auge gefaßt, glatter Caſchmir gewählt werden. Auf der Bruſt iſt der Stoff in Garbenfalten gelegt, welche oben nahe am Halsausſchnitt und in der Taille wieder eng zuſammengereiht werden. Ein Gürtel von Atlasband iſt an der Seite mittels einer Schnalle befeſtigt, während die Enden in Schluppen geſchlungen lang herabfallen. Um den Hals eine aſſortirte Schleife. Aermelaufſchläge und Kragen von Atlas. Phantaſieſtrohhut mit unter einer Schnalle befeſtigter Schärpe und Federtuff.

Nr. 6 u. 7. Anzug für's Haus. (Rück- und Vorderanſicht.)

Rock von ſaphirblauem Caſchmir mit hohem gezackten Volant. Eine in Puffen gezogene Reihe trennt in Kniehöhe dieſen untern Volant von den ſich mehr unregelmäßig bauſchenden Puffen des obern Rocktheils. Die Puffen bekommen von Innen keinen Halt, beſtehen alſo eigentlich nur aus einem einzigen großen Puff, der ſich beliebig bauſchen läßt und ſich dergeſtalt auf die in kleine Puffen gezogene mittlere

Nr. 10 u. 11. Anzug für kleine Knaben von 6 bis 8 Jahren. (Vorder- und Rückanſicht.)

Reihe herabneigt. Die Zacken des untern Volants ſind mit einem Galon in einer der ſchottiſchen Farben der Schärpe eingefaßt und ruhen auf einer Valayeuſe von ziegelrother Surah. Schottiſche Schärpen-Schürze mit dunkelblauen, rothen, grünen, goldgelben und hellmaronfarbenen Carrés auf ſaphirblauem Grunde. Die Raffung der Schärpe wird auf der Rückſeite von der ſchottiſchen Schleppenbahn verdeckt, welche in der in der Rückanſicht erſichtlichen Form drapirt iſt. Die Taille von ſaphirblauem Caſchmir iſt mit einem ſchottiſchen Gilet ausgeſtattet, das in eine lange ſchmale Spitze ausläuft. Ueber die Hüfte iſt eine wie die Zacken des Volants eingefaßte Gürtelpatte gelegt, die eine ſpitze Taillenſchnebbe ſimulirt und in Verbindung mit der Spitze des ſchottiſchen Gilets den Eindruck des Mittelalterlichen hervorzubringen berufen iſt. Vorn wird die Gürtelpatte durch eine ſilberne Agraffe zuſammengehalten. Zu erwähnen ſind ſchließlich noch der Offizierskragen und die Hufeiſenbroſche.

Nr. 8 u. 9. Zwei Anzüge für kleine Mädchen von 4 bis 5 Jahren.

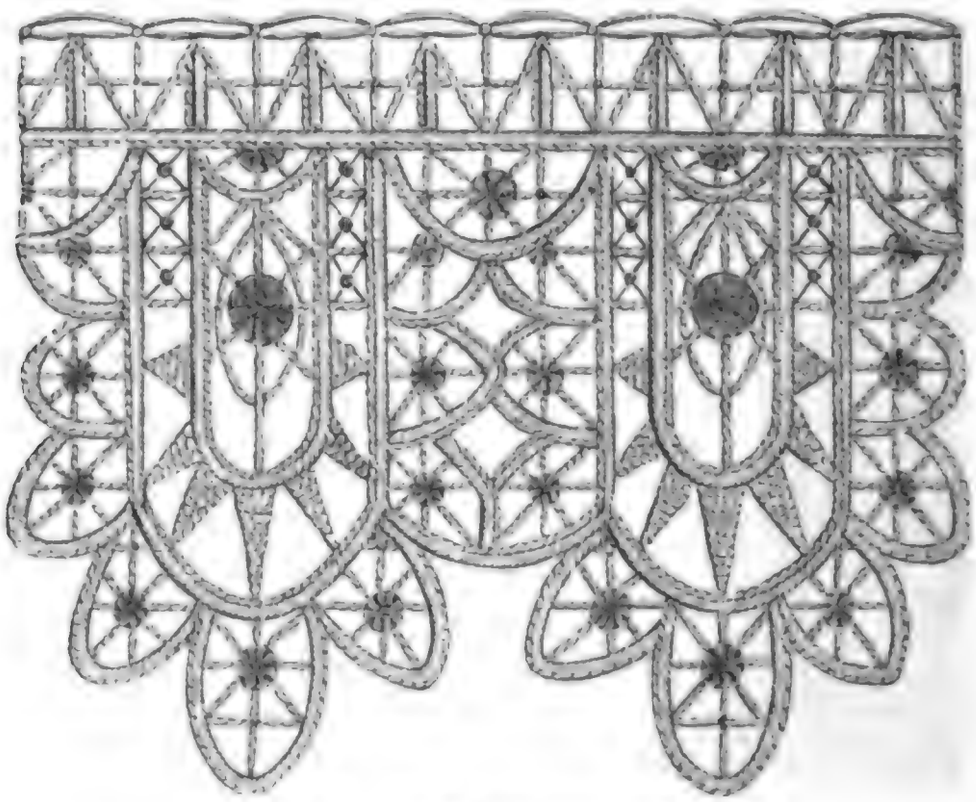
Nr. 8. Erſter Anzug. — Der Rand des Rockes iſt mit einem Pliſſévolant von rother Surah garnirt. Ueber demſelben ſind vier in lebhaften Farben geſtickte Wollengalons angebracht, welche den untern Rand des Gilets bedecken, zu welchem

weißer, elfenbeinfarbener oder blauer indischer Cachmir, der mit einer farbigen Seidenstickerei verziert, genommen ist. Die Casaque besteht aus hell maronbraunem Damentuch oder indischem Cachmir mit schwarzem Galon. Der Rand der Casaque und die Aermelaufschläge sind in viereckige Zinnenzacken ausgeschnitten, auf welche je eine mit dem Galon harmonirende Passementerie-Macarone gesetzt ist.

Nr. 9. Zweiter Anzug. — In Falten gereihtes Kittelkleidchen von écrugrauer Surah mit einem kleinen unten hervorstehenden Volant umgeben. Die Casaque von granatrothem Grosgrain öffnet sich bis tief herab über ein Surahplastron. Der den Rand der Casaque garnirende Revers von alterthümlicher Spitze wird unten durch eine hufeisenförmige Agraffe geschlossen. Taschen und Aermelaufschläge mit Spitzenrevers.

Nr. 10 u. 11. Anzug für kleine Knaben von 6 bis 8 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)

Der ganze Anzug, Jacke, Gilet und Beinkleid ist von röthlichbraunem oder



Nr. 12. Große Filetguipüreſpitze.

schwarzbraunem Ischler Tuch. Die auf der Rückseite halbgeschweifte Jacke ist vorn offen und wird nur am Kragen mittels eines Hefteis und einer Schlinge geschlossen. An beiden Rändern längs herab eine Garnitur kleiner spitz gezackter schwarzer Patten, von denen jede mit einem Metallknopf verziert ist. Je zwei gleiche Patten vorn an den Kragenrändern. Dieselbe Pattengarnirung wiederholt sich an den Taschen und Aermelaufschlägen. Das vorn gerade geknöpfte Gilet tritt unten etwas auseinander. Kurzes, unter dem Knie durch ein Band mit silberner Schnalle zusammengezogenes Beinkleid

Nr. 12. Große Filetguipüreſpitze.

In diesem Dessin sind fast alle Contouren mit dem Festonstich bedeckt. Diese Arbeit wird auf Filet ausgeführt. Nach beendeter Stickerei wird der Filetgrund aus allen durch das Sticken entstandenen Contouren sorgfältig herausgeschnitten, so daß diese in den leeren Zwischenräumen rein dastehen, was der Solidität der Arbeit durchaus keinen Abbruch thut, wohl aber der Spitze ein leichteres und gefälligeres Ansehen verleiht. Einen sehr schönen Effect macht sie als Randgarnirung einer Bettdecke, wird aber auch bei vielerlei anderen Verwendungen gut am Platze sein.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Der kleine Hilfsprediger.

Nach einer Originalzeichnung von H. Schlittgen.

Digitized by Google

igitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Aktäon.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Schluß.)

Die Alte nahm ihren Platz wortlos wieder ein und Carlotta hielt das Messer abermals wurfgerecht zwischen den Fingern. Ein blütentrunkener, gelber Falter taumelte zwischen dem Gerank ihr zu Häupten hin und her und fand weder Ausweg noch Ruhepunkt. Nach dem zielte sie und es sah aus, als wollte sie ihm die spitzige Waffe durch den schmalen Leib schleudern und ihn an ein Lattenspalier der Laube festnageln. Ihre Augen funkelten dabei in grausamer Wollust.

Dann fiel von draußen her ein breiter Schatten durch den Eingang der Laube herein, und als Carlotta aufblickte, gewahrte sie den Marchese, der sie mit düster gerunzelter Stirn und blutunterlaufenen Augen betrachtete. Sie rührte sich nicht und bot ihm keinen Gruß. „Was willst Du?" fragte sie nur gelangweilt.

„Dich fragen, was dies ganze Possenspiel mit Francesco Pedone bedeuten soll."

„Was kümmerts Dich?"

Er lachte heiser auf. „Was es mich kümmert? Du heißt Marchesa Pizzuto, Carlotta! Ich will und kann nicht dulden, daß Du es vergißt. — Ich bin eifersüchtig, Carlotta —"

Sie zuckte die runden Schultern. „Ich habe Dir gesagt, daß ich meine Rache haben will, Vittorio. Laß mich gewähren!"

Er trat einen Schritt näher auf sie zu. „Rache?" fragte er, „vielleicht beseligt ihn diese Rache so sehr, wie mich Deine Gleichgiltigkeit gegen mich verwundet. Ich gönne sie ihm nicht. Du bist unfähig zur Rache, Carlotta, und aus Rache und Haß wird Liebe. Hasse mich auch — räche Dich auch an mir, dafür, daß ich Dich erkaufte und zwang, meine Gattin zu werden — hörst Du? Hasse mich, Carlotta, hasse mich!"

Er war neben ihrem Ruhelager auf einen Sessel gesunken und starrte sie mit irren, durchbohrenden Blicken an, bemitleidenswerth in seiner Hilflosigkeit und verächtlich zugleich, ein willenloses Opfer heißer, wahnwitziger Leidenschaft. Sie wandte sich mit einem Ausdruck unverkennbaren Widerwillens von ihm ab, hob das Messer wieder auf, zielte

nach dem immer müder und müder seine Schwingen regenden Falter, warf und heftete ihn mit der Klinge an das Spalier, daß er, im Todeskampf zuckend, angstvoll mit den Flügeln um sich schlug und verendete.

„Sieh zu, ob ich tödtlich treffen kann, wenn ich will!" rief sie, mit kaltem Blick ihr Werk betrachtend, „ob mich unzeitiges Mitleid davon abhält, meine Waffen zu gebrauchen. Und Du bittest um meinen Haß? Ich verachte Dich! Um meine Rache? Daß Du mir gleichgiltig bist, das straft Dich genug. Jedem wird, was er verdient. Und nun geh und laß mich allein, ich will schlafen."

Er sah sie mit halb irrsinnigem Erschrecken an. „Du willst mich also auch tödten?" schrie er auf.

Sie warf ihm einen kurzen, scheuen, widerwilligen Blick zu, der nur über ihn hinstreifte.

„Du tödtest Dich selber", sagte sie, „geh! Du bist wieder betrunken!"

Er nickte mit widrigem Grinsen. „Ja, ich bin es jetzt noch öfter, als sonst und manchmal schon am frühen Morgen. Das ist ekelhaft, ich weiß, und es reibt mich auch auf und unterwühlt den letzten Rest meiner Kräfte, aber ich kann nicht anders und die Schuld daran trägst Du — Du ganz allein. Ich muß mir Vergessenheit trinken, muß mich übertäuben, weil Du mich zurückstößest, weil mich meine wilde Leidenschaft sonst verzehrte und der Durst nach Befriedigung mich ruhelos umtreiben würde bei Tag und bei Nacht. Ich habe nur die Wahl zwischen Wahnsinn und Betäubung, ich wähle das letztere. Hast Du denn kein Erbarmen mit mir, Carlotta?"

Sie hatte die Augen schon geschlossen, ein eisiges Lächeln umspielte ihre Lippen. „Nein, wie Du mit mir keines hattest, als ich in Deine Gewalt gegeben war."

„Weil meine Leidenschaft mich zwang,"

„Mich zwingt meine Rache. Geh, sag ich, geh, ich will Ruhe haben."

Sie legte ihren Kopf zur Seite und ihre Brust, deren herrliche Wellenlinie unter dem feinen Kleiderstoff sichtbar wurde, athmete ruhig und gleichmäßig. Er betrachtete sie sekundenlang mit gierig-lüsternen Blicken, bis sein Auge, wie zufällig, auf den Schmetterling fiel, den ihre Hand mit dem Messer an die Latte gespießt hatte. Dabei zuckte er widerwillig zusammen, funkelte sie noch einmal voller Zorn und Haß an und ging, das Bein schwerer nachschleppend, als sonst, davon. — — —

„Sie belächeln meine Nachricht ja ganz ungläubig?" sagte der Baron Tagliarini, der Francesco in seiner Wohnung aufsuchte, wo er seit mehreren Tagen wieder in seinen Büchern und Papieren gleichsam begraben dasaß, „es liegt mir aber durchaus fern, durch eine Erfindung Ihre Eifersucht stacheln zu wollen. Daß die Marchesa gestern mit ihrem Gatten in der Favorita Korso gefahren ist, ist eine Thatsache, die Ihnen Hunderte bestätigen können."

„Ich bezweifele sie ja auch gar nicht", fiel Francesco ein und versuchte, seiner peinvollen Empfindungen Herr zu werden, „ich weiß vielmehr nicht einmal, was Sie daran eigentlich in Erstaunen setzt."

„Es ist das erste Mal."

„Und unsere Soiree im Palazzo Pizzuto war auch die erste. Man fängt eben dort an, sich der Gesellschaft in jeder Weise wieder zu nähern."

„Hm", machte der andere, „nur schade, daß dies um eine Zeit geschieht, wo diese Gesellschaft die Stadt verläßt und aufs Land zieht. Die meisten sind schon fort. Ich selbst bleibe nur in der angenehmen Hoffnung — Sie werden ja schon wieder roth, Don Francesco! Also wirklich: wir sind Nebenbuhler? Nun sei's darum! Einen kann sie ja doch nur erhören. Und, damit Sie sehen, wie uneigennützig ich zu Werke gehe, theile ich Ihnen mit, daß der Marchese jetzt täglich abends um die siebente Stunde zum Baden kommt, der Bademeister muß mit ihm hinaus, damit er nicht etwa noch einmal in Gefahr geräth — und daß man also am ehesten dann Gelegenheit fände —"

Francesco erhob sich mit allen Zeichen des Unwillens. „Ich glaube nicht, daß wir ein Recht haben, in diesem Ton über die Marchesa Pizzuto zu reden, Don Bernardo", sagte er kühl.

Der andere zog die Stirn kraus. „Wie Sie meinen, Don Francesco", versetzte er achselzuckend, „Weib ist Weib und eine Sicilianerin des high life ist noch niemals eine Vestalin gewesen, wie Ihre Dichterphantasie sich vielleicht träumt. Die alten, schönen Zeiten des Cicisbeats sind zwar pro forma abgeschafft, aber in Wirklichkeit bestehen sie ungeschmälert bei uns fort und, wenn eine schöne, junge Frau einen alten, häßlichen, hinkenden Gatten hat — santo diavolo, so muß der ein Idiot sein, der sich nicht darum bemüht, ihr Herz zu erobern. Uebrigens: nichts für ungut, Don Francesco, wenn ich Sie aus Ihrem poetischen Optimismus aufgerüttelt habe. A propos: lassen Sie sich nicht wieder einmal im Kasino sehen? Sie sind verteufelt ungesellig geworden. Es geht das Gerücht, der verrückte Marchese, seines Kerkermeisteramtes überdrüssig, werde heute Abend dort am Pharotisch erscheinen."

Francesco gab eine ausweichende Antwort, und der andere ging. „Was bedeutet sein Gerede eigentlich?" fragte sich Francesco. Wollte er ihn warnen oder anspornen, auf eine falsche Fährte locken oder ihm helfen? Oder war das alles überhaupt nur das müssige Geschwätz des vornehmen Großstädters und ohne jede tiefere Bedeutung, wie seine eigene Leidenschaft für die schöne, räthselvolle Marchesa?

Aber eines von dem, was er vernommen hatte, wurzelte doch in Francescos Seele und beherrschte alle seine Gedanken und Regungen, ehe er es wußte: Die Marchesa war an der Seite ihres Gatten durch den Park der Favorita spazieren gefahren! Bernardo hatte ganz recht, es war eine wilde, wahnsinnige Eifersucht, die bei dieser Nachricht in ihm aufkochte. Weshalb? begriff er selber kaum. Er hatte über das Verhältniß der beiden Gatten zueinander kaum jemals nachgedacht, es galt ihm vielmehr als etwas Feststehendes, daß Carlotta den Marchese nicht liebte und die heimliche Art, wie sie ihn selber hatte bei sich einführen lassen, bestätigte seine Vermuthung. Trotzdem hatte auch er sich keiner Gunstbezeigung von ihrer Seite zu rühmen, kein Wort war zwischen ihnen gewechselt worden, das der Marchese nicht hätte belauschen können und, nur weil er selber seit jenem schaurig-süßen Augenblick am Rande des Parkweihers von einer tiefen, heißen Leidenschaft für das berückende Weib erfüllt war, das er damals in seiner ganzen göttlichen Schönheit gewahrt hatte, war es ihm, als ob zwischen ihnen beiden ein geheimes, unlösliches Band bestehe und als ob sie innerlich

sein eigen sein müsse, wie er selber mit Leib und Seele sich ihr angehörig wußte. Erst jetzt, wo Groll und Eifersucht in ihm, plötzlich geweckt, aufrangen, wurde er sich klar darüber, daß er an die Wesenheit eines Traumes geglaubt hatte und daß das schöne Weib in Wahrheit so fern und unnahbar ihm gegenüberstehe, wie ein Götterbild auf seinem Postament, um das er seine Arme noch so heiß und begehrend schlingen mochte, ohne dem Marmorleibe doch das Feuer einzuhauchen, das ihn selber beseelte und verzehrte.

Und nun trieb es ihn wieder ruhelos von seinem Arbeitstische auf, an dem er gesessen und vergeblich versucht hatte, Verse über Aktäons Verwandlung durch die zürnende Diana zu dichten. Er hatte die Marchesa in all den Tagen nicht wiedergesehen, weil er sich gescheut hatte, ohne das Gedicht, das sie von ihm forderte, vor sie hinzutreten und seine Hoffnung, sie werde ihn zu sich rufen lassen, hatte sich nicht erfüllt. Sein Kopf aber war zu wüst und sein Herz schlug zu laut und zu rasch, als daß er hätte Verse reimen können, die mit den innersten Gedanken seiner Brust nicht in Verbindung standen.

Und währenddessen fuhr sie, der alle Regungen seines Herzens zu eigen waren, den bewundernden Blicken der großen Menge preisgegeben, an ihres Gatten Seite durch die schattigen Alleen des öffentlichen Parks und ließ sich huldigen und feiern und dachte seiner auch nicht während der Dauer einer armseligen Minute einmal! Das ließ ihn alles Blut fieberhaft durch die Adern jagen und trieb ihn rastlos durch die Gassen.

Er mischte sich in das bunte Menschengewühl des Korso, das plaudernd, lachend und feilschend an den prunkenden Schauläden zu beiden Seiten vorüberhastete und es that ihm wohl, daß dröhnendes Wagengerassel und das Chaos der gegeneinander ankämpfenden und eifernden Stimmen den wilden Aufruhr in seinem Inneren überhallte, daß ihn das Volksgetriebe, einer Welle gleich, erfaßte und mit sich fortriß. Als dann die Stunde der Korsofahrt gekommen war, nahm er bei den Quattro Cantoni einen Wagen und jagte vor die Porta Macqueda hinaus nach dem ehemaligen, bourbonischen Landsitz, dem großen, jetzt öffentlichen Park des Lustschlosses La Favorita, in dessen Schattenalleen und, von den Villen des palermitanischen Adels umschlossenen Feldern die vornehme Welt der Stadt um die letzten Lichtstunden des Tages in der schönen Jahreszeit mit ihren eleganten Karossen sich ein Stelldichein zu geben pflegt. Auch heute hatte sich ein glänzendes, farbiges Leben dort entfaltet. Durch die Baumgänge rollten die Equipagen mit ihren reizenden Insassinnen, Offiziere und junge Herren vom Adel tummelten ihre schlanken Renner in der Nähe derselben, Spaziergänger trieben sich auf den, von Arbutus umhegten Pfaden zur Seite hin und wieder, und auf dem grünen Teppich der blumendurchwirkten Rasenplätze spielten Kinderscharen. Ueberall herrschte die muntere, lebhafte Daseinsfreude des Südländers vor und der duftgesättigte Frühlingsabend mit seinem Licht und seinen Farben schien alles in wohlthuende Harmonie aufzulösen.

Francescos Augen überflogen das lachende Bild, das sich ihnen bot, ohne Theilnahme. Unter all den mannigfach gestalteten Equipagen, die oft mit vier oder sechs Pferden bespannt an ihm vorüberbrausten, entdeckte er die des Marchese nicht, die laute Fröhlichkeit um ihn her

war ihm peinvoll, und von den herrlichen Frauengestalten, die in verführerischer Haltung in den weichen Seidenpolstern ihrer Karossen lehnten, zog keine seine Aufmerksamkeit an sich. Er fuhr durch die mit Pfefferbäumen bestandene Hauptallee weiter hinaus bis zu dem chinesischen Schlößchen, das mit seinen zahllosen Glocken und seiner bunten Bemalung fremdartig-wunderlich in die Umgebung hinausschaute; dort war es stiller und einsamer und er ließ den Wagen halten. Er hatte ihn aber kaum verlassen, um zu Fuße weiter umherzustreifen, als ein, von drei mausgrauen Orlowtrabern gezogenes Kabriolett um die Wegbiegung rollte und sein Blick in der schleierumwehten Frauengestalt, die mit nerviger Hand selber die Zäume hielt und das Gespann lenkte, verwundert die Marchesa erkennen mußte. Neben ihr saß der Marchese, ein gallonirter Lakei nahm den Sitz hinter ihnen ein. Die ganze Erscheinung flog pfeilschnell an ihm vorüber. Er hatte den Hut gezogen und die Marchesa, deren Auge ihn flüchtig gestreift hatte, ihm vornehm-fremd zugenickt, während der Marchese, auf dessen Lippen ein widrig-triumphirendes Lächeln lag, ihm keine Beachtung schenkte. Dann war der Wagen schon hinter den Bäumen verschwunden.

Francesco warf sich hochaufklopfenden Herzens wieder in den Sitz seines Gefährts und befahl dem Kutscher, dem Kabriolett nachzujagen. Aber es war unmöglich, es zu erreichen. So oft er auch alle Wege des Parkes wieder durchfuhr, der Wagen, den die Marchesa gelenkt hatte, begegnete ihnen nicht mehr und mißmuthig, grollend, von Eifersucht gestachelt und von den widerstreitendsten Empfindungen hin- und hergeworfen, befahl Francesco, die Favorita zu verlassen. Draußen auf der Landstraße meinte er wieder, daß es unmöglich sei, jetzt und so nach der Stadt zurückzukehren. „Nach dem Palazzo Pizzuto!" rief er plötzlich dem Kutscher zu und der Wagen bog in den Weg nach den „Falde di Monte Pellegrino" ein.

Als die Schloßallee erreicht war, ließ Francesco halten und schickte den Wagen zurück. Er selber ging weiter auf das Gebäude zu, das sich beinahe drohend vor ihm emporzurecken schien. Aber je näher er ihm kam, desto zögernder wurde sein Schritt. Was wollte er dort oben? Wenn er Einlaß forderte, konnte es nur bei dem Marchese selber geschehen, und die Stunde war wenig geeignet dazu. Und doch konnte er nicht zurück. Es war ihm, als müsse er Carlotta wenigstens noch einmal sehen, den Saum ihres Gewandes knistern hören und erst dann könne er Ruhe finden. Eine tolle, zwecklose Sehnsucht trieb ihn weiter, er selber wußte nicht mehr, warum und wohin?

Es war beinahe dunkel geworden, hinter den Schloßfenstern blitzte ein vereinzeltes Licht auf. Francesco schlich sich bis in den Vorgarten hinauf und kauerte sich auf einer niedrigen Steinbank zu Füßen einer mächtigen Sandsteinfigur hinter einer Thujahecke nieder. Er fühlte sich wie zerschlagen, sein Herz schlug dumpf und seine Schläfen brannten. Es war ihm, als müsse er hier warten, bis Carlotta käme und ihn von diesem unheilvollen Zauber erlöste, mit dem sie ihn gebannt und wenn die Nacht darüber hinginge und wieder eine Nacht und so fort bis er frei sei oder auch todt, denn ein drittes gäbe es nun für ihn nicht mehr. Kein Laut regte sich um ihn her, alles war wie ausgestorben und doch athmete das süßeste, holdeste Leben hinter jenen Mauern.

Ein unbezwingbares Verlangen ergriff ihn, wenn er daran dachte. Er konnte nicht vom Platze weichen und wenn es sein Leben kosten sollte. Immer gaukelte vor seinen Sinnen ein herrliches, schimmerndes Frauenbild, das er einmal so gesehen hatte, wie kein Sterblicher sonst außer ihm und das nun in seiner sieghaften Schönheit seine Phantasie und seine Seele beherrschte. Ihm nach zog es ihn, und er hätte seiner Sehnsucht nicht Halt gebieten können, ob es auch zu seinem Verderben sein mochte. „Aktäon!“ murmelte er wie geistesabwesend vor sich hin und er hätte am liebsten seine Arme ins Dunkel vor sich hinausgebreitet, um die Göttin in heißer, sündiger Liebe zu umfangen.

Und dann sprudelten ihm plötzlich die Verse, die er bislang vergeblich gesucht, über die Lippen. Er selber war ja der vermessene Sterbliche, der, von der Allgewalt der Schönheit verlockt, das Göttliche in seiner unverhüllten Nacktheit zu schauen begehrt hatte und dem nun, da sein frevler Wunsch ihm erfüllt worden war, eine verderbliche Flamme unstillbarer, ewig sich erneuernder Sehnsucht in der Brust entzündet war. Auch er war, wie Aktäon, verwandelt worden. Und der Gesang von der Metamorphose des unglücklichen Jünglings, den die zürnende Diana zu einem Hirsche umschuf, weil er sie belauschte, entstand mit einem Male, als ob er sich nur an ihn zurückzuerinnern hätte, in seiner Seele und lebte bis in alle Einzelheiten vor ihm auf. Er gab ja mit ihm nur ein Stück seines eigenen Daseins preis.

Der tolle Gedanke, jetzt noch bei der Marchesa Einlaß zu begehren, stieg in ihm auf. Er wollte ihr mit seinem Gedicht von der eigenen, verzehrenden Sehnsucht ein ergreifendes Bild entwerfen und unter fremder Maske ihr seine Leidenschaft gestehen, die sich doch nicht mehr vor ihr verhehlen ließ. Aber es war Nacht geworden und der Mond stieg hinter den Baumkronen des Parks herauf. Wie hätte er jetzt noch an ihre Pforten pochen können?

Da klang Hufschlag und Rädergerassel die Allee herauf. Es war die Equipage des Marchese, die vor das Schloß fuhr. Er selber, von einem Diener unterstützt, stieg aus und wankte mühsam die Stufen zum Portal empor, hinter dem er verschwand. Die Marchesa war also bis zu dieser Minute allein gewesen und statt hier zu träumen und, wie ein eingeschlichener Dieb sich verborgen zu halten, hätte er zu ihr gelangen und bei ihr allein weilen können. Nun freilich war die rechte Stunde versäumt und er konnte wieder heimgehen.

Schwerfällig erhob er sich und wollte den Rückweg antreten, aber eine unbestimmte auftauchende Erinnerung ließ ihn sich dem Schlosse zuwenden, an dessen Frontseite er entlang schlich, bis er an die schmale Pforte kam, durch welche die stumme Dienerin ihn damals bei ihrer Herrin eingeführt. Er drückte gegen die Thür, aber sie öffnete sich nicht, er versuchte nun alle erdenkbaren Kunstgriffe, um sie in den Angeln zu bewegen, aber sie gab nicht nach. Ueber sein eigenes, wahnwitziges Thun erschrocken, wollte er eben zurückweichen, als sich oberhalb der Pforte behutsam eine kreisrunde Fensterluke öffnete und das Gesicht der alten Dienerin drohend auf ihn daraus herabschaute.

Francesco fuhr im ersten Augenblick betroffen zurück, trat dann aber wieder näher und sagte mit hastiger, leiser Stimme: Meldet Eurer

Herrin, mein Gedicht sei fertig und ich käme, es ihr vorzulesen; sie möge mich einlassen."

Die Alte schien sich eine Weile zu besinnen, ob der Sprecher da unten etwa sich einen Scherz machen wolle oder nicht bei Sinnen sei, aber sie machte ihm dann doch ein Zeichen, er möge warten und verschwand vom Fenster. Nach einer geraumen Zeit, die Francesco in herzklopfender Erregung verbrachte, kam sie wieder und ließ, ohne ein Wort zu sprechen, an einer Schnur einen kleinen Schlüssel herab, den er drunten in Empfang nahm. Mit ihm öffnete er, nachdem er das Schlüsselloch glücklich gefunden, die Thür, tappte sich durch den Gang, den er nun schon kannte, fort und gelangte endlich in ein Gemach, das matt von einer Kerze erhellt war und in dem die Alte ihn erwartete. Sie verneigte sich schweigend vor ihm, aber anstatt ihn, wie damals, weiter durch die Zimmerreihe zu führen, deutete sie nur durch die offene Glasthür in den Park hinaus.

So schritt er auf die vom Mondlicht taghell bestrahlte Terrasse hinaus und ließ seine Augen weiter forschend durch den Park schweifen. Aber die er hier finden sollte, gewahrte er nicht. Nur geisterhaftes Monddämmern webte um die blühenden Hecken und die dunklen Lauben, und duftschwerer Hauch wehte ihm berauschend um die Stirn. Er wandelte aufs Gerathewohl den Weg, der ihm zunächst lag, hinab, nur von Zeit zu Zeit stehen bleibend, um zu lauschen und um sich zu spähen. Vor ihm hob sich, vom Silberlicht verklärt, zwischen dem dunklen Nadelgeäst breitwipfliger Pinien eines von den Marmorbildern des Parks heraus und er glaubte sich zu erinnern, daß es die Statue der Diana sei, die dort auf ihrem Sockel ragte. Ihr strebte er entgegen, wie von geheimer Sehnsucht getrieben und es war ihm, als müsse Carlotta ihn dort erwarten. Er hatte sich nicht getäuscht. Auf der Bank unter den Pinien, zur Seite der Dianastatue, saß die Marchesa in weißem Gewande, einen rothen Shawl malerisch um Schulter und Nacken geschlungen; das Mondlicht rieselte durch die Baumkronen nieder und floß an den Falten ihres Kleides herab. Ein traumhaftes Lächeln irrte um ihre Lippen.

Eine Zeit lang sah sie den Ankömmling, der wieder, wie gebannt durch ihre Erscheinung, stehen geblieben war, an, als kenne sie ihn nicht. Dann begrüßte sie ihn gleichmüthig, als ob seine Gegenwart hier und zu dieser Stunde nichts Außergewöhnliches für sie bedeute, wies auf den Platz neben sich und sagte: „Wir haben uns, glaub ich, lange nicht gesehen, Don Francesco."

Er ergriff ihre Hand und küßte sie, ehe er sich neben ihr niederließ. Dann wollte er etwas erwiedern, aber sein umschweifender Blick gewahrte plötzlich, daß man hier gerade vor sich zu Füßen den Parkweiher hatte, dessen mondüberglänzter Spiegel durch das Hecken- und Rankengewirr der Umwallung märchenhaft aufblitzte. Das verwirrte ihn vollends und er stotterte: „Soll ich hier? Ich kam, Ihnen das Gedicht zu bringen, das Sie von mir forderten."

Sie nickte. „Ja, hier. Warum nicht? Die Mondnacht ist schön und die Göttin hört selber mit an, was Sie zu ihrem Preise singen wollen. Es ist der rechte Platz."

„Zu ihrem Preise, Signora?"

Er sah zu der Statue empor, während er die Worte verwundert herausstieß und jetzt war es ihm, als habe das Marmorbild genau die Züge der Marchesa und blicke ihn streng und hoheitsvoll an und entschleiere sich ihm doch auch wieder in seiner göttlichen Schönheit.

„Fangen Sie an!" hörte er sie plötzlich sagen.

Und dann begann er, immer zu der Statue aufblickend, langsam Vers auf Vers aus seiner Erinnerung heraufholend, bis der Strom mächtiger und voller über seine Lippen flutete und das Gedicht, wie es vorher in seiner Seele entstanden war, zitternd vor tiefer, glühender Leidenschaft, wie ein hohes Lied des Sinnenrausches und der unstillbaren Liebessehnsucht an das Ohr der Hörerin scholl — —

„Er aber streckte flehend
Die Arme nach ihr aus und ächzte: Tödte,
O, tödte, Göttin, daß die heiße Flamme
Im Inner'n mir verlodre, das Verlangen,
Das fiebrisch mir durch alle Pulse wallte,
Auslösche, gleich erstickter Glut, und segnen
Will ich die Hand, die mich verdirbt! Nur klage,
Du Göttliche, mich nicht des Frevels an,
Dich trifft die Schuld, nur Dich! Hat Deine Schönheit,
Die sieghaft alles Sei'nde überwindet
Und jeden Widerstand im Keimen tödtet,
Durch's Mark die lodernd-jähe Flamme doch
Ergossen mir, die mich verzehrt; — Du selber,
Und Deine Schönheit, — ihr verdient's, vernichtet
Zu werden — doch nicht ich."

Die Stimme des Sprechers versagte vor innerer Erregung; er lehnte sich zurück und athmete schwer. Carlotta, die ihren Hinterkopf in ihre beiden, zusammengefalteten Hände gelegt hatte, sah ihn düster an. „Fahren Sie doch fort!" sagte sie kalt.

Aber er runzelte die Stirn: „Ich bin zu Ende, Signora Marchesa. Aktäon erleidet seine Strafe, denn die Göttin ist mächtiger, als er und er muß sich ihr beugen. Aber seine letzte Rede ist ein Widerspruch gegen die Berechtigung dieser Strafe, eine leidenschaftliche Anklage, eine Vertheidigung seiner Handlungsweise, für die nicht ihn die Verantwortung trifft, und so geht er, als ein Opfer seines Verhängnisses, zu Grunde. — Mein Gedicht ist zu Ende."

„Das ist sonderbar", sagte Carlotta nach einer Pause.

„Was, Signora?"

„Daß Sie Aktäon in Schutz nehmen und rechtfertigen, während Diana nur als die Verkörperung einer unheilvollen, vernichtenden Gewalt erscheint. Arme Göttin! Und wie viel glücklicher und beneidenswerther war sie doch noch, als die sterblichen Weiber, die einen, ihrer Ehre angethanen Schimpf zu rächen keine Macht haben."

„Keine Macht?" wiederholte er und sah sie mit seinen glühenden, durchbohrenden Blicken an, „keine Macht, Signora? Wandelt sich die Allgewalt der Schönheit denn im Laufe der Tage? Ist sie nicht heute gleich machtvoll und gleich unheilbringend, wie damals, säet sie nicht auch heute Tod und Verderben, selbst ohne es zu wollen? Ob sie sich im Bilde einer Göttin verkörpert oder im Leibe eines sterblichen Weibes, die Schönheit ist sieghaft und unwiderstehlich geblieben, wie ehemals."

Sie nickte eigenthümlich vor sich hin. „Ja", sagte sie endlich herb, „nur die Art ihrer Rache hat sich verändert. Damals verwandelte sie den, dessen vermessene Blicke auf ihr geruht hatten, in ein Thier des Waldes, heute läßt sie ihm seine menschliche Gestalt und wandelt ihm nur Herz und Sinn, um ihn ganz die Schwere seines kühnen Frevels empfinden zu lassen. Wehe dem Aktäon unserer Tage! Der, von dem Ihr Gedicht redet, ist vielleicht noch der Glücklichere gewesen. Ihr Gedicht ist schön, Don Francesco, ich danke Ihnen dafür."

„Die Schwere seines kühnen Frevels", sprach er ihr langsam, wie geistesabwesend, nach, seine Blicke starr auf sie geheftet, „nein, nicht das! Nur die Allgewalt ihres Zaubers will sie ihn empfinden lassen, an dem er zu Grunde gehen muß. Es ist eine Nacht heute, in der die Götter umgehen, Signora."

Er fügte die letzten Worte zusammenhanglos, träumerisch drein, und sie fragte:

„Sind Sie wieder einer von den Göttinnen begegnet, Don Francesco?"

„Ja", erwiederte er tonlos.

„Und — Sie waren Aktäon?"

„Ja."

Sie beugte den Kopf vor und sah ihn mit einem drohenden Funkeln ihrer Augen an. „Fürchten Sie ihre Rache nicht, Don Francesco?" fragte sie mit starker Betonung.

Er lächelte harmlos, wie in der Erwartung eines Glücks. „Nein, Signora. Und wenn ich darüber zu Grunde gehen müßte, die Ueberzeugung, das Bewußtsein, daß ich die himmlische Schönheit in ihrer ganzen, unverhüllten Herrlichkeit schauen durfte — selbst nur sekundenlang schauen durfte — kann mir ja doch nichts auf Erden mehr rauben und dies Bewußtsein würde mich noch beseligen im Augenblick des Todes, den ich erleiden müßte, weil es des Glückes zuviel für einen Sterblichen gewesen, das Göttliche zu erblicken."

„Das ist der Muth eines Wahnsinnigen!" sagte sie eisigen Tons. „Hüten Sie sich, Don Francesco, daß er Sie nicht im Stiche läßt, wenn es darauf ankommt, ihn zu bewähren."

Er sah eine Weile reglos, immer fortlächelnd, vor sich hinaus. Dann wandte er seine Stirn wieder nach ihr zurück, ließ sich auf die Kniee vor ihr nieder und sagte, die Hände faltend:

„Sei mir gnädig, Göttin, doch klage,
Du Himmlische, mich nicht des Frevels an,
Dich trifft die Schuld, nur Dich!"

Ein Blitz aus ihren dunklen Augen traf ihn. Mit einer hastigen Geberde stand sie auf. „Erheben Sie sich!" sagte sie kurz und streng, „es ist genug des Possenspiels!" Die Arme über dem ungestüm wogenden Busen verschränkt, stand sie gegen den Sockel der Dianastatue gelehnt, das volle Mondlicht goldglänzend ihr zu Häupten. Er schwankte auf sie zu, wie ein Trunkener, unfähig sich zu beherrschen, aber auch nicht wissend, wie er seinen stürmischen Empfindungen Ausdruck geben solle. Sie wich vor ihm zurück, sah ihn mit hoheitsvollem Blicke an und, auf

den mondüberstrahlten Parkweg vor sich hinausdeutend sagte sie: „Gehen wir! Es ist spät geworden."

Er warf einen traumhaft-verwunderten Blick um sich, als ob er nicht recht begriffe, wo er sich eigentlich befand und wie er hierhergekommen. Aus der Tiefe des Parks, vom dichten Gebüsch her, scholl der schluchzende Ton einer Nachtigall. Eine Weile horchte er ihr wie verzaubert, dann wandte er sich der voraufgeschrittenen Marchesa zu, die ihre Stirn nach ihm umdrehte und sagte: „Entläßt Kalypso den Irrfahrer Odysseus wieder aus ihrem Reich?"

Sie nickte. „Sie kann es getrost; denn sie weiß, er wird wiederkehren."

„Wann?"

„Wann sie ihn ruft."

Auf der oberen Parkterrasse blieb sie stehen. In der offenen Thür des Gartensalons stand die alte Dienerin, die den Besucher zurückführen sollte und wartete schweigend auf ihre Befehle. Francesco beugte sich über Carlottas Hand. „Verzeihe mir, Diana", flüsterte er leise, seine Augen tief in die ihren tauchend.

Sie entgegnete nichts. Erst als er ging, klang es ihm ebenso leise von ihren Lippen nach: „lebe wohl, Aktäon."

Und wie ein Nachtwandler schritt er der stumm ihm voraufschreitenden und leuchtenden Dienerin nach.

Als Francesco am nächsten Tage wieder im Palast Pizzuto Einlaß begehrte, wurde ihm gemeldet, daß die Marchesa ihn nicht empfangen könne. Dasselbe Spiel wiederholte sich mehrere Tage nacheinander, zu so verschiedenen Stunden er auch im Schlosse vorsprach und obgleich er wußte, daß der Marchese nicht zu Hause sei, während er Carlotta an den Fenstern des Palasts vom Vorgarten aus gesehen zu haben meinte. Sie wollte ihn also nicht empfangen; er sollte warten, bis sie ihn rief und sie rief ihn nicht.

„Warum nicht?" Er legte sich die Frage unablässig vor, während er ruhelos die Gassen der Stadt, die Wege in der Nähe des Schlosses kreuzte. Fürchtete sie sich vor ihm. Vor seiner Leidenschaft? Oder liebte sie einen andern, der schwelgend genießen durfte, wonach er selber vergeblich lechzte? Hielt der Marchese sie in unentrinnbaren Banden gefangen? War ihr Herz versteinert, unfähig zu lieben und zu hassen? Lebte überhaupt keine Seele in dieser marmorschönen Hülle? Oder zürnte Diana dem Aktäon, den sie zur Buße für seine Vermessenheit aus ihrer Nähe verbannte und mit ewiger, unstillbarer, verzehrender Sehnsucht strafte?

Als Francesco am Abend des sechsten Tages nach seiner letzten Begegnung mit der Marchesa vor einem der Cafés an der Marina Platz genommen hatte, wo die vornehme Welt um diese Stunde ihr Gelato zu schlürfen pflegt, sah er plötzlich die Gestalt der alten Dienerin Carlottas vor sich auftauchen, und ehe er sie noch verwundert anzurufen Zeit hatte, fühlte er, daß sie ihm verstohlen ein Papier in die Hand drückte, um gleich darauf im Gewühl wieder zu verschwinden. Mit zitternden Fingern öffnete er das Blatt. Es enthielt nur die Worte: „Ich erwarte Sie." Aber als er sie beim Schein einer der Gaslaternen des Platzes wieder und wieder gelesen hatte, wob es sich ihm

wie ein Rausch um alle Sinne. Sie erwartet ihn, sie sehnte sich nach ihm, sie liebte ihn! Wie es kam, wußte er selber nicht, aber neben der beseligenden Empfindung, die ihr aus diesem Bewußtsein überströmte, erwachte plötzlich auch ein wilder, fanatischer Haß gegen den Marchese in ihm, wie gegen seinen schlimmsten Widersacher, den er zu Boden strecken müsse, es koste, was es wolle. Eine alte, halbvergessene Geschichte kam ihm in den Sinn, wie vor Jahrtausenden einmal ein persischer oder medischer Fürst seinem Günstling, um ihn zu belohnen, das schönste Weib der Erde zeigte, das er sein eigen nannte und wie er dann den Triumph, der ihn bei solcher Schaustellung beseligt, mit dem Tode büßen mußte, weil des Günstlings Herz in wahnsinniger Liebe zu dem Weibe entbrannte, dessen Schönheit er unverschleiert hatte schauen dürfen und er, um sie zu besitzen, den König niederschlug. Und er, warum verzehrte er sich in sinnlosem Verlangen und ging nicht statt dessen hin, um das Gleiche zu thun?

Er hatte einen Wagen bestiegen, der rasch der Anhöhe des Pellegrino zurollte und ohne Unterlaß scholl es durch die Mondnacht, die um ihn her die Gärten und die Berge in ein dämmerndes Goldlicht hüllte, an sein Ohr: tödte ihn! tödte ihn! Die Bäume rauschten es am Wegrand, die Sterne blitzten es hernieder und die fallenden Wasser murmelten es: tödte ihn! Er kann nicht leben bleiben neben dir und neben ihr, sein Leben ist verwirkt durch ihn selber — tödte ihn!

So kam er nach Schloß Pizzuto. Niemand erwartete ihn und mechanisch schlug er den Weg nach der engen Seitenpforte ein, durch die er Einlaß zu finden pflegte. Diesmal war sie geöffnet und er konnte eintreten und sich den Durchgang suchen, den er nun schon kannte. Als er durch die halbdunklen Gemächer, auf deren Marmorfliesen sein einsamer, zögernder Schritt wunderlich widerhallte, bis an das von der dunklen Sammetportière abgeschlossene Zimmer gekommen war, blieb er minutenlang aufathmend stehen, als wenn er den märchenhaften Bann, der ihn gefangen hielt, von sich abschütteln wolle. Dann aber schlug er herzklopfend die schweren Vorhänge auseinander.

Die Marchesa saß an der weitgeöffneten Glasthür, durch die der Blütenduft der Mondnacht hereindrang. Ein Gewand aus ciselirtem Sammet, in einem eigenartigen Goldroth glänzend, hüllte ihre königliche Gestalt ein und hätte jedes nach Schönheit dürstende Auge entzücken können, nun das märchenhafte Ampellicht von der kunstvoll in Stuck verzierten Decke des Gemaches darauf niederfiel. Ihre nachtschwarzen Haare waren gelöst und hingen ihr über die Schulter auf dem Busen herab. Sie sah verführerischer und siegesbewußter in ihrer Schönheit aus, als je, da ihre Augen nun unter den langen Wimpern hervor, wie traumumflort, sich dem Eindringling entgegenhoben. Ein aufgeschlagenes Buch lag ihr im Schoß und ihre Finger spielten mit einem blutrothen Granatblütenzweig.

Francesco war zu ihr hingestürzt, hatte ihre Hände mit seinen glühenden Küssen bedeckt, irre, leidenschaftheiße Worte dazu gestammelt und sich dann auf ein Polster zu ihren Füßen niedergekauert, um seine Stirn, wie ermüdet oder wie schlafsuchend, an ihre Kniee zu lehnen.

„Willkommen, Don Francesco!“ sagte sie mit leiser, träumerischer Stimme und ihre Hände glitten ihm leicht über das wirre Lockenhaar

hin, wie einem Kinde, das man beschwichtigen will oder das man liebkost, „was bringen Sie mir heute?"

„Vor allem Vorwürfe, Carlotta."

„Weshalb?"

„Sie haben mich so lange aus Ihrer Nähe ferngehalten. Wie Sie grausam waren, Carlotta!"

„Grausam?" Sie blickte beinahe finster auf ihn nieder. „Ich bin die Gattin des Marchese Vittorio Pizzuto — Don Francesco!"

Er sah zu ihr auf, wie in ihren dunklen Augensternen ein seltsames Licht rann und ihre Stirn sich unter den Haarwurzeln krauste. „Signora Carlotta", sagte er schwer athmend, „kennen Sie die Mär vom König Candaules?"

„Nein."

„Er war stolz darauf, die schönste Frau des Erdballs sein eigen zu nennen und da er seinem Günstling die höchste Gnade bezeigen und sich gleicherzeit vor ihm als der Glücklichste aller Sterblichen ausweisen wollte, führte er ihn in seinen Palast und ließ ihn die Herrliche, die noch nie das Auge eines Menschen hatte schauen dürfen, unverschleiert in ihrer ganzen Schönheit erblicken. Aber von solchem Anblick, wie er gleich süß und gleich berauschend auf Erden zum zweiten Male nicht gefunden werden konnte, wurde des Günstlings Herz unwiderstehlich berückt und ein verzehrendes Gift der Leidenschaft schlich ihm durch die Adern; und da er Tag und Nacht des wunderholden Weibes nicht vergessen konnte, das er in seiner hilflosen und doch so sieghaften Nacktheit geschaut und von unwiderstehlichem Verlangen ergriffen wurde, sie nur ein einziges Mal mit seinen liebebegehrenden Armen zu umstricken, packte ihn der Wahnsinn, und er ging hin und erschlug den König, den er geliebt und treu gedient hatte, um selbst Herrscher und seines nun verwittweten Weibes Gemal zu werden."

Ihre Augen bohrten sich fest und tief in die seinen. „Weshalb erzählen Sie mir diese Mär, Don Francesco?"

„Weil es auch heute einen König Candaules giebt, Carlotta."

„Und sein Name?"

„Ist: Marchese Pizzuto."

„Dann," ihr Busen hob und senkte sich schwer, „dann wären Sie der Günstling."

„Und die schönste Frau der Erde, die König Candaules sein eigen nennen darf, Sie, Carlotta."

Er sank vollends vor ihr nieder und umschloß ihre Kniee mit seinen Armen. Sie sah ihn halb zornig, halb verächtlich an. „Das Gift, das in Ihren Adern rinnt, Don Francesco, macht Sie zum Feigling, aber es treibt Sie nicht an, eine verzweifelte That zu begehen. König Candaules ist sicher auf seinem Thron."

Er sprang auf, reckte sich vor ihr und ballte die Fäuste, während ein ingrimmiges, halbirres Lächeln um seine Lippen spielte. „Sie täuschen sich, Carlotta", sagte er kalt und drohend, „ich werde ihn tödten."

Sie regte sich nicht und sah ihn nur trotzig, fast herausfordernd an. „Und dann, Don Francesco?" fragte sie in eigenthümlichem, halb höhnischen, halb zornigen Ton, „dann? Sie haben vergessen, uns zu berichten, ob auch des Königs schöne Frau einverstanden war mit der

That dessen, den sie berückt hatte, und ob sie ihm freudigen Herzens angehörte, als ihrem neuen Gebieter oder nur der Gewalt des Siegers wich oder gar des Erschlagenen in heißer Liebe gedachte, mit der sie ihm lebenslang angehangen hatte?"

„Davon meldet die Mär nichts, Signora."

„Dann war jener Günstling des Königs in meinen Augen auch nur ein wahnsinniger Verbrecher, vor dem das Weib sich voller Abscheu abwenden mußte und der sie nur zu seiner Sklavin durch Gewalt machen konnte, nicht aber zu seinem Weibe durch Liebe."

„Carlotta!" schrie er auf und streckte die Hände wie beschwörend, gegen sie aus.

Sie aber sah mit kühler Hoheit auf ihn nieder. „Was begehren Sie, Don Francesco?"

„Carlotta, lieben Sie mich denn nicht?"

Sie runzelte langsam die Stirn. „Nein."

„So lieben Sie also jenen andern?"

„Candaules, den König? Nein, auch den nicht; ich bin seine Sklavin, weiter nichts."

„Und wen lieben Sie, Carlotta?"

„Keinen. Mein Herz kann nicht lieben."

„Ihr Herz wird es lernen zu lieben, Carlotta und ich, ich werde es sein, dem es sich zukehrt. Sie müssen mich lieben, Carlotta! Es wäre wider die Natur, wenn es anders wäre und ich ginge daran zu Grunde."

Ihr Blick, mit dem sie ihn maß, wurde immer kälter und stechender. „Was kümmert das mich? Wer hat Sie geheißen, mich zu lieben oder gar auf meine Gegenliebe zu bauen? Ich nicht und ich liebe Sie nicht, ich werde Sie niemals lieben. Ich bin die Gattin eines andern; fliehen Sie mich, wenn Sie je vergessen können, daß ich es bin."

Er starrte dumpf vor sich nieder. „Ich werde diesen andern tödten!" murmelte er wieder.

„Und dann?" fragte sie kalt dagegen, „dann? Auch wenn ich frei wäre, ich würde Sie doch nicht lieben."

Sein Auge nahm einen immer stiereren Ausdruck an, so daß ihr ein leises Frösteln den Körper durchlief. „Das ist der Fluch!" murmelte er wie geistesabwesend.

„Welch Fluch, Don Francesco?"

Er blickte ihr gerade ins Gesicht. „Wissen Sie es nicht? Der Fluch jener Bäuerin, der man ihr Kind geraubt hatte und die sich dann im Parkweiher ertränkte. Keine Marchesa Pizzuto kann seither jemals glücklich werden. Und wenn ich Sie auch aus seiner Gewalt befreite, Sie würden es doch nicht."

Es wurde ihr bang und unheimlich zu Sinne in seiner Nähe, wie er so vor ihr stand und seine Augen sich ins Leere tauchten, als gewahrten sie lebende Gestalten dort, die mit ihm redeten und ihm allerlei Zeichen machten. Sie trat auf ihn zu und legte ihm leise die Hand auf die Schulter. „Don Francesco", sagte sie sanft, „besinnen Sie sich doch, wo Sie sind und zu wem Sie sprechen."

„Ja", erwiederte er kopfnickend und sah sie ganz fremd an, „ich weiß. Und wenn Sie den Namen nicht mehr tragen, sondern statt dessen den meinigen, so kann jener Fluch Sie auch nicht mehr erreichen. Ich muß

ihn tödten. Ich wollte, ich hätte ihm damals das Leben nicht gerettet. Aber, da ichs that, ist sein Leben mir auch verwirkt und ich kann darüber schalten und walten."

Er ließ sich in einen Sessel nieder und stützte wie grübelnd die Stirn in die Hand, während sie in seiner Nähe stehen blieb und ihn unsicheren Blicks betrachtete. „Carlotta", sagte er, nach einer Weile aufsehend, „warum haben Sie mich in Ihre Nähe gebannt, wenn Sie mich nicht lieben?"

„Um mich an Ihnen zu rächen, Don Francesco."

„Zu rächen? Weshalb? König Candaules wollte sich vor seinem Günstling, dem er das Leben verdankte, rühmen und ihm die höchste Gunst bezeigen, die einem Sterblichen zu theil werden kann. Da führt er ihn in seinen Palast und ließ ihm seines Weibes unverschleierte Schönheit sehen. Und des Günstlings Adern durchrann von Stund an ein schleichendes Gift und die Herrliche, die er geschaut, beherrschte Tag und Nacht alle seine Gedanken und Wünsche und er wußte, er müsse zu Grunde gehen, wenn er sich das wunderholde Weib nicht erringen könne. Da trieb es ihn ruhelos umher und wieder zurück in den Palast, wo er das schöne Weib sah und zu ihren Füßen saß und von einem Glück an ihrer Seite träumte, wenn er König Candaules würde erschlagen haben. Rächen, sagten Sie, Carlotta? Wofür wollten Sie sich an dem rächen, der Ihnen mit Leib und Seele zu eigen gehört?"

Sie verschlang ihre Arme über dem hochaufwogenden Busen ineinander, und ein Blitz ihrer dunklen Augensterne traf ihn unter den gerunzelten Brauen hervor. „Wofür, Don Francesco? Und das sagt Ihnen Ihr eigenes Gewissen nicht? Wofür? Wer hieß Sie, dem Manne folgen, der seines Weibes Ehre an Sie verrieth und sie schnöde preisgab, und ihr die höchste Schmach anthat, die einem Weibe widerfahren kann? Sie machten sich zum Mitschuldigen an einem widrigen Frevel und Sie müssen die Buße dafür tragen. Ich rief Sie zu mir, um Sie dafür zu strafen, daß Sie ohne Scham und Gewissen handelten und die Leidenschaft, von der Sie sprechen und die ich nicht mit der leisesten Regung meiner Seele erwiedere, ist Ihre Strafe. Gehen Sie, Don Francesco und lernen Sie begreifen, welche Macht in die Hände eines Weibes gegeben ist, dem die Götter Schönheit verliehen und wie es sich zu rächen vermag, wenn man es in seinem Heiligsten und Hehrsten anzutasten wagte! Das Gift wird durch Ihre Adern fortschleichen, Don Francesco und umsonst werden Sie versuchen, den Dämon zu vergessen, der Ihre Gedanken beherrscht und Ihre Ruhe raubt; Sie sind mir verfallen, nicht wie der Günstling des Candaules dem Weibe, um dessentwillen er den König erschlägt, sondern wie der junge, thebanische Jäger Aktäon, von dem der Mythus erzählt, daß er Artemis und ihre Nymphen im Bade belauscht habe. Auch ich verwandle Sie, wie die beleidigte Göttin den neugierigen Jüngling, Don Francesco, Ihre eigenen Lippen gestehen es, daß ich Sie schon verwandelte und ich werde den Zauber, der mir innewohnt, niemals lösen. Ja, Aktäon war noch glücklicher daran, wie Sie. In seiner Thiergestalt wußte er nichts von der Metamorphose, die ihm widerfahren war und alle Qual des Menschendaseins blieb ihm fortan fern. Sie aber sollen fort und fort durch Ihre Pein

an Ihr Verbrechen erinnert werden und als Mensch fortleiden und nie Erhörung finden. Das ist Dianas Rache! Und nun, Aktäon, geh und verlaß mich, ich will Ruhe haben vor Dir."

Er hatte den Ausbruch ihres triumphirenden Hohns schweigend, gleichsam entgeistert, zugehört. Aber nun spielte ein sonderbares, fremdartiges Lächeln um seine Lippen. „Der Zorn trifft mich mit Unrecht, Artemis!" sagte er, „weshalb rächst Du Dich nicht an dem, der mich führte?"

„Ich habe mich an ihm gerächt", entgegnete sie finster, „er heißt mein Gatte und durfte mich bis zur Stunde doch nie als sein Weib berühren. Auch ihn verzehrt unstillbares Verlangen, gleich einem tödtenden Gift. Er leidet, wie Sie, vielleicht noch schwerer; denn sein Verbrechen war unsühnbar."

„Unsühnbar", stammelte er verständnißlos nach, „das ist der Fluch, der auch ihn trifft. Aber es giebt ja einen Ausweg, Carlotta."

„Welchen?"

„Sei mein und der Fluch ist gelöst. Du hast Dich gerächt, erhebe mich nun wieder aus dem Staube, in den Du mich gestoßen. Verzeih, nimm mich auf, liebe mich! Du mußt mich ja lieben, Carlotta!"

„Nein, ich liebe Dich nicht."

„So hasse mich denn!"

„Ich hasse Dich auch nicht."

„Dann bleibt mir nichts, als der Wahnsinn. Geht Deine Rache so weit, Diana?"

Sie schwieg und sah ihn mit eisigem Lächeln an. Dann drückte sie auf den Elfenbeinknopf der elektrischen Klingel und die alte Dienerin trat ein. „Geleite den Herrn hinaus", rief Carlotta ihr zu, „er will nach Hause."

Die Alte verneigte sich vor Francesco und griff nach einer Kerze, die auf der Marmorplatte unter dem Spiegel stand, um ihm voranzuleuchten; Francesco regte sich nicht. Er starrte das schöne Weib an, das ihm gegenüber sich an den Rand des Kamins lehnte, und ein irres Lächeln flog um seine Lippen. „Wann rufst Du mich wieder zu Dir, Diana?" fragte er.

„Von Stund an ist meine Thür für Sie verschlossen, Don Francesco", entgegnete sie gleichmüthig, „Sie langweilen mich mit Ihrer Leidenschaft. Ich will mir ein anderes Spielzeug für meine müßigen Stunden suchen."

Er lächelte fort, als ob ihn ihre Worte nicht bekümmerten. „Den Baron Tagliarini vielleicht?" fragte er.

„Ja, vielleicht."

„Wenn ich ihn nicht vorher tödte, Diana!"

Sie schüttelte mit einer unmuthigen Stirnbewegung die schwarze Lockenflut. „Wie mich Ihr Geschwätz anwidert, Don Francesco! Gehen Sie jetzt, gehen Sie."

Sie wandte ihm den Rücken.

„Lassen Sie mich Ihre Hand wenigstens küssen, Carlotta", stammelte er.

Sie reichte ihm abgewandt ihre weiße Hand hin, die er niederkniend ergriff und an seine Lippen zog. Dann ging er erleuchtenden

Antlitzes, als wäre ihm heute hier das höchste Glück widerfahren, der voranschreitenden Dienerin nach, rief unter der Thür nur noch ein: „Auf Wiedersehen, Diana!“ und eilte hinaus.

Carlotta warf sich, als er gegangen war, wie erschöpft in ihren Lehnsessel nieder und legte ihre Hände sekundenlang erst über das Antlitz, dann auf ihr Herz, das sonderbar laut und stürmisch klopfte. Warum? Sie wußte es nicht. Es hatte sich sonst kaum in ihrer Brust geregt, als sei es versteinert oder todt und nun hämmerte es so wild, so mahnend. Weil sie Mitleid mit ihrem Opfer fühlte? Sie hatte sich ja nur an ihm gerächt. Weil sie fürchtete, er könne seine wahnwitzigen Drohungen wahr machen? Um so besser für sie, wenn er es that. Weil sie vor ihm selber sich ängstigte? Seit wann empfand sie Angst und wovor? So blieb also nichts, als daß seine Liebe sie rührte und daß sie ihn wieder liebte. Sie lachte laut und mißtönig auf bei dem Gedanken. Sie ihn wieder lieben! Wenn sie überhaupt hätte lieben können, ihr Herz würde sich wohl zu allerletzt dem zugeneigt haben, der sie so schwer, so schamlos beleidigt hatte und dem sie die Rache zugeschworen, deren Verwirklichung die Götter in ihre Macht gegeben. Hatte Diana Erbarmen mit Aktäon? Die Sage meldete nichts davon. „Entkleide mich, Camilla!“ rief sie der wieder eintretenden Dienerin zu, „ich will schlafen gehen.“

Im Schlafgemach, als sie das lange, weiße Nachtgewand übergeworfen hatte, fragte sie noch einmal nachlässigen Tons: „Er ist doch gegangen, Camilla?“

Die Alte bejahte. „Aber nach alledem, was er vor sich hingeredet hat“, fuhr sie kopfschüttelnd fort, „glaub ich, Herrin, er wird —“

Sie stockte und Carlotta fragte mit leisem Gähnen: „Was?“

Die Alte deutete nach der Stirn, aber die Marchesa zuckte nur gleichmüthig die runden Schultern. „Von nun an wird er nicht mehr vorgelassen, Camilla“, sagte sie, „die Pforte bleibt verschlossen.“

„Und wird die Padrona auch nicht mehr spazierenfahren?“ fragte die Alte weiter.

Carlotta schüttelte schläfrig die Stirn. „Ich thats, um seine Eifersucht zu stacheln“, sagte sie und gähnte abermals, „nun langweilt mich das Spiel und ich bring es zu Ende. Von nun an sind wir wieder die Gefangenen des Palazzo Pizzuto, Camilla; der Marchese kann ruhige Tage verleben.“

„Oder ein anderer tritt an die Stelle des armen Signor Francesco“, fuhr die Alte lauernd fort.

Die Marchesa hatte ihr Lager bestiegen und dehnte ihre herrlichen Glieder in den weichen Kissen. „Vielleicht“, sagte sie schläfrig und schloß die Augen.

Francesco fand bei seiner Wiederkehr am nächsten Tage die Seitenpforte im Schlosse nicht mehr offen. All sein Rütteln und Pochen daran war vergeblich; niemand zeigte sich und das Fenster oberhalb der Thüre blieb verschlossen. Er schellte am Hauptportal und fragte nach der Marchesa. „Dieselbe empfange nicht, sie sei leidend“, kam die Meldung zurück, „ob man den Herrn vielleicht dem Marchese selber zuführen solle?“

Der Besucher schüttelte mit einem eigenthümlichen Lächeln den Kopf.

„König Candaules?“ murmelte er fragenden Tons, „nein, nein, lassen Sie, es ist noch nicht an der Zeit.“

Und dann ging er wieder, während der Diener ihm verwundert nachstarrte. Er irrte durch die Gassen, ohne zu wissen, wohin er wollte, schlenderte planlos am Hafen entlang und kam endlich bis zum Quai von Acqua Santa. Dort stand er stundenlang an das Holzgeländer der Badeanstalt gelehnt und wartete. Auf wen? wußte er selber nicht. Einer von seinen früheren Bekannten sah ihn endlich dort stehen und schlug ihn vertraulich auf die Schulter. „He, Don Francesco, was treiben Sie da?“

Der Angeredete blinzelte den Sprecher eigenthümlich an. „Ich warte auf den Marchese“, sagte er endlich, „kommt er nicht bald?“

„Marchese Pizzuto? Was wollen Sie von ihm?“

Francesco lächelte pfiffig. „Das muß zwischen uns zweien allein ausgemacht werden.“

Der andere sah ihn kopfschüttelnd an; es war etwas so Wunderliches, so Zerfahrenes in dem Wesen des jungen Mannes, daß er sich sonderbar davon berührt fühlte. „Ich glaube nicht, daß der Marchese kommen wird“, sagte er endlich.

Francescos Stirn verfinsterte sich. „Nicht? Warum nicht?“

„Er leidet seit den letzten Tagen an heftigen Kongestionen und der Arzt hat ihm das Baden untersagt. Er hat ihm das Trinken freilich auch untersagt und der Marchese trinkt trotzdem — eher mehr, als weniger. Weshalb sind Sie nie im Kasino? Wenn irgendwo, treffen Sie den Marchese sicherlich dort. Er ist ja vom Spieltisch und von der Flasche nicht mehr zu verbannen. Es ist gerade, als ob er sich für die Zeit entschädigen wollte, wo er als Gefangener im Schloßpark von Pizzuto gesessen hat und zu den Füßen jener räthselhaften Armida schmachtete. A propos: der Baron macht alle Anstalten, ihm Hörner aufzusetzen und man sagt, er benutze die Spielleidenschaft des Marchese, um, sobald jener am grünen Tische sitzt, zu einem Rendezvous nach —“

„Das ist nicht wahr!“ schrie Francesco auf und schlug mit geballter Faust auf das Holzgeländer, daß es erkrachte. Sein Gesicht war dunkelroth geworden und die Adern an seiner Stirn liefen bläulich an. „Das ist erlogen, erlogen!“

Der andere trat betroffen ein paar Schritte zurück. „Ich behaupte es ja auch nicht, Don Francesco“, sagte er begütigend, „ich gebe nur ein in unseren Kreisen cirkulirendes Gerücht wieder. Man versteigt sich dort sogar bis zu der Behauptung, daß der Baron nur deshalb das Trinken und Spielen des Marchese begünstige, um bald — der Wittwe einen Heiratsantrag machen zu können. Sie sehen, man scheut dort vor nichts zurück, wenn es gilt, zu verläumden und zu medisiren. Und merkwürdig ist es ja, wie der Baron, der plötzlich der intime Freund des verrückten Marchese geworden ist, diesem dem ausdrücklichen ärztlichen Verbot zuwider, auch der gesunden, menschlichen Vernunft zuwider, sollt ich denken! — zum Trinken und zum Spielen animirt, welch letzteres der Marchese mit einer geradezu widrigen Leidenschaftlichkeit betreibt; sieht man doch, wie ihm alles Blut dabei in den Kopf drängt und wie er allabendlich halbberauscht und an allen Gliedern vor Aufregung zitternd kaum die Kräfte mehr findet, um sich zu seinem Wagen

führen zu lassen! Und ihn trotz alledem dauernd zu einer neuen Flasche und zu einem neuen Bac zu ermuntern, das ist jedenfalls unverantwortlich und auffallend. Darin werden Sie mir recht geben, Don Francesco, wenn ich auch gern glaube, daß zwischen dem Baron und der Marchesa keinerlei geheimes Einverständniß —"

Francesco legte dem Sprecher seine Hand schwer auf die Schulter. „Er wird ihn nicht tödten, Signor Luogotenente", sagte er mit kaltem Lächeln, „seien Sie ganz ruhig, er wird ihn nicht tödten. Das ist meine Angelegenheit und Baron Tagliarini hat sich darein nicht zu mischen."

Und ohne sich um die verwundert auf ihn gerichteten Blicke des jungen Mannes zu kümmern, grüßte er leicht, nickte ihm verständnißvoll zu und ging. Als er die Korsostraße wieder erreicht hatte, trat er in einen Waffenladen ein und forderte einen Revolver. „Aber er muß sicher treffen", setzte er hinzu, „ganz sicher."

„Wenn Sie zu schießen verstehen, mein Herr", versetzte der Händler lächelnd.

„Ja, das verstehe ich", nickte Francesco, prüfte das Schloß, erhandelte die nöthige Munition und ließ sich die sechs Läufe des Revolvers laden. Als das geschehen war und der Händler ihm die höchste Vorsicht anempfohlen hatte, was Francesco lächelnd aufnahm, ging er, die Waffe in der Seitentasche seines Ueberrocks verborgen. Ein seltsames Gefühl von Sicherheit und Ueberlegenheit mußte ihn dabei überkommen haben; denn er lächelte dauernd vor sich hin, während er die Straße hinaufschritt, ja, er pfiff auch wohl zwischen den Zähnen hindurch, als ob er einem freudigen Vorkommniß entgegensehe. So gelangte er an den Palazzo Geraci, in dessen prächtigen Räumlichkeiten die Kasinogesellschaft sich zu zwanglosen Zusammenkünften zu versammeln pflegte.

In einem der ersten Zimmer fand er den Baron Tagliarini, der mit erhitztem Gesicht auf ihn zukam. „Santo Diavolo!" rief er, „welch Wind weht denn Sie hier herein?"

Francesco nahm eine kühle, ausweichende Haltung dem Sprecher gegenüber an. „Ist der Marchese Pizzuto hier?" fragte er kurz.

„Natürlich", lachte der andere, „seit der seinen Fuchsbau am Pellegrino zum ersten Male verlassen hat, findet er kaum mehr dorthin zurück. Er kann die Zeit am Tage nicht mehr erwarten, wo er sichs beim Marsala und beim Bac hier kann wohl sein lassen. Uebrigens —"

Er wollte vertraulich weiter reden, aber Francesco nickte ihm gleichmüthig zu und ging in den nächsten Saal hinüber. Dort sah er den Marchese mit ein paar Offizieren beim Spiel sitzen, die geleerten Flaschen standen vor ihnen. Alle sahen glühend roth im Gesicht aus, aber keiner sprach ein Wort, und nur das Rauschen der Kartenblätter und das Knistern der Banknoten unterbrach die Stille. Francesco setzte sich auf einen der rothen Sammetdivans an der Wand und sah schweigend, die Stirn in die Hände gestützt, dem Spiele zu. Endlich warf einer von den Offizieren die Karten zusammen. „Nun, ergeben Sie sich nur drein, Marchese", rief er, „Sie haben heute kein Glück."

„Nicht heute und nicht sonst!" erwiederte der Marchese, der beide Fäuste vor sich auf die Tischkante stemmte.

„Eh!" lachte der Offizier, „wenn man so viel Glück in der Liebe hat!"

„Den Teufel auch!“ schrie der Marchese und stand auf, „trinken wir noch ein paar Flaschen, Signori!“

„Angenommen!“ scholl es zurück, „aber bekennen Sie auch, daß Sie es verdient haben, durch Ihr Unglück im Spiel das Glück in der Liebe wettmachen zu müssen, ein fabelhaftes Glück, Marchese.“

Der Marchese blickte wild, mit unstäten, blutunterlaufenen Augen um sich. „Den Teufel auch, sag' ich!“ schrie er noch einmal und schlug auf den Tisch.

„Wie verstehen Sie das?“ fragte einer von den Offizieren, „wollen Sie das etwa in Abrede stellen?“

„Nun, beim Bacchus, wahrhaftig, ja, ob ich es leugnen will! Ich bin so schmachvoll betrogen worden, santo Diavolo! wenn ich daran denke, steigts mir zu Kopfe — so, das ist recht, da ist der Wein, der tröstet, der betäubt, der macht vergessen! Wenn der Wein nicht wäre, Signori, aber lassen Sie uns doch trinken — trinken.“

Man schenkte die Gläser voll und leerte sie wieder. „Wir verstehen das nicht, was Sie uns da vorklagen!“ sagte dann einer von den Offizieren, „Sie sind reich, gesund, unabhängig, Sie nennen ein Götterweib Ihre Gattin, das nächste Glas auf das Wohl der Frau Marchesa! per Bacco, Marchese, Sie sind der glücklichste Sterbliche im Bannkreis von Palermo, oder — der Schein trügt.“

„Wahrhaftig, Capitano, er trügt, er trügt!“ schrie der Marchese und stürzte sein Glas hinunter, „soll ich Ihnen den schmählichen Handel erzählen? Sie werden dann begreifen, daß ich auf der Welt keinen Freund — santo Diavolo! — daß ich weiter keinen mehr habe, als den Sorgenbrecher da, den mir der Arzt, dieser Tölpel — pah! reden wir nicht davon!“

„Nun, erzählen Sie nur, erzählen Sie nur!“

„Ja so, erzählen! Erst noch ein Glas! So; was wollten Sie wissen? Weshalb ich dies Weib —? Nun, Sie wissen ja, wie es früher war. Ich hatte Weiber genug, aber sie blieben mir nicht treu, den Teufel auch! ich bin kein Adonis und wenn sie genug von mir hatten, gingen sie durch. Mich ekelte das ganze Treiben an. Meine sogenannten Freunde betrogen mich, alle Welt war darauf aus, bei mir zu schmarotzern und mich hinter meinem Rücken zu verlästern, die Weiber kokettirten mit mir, um mich einzufangen, weil ich reich war, kurzum: ich lief davon. Ich ging in die Welt hinaus, mir wars gleichgiltig, wohin? Ich bin im Orient gewesen und in Griechenland. Schöne Weiber gab es überall, aber ich glaubte an ihre Treue nicht mehr und so konnt ich auch nicht getäuscht werden. Ich bezahlte ihnen ihre Gefälligkeiten, das war ein ehrlicher Handel, bei dem keiner schlecht fortkam. Auf der Heimreise blieb ich in Syrakus. In dieser verkommenen Stadt fand ich einen verkommenen Edelmann, einen Principe aus uraltem Geschlecht; der Kerl war verlumpt und ein Säufer, kein ehrlicher und ordentlicher Fetzen mehr an ihm, dazu verschuldet bis über die Ohren und nun wollten sie ihm auch den Ueberrest seines alten Palazzo, der da noch wie eine einsame, mittelalterliche Schildwache zwischen zwei modernen Wohnhäusern eingeklemmt stand, auf gerichtlichem Wege zwangsweise verkaufen und ihn vollends auf die Straße hinausstoßen, wo er früher oder später im Schmutz, buchstäblich im Schmutz, hätte untergehen

müssen. Nun lag er mir an, ich sollte ihm helfen und es wäre meine Ehrenpflicht als sein Standesgenosse, wenigstens dies Aeußerste von ihm fernzuhalten und das alte Stammhaus nicht in die Hände der Wucherer fallen zu lassen. Dafür wollt er mir aber auch einen Lohn zahlen, wie ich ihn von keinem Könige der Welt fürstlicher erhalten könnte. Und dieser Lohn sollte seine Tochter sein, sein einziges Kind, die Principessina Carlotta, ein junges Mädchen, auf dessen Schönheit bisher noch kein Männerauge geruht habe, das im Kloster erzogen und erst seit kurzem heimgekehrt sei, um sich hinter den Mauern des alten Palazzo zu verbergen. Sie wisse von der Welt und deren Schlechtigkeit noch nichts, lebe einzig und allein ihren Büchern und sei schöner, als die kopflose Venus im Museum ihrer Vaterstadt, denn eben ihr Kopf sei auch der einer Göttin, nicht nur ihr Leib. Nun — santo Diavolo! — Die Berichte reizten mich. Denn wenn ich auch manches darin der väterlichen Uebertreibung und der Sucht, meine Begierden zu stacheln, zu gute hielt und in Abzug brachte, blieb immer doch noch genug, um mich um den Verstand zu bringen, übrig. Ein junges, schönes, unverdorbenes Kind, das noch nie einen Mann gesehen hatte und das ich allein sollte besitzen dürfen, wenn ich es nur verstand, es auch fernerhin hinter Schloß und Riegel zu halten, der Gedanke packte mich und hielt mich fest. Principe", sagte ich, „wenn Ihre Tochter hält, was Sie mir versprechen, ist unser Handel fertig und der Palazzo bleibt Ihnen!" Damit fing es an. — Schenken Sie mir ein, Capitano!"

Der Marchese trank abermals sein Glas leer und fuhr dann fort: „Sie haben sie ja nun gesehen, Signori. Kann sie einen um den Verstand bringen oder nicht? Ist sie so schön, daß man bei ihrem Anblick von Sinnen kommt oder nicht? Ich denke: ja. Und nun stellen Sie sich dies holdselige Geschöpf im Dunkel und im Schmutz eines alten, verfallenen Schlosses vor, mit dem Blick auf eine krumme, finstere Gasse, einsam, unberührt, träumerisch, unschuldig und süß, santo Diavolo! und ich konnte sie, so wie sie da war, um ein paar lumpige Banknoten kaufen, deren Verlust ich nicht einmal spürte! Und ich hätte mich besinnen sollen? Keine Minute besann ich mich. „Principe", sagte ich, „der Handel ist geschlossen. Stellen Sie Ihre Forderungen!" Und er stellte sie. Soweit wäre alles schnell geordnet gewesen. Nun aber kam das Unerwartete. Die Principessina sagte, sie möge mich nicht zum Manne, ich gefiele ihr nicht und ich sollte nur wieder meiner Wege gehen. Corpo di Bacco, das war stark. Die Unschuld hatte keine Ahnung davon, daß sie verkauft worden war, sie meinte, ich machte ihr nur so einen ganz alltäglichen Heiratsantrag, den sie beliebig ausschlagen könnte und sie wollte frei bleiben. Aber nun erfuhr sie alles und der Alte mochte ihrs wohl gar eindringlich zu Gemüthe geführt haben, um was es sich handelte und die Ehre des alten Namens auf dem Spiele stehe und das Stammschloß ohne sie verloren wäre und so fort, was sich denn Bewegliches und Erbauliches von der Nothlage des Hauses und von meiner Hilfebereitschaft sagen ließ. Denn nun plötzlich hieß es: ja, ich will! — Sie müssen mir aber erst wieder einschenken, Capitano!"

„Der Handel war also gelungen!" rief der Offizier und füllte das Glas.

„Zum Teufel, nein", schrie der Marchese, „so glatt ging es eben nicht. Sie stellte mir Bedingungen und ich, ich dreifacher Narr und Tollhäusler! ich ging darauf ein. Was wollen Sie? Ich war eben wahnsinnig in sie vernarrt; und wen nimmt das Wunder? Wenn sie mir gesagt hätte: ja, ich will Marchesa Pizzuto werden, aber nachher müssen Sie sich auch gleich todtschießen — straf mich Gott, ich hätte es gethan. Dies Weib konnte mich eben zu allem bringen und wenn sie mich so ansah, mit Augen — Augen, Capitano, in denen ich las, welche Wonne des Paradieses meiner warteten, sapristi, so hätte sie eben noch viel hirnverbranntere Dinge von mir erreichen, mich noch vielmehr zum Idioten machen können, als nun geschehen ist. Denn, was forderte sie? Sie wollte mein Weib heißen, aber nicht sein, begreifen Sie? Nun, ich bat und bettelte, aber dabei blieb sie und wenn ich ihr das nicht auf Kavaliersparole geloben wollte, wenn ich ihr nicht mit allen heiligsten Eiden zuschwören wollte, sie unberührt zu lassen, dann, nun, dann ginge sie geradewegs ins Wasser und wem dann der verfallene Palazzo angehören sollte, sei ihr durchaus gleichgiltig. Ebbene, was sollte ich thun? Was hätten Sie gethan, Capitano? Ich dachte bei mir, die Stunde wird kommen, wo diese Vestalin mich von meinem Schwur erlösen wird, ich werde um sie werben, wenn sie erst mein ist und ich werde sie hinter Schloß und Riegel halten, daß sie nie einen anderen Mann vor Augen hat, als mich allein, bis sie sich endlich, endlich ergiebt. Nun — und so ist es denn geworden, Capitano."

„Und sie hat sich endlich ergeben, Marchese?" fragte der Offizier mit einem cynischen Lächeln.

„Den Teufel auch!" schrie der Marchese, der sich immer mehr erhitzte, „ergeben! Sie sich ergeben! Was geworden ist, das ist unsere Hochzeit, mein Handel mit dem verbummelten Principe und die Gefangenschaft der spröden Marchesa, um sie zahm zu machen, corpo di Bacco und das ist alles. Sie ist nicht zahm geworden, sie hat vielmehr über mich geherrscht, wie eine Kalypso, ich habe zu ihren Füßen gewimmert um das, was mir als ihrem Gatten zukommt und habe es doch nicht erreicht, ich habe sie nie berühren, nie auch nur küssen dürfen, ich habe mich verzehrt vor Sehnsucht und Begierde, habe mich zur Strafe, wenn ich sie belauscht hatte, aus ihrer Nähe ganz verbannen lassen, und es war eine Strafe für mich! Ich habe endlich zur Flasche gegriffen, um mich in meiner Qual zu betäuben, habe mich in einsamen Nächten um Verstand und Besinnung getrunken, santo Diavolo! Wozu muß ich mich an alles das erinnern? Es war ein wahnsinniger Streich, sie unter jener Bedingung zu meinem Weibe zu machen, denn mit ihr lieferte ich mich rückhaltlos in ihre Gewalt, meine Begierden mußten sich, seit sie mit mir unter einem Dache hauste, nur vollends bis zum Unerträglichen steigern, und ich — statt über sie die Macht zu gewinnen — ich bin der elendeste und erbärmlichste unter allen ihren Sklaven geworden! Das empörende Bewußtsein meiner lächerlichen Erniedrigung und meines aufreibenden Verlangens, zu besitzen, zu genießen, ah, das hätte mich lange getödtet, lange um den Rest meines Verstandes gebracht, wenn ich nicht tränke, Capitano, immerfort tränke. Wenn es in mir aufsteigt, der Wein spülts wieder herab. Aber ein schmählicher Schacher wars, das muß wahr bleiben, und ein paar Wochen darnach ist der

Principe eines Nachts aus der Osteria am Hafen nicht mehr heimgekommen, sondern unterwegs liegen geblieben und auf der Straße gestorben, wie ein räudiger Hund, puh, Capitano, es läuft einem kalt über, wenn man daran denkt. Trinken wir noch einen Schluck darauf!"

Er schüttelte sich vor Ekel. Die Offiziere sahen sich untereinander an, das Lachen war ihnen vergangen. Nur der Hauptmann sagte: „Mit wem entschädigt sich die Marchesa denn jetzt, seit Sie ihre Gefangenschaft aufgehoben haben? Es wäre doch wider die Natur."

Der Marchese schlug auf den Tisch. „Sie treibts heimlich, Capitano, begreifen Sie? — heimlich, während ich betrunken bin, santo Diavolo, wenn ich nicht betrunken wäre."

Er sprach den Satz nicht zu Ende. Vor ihm stand plötzlich eine hohe, drohend aufgereckte Gestalt und zwei blitzende Augen bohrten sich in die seinen, während eine vor Groll beinahe erstickte, zitternde Stimme rief: „Sind Sie jetzt betrunken, Marchese Pizzuto?"

Der Marchese fuhr auf. „Heh — was? Wer will — Sie da, Don Francesco? Was wollen Sie? Was ficht Sie an?"

„Ich frage Sie, ob Sie auch jetzt betrunken sind, Marchese."

„Was? Wer wagt das — wie kommen Sie — weshalb haben Sie das zu fragen?"

„Um zu wissen, ob man Sie für Ihre soeben gethanen Aeußerungen zur Verantwortung ziehen kann, oder ob Sie nicht mehr zurechnungsfähig sind, Marchese."

„He, he!" schrie der Marchese, nach Athem ringend auf und stand kerzengerade vor dem Sprecher da, „zurechnungsfähig — ich? Was bedeutet das, mein Herr?"

„Es bedeutet, daß ich Sie in diesem Falle zur Verantwortung für Ihre schmähliche Behauptung ziehen will, als ob die Marchese —"

Ein schallendes Gelächter unterbrach ihn. „Der da will mich zur Rede stellen, weil ich meine eigene Frau —", rief der Marchese immerfort von einem Lachanfall heimgesucht, der seinen ganzen Körper erschütterte, „weil ich meine eigene Frau verleumdet habe, ah, das ist köstlich, das ist unbezahlbar, er als Rächer meiner Frau, als Ritter und Schützling zugleich." Er lachte immer lauter.

Francesco durchbohrte ihn förmlich mit seinen Blicken. „Wenn eine Frau einen Schandbuben zum Gatten hat", sagte er endlich laut, daß es durch den ganzen Saal hallte, „einen Elenden, der sich nicht scheut, die intimsten Angelegenheiten seines Hauses dem allgemeinen Gelächter preiszugeben, der sich so weit vergißt, seine Gattin öffentlich zu schmähen, dann, Herr Marchese, dann bleibt einem Ehrenmanne, der zugleich ein Freund und Verehrer dieser geschmähten Frau ist, nichts anderes übrig, als sie gegen ihren eigenen Gatten zu vertheidigen und wenn dieser sich hinter seiner Stellung als Gatte — ein unwürdiger Gatte, mein Herr Marchese! — zu verbergen sucht und keine Rechenschaft über sein Thun ablegen will, dann muß er es sich auch gefallen lassen, wenn man ihn in anderer Art züchtigt, als dies sonst unter Ehrenmännern üblich ist." Er hatte die Hand erhoben und würde sie im nächsten Augenblick haben auf das Gesicht niederfahren lassen, wäre ihm nicht der Hauptmann rasch in die Arme gefallen.

„Sie vergessen sich, mein Herr!" sagte er drohend.

Der Marchese bebte vor Erregung. „Wir werden uns schießen, Signor Francesco Pedone", schrie er, außer sich, „wissen Sie das auch? Wir werden uns schießen! In diesem Augenblick haben Sie in meinem Gedächtniß die Erinnerung an jene, Ihre Rettungsthat ausgelöscht, von Stund' an sind wir quitt und Sie sind für mich wieder wie jeder andere, von dem ich Genugthuung fordere, wenn er mich beleidigt. Ihre wahnwitzigen Insulten dürfen nicht ungestraft bleiben und wenn Sie auch hundertmal — Signor Capitano, Sie haben wohl die Güte, das Weitere mit diesem Herrn oder seinen Zeugen in Ordnung zu bringen — auf Wiedersehen!"

Er grüßte leicht mit dem Kopf und ging dröhnenden Schrittes in das Nebengemach hinüber. Francesco sah ihm mit seltsamem Lächeln nach. „Um so besser", murmelte er vor sich hin, „um so besser. Ich wollte ihn todtschießen und kann es nun im ehrlichen Zweikampf thun; um so besser." Dann, sich gegen den Hauptmann wendend, fügte er hinzu: „Wollen Sie die Güte haben, mit dem Baron Tagliarini das Weitere zu verabreden. Ich sah ihn vorher im ersten Saal und gehe sogleich, ihn zu verständigen. Ich habe die Ehre."

Der Baron war noch anwesend. Francesco machte ihn in aller Kürze mit der Sachlage vertraut und bat ihn, als sein Sekundant in dem unvermeidlich gewordenen Duell zu fungiren.

Die Augen des jungen Barons leuchteten seltsam auf. „Mit dem Marchese?" fragte er, „Sie? Aber wie ist das möglich? Doch nicht wegen der schönen Marchesa?"

Francesco zog die Stirn in Falten. „Wer heißt Sie das annehmen?" fragte er streng und kalt dagegen. „Es hat ein Wortwechsel zwischen uns beiden stattgefunden, der eine beleidigende Wendung für den Marchese genommen hat und eine Herausforderung provoziren mußte. Das ist alles —"

„Nun, gleichviel, gleichviel!" warf der Baron begütigend ein, „ich stehe ihnen selbstverständlich zu Diensten und werde sofort mit dem Hauptmann das Weitere verabreden. Haben Sie mir besondere Aufträge zu geben, Don Francesco?"

„Ich wünsche, daß das Duell morgen in aller Frühe stattfindet; das übrige ist mir gleichgiltig. Da ich mit dem Säbel nicht umzugehen weiß, sind Pistolen die natürlichen Waffen."

„Ich sehe den Hauptmann dort eben kommen. Wollen Sie mich nebenan erwarten, Don Francesco?"

Francesco bejahte und betrat den Nebensaal. Nach einer Viertelstunde suchte der Baron ihn dort auf. Er war in geschäftiger Bewegung und sichtlich voller Eifer und Interesse für die Sache. „Es ist alles in Ordnung", rief er, „morgen früh um halb fünf Uhr oberhalb Santa Maria di Gesè. Waffen und Zeugen werden zur Stelle sein. Um Schlag vier Uhr hole ich Sie mit meinem Wagen aus Ihrer Wohnung ab. Sind Sies zufrieden?"

Francesco nickte. „Und ich werde ihn tödten", murmelte er halblaut hinterdrein. Dann grüßte er kurz und ging.

Als er zu Hause angekommen war, setzte er sich, ohne Licht anzuzünden, in einen Sessel, stützte den Kopf in die Hände und brütete vor sich hin. „Um so besser", hatte er vorher gesagt, als der Marchese ihn

zum Zweikampf herausgefordert hatte; jetzt, da er wiederum darüber nachdachte, kam er zu einem ganz entgegengesetzten Resultat. Warum hatte er den Marchese nicht ohne weiteres niedergeschossen? Er hatte ja ein Recht dazu und die Waffe, die er sich dafür ausgesucht, steckte in seiner Tasche. Weshalb vertraute er sich noch den Zufälligkeiten eines Duells an? Konnte er dabei nicht selber zu Grunde gehen, statt den andern zu tödten? Das Los entschied über den ersten Schuß und der erste Schuß konnte tödtlich sein, und dem Marchese konnte der Schuß zufallen. Es war sehr thöricht von ihm gewesen, sich so blindlings dem Zufall anzuvertrauen und konnte sich rächen. Aber war es denn schon zu spät? Er konnte ja diese Nacht noch hingehen und den Elenden über den Haufen schießen. König Candaules mußte sterben. Weshalb hatte er sich vor seinem Günstling mit dem Besitz des schönsten Weibes gebrüstet, welches die Erde trug? Weshalb hatte er in dessen Brust die wahnwitzige, süße Begierde geweckt, die ihn nun unwiderstehlich trieb und anstachelte, das Aeußerste zu wagen und das Furchtbarste nur natürlich zu finden? Er hatte sich sein Los selber bereitet und kein Zufall sollte ihn von dem Schicksal befreien, das düster und unheilbrütend über ihm lagerte.

Francesco fuhr auf und griff in die Tasche seines Ueberrocks, um den Revolver daraus hervorzuziehen. Er ließ die Läufe im Mondlicht, das durch die Scheiben hereinfiel, leuchten, prüfte die Hähne und lächelte dazu. Seine Gedanken begannen, sich immer mehr zu verwirren. Er glaubte schon vor dem Schlosse zu stehen und sah am Fenster desselben die Gestalt des Marchese, der ihn höhnisch anlächelte und erhob drohend den Revolver, um zu zielen und loszudrücken. Gerade ins Herz sollte die Kugel den Verräther treffen. Dann aber besann er sich, daß er ja noch zu Hause sei und erst den weiten Weg bis zum Fuße des Pellegrino machen müsse, daß der Marchese wahrscheinlich noch bei seiner Flasche und beim Spiel im Kasino sitze und daß er ihm unterwegs auflauern könne, wenn er von dort heimkomme, um bis zum Morgen auszuruhen, wo das Duell hatte stattfinden sollen. Das Duell aber würde nicht mehr stattfinden, das war überflüssig geworden.

Er drückte sich den Hut in die Stirn, hüllte sich in seinen Mantel und verbarg den Revolver wieder in der Tasche desselben. Dann ging er die Treppe hinunter ins Freie und schlug den Weg nach dem Schlosse ein. Das Gehen wurde ihm schwer. Eine sonderbare Müdigkeit hatte ihn befallen und seine Gedanken kreisten unruhig. Allerlei schattenhafte Gebilde zogen an seinem Geist vorüber und er hatte Mühe, sich darüber klar zu werden, wie viele von ihnen wahr und wirklich seien, wie viele nur in seiner Phantasie beständen. So schleppte er sich durch die Nacht weiter und sein einsamer Schritt hallte auf den Gassen wieder. Der Mond hatte sich hinter einer Wolkenwand verborgen und der Wind schauerte kühl in den Bäumen.

Als Francesco die Allee erreicht hatte, die zum Palazzo Pizzuto emporführte, konnte er nicht mehr weiter, die Füße versagten ihm den Dienst. Er ließ sich am Wegrand unter einem Baum nieder und lehnte schläfrig die Stirn gegen den Stamm derselben. Alle die Aufregungen der letzten Tage, das aufreibende, ruhelose Umherjagen hatten seine Kräfte erschöpft. Er brauchte ja auch nicht weiter zu gehen, um seinen Plan aus-

zuführen. Von hier aus konnte er den Vorübergehenden treffen, wenn er sich still verborgen hielt und ihn erwartete. Und das wollte er thun. Er nahm den Revolver in die rechte Hand, lehnte sich zurück, lauschte in die Nacht hinaus und harrte. Es blieb alles ganz ruhig. Nur der Baumwipfel ihm zu Häupten wiegte sich im Nachtwind hin und her, und das hatte etwas eigenthümlich Einschläferndes für ihn. Zahllose Glühwürmchen leuchteten im Grase, die ihm vorkamen, wie herabgefallene Sterne und gleich funkelnden Irrwischen vorübertanzten. Sonst regte sich kein Laut, kein Licht ward sichtbar.

Die Lider fielen ihm leise zu. Dann aber hörte er, wie es aus der Ferne heranrollte, erst dumpf, dann immer lauter und deutlicher, wie das Rollen eines Wagens, der rasch näher kam. Und im Vordersitz des Wagens, dessen Verdeck zurückgeschlagen war, lehnte ein Mann, den Francesco kannte und um dessentwillen er hierhergekommen war. Seine Hand krampfte sich fester um den Revolver. Aber dabei packte ihn die Angst, der Wagen könnte zu schnell vorüberfahren und er würde nicht zielen und nicht treffen können. Nein; der Wagen fuhr ganz langsam, nun es die Allee heraufging und er konnte den Revolver gerade gegen die Brust des Mannes richten, der darin saß und die Augen geschlossen hielt, als ob er schliefe. Näher, immer näher kam das Gefährt heran, die beiden feurigen Rosse davor wieherten in die Nachtluft hinaus. Und nun, nun — Francesco zielte, ohne sich zu erheben, sein Arm zitterte nicht und der Schuß krachte in die Nachtstille hinaus und weckte das schlummernde Echo des nahen Berges.

Dann aber, ohne sich noch einmal umzusehen, ohne darnach zu forschen, ob die Kugel ihr Ziel erreicht habe und noch ehe der flatternde Pulverdampf sich vollends verzogen, sprang Francesco in die Höhe und jagte, über den Straßenrand setzend, querfeldein auf die Stadt zu. Unterwegs warf er den Revolver weit von sich. Dann stürmte er weiter, wie von Furien gehetzt, bis er in Schweiß gebadet, athemlos, keuchend, mit fieberndem Blut und pochenden Schläfen seine Wohnung erreichte. Dort entkleidete er sich und suchte sein Lager auf, wo ihn der tiefe, todtesähnliche Schlaf bald übermannte.

„Nein, nein, ich will nicht aufs Schafott, will nicht als sein Mörder gelten", waren die letzten Worte, die er halb bewußtlos vor sich hinmurmelte. Dann versank er in Schlummer. — — —

„Don Francesco! Don Francesco!" hörte sich der Schlafende schon seit einer geraumen Weile rufen, aber er wollte nicht antworten, er wollte weiter schlafen. Vielleicht träumte er auch nur. „Zum Henker, Don Francesco, hören Sie denn nicht? Haben Sie Blei in den Gliedern? Wachen Sie doch wenigstens für fünf Minuten auf, dann will ich Ihnen sagen, daß Sie ruhig weiterschlafen können."

Nun kämpfte sich Francesco durch den Bann des Schlafes, schlug die Augen auf und sah den Baron Tagliarini neben seinem Bett stehen. Er sah ihn ganz ruhig an, ohne das geringste Erstaunen zu bezeigen. Der Baron aber befand sich seinerseits sichtlich in der höchsten Aufregung. „Endlich, endlich!" rief er, „ich fürchtete beinahe, daß auch Sie — Aber Sie sind ja so gleichmüthig, als wäre für diesen Morgen kein Duell zwischen Ihnen und dem Marchese verabredet gewesen! Unter

anderen Umständen wäre es hohe Zeit, sich aufzumachen, nun freilich, es ist grauenvoll, zu sagen."

„Das Duell kann nicht stattfinden", sagte Francesco trockenen Tons, sich im Bett aufrichtend.

„Nein; eben, da ich in meinen Wagen steigen will, um Sie abzuholen, kommt das Gefährt des Marchese herangejagt, der Hauptmann springt heraus, eilt mit verstörten Mienen auf mich zu und ist kaum im Stande mir die Schreckensbotschaft in abgebrochenen Worten zuzuraunen. Er kommt eben direkt vom Schlosse, wo er seinerseits den Marchese zu dem Rendez-vous hatte abholen wollen, und nun —"

„Der Marchese ist todt!" fiel Francesco kalt und ruhig ein.

Der andere fuhr erschrocken zurück. „Woher wissen Sie das?"

„Ist es etwa nicht wahr?" fuhr Francesco mit einem überlegenen Lächeln fort.

„Ja, nur zu wahr! Aber woher können denn Sie —"

„Ich? Weshalb sollte ich es denn nicht wissen? Ich habe ihn ja todtgeschossen."

Der Baron sah sich nach dem Ausgang des Zimmers um, wie instinktiv auf Flucht bedacht; die unheimliche Ruhe, mit welcher Francesco sich als Mörder ausgab, erschien ihm als die eines Wahnsinnigen. Trotzdem versuchte er zu lächeln und sagte: „Wie lebhaft Sie geträumt haben müssen, Don Francesco! Aber es ist erklärlich, daß Sie in der Nacht vor dem Duell davon träumten, Sie hätten Ihren Gegner erschossen und daß Sie noch jetzt, wo ich Sie aus dem tiefsten Schlaf erweckt habe. — Nun beruhigen Sie sich nur lieber Freund, der Marchese ist eines ganz natürlichen Todes gestorben, am Schlagfluß, den der Arzt ihm schon lange prophezeit hatte, man hat ihn heute Morgen todt in seinem Bett gefunden. Sein Mörder ist die Flasche, weiter niemand. Und da nun aus dem Duell nichts mehr werden kann —"

Francesco hatte aufmerksam zugehört, aber er schüttelte langsam und mit Entschiedenheit die Stirn. „Nein, nein", sagte er, „es nützt nichts, das zu vertuschen und ich wills auch nicht, ich bin mit meiner That zufrieden und würde sie noch einmal begehen, wenn der erste Versuch mißglückt wäre. Ich, ich habe den Marchese Pizzuto erschossen!"

Der Baron erbleichte. „Nun, ja, ja", fiel er begütigend ein, „schlafen Sie nur weiter, Don Francesco, es ist noch sehr früh und später, später sprechen wir weiter darüber. Leben Sie wohl, bis auf weiteres."

„Ich will nur gleich zu ihr hinaus", sagte Francesco, an dem die Worte des anderen spurlos vorüberzugehen schienen.

„Wohin?" fragte der Baron, der immer unruhiger wurde und die Thürklinke schon in der Hand hielt.

„Zur Marchesa. Ich muß ihr doch sagen, daß König Candaules todt ist."

„Ah, Sie sind krank, sehr krank, Don Francesco. Ich bitte Sie, lassen Sie gleich einen Arzt holen, ich will Ihre Wirthsleute benachrichtigen. Die Marchesa empfängt Sie jetzt doch ohnehin nicht, sie empfängt niemanden, das werden Sie begreiflich finden und zudem ist es noch so früh, bleiben Sie doch im Bett liegen, Don Francesco."

Er sprach immer ängstlicher und dringender auf ihn ein. Aber Francesco traf unbekümmert darum alle Anstalten, sich zu erheben und

schüttelte nur lächelnd den Kopf. „Krank? Ich?“ sagte er, „weshalb? Mir ist so ruhig und friedlich zu Sinne wie nie. Da fassen Sie einmal meinen Puls an, er schlägt regelmäßig, wie der Perpendikel einer Uhr. Ich will nur gleich hinaus, wollen Sie mich bis zum Schlosse begleiten?“

„Nein, ich bedauere, ich glaube, es ist besser, Sie jetzt allein zu lassen und dann kann ich Sie nur nochmals versichern, daß der Marchese nicht erschossen, sondern vom Schlage getroffen worden ist, hören Sie wohl? und Sie nur nochmals bitten, ruhig hier zu bleiben, bis — Sie gestatten mir doch einen Arzt zu holen?“

Er hatte das alles mit starker Stimme gesagt und Francesco scharf dabei fixirt. Der aber lachte kurz auf. „Ja, sind Sie eigentlich nicht ganz bei Sinnen, Baron?“ fragte er, „einen Arzt? Was habe denn ich mit einem Arzt zu schaffen? Ich war nie krank und hoffe es auch nie zu werden. Einen Wagen können Sie mir bestellen, wenn Sie denn doch einmal mich nicht begleiten wollen.“

„Und Sie beharren wirklich darauf, jetzt nach dem Schlosse zu fahren?“

„Ohne Zweifel. Ich habe es der Marchesa vorher gesagt, daß es so kommen müsse.“

„Man wird Sie aber nicht einlassen, Sie begreifen doch.“

„Wir werden ja sehen. Also einen Wagen, Baron, wenn ich bitten darf.“

Der Baron zuckte die Achseln und ging. Francesco kleidete sich langsam an, immer still vor sich hinlächelnd. „Candaules mußte ja sterben“, sagte er mehrmals halblaut. Dann, als er fertig war, nahm er Hut und Mantel und ging die Treppe hinunter. Ein zufriedenes Lächeln lag auf seinem Antlitz, er sah aus wie einer, der einer lang erwarteten glücklichen Stunde entgegengeht. So fuhr er zum Palazzo Pizzuto, der in der Beleuchtung eines trüben regenkündenden Morgens noch melancholischer, finsterer und drohender aussah, als sonst.

Er schellte laut am Hauptportal und als man ihm öffnete, fragte er nach der Marchesa.

„Die Frau Marchesa empfangen nicht“, entgegnete der Diener, „der Herr wissen wohl nicht, daß der Herr Marchese in dieser Nacht—“

„Doch, doch, ich weiß“, fiel Francesco ihm ungeduldig ins Wort, „eben deshalb komme ich ja. Melden Sie der Frau Marchesa, daß Aktäon da sei.“

„Aktäon?“ wiederholte der Diener, „ich habe doch die Ehre, Signor Pedone.“

„Melden Sie, was ich Ihnen gesagt habe!“

„Die Frau Marchese haben sich eben wieder zur Ruhe begeben, Signor, ich möchte nicht wagen, Sie gerade jetzt zu stören.“

„Ah! Das ist etwas anderes. Dann werde ich warten.“

„Soll ich Sie in den Empfangssaal geleiten, Signor?“

„Nein. Ich werde hier draußen warten. Gehen Sie nur, es ist gut. Oder halt! noch eine Frage: hat man die Kugel bei der Leiche schon gefunden?“

„Welche Kugel, Signor?“

„Die Kugel, die den Marchese getödtet hat.“

„Der Herr Marchese sind, wie die Aerzte festgestellt haben, an einem Gehirnschlag verstorben, mein Herr.“

Francesco lächelte überlegen. „So, so", murmelte er, „nun, es ist gut. Rufen Sie mich, sobald die Frau Marchesa wach ist. Ich bleibe hier im Vorgarten."

Er nickte dem verwundert dreinstarrenden Diener zu, stieg die Marmorstufen wieder hinunter und schlenderte eine Weile auf den kiesbestreuten Schlängelwegen umher, bis er die steinerne Bank hinter der Thujahecke, zu Füßen der Sandsteinfigur, aufgefunden hatte, wo er einst in der Nacht gesessen und geharrt, bis man ihn einlassen würde. Dort setzte er sich nun abermals nieder und stierte vor sich hinaus und die Gedanken gingen wunderlich in ihm um. Er träumte mit offenen Augen, aber er konnte von all den Bildern, die an seinem Geiste vorüberzogen, keines festhalten und nur ein allgemeines, nicht in Worte zu fassendes Glücksgefühl war in ihm.

„So mußte es ja kommen!" dachte er wieder und wieder, „nun ist sie mein, mein."

Der Gedanke, wie er sie sich errungen hatte, beschäftigte ihn nicht, nur die Gewißheit, daß es geschehen war, erfüllte ihn mit stürmischem Jubel.

So verrann ihm die Zeit, er hätte selber nicht zu sagen gewußt, ob es Minuten waren oder Stunden. Ein paarmal glaubte er Schritte in seiner Nähe zu vernehmen, dann sah er auf, gewahrte aber niemanden. Endlich entdeckte er den Diener, mit dem er vorher am Schloßportal gesprochen hatte und der nun zögernd ihn auf seinem Platze aufsuchte. Francesco lächelte ihm freundlich entgegen. „Ist die Marchesa aufgestanden?" fragte er.

Der Diener verneigte sich. „Die Frau Marchesa lassen dem Herrn sagen, daß sie ihn nicht empfangen könne."

„Gut; so werde ich warten."

„Weder jetzt noch überhaupt heute empfangen könne, mein Herr", fuhr der Diener mit starker Betonung fort.

„Gut; so werde ich bis morgen warten", erwiederte Francesco gelassen und lehnte sich auf seinem Sitz zurück, die Arme über der Brust verschränkend.

„Bis morgen? Hier?"

„Natürlich. Wohin sollte ich sonst gehen? Es ist ja von nun an mein Platz hier und ich muß warten, bis die Marchesa mich in ihr Schloß ruft und ich bei ihr bleiben darf. Das Recht dazu hab' ich mir schwer genug erkauft. Gehen Sie und sagen Sie ihr, daß ich hier auf sie warten werde." Er winkte dem Diener mit der Hand und schloß, sich zusammenkauernd, die Augen.

Der Diener ging kopfschüttelnd davon und stattete der alten Camilla Bericht ab.

„Padrona", sagte diese, als sie an das Ruhelager der Marchesa trat, „ich fürchte, er ist wahnsinnig geworden."

Carlotta blickte aus der Wolke von schwarzen Spitzen, mit der sie ihren schlanken Leib umhüllt hatte, gleichmüthig, beinahe gelangweilt auf. „Er wird sich wieder beruhigen, Camilla", sagte sie, „der Gedanke, daß ich nun frei bin, macht ihn toll. Vielleicht wird er ruhiger, wenn ich ihm selber sage, daß ich ihn nicht mehr sehen will. Ruf ihn herein!"

Die Alte ging, suchte Francesco auf und führte ihn auf dem bekann-

ten Wege durch dunkle Gänge und Gemächer bis zum Zimmer der Marchesa. Auf seinem Antlitz lag ein stilles Lächeln, er wunderte sich über nichts mehr, sondern fand, daß alles so komme, wie er es vorausgesehen. Als er dem Ruhelager der Marchesa gegenübertrat, beugte er sein Knie und sagte: „Sei gegrüßt, Diana!"

Sie sah ihn finster an. „Ist das alles, was Sie mir heute zu sagen haben, Don Francesco?"

Er fuhr erschrocken zusammen und seine Blicke glitten scheuen Ausdrucks über sie hin.

„Sie zürnen mir doch nicht, Carlotta?" fragte er ängstlich, „ich mußte es ja thun."

Ihre Stirnfalten zogen sich immer drohender zusammen, und ihre dunklen Augen blitzten ihn an. „Was mußten Sie thun?"

„Ihn tödten."

„Wahnsinniger! Dann sind Sie also ein Mörder! Und Sie wagen es, hierher —" Sie sprach den Satz nicht zu Ende. Bei dem Worte „Mörder" hatten sich seine Augen plötzlich geisterhaft erweitert, alles Blut wich aus seinem Antlitz und mit verzerrter Lippe stieß er einen wilden, gellenden Schrei aus, um gleich danach reglos hintenüber auf dem Boden des Gemaches niederzusinken.

Die Marchesa sprang erschrocken auf. Camilla und ein paar schleunig herbeigerufene Diener hoben Francesco empor und legten ihn auf das Ruhebett, das Carlotta verlassen hatte. Man rief den Arzt, der im Sterbezimmer des Marchese den Todtenschein ausstellte und die Vorbereitungen zur Aufbahrung der Leiche traf. Er untersuchte den Bewußtlosen, schüttelte den Kopf und ließ ihm zur Ader. Francesco schlug danach die Augen wieder auf, aber es war ein irrer, unstäter Blick, den er um sich warf und das Verlangen, sich zu verstecken, sprach sich darin aus. Er spähte ängstlich nach einem Ausgang, kauerte sich zusammen und erschien gleichsam sprungbereit, um die Flucht zu suchen, sobald man sich an ihn wagen werde.

„Ist Ihnen jetzt besser, mein Herr?" fragte der Arzt.

„Ganz gut, ich danke Ihnen."

„Und Sie bedürfen meiner nicht mehr?"

„Nicht im geringsten."

Der Arzt sah die Marchesa an, die mit ihren im Schoß gefalteten Händen regungslos dastand und Francesco mit einem Blick betrachtete, aus dem Angst und Erbarmen in sonderbarer Mischung redeten. Ja, es rang in diesem Blicke noch etwas anderes auf, das nicht Angst und nicht Erbarmen war, aber beides in sich vereinigte, das ihr gleichzeitig mit einer Art schmerzlichen, tödtlichen Erschreckens durch die Seele zuckte und sie wie vor etwas Furchtbarem, Niegeahnten erstarren ließ. „Signora Marchesa", sagte der Arzt, „wenn es Ihnen recht ist, gehe ich jetzt."

Sie nickte kaum merklich mit dem Kopfe. Der Arzt ging und die Diener, die ihm hilfreiche Hand geleistet hatten, entfernten sich hinter ihm drein. Francescos Blicke waren mit einer Art dumpfer Verzweiflung zur Erde gesenkt, er wagte sie nicht emporzuheben und stotterte nur nach einer langen Pause: „Ich mußte es thun, Carlotta, Sie wußten es."

Sie ging haſtig auf ihn zu und legte ihm ihre ſchmale, weiße Hand auf die Schulter. „Francesco“, ſagte ſie bittenden, innigen Tons, „beſinnen Sie ſich doch! Sie haben es ja nicht gethan! Sie wollten es thun, und um Ihres verbrecheriſchen Vorhabens willen ſtraft Sie der Himmel mit Blindheit und ſucht Sie mit Gewiſſensſkrupeln heim, das iſt Ihre Sühne! Aber in Wahrheit thaten Sie es nicht und ſind kein Mörder. Der Marcheſe iſt eines natürlichen Todes geſtorben.“

Er hörte ihr ruhig und theilnahmlos zu. Aber als ſie geendet hatte, ſchüttelte er trübe den Kopf. „Doch, ich that es“, flüſterte er, „Sie wiſſen es alle nicht, ſie täuſchen ſich alle darüber, aber ich that es doch, ich, ich allein.“

Er ſchlug ſich die beiden Hände vor das zuckende Antlitz. Die Marcheſa durchlief ein Fröſteln, ſie ſah wie hilfeſuchend zu der alten Dienerin hinüber, die ſchweigend, aber mit ausdrucksvoller Geberde die Achſeln zuckte; dann fuhr ſie, Francesco ſacht über das verworrene Haar hinſtreichend, fort: „Sie ſind krank, Don Francesco! Armer Aktäon, Sie ſind krank, Diana hat Sie krank gemacht, Diana muß Sie wieder geſund machen. Ihr Wort hat Sie verwandelt, ihr Wort kann Ihnen Ihre frühere Geſtalt und Ihr früheres Weſen auch wieder zurückgeben. Stehen Sie auf! Nicht mehr Aktäon, ſondern Don Francesco Pedone wieder, mein Freund, mein Vorleſer und Poet.“

Er ſchrak zuſammen, zitterte am ganzen Körper und kehrte ihr ſekundenlang ſein verſtörtes, entgeiſtigtes Antlitz zu, um es gleich danach wieder ſcheu in ſeinen Händen zu verbergen. „Zu ſpät!“ murmelte er mit dem Ausdruck von Troſtloſigkeit und Verzweiflung, der ihr ſchon einmal ans Herz gegriffen hatte, „zu ſpät! Einen Mörder, den Mörder Ihres Gatten können Sie nicht lieben. O, Ihr Wort vorher hat mir die Augen geöffnet, hat mir die verhüllende Binde herabgeriſſen und ich — o, ich Thor, ich Wahnwitziger. Ich kam hierher mit einem Gefühl der Befriedigung und des Triumphes, mit einer Vorahnung des Glücks, das meiner wartete, im Herzen, ich wußte, ich begriff nicht, daß es ja nun, gerade nun kein Glück mehr für mich geben könne, daß ich mich durch meine unglückſelige That ſelber von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen, für immer verfehmt und elend gemacht hatte. Das eine Wort „Mörder“ von Ihren Lippen hat mir erſt den grauenhaften Abgrund eröffnet, an deſſen Rand ich taumelte und nun — nun — Laſſen Sie mich fliehen, Carlotta! Ich fürchte die menſchliche Gerechtigkeit nicht, aber ich will mit mir allein ſein und ich weiß, daß es von jetzt an keine härtere Strafe für mich geben kann, als allein zu ſein und zu denken, immer zu denken, wie alles hätte ſein können, wenn ich die That nicht verübt hätte und wie es nun iſt, da ich ſie beging. Ah, das Denken, das Denken wird mich noch wahnſinnig machen, Marcheſa!“

Sie ſtieß beſinnungslos einen irren, wehevollen Schrei aus und ſank in die Kniee. „Francesco“, ſtöhnte ſie, ihre Arme wie hilfeſuchend nach ihm ausſtreckend, „um aller Heiligen willen, Sie ſind es ſchon, Sie ſind wahnſinnig!“

Er ſtarrte ſie mit einem wilden Lächeln an. „Glauben Sie? Vielleicht, aber das geht alles in einem hin. Laſſen Sie mich jetzt nur fort.“

Er richtete ſich mühſam auf und wankte nach der Thür. Sie war

Digitized by Google

Digitized by Google

Nach der Arbeit.

Nach dem Originalgemälde von W. Rögge.

Digitized by Google

emporgefahren. „Francesco“, bat sie in weichen, flehenden Tönen, „hören Sie mich doch an! Ich will Sie zu der Leiche des Marchese hinüberführen und Sie selbst sollen sich überzeugen, daß er nicht durch eine Kugel —“

Er schüttelte zusammenschauernd die Stirn. „Nur das nicht“, flüsterte er, das wäre zu viel der Strafe! Ich werde schon ohnehin sein Gespenst, leben Sie wohl, leben Sie wohl, Marchesa!“ Er stürmte hinaus, ohne Hut, mit verwirrtem Haar, ein Bild der Angst und Verzweiflung.

Die Marchesa sah ihm wie erstarrt nach. „Was ist das?“ sagte sie, die Stirn hin- und herwiegend, „was bedeutet das alles, Camilla?“

Die Alte zuckte die Achseln. „Es ist nur gekommen, wie Sie es wollten, Padrona. Sein Liebeswahnsinn, der seine Strafe sein sollte, ist nun wirklich zum Wahnsinn geworden. Ich fürchte, Sie haben ihn für seine lüsterne Neugier doch zu hart bestraft.“

Carlotta fuhr sich mit der Hand über die Stirn hin. „Wahnsinnig?“ murmelte sie erbleichend, „o mein Gott, so furchtbar wirst Du mich nicht heimsuchen. Es ist nur die Erregung dieser Stunden, das unvorhergesehene Ereigniß, er glaubt, daß er schon gethan habe, was er nur erst thun wollte — und deshalb. — Geh, Camilla, laufe ihm nach und sag ihm, oder nein, geh lieber zu Doktor Albini hinüber, er möge, wenn er dort fertig ist, Don Francesco in seiner Wohnung besuchen — in meinem Auftrage, verstehst Du? — sich nach seinem Befinden erkundigen und seinen Geisteszustand untersuchen, ihm, wenn möglich, auch Hilfe leisten, ich bäte ihn darum und es läge mir alles daran, daß der junge Mann wieder völlig genese. Heute Abend erwartete ich ihn, damit er mir Bericht abstatte. Geh, eile Dich.“

Als die Alte hinaus war, sank Carlotta erschöpft auf ihr Ruhelager zurück. Unwillkürlich falteten sich dabei ihre Hände. „Herr des Himmels“, flüsterte sie dumpf vor sich hin, „wenn er wahnsinnig würde! O, nur das nicht, nur das nicht, ich, ich glaube, ich liebe ihn, wenn ich denn überhaupt zu lieben vermag.“

Der Tag ging ihr in trübem Hindämmern herum, bis Camilla ihr abends die Ankunft des Arztes meldete. Sie flog dem Ankömmling entgegen, besann sich dann aber doch eines anderen und blieb in der Mitte des Gemaches stehen, die Hand schwerer auf die Marmorplatte eines Tisches gestützt, hoch aufgerichtet aber todtenblaß, in ihrer dunklen Trauergewandung wie eine Statue des Schmerzes anzusehen. Der Doktor verneigte sich stumm vor ihr, ohne ihrem Blick zu begegnen. Sie schauerte leise zusammen. „Sie kommen von Signor Pedone?“ fragte sie nach einer langen Pause, sich gewaltsam fassend.

„Ja, Signora.“

Er fügte nichts hinzu, sein Blick blieb gesenkt und trauriger Ernst lag in seinen Zügen ausgeprägt. Carlotta mußte sekundenlang ihre Hand aufs Herz legen, um sein wahnsinniges Klopfen zu dämpfen. Dann fragte sie tonlos: „Er ist krank?“

„Sehr krank, Signora.“

„Und — welch Leiden hat ihn befallen, Doktor?“

Der Arzt sah sie mit kurzem, scharfen, prüfenden Blick an. „Sie stehen diesem Kranken nahe, Frau Marchesa?“ fragte er, „sein Schicksal geht Ihnen zu Herzen?“

„Ja", entgegnete sie, nach Athem ringend, „und ich will, ich verlange Wahrheit von Ihnen, Doktor."

Er zuckte die Achseln. „Wie Sie befehlen, Marchesa. Es ist mein Amt. Signor Pedone ist geisteskrank und ich fürchte: unheilbar."

Sie schrie nicht auf, nur ein mattes Stöhnen rang sich aus ihrer Brust herauf und drang über die Lippen. Die Adern an ihrer Stirn pochten, ein Nervenschauer durchrüttelte ihren Körper, aber sie hielt sich aufrecht. „Sagen Sie mir alles", bat sie ruhigen Tones. Er ging ein paarmal im Zimmer auf und nieder, blieb dann stehen, sich leicht auf seinen Stock stützend und sagte: „Ich fand ihn in seiner Wohnung, wo er apathisch, mit großen, glanzlosen Augen ins Leere vor sich hinausstierte. Seine Wirthsleute erzählten mir, daß er es seit heute Morgen so treibe, keine Nahrung zu sich nehme, keine Antwort gebe und sich nicht von seinem Platze rege. Ich redete ihn an und er erkannte mich sofort, stand mir auch Rede und Antwort, ließ mich aber nach meiner längeren Unterredung mit ihm nicht in Zweifel darüber, daß er gemüthskrank sei. Der Fall ist sehr schwer, wenn ich ihn richtig beurtheile und an eine Heilung kaum zu denken. Uebrigens gehört er zu den völlig ungefährlichen Irren, deren Ueberführung in eine Anstalt zwecklos, vielleicht sogar schädlich sein würde. Es ist ein Fall von Tiefsinn. Der Kranke ist bei sonst leidlicher Klarheit von einer fixen Idee beherrscht, von der man ihn schwerlich wird befreien können. Er bildet sich fest ein, den Marchese ermordet zu haben und läßt sich durch keinerlei Versicherungen meinerseits, daß der Marchese eines natürlichen Todes gestorben sei, anders überzeugen. Vielmehr lächelt er zu allen solchen Versuchen, ihm seine Wahnvorstellung auszureden, in einer Weise — gerade dies Lächeln zwingt mich zu meinem trostlosen Urtheil, Marchesa — ich bin sonst kein Schwarzseher, der sich jede Hoffnung für die Zukunft abzuschneiden pflegt, im Gegentheil, aber dieser Gesichtsausdruck — es ist meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß ich diesen Fall für aussichtslos nach meinen Erfahrungen halten muß. Wollte der Himmel doch, daß ich mich irre!"

Carlotta hatte ihm schweigend zugehört, nur ihre Gestalt war allmählich, wie unter der Wucht dessen, was aus den Worten des Arztes auf sie eindrang, mehr und mehr zusammengesunken. Sie erschien wie gebrochen. „Doktor", sagte sie nach einer Weile und ihre Stimme klang ihm plötzlich ganz anders, wie früher, fremd und hart, „wie glauben Sie, daß es hat geschehen können?"

Er verstand sie erst nicht und sie mußte hinzusetzen: „Was hat denn Wahnsinn bei ihm verschuldet?"

Der Arzt zuckte die Achseln. Sein Blick, der scheu an ihrem Antlitz vorüberstreifte und sein Schweigen waren ihr beredt genug. Und als ob er ihre Frage erschöpfend beantwortet hätte, fuhr sie leiser, den Kopf hin- und herwiegend fort: „Und da sollte keine Hoffnung mehr sein, Doktor, wirklich keine?"

Es klang wie der Aufschrei hilfloseſter Verzweiflung an sein Ohr. Und wieder zuckte er die Achseln. „Ich könnte Ihnen nur noch rathen, einen unserer gewiegtesten Psychiatriker, irgend eine Autorität auf diesem Gebiete zu konsultiren, Marchesa. Der Scharfblick dieser Herren reicht weiter, als der unsere. Es wäre bitteres Unrecht von mir, wenn ich Sie vor jedem weiteren Versuche, hier heilend einzugreifen, abschrecken

wollte. Die Specialwissenschaft der Psychiatrie mit ihren tausend kleinen, auf Erfahrung basirten Mitteln und Auskünften ist mir nicht vertraut genug dazu. Versuchen Sie Ihr Heil an anderer, autoritärer Stelle! Ich erkläre mich und meine Wissenschaft diesem Kranken gegenüber für machtlos!"

Carlotta athmete, sichtlich erleichtert, auf. Eine Blutwelle trat in ihr marmorbleiches Antlitz zurück. „Nennen Sie mir den bedeutendsten unter unseren Irrenärzten, Doktor", sagte sie, „den, auf den Sie das größeste Vertrauen setzen, ich bitte Sie."

Er sann einen Augenblick nach und sagte dann: „Wenn hier noch einer helfen kann, so ist es Professor Varesate in Rom, Marchesa. Sie werden von ihm gehört haben, er hat schon Wunder vollbracht, wo andere verzagt hatten. Aber er ist von Geschäften überhäuft und es ist schwierig, bei ihm einzudringen. Auch würde man ihn nur in Rom selber konsultiren können."

Sie nickte. „Ich danke Ihnen, Doktor."

Es trat eine Pause ein. „Kann ich Ihnen sonst noch einen Dienst erweisen, Marchesa?" fragte der Doktor endlich.

Sie schüttelte die Stirn, trat dann auf ihn zu und drückte ihm vielsagend die Hand. Er behielt sie eine Weile in der seinen, ehe er sich abwandte. „Leben Sie wohl, Marchesa", sagte er warmen Tones.

„Gute Nacht, Doktor!"

Er ging und sie blieb allein. Ein Frostschauer durchrüttelte sie, als sie sich im Gemache umblickte. Trotz all seines üppigen Luxus kam es ihr kahl und kalt vor, wie die Zelle eines Gefängnisses. Sie rief nach Camilla. Als die Alte kam, warf sie sich plötzlich, wie in ausbrechender Verzweiflung, auf den Teppich am Boden des Gemaches nieder und nahm eine Strähne ihres nachtschwarzen Haares zwischen die Zähne, um den wahnsinnigen Aufschrei zu unterdrücken, der aus ihrer Brust heraufquoll. So lag sie eine Weile, wie von einem Krampf gepackt, schlug sich die Hände vor ihr Antlitz und gab sich widerstandslos dem leidenschaftlichen Ausbruch ihrer schwer erschütterten, aus allen Fugen gewichenen Natur hin. „Camilla, Camilla!" rief sie dann mit wildem, schmerzhaft zitternden Ausdruck ihrer Stimme, sich halb emporrichtend, die beiden Arme gegen den Boden gestemmt, „ich habe ihn getödtet, nein, schlimmer als getödtet, ihn in die Nacht ewigen Wahnsinns gestoßen! Gott, mein Gott, und ich liebe ihn, liebe ihn mit jedem Athemzuge, jedem Schlage meines armen Herzens, jetzt, da es zu spät ist, weiß ich, daß ich ihn liebe, weiß ich, daß ich lieben kann und was Liebe ist. Ich selber in meiner wahnsinnigen Verblendung habe mir die Pforte zum Glück verrammelt, das auch mir noch winken sollte und nun — nun." Sie sprang auf und trat mit wild funkelnden Augen vor die Alte hin. „Aber ich werde mit ihm sterben, Camilla, hörst Du? Ich werde mit ihm sterben! Das Eine kann ich noch, das Letzte — Leben, jetzt noch leben wäre tausendfach schlimmer als der Tod, vor dem ich sonst in kindischer Angst gebangt habe. Ihn retten oder sterben, es giebt kein Drittes! — Ist die Leiche des Marchese aufgebahrt?" fragte sie dann nach kurzer Pause.

Die Alte bejahte.

„So komm! Ich will hinüber und an seinem Katafalk beten."

Die Alte zauderte, aber ein gebieterischer Wink Carlottas rief sie an die Seite ihrer Herrin und ließ sie jeden Einwand, leise zusammenschauernd, unterdrücken.

Hoch aufgerichtet, mit blutlosem Antlitz, aber festen Schrittes ging die Marchesa in das Sterbezimmer ihres Gatten hinüber und sank an der, von Kerzen umleuchteten, Bahre schweigend auf die Kniee nieder. „Gott sei Deiner armen Seele gnädig!“ sprach sie laut vor sich hin, „und wenn Du kannst, so hilf mir, ihn zu retten.“

Der Marchese Vittorio Pizzuto war in dem Erbbegräbniß seines Geschlechts auf dem Friedhofe zu Füßen des ehemaligen Klosters Santa Maria di Gesè zur ewigen Ruhe bestattet worden. Man hatte allen Pomp und Prunk dabei entfaltet, den die in Aeußerlichkeiten aufgehende Religiosität und Pietät der Sicilianer bei solchem Anlaß fordert, ein paar Tage darnach redete man noch über das jähe Ende des Marchese, den man immer für halb närrisch gehalten, so lange er lebte, und der nun, nach ärztlichem Ausspruch, durch seine unsinnige Lebensweise selbst seinen plötzlichen Tod herbeigeführt hatte; man erging sich in Vermuthungen darüber, wie lange die schöne Marchesa sich wohl in ihrer frühzeitigen Wittwenschaft gefallen werde und wer der Glückliche sein möge, der sie daraus erlöse: dann aber verdrängten bei dem raschlebigen Geschlecht des Südens neue Ereignisse schon wieder das frühere, und die Bewohner des Palazzo Pizzuto waren vergessen, da sie sich nicht selber im Gedächtniß der Palermitaner zu erhalten suchten. Zudem war es um die Zeit, wo die vornehmen Familien der Stadt vor der drohenden Sommerhitze flüchtend ihre Landgüter oder die Seebäder des Festlandes aufsuchten und das gesellige Leben in der großen Stadt verstummte. So blieb Carlotta, die das Schloß seit dem Tode ihres Gatten noch nicht wieder verlassen hatte, unbehelligt, zumal sie ausnahmslos jeden ihr zugedachten Besuch abwies und keiner von den jungen Kavalieren, unter denen sich eine hochgradige Erregung bei der Nachricht, die Marchesa sei Wittwe, geltend gemacht hatte, durfte sich rühmen, sie auch nur gesehen zu haben. Wenn man hier und da geglaubt hatte, sie werde nach dem Tode ihres Gatten, wie aus schwerer, lästiger Gefangenschaft erlöst, ihre Freiheit genießen, so sah man sich getäuscht; Schloß Pizzuto war jetzt unzugänglicher als je, und man gab es vorläufig auf, in die Geheimnisse seines Inneren einzudringen.

Nur einem einzigen Besucher öffnete sich zu jeder Tageszeit das Portal des Palastes. Es war Francesco Pedone. Seit man ihn am Abend nach dem Begräbniß des Marchese im Vorgarten gefunden hatte, wo er auf einer Steinbank kauernd, mit leerem Ausdruck vor sich hinstarrte, wurde er auf das Geheiß der Marchesa jedesmal, so oft er sich im Bereiche des Schlosses zeigte, in das Gemach der Herrin geführt, bis er sich an diese Vergünstigung gewöhnte und nun Tag für Tag um dieselbe Stunde kam und so lange blieb, bis irgend ein plötzlich auftauchender Gedanke, ein zufälliges Wort oder auch nur ein Geräusch ihm die Ruhe raubte, ihn auftrieb und davon jagte.

Es war eine schwere Passionszeit für Carlotta und wenn er gegangen war und sie mit thränenüberströmtem Antlitz — sie konnte jetzt weinen, was sie in ihrer verbitterten Starrheit früher nie gekonnt hatte — neben dem Sessel, auf dem er geruht hatte, zusammenbrach, sagte sie zu

Camilla: „Ich glaube, ich habe mein Unrecht an ihm nun bald gesühnt!“ Aber es änderte sich in Francescos Wesen und Thun noch immer nicht das geringste; er blieb der Gleiche, der er am ersten Tage nach dem Tode des Marchese gewesen war, still, in sich gekehrt, theilnahmlos und von dem Wahn beherrscht, er sei der Mörder des Begrabenen.

„Ich selber will ihn heilen!“ hatte Carlotta gesagt, „ich habe ihn krank gemacht, durch mich allein kann er auch wieder genesen, und für mich soll er leben und gesund sein!“ Und es war ihr heiliger Ernst mit dem, was sie sagte. Seit sie sich klar darüber geworden, daß ihr Herz nicht für die Liebe abgestorben sei, wie sie früher sich selber hatte einreden wollen, sondern daß sie lieben, treu, heiß und aufopfernd den Mann lieben könne, der in seiner Leidenschaft für sie und durch ihre kühle Berechnung bis zum Wahnsinn getrieben war, galt ihr einziger Wunsch und Gedanke nur noch Francescos Rettung. Für alles andere in der Welt war sie fortan todt. Aber kein Gelehrter, kein Arzt, meinte sie, könne ihn wieder ins Leben zurückrufen, aus dem er sich selbst gleichsam verbannt, das könne vielmehr nur sie und ihre Liebe. Und darnach handelte sie.

Wenn er ihr gegenüber saß und mit dem Ausdruck tiefer Verzweiflung ins Leere starrte, dann fragte sie in ihren weichsten, bestrickenden Tönen: „Francesco, lieben Sie mich nicht mehr?“

Dann seufzte er tief auf, nickte und entgegnete: „Unendlich, Carlotta. Wie könnte das je anders sein? Ich bin ja Paolo Malatesta und der Gladiator Vitus, ich bin der Günstling des Königs Candaules und ich bin Aktäon, dem Diana zürnt, alles in einer Person. Um meiner Liebe willen bin ich bereit, zu leiden und zu sterben. Weshalb fragst Du mich darnach, Carlotta?“

Sie schauerte leicht zusammen, rückte ihm näher und flüsterte: „Weshalb bist Du denn so kalt, Francesco?“ Und ihr Haupt schmiegte sich warm an seine Schulter.

Aber er schüttelte leise die Stirn. „Kann ich denn anders, Carlotta?“ fragte er trübe, „Du weißt ja — ich darf Dich nie besitzen — nie —.“

„Warum nicht, Geliebter?“

„Frage mich doch nicht! Sein Schatten steht ja zwischen uns —“.

„Er ist todt und kommt nie wieder, Francesco.“

„Doch, ich sehe ihn! Ich habe ihn getödtet und sehe ihn deshalb in jeder Minute meines Lebens, Carlotta.“

Dann strich sie ihm besänftigend wieder und wieder über Stirn und Locken hin. „Aengstige Dich doch nicht um Hirngespinste, Francesco“, bat sie schmeichelnd, „es ist ja nur ein wüster Traum, nur eine wirre Phantasie von Dir, Du hast ihn tödten wollen und ehe Du Deine Absicht noch ausführen konntest, war er schon eines natürlichen Todes gestorben. Der Himmel wollte nicht, daß Du zum Mörder wurdest, aber er straft Dich für Deine verbrecherischen Pläne durch eine furchtbare Vision. Nun hast Du genug darunter gelitten, nun wirf sie von Dir, Geliebter, athme wieder frei auf und vergiß, was hinter Dir liegt! Vor uns liegt die Zukunft und liegt das Glück!“

Aber zu all solchem Trost und Zuspruch schüttelte Francesco nur immer mit trauriger Resignation die Stirn. „Du willst mirs ausreden“,

ſagte er, „um mir Ruhe und Frieden zurückzugeben, ich weiß, aber es iſt umſonſt. Ich habe es gethan und ich büße dafür. Mein Glück hab ich zerſtört, Carlotta, und Dein kann ich niemals werden — niemals — niemals —".

Dabei blieb er und ſo ging es nun Tag um Tag zwiſchen den beiden fort. Er ſuchte ihre Nähe und hörte ſie gern ſprechen und ſah ſie mit ſeinen ſchwermüthigen, treuherzigen Augen an, aus denen neben tiefem Weh auch ſo zärtliche, leidenſchaftliche Liebe zu ihr redete, aber jeden Gedanken an eine Vereinigung wies er als etwas Furchtbares, Unausdenkliches weit von ſich, und vor jeder Liebkoſung ihrerſeits wich er ſcheu und entſetzt zurück. Nur, daß ſie ihm über Stirn und Haare hinſtrich, duldete er, aber als ſie ihm einmal ihre Lippen auf die Stirn drücken wollte, funkelte er ſie voll Groll und Schreck mit großen, geiſterhaften Augen an, ſo daß ſie betroffen zurücktrat und von da an nie mehr einer zärtlichen Regung nachzukommen wagte. Er ſelber drückte und küßte ihr wohl die Hände wie früher, er ſaß auch, ihre Finger mit den ſeinen verſchränkend, ſtundenlang neben ihr, aber jede weitere Vertraulichkeit lag ihm fern, und nur das „Du" in der Anrede hatte er ſich allmählich angewöhnt.

Carlottas Liebe zu ihm wuchs währenddeſſen bis zu heißer Leidenſchaft auf. Nun das Eis um ihr Herz endlich zerſchmolzen war, gab ſie ſich den ihr neuen Empfindungen ſchrankenlos hin mit der ganzen Unerfahrenheit des Kindes und der ganzen Glut des voll gereiften Weibes. Sie wäre zu jeder Stunde freudig bereit geweſen, ſich für den geliebten Mann hinzuopfern, nicht weil ein dumpfes Schuldbewußtſein ihm gegenüber ſie drückte, ſondern weil jeder Nerv, jede Fiber in ihr allmählich von verlangender Liebe und flammender Leidenſchaft zuckte. In ſchlummerloſen Nächten wurde ſie von Selbſtanklägen und Vorwürfen gefoltert, nagende Gewiſſensbiſſe raubten ihr die Ruhe und aufweinend ſchlug ſie ſich die Hände vor das Antlitz mit der verzweifelten Frage: „Warum, warum habe ich es dahin kommen laſſen?" Wenn er von ihr gegangen war, und alle ihre Verſuche, in denen ſie ſich erſchöpft hatte, um Klarheit in ſeine verworrene Gedankenwelt zu bringen, fehlgeſchlagen waren, wenn ſie geſehen hatte, daß ihn ſein furchtbarer Wahn vor jeder Annäherung zurückſchrecken ließ und er nach Wochen noch ebenſo fremd, traurig und apathiſch von ihr ſchied, wie er es am erſten Tage geweſen war, dann packte es ſie oft mit wildem Schmerz, daß ſie glaubte, ſie werde das Leben nicht länger ertragen können und für ſie ſei es am beſten, in der Tiefe des Meeres Ruhe und Vergeſſen zu ſuchen. Oder ſie ſelber wünſchte ſich den gleichen Wahnſinn, der den geliebten Mann beherrſchte, um ſich nur nicht fort und fort mit den qualvollen Vorſtellungen martern zu müſſen, wie licht und wonnig jetzt ihr Leben ſich geſtalten könne, nachdem der ſchwere Alpdruck einer erzwungenen, ungleichen Ehe von ihr abgeſunken, wenn ſie ihr herber Groll nicht zu einer grauſam berechneten Handlungsweiſe geſpornt hätte.

Was ſie allein aufrecht erhielt und immer wieder von ihren Selbſtmordgedanken zurücktrieb, war ihre Hoffnung, die ſie nicht fahren laſſen konnte. Sie wollte nicht glauben, daß dies das Ende ſei, ſie redete ſich ein, daß ſie durch alles, was ſie jetzt litt, ihr früheres Vergehen ſühnen könne und daß eine Zeit kommen müſſe, in der auch ihr ein Glück be-

schieden werde, das sie jetzt nur in ihren Träumen kannte. Ohne diese Hoffnung, die sie trotz aller bittern Erfahrungen der letzten Wochen, und trotz des hilflosen Achselzuckens, das der Arzt allen ihren Fragen entgegensetzte, fort und fort hegte, hätte sie das Leben nicht mehr ertragen können; an ihr klammerte sie sich fest, wie die Ertrinkende, über der die Wellen zusammenzuschlagen drohen.

„Francesco", sagte sie eines Tages, nachdem sie wieder eine schlaflose Nacht hindurch mit sich gerungen hatte, „ich reise morgen nach Rom, wohin mich geschäftliche Angelegenheiten in der Erbschaftsregulirung rufen; willst Du mich begleiten?"

„Nach Rom? Aber was wird die Welt dazu sagen?" wandte er ein.

„Die Welt?" fragte sie dagegen, „was kümmert die Welt uns und unsere Liebe, Francesco? Du wirst mich doch nicht allein reisen lassen?"

Er schüttelte nach kurzem Besinnen energisch die Stirn. „Nein, nein, Du hast recht; ich reise mit Dir, Carlotta."

Und so reisten sie; nur die alte Camilla war mit ihnen.

Anfangs schien es, als ob Francesco ruhiger werde, seit die Kuppeln und Thürme Palermos hinter ihnen im Abendgold versunken waren und die letzten Konturen der Berge verschwammen. Er starrte auf das uferlose Meer hinaus, über dem der sternendurchwirkte Sommernachthimmel sich ausbreitete und lächelte friedlich. Als aber Carlotta, die ihn mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtet hatte, nun näher zu ihm herantrat und leise ihren Arm um seinen Nacken legte, da zuckte er sichtlich zusammen, sah geisterhaften Blickes vor sich hin und flüsterte: „Glaube nur nicht, daß sein Schatten uns nicht auch bis hierher verfolgte, Carlotta! Ich sehe ihn ganz deutlich, er fährt mit uns übers Meer und duldet es nicht, daß wir glücklich werden!"

So wurden auch die Hoffnungen, daß eine völlig veränderte Umgebung wohlthätig auf den Kranken einwirken werde, vereitelt. Alles blieb, wie es gewesen war. Die Reisenden fuhren zu Schiffe bis Civitavecchia und dann weiter mit dem Eilzug nach Rom. Die ewige Stadt, die Francesco vor mehreren Jahren durchwandert hatte, übte einen nachhaltigen Eindruck bei dem neuen Wiedersehen auf ihn aus; er besuchte alle Erinnerungsstätten einer großen Vergangenheit wieder, er gefiel sich Carlotta gegenüber in der Rolle eines wohlerfahrenen Ciceronen, der begeistert über alles Auskunft zu geben vermochte, aber sein Wahn verließ ihn nicht, ja, wenn sie abends in ihrem Gasthofszimmer am spanischen Platz beieinander saßen, erschien Francesco nach den freudigen Erregungen des Tages nur doppelt traurig gestimmt, als ob ihn der Gedanke, wie glücklich er hier hätte werden können, wenn er die furchtbare That nicht begangen, doppelt schmerzlich zu Boden drücke.

Carlotta hatte gleich am ersten Tage sich bei dem berühmten Irrenarzt, Professor Varesate, anmelden lassen. Es währte lange, bis man sie einließ und nur dem frappirenden Eindruck, den die hohe, schöne Frauengestalt in den dunklen Trauergewändern erregte, verdankte sie es, daß sie überhaupt schon in den ersten Tagen ihres römischen Aufenthaltes Zutritt in die von Scharen Unglücklicher umlagerten Arbeitsgemächer des Arztes fand. Professor Varesate war ein alter, ernst und

vornehm dreinblickender Mann, dessen dunkle, sonderbar glanzvolle Augen seinen Besuchern jedes Geheimniß von der Stirn ablesen zu können schienen. Man sah es ihnen auch an, daß sie nicht nur Vertrauen zu erwecken, sondern im Nothfall sogar auch den Wuthausbruch eines Irrsinnigen durch die Kraft des Blickes allein zu bändigen verständen. Eine ruhige, klare Bestimmtheit kennzeichnete sein ganzes Wesen.

Die Marchesa berichtete die Gründe, die sie hergeführt, und daß ihre letzte, einzige Hoffnung auf einem Heilversuch des Professors beruhe. Sie überwand ihre anfängliche Scheu und Zurückhaltung, da seine Augen mit ermunterndem Wohlwollen auf ihr haften blieben und erzählte von dem Unglück ihrer Ehe, von Francescos Leidenschaft, seinen Wahnvorstellungen und seiner tiefen Melancholie, aus der ihn nichts, auch ihre zärtlichsten Annäherungen nicht, mehr aufrütteln könne.

Professor Varesate hatte ihr schweigend zugehört, und auch als sie nun mit heiß erröthetem Antlitz, die Augen zu Boden gesenkt, verstummte, ließ er eine geraume Weile vergehen, ehe er, wie aus tiefem Nachdenken erwachend, fragte: „Ist das alles nun die reine und volle Wahrheit, Signora? Es würde zu nichts führen, wenn Sie mir auch jetzt noch irgend etwas verheimlichen oder verdrehen wollten; wenn noch Hilfe möglich werden soll, muß ich die Wahrheit genau so wissen, wie Sie selber sie kennen.“ Carlotta erwiederte nichts und er fuhr nach abermaliger Pause fort: „Sie wollten ihn strafen, weil er ehrlos gehandelt hatte, und Ihre Strafe stürzte ihn ins Verderben. Liebten Sie ihn denn damals nicht, Signora?“

„Nein“, kam es leise von ihren Lippen.

„Und Sie lieben ihn jetzt?“

„Mehr als mein Leben —“

Der Professor stand auf und durchschritt, die Hände auf dem Rücken ineinander verschränkt, das Gemach. „Vor allem muß ich Signor Francesco Pedone selber kennen lernen“, sagte er dann stehenbleibend, kurz und bestimmt. „Führen Sie ihn heute Abend ins Politeama. Nehmen Sie die kleine Parkettloge links von der Bühne und stellen Sie mich ihm, sobald ich dort erscheine, als einen alten Freund, aber mit meinem wahren Namen und Titel vor. Ich werde dann selber sehen, was etwa weiter zu thun ist.“

Die Marchesa erhob sich. „Und — Sie haben Hoffnungen, Signor? Wirklich Hoffnungen?“

„Wir müssen immer hoffen, Signora, um das Leben ertragen zu können. Hoffen also auch Sie! Auf Wiedersehen!“

Abends saßen Carlotta und Francesco in der linken Parkettloge des großen, neuen Politeama. Man gab ein Ballet. Francesco langweilte sich. Er fragte schon zum dritten Male, ob man nicht lieber nach Hause gehen wolle. Aber Carlotta harrte in herzklopfender Spannung auf das Erscheinen des Arztes und versicherte, daß sie sich nie in ihrem Leben so gut amüsirt habe; sie sei eben ein Kind, das noch nichts von der Welt gesehen.

So lehnte er sich gähnend in seinen Sammetsessel zurück und zuckte die Achseln. Endlich wurde die schmale Tapetenthür von außen aufgeschlossen und Professor Varesate trat ein. Der zweite Akt war eben zu Ende gegangen. Er kam in herzlicher Vertraulichkeit auf Carlotta

zu, drückte ihr beide Hände und versicherte sie, daß er sich innig über den Zufall freue, der sie beide hier zusammenführe.

Francesco war unruhig geworden und maß den Ankömmling mit befremdeten, beinahe drohenden Blicken. Die Marchesa stellte die beiden Herren einander vor.

„Zwei Freunde von mir, die also auch untereinander Freunde sein werden!“ sagte sie mit ihrem bezaubernden Lächeln.

„Ah, Signor Francesco Pedone“, sagte der Professor, als ob ihm der Name irgend eine Erinnerung wachriefe, „Sie sind es ja wohl gewesen, der den Marchese Pizzuto getödtet hat. Ich freue mich aufrichtig, Sie kennen zu lernen.“

Francesco fuhr verwirrt zurück und starrte den Sprecher mit offenem Munde eine Weile an. Dann sah er scheu an den Logenbrüstungen empor und flüsterte: „Um Gotteswillen, sind Sie rasend? Wenn man Sie hörte! Und woher wissen Sie —“

Der andere legte dem entsetzt Dreinblickenden mit ruhigem Lächeln seine Hand auf den Arm. „Das darf Sie nicht erschrecken, lieber Freund“, sagte er im liebenswürdigsten Konversationston, „alle Welt weiß ja davon, und ich würde niemandem eine Neuigkeit erzählen. Sie haben dem Marchese das Leben gerettet, Sie hatten das Recht, darüber nach Belieben zu schalten und zu walten. Was Sie also gethan haben, war Ihre Befugniß, nicht mehr und nicht minder. Da der Marchese ohne Sie schon damals im Meere zu Grunde gegangen wäre, muß er Ihnen für die Frist, die Sie ihm zu leben gönnten, nur dankbar sein. Ich meine, das ist Ihnen so klar, wie es jedermann hier klar ist.“

Francesco hatte ihm mit angehaltenem Athem zugehört; jetzt stutzte er, wurde nachdenklich und sah den Sprecher mit durchbohrenden Blicken an. „Und das ist wirklich und wahrhaftig Ihr Ernst?“ fragte er nach einer Pause.

Professor Varesate verzog keine Miene in seinem, von Bonhommie förmlich strahlenden Antlitz. „Wie können Sie daran zweifeln?“ entgegnete er lächelnd, „es ist einfach konsequent und logisch. Jeder denkt so. Sagen Sie mir, um Gottes willen, weshalb hätte man Sie dann nicht schon lange hinter Schloß und Riegel gesetzt und Ihnen den Prozeß gemacht, wenn man anders dächte, wenn man Ihre volle Berechtigung zu der von Ihnen begangenen That nicht anerkennte? Meinen Sie etwa, es wäre unentdeckt geblieben, daß Ihre Kugel es war, die den Marchese tödtete, oder unsere Gerechtigkeit wäre so blind und lahm, daß man Sie frei umherlaufen ließe, daß man überhaupt keine kriminelle Untersuchung über den Fall anstrengte? Nein, wahrhaftig, wenn nicht alle Welt und die Richter voran, der gleichen Ansicht wären, wie ich — Sie würden heute Abend nicht hier im Theater sitzen, Signor Francesco.“ Und er lachte vor sich hin, als ob er den groteskesten Spaß erzählt hätte.

Francesco wurde immer nachdenklicher. Die letzten Schlußfolgerungen des Sprechers leuchteten ihm ein. Aber ein gewisses Mißtrauen gegen ihn begann sich zugleich in ihm geltend zu machen. „Sie interessiren sich ja auffallend lebhaft für meine Angelegenheit“, sagte er und zwinkerte den Professor argwöhnisch an.

„Das ist nicht mehr, als natürlich“, versetzte dieser unbefangen, „ich

bin Arzt und gewahre zu meinem größten Erstaunen auf Ihrem Gesicht Spuren von Tiefsinn und Schwermuth, die ich mir infolge einer selbstverständlichen Kombination als Zeichen einer Art von Reue über Ihre Handlungsweise erkläre. Was liegt da näher, als daß ich Ihnen ins Bewußtsein zurückzurufen suche, Sie hätten nur gethan, was Ihr Recht war, was ich an Ihrer Stelle ebenso gemacht hätte. Uebrigens muß Sie ja davon auch die Gegenwart der Marchesa überzeugen, die doch schwerlich mit einem Verbrecher, mit dem Mörder Ihres Gatten zusammen im Theater — die Verstellung ist wirklich absurd, Signor Francesco."

Francescos Blicke glitten von dem Professor zu Carlotta und von dieser wieder zu jenem hinüber. Er war noch immer unschlüssig, was er von dem allen halten sollte, aber es klang aus den treuherzigen, überzeugungsvollen Worten des Arztes etwas an sein Ohr, was in seiner Seele Eingang fand und ihn rastlos beschäftigte. Der Vorhang war inzwischen wieder emporgerauscht und die Unterhaltung wurde abgebrochen. Francesco starrte nachdenklich vor sich hin, während der Professor auf einem Sessel hinter Carlotta Platz genommen hatte und angelegentlich mit ihr zu plaudern begann.

„Wie finden Sie ihn?" fragte Carlotta mit Ton und Geberde, als ob sie sich über das graziöse Pirouettiren der Prima Ballerina unterhielten, das alle im Hause zu sprachlosem Entzücken hinriß.

„Ich glaube an eine Heilung, Signora, wenn sie auch vielleicht schwer und langwierig sein wird."

Carlottas Brust entrang sich ein tiefer erleichternder Seufzer, sie hatte Mühe, ihre Thränen zurückzudrängen. „Fassen Sie sich!" flüsterte ihr der Professor zu, „und noch eins: hatte Signor Francesco nie einen Nebenbuhler in Ihrer Gunst, keinen, den er fürchtete?"

„Nein."

„Das ist schade. Oder — so ists am einfachsten: ich bin Junggeselle, erzählen Sie ihm nachher, daß ich mich schon in Syrakus, wo ich damals Militärarzt gewesen, um Sie beworben hätte, ich sei Ihnen aber damals zu alt erschienen. Jetzt, da Sie Wittwe seien und ich meine Werbung wiederholte, seien Sie zweifelhaft geworden, ob es nicht ein gutes Werk sein würde, die meine zu werden, Sie erbäten sich seinen Rath darüber. Wenn er Ihnen abräth, fragen Sie ihn, ob Sie denn zeitlebens Wittwe bleiben sollten; lassen Sie alle Ihre Verführungskünste spielen, Marchesa, es geschieht zu seinem Besten! Vor allem aber zeigen Sie mir gegenüber eine gewisse Vertraulichkeit, eine Art stillschweigenden Verständnisses. Ah! Er ist schon aufmerksam geworden, unser Geflüster beunruhigt ihn. Er wird gleich bei uns sein."

Francesco hatte die beiden in der That schon seit einer geraumen Weile beobachtet. Er rückte unruhig auf seinem Sessel hin und her; endlich stand er auf, trat dicht neben Carlotta hin und sagte scharfen Tons: „Ich denke wirklich, wir gehen nun endlich, Marchesa. Diese Gliederverrenkungen widern mich an."

„Ah!" machte der Professor halb erstaunt, halb unwillig, „und ich finde sie entzückend. Sie werden doch nicht die Grausamkeit besitzen, Marchesa —"

Carlotta that, als ob sie schwanke und blickt unschlüssig von einem zum andern.

„Ich möchte dem nächsten Akt noch beiwohnen, Don Francesco", sagte sie endlich, „es interessirt mich, die Entwickelung der Pantomime zu beobachten. Ich möchte Sie aber andrerseits nicht zwingen, mit mir auszuharren, wenn Sie keinen Geschmack daran finden. Wir treffen uns im Hotel de l'Europe wieder und Doktor Varesate wird die Güte haben, mich heimzugeleiten, nicht wahr?"

„O, es wäre das denkbar größte Glück für mich, Marchesa", versicherte der Professor, die Hand auf dem Herzen.

Francesco knirschte mit den Zähnen. „In diesem Falle bleibe ich auch", sagte er kurz und ging wieder auf seinen Platz zurück.

Während des weiteren Verlaufs der Darstellung saß er mit über der Brust verschränkten Armen da und verwandte kein Auge von den beiden, die wiederum, nur noch leiser, als vorher, zu flüstern begannen. „Wir sind auf dem rechten Wege", sagte Carlotta, „Gott sei gelobt! Er erwacht aus seiner schrecklichen Apathie, nun ihm zum ersten Male zum Bewußtsein kommt, daß ich nicht für ihn allein da sei, daß man ihm meinen Besitz streitig machen könne."

Der Vorhang war kaum gefallen, als Francesco wieder zu Carlotta herantrat. „Gehen wir", sagte er kurz und dringlich, „gehen wir nun endlich, Marchesa."

Carlotta erhob sich mit einem langen, fragenden Blick auf den Professor. „Sie begleiten uns doch, Doktor?" warf sie, mit ihrem Fächer spielend, hin.

„Wenigstens bis zu Ihrem Albergo, Marchesa", war die Erwiederung, „bis ins Innere des Heiligthums dringe ich heute nicht mehr. Ein ander Mal."

Francesco nagte in stummem Ingrimm an seiner Unterlippe. Auch als er dann sah, wie der Professor draußen Carlotta den Mantel um die Schultern legte, wie er ihr dann seinen Arm bot und sie die Treppe hinunterführte, stand er, unwillkürlich die Fäuste ballend und Zornblitze aus seinen Augen auf die beiden schleudernd, da, ohne ein Wort zu sprechen. Er ging auch auf der Straße nicht neben ihnen, sondern hinter ihnen drein und zwar so dicht, als ob er willens sei, bei dem ersten unliebsamen Wort, das der Doktor sprechen würde, den unbequemen Nebenbuhler niederzuschlagen. So gelangten sie bis zum spanischen Platz.

Dort nahm der Professor Abschied und die beiden stiegen schweigend in ihre Gemächer hinauf. In Carlottas kleinem Salon erwartete Francesco die Marchesa. Als sie kam, sah sie ihn mit gekreuzten Armen und gesenkter Stirn am Kamin lehnen; er sprach kein Wort, blickte auch nicht zu ihr auf.

„Ich möchte Ihnen ein Geständniß machen und mir Ihren Rath erbitten, Don Francesco", sagte sie nach einer Zeit wechselseitigen Schweigens in fremdem kühlen Ton, sich auf die Chaiselongue niederwerfend, „wollen Sie mich anhören, lieber Freund?"

Er gab keine Erwiederung; nur einen raschen, finstern Blick schoß er auf die verführerisch hingegossene Frauengestalt, zuckte dann leicht zusammen und verharrte wieder in der früheren Regloſigkeit.

„Ich will kurz sein", fing die Marchesa, mit den Ringen an ihren schlanken Fingern spielend, an. „Es wird Ihnen vielleicht nicht entgangen sein, daß Doktor Varesate sich um mich bemüht. Er war schon in Syrakus vor Jahren mein Bewerber. Damals schlug ich ihn aus. Er war ein einfacher Arzt und der Marchese Pizzuto bot mir seine Millionen. Jetzt, da ich Wittwe bin, erneuert er seine Anträge. Ich habe seitdem die Qualen einer Ehe mit einem Manne, vor dem man keine Achtung haben kann, kennen gelernt. Doktor Varesate ist mein Freund, den ich hoch schätze, und ich stehe einsam in der Welt da. Es wäre ein gutes Werk, ihn glücklich zu machen, er ist der beste, der edelste der Menschen. Ein Zufall führt uns beide in Rom unter durchaus veränderten Verhältnissen wieder zusammen — die alte Neigung erwacht, und ich stehe abermals vor einer wichtigen Entscheidung meines Lebens. Was rathen Sie mir, zu thun? Sie sind überrascht, nicht wahr? Sie meinen, Varesate sei zu alt für mich? Lieber Freund, ein einziges Jahr meiner Ehe mit dem Marchese Pizzuto hat mich auch alt gemacht. Der Doktor steht in den besten Mannesjahren, er genießt hohes Ansehen, er ist wohl fähig, eine Frau glücklich zu machen. Warum reden Sie nicht, Don Francesco?"

Er fuhr auf und kam mit raschen, hallenden Schritten gerade auf sie zu. Dicht vor ihr blieb er stehen, sah ihr ins Gesicht und fragte mühsam, heiseren Tons, als ob er zu ersticken drohe: „Carlotta, liebst Du mich noch oder hast Du von jeher nur mit mir gespielt? Antworte! Bei allem, was Dir heilig ist, antworte!"

Bei dem Ausbruch seiner wilden Leidenschaft flog ein Freudenschimmer über ihr Antlitz. „Warum fragen Sie das, Francesco?" murmelte sie, „Sie wissen es —"

„Du liebst mich also?"

„Mehr, als mein Leben!"

Er athmete schwer auf. „Und — Du fragst mich, ob Du eines andern Weib werden sollst, Carlotta?"

Sie zuckte die Schultern. „Soll ich lebenslang einsam bleiben oder mich dem Gerede der Leute preisgeben, Don Francesco?" fragte sie trübe. „Ich bedarf einer sicheren Stütze für dieses Leben, — früher oder später werden — müssen auch Sie mich verlassen und dann —"

„Ich Dich verlassen, Carlotta? Nimmer, — nimmermehr!"

Er sank vor ihr in die Kniee nieder und barg sein Haupt in ihrem Schoß. Sein ganzer Körper zuckte vor stürmischer, innerer Erregung. Sie fuhr ihm liebkosend, wie sonst, mit den schmalen Fingern durch sein wirres Haar hin. „Kind, Kind", sagte sie mitleidig, „was soll denn endlich daraus werden?"

„Wir bleiben beieinander."

„Und sind doch nicht verheiratet? — Bin ich eine Buhlerin, daß Du mir das zumuthest? Ich will eines ehrlichen Mannes ehrliches Weib sein, Francesco, und wenn ich selbst nicht mehr glücklich werden kann, doch einen andern glücklich machen —"

„Du bist also entschlossen?"

„Beinahe. Weshalb ich noch zögere, begreifst Du und keiner besser als Du."

„Ich begreife nun, weshalb Du heute Abend plötzlich ins Politrama

ſtrebteſt und weshalb das alberne Ballet Dein Wohlgefallen erregte, — weiter nichts.“ — Er war aufgeſprungen und lief, wie ein Raſender, im Zimmer hin und her. Dann blieb er wieder vor ihr ſtehen. „Ich tödte dieſen Zweiten auch“, ſtieß er wild heraus, „hüte Dich!“

„Tödte dann doch lieber gleich mich ſelber!“ fiel ſie ein, „ſtoß' zu, — ich ſetze Dir keinen Widerſtand entgegen.“

Er rang, wie in verzweifelter Qual, die Hände. „Es giebt einen Ausweg, Carlotta“, ſagte er dann plötzlich finſter.

„Welchen?“

„Laß uns gemeinſam ſterben!“

Sie ſchüttelte die Stirn. „Warum?“ So lange ich zum Glücke anderer noch dienen kann, bin ich auch zu etwas nütze in der Welt und will ſie nicht verlaſſen. Mich drückt keine Schuld.“

„So will ich mich allein tödten.“

„Nein, — nein!“ ſchrie ſie auf und ſtreckte die Arme nach ihr aus.

Er kreuzte die ſeinen über der Bruſt. „Was dann? — Ich laſſe Dich dem andern nicht und keinem, ſo lange ich lebe. Er oder ich.“

Sie ſah ihn lange prüfend an. „Und das iſt Dein ganzer Muth, Francesco? Das iſt alles, was Du für mich zu thun im Stande biſt? Meuchelmord oder Selbſtmord? Geh', — ich hätte Dich nicht für ſo feige gehalten.“

„So gieb mir eine Gelegenheit, Dir meinen Muth zu beweiſen! Ich bin bereit, alles für Dich zu wagen, Carlotta!“

„Mit Worten wenigſtens.“

„Carlotta!“ ſchrie er auf, „treibe mich nicht bis zum Wahnſinn!“

Auch ihre Sinne waren jetzt heiß und leidenſchaftlich erregt. „Du biſt ſchon wahnſinnig!“ ſtieß ſie aus.

Er fuhr betroffen in die Höhe und griff ſich an die Stirn. „Ich bins? Weshalb?“

„Weil Du den Marcheſe getödtet zu haben wähnſt, trotzdem er eines natürlichen Todes ſtarb und deshalb uns beide elend und unglückſelig machſt, — deshalb, deshalb biſt Du ein Wahnſinniger!“

Sie ſah ihn mit funkelnden Augenſternen an, er aber wich langſam weiter und weiter bis in die Tiefe des Gemaches vor ihr zurück, wohin das Lampenlicht kaum noch fiel. Dort ſank er in einen Seſſel und legte ſein Haupt in ſeine beiden Hände.

„Du glaubſt es alſo noch immer nicht!“ murmelte er dabei vor ſich hin, „nun, gleichviel, — gleichviel. — Was geſchehen iſt, iſt nicht mehr zu ändern. Wenn man nur darüber hinaus könnte! Das iſt das einzige, wonach ich lechze. Wenn ich es nur bezwingen könnte und darüber fort trotz alledem und alledem Dich in meine Arme reißen könnte, Dich gegen eine Welt zu vertheidigen und Dich zu beſitzen trotz Menſchen, Hölle und Teufel! Aber Du haſt Recht, — ich bin zu feige, zu ſchwach. Nun, wenn man Dich mir rauben will, Dich, die ich mir durch mein Verbrechen erkauft habe, die Du mein biſt, an mich gekettet durch die unauflöslichen Bande der Leidenſchaft und des gemeinſamen Frevels, nur dann kommt es über mich wie Trotz und Kraft und Groll, und das träge Blut rinnt wieder feurig durch meine Adern. Ich laſſe Dich nicht, Carlotta, ich laſſe Dich nicht, — Du biſt mein!“

Er ſprang wieder auf und wollte zu ihr hinſtürzen, aber eine ge-

bieterische Armbewegung ihrerseits hielt ihn zurück. „Wir wollen uns einander nicht um den Schlaf bringen", sagte sie kühlen Tons, „es ist spät und ich muß Ruhe haben. Bedenken wirs bis morgen, was uns zu thun bleibt. Gute Nacht!"

Sie ging langsam an ihm vorüber zur Thür hinaus und er blieb in dumpfem Sinnen zurück. Am andern Morgen fand Carlotta ihn auf dem gleichen Sessel wieder, den er abends zuvor eingenommen hatte; er war dort eingeschlafen. Bleich, kraftlos und übernächtig trat er ihr entgegen, mit umflorten Augen und nervös zuckenden Lippen. „Ich will Dir erzählen, wie ich ihn tödtete", sagte er matten Tons, „und Du sollst mir sagen, ob das alles wirklich nur Traum, Vision, Wahnsinn sein kann. — Ich weiß es nicht, ich weiß nichts mehr, als daß ich unsagbar elend bin und daß ich Dich liebe."

„Sprich!"

Er saß zu ihren Füßen und berichtete ihr, wie alles gekommen sei: seine Vorbereitungen, die Herausforderung zum Duell, die er dann wieder bereut hatte, seinen Hinterhalt am Schloßwege und das Abfeuern seines Pistols gegen den heranrollenden Wagen, in dem der Marchese gesessen.

„Und Du sahst ihn fallen?" fragte Carlotta in heftiger Erregung.

Er sann nach. „Ich weiß nicht mehr", sagte er endlich, „bis ich schoß, weiß ich alles ganz deutlich, aber von da an nichts mehr. Ich stürmte davon. Aber als man mir am andern Morgen sagte, er sei todt, da wußte ich, daß ich sein Mörder war."

Sie schüttelte den Kopf. „Dein Schuß ging fehl", sagte sie mit ruhiger Bestimmtheit.

Ein aufjubelnder Laut rang sich von seinen Lippen los. Gleich danach aber sank er wieder apathisch zurück. „Woher weißt Du das?

„Weil der Marchese unverletzt und im besten Wohlsein — nur, wie gewöhnlich, stark betrunken — im Schlosse ankam. Du hast ihn nicht getroffen. Der Kammerdiener hat ihn entkleidet, ohne die geringste Verwundung an ihm wahrzunehmen, und der Marchese ist gleich danach fest eingeschlafen. Als man ihn am Morgen aber wecken wollte, fand man ihn todt vor und die herbeigerufenen Aerzte konstatirten übereinstimmend einen Gehirnschlag, der ihn hingerafft. Verletzungen wurden bei der Untersuchung nirgends an seinem Körper wahrgenommen."

„Das ist sonderbar", murmelte Francesco.

„Dein Schuß ging fehl", sagte sie noch einmal.

„Hat man auch nichts davon erzählt, daß geschossen wurde?" fragte er nach einer Pause lebhafter, „der Marchese, der Diener und der Kutscher, — alle drei müssen den Schuß gehört haben, selbst wenn er nicht traf."

„Sie haben ihn auch gehört", fiel sie ein, „aber sie haben geglaubt, es werde, wie gewöhnlich, auf den Abhängen des Pellegrino nach Vögeln und Hasen geschossen. Die Jagd war kurz vorher aufgegangen. Der Schuß hat sie weder erschreckt noch befremdet. Seit wann legt man bei uns einem Schusse besondere Bedeutung bei?"

Er wiegte nachdenklich den Kopf hin und her, stand auf und durchwanderte das Zimmer. „Das wäre ein seltsamer Zufall, ein fast unglaubliches Zusammentreffen", murmelte er vor sich hin und dann,

stehenbleibend: „ich muß sie selber inquiriren. Laß uns heute noch nach Palermo zurückgehen! O, wenn Du wüßtest, was alles für mich davon abhängt!“

In dem Antlitz der Marchesa leuchtete es mit freudigem Schimmer auf. „Wenn es dazu dienen könnte, Dich von Deinen traurigen Wahnvorstellungen zu befreien, ging ich mit Dir bis ans Ende der Welt“, sagte sie innigen Tons. „Rüste Dich dann zur Heimreise, — ich bin bereit zu jeder Stunde.“

Als er, sichtlich in großer Erregung, gegangen war, alles zur Rückfahrt vorzubereiten, fuhr Carlotta zu Professor Varesate, um sich die Erlaubniß für ihren eigenmächtigen Schritt einzuholen. „Ich hoffe jetzt alles“, sagte sie, ihm in überströmendem Glücksgefühl die Hände drückend, „in wenigen Tagen vielleicht schon sind wir am Ziel. — Die Gefahr, mich zu verlieren, hat eine Revolution in seinem Innern hervorgerufen, und nur, so lange er sich in meinem Besitze sicher glaubte, wiegte er sich in seinen düsteren Gedanken und Vorstellungen. Wenn man ihm bestätigt, daß sein Schuß damals fehl ging, ist er gerettet.“

Der Professor lächelte nachdenklich. „Triumphiren Sie noch nicht zu früh, Marchesa“, sagte er dann ernst, „auch ich glaube, seit ich ihn sah, an seine Heilung, aber so rasch und leicht, wie Sie meinen, wird sie sich doch noch nicht vollziehen. Lassen Sie deshalb den Muth nie sinken, — Sie werden einmal siegen! Halten Sie den Gedanken fest, daß nur die Furcht, Sie zu verlieren, eine heftige und nachhaltige Erschütterung bei ihm hervorruft, und bleiben Sie standhaft! Ich vertraue Ihnen die weitere Heilung gern an, Sie sind ein trefflicher Arzt und Ihre hingebende Liebe wird einmal belohnt werden. Reisen Sie mit Gott, der alles wohl machen wird!“

Mit einer fast väterlichen Zärtlichkeit nahm er Abschied von ihr und küßte ihr die Hände. „Seien Sie tapfer!“ war sein letztes Wort an sie.

Zwei Tage später lief das Schiff, das Carlotta und Francesco an Bord hatte, in den Hafen von Palermo ein. Noch am gleichen Abend stellte Francesco sein Verhör mit dem Diener und dem Kutscher an, die auf dem Wagen des Marchese bei seiner letzten Heimfahrt nach dem Schlosse gewesen waren. Sie bestätigten ihm beide, was er schon von Carlotta vernommen hatte: sie hatten den Schuß gehört, ohne ihm sonderliche Beachtung zu schenken und die Kugel hatte niemanden verwundet, ja, sie mußte weit fehlgegangen sein, denn man hatte sie nicht einmal pfeifen hören.

Mit glühendem Gesicht, am ganzen Körper bebend vor innerer Erregung, verließ Francesco das Gemach, in dem er die beiden einzigen lebenden Zeugen seiner That inquirirt hatte, und das Schloß, in dem er sich bis zum nächsten Tage nicht mehr sehen ließ.

Als er dann wiederkam, war er ruhig und ernst. Carlotta wagte lange nicht, ihn nach dem zu fragen, was in ihm vorging, bis er endlich düster sagte: „Ein sonderbarer Zufall hat es verhindert, daß ich zum Mörder wurde; ich bin nicht unschuldig, aber der Himmel hat es verhütet, daß ich schuldig wurde. Nach meinen Gedanken und vor mir selber, der ich der einzige, unbestochene Richter über mich bin, bin ich ein Verbrecher. Weil ich die That dachte und wollte und an ihrer

Ausführung nur durch höhere Mächte verhindert wurde, bin ich zum Mörder geworden. Wenn auch der Schatten des Todten nicht mehr zwischen uns steht, der ohne mein Zuthun starb, — der furchtbare Gedanke, den ich zur That wollte werden lassen, der ohne das Eingreifen des Himmels zur That geworden wäre, steht doch für immer trennend zwischen uns. Ich bin und bleibe Deiner unwerth, Carlotta!"

Die Marchesa seufzte entmuthigt auf. „Es bleibt also alles wie es ist", sagte sie, trübe die Stirn schüttelnd, „nun denn, — sei's darum! Von Deinem unglückseligen Wahn habe ich Dich befreit, — Dich zu Deinem Glücke zwingen, kann ich nicht, — so geh' und verlaß mich denn!"

Er sah sie lange Zeit traurig an und ging wirklich.

Als er andern Tags wiederkam, meldete man ihm, daß die Marchesa nicht zu Hause sei. Er stand einen Augenblick wie betäubt. Es war das erste Mal seit dem Tode des Marchese, daß er sie nicht daheim fand und er begriff nicht, daß und wohin sie hatte fortgehen können. Er fragte, wann sie zurückkäme, aber man wußte es nicht. Dann wartete er auf sie im Vorgarten, doch Stunde auf Stunde verrann, ohne daß sie gekommen wäre. Seine Unruhe wuchs, tausend wilde, verworrene, qualvolle Gedanken kreuzten sich in seinem Hirn. Wenn sie ihm verloren war, wenn sie, des Spiels mit ihm müde, ihn verlassen hatte! Oder wenn sie ihm grollte, ihn strafen wollte, zu jenem anderen ging, der ihr seine Hand angeboten hatte und ihr heute vielleicht bis hierher gefolgt war! Diese Vorstellung trieb ihm das Blut siedend heiß durch die Adern. Und doch: was sollte anders daraus werden, da sie doch nie die Seine werden konnte? So, wie es gewesen war, konnte es nicht weiter gehen. Er hatte seinen Ansprüchen an sie entsagt, sie war frei und durfte über ihr Schicksal verfügen. Was kümmerte es ihn, wen sie erhörte? Wenn er zu feige oder zu schwach war, die Hand nach ihr auszustrecken, den Arm stützend um ihren Nacken zu schlingen, weshalb wunderte er sich dann, daß sie nach einem andern Arm suchte, der ihr Halt und Stütze bot? Er hatte sie freigegeben, — er sie! die sich zu ihm herniedergebeugt, wie der Göttinnen eine zu den armen Sterblichen, sie, nach deren Besitz die besten und die edelsten vergeblich gerungen hatten, die Schönste und die Herrlichste unter allen Weibern dieser Erde. Und nun endlich war ihre Langmuth gegen den Kranken erschöpft, ihre Geduld mit seinen Launen und Wahnvorstellungen am Ende, sie hatte ihm zürnend den Rücken gewandt, all' die an ihm nutzlos verschwendete Rücksicht und liebevolle Theilnahme bereute sie, — denn sie hatte nun lange wett gemacht, was sie an ihm etwa vordem verschuldet gehabt, — sie gab ihn auf, Diana hatte kein Erbarmen mehr mit ihrem Aktäon, den ihr Machtwort verwandelt.

Sie war in ihrem Recht; aber konnte er selbst denn anders handeln? War jene wahnsinnige That, die nur infolge einer gnädigen Fügung des Himmels ohne Folgen geblieben war, denn verzeihlich? Weshalb? Eben weil er sie im Wahnsinn ausgeführt, weil man ihn für jenen nächtlichen Spuk nicht verantwortlich machen konnte? Er hatte den Marchese ja doch tödten wollen, es für sein Recht und zugleich für seine Pflicht gehalten, ihn zu tödten, und nun war er straflos, weil sein Schuß fehlgegangen? Oder hatte er durch all' die Qual und das herz-

zerschneidende Weh dieser Wochen und Monde schon gesühnt, was er gefrevelt hatte? War er jetzt schuldfrei und durfte die Hand nach dem Weibe ausstrecken, das er in sündiger Leidenschaft bis zur Raserei, bis zum Verbrechen geliebt hatte?

Auf all' die Fragen wußte er keine Antwort, aber das eine wußte er schon jetzt in diesen Stunden qualvoller Unruhe, daß er ohne diese Frau, der er Leib und Seele zugeschworen, nicht würde weiterleben können, daß Tod und Vernichtung besser für ihn seien, als eine Scheinexistenz ohne sie, mit dem Bewußtsein, daß sie einem andern angehöre. „Wir hätten gemeinsam sterben sollen!" dachte er und wieder: „die Stunde, in der sie mich von ihrer Nähe verbannt, wird meine Sterbestunde sein!"

Dieser Gedanke machte ihn ruhiger; er sagte sich, daß nichts ihn zwinge, das Leben ohne Carlotta weiter zu ertragen. Die Freiheit, über sich zu verfügen, übte eine beinahe rauschgleiche Wirkung auf ihn aus. Er verließ den Vorgarten, zwischen dessen Hecken er planlos umhergestrichen war und wanderte in den Park hinüber. Dort suchte er die Rosenlaube auf, in der Carlotta einst geruht hatte, als sie von ihrem Morgenritt auf dem Monte Pellegrino heimgekommen waren. Dort, wie überall in den Laubgängen und auf den Blumenterrassen, war jetzt alles in üppigster Sommerblüte, und heiß und schwül quoll der Duft aus dem Ueberschwang farbiger Kelche. Es war eine sinnbethörende Atmosphäre unter den blumenbehangenen Laubenbögen, und die Hummeln summten matt und träge um die Knospenfülle. Sonst regte sich kein Laut umher, nur von fern scholl träumerisch der eintönige Tropfenfall der Fontäne in das marmorne Becken.

Francesco warf sich auf eine Ruhebank nieder, schloß die Augen und träumte vor sich hin. Es war eine süße, wohlige Mattigkeit, die über ihn kam und ihm die Glieder löste. Allerlei holde, lustige, trunkene Phantasien gaukelten vor seinen Sinnen hin und wieder, und allmählich war es ihm, als sei nun alles gut und das Vergangene sei vergessen, weil der Blütenduft es überwoge und ersticke, und er sei wieder der junge Träumer, der sich in dem Parklabyrinth verirrt habe und dem eine Göttin auf den einsamen, laubübersponnenen Wegen begegne, deren Wink er blindlings folgen müsse, — gleichviel, wohin sie ihn auch führen möge.

Und dann trieb es ihn in die Höhe und er blickte verwundert um sich. Die Sonne mußte schon im Sinken sein, denn es schauerte kühler zwischen den Baumreihen herauf; er hatte den Tag so nutzlos und ohne daß er es selber wußte verschlendert und verträumt. Er strich sich die Haare aus der Stirn und wanderte weiter, aus der schwülen Duftregion der Lauben in den Schatten der Baumriesen, ohne des Wegs zu achten und ohne ein Ziel vor den Augen. Nur manchmal war es ihm, als ob vor seinen traumumflorten Blicken das weiße, glänzende Bild einer Marmorgöttin aufschimmern und lockend den Arm erhebe und ihm winke, ihr zu folgen; und er folgte ihr durch die Schlängelpfade des Parks, weiter und immer weiter, ein Lächeln um die Lippen, ein Leuchten im Auge. Und er dachte daran, daß Carlotta ihn einst gefragt habe, ob er einer Göttin begegnet sei, und dann meinte er wieder, die Göttin sei sie selber, sie sei Diana, die von ihrem Sockel neben dem Sitz unter

der breitwipfligen Pinie herabgestiegen sei, denn sie trug Carlottas Antlitz und lockte ihn mit Carlottas dunklen, abgrundtiefen Augen. — Und wenn es in den Tod gegangen wäre, er hätte ihr folgen müssen und folgen wollen.

Dann stockte sein Fuß plötzlich im Abwärtsschreiten und mit einem Ruf angstvoller Ueberraschung zugleich flog sein Blick in die Runde. Wohin war er gekommen? Diese Gegend kannte er, sie war ihm in schreckhaft-süßer Erinnerung, gleich, als wäre von hier aus der Weg gegangen, der ihn dann in die unentrinnbare Irre geführt, als hätte von hier aus seine Passionszeit begonnen. — Und nun wußte, kannte er alles wieder, nun stand alles in greifbarer Deutlichkeit während der Dauer eines einzigen Herzschlags vor seinen verstörten, heiß erregten Sinnen! Dort drunten hinter den schützenden Umwallungen von Kirschlorbeer und Mastix spiegelte der Weiher des Parks, in dem Diana ihre weißen Glieder gebadet hatte, als er, ein moderner Aktäon, den dann die Strafe der Göttin schwer getroffen, sie belauscht. Weshalb hatte ihn das gaukelnde Traumbild gerade hierher geführt? War das geschehen, um ihm zuzuflüstern, hier, wo sein Elend begonnen hatte, hier und nur hier könne es jetzt auch enden? Winkte ihm die kühle Flut Trost herauf und lockte ihn, er solle zu ihr niedersteigen und in sie niedertauchen, um nie wieder heraufzukommen und dann werde alles, alles gut sein?

Ja, die Göttin hatte es wohl mit ihm im Sinne; hier, von wo sein Irrpfad ausgegangen, hier mündete er wieder ein. Weshalb zögerte er noch? Nur weiter — weiter. — Und sein Fuß hastete auf dem schmalen Pfade vorwärts, dem Weiher entgegen.

Da plötzlich schnitt ein gellender Schrei durch die stille, sonnendurchathmete Luft. Er fuhr empor. Vom Weiher herüber scholls — jetzt wiederum, — und jetzt zum dritten Male, nur angstvoller noch und irrer, und halb erstickt, als ringe die Stimme einer Verzweifelten, einer Ertrinkenden um Hilfe auf. — Und nun flog es durch Francescos Stirn wie ein Blitzstrahl, der in Sekunden fast alles erhellte und überloderte mit jähem, scharfen, grellen Licht — „der Fluch der Bäuerin, der man ihr Kind geraubt hatte, — der verzauberte Weiher — die Verwünschung, die auf dem Haupte jeder Schloßherrin von Pizzuto ruht.“ — Er stieß die Worte in halbem Wahnsinn heraus, eine furchtbare Angst stieg in ihm auf, in sinnloser Hast stürmte er dem Weiher zu, durchbrach in wildem Anprall die Hecke, warf seinen Rock ab und sprang in die Flut. „Carlotta!“ gellte sein rasender Schrei durch die schwüle Stille des Abends. Da, — unter den Schlinggewächsen des Uferrandes, die sich um ihre Füße gerankt hatten, von denen sie sich nicht befreien konnte und die sie gleich Geistern des Abgrunds erbarmungslos in die Tiefe zu ziehen drohten, tauchte es gespensterhaft auf — eine weiße Schulter, — eine dunkle Haarsträhne, und jetzt eine winkende, verzweiflungsvoll zusammengekrampfte Hand. — „Carlotta!“ schreit er wieder, aber jetzt aufjauchzenden Tons, in maßlosem Jubel, der ihm alle Adern wie mit belebendem Feuer durchströmt, seinen Sehnen Kraft, seinen Muskeln Riesenstärke verleiht, — „Carlotta!“

Und nun ist er bis zu ihr hingerudert, schlingt ihr die Arme unter dem Halse zusammen, zerrt sie in die Höhe, über die Wasseroberfläche

hinaus, zerreißt, zertritt das Gerank, das sie umstricken will, entwickelt eiserne Muskelkräfte und trägt den reglosen, kaum noch vom leisesten Lebensathem geschwellten Körper ans Ufer, die Treppe empor, in das Badehaus, wo die alte Dienerin vor Schreck, Angst und Bestürzung in halber Ohnmacht ihrer Herrin wartet; dort bettet er sie auf die schwellenden Polster des Ruhelagers, wirft noch einen einzigen, sekundenschnellen Blick auf die wieder athmende Göttinnengestalt, dann sinkt er lautlos, vor Entkräftung ohnmächtig geworden, neben ihr zu Boden.

Erwachend sah Francesco sich auf dem gleichen Ruhebett, und an seiner Statt kniete nun sie selber neben seinem Lager, seinen Kopf in ihren Armen, ihre Augen voll tiefer, leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seinen Zügen haftend. Eine Weile mußte er nachdenken, ehe er sich darauf besann, wo er war. Dann, da ihm alles zurückkam, flog ein Lächeln wiedererwachenden Lebens um seine Lippen hin. „Diana", flüsterte er leise, den Blick klar, hell, siegeszuversichtlich auf sie richtend, „diesmal war es gut, daß Aktäon Dich belauschte, und ein Agathodämon wars, der ihn hierhergeführt."

„Wars nicht die Liebe, Francesco?" fragte sie, heiß erglühend.

„Vielleicht sogar die Eifersucht", fiel er mit glücklich-träumerischem Lächeln ein, „ich weiß nicht — aber mir wars, als müsse all' diese wirre Qual dort enden, wo sie begann, und seis auch mit meinem Tode. Hier sah ich Dich zum ersten Male, Diana, und Dein Blick senkte mit unermeßlicher Lust auch unermeßliches Weh in meine Seele, und die wahnwitzige Leidenschaft, die von Stund' an, erst mir selber unbewußt, mein Inneres verzehrte, trieb mich ruhelos um, raubte mir Frieden und Schlaf und jagte mich endlich in die Nacht des Irrsinns, in der ich selber zum Verbrecher hätte werden können, wenn nicht unsichtbare Mächte schützend über mir ihre Hände gehalten hätten. Aktäon büßte seinen vermessenen Vorwitz schwer und die zürnende Diana hatte ihn verwandelt. Aber der Göttin Herz ist auch den Regungen des Mitleids zugänglich und unterthan; es erbarmte sie des armen, verblendeten Jünglings, den ein einziger Augenblick der Selbstvergessenheit um seiner Seele Seligkeit bringen sollte, und sie sah seine große Liebe zu ihr an und ward innig davon gerührt. Da ließ sie ihn fortan nicht mehr von ihren Rüden durch die Wälder hetzen, sondern nahm ihn gütig bei sich auf, damit er ausruhe und von all' seinen finsteren Träumen genese, und neigte sich über ihn, um ihn von dem Banne zu erlösen, der ihn gefesselt gehalten. — „Hebe meine Verwandlung auf, Diana, — Du allein kannst es."

„Mit meiner Liebe, Aktäon!" sagte sie, ihre Lippen über die seinen herabbeugend, „mit meinen Küssen löse ich Deinen unseligen Zauber. — Nicht mehr Diana, die Göttin, nein, das sterbliche Weib, das Dich liebt und Dir angehören will, so lange ein Athemzug in ihr ist, redet zu Dir. Mein Herz war marmorkalt und mein Inneres versteinert, — aber Du hast mich zum Leben aufgeweckt und da ich Dich noch nicht verdient hatte, hab' ich mir Dich erkämpft durch Leid, Angst und Qual. Und nun, da Du mir mein Leben gerettet hast, das mir ohne Dich nichts mehr galt, nun nimm mich hin und laß mich Dir dienen, als Deine Sklavin — Dich lieben, Dich anbeten, als Dein Weib."

Die glückliche Frau.

(Hierzu die Illustration „Nach der Arbeit".)

Erhalt Gott meinen Friedel!
Hat eine einen bravern Mann,
Die mag sich melden, wenn sie kann!
Er sitzt am liebsten doch bei mir,
Und was mich freut, macht ihm Plässir.
Wenn's auch einmal mich plagt und druckt,
Und mir ein Weh im Herzen zuckt,
Da denk' ich denn an meinen Mann,
Und gleich lacht mich der Himmel an.
Erhalt Gott meinen Friedel!

Erhalt Gott mir mein Bübel!
Und meine Mädel so gesund!
Die Kinder freun mich jeder Stund.
Nach seiner Arbeit fröhlich scherzt
Der Friedel mit den Kindern, herzt
Und druckt sie und denkt: Welches Glück,
Solch unschuldsvoller Kindesblick!
Die Mädel, Gott, halt uns gesund
Und's Jüngste, das so frisch und rund,
Erhalt mir Gott mein Bübel!

Erhalt mir Gott mein Gütel!
Ich hab 'nen Garten hinterm Haus,
Und was ich brauch, das hol' ich draus.
Zwar unser Hof ist freilich klein,
Doch Hühner, Schaf und Gans sind drein,
Was will ich noch, was brauch' ich mehr,
Nenn', was Du immer willst, mir her!
Und wenn man meint, jetzt käm' die Noth,
Hilft schon vorher der liebe Gott.
Erhalt mir Gott mein Gütel!

Erhalt mir Gott mein Stübel!
Es ist so heiter und so traut,
Als wenn's ein Engel hätt' gebaut.
Und wenn beim Nebel feucht und kalt
Der Schneewind an die Fenster prallt,
Und wenn der Sturm die Eichen packt
Und tobt und in den Gipfeln knackt.
Da ist's im Stübel warm und still,
Rumor' der Sturm, so lang er will!
Erhalt mir Gott mein Stübel!

Nach J. P. Hebel.

Die Hieroglyphen.

Mancher der verehrten Leser wird schon Gelegenheit gehabt haben, in einem der Museen altägyptische Denkmäler zu bewundern, und es wird ihm hierbei nicht entgangen sein, mit welcher Freigebigkeit all diese Reste einer uralten Kulturperiode mit Schriftwerk verziert sind. Während auf unseren heutigen Denkmälern die Inschriften stets eine untergeordnete Rolle spielen, bilden sie auf denen des alten Aegyptens einen Hauptbestandtheil des Schmuckes. Die hölzernen und steinernen Sarkophage, die Grab- und Denksteine, die Obelisken, die Tempel- und Gräberbauten sind bedeckt mit einer wunderbaren Bilderschrift, die an den Ufern des Nil vier Jahrtausend lang vor unserer Zeitrechnung in hoher Blüte stand, bis mit dem Niedergang der ägyptischen Macht unter den Römern auch die Kenntniß dieser Schrift zu Grunde ging; wenige Jahrhunderte nach Christus erlosch ihr Verständniß gänzlich und erst unserem entdeckungsreichen Zeitalter ist es gelungen, den Schlüssel zu ihrer Entzifferung wieder zu finden. Jetzt feiert die Kultur des ältesten aller Völker ihre glänzende Wiedergeburt.

Den ersten Anstoß hierzu gab Champollion, welcher der gelehrten Expedition beigegeben war, die im Jahre 1798 den abenteuerlichen Feldzug Bonapartes nach Aegypten begleitete; Champollion erkannte zuerst, daß die durch einen ovalen Ring eingeschlossenen Zeichen einen Königsnamen darstellten und mit Hilfe einer aufgefundenen Steintafel, welche außer dem Hieroglyphentext die Uebersetzung desselben in die griechische Sprache enthält, machte man die ersten, mühseligen Studien zur Entzifferung der Hieroglyphen. Seitdem hat sich eine ganze Reihe von Männern gefunden, die mit wahrer Begeisterung auf der eingeschlagenen Bahn weiterarbeiteten, und heute dürfen wir mit Befriedigung auf die Errungenschaften dieser jüngsten aller Wissenschaften blicken. Wenn auch noch im einzelnen der Uebersetzung sich Schwierigkeiten entgegenstellten, so ist doch das Verständniß des Inhaltes eines jeden Textes als gesichert anzusehen. Der rastlose Eifer der Aegyptologen fördert alljährlich neue Entdeckungen zu Tage, und man darf stolz behaupten, daß wir heute mit dem Leben und den geistigen Errungenschaften der alten Aegypter näher bekannt sind, als selbst die Griechen und Römer es waren, deren oft unrichtige Ueberlieferungen lange Zeit für uns fast die einzigen Quellen waren für die Kenntniß Aegyptens.

Die Aegypter besaßen drei Schriftarten:

1) die Hieroglyphenschrift (Bilderschrift);

2) die hieratische Schrift, welche durch Abkürzung der Bilder aus der erstern hervorgegangen ist;

3) die demotische Schrift, die wieder eine Tochter der hieratischen ist und vornehmlich die Schrift des praktischen Lebens wurde.

Die erste der drei genannten Schriftarten ist die älteste; ihre Erfindung schrieben die Aegypter dem Thot, dem Gott des Schriftwerks, zu, ein Beweis, daß ihre Entstehung in die fernste, sagenumsponnene Vorzeit hinaufreicht. Die Hieroglyphenschrift (von ἱερος und γλυφω, eingemeißelte heilige Zeichen) war recht eigentlich die Monumentalschrift, während die hieratische zum Ersatz der erstern als Bücherschrift Verwendung fand. Die Abkürzung der Hieroglyphenbilder in die hieratischen Schriftzeichen wird sicherlich mit der Erfindung der Papyrusrolle ihren Anfang genommen haben, als der pinselführende Schreiber das umständliche Malen der einzelnen Bilder als ein lästiges Hemmniß empfand. Jedoch läßt sich auch für das hieratische eine Entstehungszeit geschichtlich nicht feststellen; hieratische Schriftzeichen finden sich bereits in der Cheopspyramide, deren Entstehung in die Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr. zu setzen ist.

Die Papyrusrollen religiösen oder überhaupt wissenschaftlichen Inhalts sind fast durchgängig in hieratischer Schrift abgefaßt, während Kaufverträge, Prozeßverhandlungen oder sonstige Privaturkunden, deren wir aus der spätern Ptolemäerzeit eine größere Anzahl besitzen, demotisch geschrieben sind. Die Entstehung dieser letzten Schriftart fällt erst in das 7. Jahrhundert v. Chr. In seinem Aeußeren ähnelt das demotische dem hieratischen so sehr, daß der Unkundige beide Schriftarten kaum wird trennen können.

Die Hieroglyphenschrift, mit der wir uns nunmehr näher beschäftigen wollen, besteht aus Bildern, die den natürlichen Gegenständen nachgebildet sind; dieselben sind bald sorgfältig ausgeführt, bald nur flüchtig und den Umrissen nach dargestellt. Wir erkennen darunter verschiedene Vögel, menschliche Figuren in diesen oder jenen Stellungen, menschliche Arme, Füße, Köpfe, Vierfüßler aller Art, Werkzeuge des Krieges oder des Gewerbes, Hausgeräthe, Sterne, Pflanzen u. s. w.

Fragen wir nach der Entstehung dieser Bilderschrift, so dürfen wir mit Bestimmtheit folgenden Entwicklungsgang derselben annehmen. Als in fernerer Urzeit zuerst das Bedürfniß sich geltend machte, wichtige historische Ereignisse der Nachwelt zu übermitteln, griff man zu dem einfachsten Mittel, welches sich darbot: man stellte das betreffende Ereigniß bildlich dar. Bald erkannte man indeß, daß sich diese Art der Mittheilung wesentlich vereinfachen ließ durch Vereinfachung der Bilder: um eine Schlacht anzudeuten, zeichnete man nicht mehr die kämpfenden Krieger in voller Gestalt, sondern nur noch den mit einem Schild bewehrten Arm; um den Himmel darzustellen, zeichnete man nicht mehr die über die Erde gebeugte Himmelsgöttin, sondern nur ihren allgemeinsten Umriß, d. h. eine an beiden Enden nach unten gekrümmte Linie; um eine Opferhandlung kenntlich zu machen, zeichnete man nur noch zwei ausgestreckte und Opfergaben haltende Arme. Und dieses sind die Hieroglyphen in ihrer ältesten Form, die etwa nach Art moderner Bilderräthsel zu lesen sind; nur kommt in Betracht, daß die Bilder unserer Bilderräthsel meist keine feststehende Bedeutung haben, während jene Hieroglyphen durch jahrhundertlangen Gebrauch einen bestimmten Werth erhielten.

Allerdings beschränken sich diese Hieroglyphen, von denen also jede ein ganzes Wort darstellt, nur auf solche Dinge, die dem Auge sichtbar sind und demzufolge sich zeichnen lassen. Um abstrakte Begriffe, und vor allem um Eigennamen schreiben zu können, mußte man daher nothwendig noch einen Schritt weiter gehen: man schuf Bilder, welche den Werth einzelner Silben hatten. So nannten die Aegypter z. B. die Sonne ra und stellten dieses Wort schriftlich dar durch den Kreis (das Bild der Sonne); war nun in irgend einem andern Worte die Silbe ra enthalten, so schrieb man selbige ebenfalls durch den Kreis.

Ein weiterer Schritt war derjenige, welcher zur Erfindung einzelner Buchstaben führte. Jedoch ist zu bemerken, daß die Aegypter ein eigentliches Alphabet nicht besaßen, daß vielmehr die Hieroglyphen bald als Buchstaben, bald als Silben, bald als ganze Worte gelesen werden müssen. Die Buchstabenhieroglyphen dienten nur dazu, um diejenigen Worte schreiben zu können, für die man Bilder von sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen noch nicht besaß. Die Art der Entstehung dieser Buchstabenhieroglyphen läßt sich an mehreren Beispielen genau nachweisen. Z. B. ist der Buchstabe A durch das Bild des Adlers dargestellt, weil die Aegypter den Adler achem nannten und der erste Laut dieses Wortes ein A ist; die Hand heißt ägyptisch tot, das Bild der Hand ward also der Buchstabe T. Die Buchstabenhieroglyphen drücken denjenigen Laut aus, mit welchem der Name ihres Bildes beginnt.

Aus dem Gesagten wird man entnehmen können, daß die Anzahl der Hieroglyphen nicht gering sein kann und in der That giebt es deren etwas über tausend. Im Vergleich zu dem Buchstabensystem, welches später von den Phöniziern erfunden und von allen europäischen Kulturvölkern hernach angenommen wurde, war demnach die Hieroglyphenschreibung höchst mühselig und ihre Erlernung schwierig; sie war, wie die chinesische Schrift, von fremden Völkern für ihre Sprache nicht zu verwerthen, und es erklärt sich hieraus zum Theil der Umstand, daß ihr Verständniß verloren ging. Daß aber die Phönizier und ebenso die Hebräer, welch beiden Völker mit den Aegyptern in den engsten Beziehungen standen, bei der Bildung ihrer Alphabete die Hieroglyphen zu Grunde legten, darf nach neueren Untersuchungen nicht mehr bezweifelt werden; und da aus dem phönizischen sich das griechische und römische Alphabet entwickelte, so sind noch unsere heutigen Buchstaben die Abkömmlinge der Hieroglyphen.

Wenn wir oben versucht haben, die Entstehung der Hieroglyphenschrift zu verfolgen, so ist doch diese Entwicklung selbst in einer Zeit vor sich gegangen, zu der uns keine geschichtliche Spur hinüberführt. Die ältesten ägyptischen Inschriften, welche sich im Wadi Maghara auf der Sinaïhalbinsel befinden, lassen bereits erkennen, daß zur Zeit ihrer Abfassung das Schriftwesen vollständig durchgebildet und lange Zeit in Gebrauch war. Hier im Wadi Maghara, wo noch heutigen Tages Türkise aus dem rauhen Gestein gebrochen werden, bestand schon in uralter Zeit eine Arbeiterkolonie unter der Aufsicht von königlichen Beamten, um für Pharao und sein Haus die kostbaren Steine aus dem Bergwerk zu holen; und die erwähnten Steininschriften überliefern das Andenken derjenigen Herrscher, welche der Ausbeutung des Bergwerks

besondere Sorgfalt zuwendeten. Die älteste dieser Inschriften rührt von Pharao Senoferu her, der um das Jahr 3700 v. Chr. lebte, in einer Zeit also, welche derjenigen des Stammvaters Abraham ebenso weit voraufliegt, als die Zeit Christi der unsrigen. Mit dieser Steintafel beginnt die Geschichte des Schriftwesens der Völker, sie ist das erste schriftliche Dokument, welches die Brücke bildet zwischen der unerforschten Urzeit und der Geschichte der Menschen.

Freilich wird unsere Erwartung arg getäuscht, wenn wir glauben, daß diese ältesten Inschriften uns wichtige Nachrichten übermitteln. Die Tafel Senoferus zeigt das Reliefbild dieses Königs, wie er im Begriff steht, einem vor ihm knieenden Feind den Kopf abzuschlagen, und die Beischrift nennt nur seinen Namen und seine Titel: „Senoferu, König von Ober- und Unterägypten, Herr der beiden Kronen, Herr der Gerechtigkeit, der siegreiche Gottentsprossene, der große Gott.“ Von der Zeit Senoferus ab beginnen tausende von steinernen Inschriften, den Ruhm der Pharaonen zu verkünden, und aneinandergereiht geben diese Nachrichten in Verbindung mit den Papyrusrollen eine nur wenig unterbrochene Folge der ägyptischen Geschichte.

Wenn man erwägt, daß die Hieroglyphenschrift während eines Zeitraums von rund 4000 Jahren praktische Verwendung gefunden hat, so liegt es auf der Hand, daß die Schreibung der Hieroglyphen und die Art und Weise ihrer technischen Behandlung in dieser langen Zeit mannigfache Veränderungen erfahren mußte. Diese Veränderungen lassen sich thatsächlich nachweisen, sie halten Schritt mit dem höhern oder tiefern Stande der Kultur in den einzelnen Zeitepochen.

Eine ebenmäßige, harmonisch ausgebildete Form zeigen schon die ältesten Hieroglyphenbilder. Eine lange Zeit der Kunstübung muß also voraufgegangen sein. Das berliner Museum besitzt mehrere Grabkammern aus der Zeit des vierten Königshauses, aus derjenigen Zeit also, welcher die großen Pyramiden ihre Entstehung verdanken; diese Grabkammern, im Museum in ihrer ursprünglichen Form wieder aufgebaut, lassen eine meisterhafte Ausführung der Hieroglyphenskulptur erkennen. Die Schrift erscheint hier bald als Basrelief, so daß sie sich vom Untergrunde gleichmäßig abhebt, bald als Basrelief auf vertiefter Fläche (basrelief en creux), also so, daß die Umrißlinien der Bilder vertieft eingearbeitet sind, während ihre innere Form als Relief behandelt ist.

Diese beiden Methoden, die also schon in der Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr. mit bewundernswerther Geschicklichkeit gehandhabt wurden, sind in der That diejenigen, welche dem Steinschneider am meisten Gelegenheit bieten, seine Kunst zu zeigen. In geringerm Maße ist dies der Fall, sobald das Hieroglyphenbild seiner ganzen Fläche nach einfach vertieft eingeschnitten wird, wie dies unter dem zwölften Königshause (3. Jahrtausend v. Chr.) Gebrauch wurde. Aus dieser Zeit stammt der aus härtestem Rosengranit gearbeitete Obelisk von Heliopolis, der jetzt noch an seiner alten Stelle steht, jedoch umgeben rings von einsamen Feldern, statt — wie ehedem — von einer volkreichen Stadt mit Tempeln und Palästen. Die Hieroglyphen dieses Obelisken sind so tief eingegraben, daß in den Höhlungen sich ein Bienenschwarm eingenistet hat; doch sind die Kanten der Hieroglyphen sehr scharf und korrekt gearbeitet.

Unter dem 19. und 20. Königshause (13. und 14. Jahrhundert v. Chr.) kam das Hochrelief in Aufnahme, doch finden sich aus dieser Zeit auch wieder tief eingeschnittene Hieroglyphen, wie das Stück eines Architravs aus der Zeit Ramases I. im berliner Museum beweist; hier ist aber die Ausführung der Arbeit oberflächlich und nachlässig, es bezeichnet diese Epoche überhaupt einen tiefern Stand der ägyptischen Kunstthätigkeit.

Unter den Ptolemäern (Zeitalter der ägyptischen Renaissance) trat endlich das Flachrelief wieder in den Vordergrund.

Zu allen Zeiten liebte man es, die in Stein oder Holz geschnittenen Hieroglyphen, sowie die dazu gehörigen Bildwerke zu bemalen. Meist bedeckte man zuvor die ganze Fläche mit einem feinen Stuck, ohne indeß die Wirkung des Reliefs dadurch zu beeinträchtigen, und trug sodann das Kolorit auf. Mit den Farben, welche man aus Kupferoxyden gewann, färbte man zuerst Glas, pulverisirte dieses, mischte die bunten Pulver in reines Gummi und malte nun damit. Dieser Zusammensetzung haben wir es zu verdanken, daß die Farben bis auf den heutigen Tag eine große Haltbarkeit und Frische bewahrt haben. Vertieft eingeschnittene Hieroglyphen pflegte man bisweilen mit diesem Farbstoff auszufüllen.

Nicht alle Hieroglyphentexte sind indeß in der besprochenen Weise durch den Meißel hergestellt. Müheloser war es, die Zeichen mittels Pinsel und Farbe auf die glatte Fläche zu malen, doch kommt selbstredend auch hier die größere oder geringere Geschicklichkeit des Meisters zum Ausdruck. Auf den hölzernen Sarkophagen sieht man mehr gemalte als geschnittene Hieroglyphen, und die kleinen hölzernen Stelen (Gedenktafeln zum Andenken eines Verstorbenen) sind ausschließlich bemalt.

Wie ein unvollendet gebliebener Kalksteinsarkophag in Berlin zeigt, zog man sich vorerst Linien, um die Schrift ebenmäßig herstellen zu können, malte dann mit feinem Pinsel in schwarzer Farbe die Umrisse der Hieroglyphenbilder und kolorirte schließlich den Innenraum dieser Umrisse, indem man die Farben des Gegenstandes, den das Bild darstellt, genau wiederzugeben suchte. So sind z. B. stählerne Werkzeuge und Waffen stets blau gemalt, und dieser Umstand hat nicht selten dazu beigetragen, zweifelhafte Bilder ihrer Bedeutung gemäß zu bestimmen.

Auf den hölzernen Sarkophagen sieht man die Hieroglyphen oft sehr stark aufgetragen, so daß sie gleichsam im Relief erscheinen; dies erklärt sich aus dem Umstand, daß die Farben, wie wir schon erwähnten, aus pulverisirtem Glas und Gummi bestanden. Mehrfach sind daher die Schriftzeichen ganz oder zum Theil von der Holzfläche abgesprungen.

Außer den bunten Hieroglyphen finden sich auch solche, die nur mit schwarzer Farbe gemalt sind und diese nähern sich schon mehr der für Handschriften gebräuchlichen Form.

Die Schrift läuft meist von rechts nach links, bisweilen auch in Kolumnen von oben nach unten; in letzterm Falle sind die einzelnen Kolumnen durch Querstriche von einander geschieden.

Wie wir bereits bei Erwähnung der Steintafel Senoferus zeigten, enthalten die Hieroglyphen, welche von Obelisken, von Statuen oder Sarkophagen dem Beschauer so geheimnißvoll entgegenblicken, zum größten Theil stereotype, stets wiederkehrende Phrasen oder Sprüche, die für den Nichtägyptologen wenig Bedeutung haben können. Interessan-

ter und geschichtlich wichtiger sind die Texte und die bildlichen Darstellungen an den Wänden der Tempel, deren freilich nur ein geringer Rest uns erhalten geblieben ist. Den größten Schatz unseres Wissens über altägyptisches Leben schöpfen wir aber unstreitig aus den zahlreichen Papyrusrollen, welche über Astronomie und Theologie, über Medizin und Rechtswissenschaft handeln, welche die Sittenlehren und die dichterischen Erzeugnisse und sogar Romane der alten Aegypter uns erhalten haben.

Friedrich Preisigke.

Verlassen.

(Nach einem alten Volksliede.)

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Jetzunder geht das Frühjahr an
Und Alles fängt zu blühen an
Auf grüner Haid' und grünem Plan.

Es ist nichts Schön'res in der Welt
Als wie die Blümlein auf dem Feld,
Sie blühen weiß, blau, roth und gelb.

Mir aber ist viel Leids gethan
Gedenk ich an den theuern Mann,
Den edlen Herrn gar lobesan.

Das Kindlein ließ er mir zurück;
Es ist im bittern Mißgeschick
Mein Herzenstrost, mein einzig Glück.

Verlassen bin ich, sorgenschwer,
Doch flüstert's oftmals um mich her:
„Ich bin dir nah, o wein' nicht mehr!"

Gern pfleg' ich solchen süßen Wahn
Und wenn des Frühlings Boten nahn,
Ist mir's, als hätt' er mich umfahn.

Indifferente Thermen.

Von J. Freytag.

Luft und Wasser werden gegenwärtig als die allerwesentlichsten Heilfaktoren für den menschlichen Körper betrachtet. Haben sich die Krankheitsarten, denen unsere Natur unterworfen, verändert, oder liegen neue Wahrnehmungen der Erkenntniß vor, daß man die Leidenden nicht mehr damit quält, den Inhalt großer Medizinflaschen zu schlucken, jedenfalls ist es eine angenehmere Behandlungsweise. Bequemer erscheint uns hingegen das neue Verfahren nicht immer, denn es ist weder in allen Verhältnissen leicht, den Athmungsorganen reine Luft zuzuführen, noch die Hautthätigkeit durch äußerlichen Wassergebrauch regelmäßig zu pflegen. Zunächst liegt der Grund derartiger Nothwendigkeit wohl in dem Umstande, daß unser Geschlecht an Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse so bedeutend abgenommen hat, um einer Stärkung zunächst zu bedürfen.

Die Wissenschaft kann aber ihre Wirksamkeit nicht bethätigen, ohne auch dem Geiste ein neues Gebiet zu eröffnen, durch welches sie ihre Erkenntniß auf das Naturverlangen der Menschen zu stützen weiß. Deshalb ist sie rastlos bemüht, Ursachen und Wirkungen in ihrem Zusammenhange zu prüfen und klar zu legen, wenn sie auch nur langsam diese Ziele zu erstreben vermag. Ganz eigenartige Hindernisse bieten sich ihren Beobachtungen in der Anwendung der „Indifferenten Thermen", von denen es durchaus nicht indifferent erscheint, ob der menschliche Körper ihren Wirkungen ausgesetzt wird oder nicht. Jene heißen Quellen können außerdem so viele Erfolge verzeichnen, daß es überflüssig wäre, ein Wort zu ihrem Lobe einzulegen. Ist es doch fast zur Losung geworden, neue Lebenskraft da zu suchen, wo die Beweise ermangeln, was eigentlich die Wirksamkeit hervorbringe. Selbst die Theoretiker der alten Schule, welche sich so lange als möglich sträubten, das Undefinirbare dieser Wirkung anzuerkennen, müssen heute mit ihnen gleich einer Macht rechnen. Es ist in der That nur der Erfolg, der für sie spricht. Worauf aber wollen nun die Gläubigen von Kraft und Stoff, gegenüber dieser Macht, ihren Glauben stützen und wozu bedarf es wieder für jene, die nicht mit Kraft und Stoff zu rechten pflegen, überhaupt erst des Wassers, um ihren Hunger nach unerklärlichen Wirkungen zu stillen?

Die wissenschaftliche Bezeichnung, sie will freilich nur sagen, daß hier die Macht der Erkenntniß vor einem Räthsel steht, daß die Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte auch nicht das mindeste entdecken konnte, wodurch sich die Heilerfolge dieser reinen Wasser erklären lassen. Absolut rein sind sie allerdings nicht zu nennen, aber was wollen geringfügige Atome stofflicher Erdarten zur Erklärung einzelner ans Wunderbare grenzenden Erfolge sagen! Ohne zu wissen, welche Kraft es ist, die ihnen dienen soll, wandern deshalb Tausende jährlich nach Wildbad und Hof-Gastein, nach Ragaz-Pfäffers, nach Wildbad in Württemberg, nach Johannisbad in Böhmen und dem Römerbad in Steiermark, um dort Stärkung und Wiederherstellung ihrer Lebenskraft zu suchen. Un-

zweifelhaft sind für eine Mehrheit unbestreitbare Erfolge der Mühe Lohn gewesen und dieser Umstand hat eine ganze Anzahl schwacher Schwefelthermen veranlaßt, sich von ihren Vertretern auch als „indifferent" proklamiren zu lassen. Haben sie doch ein äußeres, unbestreitbares Merkmal mit jenen gemein, die deutliche Wahrnehmbarkeit, ebenso wie diese, von unterirdischer Wärme gesättigt, emporzustrahlen. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um darin ein von der Gottheit bereits zugerichtetes Bad erkennen zu wollen, welches a priori für alles menschliche Gebrechen vorsorglich von Mutter Natur in ihrer Zauberküche zubereitet wird. Die altrenommirtesten Quellen, deren Jod oder Schwefel ihnen einst besondere Gunst zugeführt, sie verleugnen heute undankbar ihre Wohlthäter und hüllen sich mit Vorliebe in den Mantel der Undefinirbarkeit. So sollen in der Neuzeit: Teplitz, Aachen und Wiesbaden, Neuhaus, Tüffer und Plombières, Baden-Baden und Landeck als indifferent betrachtet werden, weil sie alle für ihre Erfolge lieber eine geheimnißvoll wirkende Macht gelten lassen wollen, als den Stempel des wissenschaftlichen Bürgerrechtes zu präsentiren. Wer kann ihnen das Gegentheil beweisen? Es ist doch nicht zu bestreiten, daß entweder eine stärkere Kraft, als die erkannte, thätig sei, oder dem homöopathischen Grundsatz: „Wenig könne unter Umständen mehr wirken, als viel", eine Berechtigung zusteht. Muß die Wissenschaft gegenüber so erfolgreichen heißen Quellen gleich Laien experimentiren, weshalb sollen nicht auch andere dieses Vorrecht für sich in Anspruch nehmen dürfen? Der Tag könnte ja anbrechen, an welchem auch dieses Licht der Erkenntniß aufgeht und dann ist es gut und vorsorglich gewesen, die liebe Menschheit bereits dahin gewöhnt zu haben, wo man anderenfalls vielleicht nicht mehr von den aufgehenden Strahlen getroffen würde.

Diese Entdeckungsfrage beschäftigt die Gemüther nach den verschiedensten Gesichtspunkten. In erster Linie stehen diejenigen, welche den jetzigen Erkenntnißstandpunkt der Chemie als einen so erhabenen erkennen, daß sie sagen: „Absolut reines Wasser amalgamirt sich eben weit leichter mit dem animalischen Wesen und regt deshalb den Stoffwechsel mehr an, nimmt auch wohl direkte Krankheitsursachen in sich auf. Um das zu beweisen, hat man in den Kliniken, welche dem Universitätsstudium dienen, an derartigen Kranken, wie sie in jenen Bädern Heilung fanden, mit Bädern aus destillirtem Wasser Versuche angestellt und glaubt damit dieselben Erfolge erzielt zu haben. Ist das erwiesen, so muß man doch auch einen Namen für jene thätige Kraft finden können, welche sich in reinem Wasser so nützlich erweist. Ist es „die Wärme an und für sich?" Schwerlich, diese müßte ja entweder ohne Wasser noch größere, oder doch fast dieselbe Wirkung erzielen und die besondere Erdwärme, an welche man früher und theilweise noch jetzt in jenen Bädern glauben will, trifft bei destillirtem Wasser nicht zu. Die Laien, sie haben freilich die Freiheit der Phantasie sich auszudrücken: „Die Unbeschwertheit des reinen Wassers gestatte diesem so viel besser in die von der Wärme erschlossenen Poren der Haut einzudringen und dort alles an angestautem Ballast aufzusaugen, wenn auch ein derartiger Vorgang sich weder auf Grund der Endosmose, noch der Exosmose nachweisen ließe." Aber warmes Wasser ist außerdem kein vernünftiges

Wesen, es wäre also sorglos genug, mit den schädlichen Stoffen auch die dem Menschen allernützlichsten einzuheimsen und könnte neben dem Nutzen auch nach Belieben Schaden stiften. Die zweite der angenommenen Erklärungen leistet schon etwas mehr. „Es ist die Elektricität", sagt man, „welche die Wirkung heranruft." Mit zweifelloser Siegesgewißheit konnte es ausgesprochen werden, denn alle heißen Quellen sind in der That stark elektrisch. In Gastein, wo man sich bewußt war, die stärksten Erfolge erzielt zu haben, glaubte man des Ehrenpreises sicher zu sein und veranlaßte dahingehende Untersuchungen. Aber, o weh! eine in Pfäffers mit heißem Wasser gefüllte Flasche hatte durch den Transport jedenfalls nicht Schaden gelitten, denn die elektrische Spannung wurde als eine wesentlich stärkere befunden, als jene der heißesten Gasteiner Quellen. Somit konnte es die Elektricität an und für sich nicht sein. Da die Wissenschaft selbst sich hier mit Erfahrung behelfen muß, so dürfen auch wir die simpelsten Dinge in Betracht ziehen. In Gastein waschen selbst die Aermsten nicht mit dem ihnen von der Natur geschenkten heißen Wasser. Fragt man weshalb, so lautet die Antwort: „Weil das Zeug braun wird." Braun wird es nun allerdings nicht, wenn man ein Stück reines Leinen und ein Stück gestärktes, je in einer Schüssel wässern läßt, auch durch Reibung in Verbindung bringt. Das gestärkte wird lila, das ungestärkte grau und immer grauer, sobald es mit Seife verbunden wird. Dasselbe Experiment in Ragaz-Pfäffers erzielt ganz andere Resultate. Dort bedient sich jedermann des so reichlich quellenden heißen Wassers zur Wäsche. Ob gestärkt, ob ungestärkt, ob mit oder ohne Seife behandelt, die Wäsche bleibt weiß. Die Wissenschaft erklärt beide Thermen als gleich reinen Wassers, dennoch würde sich hieraus einfach folgern, daß die Quellen von Gastein mehr Jod enthielten, als die von Ragaz, aber dies ist eben nicht der Fall. Derartige Atome, welche mittels chemischer Versuche erkennbar hervortreten, erklären die vorhandene Wirkung in keiner Weise. Müßte aber erst ein „Mehr" an Jod, unerkennbar für die Chemie, darin enthalten sein, um diese Wirkung zu äußern, so liegt der Fall sofort anders. Dann bedeutet diese Erscheinung, daß Stoffe in diesem Wasser enthalten sind, welche in der Dauer vereinzelt wirken, während sie trotz dessen so innig durch irgend eine Kraft verbunden werden, welche der chemischen Analyse widerstrebt. Welche Kraft könnte das sein? Wir wissen von keiner anderen, als der Elektricität. Sollte es dieser unmöglich sein, solche Wirkung hervorzurufen? Durchaus nicht. Es bleibt für die erste Phase der Erkenntniß allerdings die nicht so leicht zu erklärende Erscheinung, daß sich da, wo die stärkste Kraft wirken könnte, eben keine Stoffe äußern. Wir müssen also noch ein Mehr an Unterschieden aufsuchen.

In Gastein stellten sich bei vielen Personen andauernd Augenschmerzen ein. Sie werden von andern belehrt, daß ihnen ihre Aerzte empfohlen hätten, nicht die Augen mit nassen Händen während des Badens zu berühren, noch viel weniger bei etwaigen Waschungen mit Thermalwasser, dies auf die Augen zu erstrecken. In Ragaz wusch sich alles ganz besonders die Augen, weil das Wasser als stärkend für dieselben angesehen wurde. In Gastein traten bei allen Leidenden so ernste Erscheinungen von Aufregungen und Schmerzen ein, daß die Aerzte

ganz außergewöhnlich viel in Anspruch genommen wurden und vielen verordnen mußten, mit dem Baden aufzuhören. In Ragaz ist es höchstens eine verschwindende Minorität, die den Arzt auch nur fragt. Aber selbst in diesem Falle bedürfen die Badenden kaum noch wiederholten Rath. Man hört weder von so heftigen Aufregungen und Schmerzen und die Nothwendigkeit, das Baden aufgeben zu müssen, noch viel weniger aber, daß Leidende von den Aerzten fortgeschickt würden, weil ihr Zustand sich verschlimmern müsse. Eine seltsame Ergänzung ärztlicher Beobachtungen dürfte ein Sprüchlein geben, welches im Namen der heilenden Kraft der Quellen in Gastein den Badenden ansingt und dem man, sonderbarerweise selbst in wissenschaftlichen Büchern, einen Platz zu gönnen für nothwendig hielt. Es verheißt erst Wunderwirkungen, um dann mit den Worten zu schließen:

Wo die Schuld noch im Gemüthe,
Kehren er und ich nicht ein!

Das ist nicht gerade höflich, aber sehr bequem, als Erklärung einer unbekannten Kraft. Es heißt, mit ziemlich schwer zu bekämpfender Logik behaupten wollen, Gott und die Quellen sind eins. Beide thun Wunder; wer sie nicht spürt, ist ein Sünder." Es verräth nur dieser Ausspruch, trotz aller gegentheiligen Versicherungen, daß die Quelle nicht allen Heilung schenken wollte. Die Aerzte aber, welche einzelnen das Baden nicht gestatten, müßten alsdann von der Kriminalbehörde engagirt werden, weil sie die seltene Kunst verstünden, die Schuld vom Gemüthe abzulesen. Aber irgend etwas muß zu dieser seltsamen Kühnheit Anlaß gegeben haben. Man könnte es vielleicht dahin präcisiren: Phlegmatische Naturen oder gar solche, die kalt und berechnend oder apathisch ohne Neigung zu irgend welcher Erregbarkeit durchs Leben gehen, sie können in jedem Lebensalter, in den heißen Quellen selbst so lange es ihnen beliebt, baden. Hingegen müssen alle, die ein erregbares Gefühlsleben besitzen, warten, bis sie ein hohes Lebensalter erreicht haben und auch dann nur außergewöhnlich kurze Zeit, sich der starken elektrischen Spannung aussetzen, ja sie werden in vielen Fällen besser thun, sich der indifferenten Thermen überhaupt nicht zu bedienen. Das könnte also stimmen, daß bei leidenschaftlichen Gemüthern sich die Heilkraft der Quelle nicht beweisen will, aber diese sind mit Schuld zufällig durchaus nicht identisch, sondern im Gegentheil, sobald sie Gutem nachstreben, beanlagt, das Höchste an edlen Gütern zu erwerben. An dieser Verwechslung ist eine Seltsamkeit unseres Sprachgebrauchs schuld, welche im häßlichen Sinne von einer Leidenschaft spricht, während sie den höchsten Grad von Begeisterungsfähigkeit, auch leidenschaftliches Gebahren nennt. Sensitive oder Künstlernaturen thun also besser, nicht so unbedingt den indifferenten Thermen zu vertrauen, wenn sie auch keine Schuld auf ihrem Gewissen haben; hat doch auch mancher auf dem dortigen Friedhof seine Ruhe gefunden. Wem aber haben die dortigen Quellen denn gut gethan? Ausnahmslos alten Leuten, die über sechzig Jahre alt, und Rückenmarkkranken im speciellen. Außerdem haben sie ganz Gesunden nichts geschadet, sobald diese besonders starke Nerven hatten. Das gilt aber ebenso von Wildbad in Württemberg und Ragaz-Pfäffers. Bis vor kaum einem Jahrzehnt war man in Gastein selbst der Meinung:

Frauen dürften dort nicht baden, so oft schadeten sie sich. Erst die in der Neuzeit eingeführte homöopathische Auffassung, welche nur eine ganz kurze Frist der Badezeit gestattet, hat darin Ausnahmen geschaffen. Nun ist aber im letzten Jahrzehnt Gastein so sehr Modebad geworden, daß es ein Lieblingsplatz für ganz Gesunde geworden ist. Sogar Hochzeitsreisen suchten dort ihr Ziel, weil ein Nimbus die Quelle umschwebt, daß deren Gebrauch das Leben verlängere. Wenn sich alsdann solche, die ganz gesund hingingen, rühmen, daß ihnen auch langes Baden nichts geschadet, so ist dies kein Beweis, daß die Quellen niemand Schaden zufügen. Es könnte ihnen begegnen, daß es dreimal von ihrem Nervenleben erträglich gefunden wäre und das vierte Mal trotzdem ein Lähmungszustand hervorginge.

Will also die Wissenschaft die große Segenskraft in den Dienst der Menschheit stellen, ohne eine Mehrheit der Gefahren des Zufalls auszusetzen, so wird sie die Lösung einiger Fragen der elektrischen Wirkung zu beantworten haben. „Nicht die Quelle allein ist elektrisch, sondern der menschliche Körper ist es auch." Von der Quelle nimmt man bisher ohne weiteres an, daß es sich in betreff ihrer Wirkung nur um die Spannung selbst handeln könne. Das ist sehr die Frage. Die Quellen werden erstens da gefaßt, wo kein Luftzutritt möglich ist. In der Leitung fließt das Wasser mit solcher Kraft durch ausgehöhlte Baumstämme, in denen das Holz immer feucht, also trockene Luft als Leiter nicht vorhanden ist. In den Badezellen ist wieder die Luft so naß, als es Wasser auch nur sein kann. Ist es da erstens nicht möglich, daß einzelne der Quellen einen Ueberschuß an negativer, die andere an positiver Elektricität hätten? Wir wissen, daß, sobald der Sauerstoff mit positiver Elektricität in Verbindung gebracht wird, er eine ganz andere Wirkung auf den animalischen Körper ausübt, als in Verbindung mit der negativen. Während wir die eine als „Ozon" kennen, weiß man nicht welcher Kategorie die andere einzureihen. So reich wie der Sauerstoff im Wasser vertreten ist, wäre das schon genügend, die verschiedensten Erscheinungen zu erklären, aber der menschliche Körper entwickelt auch eine elektrische Thätigkeit. Sollte es nicht wahrscheinlich sein, daß die Wärme des Wassers eine Veränderung des elektrischen Gebundenseins im menschlichen Körper hervorriefe, verändertes Gleichgewicht ihrer Strömung hingegen wieder eine Rückwirkung auf das elektrische Wasser zu üben weiß, und so eine andauernde Thätigkeit von Wirkungen erzeugt würde? Alsdann erscheint es jedenfalls nothwendig, daß man, um so starke elektrische Wasser ungestraft auf sich wirken zu lassen, auch das Elektricitätsverhältniß des menschlichen Körpers vorher festzustellen wissen müsse. Bisher hat man immer nur den Chemiker walten lassen, der absolut aus dem Wasser weissagen sollte. Wäre es nicht besser, den Physiker zu bemühen und die elektrischen Strömungen zu beobachten? Vielleicht machen wir dann die Wahrnehmung, unter welchen Bedingungen unsere Nerven gute oder schlechte Leiter sind. Das Publikum würde bis dahin jedenfalls gut thun, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß aus dem Innern der Erde heiß emporquellende Thermen von elektrischer Wärme erhitzt worden sind und nur elektrische Bäder abgeben können, die nicht ohne weiteres allzulange benutzt werden dürfen.

Die russische Prinzessin.

Nach dem Spanischen von **K. von Wissell.**

(Schluß.)

„Tschertokonsky, aufs tiefste beklage ich . . ."

Der Adjutant erbebte, als er des Fähnrichs Stimme vernahm und warf demselben wüthende Blicke zu.

„Alles wollte ich darum geben, wenn ich dieses unselige Duell nicht vorgeschlagen hätte", fuhr Alexander fort.

„Duell!" murmelte der Verwundete mit bitterem Lächeln und schrie dann:

„Fort von mir, Mörder!"

Der Fähnrich erbebte in allen Gliedern.

„Auch Sie glauben es? — Unmöglich! Sie wissen, daß ich kein Schurke bin. Nur aus Rache können Sie so sprechen, aber glauben können Sie es nicht! Geben Sie mir meine Ehre wieder! Wollen Sie denn mit dem letzten Seufzer mich beflecken und meine Ehre mit in Ihr Grab zerren?"

„Haben Sie — nicht meine Schulter — zerschossen?" fragte der Adjutant und stieß dumpfe Schmerzensrufe aus.

„Sie waren verloren. Ich zielte auf den Kopf Ihres Pferdes. Ich wollte Sie von Ihren Leiden erretten —"

„Ja, Sie haben — dieselben abgekürzt. — Danke für die Großmuth. — Sie können besser — schießen, wenn Sie — wollen."

„Also Sie klagen mich des Mordes, des Verrathes an!" rief der Fähnrich und ließ den Kopf auf die Brust sinken, während seine Arme am Leibe herunterfielen. Wie gelähmt waren ihm auf einmal Herz und Geist, denn es schien ihm unmöglich, gegen diese Anschuldigung anzukämpfen. Wie sollte er sich reinigen? Drohen konnte er dem Sterbenden nicht, dessen Ueberzeugung nicht überwinden — er war verloren!

Weratschka, seine düstere Verzweiflung begreifend, sagte dem Verwundeten:

„Sie irren, Tschertokonsky. Alexander würde sein Leben gegeben haben, hätte er Sie retten können. O, beschuldigen Sie ihn nicht vor den Zeugen, welche gleich kommen werden."

„Wie sie ihn liebt!" dachte der Adjutant, aber antwortet nicht.

„Wenn ich ihn für schuldig hielte, mein Herz würde sich verachtungsvoll von ihm abwenden und nicht dulden, daß er in Ihrer Nähe verweilte", fuhr die Prinzessin fort.

Scharf betrachtete sie Tschertokonsky und sagte dann mit schwacher Stimme:

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Kreuzesabnahme.

Nach dem Gemälde von Peter Paul Rubens.

Digitized by Google

405

Digitized by Google

„Sie haben gesehen, Weratschka. — Sagen Sie nur die Wahrheit — nur was Sie sahen. — Fordern Sie keine Lüge von mir. — Sterbender darf nicht — lügen — selbst um seinen — Mörder zu — retten."

Wie die Spitze eines vergifteten Pfeiles drangen diese Worte in Alexanders Herz.

Die Prinzessin beugte sich zu dem Adjutanten nieder:

„Weshalb aber sollte er dieses heillose Verbrechen begangen haben? Er ein Offizier so jung und so zärtlich für seine Mutter?"

„Ah!" stöhnte der Sterbende, „der gute Sohn! — Sie ahnen also nicht, weshalb — er mit solcher — Feigheit mich tödtet — während ich ihm blind — vertraue?"

„Sie können jetzt mich nach Gefallen beleidigen", unterbrach ihn der Fähnrich, „da ich das Unrecht habe, Sie zu überleben!"

„Machen Sie doch — ein Ende mit mir — daß ich nicht mehr sprechen — kann", erwiederte Tschertokonsky haßerfüllt, dann raffte er alle seine Kraft zusammen und stieß die Worte hervor: „Mich tödten — weil er — Sie — liebt!"

„Er, Alexander?" rief Weratschka, heftig bewegt von Demüthigung und zugleich vor innerer Freude.

„Ja, Nataliens Sohn — liebt die Tochter — des Fürsten Muriakin — die stolze — Weratschka! — Deshalb — sterbe — ich."

Dieses Liebesbekenntniß aus dem Munde des sterbenden Rivalen machte auf die Prinzessin einen tiefen Eindruck. Ihr gebrochener Stolz konnte sie nicht hindern, in ihrem ganzen Wesen durch die seltsame Verkettung von Umständen erschüttert zu werden, die ihr Geschick an das Alexanders zu fesseln schien.

Mit Verachtung würde sie die geringste Anspielung zurückgewiesen haben, die der Fähnrich gewagt haben würde, auf seine heimliche Liebe zu machen, aber diese unerwartete Erklärung, die sie wehrlos überraschte und das Verbrechen selbst, welches Tschertokonsky muthmaßte, gaben dieser Leidenschaft eine wilde Großartigkeit, die ihr tief zu Herzen ging.

„Ich höre den Wagen meines Vaters", sagte sie plötzlich. „Lassen Sie mich ihn retten, widersprechen Sie mir nicht, mein Freund."

„Beruhigen Sie sich — ich will — den Grund des Mordes — nicht sagen", stammelte Tschertokonsky und seine Augen schlossen sich.

„Mein Gott!" flehte Weratschka, „gieb, daß dieser nicht mehr spricht!"

Von der Seite des Parks näherte sich der Wagen des Fürsten und zugleich kam von der andern Seite Gurosloff. Beide übersahen mit einem Blick das blutige Drama und fürchteten den Zusammenhang zu errathen.

„Eine sehr böse Sache, Alexander", sagte der Oberst.

Tschertokonsky öffnete die Augen und versuchte zu sprechen, doch nur ein heiseres Röcheln kam zum Vorschein.

„Wer hat Sie verwundet? fragte Gurosloff.

Mit einem Blick bezeichnete der Adjutant seinen Nebenbuhler, dann fiel sein Kopf zurück, röthlicher Schaum bedeckte seine Lippen, er war todt!

„Es handelt sich um ein Duell ohne Zeugen", fuhr der Oberst fort. „Schlimme Geschichte, sehr schlimm!"

Alexander wollte die Wahrheit gestehen, doch die Prinzessin verhinderte ihn durch eine schnelle Handbewegung und erwiederte, während sie über und über erröthete:

„In der That, es war ein Duell, Gurosloff. Was die Zeugen anbelangt, so habe ich alles gesehen. Die beiden Herren haben sich zu Pferde, mit Büchsen geschossen, wie man das in Amerika häufig thut."

„Verdrießlich, sehr verdrießlich! Gott weiß, ich wollte lieber, daß meine Türkenpfeife zerbrochen wäre! Zwei russische Offiziere schießen sich wie amerikanische Bauern! Und ein Fähnrich gegen einen Flügeladjutanten! Sehr böse Geschichte!"

Alexander stand bei Seite, die Augen gesenkt, mit der Miene eines armen Sünders und doch durchzuckte sein Herz unbeschreibliche Wonne: Weratschka war nicht beleidigt von jener Mittheilung seiner Liebe durch den unglücklichen Tschertokonsky. Sie hatte den armen Fähnrich, der es wagte, sie zu lieben, nicht mit Verachtung niedergeschmettert; sie hatte ihn vertheidigt, beschützt, gerettet! Sie versicherte, daß er unschuldig wäre, ohne vielleicht selbst an seine Unschuld zu glauben. Vor dieser verstümmelten Leiche träumte der junge Offizier von dem höchsten Glück!

„Und welches war der Grund zu diesem Duell?" fragte der Oberst.

„Genug davon", sagte der Fürst Muriakin. „Haben Sie die Güte, Herr Oberst, meine Tochter nach dem Wagen zu geleiten. Sehen Sie, wie blaß sie ist! Sie ist so nervös, die arme Weratschka. Diese verdammte Geschichte macht ihr wieder acht Tage Kopfweh. Der Teufel hole die Duellanten!"

Gurosloff half der Prinzessin in den Wagen, der sich langsam entfernte, dann kehrte er zum Fähnrich zurück und murmelte:

„Zwei junge Hähne, die zu laut gekräht haben. Einer liegt nun am Boden, der andere ist nicht besser daran. Wird zum Gemeinen degradirt. An seiner Stelle schösse ich mir eine Kugel durch den Kopf."

V.

Bekenntnisse einer russischen Prinzessin.

An Fräulein Marfa Gregoriewna,
Stiftsdame des Klosters St. Anna in Kiew.

„Geliebte Marfa, könnte ich doch bei Dir sein, in Deiner Zelle eingeschlossen und ungesehen von neidischen Blicken, beten und dulden, denn mich dürstet nach Ruhe und nach Einsamkeit!

Als Du mich verließest, trotz meines Flehens, meiner Thränen, um in das Kloster der heiligen Anna zu gehen, sagtest Du mir, theuerste Schwester: Ich entsage der Welt, weil meine schwache Seele Kraft suchen muß in Gott und zu ohnmächtig ist, den Verlockungen des Bösen zu widerstehen.

An demselben Abend — o wie wohl erinnere ich mich Deiner Prophezeiung! — sagtest Du mir auch, ich würde niemals lieben, weil es mir an Aufrichtigkeit und Demuth fehlte: Einem Tyrannen wirst Du nicht gehorchen, einen gehorsamen Mann nicht achten wollen.

Oft habe ich über diese Worte nachgedacht, welche schwer auf meinem Herzen lagen, wie das „Mene Tekel" auf der Mauer des Königs von Assyrien. Lange Zeit hat die Welt Dir Recht gegeben, so sehr erschien sie mir leer, so fade und verkehrt kamen mir ihre erhabensten Ideen vor!

Lange Zeit nun glaubte ich, daß Du richtig geweissagt hättest und die Liebe nie in mein Herz einkehren würde.

Doch, meine geliebte Marfa, Dein Orakel war falsch, denn Du hattest nicht berechnet, daß ich den Mann lieben könnte, um dessenwillen ich Spott und Demüthigungen erdulden und denen zu trotzen mir Vergnügen machen würde; den Mann, welcher meinetwegen ohne Prahlerei diese russische Gesellschaft herausfordern und dem ich beistehen würde, diesen verzweifelten Kampf durchzuführen. Mitten unter diesen frühreifen, blasirten, kriechenden und verderbten Herren, die im Laster, im Spiel, in der Intrigue und im Zwange ihre Kräfte vergeuden, fand ich ein warmes, ein braves Herz, dessen Ehrgeiz ist, mich zu lieben. Es gehört einem Jüngling an, der, um mich dem sicheren Tode des Verbrennens zu entreißen, es gewagt hat, seinen Posten auf dem Hofball, vor den Augen des Zaren zu verlassen. Ist das nicht ein seltener, ein merkwürdiger Vogel!

Aber ach! Er hat im Duell einen meiner Anbeter, den Flügeladjutanten Tschertokonsky getödtet und während ich Dir schreibe, erwarten wir voll Angst seine Verhaftung.

Bete mit mir für Alexander, Du Heilige, denn ich habe Vertrauen zu Deinem Gebet und vielleicht! — Wer weiß! — Der Zar ist zuweilen gnädig! — Alexander wurde gereizt. Vor zwei Jahren hatte der Prinz Dolgorucki ein Duell gehabt und wurde zur Strafe in den Krieg geschickt.

Ach, Marfa! Vergebens suche ich mich zu betäuben, ein gewisses Etwas sagt mir, daß Alexander streng bestraft werden wird!

Ich will hingehen und beten vor den Bildern der Heiligen; möchten sie Mitleid haben mit meinem Schmerz!

Ein zweites Bruchstück.

Ein todtes Herz schleppe ich auf Bälle, ins Theater. Sie werden nicht mehr sagen können, daß ich kokett bin. Es ist unmöglich, meine stete Eingenommenheit zu verbergen. Die Welt rächt sich ohne Zweifel; sie fordert nicht Wahrheit, doch liebt sie auch die Unabhängigkeit nicht. Sie verlangt, daß Du für sie leben und nur für sie Dich interessiren sollst.

O, Marfa! Was habe ich gelitten!

Mein Vater, sonst so schwach, ist zum Despoten geworden. Das Rohr hat sich in eine eiserne Ruthe verwandelt. Gestern Abend hat er mir gesagt, daß ich, um die Verleumdungen zum Schweigen zu bringen, auf den Ball der Fürstin Patugoff gehen müßte. Ich gehorchte. — Meine Toilette erregte Aufsehen, aber ich las in aller Blicken eine Art von Mitleid, Neugierde oder erheuchelter Verachtung.

Graf Betukoff und Herr von Rocheblanche redeten mich an; ich

weiß nicht, was ich ihnen erwiederte, aber sie sahen mich verwundert an. Mein Kopf brannte, denn es fiel mir ein, daß sie Alexander herausgefordert hatten. Die Unterhaltung dieser Menschen ekelte mich an. Der junge Franzose reichte mir seinen Arm und führte mich in ein Spielzimmer. Von der Gardine versteckt, lehnte ich schweigend meinen Kopf an die Fensterscheiben und hörte das Geschwätz einiger alter Damen, die eine Whistpartie machten; unwillkürlich lauschte ich, obgleich ich in Gedanken weit, weit weg war."

„Woher hat sie nur den Muth genommen, hier zu erscheinen?

Wenigstens giebt sie sich nicht die Miene, als ob der Skandal ihretwegen gewesen wäre.

Alle beide auf dem Platze geblieben! Schrecklich, schrecklich!

Sie kannten doch den Adjutanten? Welch prachtvoller Tänzer, dieser Tschertokonsky! Zwei Schnupftücher habe ich voll geweint, als die Katastrophe mir mitgetheilt wurde.

Wie traurig für seinen Onkel, den alten General! Wer wird den nun beerben?

Man schreibt mir aus Petersburg, daß er völlig den Verstand verloren hat über den Tod seines Neffen."

„Mit blutendem Herzen hörte ich diesen frivolen Gesprächen zu. Du kennst mich, Marfa, Du kennst meinen Muth; aber ich wagte nicht, mich zu rühren und vielleicht wußten diese Schlangen gar, daß ich da war."

„Haben Sie die Prinzessin Muriakin gesehen?" fragte Graf Betukoff im Vorübergehen, „ich hatte sie zur Mazurka engagirt? Sie ist doch die Königin der Mazurka!"

„Nun, sie thut gut, sich durch Tanzen zu zerstreuen", murmelte die alte Dame.

„Der Graf könnte ganz andere Tänzerinnen finden, die weniger kompromittirend sind, als diese Romanheldin", bemerkte die Tochter eines Wucherers, welche wie eine Mumie in der Ecke gesessen hatte.

„Der arme Tschertokonsky! Und der andere soll eben erst Lieutenant geworden sein."

„Die Jugend erhitzt sich leicht. Er war ja wohl auf Urlaub bei seiner Mutter."

„Horreur! Die arme Dame wird es nicht überleben."

„Wäre ich die Mutter der Prinzessin, ich würde vor Scham vergehen."

„Einer Mutter ihren einzigen Sohn zu rauben."

„Sagen Sie dem Onkel seinen Neffen, das genügt", unterbrach eine rauhe Stimme, welche ich als die Gurosloffs erkannte. „Ich kann Sie versichern, meine Damen, es ist nur der Flügeladjutant geblieben."

„Nun, was ist am Ende dabei?" erwiederte ein Offizier. „Und ob die Prinzessin die Ursache des Duells war, ist möglich, sehr möglich! Jedoch der Adjutant glaubte es mit einem Feigling zu thun zu haben — sonst —"

Graf Betukoff trat herein:

„Sonderbarer Feigling, meine Herren. Wahrlich, seine Hand muß sehr gezittert haben, denn er hat seinem Gegner auf fünfzig Schritt eine Kugel mitten durch den Kopf geschossen."

Ich zitterte wie Espenlaub, aber horchte aufmerksam.

„Ich bin weit entfernt, ihn für feig zu halten", sagte Rocheblanche, „aber die Geschichte ist sehr fatal und wird ein böses Ende nehmen. Der Onkel des Getödteten wird die Angelegenheit nicht fallen lassen. Sie haben sich ohne Zeugen geschlagen. Man sagt außerdem", setzte er leiser hinzu, „daß der Fähnrich seinen Nebenbuhler auf Geheiß der Prinzessin tödtete, weil der arme Tschertokonsky ihr Einverständniß entdeckt hatte."

Vergebens versuchte ich mich zu erheben; die Beine waren mir wie Blei so schwer; kalter Schweiß bedeckte meine Stirn und ich fühlte meine Sinne schwinden; ein nervöser Krampf schnürte mir die Kehle zu und mich überkam ein unwiderstehlicher Reiz zum Lachen. Um mein Geschrei zu ersticken, biß ich auf mein Taschentuch und horchte und horchte.

„Falsch, falsch", rief der Offizier. „Gurosloff, dieses Muster von Wahrheitsliebe, hat es mich versichert. O! Es ist der Onkel, welcher falsche Gerüchte ausbringt. Der Teufel hole die Onkel!"

„Auf Ehre", meinte Rocheblanche, „schön genug ist diese Prinzessin, um ein Verbrechen mit Aussicht auf Erfolg befehlen zu können."

Mühsam gelang es mir, mich zu erheben, meine Lippen waren trocken, meine Hände zitterten fieberhaft; ich sah mich von Feinden umringt wie in einem bösen Traume; mein Herz suchte Alexander. Wo mag er jetzt weilen! Wo ist mein Vater?" dachte ich.

In diesem Moment erschien Gurosloff wieder auf der Schwelle:

„Ist die Prinzessin Muriakin nicht hier, meine Herren?"

Die jungen Herren versicherten, mich nicht gesehen zu haben.

Mit übermenschlicher Kraft raffte ich mich auf und trat vor:

„Hier bin ich, Herr Oberst!"

Als ob eine Bombe zwischen diese frechen Verleumder gefallen wäre, so stoben sie auseinander und stammelten dann abgeschmackte Entschuldigungen.

„Hören Sie auf", sagte ich mit grausamer Strenge. „Sie bedauern gesagt zu haben, daß ich im Stande wäre, einen Mord zu befehlen, um das Geheimniß einer Liebschaft zu verbergen. Nicht wahr? Danke für Ihre gute Meinung. Aber diese Anekdoten werden in der Welt circuliren — moderner Roman à la Christine in Fontainebleau — als Krönung des Dramas tanze ich Mazurka! Ich bin, wahrhaftig! eine excentrische Dame, passend für einen Stern von Almack."

Ich lachte, aber es war ein sardonisches, nervöses Lachen, welches mich zu ersticken drohte. Es war mir, als sollte ich sterben und ich mußte mich auf des Obersten Arm stützen; aber meine Wuth wurde nur größer und gab mir Kraft, fortzufahren:

Was ich gesprochen, weiß ich nicht mehr, doch standen sie mit gesenkten Häuptern vor mir wie Schulknaben, bis endlich mein Vater erschien, mit dem ich fortging.

Ich gehe nicht wieder aus, trotz der großen Zahl von Einladungen, die ich erhalte, trotz der Bitten meines Vaters. Ich habe genug davon!

O wie gerne hätte ich mich den Winter über zwischen vier Wänden eingeschlossen — diesen Winter der nicht enden will, während ich mich auf das Land nach dem Frühling sehne!

„Marfa, alles ist verloren!"

Mein Vater kam in den Salon, wo ich ihn erwartete.

„Arme Natalie!" rief er aus und warf einen Brief auf den Tisch.

Mein Blut stockte in den Adern.

„Da, lies", sagte mein Vater finster.

Ich war nicht im Stande zu lesen, meine Augen gingen mir im Kopfe herum wie zwei glühende Hammer und die gelähmten Hände waren nicht im Stande das Blatt Papier zu halten.

„O Marfa! Liebe Gott nur allein und Du wirst nie kennen lernen, was Leiden sind."

Mein Vater, der gute, hatte Mitleid; er that, als bemerke er meine Aufregung nicht. Er las mir die Depesche vor.

Meine Ahnung, meine Ahnung! Alexander ist zum Gemeinen degradirt!

Bete für uns, meine Schwester. Ich habe keinen Muth zum Beten.

Drittes Bruchstück.

Endlich sind wir wieder auf Schloß Krakubaa-Meb, meine liebe Marfa!

Ich habe Natalien wiedergesehen. Wie traurig verändert ist Alexanders Mutter! Arme, arme Frau! Trösten kann ich sie nicht, aber mit ihr dulden.

Du wünschest näheres zu erfahren, beunruhigst Dich über meine Leiden, fürchtest, daß ich in einen jener Marasmen verfallen möchte, der die starken Geister zu leicht ergreift. Wohlan, ich will Dir erzählen.

Der Oberst hat sich nicht verändert, aber die anderen sind ihm gegenüber anders geworden. Wunderbar! er ist jetzt die Hauptperson im Schlosse, verehrter, ersehnter, liebster Gast. Natalie schmeichelt ihm wie ein Schuldner seinem Gläubiger, wie der arme Freund dem reichen Freunde. Unter jeder Schmeichelei ist eine heimliche Bitte versteckt.

„Ich bin überzeugt", sagte ihm mein Vater, „daß Sie sein Geschick nicht härter machen werden. Er kommt in Ihr Regiment. Seine Mutter hat mir das Herz zerrissen und ich habe für ihn eine Bittschrift eingesandt, damit er in ihrer Nähe bleibe. — Nicht wahr, Herr Oberst, wir können auf Sie rechnen?"

„Wie können Durchlaucht nur zweifeln?" erwiederte verlegen der gute Gurosloff. „Alles was ich vermag, wird geschehen, verlassen Sie sich darauf."

Mein Vater drückte ihm die Hand und der Oberst sah mich mit triumphirendem, glückstrahlendem Lächeln an.

Zuweilen kommt er in Verlegenheit zwischen seiner weicheren Natur und seiner soldatischen Härte. Thränen der Rührung sind ihm lächerlich und doch schämt er sich, ungerührt zu bleiben bei so viel Schmerz. Natalie in ihrem Unglück erfaßt seine Hände, hängt sich an seinen Arm und weint und weint! Obgleich Gurosloff vor ihrem Schluchzen und Weinen die Worte nicht verstehen kann, wird er durch die große Mutterliebe bewegt und quält sich, Worte des Trostes zu finden, wobei mein Vater ihn unterstützt.

„Hören Sie auf, gnädige Frau, es wird noch alles gut werden. Beruhigen Sie sich."

Der Oberst hofft sie durch Versprechungen und Versicherungen zu beschwichtigen und fügt mit seiner sanftesten Stimme hinzu:

„Muth, Muth, verehrteste Frau, Ihre Klagen gehen uns zu Herzen. Man wird alles mögliche thun, die Geschichte aufs beste einzurichten. Gott weiß! — und wäre es nur diesem Hause zu gefallen — ich werde Ihrem Sohne nicht schaden."

Natalie sah zu ihm auf, wie zu einem Gott und ich entfernte mich, um mich nicht zu verrathen.

O, Schwester, Schwester! Welche Aufgabe habe ich mir gestellt? — Die schmachvollste, die Du Dir denken kannst.

Du würdest die kleine Löwin nicht wieder kennen in der falschen Prinzessin, die den Obersten in ihre Netze zu ziehen sucht. Ich vereinige meine Klagen nicht mit denen Nataliens, kein Wort, keine Miene darf Gurosloff verrathen, welches Interesse ich an Alexanders Schicksal nehme. Der weibliche Instinkt leitet mich und sagt mir:

Vergiß den Theetisch — vergiß die Zeiten, wo Alexander den Obersten verdunkelte! — Dank dieser Klugheit wird der letztere alles für mich thun. Er wird seine Musikanten zu meiner Verfügung stellen; er wird eine Parade befehlen und mit seinen Soldaten vor meinem Fenster vorbeimarschiren; er wird bereit sein, die Welt zu erobern an der Spitze seines Regiments und vor keiner Thorheit zurückschrecken — mir zu Liebe! — — Aber wenn einmal die Eifersucht ihn ergreifen und seinen Zorn erregen wird, — dann ist meine Zaubermacht dahin!

So spiele ich meine Rolle!

Ach, wir armen Weiber! Man tadelt uns, wenn wir uns verstellen, man verachtet uns, wenn wir offen sind.

Der Oberst bildet sich ein, ein wüthender Verehrer der Civilisation, von neuen Büchern und von verbotenen Versen zu sein. Ich überschwemme ihn mit französischer Lektüre und wenn ich ihn mit fürchterlicher Stimme irgend eine Stelle aus einem Gedichte habe vorlesen hören, ersuche ich ihn, mir dieselbe in mein Album zu schreiben.

Er schwört auch, sich für Musik zu interessiren und ich lasse mich herbei, ganze Abende am Klavier zu sitzen, um mir seinen Beifall zu verdienen. Endlich liebt er es, mit meinem Vater zu speisen und jedesmal, wenn er fortgeht, bitte ich ihn, am andern Tage ja wieder zu kommen.

Kannst Du Dir ausmalen, geliebte Marfa, was ich leide? Glaubst Du, daß es in der Hölle schlimmere Qualen giebt?"

„Alexander ist beim Regiment angekommen. Seine Mutter hat es mir gesagt. Sie war blaß, aufgeregt und blickte mich mit solcher Angst an, daß mir angst und bange wurde.

„Wird er bald hierherkommen?" rief ich aus.

Sie antwortete nicht. Ihr Schweigen machte mich verlegen, ich erröthete.

„Wo ist er jetzt, gute Mutter? Vielleicht haben Sie ihn mitgebracht. Gewiß, er ist hinter der Thür versteckt. O, wie glücklich wird mein Vater sein; welche Ueberraschung!"

Sie schwieg noch immer, sie fürchtete sich.

„Ist ihm was Schlimmes passirt? Ist er krank, in Gefahr?“ fragte ich.

„Nein Weratschka, aber von Ihnen hängt es ab, zu verhindern —“

„Was denn, liebe Mama? Sprechen Sie schnell, ich vergehe!“

Sie faßte meine Hand, küßte sie und blickte mich mit so schmerzlichem Ausdruck an, daß es mir tief in die Seele schnitt.

„Was giebts Natalie, weshalb diese Bewegung?“

Sie fiel vor mir in die Kniee.

„O Gott! Sie auf den Knieen? Ich träume wohl. Stehen Sie auf, Natalie, Sie beschämen mich.“

„Nein Weratschka, erst müssen Sie mir eine Bitte gewähren: Haben Sie Mitleid mit einer Mutter“, rief sie mit Thränen in den Augen.

Eine krampfhafte Umarmung war meine einzige Antwort.

„Saschinka ist in Verzweiflung, Prinzessin; ich habe ihn gesehen. Ach wie blaß und krank sieht er aus, der arme Junge! Er hat seine hübsche Uniform nicht mehr. Seine Freunde kennen ihn nicht mehr. Ich bemühte mich, ruhig zu erscheinen, er aber will durchaus hierher kommen, der Unglückliche! Er will Sie sehen, trotz seines Soldatenrockes, ich konnte ihn nicht zur Vernunft bringen.“

Ich habe gelächelt, Marfa. Meine Brust war nicht mehr beklommen. Die Freude des Wiedersehens hatte ohne Zweifel den schwachen Kopf Nataliens erschüttert. Warum fürchtete sie sich, wenn Alexander auf das Schloß kommen wollte?

„Nun“, fragte ich, „weshalb ängstigen Sie sich denn?“

Verwirrt blickte sie umher und flüsterte dann:

„Hören Sie mich an, Sie dürfen ihn nicht sehen. Sie müssen ihm verbieten, strenge verbieten, hierher zu kommen.“

Ich zitterte unwillkürlich bei dieser so seltsamen Forderung.

„Verbieten, hierher zu kommen? —— Warum denn das? Weil er Gemeiner ist? — Sind wir denn so undankbar, uns seiner zu schämen?“

„Schweigen Sie Alexanders wegen, Ihretwegen Weratschka! — Er ist verloren, wenn er kommt, der unglückliche Junge! Sie allein haben Macht, von ihm die Unterwerfung unter sein hartes Geschick zu erlangen. Nur Ihnen wird er gehorchen. Meine Bitten weißt er zurück in seinem tiefen Schmerz und sieht fast einen Feind in seiner eigenen Mutter, weil sie ihn verhindern will, in sein Verderben zu rennen.“

„Ins Verderben?“ wiederholte ich. „Ich verstehe nichts von diesem Geheimniß.“

„Es ist ihm verboten, hierher zu kommen!“

„Verboten, von wem?“

„Von dem Obersten.“

Ich war wie vom Blitze getroffen, Marfa. O, blinde, vertrauensselige Jugend! — Gurosloff hat nichts vergessen, er ist eifersüchtig trotz meiner Bemühungen, meiner Vorsicht, meiner Koketterie. — Mein Muth ist gebrochen, ich bin es müde zu kämpfen und mich in unfruchtbaren Bemühungen aufzureiben.

„Was soll ich thun?“ rief ich und rang die Hände.

„Erzürnen Sie den Obersten nicht“, erwiederte sie. „Befehlen Sie ihm, daß er nicht nach dem Schlosse kommt, lassen Sie ihn wissen, daß Sie ihn nicht empfangen, daß Sie ihn fortjagen lassen wollen, wenn er

dennoch kommen sollte. Sie können sicher sein, daß er dem Obersten nicht gehorcht, auch nicht dem Fürsten und seiner Mutter. Nur Ihrem Willen wird er sich unterwerfen."

„So?" fragte ich bitter. „Und er würde glauben, daß ich ihn fortjagen könnte, daß ich so undankbar, so schmachvoll handeln könnte? — Dann müßte er mir ja fluchen!"

Ein Diener trat ein und meldete, daß im Vestibül ein Soldat stände, der mich zu sprechen wünschte. Ich sah Natalie zittern wie Espenlaub.

„Es ist Alexander", sagte sie. „Sehen Sie, er trotzt allem, er kommt mit Gefahr seines Lebens. Was ist ihm das Leben!"

Zufällig richtete ich meinen Blick in den Park und sah Gurosloff, welcher langsam auf das Schloß zuschritt. O, welchen Haß entflammte dieses ruhige, lächelnde Gesicht in meinem Herzen! O, hätte ich gewagt, das Thor schließen zu lassen und Alexander zu empfangen, den Obersten fortzuschicken, um mit dem Soldaten zu sprechen! — Doch ich hätte sein Leben und das seiner Mutter aufs Spiel gesetzt! Ich bezwang mich und sagte ruhig:

„Der Oberst kommt, Natalie!"

Erschrocken sprang sie auf.

„Wenn er Saschinka träfe!"

Der Diener stand noch immer und erwartete meine Antwort; ihm erwiederte ich:

„Sage dem Soldaten, daß der Fürst nicht zu Hause ist und ich nicht zu sprechen bin. Wenn er einen Brief hat, mag er ihn Dir geben und dann führe ihn durch die Thüre des inneren Hofes."

Natalie dankte mir mit einem Lächeln und fiel dann halbtodt auf einen Sessel. Der Oberst wurde gemeldet.

O mein Gott! dachte ich, gieb mir Kraft, daß ich nicht den Tod dieses Menschen wünsche! „Natalie, gehen Sie, Ihren Sohn zu trösten, während ich mein Geschäft als Kokette bei dem guten Oberst fortsetze."

Ich verbiß meine Thränen und erzwang einen freundlichen Ausdruck auf meinem Gesicht, um meinen Anbeter würdig zu empfangen.

Was wird Alexander von mir denken, meine gute Marfa?

Bei jedem Geräusch erbebte ich, irgend ein Unglück befürchtend. Ich glaubte sein blasses Gesicht vor der Fensterscheibe zu erblicken, dieselbe von ihm zertrümmern und mir Vorwürfe machen zu hören. — — O, wie groß muß meine Liebe sein, daß ich meinen Stolz einer unwürdigen Schlauheit unterordnen und die Sklavin dieses tölpelhaften Obersten werden kann, dessen Galanterien wie eine entehrende Kette auf mir lasten.

Wir alle, Marfa, tragen unser Bußgewand und eiserne Spitzen zerfleischen die Herzen inmitten der Welt, wie sie das Fleisch blutig verwunden in der Zelle!

Vergiß theure Schwester, mich! Ich verdiene Dein Gebet nicht mehr, denn meine Liebe hat ihre Reinheit verloren und ist mit dem Haß gegen Alexanders Tyrannen vergiftet.

Jedem wird sein Los zu theil. Dir der Himmel, mir die Hölle, die schon in meinem Herzen brennt."

VI.

Der Privat-Sekretär.

Der Oberst hatte seine Wohnung in dem Hause eines reichen Landmanns genommen und derselben eine angemessene Einrichtung gegeben. Verschiedene Verschönerungen nach russischem Geschmack gaben ihr einen falschen städtischen Anstrich, während das ganze den poetischen Hauch des Ländlichen bewahrt hatte.

Wände, Fußböden und Vorplatz waren mit Teppichen bedeckt. Ein chinesischer Schirm trennte das Schlafzimmer, welches nur aus einem Bett bestand, von dem Kabinett oder Salon. Die Fenster waren klein und eng mit neuen Rahmen und Scheiben aus einem Stück und mit grünen Vorhängen versehen.

Französische und türkische Pistolen, tscherkessische Scimitare, zwei oder drei Dolche und die Modelle der Tschakos, der Patrontaschen und des Lederzeugs seiner Soldaten lagen auf dem Tische. In einer Ecke stand die Regimentsfahne, in einer andern ein Gewehr, in einer dritten der Säbel eines im Arrest befindlichen Offiziers. Endlich sah man eine staunenswerthe Sammlung von Pfeifen und gestickten Tabaksbeuteln, ferner verschiedene Dienstbücher. Alles dieses war in eine dichte Atmosphäre von Tabaksrauch eingehüllt. — Mit einem Wort, es war eine Bauernstube in Uniform, nichts mehr und nichts weniger.

Zu diesen materialistischen Zeichen eines einfachen Lagerlebens, der Strenge des Dienstes und der schweren Pflichten des Bivouaks hatten sich — unter uns gesagt — seit kurzer Zeit einige Luxusgegenstände gesellt, die einem Petersburger Stutzer Ehre gemacht haben würden.

So sah man auf dem Tische zwischen den Stammrollen und Strafllisten einen Spiegel und unter demselben, geöffnet, einen französischen Roman in russischer Uebersetzung, den die Prinzessin dem Obersten geliehen hatte. Vergessen wir nicht alle jene kleinen Messerchen, Töpfchen, Schächtelchen und Gläschen, welche da umherlagen und nebst vielen andern Sächelchen zu den Bedürfnissen eines Galants des neunzehnten Jahrhunderts gehören.

Es war Morgen, der Oberst nahm in dem eben beschriebenen Zimmer seinen Thee. Er saß vor dem Spiegel und rauchte seine Türkenpfeife, ohne viel an die ruhmreichen Erinnerungen zu denken, welche sich an dieselbe knüpften. Kopf und Oberkörper nachlässig zurückgelegt, schien er in angenehme Träumerei versunken. Von Zeit zu Zeit sog er aus dem langen Rohr seiner Pfeife und ließ dann dichte Rauchwolken emporsteigen, aber nur um der Laune seines schläfrigen Geistes zu genügen und mit gleichgiltigen Blicken den Rauch zu verfolgen, der sich spiralförmig erhob, um sich mit dem goldenen Staube eines eindringenden Sonnenstrahls zu vereinigen.

Eine große Glückseligkeit mußte über den Obersten gekommen sein und ein verführerisches Bild mußte den Horizont seines Lebens verschönen, weil er mit solch orientalischer Sammlung seine Türkenpfeife rauchte und sich einer Verzückung hingab, die eines Opium- und Cocaessers würdig war.

Gurosloffs Schicksal hatte plötzlich eine vollständige Metamorphose

auf Krakubaa-Meb erlangt, seit Tschertokonsky's Tode und Alexanders Degradation.

Die Umformung, welche das elende, gemeine Mobiliar der Isba verschönerte, sagte nur zu deutlich, unter welchem Zauberbann dieselbe entstanden war. Erzählte nicht alles bis auf den Spiegel, in welchen der arme Gurosloff selbstgefällige Blicke warf, daß dieser ehrenwerthe Krieger nunmehr der Ritter und der Spielball der schönen Weratschka geworden war?

Seit der Verurtheilung des Fähnrichs hatte der Oberst nicht unterlassen, sich jeden Abend zum Fürsten Muriakin zu begeben und die Prinzessin, die früher seine Gegenwart kaum ertragen konnte, schien nur glücklich, wenn er den Thee bei ihrem Vater nahm. Dieser alte Amoroso hielt das Schicksal Alexanders in seiner Hand und Weratschka besaß in hohem Maße jene Diplomatie, welche die Damen der slavischen Rasse kennzeichnet.

In den Ländern, die einen despotischen Regiment unterworfen sind, unterdrückt eine gegenseitige Dienstbarkeit alle Geister und raffinirte Heuchelei wird eine nothwendige Waffe zur persönlichen Vertheidigung.

Wenn übrigens Weratschkas Gewissen ihr die erfindungsreichen Schmeicheleien, die falschen Aufmerksamkeiten, die schlauen Verführungskünste, welche dazu dienten, den armen Oberst mit unwiderstehlichen Blumenketten zu fesseln, vorgehalten hätte, die junge Dame würde nicht gezögert haben, sich selbst zu betrügen. — Glaubte sie denn nicht, daß sie nur aus Liebe zu der armen Natalie so handelte? Würde sie aus irgend einem andern Grunde so sich erniedrigt haben? — O, über das Menschenherz! Bleibt es nicht immer egoistisch auch in den hehrsten Bestrebungen? Und wie selten macht es eine Sache zu seiner eigenen, für die es sich nicht interessirt!

Ich aber bleibe deshalb bei meiner Ansicht, daß die hochbegabte Weratschka auf eigene Rechnung operirte, wenn sie vor den Augen des Obersten jene wunderbare Kunst des Nichts aufführte, welche den Hauptbestandtheil der weiblichen Macht bildet, jene geschickten, heimlichen Herausforderungen durch gelegentliches Aus- und Anziehen des Handschuhes, durch das nachlässige Hervorstrecken eines kleinen Fußes, durch die Andeutung, sie habe ihn schon von weitem gesehen und sich auf sein Kommen gefreut.

War es denn allein im Interesse der leidenden Mutter, daß Weratschka in die allgemeine Unterhaltung gelegentlich ein Wort einstreute, welches nur Bedeutung für den Oberst hatte und ihn durch die Erinnerung an eine vorhergegangene Unterredung in angenehme Laune versetzte?

O, die Weiber! Teuflische, bezaubernde Wesen, wann werdet ihr aufhören ahnungslose Herzen mit jenen Feuerfunken zu entzünden, die so unvorsichtig von euren Rosenlippen fliegen?

Es war in der That nicht zu entschuldigen, daß die Prinzessin den Obersten in eine falsche Glückseligkeit versetzte, da Gurosloff, von unwiderstehlichem Zauber berückt, in alle von der Verführerin gelegten Fallstricke hineinging. Mitunter fürchtete sie sich selbst vor ihrem zu leichten Erfolge und dachte mit Grauen an das schreckliche Erwachen aus diesem Traume, in den sie den guten Gurosloff gewiegt, aber jede

neue Koketterie, jede neue List kam dem unglücklichen Fähnrich zu statten!

Der Zauber eines zärtlich-lächelnden Blicks hatte den Obersten vermocht, den Soldaten in die erste Klasse zu setzen; nach einer Unterhaltung über den Werth der Wunden und den Zauber der grauen Haare hatte Gurosloff beschlossen, Alexander Bronine zu seinem Privat-Sekretär zu machen und endlich hatte die schöne Prinzessin ihn soweit gebracht, daß er eine Bittschrift zu Gunsten Alexanders an den Zaren absandte. So konnte denn der Exfähnrich hoffen, wenn er seine Dienstzeit als Gemeiner hinter sich hatte, wieder in die Reihen des Adels eintreten und Rang und Namen wieder annehmen zu dürfen.

Der verliebte Oberst suchte nach einem Mittel, Weratschka zu einer Entscheidung zu bringen und wie bei allen großen Epochen seines Lebens wählte er die Trophäe, den Talisman der Strelitzen zum Orakel.

Nachdem er aus seinem dumpfen Hinbrüten sich aufgerafft hatte, legte er sich zum hundertsten Male seit acht Tagen die Fragen vor: Wie bietet man sein Herz und seine Hand an? Wie sagt man: Ich liebe Dich? Wie wagt man, es einer Prinzessin zu sagen, einer so eleganten Dame, deren Anmuth von dem formidablen Festungswerk vertheidigt wird, das sich Konvenienz nennt? In welcher Stellung macht man seine Liebeserklärung, muß man nicht auf die Kniee fallen? — — Donnerwetter! Das paßt doch nicht zu meinem Alter. — — Soll ich denn ganz einfach, ohne Theatercoup, meine Erklärung loslassen? — — Aber das wäre kühl, steif, vielleicht gar lächerlich bei meinem Aeußern. — — Wäre es denn nicht besser, zu schreiben?

Diese Idee gefiel ihm und vergnügt klatschte er in die Hände, aber bald verfinsterte sich bei den folgenden Betrachtungen sein Gesicht.

An diese vornehmen Damen schreibt man derartige Briefe nicht in russischer Sprache. Das würde die Wirkung beeinträchtigen und ist gegen allen Gebrauch und gegen alle Etikette. — Hol der Teufel die Etikette, die sogar uns alten Soldaten Sitten und Gewohnheiten vorschreibt! — — Finde ich denn den Weg meiner Liebe nur mit Lächerlichkeiten gepflastert? Soll ich diese Liebe, von der meine Glückseligkeit abhängt und deren Bekenntniß Weratschka bereits stillschweigend entgegengenommen hat, nie der Welt offenbaren?

Plötzlich schoß ein Gedanke durch sein Gehirn, er ließ die Pfeife fallen und ging mit großen Schritten im Zimmer umher.

Ja, das geht! Ich habe ja meinen jungen Schreiber! — Dieser Bronine hat auf Kosten seiner Mutter sicher eine Erziehung à la française gehabt und kann mich heute vor jener Lächerlichkeit schützen, welche mir immer die Lippen verschließt und mich in die Vergangenheit zurückwirft, wenn ich in die Zukunft will. Ja, Bronine soll meinen Brief an die Prinzessin schreiben!

Entschlossen schellte Gurosloff, um seinen Sekretär kommen zu lassen, dann setzte er sich wieder, um sich von seiner Aufregung zu erholen und in würdige Verfassung zu setzen, die dem Abstand zwischen ihm und dem Soldaten entsprach. Er nahm eine Zeitung und that, als ob er lese. Die Thür öffnete sich und herein trat des Obersten Adjutant.

„Herr Oberst haben geschellt?“ fragte dieser mit unterthänigem Lächeln.

„Ah, jawohl; aber ich meinte Sie nicht. Einem Offizier schellt man nicht wie Soldaten und Ordonnanzen."

„Entschuldigen Herr Oberst", erwiederte der Adjutant steif und unbeweglich wie ein Stock. „Entschuldigen Sie meinen zu großen Eifer. — Wen befahlen der Herr Oberst?"

„Meinen neuen Sekretär, den Bronine, wissen Sie — —"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

Schon hatte der Oberst sich vorgenommen, wegen des bedeutenden Dienstes, den Alexander ihm leisten sollte, ihn das Demüthigende seiner Stellung nicht zu hart fühlen zu lassen, als der Adjutant mit sanftflötender Stimme fragte:

„Meinen Herr Oberst den jungen Mann, von dem man im vorigen Jahre behauptete, er sollte die Prinzessin Muriakin heiraten?"

Der alte Liebhaber fühlte bei dieser Frage das Blut in seine Wangen steigen und hätte fast die Bernsteinspitze seines Pfeifenrohrs zerbissen. Er schielte nach dem Adjutanten, während er sich den Anschein gab, als ob er lese und erwiederte dann mit eigenthümlichem Lächeln:

„Heute ist er Soldat und geheiratet wird nicht."

Dann sprang er auf und fuhr zornig fort:

„Ich meinte, ich hätte Ihnen meine Befehle gegeben. Worauf warten Sie denn noch?"

Der Adjutant verneigte sich und verschwand mit gesenktem Blick.

Gurosloff athmete freier und schüttelte den grauen Kopf wie ein alter Löwe, den ein Insekt gestochen hat. Ein Gifttropfen war in sein Herz gefallen; was er zu vergessen suchte, war ihm ins Gedächtniß gerufen, daß man den Fähnrich für den Verlobten der Prinzessin gehalten hatte; ein Wort genügte, die Erinnerung an die Tasse Thee, an die Fürsprache des Fürsten, die Schrecken Nataliens und alle die Sympathien für Alexander wieder wach zu rufen. Schon vergaß er, welchen Dienst er von dem Jüngling zu fordern beabsichtigte und sah in ihm nur den Feind. Aber der Feind war — Gott sei Dank! — in seiner Gewalt. In seiner Brust verschwand das Mitleid und machte einem jener Wuthanfälle Platz, welchen der Starke gegen den Schwachen empfindet und ihn antreibt, sich für dessen moralische Ueberlegenheit zu rächen. Trotz dieser unedeln Eifersucht beschloß der Oberst jedoch, sich Bronine unter der Maske trügerischer Geringschätzung zu zeigen.

Als der Adjutant die Thür öffnete, um den Soldaten einzulassen, hatte Gurosloff sich wieder gesetzt, er war ohne Krawatte, in unordentlichem, nachlässigem Anzuge, der aber seine majestätische Wichtigkeit noch erhöhte. Ruhig nahm er eine Tasse Thee, ließ den Blick an die Decke der Isba gleiten, führte die Pfeife an die Lippen und paffte mit der Miene des größten Gleichmuths einige Wolken in die Luft.

Der Soldat trat ein.

Aber es war kein gewöhnlicher Soldat — es war nicht der russische Soldat, der von dem Moment, in welchem er sein Dorf als Rekrut verläßt, den Stempel tiefer Unzufriedenheit und unzähmbaren Lebensüberdrusses trägt, nicht der unwissende Sklave, der zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet ist; — das Gesicht Alexanders drückte weder Bitte noch Furcht, weder Auflehnung noch Unterwürfigkeit aus; es war noch immer

der junge, elegante Fähnrich von ehemals, nur gab ihm die Uniform des gemeinen Soldaten noch einen besonderen Reiz, einen melancholischen Ausdruck, dessen Einfluß selbst der Oberst sich unwillkürlich nicht entziehen konnte.

Für den von seinem Herde gerissenen und durch der Knute Macht zum Helden gestempelten Soldaten ist es ein schrecklicher Gedanke, auf ein Wort, einen Wink seines Vorgesetzten in den Tod zu gehen, ohne zu wissen, wo seine alte Mutter weint, wo seine Geliebte betet, wo die Freunde seiner harren. Er fühlt sich zu der Rolle einer Maschine herabgewürdigt, deren individuelles Schicksal nicht mitgezählt wird. Dieses traurige Gefühl der Knechtschaft und der Verlassenheit hatte Bronine durch seine Abkunft und seine Bildung geadelt; seine Seelengröße und Intelligenz wurden durch die armselige Uniform noch erhöht.

Bronine legte die Hand an den Tschako, meldete sich der Vorschrift gemäß und erwartete in strammer Haltung, daß der Herr Regiments-Kommandeur ihn einer Antwort werth halten würde.

Gurosloff aber wandte sich dem Adjutanten zu und sagte — ohne Zweifel, um über jenen unwillkürlichen Einfluß zu triumphiren — mit brutaler Offenherzigkeit:

„In der That, es ist der Fähnrich, der im vorigen Jahre die Salons der Prinzessin besuchte, der die Dreistigkeit hatte, einen Vorgesetzten zu fordern und sogar die Ungeschicklichkeit besaß, ihn zu tödten."

Der Adjutant verneigte sich, ohne die Augen auf Bronine zu werfen, dessen blasses Gesicht noch weißer wurde.

Zufrieden mit dieser kleinlichen Rache und in dem Soldaten, den er vor sich sah, kein Hinderniß für seine Pläne mehr befürchtend, kam er nach und nach auf seine ursprünglichen Gefühle zurück. Sein Herz war nicht böse und trotz des geheimen Interesses, welches er hatte, Alexander so lange wie möglich in der Reihe seines Regiments fest zu halten, beklagte er aufrichtig sein Geschick.

Als er sich nun dem Soldaten zuwandte, sagte er ihm mit Freundlichkeit, als lese er seine innersten Gedanken:

„Nun, alles wird schon gut werden, mein Sohn. Uebermorgen ist große Revue, dann kannst Du hinterher Deine Mutter besuchen."

Bronine verneigte sich zum Zeichen des Dankes, ohne die Hand vom Tschako zu entfernen.

„Jedoch", fügte der Oberst hinzu mit einer Mischung von Geringschätzung und Gutmüthigkeit, die dem schlauesten Diplomaten der russischen Schule Ehre gemacht haben würde, „ich rathe Dir, Dich nicht beim Fürsten sehen zu lassen. Es würde nicht schaden, wenn nicht so viele Leute dort aus und ein gingen, die darüber räsonniren und Deine Lage verschlimmern könnten. Mein Befehl ist nur zu Deinem Besten."

So gut wie möglich versteckte Alexander unter der dienstlichen Strammheit das entsetzliche Weh, welches ihm jene wohlwollenden Worte verursachten; nur ein leises Beben verrieth seine Qual, von der der Oberst keine Ahnung hatte.

Nachdem dieser ihn vom Kopf bis zu den Füßen gemustert, fuhr er lächelnd fort:

„Ich muß Dir übrigens noch einen Rath geben, mein armer Bronine: Das Tuch zu Deiner Uniform ist viel zu fein für einen

Soldaten, es wäre passend für einen Major und würde Dir acht Tage Arrest und fünfzehn Knutenhiebe eintragen. Doch, beruhige Dich, ich nehme an, daß Du mir zu Ehren Dich vor Deinen Kameraden hast auszeichnen wollen — gut, ich danke Dir dafür — aber übermorgen, bei der großen Parade, kommst Du im Kommißzeug — sonst — —! Ich selber bin nur der erste Sklave der Disciplin; in den Augen der Vorgesetzten darf ich nur meine Pflicht kennen und meine Protektion hört auf. Vergiß das nicht!"

Während dieser, in väterlichem Tone gehaltenen Rede, in welcher aber Bitterkeit und Sarkasmus durchklang, hatte Bronine sich von seiner Aufregung erholt und nahm seinen ganzen Muth zusammen, um sich den Anforderungen seines elenden Daseins zu unterwerfen. War es nicht, um sich für seinen früheren Hochmuth zu strafen, so war es, um dem bestimmten Befehl Weratschkas zu gehorchen.

Nachdem der Oberst dem Adjutanten zugelächelt hatte, wandte er sich von neuem an den Soldaten.

„Nun wollen wir mal sehen, wie es mit dem Exerciren geht. Stillgestanden! — Rechts — um! Gut! — Links — um! — Rührt — Euch!"

Bronine führte die verlangten Evolutionen aus, während ein kalter Schweiß über sein Gesicht perlte. Es war Zeit, daß der Oberst aufhörte, ihn zu peinigen, denn die Kniee fingen an zu schlottern und es fehlte nicht viel, so hätte er sich nicht mehr aufrecht halten können.

Der Adjutant entfernte sich, Gurosloff trat auf Alexander zu und sagte mit wohlwollender Stimme:

„Nehmen Sie den Tschako ab. Ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen und zwar freundschaftlich, da niemand uns hören kann."

Alexander verbeugte sich überrascht und erwartete, ohne ein Wort zu sagen, die Auflösung dieses Räthsels.

Gurosloff füllte seine Pfeife wieder, steckte sie an und ging einige Male im Zimmer auf und ab. Die Worte, die er suchte, blieben ihm im Halse stecken, doch befahl er dem neuen Schreiber, sich an den Schreibtisch zu setzen. Dieser schob einen Stuhl an den Tisch, setzte sich, nahm eine Feder und wartete geduldig.

Endlich ergriff der Oberst wiederum das Wort:

„Hören Sie, Bronine, Sie müssen mir einen großen Gefallen erweisen.

„Was befehlen der Herr Oberst?" fragte der Soldat, der nichts von allem begriff und dessen Neugierde immer größer wurde.

„Ich bin überzeugt", fuhr der Oberst fort, der so lange wie möglich um den Brei herumging, „ich bin überzeugt, daß Sie den Werth meines außerordentlichen Vertrauens zu schätzen wissen werden — — ich meinestheils werde mich Ihnen erkenntlich erweisen. — So wissen Sie denn — ich besuche häufig den Fürsten Muriakin und soweit es mir scheint, darf ich annehmen, daß — meine Besuche — der Prinzessin nicht gerade unangenehm sein dürften."

Alexander fühlte einen neuen Schwindel seine Sinne verwirren, sein Herz krampfte sich zusammen und in seinem Kopfe siedete es wie in einem Dampfkessel, während die Krawatte und jeder Knopf seiner Uniform ihn zu ersticken drohten.

Gurosloff, alle seine Sinne auf den einen Gedanken gerichtet, sah nichts und fuhr, schnell redend, fort:

„Ich gestehe, daß ich von der Kunst, zu gefallen, keine Ahnung habe und die Wissenschaft des Lovelace nicht verstehe; ich fühle mich unfähig, wie ein englischer Dandy mit gelben Handschuhen aufzutreten und Liebeslieder zu singen, aber nicht alle Damen lassen sich durch solche frivole Firlefanzereien herumkriegen, sie entdecken den guten Kern unter der rauhen Schale. — Verstehen Sie, mein lieber Bronine?"

Der Soldat erhob den Kopf mit der Präcision eines Automaten.

„Sankt Nikolaus, stehe mir bei!" fuhr der Oberst fort. „Ich halte Sie für zartfühlend. Aber zum Teufel mit allen Phrasen! Weshalb soll ich mich schämen, da ich auf dem rechten Wege bin? Also denn! Ohne mich zu rühmen — die Freundlichkeit der Prinzessin — sowie die Aufmerksamkeiten — mit denen sie mich beehrt — lassen mich hoffen — nun ja, daß sie nur noch auf eine offene Erklärung von meiner Seite wartet."

Hierauf nahm der Oberst seinen Spaziergang wieder auf, wobei er instinktmäßig vermied, sich von Angesicht zu Angesicht mit Bronine zu befinden, weil ihm doch zuweilen das Bild des glänzenden jungen Fähnrichs in den Sinn kam. Alexander saß unterdessen mit gesenktem Kopfe, niedergeschlagenen Augen, wie ein Verurtheilter da.

„Wohlan denn", sprach Gurosloff weiter, sich bemühend, seine kindische Verlegenheit zu beherrschen, „diese Erklärung meiner Liebe kann ich nicht fertig bringen, ich, ein Offizier, der nichts anderes gelernt hat, als was für den Krieg gehört. Verflucht sei die Zeit, in der ich geboren bin, in welcher der Zar die Hände seiner Offiziere zu anderen Dingen nöthiger hatte, als aus uns Akademiker und Logiker zu machen! — — Und, junger Mann, Sie wissen, diese jetzige behandschuhte und lackirte Zeit achtet den alten Soldaten geringer wie den jungen Offizier. Man muß sich unter ihren Gesetzen beugen, sonst bin ich verloren; deshalb müssen Sie mir helfen."

Nun schwieg er, um eine Antwort des Soldaten zu erwarten und dieser erwiederte mit erstickter Stimme:

„Herr Oberst wissen, daß ich zu Ihrem Befehle bin."

„Gewiß", fuhr der Oberst fort. „Ich habe Sie zu meinem Sekretär gewählt, weil Sie ein braver junger Mann sind und weil ich Sie nicht mitten zwischen diesen Bauern lassen wollte, die übrigens immerhin Ihre Kameraden sind. Ich zweifle nicht, daß Sie erkenntlich dafür sein wollen und ich biete Ihnen das beste Mittel, Ihre Erkenntlichkeit zu beweisen. Der Gebrauch fordert nämlich, daß ich meine Erklärung in die einzige Sprache übersetze, welche am Hofe zu Petersburg und Moskau gebräuchlich ist. Nun kann ich aber diese Sprache nicht und da müssen Sie mit Ihrer Kenntniß mir aushelfen. Jetzt wissen Sie, was ich von Ihnen verlange."

VII.

Der Pavillon der Heiligen.

Ein unheimliches Schweigen folgte diesem Gespräch, welches eigentlich ein Monolog war.

Wer könnte die Bewegung schildern, die den armen Bronine ergriff?

Er hätte sich auf den Oberst stürzen und ihn erwürgen mögen, sein Leben galt ihm nichts mehr; aber dann hätte er ja Weratschka sicher verloren und sie der ungewissen Zukunft preisgegeben. Weigerte er sich den Willen des Obersten zu erfüllen, würde er alle Hoffnung auf Rettung vernichtet und den Erfolg dieses Rivalen nur aufgeschoben haben. Es blieb also nichts übrig, als zu gehorchen und er brach daher das Schweigen mit den Worten:

„Ich bitte, mir auf russisch zu sagen, was ich der Prinzessin schreiben soll. Ich werde es dann ins Französische übersetzen."

Gurosloff hätte fast vor Freude den Soldaten umarmt und nach kurzem Besinnen nahm er wieder das Wort:

„Wohlan! Schreiben Sie der Prinzessin, daß Sie unmöglich einen besseren Gemal finden kann als mich. Wenn Weratschka wünscht, daß ich im Dienst bleibe, so bleibe ich; will sie, daß ich abgehe, so gehe ich; wünscht sie in der Hauptstadt zu leben, gut! so gehen wir dorthin, will sie aber auf dem Lande wohnen, ists mir auch recht. Wo es ihr gefällt, kann ich nur bei ihr sein, da werde ich glücklich sein, so glücklich wie am Tage, wo ich mein erstes Kreuz vom Zaren erhalten habe. Mehr brauche ich wohl nicht, um mit beredten Worten schildern zu können, was ich fühle."

Der Oberst schwieg und Bronines Feder, die mit fieberhafter Geschwindigkeit über das Papier geflogen war, hielt in demselben Augenblick inne.

„Schon fertig?" rief Gurosloff.

„Haben Herr Oberst sonst nichts hinzuzufügen?" fragte kalt, doch mit bewegter Stimme der Soldat. „Ich glaube, daß ein so verdienstvoller Offizier nicht nöthig hat, zu den überschwenglichen Formeln der Galanterie seine Zuflucht zu nehmen, um das Herz der Dame, die er liebt, zu gewinnen. Ihre Worte habe ich gewissenhaft übersetzt. Soll ich es Ihnen auf russisch noch einmal vorlesen?"

„Nein, Bronine, nein. Sie sind ein geschickter Sekretär und ich brauche nur zu unterschreiben. Ihrer guten Dienste werde ich mich erinnern, mein Freund und ich wünsche, daß Sie auf meiner Hochzeit in der Offiziersuniform wieder erscheinen. Vertrauen Sie mir, wie ich Ihnen blindlings vertraut habe."

Während der Oberst unterschrieb, schauderte Alexander, es war das erste Mal, daß er sich vor sich selber schämte. Am Anfang des Briefes hatte Bronine einige Zeilen geschrieben, die mit feurigen Zügen seine eigenen Qualen schilderten. Er hatte der Versuchung nicht widerstehen können, aber nun senkte er das Haupt, als Gurosloff vertrauensvoll den Brief einen Kosaken übergab mit dem Befehl, ihn sofort nach dem Schlosse zu bringen.

„Sie sind beurlaubt, Bronine", sagte dann der Oberst und drückte Alexander herzlich die Hand. „Sie sind beurlaubt bis zum Tage der großen Parade, welches unser letzter Probetag sein wird. Sie werden Ihre alte Uniform wieder erhalten, oder ich will meinen ganzen Ruf verlieren."

Eine Stunde später lief Alexander auf der Straße nach Jsrog. —

Bronine hatte den Kosaken nicht wieder einholen können. Als er im Schlosse anlangte, war der Fürst zur Jagd und seine Tochter, nach-

dem sie einen Brief vom Obersten erhalten, ausgegangen, ohne zu sagen, wohin.

Dieses erfuhr Alexander von einem Diener, der in dem staubbedeckten Soldaten den alten Hausfreund erkannt hatte und ihn in den Salon führte, wo er den Fürsten erwarten sollte.

Er warf sich auf einen Divan und blieb lange, den Kopf zwischen die Hände gestützt, sitzen.

Dieser Salon mit seiner eleganten Einrichtung erinnerte Alexander an seine Vergangenheit. Die große Etagère zeigte noch wie damals die chinesischen Mandarinen mit den dicken Bäuchen, sitzend oder stehend, mit oder ohne Regenschirm. Seine beiden Lieblinge waren auf ihrem Posten geblieben, der eine mit einem zerbrochenen Arm, der andere mit nur einem Bein. In der Zeit, als Alexander hier sein Paradies hatte, war er es gewesen, dem sie diese Amputation verdankten. Ohne Groll schienen die Invaliden auf ihn niederzublicken und ihn einzuladen, wieder einmal mit ihnen zu spielen. Doch vergebens, er würdigte sie keines Blickes.

Der Fähnrich hatte wohl zwanzig Mal die Ronde in diesem prächtigen Saal gemacht, jedes Bild, jeden Spiegel und jede Marmorbüste bewundernd, wenn er die Prinzessin erwartete.

Der Soldat betrachtete nichts, denn er fühlte nicht mehr die Epauletten auf seinen Schultern nicht mehr die goldenen Schnüre, welche ihn mit der vornehmen Welt verknüpften, sie waren ihm ja abgerissen!

Jeden Augenblick glaubte er das Rauschen von Weratschkas Kleidern zu hören. Könnte er sie doch sehen so, wie er sie träumte, niedrig wie er war, ohne ihren Titel, ein einfaches Bauernmädchen!

Doch Weratschka kam nicht. Ungeduldig und des Harrens müde, ging er kühn hinunter in den Park, entschlossen, sie aufzusuchen, um eine Entscheidung herbeizuführen.

Er durcheilte die Wege, durchforschte die Gebüsche und suchte in allen Grotten, ohne sie zu finden. Nur die Vögel unterbrachen mit schrillen Tönen die Stille, als ob sie sich über seine unnützen Nachforschungen lustig machten. Fieberhaft kochte sein Blut.

„Sie hat mich fortgejagt", dachte er, „und nun flieht sie vor mir, natürlich!"

Endlich näherte er sich dem chinesischen Pavillon, hinter dem ein Wasserfall über die Felsen rauschte. Alexander erinnerte sich, daß Weratschka öfters in diesen Kiosk ging, um vor den Heiligenbildern zu beten, welche ihre Mutter hier aufgehängt hatte.

Alle russischen Häuser, von der Isba bis zum Palast, müssen ihre Obras haben, das sind, im bizantinischen Geschmack, roh, kindlich und einfältig ausgeführte Heiligenbilder.

Dieser Pavillon war daher ein unverletzliches Heiligthum und niemand hätte gewagt, die Prinzessin in ihrem Gebete zu stören; aber Bronine hatte den Kopf verloren und zögerte nicht, in dieses geheiligte Asyl einzudringen. Er wollte und mußte unter jeder Bedingung sie wiedersehen. Ebensowenig zögert der Reisende in der Wüste, von dem eiskalten Wasser zu trinken, welches ihm den Tod bringen kann.

Die Thür war nur angelehnt. Wie ein Dieb schlich er die Stufen

hinauf, um die junge Dame zu überraschen, leise trat er ein und blieb unbeweglich, in Entzücken und Furcht versunken, stehen.

Die Purpurvorhänge vor den Heiligenbildern waren aufgezogen und Weratschka lag auf den Knieen mit einem Brief in der Hand und betete inbrünstig:

„O, meine Mutter und ihr Heiligen, erleuchtet mich! Ich biete euch meine Schmerzen als Sühne für meine Sünden. Steht mir bei! Eure ungläubige Tochter unterwirft sich und bittet von Euch ein Wunder, denn ein Wunder ist es, Gerechtigkeit und Güte von einem Menschen zu verlangen. Um eines Elenden willen setzte Alexander sein Leben und das seiner Mutter aufs Spiel, wenn er mich einen Augenblick sehen will. O rettet ihn, entreißt ihn seinem Henker! — — — Was habe ich gesagt, ich Unglückliche! Nein, mein Schutzpatron, blicke mich nicht so zornig an, weise mich nicht ab! Es ist keine ruchlose Bitte, ich fordere nicht den Tod eines Verräthers! Habt Gnade, meine Gedanken sind unstät und verworren oder eigentlich hab ich nur einen, einen einzigen Gedanken: Alexander zu retten!

Schon hart genug habe ich mein Herz gestraft, zu sehr schon habe ich alle meine Wünsche, alle meine Hoffnungen zertrümmert, als ich verzichtete ihn zu sehen. Laßt mich mindestens ihn retten. Alles will ich hingeben, nur nicht meine Liebe, die ich verbergen, verleugnen, aber nie aus meinem Herzen reißen kann! Ich vermag es, seinen Namen nicht mehr auszusprechen, aber aufhören seiner zu gedenken, das kann ich nicht. Ich kann ihn verbannen aus meiner Nähe, aber aus meinem Herzen — niemals! Laßt mich dulden mein Leben lang, wenn ich ihn nur glücklich weiß."

Alexander wagte nicht zu athmen. Der Himmel stieg in seine Seele nieder: Er wurde geliebt, wie er es in seinem schönsten Traume nicht geahnt hatte. Er fürchtete zu erwachen und streckte beide Arme der jungen Prinzessin entgegen, um sie an die Brust zu drücken.

Weratschka schien von einem schmerzlichen Gedanken tief ergriffen und küßte mit wilder Inbrunst das Bild ihres Schutzpatrons, dann fuhr sie mit bewegter Stimme fort:

„Ihr Heiligen, ich fühle es, um von Euch und den Menschen Mitleid zu erlangen, muß ich ein fürchterliches Gelübde thun! Soll ich denn mein ganzes Sein, meine Glückseligkeit, meine Zukunft opfern? Ja, ich will nicht zögern. Fordert ihr von mir, daß ich mein Geschick an das jenes Verhaßten knüpfe, der in diesem Briefe meine Hand verlangt? Wenn Alexanders Leben, seine Ehre es erfordern — wohlan! Meine Liebe zu ihm ist groß genug, um dieses Opfer zu bringen."

Bronine schloß die Thür des Pavillons und der Luftzug löschte die beiden Kerzen, die vor den Heiligenbildern brannten.

„Weratschka", sagte er finster, „thue dieses ruchlose Gelübde nicht!"

Erschrocken drehte sie sich um und erblickte Alexander, der blaß und bebend an der Thür lehnte.

„Alexander!" murmelte sie, während ein himmlisches Lächeln ihr Gesicht erhellte und sie auf ihn zuging.

„Laß ab von jenem Gelübde, Weratschka, oder ich tödte mich vor Deinen Augen. Der Oberst mißbraucht seine Gewalt, er ist ein Schurke! Du darfst ihn nicht heiraten, wenn ich auch Deiner nicht würdig, ja

selbst wenn ich todt wäre. Jedem andern reiche Deine Hand, nur nicht diesem Gurosloff, den ich hasse und den ich umgebracht hätte, wär es nicht um Deinetwillen und um meine arme Mutter, daß ich mein Leben schonte. Er, der weiß, daß ich Dich liebe, macht mich zum Vertrauten seiner Liebe, läßt durch meine Hand seine verliebten Erklärungen schreiben! Welche Schändlichkeit, uns beiden so zu quälen! Antworte ihm nicht, Weratschka, verabschiede ihn, jage ihn fort! Hast Du doch auch mich fortgejagt."

„Aber sein Zorn wird auf Sie fallen, Alexander", erwiederte die Prinzessin mit flehender Stimme und Geberde. Sie wird er zum Stichblatt seiner Launen, seines Hasses machen. Er kann Sie demüthigen und strafen, kann Sie verurtheilen einen Fehler zu sühnen, den er Ihnen unterschiebt. Nein, Alexander, ich darf nicht ohne den Obersten rechnen!

Bronine sah sie starr an und sagte bitter lächelnd:

„Du betrügst Dich selber. Ich will glauben, daß Du mich nicht täuschen willst. Du möchtest mich retten, aber bist nicht offen gegen Dein Gewissen. Ich war thöricht davon überrascht zu sein. Du bist die Tochter des Fürsten Muriakin. Im Grunde des Herzens schämst Du Dich, einen Soldaten zu lieben und es wird Dir nicht schwer, den Oberst Gurosloff zu heiraten. Natürlich! Um die geheime Stimme Deines Herzens zum Schweigen zu bringen, machst Du ein Verdienst aus dieser leichten Entsagung, indem Du es zu einem Gelübde erhebst. Ich will", fuhr er immer finsterer fort, „ich will in dieser Komödie nicht mitspielen, Prinzessin! Vergessen Sie einen Augenblick Ihre Rolle und seien Sie offen: Gestehen Sie, daß eine Prinzessin keinen Soldaten heiraten darf. Wahrhaftig, da könnte sie ja Nebenbuhlerin einer Marketenderin werden! Je nun, wenn man auch noch so sehr Prinzessin ist, ein wenig ist man doch auch Weib; man hat Mitleid mit dem Degradirten, man betet für ihn! — Selbst Gurosloff kann mir nicht böse sein, denn es ist ja doch immerhin nur Ihre Schönheit an meinem Unglück schuld und wenn er erst verheiratet ist — der gute Oberst! — wird er für mein Avancement Sorge tragen, aus Mitleid und aus Dankbarkeit für meine Dienste. Seien Sie glücklich, Prinzessin."

Wie versteinert war Weratschka stehen geblieben und hatte, ohne Alexander zu unterbrechen, zugehört; als sie aber sah, daß er die Thüre öffnen wollte, um sich zu entfernen, rief sie aus:

„Entsetzlich ist, was Sie mir sagen, Alexander. Also Sie halten mich für eines jener Weiber, die eitel und leichtfertig mit dem Leben spielen? In diesem Briefe klagen Sie mich an und halten mir Ihre Leiden vor. Achten Sie denn die meinigen für nichts?"

„Bin ich denn ungerecht?" fragte Bronine düster. „Sind Sie nicht wie alle Ihre Schwestern? Als ich die Epauletten trug, war ich eines Blickes, eines Lächelns, eines Walzers wohl werth. Heute, in diesem groben Rock jagt man mich fort, thut das Gelübde, einen Obersten heiraten zu wollen, um mich vor der Knute zu bewahren. Bin ich ungerecht, wenn ich glaube, daß eine teuflische Koketterie mich genasführt hat?"

Traurig senkte die Prinzessin den Kopf vor Alexanders blitzendem Auge und zerknitterte Gurosloffs Brief zwischen den Fingern.

„Ja", sprach sie leise; „hätten Sie weder uns, noch den armen

Tschertokonsky kennen gelernt, wie viele Thränen würden Ihrer Mutter erspart sein! Ja, ich war kokett, ich bin schuldig und Sie haben recht, mich anzuklagen.

Vor dieser aufrichtigen Demuth schwand Alexanders Zorn dahin und sanfter erwiederte er:

„Ich klage Sie an, Prinzessin und doch bin ich von Stolz erfüllt. Auf den Knieen müßte ich Ihnen danken für den Almosen Ihres Mitleids. Alle Glückseligkeit meines Lebens verdanke ich Ihnen und der Gedanke an entschwundene schöne Stunden entschädigt mich für alle Schmerzen. O, Weratschka, wenn ich hier den Duft der Bäume, den Wohlgeruch der Blumen wiederfinde, wenn ich alle jene Beete und Büsche im Strahl der Sonne liegen sehe, die mich an Vergangenes mahnen und unbeschreiblich schöne Erinnerungen in mir erwecken, durch welche mein jetziges Elend noch entsetzlicher erscheint, dann möchte meine Liebe sich in Haß verwandeln! — Wenn ich nach meiner Degradation in Gedanken oft hier verweilte, so geschah es, um finstere Gefühle zurückzudrängen. Wenn ich oft gelitten habe und so weit ging, Sie zu beschuldigen, so war es, weil ich nicht hoffen durfte, jemals wieder hierher zu kommen, jemals Sie wieder zu sehen. Es ist wahr, ich bin nicht mehr derselbe Mensch, ich habe nicht mehr das Recht, auf den Namen, den meine Mutter mir gegeben, zu hören. Nennen Sie mich nicht Alexander, Prinzessin, Sie reden mit dem Soldaten Bronine."

Er schwieg und kalter Schweiß bedeckte seine Stirn. Mit finsterem Blick betrachtete er seine grobe Uniform und schmerzlich empfand er seine eigenen Worte.

Er ahnte nicht, daß gerade der Rock, den er trug, in den Augen der Prinzessin seinen Werth erhöhte und die Darstellung seiner Leidenschaft ihr Herz in Fesseln schlug. Sie fühlte sich angezogen von dem Duft der verbotenen Frucht. Weit entfernt unter dem groben Rock den groben Soldaten zu sehen, dachte sie in ihrer Einbildungskraft nur an den Soldaten des Ballets und der Oper, der Schildwache steht und ein Lied an das ferne Vaterland singt, der entflieht und verfolgt wird. Etwas Unbekanntes, Außerordentliches, Ideales trat in ihren Gesichtskreis und für die hochgeborene Prinzessin hatte der Soldatenrock einen Nimbus, den für ein gewöhnliches Mädchen die Epauletten zu haben pflegen.

So kam es, daß sie mit einer Art von fieberhaftem Entzücken den Jüngling betrachtete, als ob die Liebe, die ihr Herz angesammelt hatte, sie für den Haß und die Verachtung der Welt entschädigen sollte. Doch bald verfinsterte sich ihre Stirn wieder und traurig erwiederte sie:

„Von Ihren Leiden sprechen Sie zu mir, aber ich habe der meinigen noch nicht erwähnt. Sie wissen nicht, daß kein Tag vergangen ist, seit wir uns nicht gesehen, an dem ich nicht die Maske der Verstellung auf meinem Gesicht ertragen, an dem ich nicht lügen und betrügen gemußt habe. Hatte ich nicht das Vertrauen Gurosloffs zu gewinnen, seinen Argwohn einzuschläfern und ihn vergessen zu machen, daß ich Sie ihm vorgezogen? Ach, jedes Wort, jeder Blick, jedes Lächeln, welches ich an ihn richtete, fühle ich im Herzen wie eine schmähliche Falschheit! Nun ich Sie wiedersehe, Alexander, fühle ich noch mehr, welche falsche, verächtliche Rolle ich diesem Manne gegenüber gespielt habe. Sie sind

nur unglücklich, mein Freund, ich aber bin schuldbeladen, weil ich meinen Vater betrüge und diesen Obersten, den der Zar selbst seinen bravsten Offizier genannt hat. Ich muß vor Ihnen erröthen, denn Sie werden mich verachten und wen man verachtet, den kann man nicht lieben!"

Bronine ging auf sie zu, küßte ihr verehrungsvoll und zärtlich die Hand und sagte mit sanfter Stimme:

„Habe ich denn ein Recht zu urtheilen über Sie, strenge Richterin Ihres eigenen Herzens? Was bin denn ich vor dem Auge des Obersten, meines Chefs, meines Nebenbuhlers, der sich bemüht, mir mein Geschick zu mildern, während ich sein Vertrauen verrathe? Bin ich nicht ein Verräther? Aber das Verhängniß unserer Liebe", fuhr er leidenschaftlicher fort, „hat alles, alles gemacht; es hat uns zusammengeführt, es treibt uns, alle Hindernisse zu brechen, die uns trennen. Was machts, wenn unsere Füße den Schlamm aufwühlen, wird er doch unsere Herzen nicht erreichen, und bleiben wir unseren freiwilligen Schwüren treu, so wird Gott uns verzeihen, wenn wir Pflichten verletzen, die Gewalt uns auferlegt."

Verwirrt bemühte sich Weratschka, Bronines Leidenschaft zurückzuweisen und seine Kühnheit zu mäßigen.

„Nein, Alexander, gehen Sie fort. Ich will nicht, daß Sie sich erniedrigen. Sie sind Soldat und Ihre Ehre sollen Sie mir nicht opfern. Die Liebe ist nur eine ehrgeizige Phase in dem Leben der Männer; und später, wenn Ihr Herz sich nach Ruhm sehnt und sich in beschämender Unthätigkeit verzehrt, dann werden Sie mir vielleicht Vorwürfe machen, daß mein Eigennutz Ihnen genommen, was das Höchste ist für einen Offizier!"

„Offizier!" wiederholte Bronine bitter.

„Glauben Sie wenigstens an meine Aufrichtigkeit und strafen mich nicht grausam, wenn Sie meinen, daß diejenige, die den Oberst betrogen hat, auch Sie betrügen könnte. Ich verspreche Ihnen, mein Freund, daß ich Gurosloff lange noch hinhalten will in kühlen, respektvollen Banden, so daß er weder Unzufriedenheit noch Eifersucht zeigen darf; und Dank dieser unerträglichen Komödie können wir hoffen, daß mein Vater unterdessen Ihre Begnadigung erlangen wird."

„Warten, immer warten!" unterbrach sie der Soldat. „Und während Sie dem Obersten lächeln, kann er mich wie einen aufrührerischen Sklaven behandeln, kann mich hängen wie einen Dieb, kann mich prügeln wie einen Hund! — Warten — fortgehen? Nein, ich bleibe!"

Weratschka blickte ihn an, als ob sie nichts von allem begriff.

„Bleiben, Alexander?"

„Ist denn das so wunderbar?" fuhr er energisch fort. „Ich will ein Ende machen. Zuwider ist mir dies Leben. Betrügen, lügen, immer gehorsam die Hand küssen, die mich züchtigt. Fürchten Sie nichts. Sie verlassen den Pavillon, niemand wird erfahren, daß wir uns gesprochen haben. Ich werde desertiren — man wird mich ergreifen und erschießen. Ich werde glücklich sterben, da ich weiß, daß die schöne Prinzessin Muriakin den Soldaten Bronine beweinen wird."

„Und Ihre Mutter?"

Der Jüngling erbebte und wurde noch bleicher; zugleich hörte man von weitem Stimmen und Schritte.

„Man kommt", flüsterte Weratschka erschrocken.

„Wenn man mich hier findet, sind Sie verloren", rief Bronine und warf ängstlich forschende Blicke umher.

„Lassen Sie sich nicht sehen, kein Mensch wagt es, hier einzudringen. Die Heiligenbilder meiner Mutter werden uns schützen.

VIII.

Die Revue.

Die Stimmen und Schritte näherten sich.

„Sie dürfen nicht kompromittirt werden, Prinzessin", sagte lebhaft der Soldat. „Aus diesem Fenster kann ich hinausspringen, ohne gesehen zu werden, von den Zweigen der Bäume versteckt. Von da springe ich in den Fluß. Ich verberge mich im Wasser, es ist tief —"

„Nein, Alexander, ich verbiete es, Sie werden umkommen!"

„Sagte ich nicht schon, daß ich den Tod suche?"

Mit kräftiger Hand faßte er an die Fensterbrüstung, um sich hinaufzuschwingen, doch Weratschka ergriff seinen Arm und rief in Verzweiflung:

„Bleib, o bleibe, wenn Du mich liebst!"

Bronine zögerte einen Moment und erwiederte dann:

„Unter einer Bedingung."

„Welche?"

Bronine zündete die Kerzen wieder an und zeigte auf das Heiligenbild.

„Knien Sie nieder, Prinzessin, und sprechen Sie nach, was ich Ihnen vorsagen werde."

„Ich gehorche, Alexander."

Strahlend schön wie der gefallene Engel stand Bronine vor ihr. Das Feuer der Leidenschaft entstellte seine sonst so offenen, heiteren Züge und machte sie finster, kalt und mißtrauisch, während er mit fester Stimme fortfuhr:

„Niemals werde ich dem Obersten Gurosloff meine Hand reichen!"

Weratschka faltete die Hände und während Thränen über ihre blassen Wangen liefen, sprach sie schluchzend:

„O, meine Mutter, o mein Heiliger, höret mich! Nie werde ich einem andern Manne angehören, als Alexander, mag er gerettet oder verloren, Soldat oder Offizier, frei oder gefangen sein!"

„O, meine Weratschka, Du öffnest mir den Himmel!" rief Bronine.

Die Schritte kamen näher.

Die Prinzessin horchte ängstlich auf die Stimmen, die immer deutlicher wurden und bat:

„Nun laß mich gehen, Alexander."

„Ja", sagte er, hob sie auf und drückte sie, mit Thränen in den Augen, an seine Brust. Jetzt, theures Herz, zweifle ich nicht mehr. Alle Leiden, alle Demüthigungen will ich tragen, da ich weiß, daß Du mich liebst. Gesegnet sei mein Mißgeschick, welchem ich dieses Geständniß verdanke, das mein Herz mit Freude und Stolz erfüllt! O, Du lieber,

grober Soldatenrock! Eben noch wollt ich fluchend Dich von mir reißen, jetzt segne ich Dich, weil Du mich Weratschka genähert hast!"

Von weitem ertönten Jagdrufe und Hundegebell.

„Horch", flüsterte die Prinzessin, immer mehr bestürzt, „jetzt nähern sie sich dem Pavillon."

„Ich versichere Sie", sagte eine Stimme, in welcher die Liebenden den Fürsten Muriakin erkannten, „daß meine Tochter sich in ihrem Lieblingsasyl eingeschlossen haben wird, um zu beten. Sie ist immer besorgt für mich, wenn ich auf die Jagd gehe."

„Dann wollen wir sie dort einmal überraschen", erwiederte Gurosloff.

„Um Gottes willen! „Der Obras ist unverletzlich. Wenn Sie einen Ueberfall wagen und Weratschkas Zorn herausfordern wollen, dann ziehe ich mich zurück", sagte lachend der Fürst.

„Pah, ich bin nicht gewohnt, vor einem Feinde zurückzuweichen", rief der Oberst. „Ich wage das Abenteuer."

Weratschka riß sich aus Alexanders Armen, schob ihn hinter die Purpurvorhänge, die sie herabgelassen hatte und trat bebend, blaß wie der Tod, mit erzwungenem Lächeln auf den farblosen Lippen, vor die Thür.

„Willkommen, Herr Oberst", sagte sie mit ruhiger Stimme, während ihr Herz zu zerspringen drohte.

Der Oberst war braun und blau und warf forschende Blicke in den Kiosk, während er mit seltsamer Betonung sprach:

„Verzeihung, Prinzessin, daß wir Sie bei Ihrem Gebete stören."

Weratschka stieg einige Stufen herab und stützte sich an die Balluſtrade.

„Hilf mir", sagte der Fürst, „den Obersten zu halten. Ich traf ihn eben hier im Park und schon will er wieder fort, sonst unser treuester, geringesehenster Gast!"

Die junge Dame war nicht im Stande zu antworten. Die Wort starben ihr auf den Lippen, denn sie fragte sich, ob Gurosloff nicht Alexander gesehen und ihr Geheimniß entdeckt hätte.

„Ich verstehe", nahm der Oberst wieder das Wort, indem er die Prinzessin bedeutungsvoll anblickte. „Ich verstehe, die gnädigste Prinzessin ist von meinem plötzlichen Besuch überrascht. Verzeihen Sie meine Ungeduld —" dann, sich an den Fürsten wendend, fügte er hinzu:

„Durchlaucht, die Prinzessin wird die Güte haben, Ihnen Mittheilung über den Brief zu machen, den ich so kühn war, ihr zu schreiben und ich bitte bis zur nächsten Revue um Antwort. Die Prinzessin wird vielleicht bis dahin mein Urtheil gefällt haben, während ich mich mit dem Schicksal des jungen Bronine, unseres Schützlings, beschäftigen werde.

Der Oberst sprach die letzten Worte, indem er die Zähne aufeinander biß und entfernte sich dann rasch ohne eine Antwort des Fürsten zu erwarten, der ihm verwundert nachblickte und dann ausrief:

„Der arme Oberst! Er ist närrisch verliebt; nun, Deine Antwort kann ich mir denken."

„Meinst Du, Papa?" fragte Weratschka. „Der gute Gurosloff ist

ein verdienstvoller Offizier, den der Zar sehr hoch schätzt. Er kann noch avanciren — und später vielleicht —"

„Ah", sagte der Fürst erstaunt, „ich dachte nicht, daß mein Töchterchen so ehrgeizig wäre. Aber das ist ja Deine Sache."

„Armer Vater", dachte Weratschka, „er glaubt mir und es ist nöthig, daß er mir glaubt. Mein Leben und mein Geschick gehören nicht mehr mir, wie Alexanders Schicksal und Leben nicht mehr ihm gehören. Zeit gewinnen ist unser Ziel, unsere Hoffnung, unser einziger Ehrgeiz!"

Der Fürst und seine Tochter kehrten zusammen in das Schloß zurück, wo eine große Gesellschaft von edlen Bojaren, den Jagdfreunden des Fürsten, sie erwartete und denen die schöne Prinzessin die Honneurs bei einem glänzenden Diner machen mußte.

Bronine verließ den Pavillon erst nach Einbruch der Dunkelheit, aber zu seiner Verwunderung wurde ihm für sein Ausbleiben keine Strafe zuerkannt.

— — — — — — — — — — — — — —

Nach der Unterredung Bronines mit der Prinzessin hatte der Oberst seine Wohnung nicht wieder verlassen, ungeduldig und in fieberhafter Aufregung den Tag der Parade erwartend. Alle Gedanken des neuen Liebhabers waren verworren und die Unordnung in seinem Zimmer bekundete den Zustand seiner Seele. Jeder Gegenstand reflektirte auf irgend eine Weise den Grad seiner geheimen Qualen. Der Spiegel, in welchem er sonst so gern sein Bild betrachtete, lag zerbrochen zu seinen Füßen und die Scherben waren auf dem Boden zerstreut, während zerrissen und beschmutzt der französische Roman halbgeöffnet auf dem Divan lag. Alles im Zimmer hatte einen Anstrich von phantastischem, traurigen und wüsten Durcheinander angenommen, der mit dem Seelenzustande des Obersten übereinstimmte.

Vom frühen Morgen rauchte Gurosloff, in Erwartung der Stunde der Revue, noch seine Türkenpfeife; aber er rauchte mit großen, schnellen Zügen, deren Wirbel hundert verschiedene Formen annahmen. Bald waren es dichte Wolken, die rasch in die Höhe stiegen, bald zertheilten sie sich in einzelne Ringe, die sich spielend umkreisten.

Wollte der Oberst denn alle Gegenstände um sich unsichtbar machen? Wollte er auf diese Weise sich gegen das Eindringen der Sonnenstrahlen wehren, um sich desto besser in die Nacht seines Herzens, in die Finsterniß seiner Gedanken zu versenken? Schon konnte er inmitten des Dampfes die Tapeten, die Pistolen und Fahnen, welche sein Zimmer schmückten, nicht mehr erkennen. Er sah nur noch die Spitzen der Dolche durch den dichten Schleier funkeln und dann zwei Figuren, welche hartnäckig, ohne Gnade sich immer und immer wieder seinen erregten Blicken darboten.

Unbeweglich wie Statuen erschienen diese Bilder in dem dichten Rauch, der nicht im Stande war, sie zu verstecken. Keinen Augenblick ließen sie ihn allein. Es waren Bronine und Weratschka!

Der Oberst sah sie noch in derselben Stellung, in welcher er sie überrascht hatte, als er sie in dem Pavillon belauschte, und um sich zu rächen für diese unbarmherzige Vision, wiederholte er mit Donnerstimme und drohendem Lächeln die Worte Bronines.

„Ja, Du hast recht, Bronine", fügte er dann hinzu, „Dein Leben

ist in meiner Hand, ich kann Dich Deine verruchte Verrätherei büßen lassen, wenn es mir gefällt."

Die beiden Gestalten näherten sich und schienen mit spöttischem Lächeln ihm Trotz zu bieten.

„Falsche Weratschka", rief er aus, „Du thust unrecht, mir zu drohen, denn Deinen Geliebten kann ich peinigen wie einen Meuterer, ihn hängen wie einen Dieb und ihn peitschen wie einen Hund! Nicht einmal seine Leiche könntest Du von mir fordern. Bronine hat es Dir gesagt und Bronine hat recht. Wohl kennt er die Gesetze seines Landes, aber er verletzt sie für ein Lächeln von Dir. Du bist schön, Weratschka, aber Du bringst Unglück denen, die sich an Deinem falschen Lächeln berauschen!"

Gurosloff bildete sich ein, daß das bleiche Gesicht des Fähnrichs ihm verächtliche Blicke zuwürfe.

„Verdammter Soldat", schrie er wüthend, „kann ich Dich denn gar nicht aus meinen Gedanken los werden? Weißt Du nicht, elender, ohnmächtiger Rivale, daß Du in meine Macht gegeben bist? Ich brauche weder die Stunde zu suchen, in welcher ich Dich zu Fall bringen soll, noch mich zu verächtlicher Heuchelei zu erniedrigen, um mich für Deine Treulosigkeit zu rächen. Offen, vor tausend Blicken, im hellen Sonnenschein, sogar in Gegenwart Deiner Geliebten, an deren Schmerzen ich bald mich weiden werde, soll Dich die Strafe ereilen! Du bist mein Opfer von Rechts wegen, Bronine, und nicht lange mehr brauche ich auf meine Rache zu warten!"

Als ob der Zufall sich mit Gurosloffs Haß verbinden wollte, erblickte er zwischen den Rauchwolken die Zeiger der Uhr, welche die elfte Stunde zeigte.

Die Revue seines Regimentes war auf Mittag angesetzt. Die Rache nahte mit schnellen Schritten.

Plötzlich schloß Gurosloff die Augen, die Sonnenstrahlen zertheilten die Rauchwolken und die Erscheinung, welche den Oberst so aufgeregt hatte, verschwand; zugleich fühlte er ein unbestimmtes Gefühl von Mitleid in sein Herz dringen; doch er schämte sich seiner Schwäche und sich rasch erhebend, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort:

„Warum ihn schonen, diesen Elenden? Hat er mich geschont, er, den ich wie einen Bruder behandelt, mit dessen Unglück ich Mitleid gehabt, dem ich mein Herz geöffnet habe? Hat er gezögert, mit dieser verschmitzten Prinzessin sich über mich lustig zu machen? Als ich sie überraschte, lachten sie ohne Zweifel über meine einfältige, unglückliche Liebe. Weshalb soll ich zögern mit meiner Rache? Vielleicht, damit sie noch mehr über mich lachen? Hübsch ist er und jung, dieser Soldat, und ich bin ein alter, häßlicher Oberst — zu spät, ich verstehe! O, dieser Mensch! Dieser begünstigte Liebhaber reißt mir einzeln jede meiner Wunden wieder auf. Heute schmerzen sie wieder, wie auf den Schlachtfeldern von Smolensk, Borodino und Leipzig. Mein Blut ist nicht unter der Knute geflossen, aber seines. Wird Deine Liebe, Weratschka, auch diese Schande überleben?"

Die Uhr schlug halb zwölf.

„Wie langsam bewegt sich dieser verdammte Zeiger!" fuhr der Oberst fort. „Wer ist denn dieser Mensch, der im Stande ist, mein

Herz zwei Tage lang zu foltern? Ein Soldat, ein Sklave jedes meiner Worte, der ohne eine Miene zu verziehen, meinen tollsten Befehl ausführen und in unbedingtem Gehorsam dem Pfeifen der Kugeln und dem Sausen der Kartätschen standhalten muß; ein Soldat, dem ich zugleich Vater und Richter, Leben oder Tod, Himmel oder Hölle bin! Wie mancher andere Soldat, dessen Namen ich nicht einmal weiß, ist auf mein Geheiß schon unter der Kugel oder der Knute verstummt; aber keiner hat mich je so grausam gekränkt! Wenn ich diesen leben ließe — doch nein — ich will es — er soll sterben — wie ein Verbrecher!"

Die Uhr schlug zwölf!

Ohne einen Blick in den Spiegel zu werfen, oder sonst an seine Toilette zu denken, aber immer mit der Pfeife in der Hand, stürmte der Oberst aus dem Hause.

Von weitem hörte er die Töne der Regimentsmusik, die in seiner Seele wie der Todesschrei der beiden Liebenden klangen.

Eine glänzende Gesellschaft hatte schon die Umgebung des Exercierplatzes besetzt, als Gurosloff eintraf; er bemerkte die Equipage des Fürsten Muriakin, in welcher an der Seite ihres Vaters Weratschka blaß und zitternd lehnte.

Der Oberst that, als bemerkte er die Prinzessin und ihre flehenden Blicke nicht. Der Ausdruck, der in ihren Augen lag, konnte ihn nicht rühren, denn er las darin nur die Größe ihrer Liebe für den verhaßten Nebenbuhler. Ha, ohne Zweifel ahnte sie das Urtheil, welches der Oberst nur mit Mühe auf seinen Lippen zurückhielt!

Die Revue nahm ihren Anfang.

Gurosloff bestieg sein Pferd und übernahm das Kommando. Mit ungewohnter Eile durchritt er die Reihen der bewaffneten Automaten, die seine schwierigsten und widersprechendsten Befehle mit wunderbarer Genauigkeit ausführten. Aber was kümmerten ihn diese bewunderungswürdigen Leistungen, welche diese Tausende gleichzeitig auf ein Wort oder ein Signal den erstaunten Zuschauern zeigten? Was kümmerte ihn das magische Schauspiel dieser festgeschlossenen Linien, die bald im Strahle der Sonne, mit ihren blitzenden Gewehren funkelnde Reihen bildeten, bald unter Wolken von Staub und Pulverdampf wie drohende Bastione einer unbezwinglichen Festung aussahen? Er träumte nicht von Krieg und Eroberung, als er diese tausende von Füßen sah, die sich gleichzeitig hoben und senkten; er dachte nur an seine Liebe und seine Rache!

In der Aufregung und Ungeduld fand er alles schlecht und um den Offizieren und Unteroffizieren besser zeigen zu können, worin sie fehlten, stieg er vom Pferd. Zufälligerweise war Bronines Compagnie noch nicht in seine Nähe gekommen. Er hielt noch immer die Pfeife Mahomeds IV. in der Hand und war im Begriff in ziemlich heftiger Weise einem alten Offizier etwas deutlich zu machen, als plötzlich ihm das Wort in der Kehle stecken blieb. Er hatte seinen Feind entdeckt! Ein boshaftes Lächeln flog über sein Gesicht.

Mit Gewalt unterdrückte er den Ausbruch seines Hasses, denn er wollte seiner Rache einen Anstrich von Gerechtigkeit geben.

Einen kurzen Blick warf er noch nach dem Wagen, in dem Weratschka

sich befand und der ganz in der Nähe hielt. Deutlich konnte er die Leichenblässe und die Todesangst auf ihrem Gesicht erkennen, wodurch seine Wuth und Eifersucht neue Nahrung bekam. Auch der Fürst schien seiner Tochter Besorgnisse zu theilen. Sollte er das Geheimniß dieser Liebe kennen?

„Desto besser!“ dachte Gurosloff. „Mehr wie ich können sie nicht leiden.“

Leichten Schrittes, erhobenen Hauptes und lächelnd ging der Oberst auf den Soldaten zu, doch seine Finger umfaßten krampfhaft das Pfeifenrohr.

Alexander war nicht durch Weratschka gewarnt worden, die übrigens allein für seine Rettung arbeiten wollte. Ruhig und gleichgiltig erschien er daher vor dem geheimen Zorn des Obersten. Diese Ruhe des begünstigten Liebhabers brachte Gurosloff immer mehr in Wuth, so daß er plötzlich vor Bronine stehen blieb, um ihn einer genauen Prüfung zu unterziehen.

„Erbärmliche Haltung!“ schrie er endlich, als er im Stande war, das nervöse Zittern seiner Stimme zu bewältigen. „Sehen Sie, Zugführer, diesen nachlässigen Menschen! Sehen Sie diese krummen Kniee. Vorwärts, vorwärts! Schultern zurück, Brust heraus! Noch mehr! Ist er taub, der Kerl?“

Schon folgte eine Bewegung der Hand seinen Worten, als der unglückliche Bronine mit einer Stimme, die zischend zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervorkam, sagte:

„Rühren Sie mich nicht an!“

„Im Gliede wird nicht gesprochen“, erwiederte der Oberst kalt und berührte mit der Pfeifenspitze erst die Brust und dann die Wangen des Soldaten.

„Lassen Sie mich zufrieden!“ keuchte Alexander, der nun anfing, das Motiv und den Zweck dieses schmachvollen Verfahrens zu begreifen.

„Ich glaube, er hat gesprochen“, sagte streng der Kommandant des Zuges, der sich bei dem Obersten beliebt machen wollte.

„So?“ sagte Gurosloff mit affektirtem Gleichmuth. „Nun, mit der Disciplin scherzen wir nicht.“

Gleichzeitig bemerkte er, wie die dunklen Augen des Soldaten sich nach der Prinzessin wendeten, da konnte er seine Wuth nicht mehr bezähmen und mit dem Ruf:

„Steh still, verdammter Kerl!“ schlug er ihn mit der Pfeife ins Gesicht.

Weratschka stieß einen Schrei aus. Alexander versuchte zu lächeln, doch das Blut stieg ihm zu Kopfe und ohne zu wissen, was er that, seine Pflicht, seine Mutter und seine Liebe vergessend, ging er auf den Obersten zu und riß ihm die Pfeife aus der Hand.

Der Zugführer wollte sich auf ihn stürzen, doch Gurosloff winkte ihm, ruhig zu bleiben und kreuzte die Arme über der Brust. Bronine, welcher den geheimen Beweggrund dieser majestätischen Ruhe begriff, holte tief Athem und erlangte nach und nach seine Kaltblütigkeit wieder.

„Herr Oberst“, sagte er, „mißhandeln Sie mich nicht unnöthiger-

weise. Ich kann Ihnen ja nicht entgehen. Henker genug haben Sie zu Ihrer Verfügung pfuschen Sie ihnen nicht ins Handwerk und lassen Sie die armen Teufel ihren Sold verdienen!"

Darauf warf er die Pfeife, die er dem Obersten entrissen hatte, heftig auf die Erde, daß sie zerbrach.

Gurosloff war im Innern hoch erfreut. Die Disciplin war verletzt, der Regimentskommandeur von einem Soldaten bedroht. Das genügte in den Augen des ganzen Regiments, dem Obersten die Pflicht der Bestrafung zuzuerkennen. Das Vergehen erforderte Bronines Verhaftung.

„Zwei Soldaten, zwei Soldaten!" schrie Gurosloff.

Der Kommandant des Zuges ließ zwei Soldaten vortreten, die Alexander das Gewehr abnahmen und sich bereiteten, ihm die Uniform auszuziehen, während der Major befahl, die schändlichen Stöcker mit den langen, doppelknotigen Hanfschnüren herzubringen.

Wer vermöchte zu beschreiben, was im Herzen der Prinzessin Weratschka vorging? Anfangs hatte sie geglaubt, ihn zu lieben, weil sie ihn für weniger thöricht, weniger leichtfertig und weniger selbstgefällig hielt, als ihre andern Anbeter; dann hatte das Duell mit Tschertokonsky ihrem Stolz geschmeichelt, die Degradation des unglücklichen Siegers ihr Mitleid herausgefordert und die Hindernisse, die sich ihrer Liebe entgegenstellten, in ihr den bei Damen so natürlichen Geist der Verschlagenheit und der Intrigue erregt. Als sie aber sah, daß Bronine um ihrer Liebe willen von einer unmenschlichen Mißhandlung bedroht war, da schwanden aus ihrem Herzen die letzten Reste der Selbstsucht und der Eitelkeit. Ihre edle, verkannte Natur beschloß, sich für den zu opfern, der sich ihretwegen geopfert hatte, denn sie liebte ihn umsomehr, je tiefer er gesunken war. Während eine weniger große Seele in einem ähnlichen Augenblick über die Demüthigung ihres Geliebten erröthet und ihn feige verleugnet haben würde, stand sie tapfer zu ihm und erkannte im Uebermaß ihrer Schmerzen beim Anblick der schmachvollen Scene das Uebermaß ihrer Leidenschaft.

Ein Diener des Fürsten Muriakin überbrachte dem Obersten ein Billet, in welchem dieser die mit Bleistift geschriebenen Worte las:

„Lassen Sie Ihre Rache, so wird meine Tochter die Ihrige."

Bronine wurde starr vor Staunen, als er hörte, wie sein Chef den beiden Soldaten befahl, ihm sein Gewehr zurück zu geben und ihn wieder eintreten zu lassen.

Die neugierige, skandalsüchtige Menge schien mit dieser Lösung nicht zufrieden und fand eine Art Genugthuung, als sie den Exfähnrich statt an seinen Platz zu treten, auf den Obersten zugehen sah.

„Nun, was willst Du!" fragte Gurosloff, über solche Kühnheit erstaunt, indem er das Billet des Fürsten in seine Uniform steckte.

„Herr Oberst vergessen das Corpus delicti, welches ich aus Versehen zerbrochen habe", sagte Bronine mit erkünstelter Ruhe, der die funkelnden Augen widersprachen und hob die Pfeife von der Erde auf.

Der Oberst riß sie heftig an sich und fragte:

„Ist das ein Grund, um von neuem die Disciplin zu verletzen?"

„Möglich, Herr Oberst. Haben Sie mir nicht einmal gesagt, daß Ihr Schicksal von dieser Türkenpfeife, dieser Trophäe Ihrer Vorfahren, der Stalitzen, abhinge? Sehen Sie, die Pfeife ist zerbrochen!"

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich? Nichts", antwortete Bronine und besann sich, daß er vergessen hatte, die Hand an den Tschako zu legen. „Ich wollte den Herrn Obersten nicht eines so werthvollen Familientalismans berauben", fügte er in völlig vorschriftsmäßiger Haltung hinzu und trat dann ruhig an seinen Platz in Reih' und Glied.

Weshalb fühlte sich der tapfere Oberst von einem jener inneren Schauer ergriffen, welche abergläubische Menschen Ahnungen nennen? Es war ihm, als ob der eisige Blick des Soldaten ein Todesurtheil bedeute. Bronine hatte sich nicht zu unnöthiger Heftigkeit hinreißen lassen. Für ihn war der Oberst verurtheilt, er mußte von seiner Hand sterben!

Gurosloff bestieg wieder sein Pferd. Nach beendeter Revue kehrte er in sein Quartier zurück, ohne daß er wagte, sich nach dem Befinden der Prinzessin zu erkundigen. Den ganzen Tag war er schwermüthig, da er an seinem unverhofften Glücke zweifelte.

IX.

Pfeife und Yatagan.

„Es ist schmählich von mir", sagte Gurosloff, „ich hätte den Handel zurückweisen sollen, denn diese Prinzessin wird mich nie lieben. Doch, was thuts, wenn sie nur die meine wird? Alle Weiber sind veränderlich und sie wird den Soldaten vergessen. Würde sie denn je eingewilligt haben, die Frau eines Soldaten zu werden, diese stolze Person? Ich bin ein Narr, mich wegen den Launen eines Weibes zu beunruhigen!"

In diesem Augenblicke fielen seine Augen auf die Türkenpfeife, welche auf dem Divan lag. Zum ersten Male nach jenem Abend im Garten des Schlosses Krakubaa-Meb erinnerte er sich der Ueberlieferungen, welche man in seiner Familie über die Pfeife erzählte und es kam ihm in den Sinn, daß für ihn eine glückliche Zukunft unmöglich wäre, weil dieser Talisman von demjenigen zerbrochen war, der sich seinem Glück in den Weg gestellt hatte.

Ein verächtliches Lächeln des Zweifels folgte der abergläubischen Furcht und um seinen Sieg über dies unsoldatische Gefühl zu bezeigen, warf er das Geschenk Mahomeds IV. heftig auf den Boden, daß es in viele Stücke flog.

„So könnte ich auch den elenden Bronine vernichten, wenn ich wollte", rief er aus. Als aber der Adjutant hereintrat und fragte, was mit Bronine geschehen sollte, erwiederte er:

„Nicht mehr mit exercieren, keinen Dienst thun. Kann Civilkleidung tragen. Laßt ihn laufen, wohin er will."

Der Oberst fürchtete sich vor Alexander, der seinem Glück in den Weg treten konnte und glaubte, wenn er ihn beschützte und seine Gunst erwarb, würde Weratschka ihm den schmachvollen Handel um ihre Hand vergeben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht warf bereits ihre Schatten in das Zimmer einer Isba, welches mit jener Sorgfalt ausgerüstet war, die eine weibliche Hand

erkennen ließ und das eine Menge jener werthvollen Kleinigkeiten enthielt, die nur mütterliche Zärtlichkeit ersinnt.

Man konnte kaum bei den ungewissen Strahlen des Mondes und dem schwachen Schein eines im Vorzimmer brennenden Lichtes die Gegenstände im Zimmer erkennen.

Auf der Erde lag die Uniform eines Soldaten und darauf ein — wahrscheinlich in einem Anfall von Wuth — von oben bis unten zerrissenes Hemd.

Paul, der alte Diener, wagte nichts anzurühren. Stumm und verstohlen blickte er nach der Thür und trocknete sich mit dem Aermel die Augen.

Auf einem türkischen Divan lag Bronine, das Gesicht in ein von der Prinzessin gesticktes Kissen gedrückt; hätte er nicht von Zeit zu Zeit den Kopf erhoben und nach dem Fenster geblickt, um sich über die Tageszeit zu vergewissern, so würde man geglaubt haben, daß er schliefe.

Der alte Paul, der fast sein Mentor war, so sehr liebte er ihn, hatte seit einer Stunde den Entschluß gefaßt, hineinzugehen. Endlich öffnete er leise die Thür und nachdem er eine Zeit lang seinen jungen Herrn schweigend betrachtet hatte, sagte er mit unsicherer Stimme:

„Hier ist ein Brief für Sie; man brachte ihn, als Sie zu der —"

Als ob er über seine eigene Stimme erschrecke, hielt er inne und fuhr dann fort:

„Es war heute Mittag, als die gnädige Prinzessin ihn schickte."

Bronine streckte die Hand aus, ohne den Kopf zu bewegen, nahm das Billet, steckte es in die Brust, aber wagte nicht, es zu lesen.

Traurig entfernte sich Paul und das unheimliche Schweigen kehrte zurück. Eine Viertelstunde später kam er plötzlich wieder in das Zimmer und rief:

„Die gnädige Frau Mutter ist gekommen."

„Sage ihr nichts", erwiederte Alexander aufspringend, dann fiel er wie gebrochen von Scham auf seinen Divan zurück und dachte:

„Sie wird schon alles erfahren haben, denn sie kommt sonst nie so spät zurück."

Paul entfernte die Uniform und das zerrissene Hemd und brachte ein Licht herein. In der plötzlich erleuchteten Kammer fiel Bronines Blick auf das Geburtstagsgeschenk seiner Mutter, welches an der Wand hing, den Yatagan.

Die Scheide des türkischen Dolches war mit neuem Sammet überzogen, die goldenen Zierate neu poliert, die Perlen gewaschen und die fehlenden Steine ersetzt.

Paul nahm das Licht, setzte es in eine Ecke des Zimmers und stellte einen Schirm davor, damit die Mutter die Bläße ihres Sohnes nicht sehen möchte.

„Saschinka, mein Sohn", rief Natalie Stephanowna schon aus dem Vorzimmer mit einer Stimme, der man die höchste Aufregung anmerkte.

Alexander fühlte ein Zittern seines ganzen Körpers und ehe er der alten Dame entgegenging, seufzte er tief auf, statt aller Antwort auf ihren Freudenruf.

„Saschinka, Du bist begnadigt! Hörst Du, mein Sohn?" rief die

glückliche Mutter und flog ihm an den Hals mit jugendlicher Freude. „Der Fürst hat soeben einen Brief aus Petersburg erhalten. Er soll gleich in den Tagesbefehl kommen."

Lange Thränen flossen über die Wangen der guten Dame, welche ihren Saschinka fast mit Küssen erstickte; er aber blieb schweigend und ungerührt bei dieser überschwenglichen Freude, welche das Schicksal ihm wie eine ironische Verhöhnung schickte.

„Beeile Dich, Alexander, wir werden vom Fürsten zum Nachtessen erwartet, er will in Champagner mit Dir anstoßen. O, wie er sich freute! Und die schöne Weratschka, nun, das kannst Du Dir denken, nicht wahr?"

Sie lächelte schelmisch und fragte dann plötzlich:

„Warum so dunkel?"

„O, es ist hell genug, Mutter", erwiederte Bronine und beugte sich auf die Hand, die sie ihm reichte.

„Nun aber laß uns keine Zeit verlieren, der Wagen steht vor der Thür."

„Ich — kann — nicht, Mutter", stotterte der junge Mann. „Ich muß den Oberst sprechen."

„Warum, Saschinka? Quäl Dich nicht um seine Erlaubniß; er ist so gefällig und gut. Und morgen, siehst Du, singen wir zusammen ein Te Deum. O, wie will ich Gott danken für Dich. Aber, mein Sohn, was bedrückt Dich denn noch, Du scheinst mir nicht zufrieden?"

„Ich bin zufrieden, liebe Mutter, sehr zufrieden und warum sollte ich es nicht sein?" sagte Bronine und drückte ihr wieder die Hand.

„Ich weiß nicht, Alexander, aber Du bist so sonderbar."

Von neuem umarmte sie ihren Sohn, als ob sie ihn vor einer unbekannten Gefahr behüten wollte und nun bemerkte sie seine Bläße und fragte mit zärtlicher Besorgniß:

„Du bist doch nicht krank? Hast Du Kopfschmerzen? Hast Du Fieber? Laß michs wissen."

„Ich bin zu viel marschirt heute und bin sehr angegriffen. Doch beruhige Dich, Mama, morgen wird mir besser sein!"

Seltsamer Zwiespalt des menschlichen Herzens! Diesen so sehr geliebten Sohn beunruhigte der Gedanke, seine Mutter in Sorgen zu sehen über seine Gesundheit, während ein entsetzliches Vorhaben, welches ihm das Leben kosten konnte, in seiner Seele wurzelte und sich schon in seinem ganzen Wesen verrieth. Aber Natalie Stephanowna bemerkte nichts. Das Zimmer war dunkel, ihre Augen schwach und ihre Freude zu groß, um etwas Unerwünschtes, Schmerzliches wahrzunehmen. So fand sie es natürlich, daß Alexander nicht mitgehen konnte und hoffte, daß eine ruhige Nacht ihn wieder herstellen würde.

„Aber soll ich denn der Prinzessin nichts bestellen?" fragte sie endlich.

Bronine seufzte und erwiederte dann:

„Sage ihr meine Empfehlung und meinen Dank für die freundliche Theilnahme, die sie mir bezeugt hat."

Zum dritten Male ergriff er die Hand der Mutter und führte sie an seine Lippen. Die gute Dame schloß ihn wiederum in ihre Arme und entfernte sich dann mit den Worten:

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlaſſen.

Nach dem Originalgemälde von Hans Knöchl.

Digitized by Google

„Also morgen, lieber Sohn, gehen wir zusammen zur Messe."

„Ja wohl — morgen", sagte Bronine mit einem letzten, schmerzlichen Lächeln.

Der Wagen rollte davon. Alles war wieder still.

„Geh' zu Bett, Paul", sagte der Fähnrich. „Ich kann mich allein ausziehen."

Eine Stunde später verkündete lautes Schnarchen, daß der alte Diener schlief.

Bronine ging im Zimmer auf und ab, wie ein wildes Thier im Käfig, bald sah er die Wand, bald die Decke, bald das Fenster an und doch sah sein Auge nichts! Plötzlich blieb er vor dem Yatagan stehen und betrachtete ihn mit grausiger Lust. Hätte Weratschka ihn in diesem Augenblick gesehen, sie würde ihn nicht wieder gekannt haben. Entschwunden waren alle seine Träume: die verletzte Ehre ließ ihn die Liebe vergessen und forderte Blut! Alle Gegenstände um ihn her nahmen eine rothe Färbung an. Kein Laut kam über seine Lippen, aber er riß den Yatagan von der Wand und prüfte mit wilden Blicken seine Schärfe.

— — — — — — — — — — — — — —

Als die Glocken von Isrog zur Messe läuteten, füllten sich die Straßen des Dorfes mit Soldaten und Landleuten.

Ruhig flossen die silberklaren Wellen des Flusses dahin; ein sanfter Regen milderte die Strahlen der Sonne und ein Regenbogen spannte seine glänzenden Farben am Himmel aus. Eine sechsspännige Equipage, in welcher man ein elegantes Pariser Hütchen mit wehendem Schleier entdeckte, rollte der Kirche zu, und die Landleute flüsterten:

„Seine Durchlaucht und die Prinzessin!"

Fast zu derselben Zeit verließ auch der Oberst seine Isba. Er sah unruhig und aufgeregt aus. Ehe er weiter ging, wandte er sich an einen Offizier, der ihm folgte, mit den Worten:

„Söhnen Sie mich mit ihm aus, es ist mir durchaus daran gelegen."

Dann ging er, in finstere Gedanken versunken, weiter. Kaum hatte er einige Schritte auf dem Wege zur Kirche zurückgelegt, als er Bronine vor sich sah, ohne Tschako, die Uniform in Unordnung, das Gesicht blaß und von unbeschreiblicher Wuth verzerrt.

Der Oberst blieb stehen und sah ihn unsicher, forschend an, als erkenne er ihn nicht.

„Was willst Du?" fragte er und fügte mit halbem Lächeln sogleich hinzu:

„Ah, Sie sind es, Bronine — Alexander!"

„Sie irren sich nicht, Herr Oberst. Es ist Bronine, Ihr Soldat, der vor Ihnen steht."

„Aber, Sie sind ja begnadigt. Eben habe ich es erfahren und gratulire mir mit Ihnen."

„Ah! Also begnadigt? Nicht mehr Gemeiner, nicht wahr?"

„Nein, mein Freund."

„Ich bin Edelmann, Offizier, Ihr Freund? Sagen Sie, Herr Oberst!"

„Gewiß! und wenn ich Ihnen dienen kann."

„Sie können mir dienen, indem Sie mir Genugthuung für Ihre Beleidigungen geben", unterbrach ihn Alexander mit donnernder Stimme.

Gurosloff erschrak.

„Unmöglich! Vom Obersten gegen den Soldaten giebts keine Beleidigung. Sie sind ein Thor. Kaum begnadigt, suchen Sie wieder neue Verwickelungen? Glauben Sie nicht, daß der Zar zweimal verzeiht!"

„Was kümmert das Sie?" fragte Alexander mit drohenden Blicken.

„Was würde der Fürst, was die Prinzessin sagen, wenn ich ihren Schützling tödtete?"

Der Fähnrich ergriff seinen Arm und rief:

„Mischen Sie nicht den Namen einer Dame in unsern Streit. Dieser Name hat nichts damit zu thun! Treiben Sie mich nicht zum Aeußersten!"

„Ich bin ruhiger wie Sie, junger Mann", sagte der Oberst, „und nehme Ihre Forderung nicht an. Bedenken Sie Ihre Mutter, Alexander!"

„Das ist Feigheit, mich an meine Mutter zu erinnern, um mich zu besänftigen! Kommen Sie, Oberst!"

„Ich schlage mich nicht mit Ihnen."

„Kommen Sie, oder ich stehe für nichts!"

„Sie drohen!? Dann ist es am Ende doch wahr, daß Sie den Adjutanten ermordet haben? Ich schlage mich nicht mit einem Mörder!"

Die Trunkenheit der Rache stieg Alexander zu Köpfe und machte ihn wahnsinnig.

„Gott will es, Gott will es", stieß er hervor, dann ließ er seine Linke mit kräftigem Schlage auf des Obersten Schulter fallen, die Klinge des Yatagan funkelte in der Sonne und schnell wie der Blitz war sie wieder verschwunden. —

Noch immer riefen die Glocken, aber die Kirche blieb leer, denn die neugierige Menge bildete einen weiten Kreis um die unheilvolle Gruppe. Ein rasch herbeigeeilter Offizier hielt den Kopf des Obersten, während ein Arzt, von Blut überströmt, sich bemühte, die furchtbare Wunde zu schließen. Einige Schritte weiter hielten Soldaten den Mörder, der stumm, unbeweglich und theilnahmlos dastand. Plötzlich aber färbte sich sein bleiches Gesicht und Thränen füllten seine Augen. Auf der Schwelle der Kirche erschienen zwei Damen, der Unglückliche erkannte sie. Er konnte seinen Schmerz nicht zurückhalten und rief mit wehklagender Stimme:

„Mutter, Mutter!"

Dann flüsterte er einen Namen, leise, leise, daß keiner ihn verstehen konnte.

X.

Der Shawl-Tanz.

Vierzehn Tage waren verstrichen seit dem Tode des Obersten. In Moskau feierte man dem jungen Kaiserpaar zu Ehren glänzende Feste, während Alexander in dem Militärgefängniß sein Urtheil erwartete.

In der tiefen Stille und Einsamkeit hatte des Fähnrichs Seele sich

gesammelt. Er erinnerte sich aller kleinen Einzelheiten seines Liebeslebens und fragte sich, ob dieses letzte, so ereignißreiche Jahr nicht ein Traum seiner lebhaften Phantasie und ob der Tod, den er stündlich erwartete, nicht eine neue Abwechslung in irgend einer entzückenden und zugleich schreckensvollen Lethargie wäre?

Wenn er aber durch alle die Zweifel und Widersprüche der Vergangenheit das Bild Weratschkas leuchten sah, trat die Wirklichkeit wieder hervor und an dem heftigen Klopfen seines Herzens maß er alle die Opfer, die er, ohne Rücksicht auf den eigenen Ehrgeiz und auf die Thränen seiner Mutter gebracht hatte.

Eines nur machte ihm Schmerz: daß er sterben sollte, ohne die Prinzessin wieder zu sehen!

Eines Morgen, während die ersten Strahlen der Morgenröthe durch das vergitterte Fenster des Gefängnisses drangen, fühlte er einen eisigen Schauer in seinem Herzen. In dem Moment, wo sein Fuß fast schon das offene Grab berührte, fürchtete er, von Weratschka verlassen, von ihr nicht mehr geliebt zu sein.

„Allmächtiger Gott!“ rief er aus, als er von seinem Lager aufsprang. „Sollte die stolze Tochter des Fürsten Muriakin nur den Besieger Tschertokonskys geliebt haben? Sollte ich, nur um ein Traumbild zu umarmen, von der Liebe zum Verbrechen herabgestiegen sein? Soll mein Tod nur ihre Eitelkeit vor der Welt befriedigen? O nein, o nein! Ich kann's nicht glauben, daß sie so treulos ist!“

Weinend ließ er sich auf den Schemel fallen, als sich die Thür seiner Zelle öffnete.

Er erhob sich von neuem und suchte seine Thränen zu verbergen, da er glaubte, seine Henker eintreten zu sehen.

Wunderbare Ueberraschung! Er sah die Prinzessin, schön, strahlend wie an jenem Abend im Winterpalais, als er sie vor den Flammen rettete. Anfangs glaubte er ein Bild seiner aufgeregten Phantasie zu sehen, doch Weratschka kam näher, ein Sonnenstrahl erleuchtete ihr trauriges Gesicht, belebte ihre großen, von dunklen Schatten umgebenen Augen mit seltsamem Ausdruck und übergoß die reiche Fülle ihrer Locken mit goldigem Schimmer.

Sie war mit einer weißen Tüllrobe bekleidet und mit funkelnden Edelsteinen geschmückt. Eine lange blaue Schärpe schlang sich um ihre Schultern und ihre Taille und unter dem Schimmer dieser bezaubernden Toilette erschien sie nur noch blasser und unglücklicher.

Alexander stand stumm, unbeweglich und hielt den Athem an, als ob er fürchtete, die liebliche Erscheinung möchte wie ein leichter Nebel verschwinden.

Die Prinzessin hatte ein Papier zwischen den Fingern, welches sie ihm entgegenreichte. Als Alexander die theure Hand fühlte, fiel er auf die Kniee, dem Himmel dankend, daß er ihn nicht für seine Zweifel bestrafte.

„Ach!“ rief er aus. „Solch' großes Glück, ehe ich sterbe, hab' ich nicht gehofft!“

„Alexander“, sagte leise Weratschka mit schwachem Lächeln, „Du wirst nicht sterben!“

Er betrachtete sie mit Verwunderung, denn das verzweiflungsvolle Gesicht der Prinzessin strafte ihre Worte Lügen.

„Täusche mich nicht", erwiederte er. „Glaubst Du denn, daß ich den Tod fürchte? Als ich Gurosloff tödtete, wußte ich, daß ich mein Leben opferte!"

„Du wirst nicht sterben, Alexander", wiederholte die Prinzessin. „Lies den Brief."

Alexander führte die weiche, weiße Hand leidenschaftlich an seine Lippen und wunderte sich, wie eiskalt sie war.

„Sprich, o sprich, daß ich Deine holde Stimme höre, denn sie verwandelt mein Gefängniß in ein Paradies und macht mich alles vergessen, denn sie läßt mich erkennen, daß es nicht Dein Schatten ist, der sich verstohlen hereingeschlichen hat, sondern meine schöne, leibhaftige Braut."

Die Lippen der jungen Dame bebten, als sie erwiederte:

„Deine Freude benimmt mir den Muth und ich verfluche meine Zunge, weil sie Dir eine Gnade verkündet, schlimmer als der Tod!"

„Schlimmer als der Tod?"

„Der Zar verbannt Dich nach Sibirien!"

„Nach Sibirien!" rief der Fähnrich aus und schlug die Hände zusammen. Also lebenslängliche Verbannung! Trennung für immer! Ja — wohl wäre der Tod besser, denn meine Gedanken würden lebendig bleiben. Jetzt wird meine Liebe mir das Herz zerreißen, meine Augen werden Dich suchen, mein Mund wird Dich rufen und mein Arm sich nach Dir ausstrecken, aber nur eine eisige Wüste werd' ich sehen, nur die Leere werd' ich umarmen!"

Einen Augenblick schwiegen die unglücklichen Liebenden und keiner wagte den andern anzusehen. Endlich flüsterte die Prinzessin:

„Du weißt noch nicht alles: der Zar kennt unsere Liebe. Er hat ein Mittel gefunden, indem er Dich leben läßt und durch Verbannung uns trennt, uns tausendfache Todesstrafe erdulden zu lassen und unter dem Schein der Gnade zu erdrücken!"

„Schmähe meine Richter nicht, Weratschka, denn ich verdiene meine Strafe."

„Du unterwirfst Dich geduldig Deinem Geschick, Alexander, aber Du ahnst nicht, mit welch ausgesuchter Qual man mich lehren will, die Meinung der Welt und des Hofes zu achten, denn ich bin eine Rebellin, die einer strengen Lektion bedarf. Denke nur, während Du in ewige Verbannung ziehst, wo Du todt sein wirst für die ganze Welt, nur nicht für mich, verlangt man von mir, daß ich diesen Abend auf dem Hofball erscheine und in der Quadrille der Kaiserin mit tanze."

Der Gefangene stieß einen Schrei der Ueberraschung und des Schmerzes aus und rief:

„Das ist ja Wahnsinn!"

„Nein", erwiederte kalt die Prinzessin, „das nennt man russische Gerechtigkeit!"

Der Fähnrich seufzte tief und verharrte in finsterm, verzweiflungsvollen Schweigen, während Weratschka fortfuhr:

„Ich werde die Hoffnung meiner Henker zu Schanden machen, denn ich gehe nicht auf den Ball, nicht zu dieser neuerfundenen Strafe, wo man mich den andern Damen als Beispiel vorführen will, ohne daß ich mich beklagen oder auflehnen darf. Ich bleibe bei Dir, Alexander — die

Quadrille der Kaiserin soll mich vergebens erwarten. Laß sie kommen, mich zu suchen, wenn diese milden Richter nicht vor dem Skandal zurückschrecken, den sie selbst angerichtet haben!"

„Weratschka!" rief der Gefangene, der vor der Gefahr der Geliebten sich selbst vergaß. „Weratschka, das darfst Du nicht, Du wärst verloren!"

„Was kümmert mich die Zukunft?" erwiederte die Prinzessin mit trotzigem Stolz. Ueber Freiheit, Leben können sie verfügen, doch meinen Willen beugen, meine Gedanken fesseln und meine Liebe vernichten, das können sie nicht!"

„Aber Dein Vater, Weratschka, Dein Vater! Haben wir das Recht, ihn unseren Herzenswünschen zu opfern?"

„Mein Vater! Er ist so gut, so schwach, so nachsichtig!" sagte die Prinzessin und ließ den Kopf sinken, während ihre Augen sich mit Thränen füllten und tausend Erinnerungen ihr Gemüth durchzogen. Alexander hatte ihr Herz getroffen in dem Augenblick, wo sie alle Schmerzen überwunden glaubte.

Als die Prinzessin ihren Geliebten mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit betrachtete, kam ihm plötzlich ein seltsamer, wunderlicher Einfall:

„Ja, Weratschka, gehe zum Ball; ich wünsche, daß Du hingehest."

„Unmöglich! Ich würde die Thränen so wenig wie den Haß gegen unsere gnädigen Herrscher zurückhalten können, während ich in meinen Ohren das Knarren der Räder, die Dich nach Sibirien bringen, zu hören glaube."

„Du wirst zu jenem Balle gehen, Weratschka, aber ich, der degradirte Offizier, der ewig Verbannte, will mir vorher den Luxus eines letzten Vergnügens gestatten. Jene Glücklichen werden Dich in der Quadrille tanzen sehen, nach Deinen Blicken, Deinen Seufzern lüstern. Auch ich will Dich tanzen sehen! Eine Stunde mußt Du für mich allein tanzen, leichtfüßig, bezaubernd, strahlend wie an jenem Abend, da mein Leben anfing."

„Ich soll tanzen?" rief die junge Dame ganz erstaunt. „Tanzen in dieser Zelle? Bedenke doch, Alexander, daß meine Kniee beben und daß wir kaum Zeit haben uns Lebewohl zu wünschen."

„O, sage nicht nein, Geliebte! Erhöre das Flehen eines Menschen, der sterben muß! Es ist der letzte Sonnenstrahl, den er erfleht, bevor er in die finstere, eisige Nacht der Verbannung steigt. Ich bin eifersüchtig auf alle, die Dich diesen Abend bewundern werden und will in die Wüste mitnehmen das Andenken an eine letzte Freude, an eine Erscheinung, die immer vor meinen Augen bleiben und mich auf der mörderischen Reise begleiten wird."

„Aber sieh doch, wie schwach, wie niedergeschlagen ich bin, Alexander. Woher soll ich die Kraft nehmen?"

„O, wenn Du mich liebst, so mache mir dieses wundervolle Vergnügen zwischen diesen feuchten Mauern, sie werden sich mit Gold und Purpur bedecken, wenn Du die ersten Schritte meines Lieblingstanzes getanzt hast. Nie hat eine Melodie von Mozart oder von Rossini einen solchen Eindruck auf mich gemacht, wie dieser Tanz."

Weratschka konnte nicht länger widerstehen, ein schwaches Lächeln zog über ihr trauriges Gesicht. Sie wand die lange Schärpe von

himmelblauer Musselin von ihrem Körper, löste ihr Haar, befestigte die Schärpe wieder an ihrem bezaubernden Kopfe und ließ die Enden an den Schläfen herniederhängen; dann beugte sie ihren Oberkörper zurück und während sie das leichte Gewebe über die, auf der Brust gekreuzten Arme fallen ließ, sagte sie mit zärtlichem Blick, in dem ihre ganze Seele zu lächeln schien:

„Bist Du mit meinem Gehorsam zufrieden?"

„Weratschka, Du bist schön wie die Engel, die die Gebete der Sterbenden zum Himmel tragen", rief der Gefangene, der in höchster Extase alles um sich her vergaß.

Glücklich, einen Strahl reiner Freude in den Augen des Geliebten glänzen zu sehen, belebte die Prinzessin sich selber zu trunkener Freude. Abwechselnd hüllte sie sich in die Falten des Shawls und befreite sich wieder von ihnen; zuerst beugte sie sich schüchtern und züchtig bis an den Boden, dann schienen ihre Füße kaum die Erde zu berühren, so leidenschaftlich bewegten sie sich, um sich gleich darauf wieder schamhaft aneinander zu schließen.

Alexanders Herz hing an den geringsten Bewegungen der himmlischen Tänzerin, deren leichter und anmuthiger Körper alle Phasen der Leidenschaft darzustellen schien.

„Himmel!", rief der Fähnrich im Uebermaß des Entzückens, der Liebe und Eifersucht aus. „Wie schön ist sie! Zu schön!"

Weratschka lächelte ihm zu wie eine Walküre, flüchtig, unerreichbar, wie in Wolken gehüllt. Die Wirbel des Tanzes hatten sie gleichsam sich selbst wiedergegeben. Sie betäubte ihren Geist, ihre Seele entflog der Erde, welche sie nicht mehr unter den Füßen fühlte; sie war wirklich glücklich, glücklich im Vergessen!

Alexander verfolgte sie mit schmerzlichen Blicken und sagte endlich:

„Barmherzigkeit, Weratschka! Höre auf, es ist zu viel für mich, Du bist zu schön so! Es ist Wahnsinn von mir, ein Glück theilen zu wollen, an dem meine Feinde sich heute Abend ergötzen werden, während ich in die Einsamkeit und das Nichts zurücksinke. Ich bin eifersüchtig auf sie, Weratschka, und — weißt Du, welcher Traum durch mein thörichtes Gemüth zieht, wenn ich Dich so sehe? Ich möchte Dich der Welt, die sich gegen unsere Liebe verschworen hat, streitig machen; ich möchte Dich in meine Arme schließen, so fest, so glühend, daß wir in dieser letzten Umarmung unsere Seelen aushauchten — ich möchte mit Dir sterben!"

Er blickte ihr fest in die Augen, um Ueberraschung, Unentschlossenheit und Angst auf ihrem Gesicht zu lesen, doch Weratschka hatte ihre aufgelösten Haare schon wieder geordnet, ihren wogenden Busen beruhigt und die Schärpe mit den glühenden Händen befestigt, als sie mit bezauberndem Lächeln erwiederte:

„Ich habe dieses schöne Wort erwartet, Alexander, denn auch ich hege diesen Wunsch. Nur so können wir unsere Trennung auf ewig verhindern."

Rasch griff sie in den Gürtel, der ihre Taille umschloß, zog einen Yatagan hervor, der in den Falten ihres Gewandes verborgen war und zeigte ihn dem erbleichenden Geliebten mit den Worten:

„Laß uns so die Vergangenheit sühnen, strafen wir uns mit diesem Dolche und rächen so das Blut, welches er vergossen hat."

Alexander war aufgesprungen und hatte mit grausiger Freude den Yatagan, das unheilvolle Geschenk seiner Mutter, ergriffen. Er zog ihn aus der Scheide und ließ die glänzende Klinge in der Sonne blitzen, während Weratschka betend niederkniete.

Als Bronines Augen aber auf ihre Gestalt fielen, entsank ihm der Muth.

„Nein", rief er mit bewegter Stimme, „ich habe nicht die Kraft, meine Geliebte zu tödten! Armes Mädchen, Du bist unschuldig an meinem Verbrechen! Welches Recht habe ich, mich an einem Geschöpfe Gottes zu vergreifen, welches er mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers ausgestattet hat? Weratschka, Du forderst zu viel von meiner Liebe!"

Kalt, entschlossen erhob sich das heldenmüthige Mädchen und wollte den Yatagan ergreifen, den der Gefangene von sich geworfen hatte, doch Alexander setzte rasch den Fuß auf die Klinge.

„Weratschka", sagte er, „siehst Du denn nicht, daß das Blut des Obersten an dem Yatagan klebt? Dieses Blut erinnert mich an mein Verbrechen und mahnt mich, daß ich meine Strafe verdient habe. O! warum brachtest Du diese schreckliche Waffe hierher? Das ruhmreiche Siegeszeichen meiner Ahnen ist für mich nur ein Zeichen der Schmach und der Schande. Prinzessin, die Liebe hat gewollt, daß ich meiner Familienehre und meiner Soldatenpflicht vergaß und einen Menschen tödtete, der sich nicht wehrte! — Kein Blut mehr, Weratschka, kein Blut mehr!"

Die Prinzessin hatte ihrem Geliebten zugehört, ohne ihn zu unterbrechen und schien in tiefes Nachsinnen versunken. Plötzlich erhob sie mit strahlenden Blicken den Kopf und sagte:

„Wohlan denn, Alexander. Was aber auch sich ereignen möge, trennen soll man uns nicht."

Als Alexander im Begriff war, eine Erklärung dieser seltsamen Worte zu fordern, erschien der Gefangenwärter und benachrichtigte die Prinzessin, daß die Zeit ihres Besuches abgelaufen wäre. Sie konnte nur noch dem Gefangenen die Hand drücken und ihn dann mit den Worten verlassen:

„Welche Macht kann eine Frau von ihrem Manne trennen? Ich habe mein Geheimniß. — Auf Wiedersehen!"

Lange nachdem die Thüre sich geschlossen hatte, wiederholte der Gefangene noch diese letzten Worte und immer und immer fielen sie ihm wieder in den Sinn. Er fragte sich, ob er nicht von neuem geträumt hätte und da warf der Sohn Nataliens sich mit dem Gesicht zur Erde und flehte Gott an, daß alles, was sich in diesen Mauern zugetragen hatte, lebendige Wahrheit sein möchte.

Epilog.

Die Einzelheiten dieser Erzählung sind in der Petersburger Gesellschaft bekannt. Die Prinzessin erschien am Abend auf dem Hofball und tanzte in der Quadrille der Kaiserin. Niemals war sie verführerischer und schöner gewesen. Vergeblich suchten die bösen Zungen eine Spur von Thränen in ihren Blicken, aus denen ein mildes Feuer strahlte

oder die Zeichen tiefen Kummers unter ihrem anmuthigen Lächeln. Selbst der Zar konnte nicht an ihr Unglück glauben, als er die Heiterkeit ihres Blickes und die fröhliche Lebendigkeit ihrer Unterhaltung bewunderte.

Nachdem Ihre Majestäten sich zurückgezogen hatten, verschwand die Prinzessin wie die Heldin eines Märchens, wie eine Fee.

Am andern Morgen wollte man wissen, daß sie während der Nacht im Gefängniß mit dem Fähnrich getraut wäre und im Verein mit der guten Natalie Stephanowna ihn nach Sibirien in die Provinz Tobolsk begleitet hätte.

Der Fürst überreichte dem Zaren einen Abschiedsbrief seiner Tochter, welche, ohne Zeit zum Wechseln ihrer Balltoilette zu haben, zu Fuß den Wagen begleitete, der den Gefangenen fortführte.

Der Zar, mehr erstaunt als gerührt von diesem Heldenmuth, der ihm als Auflehnung gegen seine Autorität erschien, entließ seinen alten Höfling mit den Worten, daß er es als eine große Gnade betrachtete, wenn er die Augen über die Abreise seiner Tochter und Nataliens zudrückte.

Auf ihrer entsetzensvollen Reise, bei strenger Kälte, gelang es den beiden Damen, Alexander zu überreden, daß sie nicht zu beklagen, sondern glücklich wären, mit ihm die Leiden zu theilen. Sie sahen in ihrer Hingebung nichts, als die Pflicht der Mutter und der Gattin und fühlten sich von dem Enthusiasmus der Heiligen und Märtyrer begeistert.

Wir wollen nicht bei der Beschreibung des Lebens verweilen, welches diese drei Unglücklichen in der sumpfigen Steppe führten, fünf Meilen von jeder Wohnung, ohne irgend andere Hilfsquellen, als die geringen Erträgnisse der Jagden Alexanders inmitten von Schnee und Eis. Die Wahrheit würde die Grenzen der Einbildung überschreiten.

Sieben Jahre hatten sie in dieser schrecklichen Verbannung zugebracht, als der Fürst Muriakin es wagte, dem Zaren einen neuen Brief seiner Tochter zu überreichen, in dem sie in einfacher, aber beredter Weise das Elend schilderte, von dem man in sonnigen Ländern keinen Begriff hat. Sie klagte nicht um sich, sondern um ihren, vom Elend niedergebeugten Mann, die alte Natalie und zwei Kinder, die mehr der Schmerz, als die Freude der Eltern waren.

„Ich wundere mich", sprach der Zar, „daß man mir von einem Schuldigen spricht, der zweimal die Gesetze seines Landes verletzte. Gnade gegen ihn würde Schwäche sein."

Weratschkas und Nataliens Namen erwähnte er nicht. Hatten sie sich nicht ihr Schicksal selbst bereitet?

Sultan Mahmud.

Wie ein Meteor am Himmelsgezelt,
Erſchien im Oſten der leuchtende Held,
Der Alexander dem Großen gleich,
Bis Indien dehnte ſein Herrſcherreich,
Mahmud der Sultan von Gazna.

Doch milde ſein Feuer der Menſchheit glüht,
Auf ſeinen Spuren nur Segen blüht,
Und ſchöner als Siegesherrlichkeit
Umſtrahlt der Ruhm der Gerechtigkeit,
Mahmud den Sultan von Gazna.

Auf ſeinem Heerzug nach Hindoſtan
Hielt raſtend er in Genauge an,
Da warf ſich vor des Beſiegers Thron
Verzweifelt wieder ein Landesſohn:
„O hör' mich, Sultan von Gazna!

Ein Söldling drang in mein armes Haus,
Verdrängte mich mit Gewalt daraus,
Verpraßt' mein Gut — hat mein Weib bethört —
Straf' ihn! — Entlaß mich nicht ungehört —
O großer Sultan von Gazna!"

Nun ſchildert er auf des Sultans Geheiß,
Des Buben Geſtalt, ſeine Art und Weiſ',
Und der Stimme Klang — da flüſterts der Troß
„Prinz Juſſuf — der ſchlimmentartete Sproß
Des edlen Sultans von Gazna."

Der Fürſt erbebet — ſein Auge rollt —
Die Rede zürnend wie Donner grollt:
„Bot er dem Recht — dem Geſetze Hohn —
Den Tod ihm! — Und wär's mein eigener Sohn —
So wahr ich Sultan von Gazna!"

Drauf Tag und Nacht im verſchloſſenen Zelt
Kniet betend und faſtend der herrliche Held,
Um Morgengrauen, wie Sturmesbraus,
Zieht ein Reiterſchwarm vom Lager aus,
Voran der Sultan von Gazna.

Vor des Landmanns Hütte machen ſie Halt.
„Des Weibes Buhlen erfaßt mit Gewalt,
Und ohn' Erbarmen, wer er auch ſei,
Bringt mir des Schuldigen Haupt herbei!"
Befiehlt der Sultan von Gazna.

Kaum wich noch der Morgenröthe die Nacht,
Ein Stoß — ein Schrei und — es iſt vollbracht.
Die Schar der Schergen, ſie kehrt zurück —
Bleich harret, mit Todesangſt im Blick
Mahmud der Sultan von Gazna.

Des Frevlers Haupt, das vom Blute noch fließt,
Wird, rumpflos auf eine Lanze geſpießt,
Vor Mahmud geſenkt — dann rollt es zu Grund —
Da öffnet ſich zum Gebete der Mund
Mahmuds des Sultans von Gazna:

„Mein Sohn nicht — es iſt nur ein niederer Knecht —
Nicht richten durft' ich mein eigen Geſchlecht —
Dank Allah! der ſolches mir erſpart."
Und eine Thräne rinnt in den Bart
Dem mächtigen Sultan von Gazna.

„Hier, Mann, nimm die tauſend Denare Gold —
Sei Dir auch immer das Schickſal ſo hold! —
Rief freudig der Fürſt und ſpornet ſein Roß
Wie der Wind hinſauſet mit ſeinem Troß
Mahmud der Sultan von Gazna.

A. Forſtenheim.

Konversation auf dem Lande bei Alten und Neuern.

Eine uralte Fabel, diejenige von der Stadtmaus und der Landmaus illustrirt den Abstand zwischen dem unruhigen Stadtleben und dem ruhigeren Landleben; bei den Römern weist ein vielseitig gebildeter Kenner der Oekonomie (Varro) in seinen vom Ackerbau handelnden Dialogen darauf hin, daß das Land uns von der göttlichen Natur gegeben ist, die Städte durch menschliche Kunst erbaut werden. Aus diesem natürlichen Unterschied zwischen Land und Stadt erwuchs im Laufe der Zeiten ein socialpolitischer Gegensatz. Wollte in Deutschland doch ein dem Parlament angehöriger Landjunker, jetzt der bedeutendste lebende Staatsmann, die großen Städte (als Herde der Demokratie) am liebsten vom Erdboden vertilgt haben, was ihm zeitweilig den scherzhaften Beinamen Poliarkates, Städtezerstörer, eintrug. Man hätte meinen sollen, daß das Zeitalter der Eisenbahnen, welche die Wechselbeziehungen zwischen den beiden bewährten Faktoren doch vermehrten, beschleunigten und erhöhten, den Gegensatz beider verringern würde. Läßt in deutschen Landen aber das Hervortreten provinzieller (meist von Gutsbesitzern geleiteten) Bauernvereine, sowie der Agrarier nicht eher auf eine Verschärfung als eine Verringerung schließen? Vielleicht ist dort der natürliche Abstand mehr als bei andern Kulturvölkern, bei Römern, Italienern, Franzosen und Engländern durch gewisse nationale Besonderheiten, eigenthümliche Erscheinungen zu einem socialen Gegensatz geworden. Nach dieser Richtung hin ist es von Interesse, der Konversation auf dem Lande bei Alten und Neuern nachzuspüren, soweit solche sich in den wenigen hier einschlagenden Dialogen wiederspiegelt.

Bei den dem Ackerbau zugewandten Römern war der Abstand zwischen Land und Stadt kein über die natürliche Verschiedenheit hinausgehender. Als Horaz einmal auf seinem Gut Besuch von einem durch Vermögensverluste philosophischen Studien zugeführten Kaufmann empfängt, zeigt dieser sich als stoischer Sittenlehrer und charakterisirt mancherlei thörichte Stadtrömer, z. B. einen jugendlichen Verschwender, der eine kostbare in Essig aufgelöste Perle hinunterschlürft, und einen Liebesnarren. In solchem moralisirenden Spott über die Hauptstädter berührt der zu ihnen gehörende Gast sich mit seinem, das einfache Landleben liebenden Wirthe. Diesen kennzeichnet auch seine abendliche Tischunterhaltung mit Landbewohnern. Da sprach man nicht (wie in Rom) von fremden Häusern und Gütern, noch von einem berühmten Tänzer — Theaterverhältnisse beschäftigen die Städter selbstverständlich mehr als Landbewohner — vielmehr erörterte man allgemein interessante Fragen: Ob Reichthum oder Tugend den Menschen glücklich macht? Ob Bedürfniß oder Vernunft die Bande der Freundschaft

knüpft? Gelegentlich tischt ein Nachbar ein Märchen auf. Bei Erwähnung eines reichen Mannes, dem der Reichthum nur Mühen bringt, erzählt ein anderer Nachbar die zu Eingang erwähnte, schon den Griechen bekannte Fabel, die er ohne Zweifel irgendwo gelesen — es ist ein kleiner Erzählungen-Picknick mit gemächlichem Redetempo. Aus späterer Zeit haben wir Gutsdialoge von dem größten Kirchenvater, Augustinus, welcher längere Zeit hindurch die ländlichen Arbeiten auf einer bei Mailand belegenen Besitzung eines Freundes beaufsichtigte und nebenbei seinen geliebten Virgil studirte. Er hält dort mit mehreren Verwandten und Bekannten (darunter dem Sohn eines reichen Gönners) Unterredungen, eine über das selige Leben, und zwar bei schönem Wetter auf einer Wiese unter einem Baume sitzend, bei schlechtem in einer Badehalle auf- und abwandelnd. Der dichtende Gutsbesitzer und der mit gelehrten Studien beschäftigte Inspektor zeugen für die Einfachheit der damaligen Feldwirthschaft, lassen in ihren Gutsdialogen eine moralisirende Betrachtung der Dinge als Charakteristikum der Konversation auf dem Lande erkennen. Hier erscheint der Mensch ja auch vornehmlich als Empfänger göttlichen Segens, ist auf Unterordnung unter ein höheres Walten besonders hingewiesen.

Bei den Italienern entspricht dem ein Gutsdialog Tassos. Der zu Pferde von Urbino gen Turin reisende Dichter wird unterwegs wegen Unpassirbarkeit eines Stromes von einem ihn höflich anredenden jungen Nimrod auf verbindliche Art nach dessen väterlichem Schloß eingeladen. Daselbst heißt der vom Felde heimkehrende Gutsbesitzer den Fremden, ohne weiter nach den persönlichen Verhältnissen zu forschen, willkommen. Bei dem Abendimbiß knüpft er an Citate aus Virgil und Petrarca die Bemerkung, daß er gleich dem von diesen beiden Dichtern erwähnten Landmann den Tisch mit ungekauften Speisen besetze; Gott sei Dank, werde ihm alles reichlich von seinen Besitzungen geliefert, welche er in vier Theilen bewirthschafte: Getreideland mit einigem Weinbau, Wald, Weide und Gartenland. Da habe jener, meint der Fremde, nicht nur den Virgil, sondern auch den Varro studirt. Demnächst unterhalten Wirth und Gast sich über des ersteren Wunsch, seinen ältesten Sohn zu verheiraten, sowie über einzelne Gegenstände aus der (schon zu Plutarchs Zeiten von Tischgenossen behandelten) „Homerischen Philologie" — so über die Fleischnahrung der homerischen Helden — und im Hinblick auf die zum Nachtisch dienenden Früchte über die verschiedenen Jahreszeiten. Der Wirth bringt den Gast zum Schmunzeln durch Bezugnahme auf des Torquato Tasso Schrift über die Frage, ob der Sommer dem Winter vorzuziehen, kommt nach der ihm entgegengebrachten Erörterung darüber, ob die Welt im Herbst erschaffen worden, auf die Vermuthung, daß er den berühmten Dichter vor sich habe und will nun dessen Urtheil über die Pflichten eines guten Hausvaters hören; er theilt eine hiervon handelnde Rede seines verstorbenen Vaters dem Gaste mit. So weiß ein geistig regsamer italienischer Gutsbesitzer auf seinem Landsitz schlichte Lebensweisheit gegen interessante schönwissenschaftliche Reden eines gelehrten Städters auszutauschen; das läßt auf ein gutes Verhältniß zwischen Land und Stadt schließen.

Ein solches ist bei den Franzosen um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts — wenn auch Provinz und Paris, hier wiederum Hof

und Stadt aufeinander eifersüchtig waren — nach einem ergötzlichen Gutsdialog von Agrippa d'Aubigné (dem Großvater der Frau von Maintenon) gleichfalls anzunehmen. Ein in Nordfrankreich ansässiger patriotischer Baron sieht eines Tages einige Herrschaften vom Lande, sowie mehrere Städter zu Mittag bei sich und wirft nach Tisch die Frage auf: warum es mit dem Staat so schlecht stehe und wie da wohl zu helfen sei — gegenwärtig bei uns vielleicht auch zeitgemäß. Einer sucht das Unheil in den verwirrten religiösen Zuständen, ein anderer in den socialen, ein Bezirkspräsident darin, daß er nicht Kanzler sei; ein hinter den übrigen stehender Theatertänzer findet das Uebel in mangelnder Pflege der edlen Tanzkunst. Eine Dame hebt hervor, wie glücklich England unter dem Scepter der Königin Elisabeth und verspricht sich für Frankreich dasselbe von einer Herrscherin. Der Wirth vergleicht diese Anschauung derjenigen eines wunderlichen Kleinstädters, welcher alles Elend von mangelnder Anwendung der Pimpinellwurzel herleitet. Als ein Lexikograph den Niedergang des Staats (unter Berufung auf einen dörflichen Philosophen) dem Mangel an guten Grammatiken zuschreibt, fährt der Baron mit der seltsamen Behauptung dazwischen, alle Mißstände entsprängen daraus, daß der kleine Adel die großen Herren nicht genug in Ehren hält — ähnlich dachten ja spätere Granden, so der Memoirenschreiber Herzog von Saint-Simon. Die Gesprächsgenossenschaft des standesbewußten aber keineswegs exklusiven Barons weist so verschiedene Elemente aus Stadt und Land auf, wie sie auf einem deutschen Gutshof wohl nie vereinigt zu finden.

Bei den Engländern läßt das Verhältniß zwischen jenen beiden Faktoren sich nach Shaftesburys „Moralisten" dem altrömischen gar wohl vergleichen. Dieser geistreiche, liebenswürdige Lord ist ein Vorläufer der vielen modernen Peers, welche die Verwaltung ausgedehnter Besitzungen mit publicistischer Thätigkeit zu verbinden verstehen; so hatten in einem Heft der Zeitschrift „das 19. Jahrhundert" geschrieben: über isolirten Freihandel, der durch Interesse an deutschen Heereseinrichtungen bekannte Herzog von Manchester, über die revolutionäre Partei, der vielgereiste scharfsichtige Graf Dunravea und über erbliche Gesetzgeber, der liberale Marquis von Blandford. In Shaftesburys Moralisten sieht ein gelehrter Gentleman auf seinem Landsitz eine große Zahl von Personen bei sich und vernünftelt mit einem Gast über Gegenstände der Moral bei einer gemeinsamen Fahrt durch den Park und nach dem Forteilen der feinen Welt des Abends vor dem Schloß. Sodann erzählt der Gast dem Wirth von genußreichen populärphilosophischen Gesprächen, die er bei einem Freunde auf dessen Gut während eines zweitägigen Aufenthaltes gehabt. Bei Tisch hätten sie mit einigen Fremden sich zuerst nur von Neuigkeiten und gleichgiltigen Dingen unterhalten, hierauf aber über Freundschaft, Mäßigkeit, Tugend — diese Erörterungen erinnern an die von Horaz in seinem „süßen Versteck" gepflogenen.

Im deutschen Schriftthum verlebendigt ein Hebelsches Gedicht uns die Konversation kleiner an die Scholle gebundener Leute, nämlich zweier junger nachts wachender Feldhüter, welche sich zuerst mit Gesängen unterhalten. Dann spricht des Müllers lockiger Heinrich zu des Meiers munterem Fritz: er esse gern Eier in Butter und Speckkuchen erst recht

— die Genüsse des Gaumens sind ja manchem Gutsbesitzer wichtiger als diesem Feldhüter — doch könnt' er das alles vergessen, wenn er den Fritz so lieblich singen höre; komme er erst heim und finde er, was jener irgend gern habe: gelt! so nehme Fritz, was er besitze: vier neue weltliche Lieder, darunter das vom Doktor Faust; er habe sie neu auf dem Markt gekauft. Hier werden wir an die „kulturelle" Bedeutung des städtischen Jahrmarktes für die Landbevölkerung gemahnt. Fritz verspricht dem Heinrich ein Heiligenbildchen; der möge es seiner Käthe bringen und ihr sagen, wies ihr ums Herz ist. Wie wohlthuend berührt uns diese ländlich-treuherzige Unterhaltung im Gegensatz zu den frivolen Reden, welche wir in der „Wildniß" frechen Großstadtlebens mit ihrem „Wust verfeinerter Verbrechen" von frühreifen Burschen hören müssen. Einen weniger friedlichen Charakter trägt nach Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" die höhere Konversation auf dem Lande. Als eine, vom linken Rheinufer vor den Franzosen geflüchtete Baronin im Jahre 1793 — nachdem die letzteren zurückgedrängt, Frankfurt befreit, Mainz eingeschlossen worden — ihren Aufenthalt wieder auf ihrem am rechten Rheinufer belegenen Gute nimmt, hat ihr leicht erregbarer Neffe Karl, dereinstiger Erbe eines größeren Landbesitzes, einen politischen Streit mit einem, dort als Gast weilenden angesehenen Herrn aus der Stadt, einem weltmännischen Geheimrath; er greift diesen persönlich an und vertreibt hierdurch, zum Kummer seiner Tante, den würdigen, alten Beamten sammt Frau und Töchtern. Wie sticht solcher Mangel an gesellschaftlicher Bildung doch gegen das bescheidene zurückhaltende Wesen ab, mit welchem die Söhne des von Tasso geschilderten Gutsbesitzers den Reden älterer Männer zuhören. Karls Auftreten gegenüber dem Geheimrath ist charakteristisch für manchen Landbewohner Abneigung wider die ihnen nicht unmittelbar nützenden Beamten, überhaupt alle Männer, welche „bei Feder und Tinte groß geworden sind" (die „Federfuchser" oder „Tintenmänner"), auch dafür, wie leicht auf Gutshöfen Streit und Feindschaft aus politischen Erörterungen hervorgeht. Diese werden unter den „Ausgewanderten" nun seitens der Baronin verbannt. Deren älteste Tochter Luise (verlobt mit einem Offizier der „alliirten Armee") macht dem gegenüber darauf aufmerksam, wie es dem kleinen Kreise sonst schon an Unterhaltungsstoff gemangelt, weil nicht so täglich, wie in der Stadt, ein armes Mädchen zu verleumden, ein junger Mann zu verdächtigen gewesen sei — Goethe fand, als Besitzer eines Freiguts, die „Gevatterin" auf dem Lande weniger gehässig, als in der Stadt, mehr den Empfindungen natürlicher Antipathie und Sympathie entspringen — man habe dann wenigstens doch noch politische Kannegießerei treiben können. Als der Hausfreund der Familie, ein alter Geistlicher, welcher früher lange zu Neapel gelebt, mit merkwürdigen „Privatgeschichten" aus einer, seinerseits angelegten Sammlung aushelfen will, begegnet das „lebhafte, in guten Tagen herrische" Dämchen (nach dem Urtheil der Baronin selbst) ihm hart und unfreundlich. Karl und Luise erscheinen als Repräsentanten zweier Typen: des Majoratsschlingel, welcher im Bewußtsein bedeutenderen Besitzes sich zuweilen über schuldige Rücksichten hinwegsetzt und des dumm-vornehmen Landfräulein. Der Städter sieht ersteren in exklusiven Zirkeln der Residenz, das letztere in provinziellen See-

bädern an derjenigen Wirthstafel eines größern Gasthofs, an welcher die Gutsbesitzer (nach dem Ausspruche eines märkischen nichtadeligen Grundeigners die „Vicekönige des Landes") mit ihren Familien unter sich sitzen — es ist eine Ausschließlichkeit, die zuweilen einen demonstrativen Charakter annimmt. Die „Ausgewanderten" unterhalten sich zuletzt (ähnlich den Tischgenossen des Horaz) mit Erzählungen, die für eine gewisse Belesenheit sprechen. Treibt der, die geistigen Genüsse der Großstadt entbehrende Gutsbesitzer, doch vielleicht mehr Lektüre, als der Durchschnittsstädter mit seinem in der „guten Stube" stehenden Glasschrank voll unberührter Klassiker; läßt indeß mancher nicht eine richtige Auswahl der Bücher, sowie die für die Konversation so förderliche Verarbeitung des Gelesenen zuweilen vermissen? Und wo findet sich der in England heimische „publizistische Großgrundeigner", welcher sogleich dem verstorbenen, als echter Yorkshire-Mann gerühmten Premierminister Derby, dem allgemein anerkannten Uebersetzer der Ilias, eine einsichtsvolle Vertretung der Interessen der engern Heimat mit einer umfassenden in den Dienst der Nation gestellten Bildung vereint? Sind nicht lediglich kleine Ansätze zu diesem Grandentypus vorhanden?

Nach dem von uns gemusterten Gutsdialogen liegt zu Tage, daß der Gegensatz zwischen Land und Stadt im alten und neuen Italien, in Frankreich und Großbritannien geringer erscheint, als im deutschen Reich. Möchten hier die beiden Faktoren ihn durch wechselseitige Annahme der trefflichen Seiten ausgleichen und nach dieser Richtung hin dem vermeintlich allein „werkthätigen" Theil der Bevölkerung mit gutem Beispiel vorangehen, damit dem vaterländischen Boden allmählich die zarte Pflanze socialen Friedens entsprieße.

F. v. S.

Die Kreuzesabnahme.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Die Kreuzesabnahme von Peter Paul Rubens, dem größten Maler der Niederländer, gehört zu den berühmtesten und schönsten Bildern aller Zeiten. Sie ist im Dom zu Antwerpen — in dieser Stadt hat Rubens zweiunddreißig Jahre, (von 1608—1640) gelebt — zu sehen und gilt als Rubens Meisterwerk. In einem geöffneten Altarschrein des Antwerpener Doms bewundern wir das berühmte Bild, welches, wie Göpel sagt, durch die Harmonie der Gruppirungen und den fast venetianischen Zauber der Farbe anzieht. Der Leichnam Christi zeigt noch den Todeskampf. Die auf den obersten Sprossen der Leiter sich Ueberbeugenden haben den theuren Todten vom Holz abgelöst und lassen ihn an einem Leintuch hinuntergleiten. Einer hält den Zipfel noch mit den Zähnen fest, der andere, über das Marterholz gebeugt, mit den Armen. Der Jünger, den der Herr lieb hatte, Johannes, nimmt, den rechten Fuß auf der untern Leitersprosse, den sanft herabgleitenden Leichnam auf seine Arme und blickt dabei schmerzlich die drei klagenden Frauen an. Maria steht halb aufrecht und erhebt, wie zum Schutz gegen das Herabfallen die Hand und das thränenschwere Haupt. Die anderen beiden Frauen, darunter Maria Magdalena — das Porträt einer echten Niederländerin — sind zur Erde gesunken, Maria Magdalena stützt den linken Fuß des Todten mit ihrer vollen Schulter. Auf der Leiter stehen noch Nikodemus und Joseph von Arimathia und vervollständigen so das großartige Bild.

Salonpost.

Marie S . . . . . n in Braunschweig. In Ihrer „Verlorenen Jugend", die übrigens von recht tiefer Empfindung zeugt, scheint auch das Gefühl für Metrik verloren gegangen zu sein.

Paula G. in E. Trennung droht, wie Hamerling treffend sagt, keinem Liebesbunde, so lange nur Gründe, und nichts anderes, demselben entgegenstehen. Ein Herzensbund kann ernstlich nur ohne einen Grund, den man in Worte fassen könnte, gelöst werden, wie er im natürlichen Lauf der Dinge auch nur ohne einen Grund, der sich in Worten angeben ließe, geknüpft werden kann.

K. v. Sch. Allerdings giebt es auch in Berlin „Bohémiens", und sie unterscheiden sich nicht viel von den Parisern. Albert Brockhoff hat dieses Berliner „Zigeunerthum" einmal drastisch geschildert. In demselben finden wir Studenten aller Fakultäten, Hauslehrer aller Schattirungen, Bildermaler, die lieber sterben als Schildermaler werden, Musikanten der allerfernsten Zukunft, ehemalige Referendarien und Doktoren der Medizin, die für ihr reiches Wissen vergeblich Konsultanten suchen, Schauspieler mit chronischer Heiserkeit, Photographen, denen der Gerichtsvollzieher nichts im Atelier gelassen hat, als den nackten Sonnenschein, und andere. Sie alle scheuen nicht die Arbeit, sie hassen nur den Zwang, die Regel, die Unfreiheit. Mancher von ihnen ist bereit, sobald ihm eine geeignete Aufgabe gestellt wird, sich viele Tage und Nächte derselben mit eisernem Fleiß zu widmen, aber täglich sechs Stunden Thätigkeit in einem Bureau scheinen ihm ärger, als die Arbeit des Sisyphus. Der Zigeuner ist immer heiter, genügsam zur Zeit der Ebbe, nicht mäßig bei der Flut. Durch seine gute Laune muntert er viele andere auf, selbst witzig, und anderen den Anlaß bietend, witzig zu sein. Er ist nicht Feind des Staates, noch der Kirche, noch der Familie, er bittet nur alle drei, ihn ungeschoren zu lassen. Frauenminne schätzt und besingt er, aber er umgeht in weitem Bogen den Standesbeamten. Erworbenes oder vom Glücke Erhaschtes theilt er brüderlich mit dem Kumpan, und er vergißt diesen nicht, wenn das Glück ihn selbst den Zigeunerkreisen gewaltsam entreißt und in ein warmes Nest setzt.

Joseph L. in Wien. (K. Schwarz.) Da kommen wir zu sehr auf das Gebiet der dramatischen Technik. Die gemeinsame Arbeit mehrerer Autoren an einem Theaterstück, wie sie in Frankreich Mode ist, könnte, wenn sie mehr als bisher kultivirt würde, auch in Deutschland, Gutes schaffen. Als Victor Hugo sein Drama „Marion Delorme" 1829 dem Theaterdirektor vorlesen sollte, war dieser eben todmüde von der Jagd zurückgekommen. „Sie schlafen ja schon stehend!" rief der verzweifelte Dichter. „Ihr Drama soll mir eben den Schlaf vertreiben, wenn es was taugt!" antwortete der Praktiker, um nach der Vorlesung zu urtheilen: „Da Ihr Drama mich nicht einschlafen ließ, so ist sein Erfolg gesichert, denn das Mittel der Ermüdung ist probat." Dieser Vorfall ist in Frankreich seitdem typisch geworden; jeder Autor setzt sich als Aufgabe, einen todmüden Leser oder Hörer am Einschlafen zu hindern; er überbietet sich in Unerhörtheiten und Stimulantien, aber er erreicht seinen Zweck. Zu dem Zweck macht er unbedenklich ein Compagniegeschäft mit einem zweiten oder sogar dritten. Der Deutsche ist ein geborener Separatist und ordnet sich keinem andern unter. Und doch wäre die Genossenschaft ein Gewinn, wenn der eine seine Einfälle mit denen des andern kombinirte. Da ferner jeder Deutsche ein geborener Kritiker ist, so würde er sogleich die Fehler des andern entdecken und auf ihre Abstellung dringen.

A. W. in Erfurt. Leider ist es auch Ihnen nicht recht klar, was ein Dichter ist und sein soll. Gleichwohl sprechen Sie, indem Sie Ihre Verse offeriren, über alle ab, die nach Ihrer Meinung „nur den Erfolg und nicht das Talent gehabt haben. Zu einem Dichter gehöre nichts weiter als Talent." Das klingt sehr geistreich, sogar geistreicher als Ihre Verse, aber bedenken Sie gefälligst:

Viel zu wissen geziemt und viel zu lernen dem Dichter,
Ach, für seinen Beruf däucht mir das Leben so kurz.
Denn er kenne die Welt und ihre Geschichten, er gehe
Bei den Alten mit Lust wie bei den Neuen zu Gast.
Fremde Länder und Sprachen erforsch' er mit willigem Eifer,
Sei im Norden und sei unter den Palmen zu Haus.
Aber vor allem versteh er das Herz und die ewige Leiter
Seiner Gefühle; die Lust kenn' er und kenne den Schmerz.

Neueſte Moden.

Nr. 1 bis 3. Anzüge für Mädchen von 5 bis 8 Jahren.

Nr. 1 u. 3. Mädchen von 6 bis 8 Jahren. (Rück- und Vorderanſicht.) — Anzug von roſa und marineblauer Voile. Der runde Rock iſt in Quetſchfalten gelegt, welche durch eine zackig angeſetzte marineblauſeidene Litze gehalten werden. Die durch fünf

Nr. 1 bis 3. Anzüge für Mädchen von 5 bis 8 Jahren. — Nr. 3 u. 5 ſind Rück- und Vorderanſicht.

Paſſementerieoliven bis unter die Taille geſchloſſene Caſaque öffnet ſich unten über ein angeſetztes Jäger-Gilet von marineblauer Surah, das an den Schooßecken etwas auseinander tritt und mit einem marineblauen und roſa Galon eingefaßt iſt. Die Contouren der Caſaque, des viereckigen Kragens, der Taſchen und der Aermelaufſchläge ſind mit einem gleichen, nur weſentlich breitern Galon eingefaßt. Auf der

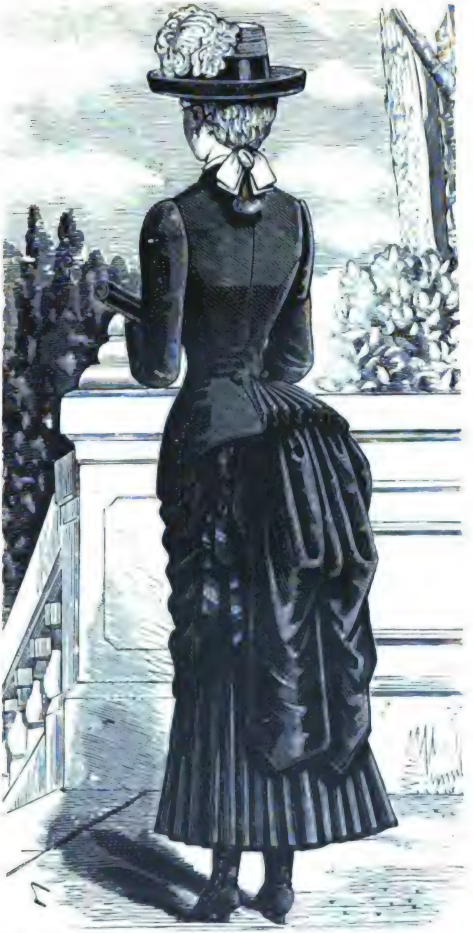
Rückseite eine große Kinderschleife von doppelseitigem blau und rosa Atlas. Dieses Modell kann auch aus gestreifter Serge, Wollenzeug, Zephyrtuch mit dunkeln Spitzeneinsätzen oder Etamingalons am Rande, ausgeführt werden.

Nr. 4. Anzug für ein Mädchen von 16 Jahren. Vorderansicht.

Nr. 2. Mädchen von 5 bis 6 Jahren. — Rock von écrugrauer Surah mit drei kleinen Volants, von denen der obere und untere vom Stoff und der zwischenliegende von granatrothem Ottoman-Sammet ist. Die Taille von granatrothem

Digitized by Google

Ottoman-Sammet iſt auf der Rückſeite halbgeſchweift, auf der Vorderſeite mit nur einem Revers übereinander geſchlagen. Dieſer Revers iſt mit ſchwarzbrauner Spitze bedeckt. Viereckiger Kragen von der gleichen ſchwarzbraunen Spitze und aſſortirte



Nr. 5. Anzug für ein Mädchen von 16 Jahren. Rückanſicht.

Aermelaufſchläge. Ueber die Hüften ein Gürtel von roſa Band, der auf der linken Seite in eine große Schleife geknüpft iſt. Capote von ecrugrauer Surah mit roſa Seide gefüttert und mit granatrothen Schluppen garnirt.

Digitized by Google

Nr. 6. Promenaden-Anzug mit Jarin-Schürze. (Vorderansicht.)

Digitized by Google

Nr. 7. Promenaden-Anzug mit Zarin-Schürze. (Rückansicht.)

Digitized by Google

Nr. 4 u. 5. Anzug für ein junges Mädchen von 16 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)

Plisséerock von marineblauem oder bronzefarbenem Wollenstoff. Die vorn als abgerundete Schürze in tiefe Falten drapirte Tunika fällt auf der Rückseite als legère drapirte Bahn herab. Diese hintere Bahn ist natürlich ein Theil für sich. Das nur mittels eines Knopfes geschlossene Jacket öffnet sich über ein Gilet von weißem Piquet oder Ottomansammet mit einer Reihe Hornknöpfe. Der in Fächerfalten arrangirte Rückschooß ist kürzer als der Vorderschooß. Umgeschlagener Kragen mit kleinen Revers; gesteppte Aermelaufschläge. Der mit Sammet eingefaßte Strohhut ist an der Seite mit einem Federtuff garnirt.

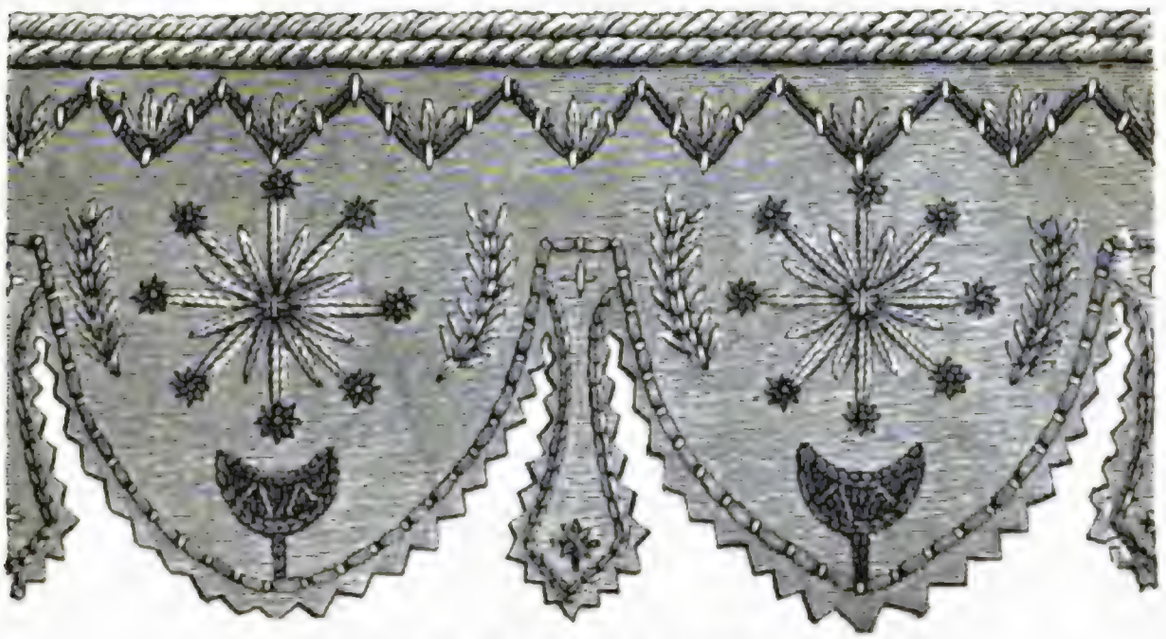
Nr. 8. Ringbehälter. (Mit Dessin.)

Nr 6 u. 7. Promenaden-Anzug mit Zarinschürze. (Vorder- und Rückansicht.)

Der Rock von glattem Grosgrain ist am untern Rande mit einem fein muschelförmig abstehend gefältelten Volant von Glanztaffet garnirt. Einer der elegantesten Theile dieses Anzuges ist die neuerdings fashionable gewordene Zarin-Schürze von broschirtem Seidenstoff mit Chenille-Pompons. Diese lange Schürze ist nur oben gerafft und verliert sich auf der Rückseite unter der Schleppenbahn, deren ebenso originelle als geschmackvolle Drapirung oben auf der Taillenschnebbe mittels eines Phantasiemotivs in Gestalt eines Medaillons gehalten wird. Unter dem drapirten Theil ragt noch eine glatte, nur an den Seiten je eine kleine Falte ergebende Stoffbahn hervor und geht herab bis an den Muschelvolant des Rockes. Das Arrangement dieser Schleppenbahn wird bei Nachfertigung nicht ganz ohne Kopfzerbrechen von Statten gehen, da die Raffungen oder vielmehr Reihungen in der That ganz neu und höchst geschickt erdacht sind. Etwas verkürzen wird es die Bemühungen um eine möglichst getreue Wiedergabe des Modells, wenn nachfolgende Andeutungen beachtet werden. — Die ganze obere Breite ist von der Ecke der

Digitized by Google

hintern Mitte bis zur Ecke der Seitennaht zu reihen und zwar auf 7 cm. Diese gereihte 7 cm. breite Fläche wird von dem Medaillon gehalten. Hierauf ist die Seitennaht mit der Zarin-Schürze zu verbinden und die untere breite Quetschfalte nebst kleiner Falte zu heften. Der abgestufte Fall der Falten wird durch Bänder, die auf der linken Seite angebracht sind, erzielt. Die hintere Mitte ist entweder im Ganzen zuzuschneiden, oder bei mangelnder Stoffbreite durch eine Naht zu verbinden. Taille von Grosgrain mit kurzen Schößen über den Hüften und spitzer Schnebbe auf der Rückseite. Vorn tritt die Schnebbe in zwei Spitzen auseinander. Die bis etwas unter den Ellbogen herabgehenden engen Aermel mit hohen Achseln stecken in langen sächsischen Handschuhen. Vorn auf der Taille Phantasieknöpfe, deren Zeichnung möglichst mit dem Aussehen der Chenille-Pompons auf der Zarin-Schürze harmoniren soll. Gerader Offizierkragen. Schwarzer Strohhut mit breitem Grosgrainband und kleinem Federstutz, nebst einem recht vollen Aigrette auf der Seite. Dieser Anzug kann ebensowohl aus viel einfacheren Stoffen angefertigt werden, wie z. B. die Taille aus glatter Voile oder glattem Caschmir und die Zarin-Schürze aus gedruckter, oder broschirter Voile oder Caschmir. Selbst Leinenstoffe und Battiste, deren es reichliche Auswahl in bedruckten Mustern giebt, lassen sich verwenden.



Nr. 9. Dessin zum Ringbehälter.

Nr. 8 u. 9. Ringbehälter. (Mit Dessin.)

Unsere Abbildung giebt dieses kleine geschmackvolle Nipptisch-Möbel in verkleinertem Maßstabe. Das dasselbe zierende Lambrequin (Nr. 26 wirkliche Größe) von Halbplüsch ist mit einem, in seiner Einfachheit reizenden Motiv im russischen und Lanzettstich gestickt. Das Innere ist mit wattirtem Atlas ausgeschlagen und mit kleinen Flockseide-Pompons geheftet. Zur Garnirung des Randes wird eine mit der übrigen Arbeit harmonirende Seidenschnur gewählt. Das Gestell besteht aus vergoldetem Kupfer. Die Stickerei der sägeförmig gezackten Lambrequinbogen geschieht mit farbiger Cordonnetseide: die kleinen Blumen blau und der Stern weiß, roth und grün. Ueber die kleinen Zäckchen kommt als Randeinfassung ein Boulognerstich in dunkelgelber chinesischer Seide, der mit einem hellgelben Stich umstochen ist.

Nr. 10 bis 12. Kinder-Anzüge für das Alter von 5 bis 12 Jahren.

Nr. 6 u. 8. Für Mädchen von 8 bis 12 Jahren (Vorder- und Rückansicht.) — Der in Röhrenfalten gelegte Taffetrock ist in Leibhöhe durch eine gereihte Puffung unter einer Schleifengruppe etwas zusammengezogen; die Partie über dem Schleifenknoten ist in Molière-Puffen arrangirt. Die vorn bis zur Taille geschlossene Casaque von Grosgrain oder Popeline hat hinten drei glatte Falten und eine prächtige Schleife mit Knoten, Schluppen und Enden. Der Besatz der Ränder, der Casaque, der Taschen, der Aermelaufschläge und des weiten Auslegkragens besteht aus dunkelbrauner, im Renaissancestil gestickter Spitze, welche als Revers glatt aufgesetzt ist. Surahcapote oder Strohhut mit Federn garnirt.

Nr. 7. Mädchen von 5 bis 6 Jahren. — Der Rock von weiß und rosa gestreif-

tem Foulard oder Wollmusselin ist mit drei Plissévolants garnirt. Die Casaque ist vorn unterhalb der Taille offen und tritt weit auseinander. Auf der Rückseite sind die Schöße der Casaque viereckig ausgeschnitten, so daß die stehen bleibenden Seiten

Nr. 6 bis 8. Kinder-Anzüge für das Alter von 5 bis 12 Jahren. — Nr. 6 u. 8 sind Vorder- und Rückansicht.

eine Art Frackschöße bilden, welche je mit fünf Phantasieknöpfen garnirt sind. Den Ausschnitt verdeckt so ziemlich eine Schleife aus breitem Band, bestehend aus Knoten, Schluppen und Enden. Crêmefarbener Richelieu-Kragen, dergleichen Musketieraufschläge. Mattenstrohhut im Korbgeflechtgenre mit Federtuff garnirt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

3 9015 06355 4615

Digitized by Google

Digitized by Google